4°
Per. 6h
Blætter
1859

BIBLIOTHECA
REGIA

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 1. Sonntag, 2. Januar 1859.

Traum und Erwachen.

1.

„Es wird nichts übrig bleiben, als dem Wunsche des Oheims Folge zu leisten. Seine gnädigen Launen darf man nicht ungenützt vorübergehen lassen, sind sie doch selten genug! Und in der That, mir ist es lieb, einmal auf kurze Zeit aus dem guten Neste herauszukommen und ein Stück buntes, bewegtes Leben vor mir ausgebreitet zu sehen. Die Praxis erlaubt es ja auch, mein College Winterberg übernimmt die kleine Schaar Patienten, die mir in dieser kerngesunden Jahreszeit ihr Vertrauen schenkten. Und Du, Vater, Du bist doch einverstanden?"

Der alte Herr, der auf diese Weise um sein Urtheil befragt worden war, schob sich zunächst die große Hornbrille über die Nase zurecht, rückte dem Fenster, an welchem er saß, ein wenig näher, um besseres Licht zu haben und entzifferte erst noch beharrlich die Zeilen eines in seinen Händen ruhenden, offenbar sehr undeutlich geschriebenen Briefes. Als er hiermit glücklich zu Stande war, streckte er dem Sohne die Rechte entgegen und rief, dessen Hand kräftig schüttelnd:

„Freilich, freilich, Herr Sohn! Und dreimaliges Glückauf für den Weg! Das ist keine Kleinigkeit, die man Dir da bietet. Einmal ist der Oheim zwar ein wunderlicher, grillenhafter Mann, aus dem kein Menschenkind klug werden mag. Aber er ist doch ein höchst gelehrter Arzt mit einer riesigen Praxis und als herzoglicher Hofrath und Leibmedicus ein Herr von entschiedenem Einflusse, den man warm halten muß. Numero zwei aber ruft er Dich zur Aushilfe während der Badezeit herbei! Während der Badezeit! — Und wohl gemerkt, Herr Sohn, an einem Orte, dessen Besuch jetzt Mode geworden ist, wo in Folge dessen die vornehme und reiche Welt haufenweise zusammenströmt. Ich war nie in meinem Leben im Bade, war Gott sey Dank! immer frisch und gesund und hatte weder Geld noch Zeit übrig, um beides todtzuschlagen. So viel aber weiß ich, daß Einer dort sein Glück machen kann, wenn er es anzufassen versteht und Muth hat. Ich weiß, was ich weiß, Hermann und darum Glückauf zum Substituten des Herrn Hofrath."

Der Alte musterte dabei den Sohn mit wohlgefälligen Blicken und die Mutter, welche sich ebenfalls hinzugeschlichen und die Verhandlung, deren Gegenstand ihr schon bekannt war, mit löblicher Selbstbeherrschung schweigend angehört hatte, nicht minder. Wer hätte es aber auch den Eltern verargen mögen, daß ihre Augen sich an einem solchen Sohne weideten? Hermann war schlank und doch kräftig gebaut, seine Haltung fest und männlich, der Ausdruck seines Gesichts offen und ehrlich und doch so intelligent. Alle diese Eigenschaften mochte nun zwar seine äußere Erscheinung mit vielen Andern theilen; Eines aber sicherlich nicht: die jugendliche Frische und Reinheit, den hoffnungsvollen Enthusiasmus, welche aus diesen dunklen Augen hervorleuchten und dem Manne, der sich solche Eigenschaften aus den Jünglingsjahren herüber gerettet hatte, den besten und seltensten Schmuck verliehen.

„Gut also," erwiederte Hermann, lächelnd über des Vaters sanguinische Erwartungen und doch erfreut ob der herzlichen Zustimmung, „in zwei Tagen reise ich ab und heute noch melde ich dem Oheim meine Bereitwilligkeit."

Hermann wollte sich nun rasch verabschieden, um noch vor Abgang der Post den fraglichen Brief niederzuschreiben. Allein so schnell ging der Abschied nicht von statten. Vater und Mutter hatten noch so vielerlei zu erinnern, so manche Winke und Andeutungen zu geben, so widersprechende

Vermuthungen und Hoffnungen an den Tag zu fördern, daß noch eine geraume Zeit verfloß, ehe er nur bis an die Thüre der kleinen Ladenstube gelangte. Und von dieser aus trat man nun erst gemeinschaftlich in den Laden — Hermanns Eltern betrieben mit Hilfe eines einzigen alten Faktotums, welches die Thätigkeiten eines einzigen Dispensanten, Commis, Lehrburschen und Marktheifers in seiner Person vereinigte, einen Materialkram im Städtchen — und auch durch diesen engen Raum hindurch geschah der Rückzug nur Schritt für Schritt und mit langen Unterbrechungen. Das Ereigniß erschien den guten alten Leuten zu bedeutsam, um es nicht einer gründlichen und vielseitigen Erörterung zu unterwerfen.

Und als Hermann nebst seiner Begleitung, der sich inzwischen auch das ebenso erfreute Ladenfaktotum mit augenblicklicher Unterbrechung seiner Dütenfabrikation angeschlossen hatte, nun glücklich bis zu der ins Freie führenden Ladenthüre vorgedrungen war, da kam auch noch Goldschmieds Anna hinzu, wie sie im Orte genannt wurde, ein beliebter Gast des Hauses und Hermanns Jugendbekannte und auch diese mußte unter vielen scherzhaften Andeutungen von dem ehrenvollen Rufe erfahren, den Hermann heute erhalten und dem zu folgen er entschlossen sey.

Anna war ungewöhnlich ernst und vermochte nicht, wie sonst, in den heitern Ton einzustimmen. Wie sie sagte, kränkelten ihre Eltern schon seit längerer Zeit und heute sey es auffallender denn jemals, insofern komme ihr Hermanns Abreise nicht ganz erwünscht, so sehr sie ihm außerdem die angenehme Abwechselung gönne.

Hermann suchte das liebe Mädchen, dessen volle Freundschaft er besaß, nach Kräften zu beruhigen und versprach ausdrücklich, ihre Eltern, seine Patienten, der besondern Obhut des Collegen zu empfehlen, obschon er den Zustand der Erstern auch in keiner Weise für besorgnißerregend halten könne.

Anna blieb ernst und einsylbig. Fast schien es, als ob die Heiterkeit der Andern sie verletze. Hermann schob die Schuld auf ihre Befürchtungen wegen der Eltern. Der Alte aber, welcher dann und wann gern durchblicken ließ, daß ihn das kleinstädtische Wesen keineswegs beherrsche und mit Vorurtheilen erfülle und der sich ärgerte, daß die sonst so theilnehmende Anna heute gar so stumm blieb, konnte sich einer bezüglichen Bemerkung nicht enthalten.

„Anna," sagte er, gutmüthig spottend, „geht dereinst mit ihrem Manne nicht in die Bäder, um sich den Hof machen zu lassen und die große Dame zu spielen. Die bleibt hübsch im Lande und nährt sich redlich und wenn Du sie in Zukunft noch zur Patientin haben willst, Hermann, so mußt Du es halten wie sie und darfst nicht herzoglicher Hofrath, Leib- und Brunnenmedicus werden!"

Anna erröthete tief bei diesem Scherze, der auch Hermann — er wußte selbst nicht warum? — unangenehm berührte, so daß er rasch abbrach und nach seiner Wohnung ging. Auch Anna's Besuch währte nicht lange; warum konnte sie doch heute so wenig in die harmlosen Schwärmereien der Alten einstimmen?

Das verstand freilich das kleine vertrocknete Ladenfaktotum mit seiner gewaltigen grünen Schürze weit besser. Die stolzen Worte: „herzoglicher Hofrath, Leib- und Brunnenmedicus" kamen ihm den ganzen Abend nicht aus den Gedanken und wenn auch nicht unmittelbar eingeweiht in die seligen Träume des Hauses, empfand er es doch — Dank einem vortrefflich ausgebildeten Gehörsinne — den entzückten Eltern nach, daß aus diesem Laden wohl unendlich Größeres hervorzugehen bestimmt sey, als die Kaffee-, Zucker und Gewürzdüten, die er mit fleißiger und kunstgeübter Hand jetzt wieder zusammenkleisterte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Heirathsgesuch.

Die Zeitungen enthielten so häufig Heirathsgesuche, ich hörte von so mancher Ehe, welche auf diesem Wege abgeschlossen worden, daß ich beschloß, den Versuch zu machen, durch die Beantwortung solcher Anträge für meine Nichte einen Lebensgefährten zu finden. Das Mädchen zählte bereits sieben und zwanzig Jahre, war unzufrieden mit ihrer Lage, fühlte eine Leere, die Nichts ausfüllen konnte und fand nirgends Ruhe; es war daher zu hoffen, daß die Ehe und was sie mit sich führte, ihr ein Gängelband biete, das sie Geduld und Ergebung lehre, selbst während sie noch auf ein überschwängliches Glück rechnete. Sie hatte die neue Heloise gelesen und suchte einen St. Preux; indessen läßt sich ein solcher in jetziger Zeit nicht einmal vor, viel weniger nach der Hochzeit finden.

Was mir bei der Ausführung meines Planes noch im Wege stand, waren die Anforderungen an ein Vermögen. Selten nur fand sich ein

Heirathsgesuch, welches ohne diese Bedingung schloß. — Ein Uebelstand ist es nun allerdings nicht zu nennen, wenn eine Frau auch ihren Theil zur Bestreitung der Kosten eines Haushaltes beiträgt und besser wäre es in der That, wenn dies in allen Verhältnissen stattfinden könnte, schon weil dadurch eine gewisse Abhängigkeit von dem Manne wegfiele, welche meistens drückend, ja oft unleidlich ist; doch findet man gerade in Deutschland der unvermögenden Familienväter zu viele, als daß man darauf rechnen könnte, im Mittelstande, namentlich in der Beamtenwelt, neben der Ausstattung ein baares Vermögen zu erhalten. Meine Nichte konnte nun ebenfalls keine Rechnung darauf machen und wenn ihr auch später aus meinem Nachlasse Etwas zufiel, so durfte sie darauf so unbedingt nicht bauen, denn das Reich der Zufälligkeiten ist groß, ich zähle erst sechzig Jahre und Alter schützt vor Thorheit nicht, wie mir zu wohl bekannt ist.

An dem Orte, wo ich selbst wohnte, mochte ich es nicht wagen, für meine Nichte aufzutreten; darum ließ ich die Berliner Blätter unberücksichtigt und richtete mein Augenmerk vorzugsweise auf die Kölnische Zeitung. Es ist dies ein weit verbreitetes Blatt, das viele anständige Leser zählt und eine gewisse Respektabilität repräsentirt. Die Heirathsgesuche, welche man darin findet, rühren meistens aus der Beamtenwelt her, während andere von einem Kaufmann in einer kleinen Stadt reden und das ist eine Stellung, welche ich meiner Nichte um keinen Preis bieten durfte. Selbst ein Apollo hätte sie ungerührt gelassen, sobald er mit Zucker und Kaffee handelte. Ueberdem war bei Herren dieser Art ein kleines baares Vermögen unerläßlich, wie ich mir leicht erklären konnte, weil es die Erweiterung ihres Geschäftes galt; während ein Beamter ebenso zufrieden war, wenn er jährlich einen anständigen Zuschuß zu seiner Einnahme von mir erhielt, welchen ich zu bewilligen die Absicht hegte.

Schon seit einiger Zeit hatte ich täglich die Anzeigen sorgfältig durchlesen, um ein mir passend scheinendes Gesuch zu finden und wieder nahm ich an einem Sonntagsmorgen das Zeitungsblatt zur Hand und musterte die ganzen Spalten auf das Sorgfältigste.

„Heirathsgesuch!“ erblickte ich endlich und schob meine Brille zurecht und las:

„Ein Mann in seinen besten Jahren sucht eine Lebensgefährtin von fünf und zwanzig bis dreißig Jahren, mit einigem Vermögen; doch liegt es hauptsächlich an seiner Bildung, einem sanften Charakter und anständigen Lebensverhältnissen. — Vollkommene Diskretion wird zugesichert. — Briefe an die Expedition der Zeitung mit dem Buchstaben A. A. bezeichnet, werden pünktliche Beförderung finden.“

Das lautete ja recht entsprechend. Ich legte das Blatt aus der Hand, ging sinnend im Zimmer auf und ab und überlegte mir, was hier zu thun sey. Zu spät kommen durfte ich natürlich nicht; wer zuerst auf dem Platze ist, der findet das Feld noch frei und kann sein Geschütz nach Belieben richten. Als alter Militär gefiel mir überhaupt Cäsars Art am besten mit dem „kam, sah und siegte“. Was uns so wie eine Bombe in das Haus fällt, das nimmt uns mit Sturm. Viel Uebung hatte ich freilich nicht in der Abfassung von Briefen, welche von der Liebe und Ehe handelten; die kleinen Verirrungen meines Herzens waren nie schriftlich besprochen worden; doch hatte ich Einiges aus Romanen gelernt und hoffte, daß es mir gelingen würde, mich in angemessenen Ausdrücken über diesen Punkt vernehmen zu lassen. Nach einigem Nachdenken setzte ich mich demnach an meinen Schreibtisch und begann:

„Mein Herr!

Sie suchen eine Lebensgefährtin und ich besitze eine Anverwandte, welche ich, aus Gründen, die ich hier nicht erörtern kann, als die Gattin eines braven Mannes versorgt sehen möchte. Es wäre mir daher höchst angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen und ich bitte Sie, mir anzugeben, auf welche Art dies auf dem für Sie bequemsten Wege geschehen kann. Soll ich Sie aufsuchen, wollen Sie mir die Ehre erzeigen, oder scheint es Ihnen besser, daß wir einen dritten Ort zu unserm Rendezvous wählen? Ganz nach Ihrem Belieben! — Ich bin zum Glück ganz Herr meiner Zeit, um mich ohne Beschränkung einer Aufgabe widmen zu können, welche mir mein Herz vorschreibt.

Ganz der Ihrige

von Schöneck,

General außer Diensten.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Zur Zeit des Wiener Congresses lebte in Wien Master O'Bearn, der sogenannte „König der Spieler“. Er galt für einen der originellsten und anziehendsten Menschen. Trotzdem das Spiel

die Beschäftigung seines ganzen Lebens gewesen und er kein Hehl daraus machte, daß er durch dasselbe reich geworden sey, liebte man ihn doch überall und die feinsten Cercles, wie z. B. bei der geistvollen Baronin Fanny Arnstein, standen ihm offen. In letztgenannter Gesellschaft war er am häufigsten zu finden und Kaiser Alexander von Rußland, den er bei solchen Gelegenheiten dort traf, unterhielt sich gerne mit ihm und ergötzte sich, wie alle andern an den pikanten Spielanecdoten. Eine derselben ist besonders merkwürdig und gibt den Beweis von O'Bearns Gesinnung. Lord H. hatte mit ihm zu spielen gewünscht und der „Spielerkönig" war sogleich dazu bereit gewesen. Der Lord wählte Piquet; die Herren begannen um 9 Uhr Abends und als die Sonne des andern Morgens aufging, hatte O'Bearn mehr gewonnen, als des Lords Vater sich in der Eigenschaft eines Generalgouverneurs von Indien erworben; der Lord sagte zu dem „Spielerkönig" mit gebrochener Stimme: „Ich zweifle, daß ich alles das bezahlen kann, was ich an Sie verloren habe; ich werde Ihnen indeß meinen Intendanten schicken, er wird mit Ihnen rechnen und Ihnen die Besitzurkunden meiner Güter übergeben." „Lord, Sie sprechen wie ein Mann von Ehre," erwiederte O'Bearn, „aber glauben Sie, ich ließe mir nachsagen, den Inhaber eines der schönsten Namen Englands an den Bettelstab gebracht zu haben? Indeß werden Sie einsehen, daß ich nicht umsonst meine Zeit verschwendet haben kann. Erlauben Sie also, daß ich einen Notar hole, der eine Urkunde aufsetzt, durch welche Sie sich verbindlich machen, mir so lange ich lebe eine Rente von jährlich 1000 Pfd. St. zu zahlen; Sie schwören mir aber, nie mehr eine Karte anzurühren." — Lord H. nahm die Bedingungen freudig an und hielt sie getreulich.

Ein amüsanter Prozeß ward dieser Tag in Liverpool verhandelt. Zwei junge Damen wandeln auf dem Bürgersteig und füllen seine ganze Breite mit ihren Crinolinen. Ein junger Mann begegnet ihnen, ruft: ich muß das Zeug zerschneiden! zieht ein Einschlagmesser und beginnt den Angriff, offenbar besser in dem französischen Wörterbuch zu Hause als in den Geheimnissen der Damentoilette. Er schneidet und säbelt und setzt und wird inne, daß Crinoline etwas anderes bedeutet als Pferdehaarzeug. Der Zudrang zu dem Prozesse war ungeheuer. Der Richter, um die Sache recht zu genießen, verfügt sich aus seinem kleinen Terminzimmer in die große Halle, die 3 bis 4000 Personen faßt. Und schnell verwandelt sie sich in einen Liebeshof wie der König René's, denn handelt es sich nicht um ein Grundrecht der Frauen? Alles ist zur Stelle, was Liverpool an Schönheit und an Crinolinen besitzt. Auf dem Gerichtstisch steht das corpus delicti, dem Gerippe eines Kirgisenzeltes vergleichbar, mit seinen Stahlreifen, deren einige noch die Spuren der frevelhaften Waffe tragen. Die beiden Damen schwören Stein und Bein, daß Verklagter der Thäter sey; aber andere Zeugen schwören dito Stein und Bein, daß er zu der angegebenen Zeit ganz wo anders gewesen. Die Jury hat zu entscheiden, wem sie glauben will. Die Jury bleibt lange aus, kann sich offenbar nicht vereinigen, schickt endlich nach Ueberröcken und Fußsäcken, denn man gibt ihr kein Feuer in dem Berathungszimmer. Todesstille der Erwartung, in der man 3000 Herzen klopfen hört. Endlich erscheinen die Geschwornen; Verdikt: Nicht schuldig. Kannibalisches Jubelgeschrei erhebt sich aus dem männlichen Parterre und die Schönen machen sich so klein wie möglich!

In der bekannten Wochenschrift „Ausland" versichert eben der Reisende Julius Kögel alles Ernstes, daß er auf den molukkischen Inseln geschwänzte Menschen getroffen habe. Dieser thierische Anhang zum göttlichen Ebenbild sey daselbst gar nicht selten. Rückgradsverlängerungen, ein bis zwei Zoll lang, seyen steif und unbehaart und geniren ihre Eigenthümer besonders beim Sitzen. Auch die sog. Dajaks, ein auf der Insel Borneo wohnender Volksstamm, seyen von der gütigen Natur häufig mit einer solchen Auszeichnung bedacht, weßhalb man auf den Ruderbänken öfters kleine Oeffnungen finde, in welche die eingebornen Ruderer dieses ihr „besonderes Kennzeichen" placiren. Die Redaktion des „Ausland" erklärt, daß sie in die Wahrheitsliebe ihres gelehrten Korrespondenten durchaus keinen Zweifel setzt, ihm jedoch die Verantwortung seiner Mittheilung überlassen muß. Es wäre zu wünschen, daß Herr Kögel zum Beweis seiner Angabe ein solches argumentum ad hominem caudatum mit nach Europa brächte, lebendig oder todt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 2. Dienstag, 4. Januar 1859.

Die Alexanderskirche *)

zu

Zweibrücken.

„Denn Christus ist des Gesetzes Ende; wer an Den glaubt, der ist gerecht." (Paulus an die Römer.)

Zur Zeit, als noch das Christenthum
Ergriffen ward zum Glück des Lebens
Und Liebe, stiller Herzen Ruhm,
Dahin nicht wankt' im Kampf des Strebens;
Das fromme Werben,
Der Hoffnung Leiden
Mit Gottvertrauen selig lohnte;

Als Luthern in der Seele Grund
Der Wahrheit stolze Blume keimte —
Und kräftiglich sein lauter Mund
Im Zorn die Frevelthaten räumte;
Da war ein Streiten
Noch frommer Zeiten
Es galt der Menschen inn're Freiheit!

Drum schaust du, Tempel jener Zeit,
Bedeutsam an den Sehnsuchtvollen;
Der Felsen jeder, ernst gereiht,
Läßt ihm der Schwermuth Thräne rollen.
Da war ein Streiten
Noch frommer Zeiten:
Du stehst ein Monument des Glaubens! —

Der Herzog Alexander kam
Von Bethlehem des Herrn nach Hause;
Voll innigen Gelübdes nahm
Er Abschied von der Mönche Klause,
Wo er die Krippe
Mit brünst'ger Lippe —
Und Christi Golgatha geküsset.

Dem Heiland hatt' er dort gelübt,
Zu bauen dich, o Gottesstätte,
Zu sühnen, was den Herrn betrübt
Und Jesu Schmerz vergrößert hätte.
Der Thrän' im Grunde
Entwuchs zur Stunde,
Wie eine Pflanze, Thurm und Tempel.

*) Aus den „Gedichten" des Pfälzers K. J. Schuler; zweite vermehrte Auflage, Mannheim bei Tob. Löffler.

Traum und Erwachen.

(Fortsetzung.)

2.

„Glückauf, Hermann, und wenn Du heimkehrst und uns ein Prinzeßlein aus dem Morgenlande, glänzend in Seide und Perlen, als Schwiegertöchterlein mitbringst, sie soll uns herzlich willkommen seyn. Ja, ja! Nur frisch gewagt! Für das heimische Nest wollen wir Alten schon sorgen!"

Das waren die letzten Worte gewesen, die der gutgelaunte Vater seinem abreisenden Sohne in den Wagen hineingerufen hatte. Und in der That, obschon dies Alles wie Scherz klang, so lag darin doch zugleich Etwas, was der Ideenwelt der Eltern Hermanns und, wollen wir offen seyn, auch der seinigen gar nicht fremd war.

Hermann Braunau, das einzige Kind seiner nicht unbemittelten Eltern, war von Jugend auf deren Stolz und Liebling gewesen. Sie hatten Alles für ihn gethan, Alles an ihn gewendet, was in ihren Kräften stand und ihre Aussaat hatte von Anfang an die schönsten Früchte getragen. Hermann stand in keiner Weise den Besten

seiner Altersgenossen nach; mit ausdauerndem Eifer und Fleiße bildete er seine reichen Anlagen aus und gewann sich daneben durch Ruhe und Bescheidenheit die Herzen Aller, mit denen er in Verkehr trat. Ein feiner, geselliger Takt, gleich entfernt von nichtssagender Glätte, wie von kleinstädtischer Befangenheit oder schroffer Einseitigkeit, war ihm gleichsam anerschaffen — denn die elterliche Erziehung konnte gerade hierzu nur wenig beigetragen haben — und stellte die Vorzüge seiner äußern Erscheinung in das günstigste Licht. Aber eben um dieser Eigenschaften willen, denen Hermann nicht allein vor dem parteiischen Richterstuhle der Seinigen, sondern ziemlich allgemein ein so günstiges Gesammturtheil über seine Person verdankte, glaubten seine Eltern ihm ein ganz besonders glänzendes Lebensloos wünschen und voraussagen zu müssen. Es war ihnen schon vollkommen recht gewesen, daß sich Hermann für die gelehrte Laufbahn und namentlich für den ärztlichen Beruf entschieden hatte, um so mehr, als er auch hier bald Vorzügliches leistete und sich die ehrenvollsten Zeugnisse verdiente. Denn an und für sich war dies sicher ein Stand, in welchem sich ein Talent wunderbare Bahnen eröffnen und Ruhm und Ehre in Fülle davon tragen konnte. Aber weniger zufrieden waren sie schon damit, daß sich Hermann nach Vollendung seiner Studien und nachdem er noch zwei Jahre in Berlin und Wien der ärztlichen Praxis an den dortigen großartigen Heilanstalten oblegen hatte, in die Vaterstadt zurückwandte, um sich dort als ausübender Arzt dauernd niederzulassen. Nicht, als ob sie nicht herzlich erfreut gewesen über die Nähe des theuren Sohnes, der ihnen nun von Neuem geschenkt war; auch nicht, als ob die Praxis in dem Städtchen und dessen dichtbevölkerter wohlhabender Umgegend neben einem einzigen, schon hochbetagten und kränkelnden Collegen aus der alten Schule, keine lohnende Aussicht für die Zukunft gewährt hätte. Alles dies lag ihnen fern; einzig und allein störte sie der Gedanke, daß der, unter den heimischen Verhältnissen vorauszusehende Lebensverlauf und der hier dankbare Wirkungskreis für einen Mann von dem Talente und Werthe ihres Sohnes denn doch zu gewöhnlich, zu kleinlich und beschränkt sey. Ihnen wäre es gewiß willkommen gewesen, wenn sich Hermann getrosten Muthes und selbst mit Hintansetzung aller finanziellen Bedenken an einer Universität oder sonst in einer großen Stadt Deutschlands niedergelassen und von solch einem hervorragenden Orte aus sein medizinisches Licht in die erstaunte Welt hätte leuchten lassen. Dort war er an seinem Platze, dort mußte sein Glück blühen.

Hermann war trotz alles ehrenwerthen Selbstvertrauens und edlen Ehrgeizes, der ihn beseelte, vorsichtiger und bescheidener. Er erkannte nur allzu deutlich, was dazu gehöre, um sich in der fremden großen Welt ohne besondere äußere Vergünstigungen und Empfehlungen aus dem gewaltigen Haufen der Mittelmäßigen hervorzuarbeiten und verstand die Vortheile zu würdigen, welche ihm auch für seine ärztliche Wirksamkeit die alte Bekanntschaft mit Land und Leuten in der ihm noch dazu so lieben Vaterstadt an die Hand gab. Das war nicht bloße Furcht oder Unsicherheit; nein, er wollte wirken und mußte auch mit einigem Erfolge wirken — denn es war ja immer nur ein bescheidenes Vermögen, das er dereinst zu gewärtigen hatte —, die Vaterstadt bot ihm hierzu Raum und manchen Vorschub: warum sollte er die Heimath verschmähen? Und der Erfolg bestätigte es, daß er gut gewählt hatte; seine Praxis war — die und jene kurze Periode ausgenommen, wo die glückliche Menschheit auf Zeiten vergessen durfte, daß es ein Volk Aeskulap gebe, — ausgedehnt und lohnend genug, so daß sich der junge, strebsame Mann vollkommen befriedigt fühlte.

Vollkommen befriedigt? — Es fehlte ihm freilich noch die Erfüllung dessen, was der Mensch als seligsten Wunsch im Herzen trägt und eine der wichtigsten Lebensfragen hatte sich für ihn noch nicht gelöst. Hermann liebte noch nicht, hatte noch keine Gegenliebe gefunden, oder war über Beides noch nie zu klarem Bewußtseyn gekommen. Und dies war der eine Punkt, in welchem er, halb ohne es eingestehen zu wollen, mit den Schwärmereien und Vorurtheilen der Seinigen sympathisirte.

Wie er jetzt dahinrollte in der leichten, bequemen Kalesche auf der breiten Landstraße, die ein wilder Nachtregen genetzt hatte und wie die prächtigen Wiesen und Felder, auf denen ein frischer Junimorgen lagerte, rechts und links an ihm vorüberflogen: da kehrte Hermann, leise eingedenk der Abschiedsworte des Vaters, in seinem Innern ein und vergegenwärtigte sich, was er denn eigentlich für sein Herz noch wünsche und hoffe. Das Gewöhnliche genügte ihm nicht: darin war er mit seinen Eltern einverstanden und folgerecht hatte er eben deßhalb keines der Frauenbilder, welche ihm bisher irgend näher getreten waren, Macht über sich gewinnen lassen. Hatte er auch für Einzelne — er dachte vorzüglich an Anna —

in der That eine lebhafte, achtungsvolle Freundschaft gefaßt und als Dank für deren ebenso aufrichtige Erwiederung mit den besten und werthvollsten Gaben seiner geistigen Persönlichkeit nicht zurückgehalten, so durfte er doch von einer Liebe, die sein Sehnen, dauernd erfüllen sollte, seines Bedünkens nach Anderes erwarten. Leuchtend und strahlend mußte sie ihm erscheinen oder doch sein übriges Daseyn wunderbar verklärend, wie das Sonnenlicht, wenn es mit seltsamen Wolken kämpfend der sonst so einsamen Gegend einen eigenen Zauber verleiht. Hermann war nicht hochmüthig und anspruchsvoll; Glanz, Reichthum und Ehre lockten ihn nicht stärker, als der Vernünftigsten Einen. Aber so viel glaubte er vom Himmel verdient zu haben, daß ihm die Erfüllung dieser einen schwärmerischen Hoffnung nicht gänzlich versagt werde. Und fuhr er jetzt vielleicht dieser Erfüllung entgegen? Mit froher Zuversicht sagte sich wenigstens der gewissenhafte und ernste Mann, daß, falls er sie jetzt finden sollte, die blaue Blume des Glücks, sein Gärtlein daheim zu deren Aufnahme wohl beschickt und bereitet sey.

(Fortsetzung folgt.)

Das Heirathsgesuch.

(Fortsetzung.)

Ich las, als ich geendet, meinen Brief noch ein Mal durch. Das wird ihm imponiren, dachte ich. General von Schöneck klingt nicht übel. — Nun bin ich doch sehr neugierig, wie er heißen mag. Braun oder Schmidt etwa? Das wäre spaßhaft. — Würde mir ungemein schmeichelhaft seyn, zu den anständigen Lebensverhältnissen eines Braun oder Schmidt beizutragen.

Ich versiegelte meinen Brief mit dem großen Familienwappen und schrieb dann die Adresse mit dem A. A. — Nun wollte ich schellen, damit der Diener ihn auf die Post trage, als mir zum Glück noch einfiel, daß der Mensch lesen konnte und sehr leicht im Stande wäre, den Grund meiner geheimnißvollen Korrespondenz zu errathen. Ein geborener Berliner besitzt immer seinen Mutterwitz und macht seine Folgerungen. Ich mußte selbst gehen, das sah ich ein, so unbequem es mir war, um elf Uhr Morgens mein Haus zu verlassen, kleidete mich demnach an und war kaum damit fertig, da eilte meine Nichte in die Stube und warf sich erschöpft in das Sopha. „Was fehlt Dir, Natalie?“ rief ich und suchte den Brief, der auf dem Tische lag, ihren Augen zu verbergen; aber schon kam ich damit zu spät. „A. A. lieber Onkel!“ rief sie. „Ist es möglich! Wer hätte dies gedacht. Das ist zu köstlich! Wenn ich doch auch so etwas erleben könnte!“

„Wie impertinent von Dir, mit einem Manne in meinen Jahren in dieser unanständig scherzhaften Weise zu reden!“ rief ich unwillig aus. „Du solltest nachgerade vernünftig werden, Natalie! Du solltest bedenken, daß Du kein Kind mehr bist!“

„Was habe ich denn gesagt, lieber Onkel, das diese Vorwürfe verdiente? Worin liegt denn mein Verbrechen? In meinen Worten oder in der Stelle, die sie treffen?“

„Sprich nur kein Wort mehr, ich dulde es nicht. Glaube mir, wärest Du nicht das Kind meiner verstorbenen Schwester und mir auf ihrem Sterbebette auf die Seele gebunden, ich hätte mich lange von Dir losgesagt.“

„Bezweifle es gar nicht!“ rief sie aufstehend und vor dem Spiegel ihre Toilette ordnend. „Bin dessen sogar sehr gewiß. — Aber was hilft mir das Alles? Was hilft mir Deine Güte, was Dein Schutz? Quält mich das Weib, das ich Mutter nennen muß, nicht spät und früh und macht mir das Leben zur Hölle? Wie konnte mein Vater daran denken, sich mit dieser Xantippe zu vermählen? Wie war es möglich, daß er so wenig für sein Kind fühlte, mir diese Frau zur Mutter zu geben?“

„Er ist glücklich mit ihr, und das genügt. Du bist nur eifersüchtig. Du wolltest den Vater für Dich behalten. Aber sprechen wir davon nicht mehr. Ich bin dieses Kapitels schon überdrüssig und habe es lange eingesehen, daß Dir Geduld und Nachgiebigkeit predigen, verlorene Mühe ist. Du bist ein Starrkopf und willst Dich nicht fügen.“

„Fügen? Nein, fügen will ich mich in der That nicht,“ rief das Mädchen aus und warf den Kopf in die Höhe. „In meines Vaters Hause will ich nicht Magd seyn, will mir nicht Geschäfte überbürden lassen, die mir nicht zukommen. Was gehen mich diese kleinen Geschöpfe an, die meine Stiefmutter geboren hat, um mir das Herz meines Vaters zu entwenden? — Sie sollte doch fühlen, welchen Kummer sie mir damit verursacht und nun nicht noch verlangen, daß ich sie herze und küsse?“

„Es sind die Kinder Deines Vaters, Natalie und folglich Deine Geschwister. Es ist unweiblich von Dir, daß Du kein Herz für diese kleinen

Digitized by Google

Wesen hast. Auch weltklug ist es nicht, daß Du diese Abneigung zur Schau trägst. Mancher brave Mann, der Dir sonst seine Hand geboten hätte, mag dadurch von Dir verscheucht worden seyn."

„Mag und mag es auch nicht seyn. Was ihn verscheucht haben wird, ist die große Kinderzahl. Wäre ich die einzige Tochter meines Vaters geblieben, so hätte ich freilich eine ganz andere Stellung eingenommen."

„An Deinem Platze möchte ich den Umständen nicht verdanken, was meine eigene Liebenswürdigkeit mir erobern sollte. Aber, lassen wir das! Begleite mich jetzt auf die Post und erzähle mir unterwegs ruhig und zusammenhängend, was diesen Sturm schon so früh bei Dir heraufbeschworen hat. Es muß etwas ungewöhnliches vorgegangen seyn, denn so aufgeregt habe ich Dich lange nicht gesehen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Von Tantia Topi, dem indischen Führer, der den Engländern noch im Felde gegenübersteht, entwirft der Correspondent eines Bombayer Journals folgendes Bild: Er saß, als ich ihn sah, unter freiem Himmel auf einem Divan, umgeben von 25 bis 30 seiner Leute, die rechts und links von ihm auf dem Boden kauerten. Sein Anzug war einfach: der weiße Hinduh-Burnus mit einem rothen Cashmir-Shawl über die Schultern geworfen. Tantia's Augen sind groß, kühn, feurig, durchbohrend; seine Braunen schwarz im ovalen Bogen gezeichnet; die Lippen zusammengepreßt, so daß man die Zähne nicht sehen kann; ein großer schwarzer Backenbart, den ein um den Kopf geknüpftes Tuch verhüllt; die Gesichtsfarbe lichter als gewöhnlich — ungefähr von der Farbe des Weizens.

(Mutterliebe der Spinnen.) Die Spinne, die aller Welt „spinnenfeind" ist und von Niemand geliebt wird, außer von einigen wilden Völkern, denen recht fette Kreuzspinnen wahre Leckerbissen sind, die Spinne ist, gleichwohl als Mutter ein wahres Muster von aufopfernder Zärtlichkeit. Man mag ihr einen Fuß nach dem andern ausreißen, sie läßt das zart gesponnene Nest nicht los, in welches sie ihre Eier gesponnen. Reißt man ihr das Nest geschickt so weg, daß sie nicht verletzt wird, scheint sie sofort vor Schmerz erstarrt und wickelt ihre zitternden Glieder zusammen, ohne sich dann weiter zu rühren oder je wieder ein Lebenszeichen von sich zu geben. Schiebt man ihr das Nest mit den Eiern wieder so zu, daß sie es gewahr wird, bekommt sie plötzlich alle ihre Lebenskräfte und ihren Todesmuth wieder, womit sie den wieder ergriffenen Schatz vertheidigt und festhält. Das Nest von ihr zu entfernen, ist sehr schwer, da sie sich in der Regel den ganzen Kopf eher abreißen, als es los läßt. Sonach wird wohl keine Spinnenmutter so vornehm seyn, ihre Kinder in Pension zu geben.

Curiosum. Das „Vesti Naplo" theilt folgende Ankündigung mit, die sich im Kaffeehause der Stadt Nagy-Körös befindet und von dem Cafetier mit der Aufschrift „höhere Verordnung" bezeichnet ist; dieselbe lautet: „Es wird hiermit kund und zu wissen gethan, daß dieses Kaffeehaus nur in dem alleranständigsten Anzuge betreten werden darf; demgemäß unterfange sich Niemand, mit kothigen Stiefeln, oder gar in einem verschmierten Szür, Guba oder Pelz diese Hallen zu besuchen, damit der Ehre dieses Kaffeehauses kein Abbruch geschehe. Gegeben zu Nagy-Körös am u. s. w." (Folgt die Unterschrift des Herrn Cafetiers.)

Düsseldorf, 16. Dez. Als eine der hiesigen Schulen gestern die Menagerie besuchte, ereignete sich folgende Episode: Von den Kindern hatte jedes für den Elephanten mehrere Brödchen mitgebracht; eines der Kinder reichte ihm seinen Vorrath mit behandschuhten Händen und Miß Fanny war so ungeschickt, mit dem Brödchen auch den Handschuh zu nehmen. Nachdem alle Kinder ihre Gaben geopfert, suchte der Elephant sich dasjenige Kind heraus, welches sichtlich wegen seines Handschuhes in Verlegenheit war und sieh da! — galante Miß präsentirt ihm den Handschuh wieder.

Ein Frauenzimmer, sagte Pope — geht mit den Männern um, wie ein geschickter Schachspieler mit den Steinen. Keiner fesselt seine Aufmerksamkeit dergestalt, daß er nicht auch auf einen andern seinen Blick heften sollte, um zu sehen welche Vortheile ihm dieser gewähren könne.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 3. Freitag, 7. Januar 1859.

Traum und Erwachen.

(Fortsetzung.)

Der Hofrath Baumbach schien derselben Voraussetzung zu leben. Als sich ihm sein Neffe Hermann sofort nach dem Eintreffen an dem Orte seiner Bestimmung, welchen er mit Hilfe der Eisenbahn nach einer kleinen Tagreise erreicht hatte, vorstellte, war es eine seiner ersten Fragen, ob denn der Herr Neveu bei seinem dermaligen Arrangement noch nicht daran gedacht habe, aus dem für einen praktischen Arzt nicht einmal wohl ziemlichen Cölibate heraus zu treten?

„Du darfst nicht glauben, lieber Freund," sagte er zu Hermann, während seine grauen Augen mit einem gewissen lauernden Ausdrucke auf dem ehrlichen Antlitze des Letzteren ruhten und seine Worte Lügen straften, „daß ich Dich neugieriger und unberufener Weise ausforschen wollte. Aber ich gestehe Dir offen, ich interessire mich für Dich, den geliebten Sohn meiner Schwester und möchte Dir gern nützlich seyn. Daß ich es bisher noch nicht vermochte, hat mir leid gethan. Gleichgiltigkeit von meiner Seite trug jedoch keine Schuld daran. Jetzt erst erbot sich eine passende Gelegenheit. Einer meiner Collegen aus der Residenz, den ich, wenn die Saison frequent war, regelmäßig zu meiner Unterstützung herbei zu rufen pflegte, ist versetzt worden und so bin ich der bisherigen Rücksichten gegen den alten Bekannten ledig. Alsbald dachte ich an Dich, lieber Hermann. Es ist ein günstiges Terrain für einen jungen Mann, günstig in mehr als einer Hinsicht. Meine Verbindungen hier sind ausgebreitete. Die distinguirteren Besucher des Bades wenden sich an mich oder meinen Substituten. Gleichviel, ob Sache des Vertrauens oder der Mode; thatsächlich ist es so. Mein Gott, was bieten sich da in diesem müßigen, rein gesellschaftlichen Leben für Anknüpfungspunkte, für reizende Beziehungen. Ich selbst bin — ich möchte nicht gerade sagen, zu alt, denn ach! das Alter kommt frühe genug und man darf sich nicht vorzeitig zum Greise machen — aber doch zu gereift und ernst, um diese Vortheile zu nutzen. Aber für Dich, lieber Freund, welch ein Feld, wenn Du nämlich an ernste Dinge denkst und — noch frei seyn solltest!"

Hermann mußte unwillkürlich lächeln. Schien es doch, als ob Alles darauf abzielte, eben diese Freiheit seines Herzens zu untergraben. Oder kam vielleicht der Oheim auf derartige Gedanken lediglich deßhalb, weil er — wie man sich daheim schon im Vertrauen erzählt hatte — des langwierigen Wittwerstandes und seiner starken Vierzig ungeachtet, für seine eigene Person noch mit dem Plane einer Wiederverheirathung umging.

„Nun, wenn Du es wünschest, lieber Onkel," antwortete er heiter und treuherzig, „so sollst Du ein offenes Bekenntniß haben. Ich bin frei und ungebunden, mehr beinahe, als ich es wünschte. Und sollte es mir unter Deiner Leitung und Protektion gelingen, hier in diesem berühmten und gepriesenen Badeorte nicht allein Andere, sondern vielleicht gar mich selbst ein Wenig zu kuriren, so —"

„Still, still," unterbrach ihn hier der Oheim mit unverkennbarer Befriedigung über diese Erklärung und doch vielleicht fürchtend, schon zu deutlich gesprochen zu haben, „ich glaube gar, Du hältst mich für einen Kuppler und Gelegenheitsmacher. Das sey fern von mir. War dies Rigorosum doch nothwendig, um Dich gehörig überwachen und ermessen zu können, welche Patienten man Dir füglich anvertrauen dürfe. Nun weiß ich genug und werde mich danach richten. Und deßhalb ans Geschäft! Du wirst tüchtig daran müssen, Hermann, denn ich werde zu

meinem Bedauern öfters Tagelang von hier abwesend seyn. Versteht sich, erst wenn ich Dich eingerichtet und allseitig bekannt gemacht habe. Und Notabene: die Damen behalte ich mir unter allen Umständen noch vor, bis Du auch hierin eine wahre Feuerprobe bestanden hast."

Der Hofrath trat an den Spiegel und musterte seine kleine Gestalt vom Scheitel bis auf die Füße mit großer Gewissenhaftigkeit. Er war auch äußerlich kein unangenehmer Mann. Namentlich zeigte sein rundes, glattes Gesicht viel Lebendigkeit und Laune, so daß man darüber den nicht gerade Vertrauen erweckenden und derbsinnlichen Ausdruck der kleinen Augen vergessen mochte. Als er sich von der Tadellosigkeit seiner Toilette überzeugt und das schon etwas dünne blonde Haar sanft nach den Schläfen hineingelegt hatte, nahm er Hermann am Arme, um ihn sofort bei einigen seiner Patienten einzuführen. Ehe er aber die Stube mit ihm verließ, verfehlte er nicht, auch über Hermanns äußern Menschen einen musternden Blick gleiten zu lassen. Zu seiner Genugthuung fand er nichts auszusetzen; Hermanns feiner Takt hatte sich ja für solche prüfende Blicke schon vorbereitet.

„Wir haben viele Ausländer im Bade," sagte der Oheim, als sie auf die Straße hinaustraten, zu Hermann, „es wird Dir gewiß Vergnügen machen, die Nationalitäten zu studiren: Franzosen, Engländer, Spanier, Russen, Amerikaner aus Nord und Süd, Holländer und sogar Ostindier. Du bist mir doch im Französischen sicher, Hermann?"

Hermann nickte bejahend und folgte dem Hofrath die breite, in der späten Vormittagsstunde ziemlich menschenleere Brunnenallee hinab, nicht ohne einige Verlegenheit dem neuen Leben gegenüber, das ihn erwartete.

Eine bunte Cavalcade von Herren und Damen, alt und jung, bewegte sich langsam den ziemlich steilen Berg hinauf, von dessen Gipfel aus man eine wunderliebliche Aussicht in das Thal hinab genoß, namentlich auf den am Fuße der Höhe hingestreckten Badeort mit seinen prächtigen Alleen und Parkanlagen. Solche Bergpartien oder Gondelfahrten auf dem ansehnlichen Teiche, der etwa eine halbe Stunde vom Ort entfernt lag, bildeten die Hauptunterhaltung der Badegäste an den langen Nachmittagen. Die heutige Cavalcade war freilich nicht sonderlich beritten. Die Damen saßen fast ohne Ausnahme auf leidlich herausgeputzten Eseln und nur ein Theil der Herren hatte den Vorzug, auf kleinen schottischen Pferden zu reiten, die sich unterdessen unter ihren langohrigen Genossen immer noch stolz und stattlich ausnahmen. Fast Alles war in lebhaftem Gespräche begriffen, häufig unterbrochen durch lautes Gelächter, wenn ein störrischer Langohr nicht von der Stelle wollte und erst durch die unbarmherzigen Schläge der nachfolgenden Treiber wieder in Gang gebracht werden konnte, wenn eine in der edeln Reitkunst debütirende Dame der mitleidslosen Gesellschaft den Verlust des Gleichgewichts mit einem lauten Angstgeschrei ankündigte, oder endlich wenn ein langbeiniger Reiter bei der und jener Unebenheit des Terrains dem Erdboden reichlichen Zoll entrichtete. Und doch — wie lustig ritt es sich durch das frische, duftende Gehölz, wie fröhlich und unbefangen gesellte sich Alles zu einander, was sich gegenseitig angezogen fühlte, und welch anmuthige Gelegenheit bot sich dar zu ungefährlichen und doch zu dankbaren ritterlichen Diensten! —

(Fortsetzung folgt.)

Das Heirathsgesuch.

(Fortsetzung.)

„Freilich nicht!" entgegnete Natalie. „Es war auch zum Tollwerden. Denken Sie nur, daß meine Stiefmutter mir nicht gestatten wollte, in meinem Zimmer zu musiziren, wann es mir beliebt. Sie hatte nicht wohl geruht, die gnädige Frau Mama und ließ mir hinüber sagen: ich möchte so gütig seyn, meine Uebungen für jetzt einzustellen."

„Sie hat Dich gewiß artig darum bitten lassen."

„Kommt das nicht auf das Gleiche hinaus? Wie Goethe sagt: Und kleid', was du versagst, in noch so schöne Worte, der Andere hört von Allem nur das Nein. — So auch vernahm ich in ihrem Gesuche nichts als das Gebot: Du sollst nicht!"

„Und wenn dem so gewesen wäre? Wenn sie wirklich von Dir forderte, dies oder jenes nicht zu thun, würde es Dir denn so ganz unmöglich seyn, zu gehorchen? Wärest Du verheirathet, müßtest Du ja Deinem Manne auch folgen. Und sind wir nicht Alle der Pflicht unterthan? Es ist entsetzlich unweiblich von Dir, immer nur an Dich selbst denken zu wollen."

„Du schiltst mich stets und nimmst für meine Stiefmutter Partei, ich weiß das lange, lieber Onkel," sagte Natalie halb weinerlich, denn so-

bald die Aufregung nachließ, wurde sie stets wehmüthig und seufzte und klagte, sich unverstanden zu sehen. „Wahrlich, mir wäre der Tod am Besten. Ich bin selbst nicht glücklich und muß nun noch dazu beitragen, Andere zu betrüben. Was soll mir mein Leben?“

„Nun, nun, Kind!“ sagte ich begütigend und bot ihr meinen Arm; „wenn Du auch keinen Grund zum Leben hast, so denke an Deinen alten Onkel, der nun einmal daran gewöhnt ist, von Dir gequält zu werden und darum Deinen Verlust schmerzlich entbehren würde. Nimm doch nicht Alles so auf die Spitze, sey nicht gleich so außer Dir, das führt zu Nichts. Du hast das von Deiner seligen Mutter geerbt. Die wollte auch immer den Himmel stürmen, wenn er die Sonne nicht auf ihre Weise scheinen ließ.“

Das rege Leben auf den Straßen brachte das Mädchen bald auf andere Gedanken und ganz beruhigt und vernünftig kehrte sie mit mir in meine Wohnung zurück. Ich ließ meinem Schwager hinüber sagen, daß seine Tochter heute bei mir bleiben würde, ging mit ihr in das Theater und ließ sie dann den Thee für mich machen. Als sie so häuslich um mich beschäftigt war, fiel mir ein zukünftiger Neffe Braun oder Schmidt ein und ich dachte bei mir, daß Natalie sich als Hausfrau nicht so übel ausnehmen würde. In Folge dessen sagte ich: „Verstehst Du denn auch etwas von der Küche, mein liebes Kind?“

„Welche Frage, Onkel!“ erwiederte sie, den Kopf aufwerfend. „Als ob ich eine Köchin werden sollte.“

„Das nun wohl nicht, aber vielleicht die Lehrmeisterin einer Köchin.“

Sie sah mich groß und fragend an und ich fürchtete schon, mich verrathen zu haben, um so mehr, da der Brief mit dem A. A. ihr gar nicht aus dem Sinne kommen wollte.

„Soll ich mir eine Kochstube einrichten und auf die Weise von meiner Stiefmutter unabhängig werden?“ fragte sie dann.

„Komme mir nicht immer mit Deiner Stiefmutter, Kind,“ versetzte ich halb ärgerlich. „Es ist ja wahrhaftig, als könnte man auch gar Nichts vorbringen, das Du nicht mit ihr in Verbindung zu bringen wüßtest. Dein Kochen geht sie doch sicher nichts an! Was Du darin leistetest, würde nur Deinem Manne das Leben süß oder sauer machen.“

„Willst Du mich etwa verheirathen?“

„Gewiß will ich das; nur muß erst ein Bewerber da seyn, der mir zusagt. Da sich ein solcher Zufall nun jeden Tag ereignen kann, so kam mir die Frage in den Sinn, ob Du zu kochen verständest, denn jedes Mädchen sollte sich zu jeder Zeit vorbereiten, im eigenen Hause schalten und walten zu können.“

„Und die Rechnung ohne den Wirth gemacht zu haben,“ sagte sie bitter. „Die Freier fallen in heutiger Zeit nicht so vom Himmel. Wer als Mitgabe kaum eine anständige Aussteuer und als Erbtheil ein halbes Dutzend Stiefgeschwister zu erwarten hat, der wird nicht sehr um seine Kochkunst befragt werden.“

„Du bist bitter, Natalie; das macht, Du kommst in die Jahre, welche den Mädchen nicht anstehen. — Setze Dich zu mir. So. Sieh' mich freundlich an! Und nun erzähle mir, wie Du Dein eigenes Haus einrichten würdest, das heißt, wenn Du es einzurichten hättest.“

„Ich bin kein Kind, Onkel, das sich mit Luftschlössern ergötzt,“ erwiederte sie ernst. „Ich fühle es tief, wie leer und verfehlt mein Leben ist, ohne Beruf, ohne Zweck, ohne Nutzen für Jemand und — ich bin so weit gekommen, einzusehen, daß ich besser thun würde, die Hand eines braven Mannes anzunehmen, auch wenn er keine glänzende Stellung zu bieten hätte, als meine Tage so jämmerlich zu fristen. — Du hättest das wohl kaum von mir zu hören erwartet?“

„Ich habe stets gedacht, daß Du noch einmal sehr vernünftig werden würdest,“ sagte ich vergnügt. „Laß uns nun aber annehmen, daß ein Mann um Dich würbe, der Braun oder Schmidt hieße, würdest Du auch das übersehen können?“

„Ich weiß nicht, wie Du gerade darauf verfällst, Onkel,“ sagte sie lächelnd, „ohne ein „von“ würde das freilich sehr schlecht klingen; doch käme das immer noch auf den Mann an.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Um die Verschwendung in der englischen Verwaltung recht grell zu beleuchten, vielleicht auch blos des Spässes wegen, erzählt der „Bombay-Courier“ folgende ergötzliche Geschichte: Ein Lieutenant, der ein kleines Fort in England kommandirte, bemerkte, daß die offiziellen Zwiebackvorräthe von den Mäusen angefressen werden. Er suchte um eine Mausfalle an, wurde aber dahin beschieden, daß das Generalfeldzeugamt zu derartigen Ausgaben nicht ermächtigt sey. Er peti-

tionirte zum zweiten Mal und da schickten sie ihm eine Katze. Diese that den Mäusen gegenüber zwar ihre Schuldigkeit, aber sie verlangte doch gelegentlich auch nach anderer Speise. Dadurch fühlte sich der Lieutenant bewogen, in einer dringlichen Eingabe ans Kriegsministerium um „Fourage für die Katze" anzusuchen, erhielt jedoch eine abschlägige Antwort, weil, wenn es wirklich so viele Mäuse im Fort gebe, als der Lieutenant gemeldet hatte, besagte Katze keinen Mangel an Futter leiden könne. So leicht ließ sich unser Lieutenant aber nicht abfertigen. Er bemerkte in seiner neuen Replik, daß seine Katze doch nimmermehr Mäuse trinken könne und leider kein Wasser anrühren wolle. Dagegen ließ sich Nichts einwenden; das Kriegsministerium bewilligte für die Katze in J. M. Fort *** einen Penny Milchgeld per Tag und seitdem zahlt der Staat jährlich 1 Pfd. St. 10 Sh. 5 P. Milchgeld, weil er sich nicht kompetent erachtete, eine Mausfalle für 6 P. anzukaufen.

Gotha, 21. Dez. Vor einigen Tagen hat hier eine Generalversammlung der hiesigen Junggesellen stattgefunden, in welcher über die Verwendung der zu einer Weihnachtsbescheerung für arme Kinder zusammengebrachten, nicht unbedeutenden Geldsumme Beschluß gefaßt wurde. Dieser Beschluß ging dahin, eine Anzahl (17) armer Knaben zu ihrer im neuen Jahre eintretenden Konfirmation mit einer vollständigen Kleidung zu versehen. Die Ausführung dieses Beschlusses ist einigen angesehenen hiesigen Bürgern übertragen worden.

Berlin. Vor einigen Tagen stellte der Professor Dr. Virchow einem Comité von Aerzten und Medizin-Studirenden in der Charité einen achtzehnjährigen jungen Mann, Namens Gottfried Dietze, aus Weidenheim bei Torgau gebürtig, vor, der ohne Arme zur Welt gekommen ist. Er verrichtet mittelst der Füße die mannichfachsten Dinge mit der größten Gewandtheit. Er verfertigt künstliche Schnitzarbeiten, näht, flechtet Körbe, spielt die Ziehharmonika und schreibt sehr gut. Derselbe präsentirt sich jetzt auch öffentlich in Arnim's Hotel.

Poesie und Prosa. Wer kann das unnennbare Weh einer unverstandenen Frauenseele fassen, deren Gatte in dem Augenblick, wo sie, aufgelöst in ungeweinte Thränen, sich der Unendlichkeit in die Arme stürzen will, hereintritt und sagt: „Frau — hier fehlt schon wieder ein Hemdenknopf."

Dem Herausgeber von „Germaniens Völkerstimmen", Dr. Firmenich, ist vor Kurzem von Hamburg folgende Sendung zugekommen:

Sieh, in allen deutschen Zungen
Ist Germania's Lied erklungen,
Jeder fandt' aus seinem Gau
Einen Stein zum großen Bau.

Ich auch hätt' in Lieder-Zungen
Gerne mit Dir angeklungen;
Hier doch weicht die Poesie,
Glaub' es, der — Gastronomie.

Darum nimm nach Landesbrauche
Zungen, duftend ganz von Rauche:
Der Germania durch dieses Paar
Bringe ich Ambrosia dar.

Den 26. Nov. 1858.

Und beigepackt waren zwei ungemein große geräucherte Hamburger Rindszungen.

Dreisylbige Charade.

Was in der Schöpfung frühen Tagen
Von sünd'ger Menschheit lebend war,
Verschlang, wie helt'ge Kunden sagen,
Der beiden ersten Sylben Paar.
Jetzt dient's, den Durstigen zu laben,
Im Auge glänzt's in Thränen hell,
Auch soll es einst gerettet haben
Von Geßlers Wuth den wackern Tell.

Der Zecher Zunft sieht in der Dritten
Gern guten Neuen vor sich steh'n,
Doch darf der Wirth nicht (muß ich bitten)
Zu oft damit zum Brunnen geh'n.
Auch mag's dann öfter sich ereignen,
Was selbst der beste Wirth der Welt
Nicht ganz im Stand ist, abzuläugnen,
Daß sie das Maaß nicht richtig hält.

Statt wie beim Wasserkrug zu singen
Beim Ganzen, als wär' Wein gereicht,
Fühlt ihr's euch säuerlich durchdringen,
Daß selbst die Krankheit scheu entweicht.
Nur muß, wer ohne Noth und Aerger
Besagtem Ganzen sich will weih'n,
Wenn kein geborner Grünberger,
Doch mindestens von Frankfurt seyn!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 4. Sonntag, 9. Januar 1859.

Traum und Erwachen.

(Fortsetzung.)

An der Spitze des Zugs, eine geraume Strecke den Uebrigen voraus, erblicken wir Hermann und ihm zur Seite eine schlanke Dame in der ersten Blüthe der Jugend. Beide ritten zwei wunderhübsche schwarze Ponys mit lang herabhängenden Mähnen und prächtigen Schweifen, unstreitig die schönsten Thiere im ganzen Zuge und zugleich die feurigsten, denn trotz des ziemlich steil ansteigenden Wegs war doch ihr lebhafter Schritt kaum zu mäßigen. Das Mädchen empfand darüber das offenbarste Vergnügen, denn lächelnd blickte sie von Zeit zu Zeit zurück und machte ihren Begleiter darauf aufmerksam, wie weit sie allmälig der Haupttruppe voraus geeilt waren. Dessen ungeachtet aber zog sie die Zügel nicht straffer an, ließ vielmehr ihre Reitgerte dann und wann den Hals des Pony streifen und spornte das eifrige Thier hierdurch zu neuer Ausdauer an. Es war eine überaus liebliche Erscheinung, diese jugendliche Reiterin in ihrem braunen runden Strohhute und langem grünseidenen Kleide. Der zarte weiße Teint ihres Gesichts wurde durch den dunkeln Hut, der leicht auf den reichen Flechten ihres Haares ruhte, vortheilhaft hervorgehoben und darunter blickten die heitersten Augen hervor, die je ein hübsches Mädchenantlitz schmückten. Die Bildung des übrigen Gesichts entsprach dem Ausdrucke dieser Augen vollkommen; ohne gerade bedeutend zu scheinen, war es der Spiegel eines ungetrübten und wohl empfundenen Jugendglücks, einer frischen und lebensvollen Natur, die des Genusses bedarf, aber nur schön und rein zu genießen versteht. Und noch Etwas mehr zeichnete diese graziöse ebenmäßige Gestalt mit ihrem rosigen klugen Antlitz aus, Etwas, das sich schwer beschreiben und doch so leicht heraus empfinden läßt. Eine Verkettung glücklicher Umstände mußte diesem Mädchen einen Gesichtskreis eröffnet haben, wie er nur Wenigen ihres Geschlechts und Alters beschieden ist; sie mußte fühlen, daß sie in und außer sich mehr besitze, als hundert ihrer Schwestern und mußte dieses Bewußtseyn doch wiederum ganz und gar mit jenem Gefühle vollkommener Unbefangenheit geschmolzen haben, welches sonst nur der jugendlichsten Naivetät eigen ist.

Hermann ließ von Zeit zu Zeit einen verstohlen bewundernden Blick auf seine Gefährtin gleiten, welche jetzt, da der Weg schmäler wurde, dicht an seiner Seite ritt, so daß er öfters von ihrem schweren seidenen Gewande gestreift ward. Die Pferde gingen auch in einem so bewundernswerth gleichmäßigen Tempo neben einander, daß die Unterhaltung nicht im Mindesten gestört wurde. Und Hermann und seine Begleiterin schienen diese Gunst des Zufalls in reichem Maße zu benutzen.

„Sie hatten also Ihren Herrn Vater seit acht Jahren nicht gesehen?" fragte der Erstere, indem er mit dem Reitstocke einen in den Weg hangenden Tannenzweig vor seiner Begleiterin entfernte, die ihm dafür freundlich zunickte.

„So lange ist es doch nicht," erwiederte diese, „Papa hat mich noch vor vier Jahren, als ich unlängst nach London in das Pensionat gekommen war, dort besucht. Aber freilich nur auf wenig Tage, er war damals im Ganzen nur zwei Monate in Europa und mußte während dieser Zeit eine Menge Geschäfte erledigen. Ach, Papa ist so gut, so sehr gut gegen seine Kinder, daß ich mich fast schäme, dies für meinen Theil so wenig zu verdienen. Wie hab' ich ihn schon gequält seit den vier Monaten, daß wir nun wieder beisammen sind, wie oft ihm den Kopf so heiß gemacht, daß er meinte, sechs Buben seyen besser, denn ein Mädchen. Aber freilich, — er ist selbst

Schuld daran. Wüßten Sie nur, wie er mich verzieht und sich nach mir richtet, oft auch in Dingen, wo ich es nimmermehr verlangen würde. Ein Glück, daß er mich fast acht Jahre in die Fremde geschickt hat. In seiner Nähe — o mein Gott, was wäre da wohl für ein Unhold aus mir geworden!"

„Und hat er Sie vor acht Jahren selbst nach Europa gebracht, Fräulein Landring? Es war sicher ein schwerer Entschluß für Ihren Vater, sich so weit und so lange von Ihnen zu trennen."

„O nein, so schwer war dieser Entschluß doch wohl nicht," antwortete das Mädchen. „Es ist in Batavia einmal Gebrauch, die Kinder ihrer Erziehung halber nach Europa zu senden und da fügt sich denn Jedes ohne Schwierigkeit in die hergebrachte Sitte. Daß ich freilich als kaum zehnjähriges Kind die weite Seereise — denken Sie, wir waren bald ein halbes Jahr unterwegs — allein zurücklegen mußte, das war ein schlimmes Ding und ich hätte es fast mit dem Leben gebüßt. Ja, ja! Es ist mein voller Ernst, wenn Sie auch lächeln und denken mögen, daß der Welt hieraus kein großer Schaden erwachsen wäre. O, über Sie Landratte — sagen die Seeleute — die Sie noch nie Salzwasser geschmeckt haben. Ich hab' es gekostet und um ein Haar wäre es des Guten zu viel gewesen."

Hermann lauschte entzückt dem halb ernsten, halb scherzhaften Geplauder des jungen Mädchens, mit welchem er heute zum ersten Male so ungestört verkehren durfte. So oft er bis jetzt auch mit Catoo Landring, der Tochter des reichen Kaufmanns Landring, — eines gebornen Holländers, der aber schon seit zwanzig Jahren in Batavia etablirt war und jetzt zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit in Europa verweilte und Bäder gebrauchte — in Gesellschaft zusammengetroffen war, so hatte er doch nie Gelegenheit gefunden, aus deren eigenem Munde die Schicksale ihres bisherigen Lebens zu vernehmen. Wie hätte er sich da jetzt den seltenen Genuß entgehen lassen mögen!

(Fortsetzung folgt.)

Das Heirathsgesuch.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Unterhaltung erwartete ich mit doppelter Ungeduld die Antwort meines unbekannten Korrespondenten und kein junges Mädchen, das nach dem ersten Liebesbrief entgegensieht, kann dem Postboten mit größerer Aufregung nachblicken, sobald er auf der Straße erscheint, als es bei mir in den nächsten Tagen der Fall war. Ich konnte nicht berechnen, wie lange es dauern würde, bis mein Brief seinen Bestimmungsort erreichte, weil ich nicht wußte, wo der Empfänger weile und ob er ihn persönlich in der Expedition abhole, oder ihn sich zusenden lasse; daher mußte ich darauf gefaßt seyn, vielleicht noch mehrere Tage lang in dieser peinlichen Ungeduld zu schweben. Endlich am sechsten Tage nach dem Abgange meines Schreibens, als Natalie gerade bei mir war und mir vorsang: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein, ich grüb' es gern in jeden Kieselstein," und ich im Begriff stand sie zu fragen, an wen sie dabei dächte, — eine Frage, die sie stets bitterböse machte, — trat mein Diener mit einem Briefe ein, der das Postzeichen Lüneburg trug. —

Lüneburg also. — Lüneburg. — Ich wandte den Brief drei Mal hin und her, bevor ich ihn öffnete. — Das Siegel trug kein Wappen: nur ein verschlungenes P. P. S. — Hm! das klang nicht sehr aristokratisch. — P. P. S. — Peter Paul Schmidt. Und er suchte ganz besonders anständige Lebensverhältnisse? S. — konnte aber auch Simon seyn. — Petrus und Paulus und Simon. Da hatte man ja ein ganzes Stück Bibel beisammen. Wie durfte ich so irreligiös seyn, damit zu hadern!

Wozu aber länger zögern, eine unangenehme Wahrheit zu erfahren, die doch hingenommen werden mußte; ich faßte also Muth und entfaltete das Papier, dessen kurzen Inhalt ich bald überflog. Der Brief oder vielmehr das Billet-doux lautete:

„Herr General außer Diensten!

Da ich mein Gesuch nur an Damen gerichtet und nur von diesen eine Antwort erwartet habe, welche mich mit deren Namen und sonstigen Verhältnissen bekannt mache, so muß ich auf das Rendezvous mit Ihnen Verzicht leisten und dies um so mehr, weil ich weder unabhängig bin, noch mich dieser Aufgabe ohne Beschränkung widmen kann, wie Sie aus der Unterschrift ersehen werden. Mit allem Dank für Ihre gütige Absicht unterzeichnet sich

Der Amtshauptmann Sel
in Diensten."

Dies Schreiben verursachte mir einen sehr unangenehmen Eindruck. Spottete er meiner? Lachte er über mich? — Freilich hatte er in der Beziehung nicht Unrecht, daß ich eigentlich nur von mir in meiner Antwort geredet, statt von meiner

Digitized by Google

Nichte, weil ich seine Neugierde dadurch zu spannen gehofft und bei persönlicher Berührung das Versäumte leicht nachzuholen war. Statt dessen schlug er dies Rendezvous gänzlich aus. Augenscheinlich also war ihm der General von Schöneck gar Nichts und das hatte ich um so weniger erwartet, als er auf anständige Lebensverhältnisse reflektirte. Indessen aufgeben durfte ich ihn dennoch nicht, die kleine persönliche Kränkung mußte verschmerzt werden und so setzte ich mich denn an meinen Schreibtisch und sann, wie ich die Sache einzukleiden hätte. Die Antwort war nicht leicht. Ich sollte meine Nichte nennen und sie ihm empfehlen. Schilderte ich sie hübsch, so wurde er vielleicht getäuscht; schilderte ich sie häßlich, so blieb die Antwort am Ende ganz aus. Angenehm, — ja angenehm, das ging; angenehm wollte ich sie nennen, das sagte Nichts und sagte wieder Alles.

Ich schrieb also:

„Der General von Schöneck zeigt dem Herrn Amtshauptmann Sel an, daß die junge Dame, welche er versorgt wünscht, seine Nichte ist und Natalie von Werdensleben heißt. Sie ist sieben und zwanzig Jahre alt, besitzt ein angenehmes Aeußere, ist sehr gebildet und musikalisch, bekommt eine gute Ausstattung und ein jährliches Nadelgeld mit. Ob ihre Familienverhältnisse anständig sind, hängt von dem sich daran knüpfenden Begriffe ab. Da die junge Dame nicht erfahren darf, welche Schritte für ihr Wohl gethan sind, so wird gebeten, darauf Rücksicht zu nehmen.

Berlin, Linkestraße № 51."

Ich mußte es nun dahingestellt seyn lassen, was der Herr Amtshauptmann entgegnen würde; doch kann ich nicht leugnen, daß meine Hoffnungen mehr und mehr schwanden. Er war kein Weltmann, das sah ich klar und eigen und sonderbar mußte er ebenfalls seyn. Indessen, das diente nur um so besser, meine Nichte Geduld und Nachgiebigkeit zu lehren; denn ihrem Manne davonlaufen wird so leicht keine Frau aus solchen Gründen.

Ich hatte versprochen, sie hinüber zu begleiten zu meinem Schwager und den Abend dort zuzubringen. Sie erinnerte mich jetzt daran, daß es Zeit sey, aufzubrechen, indem die gewöhnliche Theestunde bereits nahte. So gingen wir denn. —

Meine Schwägerin war eine recht hübsche Frau von dreißig Jahren, blond, sanft und zärtlich. Sie liebte ihren Mann, verzog ihre kleinen Kinder und fand ihr ganzes Glück in diesen Beziehungen. Meine Nichte konnte diese Freuden nicht theilen und fühlte sich daher allein. Anfangs fühlte die junge Stiefmutter das erwachsene Mädchen noch wohl auf einen Ball oder in eine Gesellschaft; dann aber ließ ihre Gesundheit dies nur noch selten zu und wenn es geschah, so war es ein Opfer.

Der stolze Sinn Nataliens ertrug es nicht, es empörte sie, daß sie ihrer Stiefmutter, die ihr so Vieles geraubt, nun noch für kleine Aufmerksamkeiten dankbar seyn sollte, welche ihrer eigenen Mutter ein Vergnügen gewesen seyn würden. Sie leistete lieber auf jeden Umgang dieser Art Verzicht und zog sich in sich selbst zurück. Die Folge war diese bittere und verbitterte Stimmung, die uns allen so vielen Kummer machte. Doch ändern ließ sich daran Nichts. Ich hatte oft darüber nachgesonnen, ob durch meine Vermittelung hier Etwas auszurichten sey, ich fand aber, daß ich vielleicht nur verschlimmern würde; denn die Menschen selbst konnte ich ja doch nicht ändern, und darin, daß sie nicht zu einander paßten, lag am Ende der einzige Grund zu diesem Mißverhältniß, das jeder von ihnen peinlich fühlte und mit Seufzen ertrug.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine besondere Liebhaberei unter der erwerblustigen und abenteuerlichen weiblichen Bevölkerung Amerika's ist jetzt der sogenannte Wettgang d. h. der Versuch, wer von 2 oder mehreren Personen, ohne anzuhalten, zu stehen oder zu sitzen, die längste Zeit in Bewegung bleiben kann. Zwei Frauen, Flora Lambert und Martha Buckley, sind in diesem Moment die berühmtesten, durch Uebung, Bäder, halbroh gebratene Beefsteaks, Sherry u. s. w. vollständig geschulte Forcegängerinnen. In Buffalo haben sie sich jüngst auf einem 30 Fuß langen, 3 Fuß breiten und 3 Fuß hoch vom Boden angebrachten Brette im Bloomerkostüm in ihrer Ausdauer gemessen. Nachdem sie beinahe 63 Stunden unabläßig auf diesem Brette in Bewegung gewesen und keine der andern weichen wollte, kamen sie endlich darin überein, den Kampf aufzugeben und sich für ebenbürtig zu erklären.

Nutzen der Blindschleiche. Der kleinen Blindschleiche haben Viele den Tod geschworen. Wo man sie trifft, wird ihr im Hui das Lebenslicht ausgeblasen. Sie ist giftig, heißt es und schäd-

Digitized by Google

lich. Armes Thier! dich Freund der Landwirthschaft und des Gartenbaues, der die Erde von Larven und Regenwürmern befreit, tödtet Derjenige, der dir eher dankbar seyn und schützend zur Seite stehen sollte: Die Blindschleiche vertilgt eine große Menge von Schmetterlingslarven, Regenwürmern und solchen Insekten, die der Bodenkultur und den Früchten gerade kein Vortheil, conträr ein Schaden sind. Man sollte sie deßhalb schirmen und schonen. Giftig ist sie ganz und gar nicht, der Leser kann sich d'rauf verlassen. Auch ist sie ganz und gar nicht einmal eine Schlange, sondern nur eine fußlose Eidechse von schlangenähnlicher Gestalt und wer daran zweifeln sollte, frage einen verständigen Naturforscher. Daß sie blind sey, wie die meisten glauben, ist wiederum ein Irrthum und Märlein; denn sie hat gerade im Gegentheil sehr klare, schöne, wenn auch eben nicht große Aeuglein. Ueber den Nutzen der Blindschleiche sagt die „Allgemeine Gartenzeitung": „Wir möchten der Blindschleiche einen Schutzbrief mitgeben und bitten, dem nützlichen Thierchen kein Leid mehr anzuthun und anthun zu lassen. Wir wollten, daß wir einige Dutzend Blindschleichen im Garten hätten!!"

(Der dumme Streich.) Vater. „Ich gebe durchaus meine Einwilligung nicht zu Deiner Ehe mit der Bertha, denn sie besitzt außer ihrer Ausstaffirung keinen blanken Heller. Sey vernünftig und schlage Dir diese Heirathsidee aus dem Kopfe; wenn Du schon heirathen willst, so heirathe ein Mädchen mit Geld, mit viel Geld, denn Geld muß sie haben, von der Liebe beißt Ihr nichts herunter — das wäre ein dummer Streich!"

Sohn. „Aber, lieber Vater. Sie haben meine Mutter aus keinem andern Grunde geheirathet, als aus reiner treuer Liebe; sie selbst hat es mir oft mit innigem Gefühle früher Erinnerung erzählt, daß Sie, bester Vater, ihr, der armen Waise, die Hand reichten und manche Ihnen angebotene glänzende Parthie ausschlugen."

Vater. „Ich verbiete Dir von nun an ein für alle Mal eine derartige Berufung, denn ich kenne nichts Unschicklicheres für einen Sohn, als seinen Vater immer und immer an einen dummen Streich zu erinnern."

Ein Franzose hat sich der Mühe unterzogen, auszurechnen, daß eine tanzlustige Schöne, die während der Ballzeit wöchentlich zwei Bälle besucht und alle dabei vorkommenden Tänze tanzt, 435 Meilen tanzend zurücklegt und daß sie sich in derselben Zeit eben so oft um sich selbst dreht, wie die Räder eines Dampfboots sich auf einer Fahrt von Dover nach Calais um ihre eigene Achse drehen.

Der Maire von Beziers hat das Boulle-Spiel beim Billardspiel verboten und die Präfekturbehörde hat diese Maßregel bestätigt. In der Begründung weist der Maire auf die vielfachen Beschwerden hin, die von Seiten der Eltern erhoben worden, da die jungen Leute dieses Spiel nicht mehr zur Erholung, sondern mit Leidenschaft betrieben.

(Schreckliche Rache.) „Muß i' da am letzten Sonntag nach Rumpelhausen 'nüber laufen mit an Pack'l für' Unter-Wirthin, und moan 'st was geb'n hatt' sie mir für d' Müh? — Nix, rein gar nix! Vergelt's Gott, hat sie g'sagt und damit basta. Aber i hab's ihr g'zeigt. Nachher aber hab' eich mir a Suppen geb'n lass'n und's ganza Büchserl mit sammt'n Pfeffer und Salz 'nein g'schütt und aber a mit a Körnl' drin g'lass'n.

Richte Dich nach Deinem alten Onkel, schrieb ein Geiziger an seinen jungen Neffen, und Du wirst nicht nöthig haben, mich fortwährend um Geld zu maltraitiren. Mein Frühstück besteht aus fast gar nichts und am Mittage behelfe ich mich mit dem, was vom Frühstück übrig geblieben ist. Daß ein Abendessen überflüssig ist, versteht sich von selbst.

Die Zunge der Zeit. Mutter: „Wer kam denn da schon wieder über den Zuckerhut?"

Emilie: „Mama! Da hat gewiß die Zunge der Zeit daran geleckt."

Mutter: „Was sagst Du da Einfältiges?"

Emilie: „Nun, hat ja Papa neulich gesagt, daß der Zahn der Zeit schon an Deiner Schönheit genagt habe!"

In Lierre ließen am 26. Dezember die Eheleute Wouters ihr sechsundzwanzigstes Kind taufen; sie haben 22 Kinder am Leben.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 3:
Apfelwein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 5. Dienstag, 11. Januar 1859.

Traum und Erwachen.

(Fortsetzung.)

„Mir ist dennoch unbegreiflich," fuhr Hermann fort, „daß man Sie allein reisen ließ. Hat Ihr Vater doch, wie er mir selbst mittheilte, schon zwei Söhne nach Europa herüber begleitet; um wie viel näher mußte ihm dies liegen, wo es sich um die einzige Tochter handelte?"

Catoo — mit dieser holländischen Abkürzung des Namens Katharina wollen wir das Mädchen nun ferner nennen — erwiederte lachend:

„Hab' ich Ihnen nicht schon erzählt, Herr Brannau — entschuldigen Sie nur, daß ich Sie nicht Herr Doktor heiße, aber wahrhaftig, das klingt mir gar so altväterlich und perückenmäßig — daß Papa sechs Buben lieber mag, als einen einzigen Plagegeist von Tochter? Aber nein, ich will Ihnen eine bessere Meinung einflößen. Papa wollte mich allerdings nach Europa bringen, Alles war schon vorbereitet und der Tag der Abreise bestimmt. Da ergriff ihn ein ernstliches Leiden und es wäre tollkühn gewesen, unter diesen Umständen die weite Seereise anzutreten. Der kürzere Weg der jetzigen Ueberlandpost war damals, so viel ich weiß, noch nicht in Aufnahme. Nun war aber die Sache bereits fest bestimmt, die Verwandtschaft meiner verstorbenen Mutter in Norddeutschland, zu welcher ich zunächst gebracht werden sollte, von meinem Kommen auch schon in Kenntniß gesetzt, so daß mein Vater, zumal da er meiner Mutter versprochen hatte, mich vom zehnten Jahre ab in Europa und am liebsten in Deutschland erziehen zu lassen — meine Mutter war eine Deutsche — sehr schwer daran ging, hinsichtlich meiner Reise eine Aenderung eintreten zu lassen. Und siehe da, soll ich sagen zum Glücke oder zum Unglücke, trifft Papa auch wirklich einen alten Geschäftsfreund aus Amsterdam, der mit demselben Schiffe, mit welchem wir zu reisen gedachten, nach Europa zurückzukehren im Begriffe war. Willst du mein Kind unter deiner Obhut mit hinüber nehmen? fragt ihn Papa und der dicke gemächliche Herr, ein wahres Muster von einem indifferenten Stockhändler, muß übel und böse ja sagen. Das war nun auch eine Art von Obhut, die er mir angedeihen ließ, der liebevolle Geschäftsfreund. Dreimal während unserer fast halbjährigen Fahrt — wir hatten viel böses Wetter auszustehen — fragte er mich mit unverständlichem Murmeln: Wie befindet sich das Fräulein? und als ich ihm hierauf dreimal versicherte, daß ich mich wohl befinde, glaubte er das Seinige gethan zu haben. Im Uebrigen saß er den ganzen Tag in der Kajüte, spielte alle möglichen Kartenspiele mit dem Kapitän und einem zweiten langweiligen Passagier und trank, so oft ich ihn sah, steifen Grog, wie er es nannte. Was ich that und trieb, kümmerte ihn nicht. Ich mochte auf dem Verdecke herumtollen, Hals und Beine brechen, seinetwegen auch ins Wasser stürzen: das Alles ließ den wackern Herrn sehr ruhig. Ich glaube, er hatte dem Koch eine Art Aufsicht über mich übertragen, denn ich sah, wie er diesem von Zeit zu Zeit mit einem Fingerzeige auf mich ein Geldstück in die Hand drückte. Der Koch aber schien sich auch nicht gern zu ärgern oder aufzuregen, denn wenn ich bisweilen zu ausgelassen und toll war, drohte er mir nur mit dem Finger und lachte. Dagegen waren die übrigen Leute vom Schiffe so freundlich gegen mich, daß ich mich unter ihnen ganz heimisch befand und als es zum Abschiede kam, heiße Thränen vergoß."

Catoo hatte die letzten Worte auffallend ernst gesprochen. Ihre Stimme, sonst so hell und bisweilen ein wenig scharf, klang plötzlich tiefer und weich. War es das Gefühl der Dankbarkeit,

welches sie so bewegte, oder war es eine andere mächtige Erinnerung? —

Hermann schwieg eine Weile und beobachtete das Mädchen, das in Gedanken verloren vor sich hinblickte. Als er aber gewahrte, wie der Ausdruck ihres Gesichts wieder ruhiger ward und wie sie mit einem kräftigen Schlag der Peitsche den etwas trägeren Schritt ihres Pony beschleunigte, lenkte er in das eben abgebrochene Gespräch wieder ein.

„Sie sprachen vorhin von einer Lebensgefahr, Fräulein Landring, die Sie während Ihrer Seereise zu bestehen gehabt. Ist es wohl unbescheiden, wenn ich Sie bitte, mir auch dieses Ereigniß nicht vorzuenthalten?"

„O nein, Herr Braunau," sagte Catoo, wieder völlig heiter, „Sie hören ja wohl, daß ich gern plaudere. Es war auf dem atlantischen Ocean, wir hatten am Tage vorher die Inseln des grünen Vorgebirgs passirt. Trotz des stürmischen Wetters trieb ich mich, wie gewöhnlich, in meinem Regenmantel auf dem Verdecke umher und machte mir allerlei Unnützes zu schaffen in der Nähe meines Freundes, des Steuermanns. Das Schiff lief ziemlich rasch, denn trotz der unruhigen See war der Wind nicht ungünstig. Mehrmals schon hatten mich die Matrosen und namentlich der Steuermann vor dem Wetter gewarnt und mich hinunter gehen heißen. Weil es aber in der Kajüte so furchtbar langweilig war, folgte ich nicht. Da erblickte ich hinter dem Schiffe, dicht beim Steuerruder, einen weißen, sonderbar geformten Gegenstand im Wasser schwimmend. Neugierig beuge ich mich über den Bord hinab, um zu sehen, was es ist. Plötzlich tauchte das Schiff mit seinem Vordertheile tief in das Meer hinab und schnellt in der entgegengesetzten Seite — wo ich mich befand — hoch empor, so daß ich tief hinein geschleudert wurde in das tobende Wasser. Alle hatten mich verloren gegeben. Nur der Steuermann nicht, mein bester Freund auf dem Schiffe. Der besinnt sich nicht lange, übergibt das Steuerrad rasch einem Nebenmanne, springt in die See und bringt mich, den Tod verachtend, nach wenig Minuten wieder an Bord. Das soll ein Jubel gewesen seyn über die kühne Rettung; denn ich natürlich wußte nicht, was damals um mich geschah. Nur der Kapitän, den der Lärm in Gesellschaft meines Beschützers, des wackern Amsterdamers, auf das Verdeck gelockt hatte, theilte den Jubel nicht. Er schüttelte über das Beginnen des Steuermanns mißbilligend den Kopf und gab demselben einen ernsten Verweis, daß er bei so unruhiger See das ihm anvertraute Steuerrad aus den Händen gelassen habe. Darin mochte er nun freilich Recht haben nach seinen Kapitänsbegriffen; was meinen Sie aber zu meinem Schirmherrn, der Amsterdamer Kaufmannsseele, die anstatt sich über meine Rettung zu freuen, schimpfte und fluchte, daß sie verurtheilt sey, mit so pflichtvergessenen Steuerleuten zu segeln? — Ich war damals noch ein Kind, Herr Braunau, aber glauben Sie mir: empört war ich über eine solche Herzlosigkeit, als ich davon hörte und nie wieder konnte ich dem braven Manne ins Gesicht sehen. Wie anders mußte ich von den braven Schiffsleuten denken und vor Allem von meinem Lebensretter, der sich für mich einsames fremdes Kind in den Tod gewagt hatte! —"

„Und haben Sie nie wieder von dem Braven gehört?" fragte Hermann mit lebhaftem Interesse.

„Nie, leider nie," antwortete Catoo, „doch weiß ich," sie hielt in ihrer Rede inne, denn beide Pferde, das ihrige, wie das Hermanns, waren plötzlich stehen geblieben. Im eifrigen Gespräche hatten beide nicht bemerkt, wie sie bereits die Höhe des Berges erreicht, das Plateau auf dem Gipfel desselben durchmessen hatten und an dem Rande des letztern angelangt waren, von wo aus sich die schon erwähnte lohnende Aussicht über das Thal hinweg darbot. Es war ein entzückender Augenblick, überraschend, namentlich das Bild des gegenüber liegenden großen Teichs mit seiner kleinen buschigen Insel in der Mitte und den stolzen Baumgruppen an den Ufern, worüber sich jetzt, das Ganze verklärend, ein prächtiger doppelter Regenbogen ausspannte.

„Ach, das ist herrlich," rief Catoo, in die Hände klatschend, „dies Schauspiel läßt sich nicht mit Gold bezahlen. Wie gut, daß wir so rasch geritten sind. Die Andern werden es kaum noch genießen, denn sehen Sie wohl, der Regenbogen fängt schon an, sich matter zu färben und bald wird die ganze Pracht vorüber seyn. So ist es, wenn man im Leben säumt und träge ist; man kommt um die besten Genüsse. Deßhalb immer rasch und fröhlich zum Ziele! — Aber wollen wir nicht absitzen? Die armen Thiere sehnen sich gewiß nach einer kurzen Rast und mögen sich an der schönen Aussicht nicht besonders ergötzen."

Hermann sprang vom Pferde und half seiner lieblichen Begleiterin aus dem Sattel. Die Thiere wurden von den Gebissen befreit und an eine junge Eiche gebunden, welche von üppigem Grase umgeben war.

(Fortsetzung folgt.)

Das Heirathsgesuch.

(Fortsetzung.)

Mein Schwager behandelte Natalie freundlich, aber kalt; meine Schwägerin bewies ihr die Aufmerksamkeit, welche man einem fremden Gaste erzeigt. Eine eigentliche Klage konnte man daher nicht erheben. Beide waren mir sehr wohl gewogen und begrüßten mein Erscheinen stets mit besonderer Freude, so daß ich diese Artigkeit auch nicht gern mit Vorwürfen oder Mahnungen, die überdem unnütz waren, vergolten hätte.

Frau von Werdensleben saß schon am Theetische vor der dampfenden Maschine, als ich mit meiner Nichte eintrat. An einem kleinen Tische in einer Ecke befanden sich ihre beiden ältesten Mädchen und spielten mit ihrer Puppe. Mein Schwager war noch nicht gegenwärtig.

„Wir haben uns recht nach Ihnen gesehnt, lieber Herr General," redete sie mich an. „Sie sind so lange nicht bei uns gewesen! Was veranlaßt Sie, Ihre nächsten Verwandten, die Sie so sehr lieben, so grausam zu vernachlässigen?"

Sie schob mir den weichen Lehnsessel, in welchem ich am Liebsten saß, neben sich hin, rief dann die Kleinen herbei, damit sie den guten Onkel begrüßten und war so lieb und gut, daß ich einmal recht empfand, es sey doch nirgends schöner, als au sein de sa famille.

„Sie werden mich noch dazu bringen, meinen Junggesellenstand zu bereuen, liebe Frau von Werdensleben!" sagte ich scherzhaft. „Wie können Sie so grausam seyn, jetzt, wo es zu spät ist, mir solche Gedanken einzuflößen!"

„Es ist nie zu spät zum Guten," erwiederte sie. „Unterdessen sind Sie ja ein Mann in seinen besten Jahren. Von ganzem Herzen wünschte ich Ihnen eine Pflegerin und Gefährtin für Ihr Alter."

„Die finde ich nun doch nicht mehr. Lieber sagen Sie, daß Sie mich unter Ihre Fittige nehmen wollen. Ich ziehe zu Ihnen, wenn das Alter Ernst macht."

„Thun Sie das. Ich nehme Sie mit Freuden auf."

„Wen? Den General?" rief der Schwager, welcher eben eingetreten war. „Das wird mir zu gefährlich. Meine Frau ist zu viel für Dich eingenommen, lieber Schöneck, als daß ich das zugeben könnte. Scheidungen sind hier in Preußen so leicht; ich möchte eines Tages um meine Frau kommen, ohne zu wissen wie."

Wir lachten.

„Es wird damit anders werden," warf ich dann ein; „wenn das neue Ehescheidungsgesetz durchgeht, so ist es damit vorbei. Man kann dann weder von einer Frau loskommen, noch eine zweite an deren Stelle erhalten. Wir Männer müssen vorsichtig werden, wenn es so weit kommt."

„Ich dächte, Sie wären das hinreichend gewesen, lieber General," sagte Frau von Werdensleben scherzend. „Die Leidenschaft wird aber wohl nach wie vor mit den Herren der Erde davon laufen."

„Worüber das schöne Geschlecht sich nicht zu beklagen hat, so lange wir ihre Mitläufer heißen," sagte mein Schwager.

Unter solchem Geplauder verging nun der Abend und ich kehrte sehr heiter in meine Wohnung zurück. Natalie war still und einsylbig gewesen, das hatte ich bemerkt, ohne sonderlich darauf zu achten. Sie sprach stets nur wenig im elterlichen Hause und folgte selten dem Gange des Gespräches, wenn sie es nicht selbst führte. Es war daher an ihrem Betragen Nichts weiter auffallend. Um so mehr überraschte es mich, als sie am folgenden Morgen bei mir erschien, noch bevor ich aufgestanden, und feierlich um eine Unterredung unter vier Augen nachsuchen ließ. Ich fuhr schnell in meine Kleider und sagte zu ihr, als sie eintrat, vielleicht mehr ärgerlich als scherzhaft, daß ich mich eben nicht entsinne, sie um diese Stunde mit mehr als zwei Augen empfangen zu haben, sie müsse denn auf meine Brille anspielen, die allerdings aus ihren und meinen sechs mache. Sie aber sah mich hierauf nur mit ernster Resignation an und sprach:

„Mein lieber Onkel! Ich habe die ganze Nacht mit einem Entschlusse gekämpft, dessen Resultat ich Dir jetzt vorlegen will. Ich sehe es ein — ich habe es gestern Abend einsehen gelernt — daß ich dies Leben nicht länger fortführen kann. Ich muß es enden oder ändern. Wähl' Du jetzt, was Du für mich wünschest."

Sie sprach mit so viel Pathos, daß ich mich kaum des Lachens erwehren konnte. Ich wandte mich ab und sagte dann gefaßt:

„Setze Dich, Kind! Ich bin noch schläfrig und Deine Worte tanzen mir wie Irrlichter im Kopfe herum. Was meinst Du mit enden, ändern und dem Resultat Deines Entschlusses?"

„Du willst mich nicht verstehen," sagte sie und biß vor Unmuth ihre Lippen zusammen. „Du bist gleichgiltig gegen das, was mich betrübt. Dennoch liebe ich Dich zu sehr, um mein Schicksal

in die Hand zu nehmen, ohne Deine Approbation. Ich muß mir das Leben nehmen oder auf die Bühne gehen. Welchem von Beiden gibst Du den Vorzug?"

„Keinem!" sagte ich möglichst gelassen und sah sie prüfend daben an, ob sie nicht während der Nacht ihr bischen Verstand verloren. „Keinem!" wiederholte ich dann nochmals sehr ernst; „weil ich dich erstens nicht verlieren möchte, denn ich liebe Dich, wie man ein eigenes Kind lieben kann; und zweitens, weil ich Dich lieber todt, als zur Schande Deiner Familie lebend weiß."

„Ich dachte es," versetzte sie und seufzte tief auf. „Ich dachte es wohl. Mein Glück liegt auch Dir nicht am Herzen. Einem Vorurtheile willst auch Du mich opfern. So laß mich denn wenigstens sterben, um im Grabe Ruhe zu finden. So mißgönne mir wenigstens das Glück ewiger Ruhe nicht."

„Das sind Phrasen, Natalie. Erspare Dir diese mir gegenüber. Sage mir lieber, wie Du zu diesem Paroxismus kommst."

„Wenn der Schnee sich löst auf den Bergen, treten die Flüsse über. Was lange in mir geschlummert, kam gestern Abend zur Reife. Ich saß unter Euch, allein, vereinsamt. Ihr waret glücklich mit einander, als gehöre ich nicht Euch, Eure Scherze verstand ich nicht, Eure Interessen theilte ich nicht. Was soll ich noch unter Euch? Euch in Eurem Glücke stören und selbst elend seyn? — Nein! Mein Daseyn hinschleppen wie einen Fluch, eine Abhängigkeit dulden, die mich erdrückt, ohne mir auch nur einen Ersatz zu bieten? Ich will frei seyn; ich will es. Ich verlasse Euch und — Ihr lernt mich vergessen. Vermissen wird mich ohnehin Niemand. — Lebe wohl!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Am 28. November waren die drei Dingvögte des Amts Neumünster in Holstein zur Vollziehung eines nicht häufig mehr stattfindenden Aktes hier versammelt. Der Holsten Dinggericht wurde öffentlich abgehalten. Drei schlichte Bauern, Dingvögte betitelt, eine erbliche Würde und die eigentlichen Richter nebst 16 bäuerlichen, vom Amthause dazu designirten Beisitzern bilden das Gericht und sprechen das Urtheil. Es ist bekannt, daß der alten Holsten Dinggericht unter freiem Himmel abgehalten wurde und noch jetzt sieht man hier und da solche Orte von Eichen umgeben und überschattet. Das heutige Gericht fand im Saale eines hiesigen Gasthauses statt; sehr viel von der alten, heiligen Würde geht leider durch solche Oertlichkeiten verloren. Die drei Dingvögte, zwei derselben mit Speeren bewaffnet, die mit schwarzem Flor bekleidet waren, der dritte, oberste, umgürtet mit einem langen Schwerte, an dessen Handgriff das Symbol des Kreuzes sich befand, saßen in der Mitte des großen Saales, umgeben von ihrem würdigen, bäuerlichen Beirathe; in kurzer Entfernung vom Gerichte hatte das königliche Amthaus, Amtmann und Aktuar, Letzterer in der Eigenschaft als Protokollführer, Platz genommen. Nachdem die Sitze eingenommen waren, erhoben sich die drei Richter, der erste mit entblößtem Schwerte und versicherten laut und feierlich in der alten Holsten plattdeutschen Sprache, für Viele wohl kaum noch verständlich, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben nach Holsten Art, treu und schlicht. Es kamen zwei Streitsachen zur Handlung. Die streitenden Parteien hatten ihre Advokaten in die Schranken des Gerichts gesandt. Zwischen den auf erhabenen Plätzen stehenden Anwälten hatte die klagende Partei, auch eine besondere Eigenthümlichkeit, ihren Sitz genommen. Die Herren sprachen lange und gut. Nachdem die Anwälte gesprochen, traten Richter und Beisitzer zu geheimer Berathung zusammen. Das nach einer halben Stunde nach dem Vernunftrecht gefällte Urtheil über die eine Streitsache lautete sehr abweichend von der Erwartung Vieler der Zuhörer, deren wohl einige Hundert zugegen seyn mochten. Das zweite Urtheil traf so ziemlich mit dem Erwarten zusammen.

Während englische Blätter eine Prophezeiung strenger Kälte für den gegenwärtigen Monat Januar brachten, prophezeien nach der Wiener Zeitung die Schiffer der untern Donau für heuer einen so milden Winter, daß das Treibeis auf der Donau nicht einmal zum Stehen kommen werde.

Ein Augenklemmer dient den Modenarren, um andere Leute zu sehen und anderen Leuten, um zu sehen, daß der „Beklemmte" ein Modenarr ist.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 6. Freitag, 14. Januar 1859.

Traum und Erwachen.

(Fortsetzung.)

Dann traten Hermann und Catoo wieder an den Rand des Plateau und versenkten sich von Neuem in die Aussicht. Hermann, der sich an dem ungekünstelten Entzücken, das aus den Augen seiner Begleiterin strahlte, innig weidete und dessen eigener Genuß hierdurch um das Doppelte gesteigert ward, konnte sich endlich nicht enthalten, mit großer Wärme zu fragen:

„Und werden Sie unser Deutschland dereinst nicht gleichgiltig verlassen, Fräulein Landring, wenn Sie im nächsten Frühjahre mit Ihrem Vater in die schönere und reichere Heimath zurückkehren?"

Catoo schüttelte den Kopf und sagte mit wohlthuender Herzlichkeit und einem leisen Anfluge von Schwermuth, die ihrem Wesen sonst fremd schien:

„Meine Heimath? — Die hab' ich ja mehr in Deutschland als drüben über dem Meere. Wie gern blieb' ich für immer hier in diesem lieben glücklichen Lande, aus dem meine Mutter stammt, wo meine Verwandten leben und an dem auch Papa mit großer Liebe hängt. Papa sagt es selbst, daß wir drüben Fremdlinge sind und immer bleiben werden. Aber für die nächsten Jahre kann es nicht anders seyn; später denkt Papa selbst daran, ganz nach Europa heimzukehren. Java — ich selbst habe keine rechte Vorstellung mehr davon — mag große Reize haben. Aber mir graut heimlich vor dieser Schönheit und ich denke immer, es müsse mein Tod seyn, wenn ich nicht bald wieder fort dürfte. O Sie sind sehr glücklich, daß Sie nicht wandern müssen, wie Papa und ich!"

Catoo bückte sich, um eine einfache Waldblume zu pflücken, welche dicht am Abhange blühte. Hermann kam ihr zuvor und pflückte sie dem Mädchen, indem er lächelnd sagte:

„Freilich keine Lotosblume, Fräulein Landring, sondern ein schlichtes deutsches Gedenkemein!"

Catoo dankte stumm mit einem freundlichen Blicke und steckte sich die Blume an den Busen. Hermanns Inneres durchzuckte zum ersten Male ein glückverheißender Gedanke. Konnte dem holden Mädchen nicht auch die Wanderung erspart werden?

Inzwischen kam die übrige Gesellschaft lachend und lärmend heran und eine für Hermann unvergeßliche Stunde war vorüber.

3.

Der Hofrath Baumbach hatte allen Grund, mit Hermanns Leistungen und Erfolgen zufrieden zu seyn. Dieser fand sich rasch und sicher in seine neue Thätigkeit und was ihm doch vielleicht dann und wann an augenblicklicher Weltgewandtheit abging, das ersetzte reichlich seine an und für sich gewinnende Persönlichkeit und das ihm eigene theilnehmende Wesen. Der Hofrath legte also mit seinem Substituten Ehre ein und dies schmeichelte seiner Eitelkeit in einem so hohen Grade, daß er mit seinen Gunstbezeugungen gegen Hermann immer freigebiger ward und demselben zu wiederholten Malen zu verstehen gab, daß er, wenn er sich doch mit der Zeit auf seine so ausgebreitete Praxis in der Residenz beschränken müsse, allen seinen Einfluß aufbieten wolle, um Hermann die vortheilhafte Nachfolgerschaft im Bade zu verschaffen, zu welcher er sich jetzt schon mit so günstigem Erfolge vorbereite.

Hermann hatte, wie schon angedeutet, von seinem Oheim vorzugsweise die Herrenpraxis übertragen erhalten und da während der jetzigen Saison merkwürdiger Weise einmal die Männerwelt unter der Badegesellschaft überwog, so war er

wenigstens die Vormittage immer stark beschäftigt. Die Nachmittage dagegen konnte er meist der Gesellschaft widmen. Und Hermann war mit dieser Geschäftseintheilung in der That sehr zufrieden. Nicht allein, daß er mehrere Patienten überkommen hatte, deren Behandlung ihm wirkliches medizinisches Interesse bot; auch in dem Tone des Umgangs hatte der junge, offene und gebildete Mann vorzugsweise älteren Herren gegenüber Glück und wußte sich bald deren ganzes Vertrauen zu erwerben, während ihm das schmetterlingsartige Umherflattern des Oheims unter der Damenwelt, dieses oberflächliche, halb ärztliche, halb galante Konversiren auf der Brunnenpromenade am Morgen, wo der Hofrath seine größten Triumphe feierte, nur wenig zusagte und eben deßhalb nicht recht gelingen wollte.

So hatte sich denn Hermann bereits nach wenig Wochen seines Aufenthaltes in der Person des Kaufmanns Landring aus Batavia, des Vaters Cato's, einen großen Gönner gewonnen, so daß derselbe bald vom Hofrathe gar nichts mehr wissen mochte und einzig und allein Hermann zu Rathe zog. Herr Landring, ein feiner, hochgebildeter Holländer, den erst spätere eigenthümliche Lebensschicksale zum Kaufmanne gemacht hatten, war ein Mann in den mittleren vierzig Jahren. Allein das verderbliche Klima der holländischen Kolonie hatte ihn vor der Zeit altern lassen und in einem längeren Aufenthalte in Europa suchte er jetzt die Wiederherstellung oder mindestens Kräftigung seiner zerrütteten Gesundheit. Wer weiß indessen, ob er sich bei seiner Liebe für das Geschäft, dem er, vermögenslos von Haus aus, jetzt Ansehen und Reichthum verdankte, entschlossen hätte, dasselbe so lange fremden Händen anzuvertrauen, wenn er nicht hauptsächlich durch den Wunsch zum Reisen bestimmt worden wäre, seine einzige Tochter, deren Erziehung bei Verwandten in Norddeutschland neben einem mehrjährigen Aufenthalte in einem Londoner Pensionat schon längst in vorzüglicher Weise vollendet war, aus Europa in das Vaterhaus zurück zu holen. Seine verstorbene Frau hatte es so gewünscht. Daß Cato's Aufenthalt in Deutschland freilich bis in ihr achtzehntes Lebensjahr hinein verlängert worden, hatte ursprünglich außer seiner Absicht gelegen und war durch unvorhergesehene Umstände herbeigeführt worden. Jetzt fühlte Herr Landring freilich selbst, daß das Mädchen durch diesen langen Aufenthalt mehr oder weniger eine Deutsche geworden war und fürchtete derselbe nicht mit Unrecht, daß ihr die Heimath über dem Meere nun vielleicht für immer verleidet seyn könne. Deßhalb tröstete er auch sein herrlich erblühtes Kind mit der Aussicht auf eine gänzliche Uebersiedelung nach Europa, sobald er erst in einigen Jahren die Früchte seines Fleißes vollständig eingeerntet und seiner Kinder Loos glänzend gesichert haben werde. Und nach und nach, als ihn das deutsche Wesen mehr und mehr in seine freundlichen Bande schlug, ward ihm dieser Gedanke selbst zur lieben Gewohnheit und er schwärmte mit Cato für dessen einstige Ausführung.

(Fortsetzung folgt.)

Das Heirathsgesuch.

(Fortsetzung.)

Natalie sprang auf und wollte aus dem Zimmer stürzen. Ich hielt sie mit Mühe noch zurück.

„Halt!“ rief ich, „Du bist das Kind meiner Schwester, Du gehörst mir. So lasse ich Dich nicht ziehen. Setze Dich und höre mich an. — Sieh', Natalie,“ fuhr ich ruhiger fort, „Deine selige Mutter hat viel an Dir verschuldet. Du warst ihr einziges Kind, sie verzog Dich und machte Dich zum Mittelpunkte ihres Hauses. Hier nun die Folgen. Du kannst es nicht ertragen, wenn Du nicht die Hauptperson bist. Von dieser Schwäche wirst Du Dich nie befreien, aber dagegen kämpfen solltest Du. Magst Du im Hause Deines Vaters nicht länger leben, so steht Dir das meinige offen. Bist Du auch damit nicht zufrieden, so sage mir, wohin Du gehen willst und ich will Dir an Mitteln zu Gebote stellen, was meine Kasse erlaubt. Aber alle desperaten Entschlüsse sind unnütz. Die Grillen, welche eine schlaflose Nacht Dir eingibt, gehören nicht vor das Ohr Deines alten Onkels. Ich gebe Dir von heute vier Wochen Bedenkzeit. Ist dieser Termin abgelaufen, dann lege mir Deine Pläne vor und ich will deren Ausführung vernünftig mit Dir berathen und Dir in jeder Weise beistehen. Bist Du damit zufrieden?“

Sie war beschämt. Meine Güte rührte sie; sie sah ein, daß ich Recht hatte und versprach zu thun, was ich wünschte. Bald darauf verließ sie mich. —

Ich muß gestehen, daß ich froh war, mich allein zu finden. Diese fortwährenden aufregenden Scenen fangen an mir überdrüssig zu werden; weder

meinen Jahren, nach meinem Charakter sagt das zu. Wie froh wäre ich, wenn sie und der Amtshauptmann sich fänden.

Wir waren übereingekommen, daß unserer Verabredung nur stillschweigend gedacht werden sollte; wir sprachen demnach nicht wieder über die Sache. Doch beobachtete ich sie im Stillen und forschte auch ein wenig nach, wo sie ihre Abende zubringe, denn ihre Gemüthsverfassung schien mir der Art, um sie zu desperaten Entschlüssen zu führen. Sie war sehr aufgeregt und unruhig und ging sehr viel aus. Eines Tages begegnete ich ihr mit einer Schauspielerin, worüber ich ganz außer Fassung kam. So weit durfte es doch nicht kommen und ohne zu zögern ging ich sogleich auf ein Heirathsbureau und ließ außerdem noch in die gute „Tante Voß" ein Gesuch der Art rücken. Trotzdem war meine Hoffnung sehr gering und ermüdet und niedergeschlagen kehrte ich nach Hause zurück und legte mich nieder, um zu ruhen, mit dem Befehle an meinen Diener, Niemand vorzulassen.

Was sollte aus dem Mädchen werden? So oft ich die Augen schloß, stand sie mir vor der Seele und brachte mich durch irgend ein böses Traumbild in die Wirklichkeit zurück. Es ist wahr, Kinder sind im Alter ein Trost und erhalten uns frisch durch unser Mitgehen ihrer Lebenswege; aber — eine Tochter wie diese hielt das Gegengewicht und ich segnete mein Geschick, daß es mich ehelos bleiben ließ. Wäre meine selige Schwester nur gleichfalls vorsichtiger gewesen! Doch die frommen Wünsche helfen sehr wenig, wenn die Dinge einmal geschehen sind.

Endlich war ich eingeschlafen, als die laute Stimme meines Dieners mich wieder erweckte. Aergerlich, was diesem nur einfallen konnte, gerade jetzt auf dem Flur einen Wortwechsel zu beginnen, zog ich heftig an der Schelle und hatte einen derben Verweis für ihn in Bereitschaft. Indessen bevor ich noch ein paar Flüche ausgestoßen, stotterte er so etwas von der Ungeduld des Herrn Amtshauptmanns, das mich stutzig machte und in die Höhe fahrend, riß ich ihm, ohne weiter ein Wort zu verlieren, die Karte aus der Hand und las den Namen des Mannes, dem zu begegnen der größte Wunsch meines Herzens war.

„Mir äußerst willkommen," rief ich und eilte in mein Schlafgemach, meine Toilette etwas zu ordnen und meine Orden anzustecken. Machte er sich gleich wenig aus meinem Namen, so mußten solche Ehrenzeichen ihm doch das Gepräge anständiger Familienverhältnisse tragen. Nach einem letzten Blick in den Spiegel trat ich darauf mit ruhiger Würde in mein Wohnzimmer, wo ich den Ersehnten vorfand. Wir begrüßten uns und ihm die Hand reichend, weil ich, als der Vornehmste, auch der Entgegenkommendste seyn mußte, sagte ich:

„Sie haben mich durch Ihren Besuch auf das Angenehmste überrascht. Seyen Sie mir herzlich willkommen und nehmen Sie Platz."

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltiges.

Die vornehme Gesellschaft in London bespricht in diesem Augenblicke mit großer Lebhaftigkeit eine Affaire, in welche der Herzog von Beauford auf höchst unangenehme Weise verwickelt ist. Der Herzog hat eine öffentliche Prügelei gehabt — auf einem Wettrennen, mit einem Pferdeverleiher. Am 13. Dezember war die öffentliche Verhandlung in London. Neugieriges Publikum aller Art war hinzugeströmt. Der Pferdeverleiher und Vieharzt hatte zu Rosse gesessen und den Herzog — wie er sagt, unwillkürlich — mit der Schulter seines Pferdes gestoßen. Der Herzog wurde zu Boden geschleudert, nicht ganz aber fast. Dieser Punkt wurde gründlichst, so zu sagen anatomisch, untersucht, ohne sich indessen bis ins letzte Detail ergründen zu lassen. Sicher ist nur, daß der Beleidigte wieder aufstand und da er den Beleidiger ohne Entschuldigung weiterreiten sah, ihn in rascher Aufeinanderfolge zum Ziele dreier sichertreffenden Knüttelwürfe machte. Bekanntlich gibt es hier zu Lande unter dem Namen „Tante Sarah" ein Spiel, welches in der Fertigkeit besteht, einer gräulich aufgeputzten Puppe die Thonpfeife aus dem Munde zu schleudern. Der Herzog gab sich gerade diesem Sport hin, als die Verwicklung zwischen ihm und dem Reiter ihren Anfang nahm. Er hatte die Stecken in der Hand und brauchte sie, wie gesagt, gegen den Angreifer. Als die umstehende Menge „Bravo" rief, mag der Herzog seine Hitze wohl bereit haben, aber es war zu spät. Der Pferdeverleiher kehrte im Trab zurück, die geschwungene Hetzpeitsche über dem Kopfe. Nachdem der Streit einmal diesen Höhepunkt erreicht hatte, kann man dem Herzog nicht verübeln, daß er den Erfordernissen des Augenblickes genügte. Jetzt galt es nicht mehr, einem tölpelhaften Burschen gegenüber die gebührende Selbstbeherrschung zu wahren, sondern

die Beschimpfung eines wirklichen Angriffes abzuwenden. Man muß gestehen, er zeigte sich den Umständen gewachsen. Ganz ohne Schläge scheint der Herzog nicht davon gekommen zu seyn, doch gelang es ihm bald, den Reiter an dem einen Bein zu packen und da er sich hier nicht aus dem Bügel reißen ließ, herumzuschwenken, ihn an dem andern Schenkel zu fassen und mit einem Riß auf die Erde zu legen, scheint das Werk einer Sekunde gewesen zu seyn. Der kurzen Genugthuung der Abwehr folgte freilich die lange Pein des Polizeiverhörs und der wörtlichen Auseinandersetzung mit einem Manne von pöbelhaften Sitten. Die Widerwärtigkeit der ganzen Geschichte voll zu machen, kam die Sache noch vor eine Jury, da der Reiter auf „gefährlichen Anfall" geklagt hatte. Der Spruch lautete auf 100 Pf. St. Strafe für den Herzog und 1 Pfennig Strafe für den Reiter.

Aus Tessin wird berichtet, der junge Architekt Antonio Croci von Mendrisio, der von Konstantinopel heimgekehrt ist, habe ein System von Lokomotiven erdacht, mit denen die Trains Berg auf Berg ab und selbst auf winklichen Straßen, ohne Mithilfe von Tunnels und ohne große Kosten geführt werden können. Derselbe hat der Regierung Mittheilungen und Erklärungen über seine neue Erfindung angeboten, die von derselben angenommen wurden.

Das englische Ministerium des Auswärtigen hat, laut einer Zuschrift des Lord Paget an Alexander v. Humboldt, alle Maßregeln des Generalkonsulats zu Tripolis zur Erlangung sicherer Nachrichten über Dr. Ed. Vogels Schicksal vollständig gebilligt und es werden demzufolge, ohne vorher die Rückkehr des bereits im März dieses Jahres abgesandten Couriers abzuwarten, zwei angesehene Marabuts von Fezzan nach Wadai geschickt werden, um der peinlichen Ungewißheit ein Ende zu machen. Im schlimmsten Falle wird ihr Absehen hauptsächlich auf Rettung der Papiere und Sammlungen des Reisenden gerichtet seyn.

Nach Volgers Berechnungen raubt der Rhein dem deutschen Lande jährlich etwa zweihundert Millionen Kubikfuß festes Erdreich, welches er in Form flüssigen Schlammes mit sich nimmt und bei seinem Austritte aus Deutschland theils in Holland absetzt, theils dem Meere zuführt. Der Rhein gehört bei Basel zu dem klarsten Wasser, welches man kennt, denn in 100,000 Theilen seines Wassers führt er nicht einmal 2 Theile gelöster Stoffe; dennoch führt er in Basel alljährlich etwa 60 Millionen Kubikfuß festen Gesteins vorüber, wovon gegen 44 Millionen Kalksteine sind, — also mehr als in einer großen Stadt die sämmtlichen Maurer in einem Jahr verbrauchen!

Ein merkwürdiges Testament ist dieser Tage in Wien eröffnet worden. Am 12. v. M. starb in der Singerstraße Baron B. mit Hinterlassung eines Vermögens von einigen Millionen, das auf die Kinder seiner Schwester, der Baronin P., als Haupterben übergeht. Das Interessanteste aber sind die mit seltener Generosität festgesetzten Legate von 150,000 fl. (binnen 14 Tagen baar auszuzahlen), wovon der Hausinspektor 10,000 fl., der Jäger 6000 fl., die Köchin 3500 fl., das Küchenmädchen 2000 fl. ꝛc. erhält.

„Aber, lieber Fritz, ich möchte doch wissen, woher unser Sohn all' diese schlechten Launen hat! Doch gewiß nicht von mir?" — „Nein, fürwahr, Emilie, denn Du hast noch keine einzige von den Deinigen verloren!" versetzte der Ehemann.

Genieß', was dir das Leben beut.

Genieß', was dir das Leben beut,
Nach falschem Glücke jage nicht.
Benütze jede Spanne Zeit,
Im Ungemache zage nicht.
Zum Wohlthun sey die Hand bereit,
Verschämtes Elend frage nicht. —
Der Wahrheit sey dein Herz geweiht,
Was Unrecht ist, ertrage nicht!
Von Spöttern halte stets dich weit,
Was du nicht weißt, das sage nicht.
Wie oft sich auch dein Glück erneu't,
Versuch' es nicht und wage nicht.
Ein schlichter Sinn sey dein Geschmeid,
Stolz über And're rage nicht.
Ein ed'ler Mensch, der leicht verzeih't,
Ertrag' mit Maßen Freud' und Leid,
Den Abend lob' am Tage nicht;
So erntest du Zufriedenheit,
Du kennst des Lebens Plage nicht. —

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 7. Sonntag, 16. Januar 1859.

Auch etwas an die Mütter.

Von Josephine v. Stengel.

Mein ganzes Leben habe
Die Kleinen ich geliebt,
Sie sind die höchste Gabe,
Die uns der Himmel gibt,
Ich lieb' sie heut nicht minder,
Dies fühlt mein Herz so schwer,
Denn ach, die jetz'gen Kinder
Sind keine Kinder mehr!

Sind All' so wohl gerathen
Und wissen Antwort gleich,
Sind auch an Redensarten
Schon wie die Alten, reich.
Sind gar so artig, zierlich,
Wie Große im Verkehr,
Ach, die gar so manierlich,
Sind keine Kinder mehr!

Die heitern, frohen Spiele
In unbefang'ner Lust,
Sie sieh'n am letzten Ziele
Und schwinden unbewußt.
Die Kleidchen sind zu prächtig
Zu Sprüngen kreuz und quer,
Drum geh'n sie so bedächtig,
Sind keine Kinder mehr!

Die Knaben mit den Stöckchen
Geberden sich so steif,
Die Mädchen in den Röckchen,
Die drehen sich im Reif.
Der bunte Schmuck der Kleider
Wird einzig ihr Begehr;
Die Ziergestalten leider
Sind keine Kinder mehr! —

Es stört der Putz und Flitter
Den ächten Kindersinn,
Die Zeit kehrt nimmer wieder
Und nimmt das Glück dahin.
Wie tief ist zu beklagen
Die Kindheit, freudenleer,
Denn wie in unsern Tagen
Sind keine Kinder mehr! —

Wollt' euch der Herr vereinen,
Wie er es einst gethan,
Er sähe jetzt die Kleinen
Für keine Kinder an;
Er würd' Euch so nicht lieben,
Nicht rufen zu sich her,
Nur klein seyd ihr geblieben,
Doch keine Kinder mehr.

Traum und Erwachen.

(Fortsetzung.)

Herrn Landring's Aeußeres war ziemlich auffallend. Sein scharf markirtes gelbliches Gesicht, die tief liegenden dunkeln Augen und das pechschwarze Haar, sowie seine eigenthümliche, fast geistliche Kleidung — er trug sich stets ganz schwarz, bis auf das weiße Halstuch — kennzeichneten ihn genugsam und wenn er auf der Promenade erschien, die jugendliche Tochter am Arme, die sich am liebsten in schwere gelbe Seide kleidete, so erregte das Paar allgemeine Aufmerksamkeit und Hermann, ihr von Tag zu Tag regelmäßiger Begleiter, ward von Vielen beneidet. Namentlich seit dem geschilderten Ritte auf den Berg suchte Hermann die Gesellschaft von Vater und Tochter immer eifriger und Herr Landring kam ihm fortwährend mit der liebenswürdigsten Aufmerksam-

keit entgegen. Ja, er nahm es sogar übel auf, wenn Hermann ihm einmal für einen Nachmittag untreu ward und beklagte sich über eine, auch für seine Gesundheit schädliche Vernachlässigung. Denn Zerstreuungen, meinte er, seyen nothwendig für einen so langen Badeaufenthalt, wie er ihn vorhabe, da man ja sonst unfehlbar der Langweile unterliegen müsse und für diese Zerstreuungen habe ebensowohl der Arzt zu sorgen, wie für Bäder und Medikamente. Hermann, den die Persönlichkeit Landring's nicht minder anzog und der in seiner vielseitigen und doch immer bescheidenen Unterhaltung einen um so größeren Reiz fand, als sich ihm durch dieselbe oft eine ganz neue Welt erschloß, folgte dieser Aufforderung nur allzugern, zumal da ihn noch überdies der Verkehr mit Catoo belohnte, welche — das Beispiel des Vaters nachahmend — in der ihr eigenen, durch keine Frauenkontrole beschränkten Natürlichkeit ihm ebenfalls mit unbefangenem Zutrauen entgegenkam. Hermann befand sich in der glücklichsten Seelenstimmung und wenn er, wie es nun öfters geschah, mit Catoo, die ihm der Vater anvertraute, einen einsamen Spazierritt machte und mit dem Mädchen, das trefflich zu Pferde saß und leidenschaftliche Reiterin war, um die Wette dahin sprengte, während sie alle seine Mahnungen zur Mäßigung mit fröhlichem Lachen beantwortete und ihm, wenn er dann ernstlich grollte ob der ihm aufgebürdeten großen Verantwortung, die kleine Hand zur Versöhnung reichte, da war es ihm, als ob er in einem seligen Traume lebe, wie er dem Menschen nur einmal auf Erden beschieden ist. Hermanns Briefe in die Heimath athmeten deßhalb auch Glück und Befriedigung und der Hofrath, der während dieser Zeit einmal auf ein paar Tage in Hermanns Vaterstadt zum Besuche gewesen, verkündete ihm bei seiner Zurückkunft mit schlauem Lächeln, daß man daheim bei ihm auf Großes gefaßt sey und von nichts spreche als von dem „goldenen Prinzeßlein aus dem Morgenlande".

Es war um diese Zeit, wo Hermann, berauscht auf der einen Seite durch den Zauber einer allerdings reizenden Persönlichkeit und andererseits ermuthigt durch ein so auszeichnendes Entgegenkommen, sich oft mit ernsten Gedanken über die Gestaltung der Zukunft beschäftigte, als er eines Tages durch ein Billet überrascht wurde, welches ihn zu einem erst neu angekommenen Badegast berief, der zugleich Grüße aus der Heimath für ihn mitgebracht habe. Das Billet war einfach „Alovs Frieman" unterzeichnet; der Absender wohnte außerhalb des Badeortes in einem Gartenhause und befand sich seiner Versicherung nach so unwohl, daß er den Arzt persönlich aufzusuchen außer Stande wäre.

Grüße aus der Heimath? — Der Name des Briefschreibers war Hermann gänzlich unbekannt und er sann hin und her, in welcher Beziehung der Letztere wohl zu seiner kleinen Vaterstadt stehen möchte. Hermann beeilte sich, der erhaltenen Aufforderung Folge zu leisten und nach einer kleinen Stunde schon befand er sich in der ihm bezeichneten Wohnung einem jungen, etwa in seinen Jahren stehenden Manne gegenüber, der ihn beim Eintreten nur mit einer Handbewegung bewillkommnete, seinen Armsessel aber nicht zu verlassen vermochte.

„Sie entschuldigen, Herr Doktor," rief ihm der Fremde entgegen, indem er ihn zum Sitzen einlud, „mein steifes Bein ist durch die lange Reise wieder so schlimm geworden, daß ich nicht einmal mit Hilfe der Krücke von der Stelle komme. Vielleicht können Sie mir eine kleine Linderung verschaffen, bis die Bäder das ihrige thun. Doch zuerst etwas Persönliches. Mein Name ist Alovs Frieman, ich bin ein Oldenburger Landeskind und meinem Stand nach Seemann. Ich bringe Ihnen vor Allem Grüße von Ihren Eltern, die ich in Ihrer Heimath habe kennen lernen und die mich ausdrücklich an Sie gewiesen haben. Ebenso von dem alten Herrn Neubrunn und Frau und überdies ein Briefchen von Fräulein Anna Neubrunn. Erlauben Sie, daß ich letzteres sofort überreiche; es wird mich, denke ich, mancher weitern Mittheilung überheben und meine Freiheit Ihnen gegenüber erklärlich machen."

Hermann entgegnete einige freundliche Worte und las folgende von Anna Neubrunn — demselben Mädchen, das wir unter dem Namen Goldschmieds Anna schon flüchtig sahen — an ihn gerichtete Zeilen:

„Lieber Hermann!

Der Ueberbringer dieser Zeilen, Kapitän Frieman aus dem Oldenburgischen, war der treue Freund und Rathgeber meines nun verstorbenen unglücklichen Bruders Karl. Denke Dir: Karl ist in einem Spitale zu Neuorleans gestorben und eben Frieman, der als deutscher Landsmann sich seiner angenommen hatte, hat uns seine letzten Grüße und seine Papiere überbracht. Meine armen Eltern sind schwer ergriffen von dem Verluste, obschon sie Grund hatten, mit Karl unzufrieden zu seyn. Ich fürchte, daß die Erschütterung von schweren Folgen für sie begleitet seyn wird; ihre Gesundheit hat mir

ja längst schon Sorge gemacht. Doch wie Gott will! — Karl spricht mit schwärmerischer Liebe von Frieman und wir haben ihn auch, während er mehrere Tage wegen Unwohlseyns bei uns rasten mußte, als ehrenwerthen Mann kennen lernen. Er gedenkt jetzt auf längere Zeit Bäder zu gebrauchen. Mir scheint der Mann körperlich und geistig leidend. Es war so natürlich, daß wir ihn an Dich gewiesen. Willst Du Dich seiner wohl annehmen? Du kannst ihm sicher als Arzt und als Gesellschafter von Nutzen seyn, wenn Du ihm auch nur einen kleinen Theil Deiner freien Zeit opferst. Willst Du wohl, lieber Hermann? Vielleicht wird Dir der Mann um seiner selbst willen lieb, wie es bei uns gekommen ist. Sonst thu' es doch um meiner Eltern, um meinetwillen, oder dem unglücklichen Karl zu Liebe, der einsam in dem fremden Welttheile schlummern muß. Und nun, laß es Dir recht wohl ergehen und vergiß nicht ganz die alte Heimath und die alten Freunde.

Anna Neubrunn."

(Fortsetzung folgt.)

Das Heirathsgesuch.

(Fortsetzung.)

Wir setzten uns und ich warf nun einen prüfenden Blick auf meinen Gast. Er war ein stattlicher Mann, mit ernsten, scharf markirten Zügen und einem strengen Ausdruck um den Mund. Seine Stirne war nur spärlich von Haar beschattet; sein dunkles Auge lag tief und glühte von einem unheimlichen Feuer. Auch er schien mich im Stillen einer Musterung zu unterwerfen. Da ich ihm das erste Wort gegönnt hatte, so war es an ihm jetzt zu reden und ich schwieg, seine Entgegnung erwartend. Eine Pause entstand, die fast peinlich zu werden begann, als er, wie aus tiefen Gedanken auffahrend, begann:

„Herr General, ich bin gekommen, mündlich Ihren Brief zu beantworten und Ihre Nichte kennen zu lernen. Da Sie mir sagen, daß unsere Unterhandlung ihr fremd ist, so muß ich Sie bitten, mich ihr vorzustellen. Ich habe nur drei Tage Urlaub, meine Zeit ist gemessen."

„Sie sind also zufrieden mit den Verhältnissen meiner Nichte?" fragte ich, eigentlich um nur Etwas zu sagen.

„Sonst wäre ich nicht hier," entgegnete er kurz.

Ich schellte. „Johann," sagte ich, „meine Empfehlung an Fräulein von Werdensleben und ich ließe sie bitten, den Thee bei mir zu machen, es sey Besuch da. Sie möge aber so bald als möglich kommen."

„Sie wohnt also nicht bei Ihnen?" fragte mein Gast überrascht.

„Nein. Sie lebt bei ihrem Vater, dem Regierungsrath von Werdensleben. Dieser hat sich zum zweiten Male verheirathet, es sind viele kleine Kinder da, die Tochter aus der ersten Ehe spielt daher neben der jungen Stiefmutter eine traurige Rolle, und fühlt sich nicht glücklich im Hause. Dies ist der Grund meines Wunsches, sie verheirathet zu sehen."

„Und sie fand hier keine Gelegenheit dazu?" fragte der Fremde, mich forschend ansehend.

Ich wurde fast verlegen vor dieser Frage, die ein bedeutendes Mißtrauen verrieth. „Die jungen Männer, welchen sie auf Bällen begegnete, durften es nicht wagen, ihr in dem Sinne zu nahen und andere Bekanntschaften zu machen hatte sie keine Gelegenheit, da sie mit ihrer Familie sehr zurückgezogen lebt."

„Hm!" sagte mein Gast und schwieg. Eine verlegene Pause trat ein und ich dachte in meinem Sinne, daß ich kein zweites Mal den Freiwerber einer Nichte abgeben möchte, so demüthigend erschien mir meine Rolle.

„Sie wohnen seit lange in Lüneburg, oder sind erst dahin versetzt worden?" fragte ich endlich.

„Ich stehe auf dem Punkte, es gegen einen anderen Wohnort zu vertauschen; doch darüber, so wie über meine Privatverhältnisse werde ich Ihnen Aufschluß geben, sobald der Augenblick dazu gekommen ist."

Der Mann war förmlich grob, wie es schien. Ich trat ihm so offen und aufrichtig entgegen und er wollte mir auf Nichts Rede stehen. Ich wurde der Sache fast überdrüssig.

Zum Glücke kehrte mein Diener jetzt mit der Botschaft zurück, daß Natalie gleich erscheinen würde und wirklich folgte diese ihm auch fast auf dem Fuße nach. Sie war besonders sorgfältig gekleidet. Ihr dunkelgrünes Barègekleid, das aus lauter weiten Röcken zu bestehen schien, umwallte ihre hohe Gestalt vortheilhaft und stand gut zu ihrem hellblonden Haare. Sie hatte etwas durchaus Vornehmes in ihrem Wesen und machte, wie es mir schien, einen günstigen Eindruck auf den

Fremden, der sichtlich überrascht wurde, als sie eintrat. Ich stellte sie vor, nannte ihn einen früheren Bekannten und räumte ihr meinen Platz neben ihm auf dem Sopha ein. Sie entschuldigte sich, erst nachsehen zu müssen, wie es in meinem Haushalte aussähe, damit sie auch mit Ehren an meinem Theetische vorsitzen könne und entfernte sich. Mein Gast sah ihr gedankenvoll nach, sagte aber Nichts. Unsere beiderseitige Unterhaltung bestand darin, daß wir die Decke des Zimmers mit den Augen maßen.

Als meine Nichte wieder eintrat, folgte ihr der Diener auf dem Fuße mit dem Theegeschirr und bald darauf lud sie uns ein, ihr gegenüber Platz zu nehmen. Die Lampe kam, die Läden wurden geschlossen und es war höchst gemüthlich. Das Mädchen konnte, wenn sie wollte, sehr liebenswürdig seyn und heute war sie es ganz besonders. Sie scherzte mit mir, sie lachte und brachte tausend drollige Dinge vor und ich freute mich, daß ihre Todesgedanken ihr auf ein paar Stunden vergangen waren. Es war elf Uhr, bevor wir uns trennten. Mein Diener sollte Natalie nach Hause begleiten; der Amtshauptmann bat um die Ehre und ich kann versichern, daß ich sie ihm gerne gewährte. Beim Abschiede lud ich Beide noch zum Mittagessen ein, bat meine Nichte jedoch, sich früh einzufinden, weil ich noch einige Besorgungen für sie habe. Die eigentliche Ursache meiner Bitte war aber die, ihre Wirthlichkeit in ein gutes Licht zu stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine harte Plage für den Landmann und den Städter sind nicht selten die Ratten. Der Globe bringt jetzt ein Mittel, das sicher dieses Ungeziefer vertreiben soll, nämlich Büschel der gewöhnlichen Garten- oder Weinraute (Ruta hortensis), die in der Luft getrocknet und an den Balken der Scheunen oder Fruchtspeicher, oder in der Nähe der Getreidehaufen aufgehängt werden. Die Ratten sollen sich, bald nachdem die Büschel der Rauten aufgehängt sind, verlaufen. Das gegen den Kornwurm angegebene Mittel der Zwiebel und des frischen Heu's hat sich bei mehreren Landwirthen bewährt.

Zweibrücken.

Sonntag den 16. Januar 1859

Vocal- & Instrumental-Concert

im

Casino-Saale,

gegeben von

Joseph Heß

mit seinen beiden Kindern **Moriz** und **Rudolph** und unter gefälliger Mitwirkung hiesiger musikalischen Kräfte.

PROGRAMM.

I. Abtheilung.

1) **Ouverture** zu „Jean de Paris" von **Boildieu.**
2) **Introduction** und **Variationen** in E für die Violine von **C. de Berlot**, gespielt von **Rudolph Heß.**
3) **Lieder** von **Mendelssohn-Bartholdy**, für Sopran, Alt, Tenor und Baß.
4) **L'amitié**, Concert für 2 Violinen, von **N. Louis**, gespielt von **Moriz** und **Rudolph Heß.**

II. Abtheilung.

1) **Ouverture** zum „Schauspieldirektor" von **W. A. Mozart.**
2) **Grand Fantaisie** für die Violine von **Léon le Cieur**, gespielt von **Moriz Heß.**
3) **Männerchor.**
4) **Concert** für 2 Violinen von **Kalliwoda**, gespielt von **Moriz** und **Rudolph Heß.**

Anfang: 7 Uhr.

Billets à 30 kr. und für Familien zu 3 Personen à 1 fl. 12 kr. sind in der Wohnung des Musiklehrers **Jos. Heß** bei Herrn F. Kamm, Buchbinder, und an der Kasse zu haben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 8. Dienstag, 18. Januar 1859.

Traum und Erwachen.

(Fortsetzung.)

Hermann streckte dem Kapitän herzlich die Hand entgegen und sagte, indem er den Brief in seine Brusttasche verbarg:

„Sie sind mir in einer Weise empfohlen, Herr Kapitän, daß es mein innigster Wunsch ist, Ihnen nützlich zu seyn und darum gleich eine Bitte, betrachten Sie mich als alten Bekannten und verfügen Sie über meine Dienstleistungen in jeder Hinsicht. Ein solches Vertrauen kann mich nur ehren und wird uns Beiden manch unnützes Wort und manchen Umweg ersparen."

Frieman schlug ohne Bedenken in Hermanns dargebotene Rechte ein, erwiederte aber mit einem leisen melancholischen Lächeln:

„Sie sind der rechte Sohn und Nachbar der lieben aufrichtigen Menschen, die ich bei Ihnen daheim habe kennen lernen. Einen solchen Mann habe ich in Ihnen zu finden gehofft und wissen Sie, wer mir das treuste Bild von Ihnen entworfen hat? Eben die Verfasserin des Briefs, den ich Ihnen übergeben habe, ein edles, treffliches Mädchen, so klar in sich, so willensstark, so einfach und doch so selbstbewußt in ihrem echten Werthe, wie ich nicht leicht eine zweite getroffen habe. Aber um auf mich zurückzukommen, ich werde Ihre Güte nur wenig beanspruchen können. Mein körperliches Uebel verschlimmert und bessert sich abwechselnd; es ist nicht nur das, einst von einer schweren Segeistange getroffene und zerschlagene Bein, es ist ein Leiden, welches von dem langen Aufenthalte unter dem tropischen Himmel herrührt. Und was das Uebrige betrifft, so bin ich ein absonderliches, einsiedlerisches Menschenkind, das nur selten den Verkehr mit Andern sucht und am liebsten mit seinen Büchern oder Gedanken allein bleibt."

„Oft oder selten, gleichviel!" sagte Hermann; „ganz können und dürfen Sie ja doch den Umgang mit Menschen nicht meiden und so lange Sie keinen bessern finden, nehmen Sie eben mit dem meinigen fürlieb. Also auf gute Kameradschaft und gegenseitiges Vertrauen!"

Hermann besprach sich mit Frieman noch über den von demselben beabsichtigten Gebrauch der Bäder, sowie über sein augenblickliches Leiden und verabschiedete sich dann mit dem Versprechen, bald wieder nach ihm sehen zu wollen. In dem angenehmen Gefühle, daß sich der Kreis seiner Bekanntschaft um eine anziehende Persönlichkeit erweitert habe — denn der Kapitän hatte ihm das günstigste Vorurtheil abgewonnen, schlug er den Weg nach Landring's Wohnung ein, da er weder diesen noch Cato heute heraus gesehen hatte. Auch der Brief von Anna und das, was ihm der Kapitän in dieser Beziehung mitgetheilt hatte, machte ihm Freude. Sie behandelte ihn als Freund, dem man gern eine Bitte ans Herz legt. Und theilte er nicht ganz die ehrenvolle Ansicht über Anna's Charakter, welche Frieman vorher geäußert hatte? Gewiß theilte er sie und vom Grunde des Herzens, so daß er es fast bereute, in Anerkennung der Trefflichkeit des Mädchens durch den Fremden übertroffen worden zu seyn. Deßhalb nahm er sich auch vor, der Freundin persönlich für den Brief zu danken und ihr zugleich seine Theilnahme hinsichtlich des verstorbenen Bruders auszusprechen, eines halb und halb verlorenen Sohnes, zwischen dem und den oft erbitterten Eltern die milde und versöhnliche Anna die Brücke gebildet hatte.

Da begegnete Hermann dem Oheim. Dieser sah unruhig und aufgeregt aus, seine Toilette war weniger sorgfältig geordnet als gewöhnlich und er befand sich in offenbarster Eile.

„Gut, daß ich Dich treffe," sagte er, auf Hermann zutretend, „ich übergebe Dir hiermit alle

meine Patienten, da ich auf einige Tage verreisen muß. Die Liste der Hauskranken liegt auf meinem Pulte; ich schicke Dir die Schlüssel zu. Ich kann mich ja auf Dich verlassen, Hermann, nicht wahr? — Hast Du vielleicht etwas an Deine Eltern aufzutragen?"

Hermann fragte verwundert:

„Ja, kommst Du denn wieder über Reinsburg, Oheim? Ich denke, Du bist erst vor vierzehn Tagen dort gewesen?"

Der Hofrath ward über diese Frage, so natürlich sie auch schien, offenbar ein wenig verlegen, suchte dies aber hinter einem gezwungenen Lächeln zu verbergen.

„Mein Gott, ja — was vergißt man doch Alles über der unseligen Eile, wenn man den Kopf so voll hat, wie ich. Ja, ja, die alte Neubrunn ist plötzlich gestorben und der Mann liegt hart darnieder. Ich habe soeben einen Brief erhalten und bin gebeten worden, selbst einmal zu kommen, um zu sehen, was sich etwa noch thun lasse. Du kannst es glauben, die Sache ist mir verdrießlich genug. Die unangenehme Reise, die Unzufriedenheit über meine häufige Abwesenheit hier und so weiter. Aber ich kenne die Leute einmal, sie stehen mit Deinen Eltern auf so vertrautem Fuße, ich habe endlich Dich, ihren Hausarzt, weggenommen; kurzum, meine Pflicht läßt keinen Zweifel übrig. Und so lebe denn wohl, Hermann, oder wenn Du Zeit hast, komme um 1 Uhr noch einen Sprung auf die Post."

Der Hofrath eilte von dannen. Hermann schüttelte den Kopf über diese rasch hereinbrechenden Katastrophen in der Familie Anna's. Das arme, liebe Mädchen, dachte er bei sich, wie leicht kann sie in kurzer Zeit ganz einsam stehen! — Die eben erhaltene Kunde erschütterte ihn dermaßen, daß er sich zu einem Besuche bei Landring nicht gestimmt fühlte und rasch heimkehrte. Am liebsten wäre er selbst auf einige Tage nach Hause gereist, um dort seinen Obliegenheiten als Arzt noch nach Kräften zu genügen. Am Ende hatte sein College Winterberg seine Stelle doch nicht genügend vertreten und in diesem Falle mußte sich der gewissenhafte Hermann doch einer leisen Schuld anklagen. Aber man hatte ihn ja gar nicht nach Hause berufen, sondern es vorgezogen, die Hilfe des berühmten und erleuchteten Hofraths zu erbitten. So mußte er wohl hier auf seinem Posten bleiben und wenn ihm auch der Boden unter den Füßen gebrannt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Heirathsgesuch.

(Fortsetzung.)

Ich hatte eine sehr unruhige Nacht. Wenn aus der Sache Nichts würde, was dann? Gespannt auf den heutigen Tag, blieb ich am Morgen zu Hause und sah unruhig der Stunde entgegen, wo dies seltsame Paar erscheinen sollte. Natalie kam weit später als ich erwartete und erst eine halbe Stunde vor dem Essen trat sie mit hochrothen Wangen bei mir ein.

„Dein Glück blüht, lieber Onkel!" sagte sie aufgeregt. „Du wirst meiner los, das heißt, es ist sehr wahrscheinlich, daß Du es wirst. Also gratulire Dir."

„Welch tolles Zeug schwatzest Du schon wieder, Natalie?" frug ich kopfschüttelnd. „So rede doch vernünftig."

„Nun denn, so will ich es Dir verdolmetschen, obgleich es durchaus nicht nöthig ist, denn Du verstehst mich vollkommen. Gestern beim Nachhausegehen sagte mir der Amtshauptmann, daß ich einen angenehmen Eindruck auf ihn gemacht und daß er mir seine Hand antragen würde, wenn ich ihm ferner in eben dem Maße gefalle. Er wünschte diesen Morgen zu mir zu kommen und sich mit mir allein zu unterhalten. Er kam. Wir blieben drei Stunden beisammen; dies die Ursache meines späten Erscheinens."

„Und?"

„Warum Und?"

„Nun, und das Resultat dieser Unterhaltung?"

„Was sonst, als daß er mich mit seiner Hand beglücken will, im Falle ich ihm ferner gefalle."

„Und Du?"

„Ich habe keine Wahl. Mir muß er schon gefallen."

„So mißfällt er Dir?"

„Durchaus nicht. Ich könnte ihn sogar lieben, zum Wahnsinn lieben, wenn er nicht diese Ansprüche an mich machte, daß ich ihm sollte gefallen wollen. Wie demüthigend das Gefühl ist, um die Gunst eines Mannes zu buhlen. Wie erniedrigend! Wie die Sklavin, die nach der Ehre geizt, daß der Sultan ihr sein Taschentuch zuwerfe, so, gerade so komme ich mir vor."

„Welcher Unsinn! Alles wieder Folge dieser unseligen Erziehung. Nichts als Hochmuth und Eitelkeit. Ich beneide den Mann wahrlich nicht. Er kauft die Katze im Sacke."

Digitized by Google

„Und was kaufe ich denn? Ich nehme den Kater, der mir seine rauhe Pfote zeigt."

„Wie war er denn in seiner Unterhaltung?" fragte ich, neugierig, womit sie die drei Stunden hingebracht, da ich ihm so wenig Rede abgewinnen konnte. „Wer sprach denn, Du oder er?"

„Er natürlich," versetzte sie halb spöttisch. „Er und er ganz allein. Er erzählte mir von seiner ersten Ehe."

„Ersten Ehe?" rief ich mit weit geöffneten Augen.

„Nun ja! das wirst Du doch wissen, daß Dein Freund schon eine Frau hatte?"

„Ach, ja, ja! Ich entsinne mich," sagte ich, mich sammelnd, „aber er verlor sie bald."

„Du redest ja wie abwesend, lieber Onkel. Er verlor sie ja gar nicht, denn sie lebt noch."

„Dann könnte er Dir ja seine Hand nicht bieten wollen, Natalie?"

„Warum nicht, wenn er ordentlich geschieden ist und das ist er. Aber Du müßtest das Alles ja wissen und besser, als ich wissen, lieber Onkel und fragst mich noch?"

„Freilich weiß ich es und weiß es besser als Du; ich wollte aber nur hören, was er Dir selbst über diese Angelegenheiten gesagt hat. Ob er der Wahrheit die Ehre gibt und das scheint er mir doch zu thun."

„Meine Schwiegermutter soll bei mir im Hause wohnen und mein Stiefkind soll ich selbst unterrichten."

„Hm, hm! — Und ist es ein Knabe oder ein Mädchen?"

„Auch das fragst Du? In dem Punkte wäre es doch gewiß einerlei, ob er mich täuschte oder nicht täuschte."

„Ich entsinne mich nur nicht gleich, welches von seinen Kindern ihm am Leben blieb."

„Alle, denn er hatte nur dies eine. Seine Frau war schön und vergnügungssüchtig und kümmerte sich nicht um ihr Kind. Es wurde vernachlässigt, ist kränklich und bedarf daher großer Sorgfalt. Diese sollt ich ihm widmen."

„Und das thust Du gewiß mit großem Vergnügen, denn Du weißt, wie einem Stiefkinde um das Herz ist," sagte ich warm.

Sie sah mich lange ernst an und eine große Thräne stahl sich dabei über ihre Wangen. „Ja, ich weiß, wie einem Stiefkinde zu Muthe ist," versetzte sie dann, „wenn ihr eigener Onkel sie endlich als Heirathsgut ausbietet."

Ich war ganz verblüfft. Der Amtshauptmann trat aber in dem Augenblicke in das Zimmer und so suchte ich mich zu fassen und ihn mit unbefangener Miene zu begrüßen. Er war heute sehr munter und begegnete meiner Nichte, als wären sie alte Bekannte. Sein Auge ruhte oft auf ihr und mit einem mir unheimlichen Ausdrucke. Sie dagegen war stiller als gestern und fast befangen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Wie alt ist das Menschengeschlecht? Daß diese Frage entscheidend beantwortet werden könne, wird keinem Vernünftigen einfallen. Aber eben so wenig wird ein mit den heutigen Mitteln und Verfahrungsweisen der Naturforschung Vertrauter in Abrede stellen, daß hier Schätzungen möglich sind. Zu den schon mehrmals angewendeten Mitteln, lange Zeiträume zu schätzen, gehören die Schlammablagerungen großer Ströme, besonders des Nils, der sich dazu deßhalb besonders eignet, weil sein bekanntes Steigen und Fallen äußerst regelmäßig und ruhig und also eben so das Zurücklassen der Schlammablagerungen stattfindet. Von 1855 bis 1858 sind in Aegypten nach und nach 95 senkrechte Bohrungen durch die Nilanschwemmungen gemacht worden, welche folgende wichtige Ergebnisse hatten: Bei den Ausgrabungen des Kolosses von Ramses II. in Memphis durchschnitt man 9 Fuß 4 Zoll abgelagerten Schlamm, ehe man auf die Plattform kam, worauf der Koloß steht. Ist nun die Plattform um 1361 vor Christi Geburt, in der Mitte der Regierung von Ramses, gebaut worden, so ist seitdem also in 3215 Jahren (bis 1854), in jedem Jahrhundert durchschnittlich eine Schlammschicht von $3^1/_2$ Zoll abgelagert worden. Unter der Plattform grub man noch 30 Fuß weiter durch ältere Schlammschichten, ehe man auf einen Sandboden kam, unter welchem man keine weiteren Schlammablagerungen vermuthete. Die 30 Fuß entsprechen nach obigem Verhältniß von $3^1/_2$ Zoll auf das Jahrhundert einem Zeitraum von 10,285 Jahren und es liegt also in den Nilablagerungen bei Memphis allein der ziemlich sichere Zeitmesser von zusammen 13,500 Jahren vor. Aber das Wichtigere ist, daß man in der größten Tiefe von 39 Fuß einen Scherben von gebrannter Töpferarbeit fand, von dem man nicht annehmen konnte, daß der erst später in diese Tieflage gekommen sey. Dieser hätte also dort 13,500 Jahre gelegen und gäbe dafür Zeugniß,

daß vor ebenso vielen Jahren das Menschengeschlecht nicht nur bestanden, sondern bereits so weit kultivirt gewesen sey, um aus Thon mit Hilfe des Feuers Geschirre zu verfertigen. Schon 1799 unternahm Girard am Nil dergleichen Schätzungen, welche beinahe ganz gleiche Zeitmaße ergaben.

Wiener Blätter enthalten folgende Warnung, die vielleicht auch an anderen Orten einen Nutzen stiftet: „Seit Jahren wird durch Hausirer in Wien ein Putzpulver für Löffel, Leuchter ꝛc. verkauft, das sehr beliebt ist. Die Hausfrauen sind mit dem Glanze der damit geputzten Eßbestecke sehr zufrieden und empfehlen mit Wärme ihren Nachbarinnen das bewährte Putzmittel. Nach längerem Gebrauche der damit geputzten Löffel werden aber die Zähne der Betreffenden wackelig, fallen zum Theile aus, in manchen Fällen kann sogar ein Speicheifluß eintreten. Man stutzt anfangs; man hat von der wahren Ursache dieser Erscheinung keine Ahnung; endlich ergibt man sich mit Geduld in sein unabwendbares Schicksal und geht zu einem Zahnarzte. Dieser zieht dem Patienten die wackeligen Zähne aus, läßt sich das Gebiß gut bezahlen, hat keine Zeit und Lust, nach der Ursache zu forschen und gehört er der alten Schule an, so denkt er vielleicht an den „genius epidemicus“. Die Erscheinung erklärt sich aber ganz einfach: das Putzpulver enthält neben ordinärer Kreide namhafte Mengen Quecksilber in Form von Spiegelamalgam und die damit geputzten Löffel sind der Gesundheit nachtheilig. Ein Pfund altes Spiegelamalgam ist bei den Glashändlern um einige Groschen zu haben und liefert gegen 600 Pakete Putzpulver. Welch rentables Geschäft! Möglicherweise hat der Fabrikant selbst keine Ahnung, welches Unheil er mit seiner Erfindung anrichtet.“

Man berichtet dem Stuttgarter N. T. von einem grauenvollen räuberischen Anfall auf den Eilwagen im Schwarzwalde. Vor einiger Zeit nämlich fuhr in stockfinsterer Nacht eine Gesellschaft von 6 Personen im Eilwagen. In der Gegend vom Knlebis oder sonst wo war es, als einer der Passagiers erzählte, wie er seine Verwandten überraschen wolle, da — fällt plötzlich ganz in der Nähe ein gewaltiger Schuß und dröhnend fliegt eine Kugel in den obern Theil des Postwagens. Keiner der Passagiere war fähig, ein Wort zu reden. Als der Conducteur seinen Dolch und Pistol richtete, faßte endlich einer das Herz, öffnete das Fenster und rief mit der Stimme eines neugebornen Kindes: „Wage es Keiner, uns anzufallen, wir sind unserer sechs und haben Waffen!!“ Keine Antwort — Todtenstille ringsum. „Jetzt, Schwager, fahre zu!“ Fort gings im Galopp, und je lichter der Wald wurde, desto muthiger wurden die Sechse im Wagen. Das gute Pflaster der Stadt rüttelte vollends die letzte Spur von Angst aus den Herzen der Passagiere; lustig blies der Schwager gegen die Post. Man gratulirte, kondolirte, versprach sich schon das Wiedersehen vor den Geschworenen; denn der Schuß konnte nicht von einem einzelnen Ruchlosen gekommen, sondern es mußte eine ganze Bande unter einem Hauptmann gewesen seyn. Jetzt suchte der Conducteur die Wunde, welche die kräftige Kugel in den Eilwagen geschlagen haben mußte, fand aber beharrlich keine. Ein Packer brachte endlich Licht in's Dunkel und ein schallendes Hohnlachen der Umstehenden über die Sechse ertönte. Als er nämlich den Gepäckkasten öffnete, war der Stöpfel einer Flasche, welche mit Bierhefe gefüllt war, weggeschleudert gewesen und dieser hatte die lieben Reisenden in solch' panischen Schrecken gesetzt.

Die rührende Sage von Philemon und Baucis hat vor einigen Tagen in Königsberg eine neue Verwirklichung erhalten. In friedlicher Ehe lebte dort ein halbes Jahrhundert lang der Schiffs-Kapitän M. Hintz mit seiner Gattin Anna, geb. Springer. Das greise Paar hatte öfter den Wunsch eines gleichzeitigen Todes ausgesprochen. Als nun in voriger Woche der 84jährige Greis der Altersschwäche erlag, endete in dem Augenblicke, als die treue 79jährige Lebensgefährtin dem Entschlafenen die Augen zuschloß, ein plötzlicher Herzschlag auch ihr Leben. Ein gemeinsames Grab nahm das treue Paar auf.

Neuer Nutzen der Hopfenranken. Einen sehr dauerhaften und starken Faden zum Anbinden von Bäumen, Weinstöcken ꝛc. und zur Anfertigung von Matten erhält man dadurch, wenn man im Herbst die abgeleerten Hopfenranken in beliebige Längen schneidet, sie gut austrocknen läßt und bis zum nächsten Frühjahr aufbewahrt, wo sie als Bänder benutzt werden können, wenn man sie vorher 12 Stunden im Wasser einweicht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 9. Freitag, 21. Januar 1859.

Traum und Erwachen.

(Fortsetzung.)

4.

Wir verlassen jetzt auf kurze Zeit den Badeort, den Versammlungsplatz der vornehmen und eleganten, zum Theil wohl kranken, zum Theil auch nur der Abwechslung bedürftigen Welt und kehren — der Gedankenrichtung Hermanns folgend — in dessen Vaterstädtchen zurück, woselbst uns ein Trauerhaus zum Besuche einladet.

Dort sitzt Anna weinend am Fenster und vor ihr steht ein Körbchen mit Blumen, die, von einer Freundeshand überschickt, den Sarg der Mutter schmücken helfen sollen. Für morgen ist das Begräbniß angesetzt; der Vater, der alte Goldschmied Neubrunn, liegt ebenfalls hoffnungslos krank in dem Stübchen daneben, erfreut sich aber jetzt gerade eines leisen Schlummers. Es ist schon spät am Abend, aber immer noch ziemlich hell in den langen Junitagen. Viele Nachbarn und Freunde sind im Laufe des Tages aus- und eingegangen, um ihr Beileid zu bezeugen. Anna aber hat aus ihren wohlgemeinten und doch nur halb empfundenen Worten, ihren ernsten Mienen und thränenfeuchten Blicken wenig Trost geschöpft. Nur allzutief empfindet ihr Herz, welche unausfüllbare Lücke der Tod der Eltern nach dem Tode des einzigen Bruders verursachen werde; denn ach, das Leben des Vaters hängt ja nach dem Urtheile des Arztes auch nur an einem einzigen Haare. Dann ist sie einsam und verwaist, die kaum zwanzigjährige Jungfrau; nur entfernte Verwandte leben ihr noch, die sich, mit Ausnahme einer einzigen hochbetagten Großtante, niemals um sie gekümmert haben. Ihr Vermögen ist klein und reicht nicht aus, sie ohne ihrer Hände Arbeit zu ernähren, wenn die Eltern begraben sind, die in den letzten Jahren bereits von ihren kleinen Kapitalien haben zehren müssen. Die Großtante in der Residenz, bei welcher Anna oft längere Zeit verweilt hat, liebt sie zwar zärtlich, ist auch nicht ohne Mittel und würde sie gerne zu sich nehmen; aber auch deren Tage sind gezählt und nach ihrem Tode theilen sich lachende Erben in ihre Verlassenschaft. Ueberall trübe Aussichten, von allen Seiten die ernste Mahnung, auf eigenen Füßen zu stehen, zu entsagen und zu entbehren, oder —

Es gab für Anna ein doppeltes Oder. Entweder mußte sie die heiligsten Gefühle zum Opfer bringen und dankbar die Hand ergreifen, welche sich ihr schon wiederholt angeboten hatte, um ihr die Pforte zu einer sorgenlosen und bequemen, wenn auch liebeleeren Existenz zu eröffnen, oder sie mußte hoffen, auf die Zukunft hoffen, unbeirrt von so Manchem, was solch' ein fröhliches Ausharren vergiften und zerstören wollte. Ihr Herz entschied sich für's letztere. Getrosten Muthes wollte sie denn hoffen, daß doch vielleicht der seligste Wunsch ihres Lebens noch in Erfüllung gehen, daß doch vielleicht das Herz, dem sie so nah' und doch auch so fern stand, sich zu dem ihrigen finden, daß ihre alten Anrechte an eine theure Person doch endlich noch Geltung finden würden. Einstweilen aber konnte sie ja leiden und entbehren.

Aus dem Nebenzimmer ließ sich ein leises Geräusch vernehmen. Anna stand auf und ging hinüber. Das hohe schwarze Trauerkleid hob ihre schöne kräftige Gestalt vortheilhaft hervor. Ihr Gesicht war nicht regelmäßig schön, aber anmuthig und ausdrucksvoll. Namentlich die blauen Augen waren ein rechter Spiegel ihres tiefen innigen Gemüths. Prächtig waren auch die reichen Flechten ihres schwarzen Haares, welche sie über der hohen Stirn in jugendlicher Weise zusammen gesteckt trug.

Anna trat an das Bett des Vaters, der auf einen neben demselben stehenden Stuhl zeigte und sie mit matter Stimme niedersetzen hieß.

„Anna,“ sagte er äußerst sanft und bittend, „ich muß noch ein Wort mit Dir reden. Du weißt, ich habe den Hofrath Baumbach bitten lassen, mich bald in meiner Krankheit zu besuchen. Nicht weil ich dächte, es könne mir noch Jemand helfen auf dieser Welt in meiner Krankheit. Die Mutter und ich, wir hatten immer treu zusammen gehalten, also muß ich ihr auch jetzt folgen. Nein, es hat eine andere Bewandtniß mit dem Herrn Hofrath, wie Dir wohl bekannt ist. Er hat, während Du bei der Tante warst in der Residenz, ein Gefallen an Dir gefunden und recht und schlecht um Dich angehalten; er, der wohlhabende vielgeehrte Mann, um Dich vermögensloses unbedeutendes Bürgermädchen. Es ist wahr: er ist ein älterer Mann und paßt nicht ganz zu Deinen Jahren. Deßhalb verargten wir Dir's auch nicht, daß Du der Werbung bis jetzt auswichest und hinhaltende Antworten gabst, obschon Mutter und ich den Hofrath hoch schätzten. Aber sieh' an, meine Anna, die Mutter wird morgen begraben, mit mir geht es auch zur Neige, der Karl liegt drüben in Amerika gebettet: wie soll es mit Dir werden, mein gutes Kind? Wenn jetzt der Hofrath kommt, wie ich sicher glaube, und nochmals um Dich bittet, nicht wahr, dann machst Du mir die Freude und sagst ein fröhliches Ja?“

Anna schwieg, ihr Herz pochte gewaltig, daß es der kranke Vater vernehmen mußte.

„Ich weiß schon,“ fuhr dieser fort, als keine Antwort erfolgte, „was Dir am Herzen liegt. Ja freilich, früher dachten wir's wohl auch, Mutter und ich, daß aus Dir und Hermann Braunau ein Paar werden sollte. Hieltet ihr doch immer so brav zu einander, daß es eine Lust war! Aber das ist vorbei. Der Hochmuthsteufel, der in dem Alten und seiner Frau steckt, ist auch in den Sohn gefahren; sie sind Dir alle Drei wohl gut gesinnt, meine Anna, aber zur Schwiegertochter und zur Frau bist Du ihnen nicht vornehm, nicht reich, nicht apart genug. Das ist es und darum schlage Dir den Hermann aus dem Sinn und nimm statt des Neffen den Oheim, noch ehe Jener, wie man erzählt, mit seiner indischen Prinzeß durch die Straßen fährt und seine Alten darüber närrisch werden.“

Die letzte Erwähnung, wenn auch nichts Neues für sie enthaltend, durchzuckte doch Anna schmerzlich und sie empfand, daß die Worte des Vaters eine schneidende Wahrheit enthielten. Aber hatte sie sich nicht soeben noch gelobt, treu auszuharren im Hoffen?

„Vater,“ antwortete sie, nachdem sie sich etwas gesammelt hatte, „Du magst in allen Stücken Recht haben, allein zu einer Heirath kann ich mich nicht entschließen, wo mein Herz gänzlich schweigt. Dringe nicht weiter in mich, denke, daß Gottes Güte Dich doch vielleicht für mich erhält, daß ich selbst aber jung, kräftig, an Arbeit gewöhnt bin und deßhalb nichts zu fürchten brauche. Ich will ja auch den Hofrath nicht beleidigen und zurückstoßen; nur Zeit soll er mir lassen, mich nicht um eine Antwort bestürmen. Denn wollte er das, Vater, so müßte ich nein sagen, weil jede andere Antwort jetzt nur feig und schimpflich wäre. Das aber verlangst Du nicht von Deinem Kind.“

Anna brach in heftige Thränen aus, so sehr sie dagegen ankämpfte, um den Vater nicht aufzuregen. Der Letztere enthielt sich auch weiterer Worte; gerade sein Schweigen aber zeigte, daß er mit der Antwort der Tochter nicht zufrieden war und eine Ablehnung seiner Bitte nicht erwartet hatte. Anna kränkte sich hierüber bitter, aber ändern deßhalb konnte sie ihren Entschluß nicht. Sie war kein im Winde schwankendes Rohr und wo es sich um die folgenreiche Entscheidung ihres Lebens handelte, da durfte nur ihr eigenes Gefühl den Ausschlag geben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Heirathsgesuch.

(Fortsetzung.)

Ich zog mich nach der Mahlzeit zurück, um mein Mittagsschläfchen zu halten und ich glaube nicht, daß sie mir deßhalb grollten. Das tête-à-tête von diesem Morgen hatte sie sichtlich gefördert und ich hoffte, daß eine Fortsetzung ihre Früchte tragen werde. Ich schlief darum auch ziemlich lange, wenigstens dem Scheine nach und erschien nicht früher im Wohnzimmer, als bis der Diener mich zum Kaffee rief. Natalie trat mir hier mit verweinten Augen entgegen. Er mußte sehr zärtlich gewesen seyn, um sie so sehr zu rühren. Ich that, als bemerkte ich es nicht. Beide waren jetzt ziemlich einsylbig.

„Würden Sie wohl die Güte haben, mich dem Herrn Regierungsrath von Werdensleben vorzustellen?“ fragte mich plötzlich der Amtshauptmann.

Digitized by Google

„Mit Vergnügen," verſetzte ich höflich, als ſey das ganz in der Ordnung.

Wir brachen demnach auf und ließen Natalie zurück. Wir gingen jedoch vergeblich, er war nicht zu Hauſe und ich ließ die Botſchaft zurück, daß er ſich bei ſeiner Rückkehr zu mir bemühen möge. — „Er wird überraſcht ſeyn," ſagte ich zu meinem Begleiter. „Sie eilen ſchnell dem Ziele zu."

„Das iſt ſo meine Mode," verſetzte er. „Sie werden ſich aber noch mehr wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß ich Natalie gleich mit mir zu nehmen gedenke."

„Sie ſcherzen!" ſagte ich im höchſten Grade erſtaunt.

„Keineswegs! — Das Leben iſt ſo kurz. Warum ein Glück, das ich heute genießen kann, auf morgen verſchieben?"

„Der Theorie nach ganz recht," wandte ich ein; „wird aber meine Nichte ſich entſchließen können, ſo ſchnell Ihnen zu folgen?"

„Sie muß lernen, meine Wünſche als ihre Geſetze zu betrachten," ſagte er ſtrenge. „Auch hat ſie bereits eingewilligt."

Ich ſchwieg. Da ich mich in dieſes Mannes Weiſe durchaus nicht finden konnte, ſo beſchloß ich, mich in Nichts zu miſchen und die Dinge ihren Gang gehen zu laſſen.

Natalie ſtand bei unſerer Rückkehr ſinnend am Fenſter. Sie habe vermuthet, daß wir ihren Vater nicht zu Hauſe treffen würden, ſagte ſie, und ihm indeſſen geſchrieben. Es wäre doch auch beſſer, wenn ihn der Antrag des Amtshauptmannes nicht ſo ganz unvorbereitet träfe. Ich gab ihr darin Recht und ſandte meinen Diener ſogleich mit ihrem Billet hinüber. Eine Stunde darauf trat mein Schwager bei uns ein. Sein Geſicht drückte Ueberraſchung, doch zugleich unverhohlen Freude aus. Seine Einwilligung erfolgte ohne Vorbehalt und er lud uns ein, den Abend bei ihm zuzubringen nnd dort das junge Paar mit einem Hoch! leben zu laſſen. Wir ſagten zu, Natalie freilich mit etwas unzufriedener Miene. Als ich ſie leiſe fragte, was ſie verſtimme, flüſterte ſie mir zu: „Das Begegnen mit meiner Stiefmutter. Sie wird mir Glück wünſchen, zufrieden, daß ſie in meinem Vater eine ſo viel beſſere Partie gemacht, wie ich an dem Amtshauptmann."

Ich ſchüttelte mißbilligend mein Haupt. Immer dieſelbe, ewig unverbeſſerlich, dachte ich.

Frau von Werdensleben begrüßte ihre Stieftochter mit Thränen der Rührung. „Möchteſt Du glücklich werden, wie ich es bin, Natalie," ſagte ſie weich, „durch Deine Liebe zu Deiner neuen Familie. Auf einem andern Boden blüh für uns Frauen keine Blume, glaube es mir. Meine wärmſten Wünſche begleiten Dich!"

Die gute Frau, ihr ahnte nicht, an wen ſie dieſe Worte verſchwendete. Natalie ſaß neben dem Amtshauptmann und ſah auf uns herab, wie eine Königin. Sie wollte augenſcheinlich vor ihrer Stiefmutter als überglückliche Braut erſcheinen. Als man ihre Geſundheit ausbrachte, drückte ihr Bräutigam ſie an ſein Herz und küßte ſie. Ich bemerkte, daß ſie erglühte und zuſammenzuckte, als habe ſie ein Blitz getroffen. Sie wich ſeitdem ſeinem Blicke aus und ſah verwirrt und verlegen vor ſich hin. Sie kam mir mit dieſem Ausdrucke ſo mädchenhaft vor, wie ich ſie nie zuvor geſehen hatte und ich fand ſie zum erſten Male zum Verlieben hübſch.

Bevor wir uns trennten, erklärte der Amtshauptmann meinem Schwager, daß er mit Natalie übereingekommen, ſich ohne Aufſchub zu verbinden. Neugierig horchte ich auf deſſen Entgegnung.

„Wenn meine Tochter mit Ihnen darüber einverſtanden iſt," ſagte dieſer, „ſo darf ich Nichts dawider einwenden. Die Ausſtattung kann nachträglich eintreffen. Da Ihr Haus eingerichtet iſt, iſt dieſe nicht unumgänglich nothwendig und Natalie mag ſelbſt beſtimmen, was Ihrer häuslichen Einrichtung fehlt und welche Gegenſtände ihr beſonders wünſchenswerth ſind. Ich werde ihr jeden billigen Wunſch erfüllen. — Nun aber in Betreff der Hochzeit! Dieſe müßten wir doch hier feiern?"

„Ich liebe keine Hochzeit. Eine ſo ernſte Sache, wie eine Ehe, will ich nicht mit Schmauſen und Putz und Tand beginnen. Ich wünſche einfach vor Zeugen getraut zu werden."

„Und Du biſt auch damit einverſtanden?" fragte mein Schwager, ſich zu ſeiner Tochter wendend. Bevor dieſe jedoch antworten konnte, nahm der Amtshauptmann das Wort und entgegnete:

„Sie folgt darin natürlich meiner Anſicht."

„Wir müßten dann wohl gleich ein Aufgebot erlaſſen," ſagte mein Schwager.

„Das wünſche ich nicht," entgegnete der Schwiegerſohn. „Meine geſchiedene Frau lebt hier, ich möchte daher dieſen Ort ſobald als möglich verlaſſen. — In Lüneburg traut man keine geſchiedenen Eheleute mehr. Sie wiſſen ja, daß die Geiſtlichkeit in jetziger Zeit uns vorſchreibt, ledig zu bleiben, oder vielmehr will, daß das ein Mal

geschlossene Band unauflöslich sey; das Unmoralische, welches in einer unglücklichen Ehe liegt, erkennen sie nicht mehr an. Gott lege dem Menschen nicht mehr auf, als er ertragen könne, behaupten sie. Ich wähle mir indessen keine Gattin, um meine Schultern mit einer Bürde zu beschweren, sondern um mir des Lebens Last zu erleichtern und mir häusliche Freuden zu schaffen und ich würde mich lieber noch zehn Mal scheiden, als mein Daseyn mir unnütz verkümmern lassen. Das mag nicht kirchlich gesprochen seyn, aber menschlich ist es gewiß, so zu denken. Indessen, auf unsere Traunng zurückzukommen, so wäre mein Vorschlag, daß Sie uns nach Hamburg begleiteten und daß wir dort ohne Weiteres diesen Akt an uns vollziehen ließen. Damit wäre allen Uebelständen begegnet und den Leuten das Reden benommen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Kontrakt ist ein Kontrakt! Ein Landmann kam letztes Frühjahr in eine Druckerei in Indiana, um seine Rechnung für eine Anzeige zu bezahlen, sagte aber zum Redakteur, der ihm seine Zeitung anbot, er habe kein Geld dazu. „Nun, so haben Sie Hühner. Ich will Ihnen meine Zeitung ein Jahr lang geben für das, was eine Henne Ihnen diesen Sommer einbringt." „Gut, abgemacht," entgegnete der Landmann, in der Meinung, einen profitablen Kontrakt gemacht zu haben. Die Zeit verlief, der Bauer erhielt regelmäßig seine Zeitung, sah nach und nach mit Verwunderung ein, wie viel Nützliches und Lehrreiches für ihn und seine Familie daraus zu schöpfen war und lachte sich manchmal satt über die Erzählungen und Witze. Anfangs Oktober trat der Landmann wieder in das editorielle Sanktum mit den Worten: „Ich komme, um Euch zu bezahlen, kommt zum Wagen." Lächelnd leistete der Redakteur der Aufforderung Folge und der Landmann fing an, ihm 18 junge Hühnchen und 4 Duzend Eier einzuhändigen, welche zusammen, nach den niedrigsten Preisen, wenigstens Schilling 2. 50 werth waren — einen Dollar mehr als die Zeitung kostet. „'s ist Unsinn," sprach der Landmann, „wenn Jemand sagt, er könne keine Zeitung halten; mein Hühnerstall ist noch angefüllt und ich vermisse dies gar nicht, aber die eine Henne hat doch meine Zeitung bezahlt, denn ich hoffe, Ihr seyd zufrieden." „Vollkommen, es ist mehr, als Sie schuldig sind; aber ich will Ihnen den Ueberschuß herausgeben." „Nichts, nichts; ein Kontrakt ist ein Kontrakt, ich bin schon reichlich bezahlt durch Euer Blatt und wenn ein Nachbar sagt, daß er keine Zeitung halten kann, so will ich ihm sagen, daß eine seiner Hennen dieselbe bezahlen kann." Beide sind gute Freunde und der Landmann würde das Blatt nicht aufgeben, wenn es auch zweimal so theuer wäre.

Der Marquis von Pontlima, einer der ersten Granden Portugals, zog sich durch eine komische Wendung aus einem Gespräche, das der König mit ihm unterhielt und das einen um so gefährlichern Charakter annahm, als sich Se. Majestät zu erzürnen geruhten. Die Rede war nämlich von der Macht der Könige über ihre Unterthanen. Der Marquis meinte, daß sie nicht unbegränzt sey; der König behauptete das Gegentheil und fügte sehr entrüstet hinzu: „Wenn ich Ihnen befehle, sich in's Meer zu stürzen, so müssen Sie ohne Widerrede gehorchen und zwar mit dem Kopfe zuerst!" — Der Marquis, ohne ein Wort zu sagen, verbeugte sich tief und eilte zur Thüre. Der König ruft ihm nach: „Wohin, Herr Marquis?" — „Schwimmen lernen, Majestät." — Der König lachte und der Streit hatte ein Ende.

Der Kladderadatsch bringt nachstehenden allgemeinen Börsenbericht: „Göldmangel. Ursache: krügerüsche Gerüchte. Folge: kenn Krüg, aus Göldmangel. Weutere Konsöquönz: allgemeuner Früde. Lötzte Logik: Göld reuchlich vorhanden. Und so jagt eun Schörz dön andern ün döm heutern Kreuslauf dös mönschlüchen Daseuns!"

Dreisylbige Charade.

Wie richtig sagt im erſten Sylbenpaar
Ein Wort, wie lange Gott noch lebt!
Wie spricht's so treffend, treu und wahr,
Wie lang uns noch sein hoher Geist umschwebt.
Denkend an des Lenzes Prachtgewande
Und an Florens reiche Saaten,
Ist ein Jeder leicht im Stande,
Das Wort der letzten Sylb' zu rathen.
Ein treues Bild der Ewigkeit
Find't man an einer Pflanze;
Gewiß ist's keine Schwierigkeit,
Zu lösen nun das Ganze.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 10. Sonntag, 23. Januar 1839.

Traum und Erwachen.

(Fortsetzung.)

Spät in der Nacht kam der Hofrath im Städtchen an und erschien nach einer kurzen Besprechung mit Doktor Winterberg im Trauerhause. Winterberg hatte ihn dahin begleiten wollen, er hatte aber dies Anerbieten dankend abgelehnt. Nach einer von seiner Seite überaus herzlichen Begrüßung mit Anna, die ihm zwar freundlich, aber zurückhaltend begegnete, trat er an das Krankenlager des alten Neubrunn. Eine kurze Beobachtung genügte dem erfahrenen Arzte, um zu wissen, daß keine Hoffnung mehr vorhanden sey. Aber Eines ließ sich für ihn noch thun: die Kunst konnte ihm den Tod erleichtern und rasch ordnete der Hofrath das deßhalb Erforderliche an. Dann wandte er sich an Anna, die im Nebenzimmer beschäftigt war und sagte zu ihr mit leiser einschmeichelnder Stimme:

„Sie werden Ihren Vater binnen kürzester Frist verlieren, liebes Fräulein; ich kann Ihnen die Trauerkunde nicht ersparen; bereiten Sie sich darauf vor, um leidlich gefaßt zu seyn. Eine große Beruhigung aber können Sie Ihrem guten Vater vor seinem Hinscheiden noch gewähren, einen mächtigen Trost mit in das Grab geben. Sie verstehen mich, liebe Anna, meine Wünsche sind Ihnen ja nicht unbekannt. Die Scheu vor dieser ernsten heiligen Stätte, wo wir uns befinden, verbietet mir deutlicher zu sprechen. Aber leugnen will ich es nicht, daß ich mit einer gewissen Hoffnung hierher gekommen bin. War doch der Brief, der mich zu Ihrem Vater beschied, von Ihrer lieben Hand geschrieben und hatten Sie mir Vertrauen geschenkt, das ich freilich zu meinem innigen Bedauern nicht rechtfertigen kann. Verargen Sie es mir, daß ich einige Hoffnung schöpfte?"

„Es war der ausdrückliche Wille meines Vaters, gerade Sie um einen Besuch zu bitten, Herr Hofrath," antwortete Anna.

„Und folgern Sie daraus nicht, daß er mir wohlgesinnt ist, liebes Kind?" fuhr der Hofrath fort, ohne sich beirren zu lassen; „so fassen Sie denn endlich einen Entschluß zu meinen Gunsten, auf daß die treue Hand des Vaters Sie noch segnen könne. Sie werden es nicht bereuen, theuerste Anna, wenn Sie sich mir jetzt in diesem verhängnißvollen Augenblicke zusagen."

Der Hofrath ergriff die Hand des Mädchens und drückte sie zärtlich an seine Lippen. Er befand sich unverkennbar in einer gewaltigen Aufregung und mochte fühlen, daß jetzt oder nie der Zeitpunkt zu energischem Vorgehen gekommen sey. Was war ihm aber das unbedeutende vermögenslose Mädchen aus kleinstädtischem Bürgerstande, daß er so nach ihrem Besitze geizte? —

Anna entzog ihm die Hand und trat einen Schritt zurück.

„Ich danke Ihnen, Herr Hofrath," sagte sie lauter, als sie eigentlich wollte, „es ist so gütig von Ihnen, daß Sie an mich denken. Aber — noch will ich frei bleiben. Gott wird ja weiter helfen."

„Anna, Anna," ertönte es da plötzlich klagend und vorwurfsvoll vom Lager des Kranken, der ihre letzten Worte vernommen haben mußte. Das Mädchen stürzte in die Nebenstube, der Hofrath folgte ihr mit niedergeschlagener Miene. Dort hatte sich der Alte im Bette emporgerichtet und schüttelte wie tadelnd, doch sprachlos und matt den Kopf, dann sank er in die Kissen zurück und — entschlief.

5.

Hermann hatte sich mit dem Kapitän in kurzer Zeit näher befreundet und bedauerte es lebhaft,

daß der persönlich so liebenswürdige, gebildete und erfahrene Mann doch mehr oder weniger ein Menschenfeind war und sich lediglich auf sich selbst und Hermanns Umgang beschränkte. Abgesehen von seinen Gängen in ein nahe gelegenes Badehaus — es gab deren mehrere in dem Orte — verließ Frieman nur selten seine Wohnung und das an dieselbe stoßende Gärtchen; dann und wann höchstens begleitete er Hermann auf dessen besondere Einladung gegen Abend auf einen kurzen Spaziergang, jedoch ebenfalls mit ängstlicher Vermeidung der eigentlichen Promenade und der nähern Umgebungen des Bades. Da der Kapitän, nachdem er einige Tage gänzlich am Gehen verhindert gewesen, sich auch jetzt nur mit Hilfe eines Krückenstocks fortbewegen konnte, so vermuthete Hermann, daß hierin für den sonst so wohlgebildeten jungen Mann ein Hauptgrund zu seiner freiwilligen Zurückgezogenheit liegen möge. Leider war der Kapitän in der Regel, wenn schon nicht wortkarg und einsylbig, doch in allen persönlichen Dingen so zurückhaltend, daß Hermann nach Verlauf von etwa 2 Wochen, während er, eingedenk der Bitte Anna's, fast alle seine von Berufsarbeiten und dem Umgange mit Landring's freie Zeit auf Frieman verwendet hatte, von des Letztern vergangenem Leben noch wenig wußte und Catoo's lebhafte Fragen nach seinem geheimnißvollen Freunde nur sehr ungenügend beantworten konnte.

„Warum stellen Sie uns Ihren Seemann nicht vor, Herr Braunau," fragte sie ihn eines Tags mit schelmischem Lächeln. „Ich habe nun schon so oft darum gebeten, Papa deßgleichen, aber vergeblich. Wissen Sie, daß mir dieser Eigensinn gar nicht an Ihnen gefällt? Unsereins darf meinetwegen eigensinnig seyn und Launen haben, aber für so ernste und gelehrte Herrn, wie Sie, Herr Doktor, will das gar nicht passen. Also mit einem Worte: wir wollen Ihren Seemann kennen lernen."

Hermann zuckte, auf den Scherz eingehend, die Achseln und erwiederte: „Ihr Wunsch ist mir Befehl, Fräulein, allein ich bitte zu bedenken, daß ein Mensch keine Sache ist, die sich geduldig hin- und herschaffen läßt und nie anderer Ansicht seyn darf, als der gestrenge Herr Besitzer. Wir leben, Gott sey Dank! unter civilisirten Nationen und da müssen denn zunächst Alle wollen, wenn unter Mehreren Etwas zu Stande kommen soll. Denken Sie sich aber: dies Ungeheuer von einem Kapitän will mit keinem Menschen, will nicht einmal mit Ihnen, verehrtes Fräulein, bekannt werden. Barbarisch genug; aber doch wahr. Ich habe mir bereits alle Mühe gegeben, ihn in gesellige Kreise einzuführen; habe mir sogar erlaubt, ihn von Ihrem Wunsche nach seiner Bekanntschaft in Kenntniß zu setzen; Alles vergebens. Er antwortet mir trocken, daß er lediglich um seiner Gesundheit willen hier sey und mit seinem leidigen Körpergebrechen und seiner gedrückten Seelenstimmung der eleganten Welt nicht zum Schauspiele dienen wolle. Ja, als ich weiter in ihn drang, ward er so empfindlich gegen mich und äußerte: ich möchte ja meine kostbare Zeit nicht an ihn verschwenden, wenn mir doch wohl vielseitigere und anmuthigere Gesellschaft offen stände. Seitdem habe ich ihn nicht mehr mit erfolglosen Vorschlägen gequält und ihn gehen lassen."

„Ihr Seemann ist entweder ein sehr beklagenswerther Mann oder — ein großer Narr," meinte Catoo. „Ich denke aber, der Fehler liegt auch an Ihnen, Herr Braunau. Was werden Sie ihm doch für eine abschreckende Schilderung von mir entworfen haben? Ein verzogenes, läppisches Mädchen, launenhaft und unbändig, voriaut und unstät, leicht gelangweilt und dann wieder ausgelassen um einer Kleinigkeit willen, bisweilen auch zur Abwechslung sentimental. — — Ach, da muß ja Ihrem Kapitän alle Lust vergangen seyn, mich kennen zu lernen. Gestehen Sie es einmal: Haben Sie mich nicht so abkonterfeit?"

Catoo blickte Hermann mit ihrem bezaubernd-sten Lächeln in's Gesicht, einer Antwort gewärtig. Sie war gerade heute bildhübsch. Ein frisches Roth zierte ihre oft etwas bleichen Wangen, ihre braunen Augen sprühten von Leben und Laune. Hermann war mit ihr allein im Zimmer; Herr Landring verhandelte draußen mit der Dienerschaft. Er wagte es zum ersten Male, ihre weiße Hand an seine Lippen zu ziehen und einen heißen Kuß auf dieselbe zu drücken.

„Fräulein," sagte er und seine Stimme verrieth die mühsam unterdrückte Bewegung — „und wenn ich, mißgünstig gegen Jeden, der Ihre Nähe mit mir theilen könnte, selbst eine Unwahrheit nicht gescheut hätte; wollten Sie mir zürnen?"

(Fortsetzung folgt.)

Das Heirathsgesuch.

(Fortsetzung.)

Mein Schwager sann einige Augenblicke der Sache nach, dann sagte er kurz und gefaßt: „Sey

es! Sie sind ja ein erfahrener Mann, dessen Stellung Rücksichten erfordert: ich darf also Ihnen gegenüber nicht handeln, wie sonst ein Vater es thun würde, wenn er das Geschick seiner Tochter in eine fremde Hand legen will. Sie sind an Lebenserfahrung und Einsicht uns gleich, folglich darf ich nicht verlangen, daß Sie sich mir unterordnen. — Wann wünschen Sie demnach, daß wir Ihnen in Hamburg begegnen? Denn auf der Stelle abzureisen ist mir nicht möglich, weil gerade Geschäfte vorliegen, die erst beseitigt seyn müssen."

Sie kamen nun überein, daß sie den ersten Mai für die Trauung festsetzen wollten und darauf schieden wir. Der Amtshauptmann blieb den folgenden Tag noch bei uns, dann reiste er nach Lüneburg zurück. — Natalie war nun wieder allein mit uns, und ich ergriff die erste sich bietende Gelegenheit, zu forschen, mit welchen Gefühlen sie ihrer neuen Bestimmung entgegen gehe. Sie aber wich mir aus. Ich konnte sie zu keiner Mittheilung bringen. Sie war überdem sehr beschäftigt. Erstens schrieb sie täglich einen langen Brief an den Amtshauptmann — auf seinen ausdrücklichen Wunsch, wie sie sagte — dann brachte sie alle Morgenstunden am Kochheerde zu, um noch schleunigst zu lernen, was sie längst hätte wissen sollen und den Nachmittag lief sie in der Stadt umher, die nothwendigsten Einkäufe zu machen. Auf diesen Gängen begleitete ich sie meistens. Da ich sie bald verlieren sollte, so wollte ich noch diese letzten Tage mit ihr zubringen. Der Mensch ist ein sonderbares mixtum compositum. — Die Gewohnheit beherrscht ihn mehr, wie irgend ein Weib es thun könnte und ich sah deutlich vorher, daß die Entfernung meiner Nichte eine unerträgliche Lücke in mein Leben bringen würde. Ich rang mit allerlei verzweifelnden Entschlüssen. Bald wollte ich auf Reisen gehen, bald mit ihr ziehen, bald selbst ein Heirathsgesuch einrücken lassen. Schließlich aber blieb ich dabei stehen, abzuwarten, wie mir zu Muthe seyn würde, wenn die Trennung nun wirklich stattgefunden und dieser Augenblick rückte nur zu bald heran.

Am neunundzwanzigsten April — der dreißigste steht in zu üblem Rufe, ja wird von Manchen dem ersten gleich geachtet — brachen wir sämmtlich nach Hamburg auf und stiegen im Hôtel de l'Europe ab, wo der Amtshauptmann unser schon harrte. Ich überreichte ihm hier die schriftliche Zusicherung der jährlichen Zulage, die er lächelnd entgegennahm und mein Schwager nannte ihm die Summe, welche er zur Ausstattung seiner Tochter bestimmt hatte und die nach Belieben baar ausgezahlt oder auf Einkäufe verwandt werden konnte. Er überließ es Natalien, darüber zu verfügen und zeigte sich überhaupt nicht interessirt, was uns außerordentlich für ihn einnahm. Mein Schwager war überhaupt sehr von ihm erbaut, weit mehr als ich, der ich unsern ersten Briefwechsel noch zu frisch im Gedächtniß hatte. Natalie weinte viel. Ich nahm sie mit mir auf mein Zimmer und bat sie, mir zu sagen, was sie drücke; noch könne die Sache rückgängig gemacht werden und besser jetzt, als später. Sie sah mich groß an. „Um keinen Preis!" rief sie. „Ich würde ihm folgen, sey es in die Hölle. Ich bin seine Sklavin. Er besitzt eine Macht über mich, der zu widerstehen mir unmöglich ist. Mein Stolz empört sich und dennoch muß ich seinen Willen thun. Dieser Kampf in mir quält mich. Ich möchte das Eine thun und dann das Andere nicht lassen. Ich möchte mein Ich behaupten und ein Blick von ihm legt mich ihm zu Füßen. Ich kenne mich oft selbst nicht mehr."

„So liebst Du ihn. Gottlob! — Das ist doch Etwas."

„Wenn solcher Zauber Liebe ist!" sagte sie bitter. — „Manchmal freilich auch ist mir zu Muthe, als könnte ich ihn hassen. Es ist ein entsetzliches Gefühl, in Allem nur das Echo eines Andern seyn zu sollen, in seinen Blicken Leben oder Tod zu lesen."

„So überlege Dir noch ein Mal recht ernstlich, ob Du ihm auch morgen heilig versprechen kannst, nur seinem Glücke leben zu wollen," bat ich sie dringend.

„Ich will es nicht, aber ich m u ß es," sagte sie und stürzte aus dem Zimmer.

Ich sah ihr kopfschüttelnd nach. Der Mann bekam wahrlich sein Päckchen zu tragen und ich bezweifelte, daß er mir dankbar seyn werde, sein Heirathsgesuch beantwortet zu haben. Einen Vorwurf konnte er mir jedoch nicht machen, denn er hatte mich nie über den Charakter meiner Nichte befragt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber die Großartigkeit der öffentlichen Bauten in Melbourne erzählen Reisende, die von dort kommen, merkwürdige Dinge. Namentlich Kirchen und Banken sollen mit ungeheurem Luxus aus-

gestattet werden. Daß aber auch die Bibliothek der Stadt jetzt schon zu klein ist, um die vielen Leser zu fassen, ist in der That gar merkwürdig für eine Stadt, deren Existenz eine so junge ist. „Was halten Sie von unserer Bibliothek?" — heißt es in einem Briefe, den der frühere Oberrichter von Melbourne jetzt veröffentlicht. In einem einzigen Monate haben sich 8000 Leser eingefunden. Das wären im Jahre 96,000, weit mehr, als das Britisch Museum im vorigen Jahre aufzuweisen hatte. Auch soll ohne Verzug ein neuer Flügel angebaut und in demselben ein neuer Lesesaal angebracht werden. 20,000 Pfd. St. sind für diesen Neubau angewiesen.

Frauennamen. Die Namen der Frauen haben wie die der Männer ihre ursprüngliche Bedeutung, ihre Symbolik. Nicht jeder aber darf als Präjudiz aufgefaßt werden, denn die Eltern können ja den künftigen Charakter ihrer Kinder nicht wissen und geben den Namen meist der Pathen willen. Unsere Leserinnen wird es aber doch interessiren, was ihr Name bedeutet und wenn es etwas Schlimmes, so ist es ihre Sache, ihn Lügen zu strafen. Womit sollen wir beginnen? Emma — die Zarte; Maria — die Erhabene; Martha — die Bittere; Isabella — die Liebliche; Julie — die mit den reichen Haaren; Gertrude — die Wahre; Eleonore — die Mitleidige; Helene — die Verlockende; Caroline — die Königliche; Charlotte — die Königin; Elisabeth — die Treuherzige; Clara — die Helläugige; Agnes — die Reine; Amanda — die Liebenswürdige; Laura — die Lorbeergekrönte; Edith — die Heitere; Oliva — die Friedfertige; Grazia — die Gnädige; Sara — die Fürstin; Sophie — die Weise; Amalie — die Geliebte; Mathilde — die edle Frau; Pauline — die Kleine; Margarethe — die Perle; Rebekka — die Plumpe; Ida — der Morgenstern; Lucie — die Glänzvolle; Louise — die Beschützende; Katharina — die Reine, Sittige; Theresia — die Jägerin; Barbara — die Fremde; Johanna — die Huldreiche; Susanna — die Lilie; Philippina — die Pferdefreundin; Wilhelmine — die Beschützerin; Magdalena — die Erhabene; Antonia — die Preiswürdige; Dorothea — Gottesgeschenk; Anna — die Freundliche; Fanny — die Offene, Freie; Lydia — die Strenge; Adolphine — die edle Helferin; Emilie — die Gefällige; Sidonia — die Schlaue, Purpurwangige; Minerva — die Keusche; Henriette — die Herrscherin des Hauses. Sollten nicht alle Henriette heißen? Haben wir noch einen Namen vergessen, so bitten wir unsere Leserinnen zu fragen: wir werden gerne Auskunft geben, soweit unsere Kenntniß reicht.

Man schreibt der „Kln. Z." aus Paris: „Dieser Tage ist ein Spezialzug hier angekommen mit fünfhundert Einwohnern der alten, nahe dem Ocean gelegenen guten Stadt Angers, die alle nur darum die weite Reise machten, um im Theatre Lyrique Mozart's Figaro zu hören. Und es heißt, daß zum selben Zwecke aus verschiedenen Städten Frankreichs solche Figaro-Convois ankommen werden. Da außerdem neben den Provinzialen noch immer die Pariser herbeiströmen und selten ohne mehrtägige vorherige Bestellung ein Billet zu haben ist, so kann man annehmen, daß der Succeß Mozart's gesichert sey und daß künftighin sein Name einen ehrenvollen Platz einnehmen werde. Es ist doch angenehm, so früh anerkannt zu werden!"

Im Jahre 1859 haben die Sonnen und Mondsfinsternisse das eigenthümliche Schicksal, daß die ersteren immer in die Nachts- und letztere in die Tageszeit fallen. Im ganzen Verlaufe dieses Jahres werden wir keines dieser astronomischen Ereignisse zu sehen bekommen.

Landwirthschaftliches.

Geräuchertes Stroh als Futter für Kühe. Ein Herr Goodiff theilt in „Agric. Gaz." die interessante Erfahrung mit, daß seine Kühe mit größter Begierde geräuchertes Stroh verzehren, zu welchem Behufe er alles schlechte Stroh verwendet. Außerdem will derselbe auch beobachtet haben, daß seine Kühe in Folge davon früher brünstig werden. Zur Räucherung des Strohs wurde der Rauch durch Verbrennen von Torf erzeugt. — Welche Wirkungen sich bei dieser Fütterung hinsichtlich der Milch- und Fleischproduktion gezeigt haben, ist nicht mitgetheilt, die Idee aber jedenfalls in Zeiten von Wichtigkeit, wo schlechtes Stroh zu verfüttern eine Nothwendigkeit ist, um die Thiere nur zu erhalten.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 9:

Immergrün.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 11. Dienstag, 25. Januar 1839.

Traum und Erwachen.

(Fortsetzung.)

Catoo, verschüchtert durch den so eben vernommenen Ton der Leidenschaft, blickte ernst zu Boden, ließ aber ihre Rechte widerstandlos in Hermann's Hand ruhen.

„Sie sind mir werth, Herr Braunau," sprach sie nach einer Pause mit dem sichtbaren Bemühen, wieder in den früheren scherzhaften Ton einzulenken und ihre Hand endlich zurückziehend, „aber wenn Sie den Kapitän muthwillig abgeschreckt hätten, würde ich Ihnen doch gram seyn. Sie wissen es ja, daß ich mich für das Meer und seine Angehörigen interessire und glauben Sie, daß ich alten Freunden sobald den Rücken kehren würde? Also ohne Scherz! Er will nicht, Ihr Kapitän? Hat er denn bittere Erfahrungen gemacht, Ihr Herr Frieman, daß er so menschenscheu geworden?"

„Das ist wohl unzweifelhaft," antwortete Hermann. „Wenigstens als Seemann hatte er viel Unglück erlitten, und drei Mal, seitdem er Kapitän ist, sind unter seiner Führung Schiffe untergegangen. Früher hat er in englischen Diensten gestanden, zuletzt ein Hamburger Schiff geführt. Auch auf seiner letzten Fahrt von Neuorleans nach Hamburg hat er große Havarie erlitten. Nun glaubt er sich, wie es mir scheint, förmlich vom Schicksale verfolgt, will daher seinem Berufe gänzlich entsagen und hat es verschworen, je wieder ein Schiff zu betreten. Das mag ihm wohl am Herzen nagen. Ich vermuthe jedoch, daß er nicht ohne Vermögen ist, denn er spricht davon, sich im nördlichen Deutschland anzukaufen und Landwirth zu werden. Mag ihm dies zum Heile gereichen, dem braven Manne, an dessen Untüchtigkeit oder Schuld ich nimmer glauben kann."

„Nein, nein, es ist William nicht," sagte Catoo halblaut und nachdenklich für sich, worauf sie laut hinzufügte: „Aber ich möchte ihn doch einmal sehen. Im Ernst, ich kann von dem Wunsche nicht loskommen."

„Dann ist morgen der letzte Termin," bemerkte Hermann, „denn Herr Frieman hat sich entschlossen, bereits übermorgen abzureisen und die Kur in einem böhmischen Bade fortzusetzen. Es läßt sich durchaus nicht sagen, daß ihm die hiesigen Bäder nicht wohl thäten, aber es ist eine eigenthümliche Unruhe in dem Manne und er verspricht sich anderwärts noch einen rascheren Erfolg. Mir thut es aufrichtig leid, daß er abreisen will. Aber es wäre ungerecht, ihn unter solchen Umständen halten zu wollen. Beruht doch ein so wesentlicher Theil der Heilwirkung auf dem guten Glauben!"

Hier endete das Gespräch. Herr Landring kam hinzu und die Drei verabredeten nur noch, für morgen Abend, wo auf dem Teich ein großes Feuerwerk nebst Illuminationen stattfinden sollte, gemeinschaftlich eine Gondel zu bestellen, indem der Andrang voraussichtlich ein sehr großer seyn werde. Dann begleitete Herr Landring seinen Arzt noch bis zur Treppe und theilte ihm hier flüsternd mit, daß übermorgen Catoo's Geburtstag sey, den er mit einem kleinen Mittagsmahl im Pavillon zu feiern gedenke, wozu Herr Doktor im Voraus freundlichst eingeladen seyn solle.

„Wenn ich nur eine rechte Freude und Ueberraschung für das Mädchen wüßte," meinte Herr Landring, Hermann zutraulich auf die Schultern klopfend und ihn aus den dunkeln, tiefliegenden Augen freundlich anblinzelnd. „Aber, mein Gott! Einige Kleinigkeiten abgerechnet, habe ich ihr Nichts zu bieten. Wären Sie an meiner Stelle, lieber Doktor, Sie wären gewiß erfinderischer. Ich glaube, Sie haben den Geschmack meiner Catoo

Digitized by Google

schon besser studirt, als ich. Gebe Ihnen aber darin gern den Vorzug!"

Mit einem freundlichen Händedruck nahm hierauf Landring von Hermann Abschied, welcher letztere über die soeben gehörte doppeldeutige Aeußerung aus dem Munde des Vaters Catoo's fast verlegen geworden war. In seiner heutigen froh erregten Stimmung klangen ihm freilich diese Worte wie ein munteres Glückauf zu dem in seinem Innern nach und nach vorbereiteten Plane. Hinweg mit allen Bedenken, dachte er, sie verwirren dich nur und machen dich unsicher. Das Mädchen ist nach Geist und Charakter trefflich begabt, überdies jung und lenksam; sie achtet dich und vertraut dir; sie wird gern unter deiner Obhut auf dem geliebten deutschen Boden bleiben. Und müßte es seyn, warum sollte ich sie nicht auf kurze Zeit nach dem zauberischen Indien begleiten? Bei dem Vater wirst du auf keinen Widerstand stoßen und gern wird er ein Opfer bringen, um sein geliebtes Kind glücklich zu wissen. Freilich, verwöhnt ist sie und anspruchsvoll. Sie kennt keine Einschränkung und ihre Wünsche bewegen sich in weiten Grenzen. Wird ihr der kleine Kreis, die enge bürgerliche Existenz behagen, in welche du sie einzuführen hast? Catoo, das lebenslustige Kind der bunten Welt, unter den heimathlichen Philistern? — Aber im Sommer ziehst du ja mit ihr hierher in das Bad, an den Ort, wo ihr euch gefunden und hier findet ihr immer von Neuem Gesellschaft, Abwechslung, Zerstreuung. — Vorausgesetzt, daß der Herr Oheim sein Wort noch erfüllt und nicht wieder zurücktritt. Der Oheim ist aber, seitdem er von seinem Besuche in dem Städchen zurückgekehrt, merklich kühler geworden und hält mit seiner Verstimmung gegen mich kaum zurück. Wodurch ich seine Huld verscherzt, mag der Himmel wissen, ich kann es nicht enträthseln. Möglich also, daß auch die künftigen Sommerausflüge in das Bad unterbleiben. Und mit wem wird Catoo daheim Umgang pflegen, wer wird mir das ganze Jahr hindurch ihre Freundin seyn? Nur Eine wüßte ich unter Allen, die sie anziehen würde: Anna. Aber wer weiß, wohin dann die arme Waise vom Schicksale verschlagen seyn wird! —

Der Gedanke an Anna und ihr trübes Loos unterbrach, wie schon oft, Hermanns weitere Gedanken. Ohne daß er sich dessen deutlich bewußt war, stand dieses Mädchen seinem Herzen im Grunde wohl näher, als manches andere vorübergaukelnde Bild von reizender Wirkung. Seine ganze frühere Vergangenheit knüpfte sich ja gewissermaßen an den Namen Anna's und wie treu hatte sie ihm fortwährend ihre wohlthuende Freundschaft zu bewahren gewußt! Zeugte davon nicht auch ihr letzter Brief, den er noch immer in der Brusttasche bei sich trug? In der That, hätte er Anna um Rath fragen können und hätte diese zu ihm gesagt: Zweifle nicht, deine Wahl ist gut! so würde er sich mit Leichtigkeit für Catoo entschieden haben.

So aber zweifelte er doch von Neuem und freute sich, Friemann auffinden zu können, um mit diesem über die Heimath zu plaudern und Ruhe vor sich selbst zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Heirathsgesuch.

(Fortsetzung.)

Der Tag der Trauung war für mich ein sehr trüber. Früh am Morgen brachte ich Natalien einen sehr schönen Schmuck auf ihr Zimmer und als sie hier laut weinend in meine Arme stürzte und sich gar nicht von mir losreißen konnte, da quollen auch meine Augen über und ich dachte in meinem Sinne, daß sie doch ein weicheres Herz habe, als ich ihr bis jetzt zugetraut. Sie war prachtvoll gekleidet, ihre Stiefmutter hatte Alles auf das Schönste für sie gewählt und als sie ihr jetzt den langen weißen Schleier anstekte und die Myrthenkrone darüber aufbaute, glich das Mädchen wirklich einer strahlenden Himmelskönigin. — Der Bräutigam trat erst ein, als der Wagen bereit war und sah aus, wie eine wandelnde Leiche. Das zeugte nicht sehr für hohe Erwartungen des Glückes. — Beide sprachen ihr Ja mit lauter, fester Stimme und als der Segen ertheilt war, sank Natalie an ihres Mannes Brust und blieb lange wie gebannt an dieser Stelle, wo sie von heute ihren Hort und ihren Trost finden sollte.

Wir Alle waren sehr bewegt und keine Art von Unterhaltung wollte uns gelingen. Natalie entfernte sich mit ihrer Stiefmutter und erschien in langer Zeit nicht wieder, und als sie endlich im Reisekostüm eintrat, war sie ruhig und gefaßt, ja sogar heiter. Beide schienen sich recht ausgesprochen und das Herz erleichtert zu haben. Auch wollte mich bedünken, als ob sie einander näher getreten wären.

Der Amtshauptmann mahnte nun zum Aufbruche und wir bestrebten uns, Beide mit möglichster Fassung an den Wagen zu geleiten. —

Digitized by Google

Es ist doch eine eigene Sache für ein Mädchen, mit einem ihr fast fremden Manne in die Welt hinauszufahren, das fühlte ich in der Seele Nataliens und freute mich recht herzlich, nicht an ihrer Stelle zu seyn. Sorgenvoll kehrte ich nach Berlin zurück und der Gedanke verließ mich nicht, wie diese Ehe, deren Stifter ich doch eigentlich war, wohl enden möchte. Auf Briefe, das wußte ich recht gut, kann man sich nicht verlassen. Eine Frau darf nicht Klage führen über ihren Mann, sie darf ihr häusliches Leben nicht der Welt preisgeben. Sie muß dulden und tragen und — schweigen. — Obgleich ich nun regelmäßig alle vierzehn Tage einen Brief von meiner Nichte erhielt, so beruhigten mich diese Zuschriften keineswegs über ihr Wohlergehen, denn wer sagte mir, ob der Amtshauptmann ihr nicht sogar über die Schulter blicke, indem sie schreibe? — So viele Männer haben diese böse Gewohnheit und ihm traute ich sie völlig zu. Es blieb mir daher Nichts übrig, als hinzureisen und mich mit eigenen Augen zu überzeugen. Mein Schwager widerrieth es. Er meinte, man dürfe eine junge Ehe nicht stören. Ich sey nicht eingeladen. Ich müsse eine schickliche Gelegenheit abwarten, müsse nach einem Vorwand suchen. Auf diese Weise hielt er mich immer wieder von meinem Vorhaben ab, bis endlich der Herbst herankam und Natalie anfing über Unwohlseyn zu klagen. Ich schrieb hierauf an den Amtshauptmann und schlug ihm vor, eine Rheinreise mit mir zu machen, die Luftveränderung und Zerstreuung würde seiner Frau wohlthun und auch ihm sey eine kleine Abwechslung gut. Er antwortete darauf sehr heiter und scherzhaft: daß ich als Junggeselle die Klagen einer jungen Frau nicht zu deuten scheine; er bitte mich also, mich durch den Augenschein von ihrem Befinden selbst zu überzeugen und wenn es mir nicht länger bei ihnen gefalle, so wollten sie gerne auf acht Tage mit mir in der Welt umherstreifen.

Dieser Brief machte mich ganz glücklich. Ich eilte damit zu meinem Schwager, der nun Nichts mehr gegen meine Reise einwenden konnte und packte dann gleich meine Koffer. Da der Amtshauptmann jetzt in Hannover wohnte, so war die Reise leicht gemacht und schon am dritten Tage nach Empfang des Briefes war ich dort. Da ich nicht wußte, wie die Räumlichkeit ihres Hauses beschaffen sey, so stieg ich im Hotel ab, kleidete mich um und eilte dann in ihre Wohnung. Als ich unter den Fenstern hinging, hörte ich Natalien singen. Leise trat ich ein. Der Amtshauptmann saß in der Sophaecke und las, der Theetisch stand gedeckt. Niemand bemerkte mich und schon stand ich in der Mitte der Stube, als die junge Frau, mich gewahr werdend, aufsprang und mir mit lautem Freudenruf um den Hals flog. Sie weinte vor Freuden wie ein Kind und ich weinte mit. Der Amtshauptmann war aufgestanden und schüttelte mir herzlich die Hand.

„Wie vom Himmel gefallen! — Ohne Gepäck mitten in das Zimmer geregnet!“ rief er.

„Ich bin im Gasthof abgestiegen, um Ihnen keine Last zu machen,“ sagte ich.

„Das läßt sich meine Frau nicht gefallen, die Ihr Stübchen schon eingerichtet hat,“ versetzte der Amtshauptmann. „Ich werde Ihr Gepäck besorgen lassen.“ Er verließ das Zimmer.

„Wie liebenswürdig Dein Mann ist,“ sagte ich zu Natalie. „Und Deine Gesundheit? Du bist ja recht stark geworden?“ Sie wurde roth und ich sah wohl, daß ich nicht weiter fragen durfte. — Ein Knabe kam in das Zimmer gelaufen, von vielleicht sieben Jahren, stürzte auf Natalie zu und flüsterte ihr Etwas in das Ohr. „Gut, mein Kind!“ rief sie und er eilte wieder davon.

„Das war mein Stiefsohn!“ bemerkte sie. „Mein Mann ließ mir durch ihn sagen, ich möge doch schnell eine warme Schüssel für Dich zurichten lassen. Entschuldige mich also auf einen Augenblick.“

Ich dankte ihr und bat sie inständigst zu bleiben, weil ich ja eben erst im Gasthof gespeist. Sie legte mir die Hand auf den Mund.

„Pst!“ sagte sie. „Wenn Karl Etwas wünscht, so muß es geschehen, ob Du essen magst oder nicht, das ist dabei gleichviel.“

Sie eilte hinaus. Unter dem Pantoffel stand der Herr Amtshauptmann also nicht, wie es schien. Das war denn auch ganz recht. Die Frau muß sich in den Mann fügen und die Frage war nur, ob unsere Natalie das konnte. Als sie wiederkehrte, wurde Licht gebracht, der Amtshauptmann erschien ebenfalls und wir setzten uns zur Abendmahlzeit, bei der meine Nichte die aufmerksamste Wirthin machte und jeden Wunsch ihres Gatten zu errathen schien.

Der Knabe saß ihr zur Seite, sie legte ihm vor und mehrmals, wenn er nicht beachtet, was sie ihn leise geheißen, hörte ich den Amtshauptmann rufen: „Karl, gib Acht, was Deine Mutter sagt!“ — Das gefiel mir ganz außerordentlich. Als ein alter Militär ist mir die Subordination zur andern Natur geworden, ich achte sie, ich verehre sie und halte den Respekt gegen seine

Vorgesetzten für die erste Tugend. — Darum wollen mir keine Kinder gefallen, die das Gebot der Eltern überhören und der Amtshauptmann schien in diesem Punkte aus meiner Seele zu handeln. Meine Meinung unterlag einer gänzlichen Umwandlung; ich vergab ihm seinen Brief und beschloß, ihn zu verbrennen und zu vergessen, denn er war seiner nicht würdig.

Wir brachten den Abend sehr heiter zu. Am folgenden Morgen zeigte mir Natalie ihr ganzes Haus bis auf Küche und Keller und war recht stolz, als ich Alles bewunderte. Das gefiel mir an ihr. Ich liebe es, wenn man Freude an seinem Fache hat. Für die Frau ist das Haus ihr Schlachtfeld, auf dem sie ihre Siege erfechten und ihre Lorbeeren ernten muß.

„Wie hast Du denn das Alles so hübsch gelernt?" fragte ich sie und klopfte ihr dabei herzlich auf die Schulter.

„Der Wille versetzt ja Berge," sagte sie lächelnd.

„Aber wie kam Dir denn so viel guter Wille? Ich kenne Dich ja gar nicht wieder."

„Er mußte sich wohl finden, wenn ich von meinem Manne wollte geliebt und geachtet seyn und das wollte ich."

„So!" sagte ich und schüttelte den Kopf. Der Mann konnte wirklich mehr thun, als mir begreiflich war.

Sie bat mich hierauf, mich bis zur Mittagszeit verlassen zu dürfen, weil sie theils ihren Knaben unterrichten, theils häusliche Angelegenheiten ordnen müsse; ich möge mich indessen so gut unterhalten, als es mir möglich. Natürlich lobte ich sie ungemein über ihren Fleiß, nannte sie den Stolz meiner alten Tage, mein Goldkind, meine prächtige Natalie und zog mich dann vergnügt auf mein Zimmer zurück. Sie hatte sich wunderbar verändert! Niemals hätte ich geglaubt, daß das unvernünftige Mädchen eine so verständige Hausfrau werden würde.

Als ich um zwei Uhr in das Wohnzimmer trat, sah ich Natalie vor mir eintreten, mit ihrem Schlüsselkörbchen am Arme und gewahrte, wie der Amtshauptmann sie an seine Brust zog, ihr Haupt auf seiner Schulter ruhen ließ und sie recht herzlich küßte. Die beiden Leute waren ja glücklich wie ein paar Turteltauben. Des Himmels Segen über sie!

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Man wird sich des neu entdeckten Metalls „Aluminium" erinnern, von welchem vor mehreren Jahren vielfach die Rede war. Auf der Pariser großen Ausstellung fanden sich einige kleine Barren dieses Metalls vor. An Farbe dem Silber oder noch mehr dem Platin ähnlich, zeichnet es sich vor beiden durch eine ungemeine Leichtigkeit aus und hat außerdem noch andere Vorzüge vor dem Silber. Es wird von der Salpetersäure nicht angegriffen, vom Quecksilber nicht amalgamirt, oxidirt so wenig wie das Platin, ist leicht schmelz- und hämmerbar, sehr geschmeidig und von schönem Klang und wird wegen dieser Eigenschaften zu den edeln Metallen gerechnet. Da das Aluminium sich bekanntlich in gewöhnlicher Thonerde massenhaft vorfindet, so knüpfte sich daran die Hoffnung eines ausgebreiteten Gebrauchs; die ungemein theure Herstellung des Materials verwirklichte indeß diese Hoffnung nicht. Wie nun aber aus Paris geschrieben wird, hat sich doch die Pariser Industrie des neuen Metalls bereits bemächtigt und einige Goldarbeiter verarbeiten dasselbe zu eleganten Schmuckgegenständen, die in der feinen Damenwelt rasch Mode geworden sind. Die Verarbeitung hat indeß besondere Schwierigkeiten, da das Aluminum trotz aller Versuche sich nicht löthen läßt, sondern nur genietet werden kann. Die Société impériale d'encouragement hat daher eine Belohnung von 200,000 Frcs. demjenigen ausgesetzt, der das Löthverfahren für dieses Metall auffindet.

In der Bibliothek von Belem in Portugal ist ein äußerst interessantes Aktenstück gefunden worden. Dasselbe ist vom Jahre 1560 datirt und enthält einen Bericht von dem Gesandten des französischen Königs Franz II. in Lissabon, Jean Nikot, wornach ein flamländischer Kaufmann aus Amerika eine unbekannte Pflanze von absonderlichem Geschmacke mitgebracht hatte. Es ist nichts anderes gemeint als Tabak, den man damals eben nach dem Namen jenes Gesandten, der die Einführung in Frankreich veranlaßte, Nikotiane nannte.

Unlängst fuhr ein Redakteur in einem Fiaker und nicht lange, so warf das Fuhrwerk um. „Aber, Kerl, was machst Du!" rief der erzürnte Umgeworfene. „Einen Artikel für Ihre Zeitung!" fiel der Kutscher schnell ein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 12. Freitag, 28. Januar 1859.

Traum und Erwachen.

(Fortsetzung.)

6.

Es war eine köstliche Sommernacht. Vom Monde war keine Spur zu erblicken, desto prachtvoller aber leuchteten die Sterne, desto mehr überraschten die zahlreichen Sternschnuppen, welche in dem blauen wolkenlosen Himmel dahin schossen und die festen Reihen dort oben belebten. War es doch, als ob der Himmel wetteifern wollte mit den Anstrengungen der Menschenkinder an den Ufern des Teichs, wie auf der Insel inmitten desselben, wo Alles im bunten Lichterschmucke prangte und ein noch weit glänzenderes Feuerwerk erwartet wurde, wie es alljährlich zur Verherrlichung des Namentags eines hohen Protektors des Bades abgebrannt zu werden pflegte.

Eine Menge Gondeln, die Mehrzahl mit bunten Laternen geschmückt, belebten den umfangreichen Teich, denn Alles, was sich aus den Zimmern hinauswagen durfte in die überaus milde Abendluft, war hier zusammengeströmt. Die kleine mit Buschwerk bewachsene Insel war am wenigsten hell erleuchtet, um die Wirkung des Feuerwerks, welches dort vorbereitet wurde, nicht allzusehr zu beeinträchtigen. Aus ihrer Mitte ertönte eine Reihe gut gewählter Orchesterstücke, angenehm abwechselnd mit den vortrefflichen Leistungen eines vollen Männerchors. Es war ein heiteres gemüthliches Stück Leben, welches sich hier entfaltete, ein Bild, dem herrlichen Süden abgestohlen, eine Fleisch und Blut gewordene venetianische Skizze.

Hermann fuhr mit dem Kapitän auf einer kleinen Gondel, welche der Letztere mit geübten Händen reglerte. Zwar hatte sich Hermann, wie wir wissen, mit Landring und seiner Tochter verabredet gehabt und sich namentlich von der Gesellschaft Catoo's an einem solchen Abend den größten Genuß versprochen, da aber Frieman unerwarteter Weise Lust zeigte, dem abendlichen Feste beizuwohnen und ihn zu seiner Begleitung aufforderte, so erhielt er von Landring und seiner Tochter ohne Widerspruch Urlaub, um sich den letzten Abend, welchen der Kapitän hier zuzubringen gedachte, dem Freund zu widmen. Auch hatte Hermann, in Rücksicht auf die Wünsche Catoo's, vielleicht mehr noch in seinem Interesse, den Vorschlag gemacht, sich für den heutigen Abend an Herrn Landring und seine Tochter gemeinschaftlich anzuschließen und auf deren geräumiger Gondel mit zu fahren. Frieman schien auch für einen Augenblick nicht abgeneigt, sich das eine Mal dem Wunsche des Freundes zu fügen und sich den schon öfters erwähnten Freunden vorstellen zu lassen. Als aber der Erstere scherzend hinzusetzte, die junge Dame werde glücklich seyn, wenn sie ihn heute doch noch zu sehen bekomme, da sie einmal für Seeleute schwärme, änderte der Kapitän plötzlich den schon halb und halb gefaßten Entschluß, warf, wie er es zu thun pflegte, etwas trotzig die Lippen auf und erklärte bestimmt, daß er allein fahren werde oder gar nicht; Hermann möge sich nur um des Himmelswillen nicht an ihn binden. So wenig Hermann solche Eigenheiten — denn wie sollte er dieses Benehmen anders nennen? — billigen konnte, so verstand es sich für ihn doch nunmehr von selbst, daß er mit dem Kapitän fuhr.

Das Feuerwerk wollte keinen Anfang nehmen; die Vorbereitungen waren jedenfalls in mancher Hinsicht nicht genügend gewesen und mußte hier und dort nachgeholt werden. Inzwischen fuhren die Kähne und Gondeln auf und nieder. Bekannte suchten, fanden und verloren einander wieder, man lauschte den anmuthigen Melodieen, die in

diesen Umgebungen doppelt reizend erklangen und Niemand war über den Aufschub und somit die Verlängerung des seltenen Vergnügens ungehalten.

Auch der Kapitän und Hermann nicht, die sich in das traulichste Gespräch verloren hatten und, um diesem recht ungestört nachhängen zu können, ihre Gondel zumeist nach den entferntesten und dunkleren Partieen des Teichs steuerten. Hatte es der Letztere doch ein wenig bedauert, die Gesellschaft Caton's aufopfern zu müssen, so entschädigte ihn heute die liebenswürdigste und gesprächigste Stimmung Frieman's. Darin theilte dieser die Eigenthümlichkeit Caton's, daß er, wenn natürlicher Weise auch ernster und gediegener als Jene, in seiner Unterhaltung stets weitere Kreise umfaßte, anspruchslos und spielend belehrte und nie vergessen ließ, daß er die Erde und ihren unendlichen Reichthum nicht nur nach einer einzigen dürftigen Spanne beurtheilte. Nur über seine persönlichen Verhältnisse, seine inneren Erfahrungen, sein Hoffen und Wünschen schwieg Frieman auch heute; es schien, als ob er in dieser Hinsicht auch für den Freund ein unenträthselbares Geheimniß bleiben wollte.

Eine Gondel, mit einem Herrn und einer Dame, sowie einem Ruderer besetzt, fuhr jetzt dicht an den beiden Freunden vorüber. Die bunte Laterne auf der ersteren beleuchtete Hermanns Gesicht, während der Kapitän im Schatten sitzen blieb und aus der rasch dahin gleitenden Gondel ertönte helle der Ruf einer wohlbekannten Stimme zu Hermann herüber: „Glückliche Fahrt, mein Herr, auf dem bezauberten See. Haben Sie Ludwig Tieck bei der Hand? Das ist wohl heute eine von seinen Zaubernächten, wenn auch der Mond fehlt. Gute Nacht!"

Der Kapitän hatte das Ruder sinken lassen und auf den Ton der Stimme gelauscht, die er soeben vernommen.

„Wer war die Dame?" fragte er hastig.

Hermann überhörte aber seine Frage, denn eben rief er der Sprechterin, deren Gondel schon eine geraume Strecke entfernt war und sich im Gewühle verlor, einen fröhlichen Gegengruß nach. Der Kapitän fragte wiederholt und mit lebhafter Bewegung.

„Fräulein Landring," war Hermanns Antwort, „dieselbe, mit welcher wir heute Abend fahren konnten, wenn Sie geneigt gewesen wären, lieber Kapitän."

Frieman setzte scharf das Ruder ein und trieb die Gondel mit einigen kräftigen Schlägen vorwärts. Närrisches Zeug, sprach er dabei leise vor sich hin, ich lasse mich nicht mehr äffen, bin schon zu oft getäuscht worden. Aber diese Stimme, diese merkwürdige Stimme —.

In diesem Augenblick begann das Feuerwerk. Hermann hatte die letzten Worte des Kapitäns schon nicht mehr gehört, sondern seine Aufmerksamkeit dem Schauspiele zugewendet. Zischend und knallend stiegen unzählige Raketen empor; farbige Leuchtkugeln und Ballons erhoben sich, hoch oben in den Lüften eine reiche Fülle bunter Kugeln zerstreuend; Feuerräder schwirrten und strömten ihr Lichtmeer aus; Namenszüge brannten ab, Kanonenschläge tönten dazwischen und die kleine Insel hatte im Wechsel der künstlichen Beleuchtungen beinahe schon alle Farben des Regenbogens durchlaufen. Da, während gerade das letzte Feuer ein lang anhaltendes magisches Licht verbreitete und der Teich mit allen seinen Menschen und Umgebungen tageshell vor den geblendeten Blicken lag, ertönte ein gellender Schrei. An einer der tiefsten Stellen war eine Gondel, auf welcher sich ein junger Handwerker von einigen zwanzig Jahren mit seinem etwa zehnjährigen Schwesterchen befunden hatte, in Folge irgend einer ungeschickten Bewegung umgeschlagen. Beide waren in das Wasser gestürzt, aber der junge Mann schwamm auch schon mit dem rasch geretteten Kinde nach der nicht weit entfernten Insel, wo er das kleine schwarzgekleidete Mädchen auf den Boden legte, neben ihr niederkniete und sich sorgenvoll und ängstlich über sie hinwegbeugte. Alles hatte nur Augen auf diese, noch immer scharf beleuchtete Gruppe, eine ernste Improvisation des Zufalls, die leicht noch ernster hätte enden können. Und wie sich die Kleine bald darauf erholte und ihrem Bruder, der in seinen weißen Hemdärmeln, den Rock hatte er doch abgeworfen — und seinem vom Wasser triefenden langen blonden Haare einem Schiffbrüchigen nicht unähnlich sah, dankbar in die Arme stürzte, da fühlten sich alle Zuschauer ergriffen und dachten nicht daran, daß die Beleuchtung der Scene matter und matter ward und das Feuerwerk zu Ende war.

(Fortsetzung folgt.)

Das Heirathsgesuch.

(Schluß.)

Tag um Tag verging, es wurden Wochen daraus und immer wohler fühlte ich mich in dem

Haufe. Kein Großpapa kann sich glücklicher im Kreise seiner Kinder und Enkel befinden, wie ich mich hier. Auch mochte ich gar nicht daran denken, daß ich doch endlich scheiden mußte und nur mit Mühe faßte ich den Entschluß, auf unsere Rheinreise zu dringen, an welche sich meine Rückkehr nach Berlin knüpfte. „Wir reisen mit Ihnen, das versteht sich," sagte der Amtshauptmann, „aber unter einer Bedingung. Sie versprechen uns, mit hierher zu kommen und uns nie wieder zu verlassen."

Ich saß sprachlos vor Erstaunen. Es wurde mir so wohl um das Herz, daß mir die Augen übergingen und ich unfähig war, ihm Etwas zu erwiedern. Die guten Kinder mußten den alten Onkel doch wirklich lieb haben, sonst hätten sie ihn ja nicht zu bleiben geheten und wie schön ist es, im Alter Liebe zu finden, die uns hegen und pflegen will.

„Sie sagen Ja?" fragte der Amtshauptmann, mir die Hand entgegenhaltend, die ich leise drückte; dann eilte ich aus dem Zimmer. Die Sache war zu viel für mich, die Bombe hatte getroffen, die alten Mauern hielten den Sturm nicht mehr aus.

Natalie war mir gefolgt, sie saß plötzlich neben mir auf dem Sopha und flüsterte mir liebkosend in das Ohr: „Ist mein Mann nicht recht gut?"

„Er ist ein Engel, mein Kind, ein Engel!" erwiederte ich, mir die Augen trocknend. „Wenn Du den nicht auf den Händen trägst, so verdienst Du nicht meine Nichte zu seyn. Ihn hätte ich selbst heirathen mögen."

Sie lachte. „Aber mich nicht, nicht wahr, Onkel? — Sie verstanden aber auch nicht, mich zu ziehen, wie er."

„Er muß ein eigenes Rezept haben, das ist wahr. Als ich ihn das erste Mal sah, kam er mir höchst unangenehm vor und ich machte mir ordentlich Gewissensbisse darüber, Dir ihn zugeführt zu haben. Und nun — hat er aus Dir solch einen Engel gemacht."

„Das hat ihm aber auch Mühe gekostet, Onkel! Ich war schwer, sehr schwer zu ziehen und hätte er mir nicht gleich am ersten Tage so imponirt, hätte er mir nicht gleich so bestimmt und klar überzeugend vorgestellt, wie wir zu einander stehen müßten, um glücklich zu seyn, so hätte er mich schwerlich dahin gebracht, mich ihm unterzuordnen. Mein Stolz hat sich tausend Mal dagegen empört, doch der Wunsch, von ihm geliebt zu werden, siegte immer wieder über den bösen Geist, der in mir spuckte. Ich bin noch nicht vollkommen, glaube das ja nicht; aber er hat Nachsicht mit mir, seit er meinen guten Willen sieht und — er liebt mich! Er liebt mich, Onkel! — Ach, könntest Du mir nachfühlen, welch ein Glück darin liegt, von einem Manne geliebt zu werden, den ich so hochschätze. — Das, ja das ist Seligkeit! Und die werde ich nicht verscherzen."

„Du Herzenskind"! rief ich vergnügt. „So gut, so gefühlvoll habe ich Dich noch nie sprechen hören. Du hast, wie die alte Undine, eine Seele bekommen. Gottlob, daß ich die Heirath stiftete!"

„Jawohl, gottlob!" rief der Amtshauptmann eintretend. „Und nun Ihre Hand, daß Sie bei uns bleiben und unsere Kinder wiegen."

Was blieb mir übrig, als einzuwilligen, dies für den alten Militär etwas unwürdige Geschäft zu übernehmen, zu welchem es nur noch gehörte, den Strickstrumpf dabei in die Hand zu nehmen; statt dessen aber wurde es die Feder, welche zum Nutzen und Frommen meiner Mitmenschen die Wohlthat der Heirathsgesuche verzeichnete.

Mannigfaltiges.

Als kürzlich in Berlin ein Herr den nach dem Gesundbrunnen führenden Weg entlang ging, traf er auf ein junges, 8—9 Jahre altes, anständig gekleidetes Mädchen, das von einem mehrere Jahre älteren Buben verfolgt wurde und nun bei jenem Herrn Schutz suchte. Der Bube ließ sich jedoch durch den Beistand, den das Mädchen gefunden, nicht zurückschrecken, sondern ging mit einem ziemlich starken Stock auf die Kleine los, die sich jetzt ängstlich an ihren Beschützer, ihn mit ihren Armen umschlingend, anschmiegte. Als der Herr sich des Buben bemächtigen wollte, ergriff derselbe die Flucht. Von ihrem Verfolger befreit, wartete auch die Kleine nicht länger, sondern eilte leichtfüßig, gleich einem gehetzten Reh, den Weg nach der Stadt zu. Der Herr setzte nach dieser Begegnung seinen Weg nach dem Gesundbrunnen fort. Hier angekommen, wollte er etwas bezahlen, sein Erstaunen war aber nicht gering, als er in die Taschen fassend, seine Börse vermißte. Nunmehr fielen ihm verschiedene Umstände ein, die ihm die eben erlebte Scene in einem ganz andern Lichte erscheinen ließen und die gegründete Vermuthung hervorriefen, daß man Komödie mit ihm gespielt

habe. Das kleine Mädchen hatte, als es angeblich Schutz bei ihm suchte und angstvoll seine Hüften umklammerte, bei dieser Gelegenheit wahrscheinlich die Börse aus der Tasche gezogen.

(Geld und Durst.) Geld und Durst machen zusammen Gelddurst und das ist ein Durst, den kein Geld zu löschen im Stande ist, wenn man auch noch so viel nimmt. Es gibt Menschen, die oft nur deßhalb nie Geld haben, weil sie beständig Durst haben und wohl bald das Geld, aber nicht der Durst abnimmt, besonders wenn sie viel Wein trinken. Es gibt Menschen, die liebedurstig sind und sich in Liebe berauschen; denen ist zu helfen: sie dürfen nur heirathen, so vergeht ihnen bald der Rausch, mit dem Rausche die Liebe und der Durst nach Liebe und sie führen als Eheleute ein sehr nüchternes Leben, besonders wenn die Ehefrau das Geld unter sich hat.

Aus Bern wird der tragikomische Fall berichtet, daß daselbst dieser Tage in einem angesehenen Hause ein Hund eine Banknote von 500 Frcs. verzehrt hat. Der Hund war gerade im Zimmer mit seinem Frühstück beschäftigt, als ein Windstoß eine Banknote seines Herrn in die Schüssel führte, welche sofort verschlungen wurde. Der Hund wurde getödtet, allein die Banknote war bereits verdaut.

Wie ein englisches Journal behauptet, soll der sogenannte Croup oder die Halsbräune der Kinder, die so viele Opfer fordert, zuverlässig geheilt werden durch Einathmen der Ausdünstungen des zum Gasreinigen gebrauchten Kalks. In Preston soll sich das einfache Mittel trefflich bewährt haben.

Gebildete Frauen. Sheridan sagte: „Die Frauen beherrschen uns, so wollen wir sie wenigstens vollkommen machen; je erleuchteter sie sind, desto heller werden wir stzen. Von der Kultur des Geistes der Frauen hängt die Weisheit der Männer ab. Durch die Frauen schreibt die Natur auf die Herzen der Männer!"

Lessing sollte einst ein Urtheil über eine Dame abgeben, welche ein schlechtes Deutsch sprach; er sagte: „So lange sie mich nicht ansprach, sprach sie mich sehr an; als sie mich aber ansprach, sprach sie mich nicht mehr an."

In Barnum's, des genialen Meisters der Kunst zu inseriren, golden gedruckter Anweisung zum Reichwerden steht zu lesen: Kniet nieder vor den Zeitungen! Sie müssen eure Götzen seyn, denn sie sind eure Goldquellen. Ihr gebt Kreuzer hin und wenns hochkommt Gulden und erntet Hunderte und Tausende. Aber verstehen müßt ihrs, darin liegts Geheimniß. Das größte Gepuff wird eine unächte Waare nicht auf die Dauer in Mode bringen; aber ein gediegener guter Artikel kann nicht weit und breit genug in den Zeitungen angezeigt werden. Dann ist Geiz das größte Laster!

In einem reichen Hause in Wien hat ein eigenthümlicher Weihnachtsbaum geleuchtet; der natürliche Tannenbaum wurde für zu schwach befunden, um die schweren Gaben alle zu tragen; die kleinen brennenden Wachskerzen flammten zu schwach und so konstruirte man einen Baum aus Gasröhren, umwand ihn mit Tannenreisig, hängte die reichen Geschenke darauf und die ganze Herrlichkeit wurde von fünfhundert Gasflammen magisch beleuchtet.

Lafontaine beklagte sich einst über die vielen Besuche seiner Verwandten. „Da habe ich besonders eine alte Tante," sagte er, „die besucht uns jährlich regelmäßig zwei Mal und bleibt jedes Mal sechs Monate."

Küssen. Küssen war einst die gewöhnliche Art des Grußes in England. Chaldonycus sagt: Wenn ein Eingeladener das Haus seines Freundes betrat, so küßte er die Frau und die Töchter, — ein gewöhnlicher Akt der Höflichkeit.

Echo's.

Sag' an du schönes Mädchen, wem unter allen jungen Leuten, welche du kennst, möchtest du am liebsten gefallen?

Echo: Allen!

Werden nicht Talente sehr oft weniger berücksichtigt, als schöne Kleider?

Echo: Leider!

Was kann so oft leichter als Kenntnisse und Verdienste den Weg zu Ehrenstellen bahnen?

Echo: Ahnen!

Welches sind im Allgemeinen für die Welt die schädlichsten Insekten?

Echo: Sekten!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 13. Sonntag, 30. Januar 1839.

Traum und Erwachen.

(Fortsetzung.)

Der Kapitän regte sich nicht auf seinem Platze, der Ausdruck seines Gesichts war fast unheimlich starr, gleich als wäre der Geist seiner Hülle entrückt und schweife umher in unbekannten Fernen. Auch Hermann war in Gedanken versunken. Mit träger Anmuth schaukelte sich das kleine Fahrzeug auf dem Wasser. Und abermals rauschte ein uns schon bekannter Nachen vorüber. Aber dieses Mal tönte kein fröhlicher Zuruf aus des Mädchens Munde, welches er trug. Ernst und sinnend blickte auch dieses vor sich hin; vor seinem geistigen Auge stand noch immer die vor wenig Minuten angeschaute Scene der Rettung mit ihrem Gefolge der mächtigsten Erinnerungen. Da schaute ihr Auge plötzlich auf und sein Blick fiel auf das jetzt hellerleuchtete Antlitz des Kapitäns, dessen Gondel in diesem Momente gestreift wurde. Er seiner Seits sah das junge Mädchen nicht, dessen Aufmerksamkeit er in so hohem Grade erregte. Sein schmales etwas leidendes Gesicht mit den feingeschnittenen Zügen und dem jetzt so leblosen dunkeln Auge schien, wie schon bemerkt, einer Bildsäule anzugehören. Erst als ein leises, halbunterdrücktes „William" aus den Lippen des vorüberfahrenden Mädchens an sein Ohr tönte — so heimlich und hingehaucht, daß es nicht einmal Hermann vernommen hatte, der freilich der andern Gondel den Rücken zukehrte, — gewann dieses Antlitz wieder Leben und indem seine Augen nach der bereits verschwundenen Erscheinung der Sprecherin umherspäheten — ergriff der Kapitän ungestüm die Hand seines Begleiters und fragte ihn, seiner Aufregung nicht mehr Meister, wer ihn so eben William gerufen habe?

Hermann blickte den Kapitän verwundert an und versicherte ihn, daß er nicht das Mindeste gehört habe. Frieman beharrte bei seiner Behauptung und als er den Freund, aller Mühe ungeachtet, von der Wirklichkeit seiner Wahrnehmung nicht überzeugen konnte, sagte er fast ungeduldig:

Ich bin kein Narr, Herr Doktor und weiß, was ich gehört habe. Es muß dieselbe Stimme gewesen seyn, welche Ihnen vorher den Gruß zugerufen hat; ich irre mich nicht, es war dieselbe Stimme und sie klingt mir so bekannt. Und immer mehr: sie ruft mich William, ein Name, den ich in der Matrosenzeit führte, schon längst aber abgelegt habe. Gerechter Himmel! Wenn es keine Täuschung wäre, wenn mein verworrener freudenarmer Lebensweg mich doch noch einmal mit dem wunderbaren Kinde zusammenführte, dessen Bild der heutige Abend so mächtig in mir auferstehen läßt, wenn doch am Ende —

Frieman unterbrach sich hier in seinem Selbstgespräche und wandte sich mit dem Tone herzlichen Vertrauens an Hermann, der ihm tief verwundert zugehört hatte.

„Mein Freund," sagte er, „Sie haben ein Recht, Aufschluß über mein Benehmen zu verlangen, das Ihnen bisher ohnehin oft wunderlich und abstoßend genug erschienen seyn mag, ohne daß Sie sich dafür anders als durch Wohlwollen an mir gerächt hätten. Ich lieb' es nicht, von mir selbst zu sprechen, das werden Sie gefunden haben, aber nach dem, was Sie heute mit anhörten, muß es seyn. So will ich denn offen sprechen. Von Jugend auf war mir das Schicksal feindlich. Meine Eltern verstarben früh; ich wurde unter fremden Leuten erzogen. Niemand liebte mich; ich war ein scheues, verschlossenes Kind. Herangewachsen entschloß ich mich zum seemännischen Berufe. Der sagte meinem Charakter am besten zu mit seiner ernsten Abgeschlossenheit, seinen strengen Anforderungen, seinen tausend Gefahren. Unterlag ich

den letztern, so war es kein Schaden, wer hätte auch eine Thräne um mich weinen sollen? — Nachdem ich die Navigationsschule besucht hatte, ward ich auf einem englischen Schiffe als Kadett untergebracht. Das kostete schon anfänglich viele Anstrengungen und Opfer; unerträglich waren aber die Neckereien und Mißhandlungen, denen ich, der bürgerliche deutsche Jüngling, unter der aristokratischen englischen Jugend auf dem Schiffe ausgesetzt war. Bald verlor ich meinen Gleichmuth bei diesen ausgesuchten Quälereien und quittirte nach einem Jahre den Dienst auf der englischen Flotte, um meine praktische Ausbildung auf einem deutschen Handelsschiffe fortzusetzen. Dies geschah. Als Matrose und Steuermann der verschiedenen Grade, später als Kapitän, befuhr ich seit länger als zwölf Jahren, abwechselnd auf englischen, holländischen und deutschen Handelsschiffen die Meere, aber immer ohne Glück. Dreimal bereits erlitt ich förmlichen Schiffbruch, die unzähligen kleinern Unglücksfälle abgerechnet. Auf der letzten Fahrt ward mir das Bein zerschmettert. Kann ich mich des Ungeschicks, des Leichtsinns, der Pflichtvergessenheit zeihen? Beim allmächtigen Gott! ich kann es nicht. Wenn jeder so redlich erfüllte, was seine Pflicht ist, so — doch ich will mich nicht selbst loben. Aber glauben Sie mir: es schmerzt so tief und umdüstert endlich den Sinn, wenn Einem das Mißgeschick so hartnäckig an den Fersen haftet und man sich endlich genöthigt sieht, dem trotz aller Wunden, die man davon getragen, heiß geliebten Berufe Valet zu sagen. Ich habe es gethan und gedenke nie wieder ein Schiff zu betreten: ich möchte ihm, wie schon so oft geschehen, Verderben bringen. Und nun, werden Sie fragen, wo bleibt das Geheimniß? Ist es über allen den leidigen und unnützen Klagen vergessen worden? Nein, nein! es schwebt mir schon längst auf den Lippen. Aber als das Beste, was ich Ihnen bieten kann, hab' ich es bis jetzt zurückgehalten. Ist es doch beinahe der einzige Lichtpunkt in meinem Leben! — Als ich vor etwa acht Jahren auf einem holländischen Schiffe Untersteuermann war und wir von Java herübersegelten nach dem Mutterlande, fuhr eine kleine Holländerin mit uns, die nach Deutschland in die Pension gesendet werden sollte. Das muntere, etwa neun- bis zehnjährige Mädchen war recht vereinsamt auf dem Schiffe. Ein alter bequemer Holländer sollte sich wohl seiner annehmen, erleichterte sich aber diese Pflicht durch Beobachtung einer vollständigen Indolenz. Die Kleine schien sich Angesichts der langwierigen Reise recht trostlos und unglücklich zu fühlen. Mich jammerte des Kindes und, wohl wissend, wie es Einem um's Herz ist, wenn Alles ringsum kalt und gleichgiltig bleibt, nahm ich mich desselben an und wir schlossen eine herzliche Freundschaft, die um so inniger ward, als ich die Kleine dereinst vom Tode in der See rettete. Es war aber auch ein prächtiges, herrliches Kind von Geist und Gemüth und glauben Sie mir, ich, der etwa zweiundzwanzigjährige Mann, schätzte mich glücklich über diese kindische Freundschaft. Als es zum Scheiden kam an der holländischen Küste, weinte ich mit der Kleinen um die Wette und mich herzend und küssend, versicherte sie mir mit thränenerstickter Stimme: „William," so wurde ich damals gerufen, als ehemaliger englischer Kadett, „in zehn Jahren holst Du mich vom Papa ab, der gibt mich Dir herzlich gern, wenn ich ihm Alles erzähle und dann gehen wir zusammen auf die See und ertrinken zusammen, wenn es nicht anders seyn soll. William, in zehn Jahren!" — Die zehn Jahre sind zwar noch nicht verflossen, aber ich hoffe auch auf kein Wiedersehen. Jede Spur der Kleinen, die mir unvollständige Mittheilungen gemacht und die ich in der That über das Wichtigste auszufragen vergessen hatte, war mir entschwunden. Bisweilen glaubte ich freilich, einen Anhalt für weitere Nachforschungen entdeckt zu haben; stets aber erwies es sich als Täuschung; trotziger Unmuth erfüllte mich dergestalt, daß ich, um nur nicht getäuscht zu werden, zuletzt allen Möglichkeiten absichtlich auswich. Aber nun heute wieder diese Stimme, dieses „William", vorher diese Scene der Rettung! Hermann, wenn mir ein freundlicher Zufall dieses Wesen noch einmal entgegenführte, dessen Schicksal so wunderbar in das meinige eingreift, welch ein Wiedersehen — welche Folgen!"

(Fortsetzung folgt.)

Spätes Glück.

An einem stürmischen Oktoberabende saß Nora Raymond in ihrem einsamen Zimmer, tief in Gedanken versunken, welche um die Wahrheit zu gestehen, mit banger Schwermuth untermischt waren. Nicht oft indeß überließ sie sich solch trüber Ruhe, denn sie war das heiterste und emsigste weibliche Wesen, die beste der Schwestern und Tanten, die gütigste der Nachbarinnen. Die eine oder andere dieser Beziehungen bot ihr stets hinreichende Beschäftigung und demnach fand sie

nur äußerst selten Muße zu einsamem Nachsinnen.

Aber an diesem Abende schien sie bei einem Ruhepunkte ihres Lebens angelangt zu seyn. Ihre jüngste Schwester Sophie, die letzte ihrer Pfleglinge, hatte sich diesen Morgen geheirathet. Das altergraue heimathliche Haus war nun verödet — so wenigstens schien es Nora — da das heitere Antlitz der Braut es verlassen hatte. Es ist wahr, ein ganzer Trupp kleiner Neffen und Nichten waren bei ihr geblieben, während deren Mutter, eine andere Schwester Nora's, mit dem Gatten die Neuvermählten auf der Hochzeitstour begleitete; aber das junge Völklein lag lang in tiefem Schlafe und in dem schmuck aufgeräumten Zimmer fand sich kein anderes Zeichen ihres Daseyns, als in der Ecke ein großer Korb voll Spielzeug und eine ansehnliche Reihe Schuhe, der Größe nach gegen die Wand gestellt, beginnend mit des ältesten Knaben „ersten Stiefeln" und endend mit des kleinsten Mädchens Miniaturpantöffelchen von Bronzesaffian.

Vor langer Zeit, als Nora's Kindheit kaum verflossen, war ihr Vater, in Folge eines unglücklichen Zufalls, überraschend schnell gestorben. Seine Wittwe, bewältigt und gebrochen durch das schwere Schicksal, folgte ihm bald. Mit sterbendem Hauch empfahl sie die jüngern Kinder der Sorge der ältesten Schwester und erheischte von dieser das Versprechen, ihr Leben jenen zu weihen. Das Mädchen konnte nicht zögern, ein Verlangen zu gewähren, welches die letzten Worte der sterbenden Mutter an sie richteten. Sie hob den kleinen, unbewußten Säugling aus den Armen, die ihn mit immer schwächerer Kraft umschlangen, schloß ihn fest an ihren Busen, blickte in die thränenfeuchten Gesichter der Gruppe, die das Sterbebett umringt und gab das verlangte Versprechen.

Es war in der That kein leichtes Opfer, das sie zu bringen hatte. Jung wie sie war, hatte ihr Herz doch schon gewählt und Pflicht und Liebe, das Versprechen der Todten gegeben und die Gelübde mit dem Lebenden ausgetauscht, machten als starke Gegner in heftigem Kampfe sich jeden Zoll Boden streitig. Arthur Janson liebte Nora ernst genug, um freudig ihre Verpflichtung zu theilen. Er sah keinen Grund, warum diese sie hindern sollte, ihrer Neigung zu folgen, die Seine zu werden und Verantwortlichkeit und Sorge vereint mit ihm zu tragen.

Sie aber dachte anders. Sie fühlte, daß sie kein Recht hatte, seiner Großmuth zu gestatten, ihm ein solches Opfer aufzubürden. Er war jung und das Leben lag lang und heiter vor ihm. Sollte sie es zugeben, daß der Schatten ihrer Sorgen den sonnigen Pfad durchkreuze? Sollte sie versuchen, auf seine Schultern einen Theil der Last zu wälzen, welche sie niederdrückte und zu einem Leben mühevoller Arbeit verurtheilte? Sie selbst konnte viel ertragen und opfern für die Kinder, ihr so theuer durch die Bande des Blutes, — das heilige Vermächtniß ihrer hingeschiedenen Eltern, — aber ihm konnten sie nur um ihretwillen etwas seyn und leicht konnte es ihr bitteres Schicksal werden, zu finden, daß die vorzeitigen Sorgen, welche eine Verbindung mit ihr ihm verschaffen mußten, ihn müde und unzufrieden machen möchten.

Sie schieden, Nora und Arthur, wie sie fürchteten, für immer. Als der Liebende fand, daß weder Vernunftgründe noch Bitten sie vermögen konnten, ihren Vorsatz zu ändern, daß sie der Todten feierlich ihr Versprechen erneuert hatte und völlig vorbereitet war, es bis an die äußerste Grenze zu erfüllen, selbst bis zur Entsagung ihrer liebsten Hoffnungen und theuersten Wünsche, da verschwand er aus der Gegend, sogar ohne Abschied von denen, die er gekannt hatte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Es wird von der Erlegung eines Bären berichtet, die in ihrer Art einzig dastehen dürfte. Oder wurde je gehört, daß ein Bär mit dem Bajonette angegriffen und getödtet wurde? Dies geschah bei Adelsberg in Krain. Zwei Gendarmen gingen um Mitternacht bei heftigem Regen und großer Finsterniß durch einen dichten Wald auf Patrouille. Auf einmal hörten sie ein rasches Nachlaufen. Sie standen still und der eine Gendarm sagte zu seinem Kameraden: „Schieß, ein Wolf!" Dieser wollte sich aber vom Daseyn eines Raubthieres vorerst näher überzeugen und ging mit gefälltem Bajonette dem Thiere entgegen. Dasselbe war bereits bis auf fünf Schritte herbeigekommen, richtete sich auf und drohte die Gendarmen anzufallen. Auf das hin stürzte nun der Gendarm muthig auf dasselbe zu und stieß ihm das Bajonett durch die Brust. Mit dumpfem Gebrülle nahm nun das Thier Reißaus und schleppte sich mit Mühe in das Dickicht des Gebüsches. Tags darauf fand ein Hirte an dersel-

den Stelle einen todten Bären mit einer Stichwunde durch die Brust.

Die Erdarbeiten, welche in Rom auf dem aventinischen Berge bei S. Balbina eifrig betrieben werden, haben zu einigen sehr interessanten Entdeckungen geführt; u. A. wurden drei übereinander liegende Gebäude blosgelegt, an deren ältestem dieselbe netzförmige Konstruktionsweise beobachtet wird, wie an der Villa Adriana in Tivoli rc. Ein Bauwerk von minderer Bedeutung steht auf und neben diesem Hause, an welches sich ein drittes, wahrscheinlich aus dem vierten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung herrührendes anschließt. Außerdem wurden an demselben Orte noch drei marmorne Büsten und sechs Köpfe, aus verschiedenen Zeiten herrührend, aufgefunden; drei davon sind Porträts der drei Söhne Agrippa's und der Julia.

Aus Paris schreibt man: „Zum Zeitvertreib tragen am meisten noch die Russen bei. Bei der Fürstin Galizin wurde unlängst bis 6 Uhr Morgens getanzt. Der Ball, welchen die Gräfin Kisseleff am Sonntag gab, dauerte bis 8 Uhr Morgens. Die russische Invasion verdrängt die etwas steife zeremoniöse Grazie der französischen Quadrille. Man tanzte in der Rue d'Anjou polnische Tänze mit dem vollen Champagnerglase in der Hand und mit Begleitung eines russischen Nationalinstruments. Die Umstehenden sangen den Tanz oder klatschten ihm mit den Händen zu. Wohin wird es noch mit den Ueberlieferungen der Pariser Salons kommen, wenn eine solche Mode um sich greift?"

Der Berliner Publizist theilt folgende Anekdote mit. Ein Reisender hatte die Absicht, seiner in F. wohnenden Schwiegermutter zu ihrem Geburtstage von Berlin aus ein Geschenk zu übersenden; er ging deßhalb in eine Porzellanhandlung, um zu diesem Zweck ein Paar Tassen zu kaufen. Hier sah er zwei Tassen, an denen die Henkel abgeschlagen waren, welche daneben lagen. Die Tassen an sich waren höchst elegant und um recht billig dazu zu kommen, gerieth der Reisende auf die Idee, die Tassen anzukaufen; doch sollte es so aussehen, als ob die Henkel durch den Transport abgeschlagen worden wären. Er ersuchte also den Kaufmann die Tassen postfertig einzupacken und die Henkel beizulegen. Dieser wickelte aber unglücklicher Weise beide Henkel besonders in Papier und somit war die Sache verfehlt. Man kann sich die Verlegenheit des großmüthigen Schenkers denken, als ihm bei seiner Ankunft diese Einwickelung der beiden abgeschlagenen Henkel mitgetheilt wurde.

(Bedeutung des Wortes Journal.) Einem Mann, der ein Journal herausgab, schrieb einst ein Schriftsteller, der darin nicht auf die vortheilhafteste Art bedacht war: Mein Herr, aus den Anfangsbuchstaben des Wortes Journal zeigt sich der Werth des Ihrigen, Ich Offerire Und Referire Nichts Als Lügen. Der Redakteur antwortete: Wenn ich das Wort Journal umkehre, so schmeichle ich mir auf Ihre Zumuthung die treffliche Antwort gefunden zu haben: Laß Alle Narren Reden Und Ochsen Judiziren.

Die schweizerische „Postheiri" erzählt folgenden Beitrag zur Geschichte des dortigen Telegraphenwesens: „Wie die schweizerischen Postkurse dem elektrischen Telegraphen die Stange halten. Schauplatz: Telegraphenstation St. J. Der Kondukteur auf dem Bocke des Postwagens, zur Abfahrt bereit, erhält folgenden Auftrag vom Telegraphisten: „Sägid dem lahme Choga z' C., er söll o ufpassa am Teligrab; mehr heigid a Depescha scho fed gest für en."

In Paris zählt man von der Bastille bis zur Madeleinekirche auf der rechten Seite der Boulevards nicht weniger als 398 Kaffeehäuser.

Am Meer.

Den Wolken steigt der Meeresdunst entgegen,
Die Wolken senden ihn zur Erde wieder:
Verderbend fluthend stürzt er bald hernieder,
Verschmachtung stillend strömt er bald — der Regen.

Vom Himmel kommt die Seele; es bewegen
In ihrem Dienste sich des Leibes Glieder;
Dämonen bald im blutigen Gefieder,
Bald Friedensengel voller Huld und Segen.

Und hat vollbracht das Wasser seinen Lauf,
Und ist am Ziel der Seele Erdenstreben,
Dann nimmt die Heimath beide wieder auf.

Das Wasser wird auf's Neue sich erheben
Verdunstend zu dem Wolkensaum hinauf,
Die Seele bleibt, um — Rechenschaft zu geben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 14. Dienstag, 1. Februar 1839.

Traum und Erwachen.

(Fortsetzung.)

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hatte Hermann zugehört. Welch' eine furchtbare Prüfung für sein eigenes befangenes Herz, das so gern gejubelt hätte und doch auch wieder weinen mochte, wenn es an sich selbst und seine, in Trümmer gehenden Hoffnungen dachte. Konnte noch ein Zweifel stattfinden?

„Und erinnern Sie sich nicht des Namens Ihrer kleinen Freundin?" fragte endlich Hermann mit rühmlichster Selbstbeherrschung.

„Den Familiennamen habe ich Leichtsinniger nicht gemerkt," antwortete der Kapitän, „ihr Vorname aber war — Catoo."

Gleich als ob er sich einer Zentnerlast hätte entledigen müssen, die auf seiner Brust ruhte, oder als ob er allem Kampfe mit einem Male die Spitze bieten wollte, ergriff Hermann die Rechte des Kapitäns und sagte laut und vernehmlich:

„Catoo Landring also! — Kapitän, der Stern Ihres Glückes steigt empor, Sie verlassen uns nicht, Ihre Freundin ist wieder gefunden!"

„Hermann, treiben Sie keinen Scherz!" rief Frieman außer sich, „oder wäre es kein Trugbild, das Sie mir vorspiegeln, sind Sie Ihrer Rede gewiß?"

Hermann bejahte einfach und gefaßt. Der Kapitän bedeckte beide Augen mit seinen Händen und sagte tief erschüttert und fast tonlos:

„Und ich habe das Mädchen eigensinnig gemieden und — wollte morgen von dannen ziehen. Eine selige Freude so nahe und ich so blind!" — —

Während dieses folgenreichen Gespräches auf dem immer menschenleerer gewordenen Teiche hatte auch Herr Landring, der nebst Catoo inzwischen heimgekehrt war, mit seiner Tochter eine ernste und bewegte Unterredung.

Es war ihm nicht entgangen, welch einen tiefen Eindruck das an sich einfache Erlebniß des heutigen Abends auf seine Tochter gemacht hatte und, hinreichend bekannt mit Catoo's eigner Rettung auf ihrer Reise nach Europa, konnte er hierin etwas Auffallendes nicht erkennen. Als aber Catoo beim Anblicke des Kapitäns jenes leise „William" ausstieß, wie von einem Fieberschauer getroffen zu zittern begann und nachdem sie den Kahn am Ufer nebst ihrem Vater verlassen hatte, an des Letztern Arme nach Hause schwankte und keiner Worte mächtig dem ängstlich forschenden Vater jede Antwort schuldig blieb: da begriff Landring wohl, daß seinem sonst so heitern und gleichmüthigen Kinde etwas Außerordentliches begegnet seyn müsse.

Endlich gelang es ihm auch, eine Auskunft zu erhalten. Catoo sprang aus dem Lehnsessel, in welchen sie bei ihrer Heimkehr matt und erschöpft gesunken war, leidenschaftlich auf und rief, ihrem Vater an die Brust stürzend:

„Ich habe Ihn gesehen, Ihn, William, meinen Freund und Lebensretter!"

Landring ward durch diese Antwort sehr beruhigt. Wenn sich Catoo nicht getäuscht, wenn sie wirklich den so oft bereits gegen ihn erwähnten Seemann, dem sie einst ihre Rettung verdankte, wieder gefunden hatte: gut, was war es dann weiter? — Ein freundliches Spiel des Zufalls ohne sonstigen Einfluß. Daß sich das Mädchen äußerst erregt fühlte, war ebenfalls erklärlich und zeugte von ihrem guten dankbaren Herzen. Aber noch glaubte er eher an eine Täuschung, deßhalb sagte er mit sanfter Zurechtweisung:

„Gib Dich dem Gedanken nicht allzu lebhaft hin, mein Kind. Es möchte Dir wehe thun, wenn er sich dann als bloße Einbildung erwiese.

Digitized by Google

Wie sollte auch Dein Steuermann hierher in das Bad kommen? Das ist kein Platz für Schiffsleute. Was findet man oft für täuschende Aehnlichkeiten unter den Menschen und bedenke nur, es sind nun auch schon acht Jahre her, daß Du von jenem William Abschied genommen hast. Kann Dir da nicht auch Deine eigene Erinnerung einen Streich spielen? Wie dem jedoch sey, wir wollen uns erkundigen, uns umschauen; nur aber mit Vorsicht, damit wir uns nicht lächerlich machen, mein Kind. An einem gewissen Resultate wird es uns nicht fehlen."

Catoo ließ sich nicht beirren. Mochten die äußern Sinne täuschen und berücken: auf die mächtige Stimme ihres Herzens durfte sie sich verlassen.

„Vater," sagte sie gefaßter und mit dem Ausdrucke sanfter Schwärmerei, „ich für meinen Theil zweifle nicht. Aber nicht allein das Wiedersehen Williams hat mich so ergriffen, nein, es ist noch etwas Anderes, was ich Dir nicht verschweigen darf. William hat ein Recht auf mich, wenn er es anders geltend machen will und ich war in diesen Tagen so nahe daran, dessen uneingedenk zu werden. Freilich war ich damals noch ein Kind, als ich ihm beim Abschied sagte: William, in zehn Jahren darfst Du mich vom Papa abholen, der versagt mich Dir nicht und dann gehen wir zusammen zu See. Aber ich wußte schon damals recht gut, was ich sagte; ich fühlte, daß ich eine ewige Schuld an William abzutragen hatte und — fühle es noch heute. Darum sehe ich mein kindisches Wort noch immer als giltig an und mache mir Vorwürfe, daß ich es je auf Augenblicke vergessen konnte."

Landring versuchte zu lächeln, um den überspannten Ideen des Mädchens entgegen zu treten. Es gelang ihm aber nur schlecht, denn er kannte und fürchtete Catoo's wunderbar festen, unbeugsamen Willen. Das Kind beherrschte ihn; ihm gegenüber hatte er keine Waffen.

„Und der Doktor Braunau," warf er endlich hin; „was wird dieser zu dem abenteuerlichen William — und Deiner Freundschaft sagen? Ist Dir Braunau gleichgiltig, Catoo?"

„Er ist es nicht," antwortete das Mädchen, tief erröthend, „ich schätze ihn als Freund. Und wenn er sich für mich entschieden, um meine Liebe gebeten hätte, Papa, vor diesem Abend, ich glaube, ich wäre gern bei ihm in Deutschland geblieben. Das ist's ja eben, worüber ich mich bekümmere, daß ich die alten Rechte Williams außer Acht lassen und so leichtsinnig seyn konnte. Nun aber steht es in mir fest: vor den zehn Jahren, die ich für Jenen bestimmt habe, sag' ich mich Niemand zu, auch — Braunau nicht!"

Landring schüttelte den Kopf, seine Lieblingspläne geriethen auf gefährliche Klippen.

„Du bist ein tolles Kind," sagte er seufzend, „und wirst doch morgen neunzehn Jahre alt. Geh' zu Bett, schlafe die Thorheiten aus. Weiter kann ich Dir nichts rathen."

Er küßte Catoo auf die Stirn und ließ sie mit ihren erregten, ernsten und freudigen Gedanken allein.

(Fortsetzung folgt.)

Spätes Glück.

(Schluß.)

Nach einiger Zeit gelangte ein Brief an den Geistlichen des Ortes, worin Arthur diesem schrieb, daß es ihm gut ginge und er im Begriff sey, nach einem fernen Lande zu segeln. Von dieser Stunde an und durch einen Zeitraum von fast zwanzig Jahren vernahm Nora's Ohr keine Kunde von Arthur.

Als sie erfuhr, daß er auf Nimmerwiederkehr hinweggegangen, sammelte sie sorgfältig alle kleinen Andenken an die glückliche Zeit ihrer glücklichen Liebe, schloß sie in ein Kästchen, ein Geschenk von ihm und von nun an der Schrein ihrer seligsten Erinnerungen; und dann, fest und ohne Klage, nahm sie ihre Pflichten wieder auf.

Jahr um Jahr schwand dahin. Nora spann und webte, regierte ihre Mägde und Arbeiter, pflegte und unterrichtete ihre Geschwister und bestrebte sich in allen Dingen, den Platz der verlornen Eltern würdig und gewissenhaft auszufüllen.

Die Zeit heilte die Wunden ihres Herzens, so daß sie aufhörten, bei jeder Berührung zu bluten; sie fand Friede und Erheiterung in der Zuneigung ihrer Kinder, wie sie die ihrer Pflegbefohlenen anheimgegebenen Geschwister zu nennen liebte; und die allmächtige Gewohnheit machte ihr ihre Pflichten leicht und sogar angenehm.

Der Abend, von dem im Eingange dieser Erzählung die Rede, hatte sich bis zur Mitternachtsstunde ausgedehnt, als Nora erst daran dachte, sich zur Ruhe zu begeben. Das lange einsame Wachen hatte sie furchtsam und reizbar gemacht und kaum konnte sie einen Ausruf des Schreckens unterdrücken, als gerade in diesem Augenblick ein

starkes Klopfen an der Hausthür sich vernehmen ließ und durch die ganze Wohnung erklang.

Aber Nora faßte sich bald, denn sie bedachte, daß man vielleicht käme, sie zu einem Kranken oder Sterbenden zu rufen. In dieser stillen Gegend verließen die Leute selten um weniger dringender Gründe willen ihre Behausungen nach Mitternacht. Sie lächelte über ihren grundlosen Schreck und obwohl ungeachtet ihrer Tapferkeit noch leicht zitternd, nahm sie ein Licht und erschloß die Thür.

Eine hohe Männergestalt, von Kopf bis zu Fuß in einen weiten Reitermantel gehüllt, stand auf der Schwelle. Nora konnte, beim flackernden Schein des Lichtes, das sie hielt, seine Züge nicht unterscheiden. Sie sah nur den seltsam begierigen Blick der ungewöhnlich leuchtenden Augen, mit dem der Fremde sich verneigte, sie zu begrüßen.

„Madame," sagte er, „die Nacht hat mich überfallen, wie Sie sehen und indem ich das nächste Dorf zu erreichen suchte, habe ich mich verirrt. Ich bin auf die Haut durchnäßt und mein Pferd ist zu müde, auf diesen schlammigen Wegen weiter zu gehen; und da ich Licht in diesem Hause bemerkte, hoffte ich für den Rest der Nacht ein Obdach zu finden. Wollen Sie es mir gewähren, Madame? Ich versichere Sie, daß Sie keinen undankbaren Gast beherbergen werden."

„Herr," entgegnete Nora einfach und ruhig, „diese Thüre verschloß sich niemals dem müden Wanderer. Treten Sie ein; ein Diener wird für Ihr Pferd Sorge tragen."

Der Fremde verneigte sich wieder und ging schweigend an ihr vorbei, während sie den breiten Thürflügel zurückhielt — wie kam es, daß ihr Herz beim Anblick dieser hohen verhüllten Gestalt wild und stürmischer zu schlagen begann? Von Neuem indeß schloß sie die Thür mit Riegel und Stange und schritt ihrem Gast voran in das vorhin verlassene Zimmer.

Sie schürte die erlöschende Gluth des Kamins, legte frisches Holz darauf, daß die Flammen bald lustig emporflackerten und rückte den bequemsten Stuhl des Gemaches zurecht. Dann verließ sie den Fremden, der sich der Wärme erfreute und hieß den Gärtner sich des Pferdes annehmen, das ungeduldig am äußern Thore wieherte.

Als sie zurückkam, beschäftigte sie sich schweigend, Erfrischungen für den Gast zu bereiten, welcher neben dem Feuer saß und forschende Blicke auf sie richtete, wie sie sich hin und her bewegte. Schauer um Schauer zitterte durch Nora's Gestalt, wenn dieser leuchtende, seltsame Strahl sie traf. Sie fühlte sich fast erschreckt durch dies sonderbare Benehmen, als er sie plötzlich anredete.

„Madame," sagte er, auf die Reihe Kinderschuhe und den übervollen Spielzeugkorb deutend, „ich sehe, daß dies Haus, obwohl einsam gelegen, doch nicht verödet ist. Junge Blüthen, die so manche Heimath verschönern, sind auch hier zu finden. Sie besitzen gewiß kleine, schöne, liebende Kinder und einen zärtlichen Gatten. Verzeihen Sie mir, Madame," fügte er hinzu, Nora's Erregtheit bemerkend, „wir einsamen Wanderer im Getreibe der Welt sind geneigt, fast mit Eifersucht auf die Anzeichen häuslichen Glückes zu achten, das uns versagt geblieben."

Er schwieg, als wie eine Antwort erwartend; und Nora, ihre Bewegung bemeisternd, entgegnete ruhig:

„Es sind Kinder hier, doch nicht die meinen. Ich habe weder Gatten noch Kinder;" und ein leiser Seufzer entrang sich ihrem Herzen, indem sie bedachte, wie anders Alles hätte seyn können.

In diesem Augenblick kam der Gärtner herbei und zeigte sich von Regen triefend. Nora wandte sich zu dem Fremden, indem sie sagte:

„Ihr Mahl ist bereitet; wenn Sie es genossen haben, wird die Magd Sie in Ihr Zimmer geleiten."

Dann bot sie dem Gaste gute Nacht und ging in ihr Gemach sich niederzulegen, doch nicht zur Ruhe. Durch lange schlaflose Stunden, bis zum späten Grauen des Herbstmorgens, dachte sie wachen Auges des seltsamen Fremden und wunderte sich, warum sein Bild sich beständig mit Bildern der Vergangenheit vermischte.

Am andern Morgen, als das Frühstück vorüber, sprach der Fremde von seiner Abreise.

„Ehe ich gehe, Madame," sagte er, „bin ich es schuldig Ihnen mitzutheilen, wer ich bin, daß Sie wenigstens wissen mögen, es war kein Unwürdiger, dem Sie Ihre Güte zu Theil werden ließen.

„Seit zwanzig Jahren bin ich ein Wanderer in fernen Ländern gewesen und ein trauriger, getäuschter Mann. Dennoch hielt ich stets eine Hoffnung hell und stark in mir aufrecht, die Hoffnung in meine Heimath und zu den Scenen früheren Glückes zurückkehren zu können.

„Meine Jugend verfloß inmitten einer Gegend, sehr ähnlich derjenigen, in welcher dies Haus liegt. Ich war eine Waise, doch hatte ich ein kleines Besitzthum und viele Freunde. Mein Vormund hatte eine Tochter, die ich liebte und welche aner-

kannte, daß meine Liebe erwiedert wurde. Wir waren verlobt und der Hochzeittag nahe, als seltenes Unglück die Geliebte befiel. Ihr Vater starb eines schnellen Todes, die Mutter warf der Schlag zu Boden und sie folgte ihm bald, meiner Braut die jüngern Kinder anempfehlend und das Versprechen von ihr fordernd, sie nicht zu verlassen, bevor Alle versorgt wären. Gern wollte ich die Bürde theilen, die der Geliebten zugefallen, aber sie verweigerte es, mich an ihr Daseyn der Mühe und Selbstaufopferung zu ketten. Sie legte ihre lockenden Hoffnungen der Jugend auf den Altar der Pflicht und ich, getroffen durch den heldenmüthigen Entschluß, wahnsinnig durch Täuschung und Entsagungsschmerz, floh die Heimath und wurde ein Wanderer in der Fremde.

„Nora, ich versprach zurückzukehren, wenn Deine Lebensaufgabe beendet seyn würde! Hier bin ich! Hast Du kein Wort des Willkommens nach diesen langen Jahren banger Trennung?"

Er brauchte nicht zu fragen, denn Nora lag schluchzend in den Armen, die sich geöffnet hatten, sie zu empfangen, während die versammelten Kinder verwundert darein blickten und der alte Gärtner, der schon am vorigen Abend von Arthur ins Geheimniß gezogen worden war, mit gefalteten Händen dastand, sich in Dankesausrufungen gegen die Vorsehung ergießend.

„Nora, sollen wir uns wieder trennen?"

„Niemals," sagte Nora in ihrer ruhigen Einfachheit; „niemals wieder bis zum Tode." Und sie blickte auf in sein Antlitz mit demselben vertrauenden Ausdruck, mit dem sie ihn einst, in der Blüthenzeit ihrer jugendlichen Liebe, begrüßt hatte.

Ruhig ließ sich das gereifte Paar in der alten Heimath nieder, welche der Reichthum, den Arthur aus fernen Landen mitgebracht, erweiterte und schmückte. Diese Heimath! Theurer war sie ihnen als Palast und Prunkgemach, denn selige Erinnerungen bevölkern die trauliche Räume, die laubigen Gänge sprechen von früheren Freuden und Alles mahnt sie an jene Stunde der Wiedervereinigung, — dem Anfange eines neuen Daseyns voll unverhofften Glückes und unaussprechlicher Zufriedenheit.

Mannigfaltiges.

Als Oberst Chesney's eiserner Dampfer den Tigris nach Bagdad hinauffuhr, kamen die Araber, welche eine Prophezeihung besitzen, daß ihre Herrschaft dem Ende nahe ist, wenn Eisen schwimmen wird, aus großen Entfernungen herbei, sich das Wunder zu besehen und ein Scheik fragte mit Geberden des höchsten Erstaunens: „Hat Gott nur ein einziges solches Geschöpf erschaffen?" Die Frage, ob das Eisen in den arabischen Wüsten dahinrollen, oder auf den arabischen Flüssen schwimmen soll, das ist wirklich eine Frage der Herrschaft. Wenn einst die Lokomotive den schnellsten Renner seiner sandigen Heimath im Fluge überholt, dann wird sich der Muselmann entsagend seinem Verhängniß beugen.

Nach Stein's landwirthschaftlichem Blatte gibt es eine alte Prophezeihung:

„Anno Funfzig und Sieben
„Ist's beim Alten geblieben.
„Im Jahre Funfzig und Acht
„Wird auch nichts vollbracht.
„Aber Funfzig und Neun
„Gibts wohlfeile Früchte und Wein.
„Doch es lebt noch besser sich
„Achtzehnhundertsechzig."

Mehrere junge Leute aus Clichy gingen am 4. Jan. an der Seine spazieren. Man sprach von dem warmen Wetter. „Es ist aber doch nicht warm genug, um ein Flußbad zu nehmen," meinte der Eine. „Warum nicht?" antwortete J. Reignier, der 30 Jahre alt und aus Maupay (Maas-Departement) gebürtig war; „ich wette, daß ich über den Fluß schwimmen werde." Sofort stürzte er sich mit den Kleidern in's Wasser und gelangte glücklich bis in die Mitte der Seine; dort aber versank er. Seine Leiche ist noch nicht wieder aufgefunden worden.

In Paris und auch in Brüssel werden jetzt statt der Kautschuk-Ueberschuhe solche von geflochtenem Stroh getragen, welche viel leichter sind und den Uebelstand zurückgehaltener Ausdünstung nicht haben.

Ein Ungar, der in einem kleinen, schlechten Wirthshause eingekehrt war, wurde am Morgen gefragt, wie er geschlafen habe: „O, bassam, liebes Wirth," gab er zur Antwort; „hab' ich nicht gut geschlaffen, aber besser um Vieles als arme Wanzen, — haben ganze Nacht wohl kein Auge zugemacht."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 15. Freitag, 4. Februar 1859.

Traum und Erwachen.

(Fortsetzung.)

7.

Hermann, nachdem er sich an diesem Abend von dem Kapitän getrennt und eine späte Ruhe gefunden, hatte einen sonderbaren quälvollen Traum. Mit Catoo, welche die Seinige geworden und deren Vater fuhr er auf dem Ocean hinüber nach Indien. Eine schwüle, drückende Luft herrschte in den engen Räumen des mit Passagieren überfüllten Schiffs. Catoo war nicht mehr ausgelassen und fröhlich, wie vordem; sie war einsylbig geworden, verstimmt und ihm gegenüber kälter. Nur gegen Einen war sie lieb und herzlich, den Kapitän des Schiffes, einen düstern verschlossenen Mann, der nicht von ihrer Seite wich. Da, gegen Abend war es, erfaßt Hermann einmal ein unsägliches Heimweh und sein Herz bedarf dringender als je eines traulichen Gespräches in Mitten des wüsten Meeres. Er sucht seine Catoo auf dem ganzen Schiffe und findet sie nicht. Endlich gelangt er an das Steuerrad. Dort steht Catoo und der finstre Kapitän hatte seinen Arm um ihren Leib geschlungen und spricht zu ihr: O sieh, wie könnten wir glücklich fahren, wenn wir Einen nicht an Bord hätten. Catoo seufzte tief auf, dieser Seufzer schneidet Hermann in die Seele. Das ist nun dein Loos, denkt er, hier in der kalten Fremde, unter allen den fremden Menschen, die nicht zu deinem Wesen stimmen. Fliehe, flieh' in die Heimath, noch ist es Zeit. Dort wartet deiner Liebe, Verständniß und Treue. Und als es völlig Nacht geworden, läßt Hermann heimlich ein Boot vom Schiffe gleiten, springt hinein und steuert muthig durch die Wogen nach der Heimath zurück. Niemand vermißt dich auf dem Schiffe, denkt er, daheim aber wird deine Rückkehr gewaltige Freuden anrichten. Alles geht nach Wunsche, der weite Weg wird spielend zurückgelegt und schon ist er auf der Landstraße nach der Vaterstadt. Da fährt ihm ein Gedanke durch den Sinn. Wie ist es denn, überlegt er bei sich, sie wissen ja daheim, daß du eine Gattin gehabt hast, darfst du nun ohne solche wiederkehren? Aber Catoo fährt draußen auf dem Meere, wer soll dein Weib seyn? — Anna, Anna, die liebe Freundin deiner Jugend, der du am besten vom Anfang an zugehören solltest. Sie wird dich nicht verschmähen und zurückweisen, weil du ein einziges Mal geirrt hast. Und Hermann verdoppelt seine Schritte, um seine Wünsche bald an die rechte Stelle zu bringen. Da kömmt er noch an einem Kirchlein vorüber, das rechts am Wege liegt. Drinnen erschallt Gesang und Orgelklang. Neugierig tritt er ein; am Altar wird ein Paar getraut. Die Braut ernsten Gesichts und in schwarzer Trauerkleidung; der Bräutigam befriedigt lächelnd und hochzeitlich anzuschauen. Beide Gestalten sind Hermann bekannt, aber er kann sich nicht sofort besinnen. Den Mann erkennt er zuerst, es ist ja der Oheim, mit seinem wohlgenährten lachenden Gesichte. Aber wer ist die Braut in ihrer wunderlichen schwarzen Tracht? Jetzt hat er auch diese erkannt und mit dem lauten Schrei: Anna, Anna — warum hast du mein vergessen? stürzt er auf den Altar und den Priester zu, welcher eben die Hände des Paares zusammengibt, und — — erwacht.

Der Traum war in vieler Beziehung so natürlich und doch auch wieder so wundersam, so bedeutungsschwer. Hermann durchlief ihn wiederholt in seinen Gedanken und wurde sich immer klarer darüber, daß es für ihn an der Zeit sey, auch aus dem andern verhängnißvollen Traume zu erwachen. Und er hatte ja hierzu schon gestern Abend einen wichtigen Schritt gethan, indem er

seinem Freunde die Augen öffnete und ihn mit überzeugenden Worten bleiben hieß.

Frieman ahnte nicht, daß ihm Hermann irgend ein Opfer gebracht habe. Von einer innigen Beziehung zwischen dem Letztern und Catoo oder auch nur einem lebhaften Interesse für das Mädchen von Hermanns Seite hatte er nicht das Mindeste bemerkt, weil er die Beiden nie zusammengesehen und weil ihm der Freund auf seinen wiederholten Wunsch nur wenig von gesellschaftlichen Dingen mitgetheilt hatte. Einmal nur war das Gespräch näher auf die junge Holländerin gekommen und hatte Frieman allerdings, gleich als ob eine Ahnung in ihm auftauchen wolle, aufmerksamer zugehört. Grade deßhalb vielleicht vermied später der trotzige und schwarzsehende Mann jede Wiederholung dieses Gespräches und der in dieser Hinsicht nicht ganz unbefangene Hermann willfahrte ihm hierin nicht ungern. So kam es, daß der Kapitän fortwährend in dem Glauben lebte, das junge Mädchen, welches er in Hermanns Vaterstadt kennen lernte und welches seine Theilnahme in so hohem Grade erregt hatte, sey der Gegenstand und das Ziel der Wünsche Hermanns. Deßhalb verhandelte er mit diesem doppelt gern über die ihn ohnedies ansprechende und durch die Bekanntschaft mit dem Bruder näher gerückte Persönlichkeit und da, wie wir wissen, auch Hermann in diesem Gespräche mit dem Kapitän eine große Genugthuung fand, so ward hierdurch in Beiden das Bild Anna's frisch und lebendig erhalten, wenn schon bei Hermann in der Zeit seines Rausches nur wie das Bild einer geliebten und verehrten Dahingeschiedenen.

Unter solchen Verhältnissen konnte der Kapitän auch keine Ahnung davon haben, was dieser Gang für Hermann bedeutete, als ihn der Letztere am Vormittage darauf abholte, um ihn zu Landring und seiner Tochter zu geleiten. Der Kapitän hatte seinen Anzug mit Sorgfalt gewählt. Niemand mochte den schlichten Seemann in ihm vermuthen, wenn nicht vielleicht das unter dem weißen Hemdkragen etwas lose zusammengeschlungene schwarze Halstuch eine kleine Emanzipation von den strengen Regeln der Toilette verrieth. Das sonst so blasse Antlitz zeigte heute eine lebhaftere Farbe, die im Verein mit dem kräftigen schwarzen Barte fast jede Spur des Leidens verbannte. Frieman's Haltung war noch stolzer, als gewöhnlich; seine leichte elastische Figur stützte sich, scheinbar nur Gewohnheits halber, auf den derben Krückenstock in seiner Rechten und sein steifes Bein hinderte ihn heute nicht, Hermanns ruhigere Schritte zu überflügeln. So kamen sie von der Gartenseite her vor Landring's Wohnung an, wie Hermann hoffte, unbemerkt von den Bewohnern des Hauses. Er wußte ja nicht, wie weit Catoo's Kenntniß reichte hinsichtlich der Vorfälle am gestrigen Abend und er hätte sie an ihrem Geburtstage so gern durch eine ganz außerordentliche Freude überrascht. Deßhalb ließ er den Kapitän im Vorhause warten und ging allein voraus.

Beim Eintreten ins Zimmer kam ihm Catoo rasch entgegen, reichte ihm die Hand zum Gruße und fragte aufgeregt, noch ehe er seinen Glückwunsch hatte anbringen können:

„Wo haben Sie Ihn gelassen, Herr Braunau? O foltern Sie mich nicht, Sie haben Ihn mitgebracht, ich sah' Sie vom Gartenzimmer aus herankommen. O lassen Sie Ihn eintreten; hier ist ja auch Papa, um Ihn willkommen zu heißen."

(Fortsetzung folgt.)

Wie man in Amerika arbeitet.

Arbeiten muß der Mensch in der ganzen Welt, wenn er sein Brod verdienen will und der Schöpfer wußte wohl, warum er die Arbeit erschuf; denn niemals ist der Mensch glücklicher als Abends, wenn er sagen kann: „Heute hast du wieder dein Tagwerk vollbracht." Es wird aber gar verschieden gearbeitet in der Welt und z. B. in der alten Welt arbeitet man auf die alte Mode und in der neuen Welt auf die neue Mode. Hundertmal für einmal hörst du in Amerika sagen: „Ja wenn ich drüben in meiner Heimath so hätte arbeiten mögen, hätte ich ebenso viel, wenn nicht mehr verdient." Es hat seine Richtigkeit mit diesem Ausspruch, aber nicht in Beziehung auf die Strenge oder Härte, mit der gearbeitet, sondern nur in Beziehung auf die Art und Weise, wie gearbeitet wird. Die Dauer der Arbeitszeit ist eine fixirte und in ganz Amerika gleichmäßig fixirte; sie beträgt zehn Stunden im Tag und dauert gewöhnlich von 7 bis 12 und 1 bis 6 Uhr. In Deutschland werden aus den zehn Stunden oft zwölf und noch mehr und bei manchen Geschäften sind es regelmäßig hier zwölf Stunden. In Amerika pressirt es auch und gar manchmal muß der Arbeiter „über die Zeit schaffen"; aber das „über die Zeit" wird besonders bezahlt und wenn es zur Nachtzeit seyn muß, so trägt's den doppelten Taglohn ein. Der, welcher auf Stück zu Hause arbeitet, hat sich natürlich an Zeit gar nicht zu binden; er kann zu seinem Heu: Stroh sagen.

Mit der Dauer der Arbeitszeit wäre es also in Amerika keinesfalls schlechter. Ebenso verhält es sich auch mit der Strenge und Härte der Arbeit. Der Grobschmied wird nirgends in der Welt mit einer Stecknadel dareinschlagen und der Schreiner muß den Hobel führen, mag er in Neuyork arbeiten oder in Berlin. Die Strenge und Härte der Arbeit bringt das Handwerk mit sich und wenn der Schneider blos auf seinen Sitztheilen müde wird, so wird's der Barbier auf seinen Stehtheilen. So ist's in der ganzen Welt. Aber glaubst du nicht, daß das Land einen Vortheil voraus hat, welches Maschinen besitzt? Und ist nicht in dieser Beziehung Amerika der ganzen Welt voraus? Eine Maschine vollbringt in einem Tage, was sonst vielleicht kaum hundert Menschen in einer Woche fertig gebracht hätten und stündlich benutzt fast in jeder Fabrik der Arbeiter die Maschine zu einzelnen Hantirungen, die er ohne Maschine unmöglich allein verrichten könnte. In einer kleinen Fabrik würde sich eine solche Maschine vielleicht nicht austragen, aber — in Amerika macht man's, daß sie sich austrägt. Wo glaubst du nun, daß strenger und härter gearbeitet wird, in Deutschland oder in Amerika? Wenn ein Arbeiter seiner Pflicht nachkommen will, wenn er seine Zeit, statt mit Schwatzen und Tändeln und Spielen, mit Arbeiten ausfüllen will, — ganz gewiß in Deutschland.

Aber da sitzt der Knoten und neben dem Knoten der Haase im Pfeffer. Das „wie wird gearbeitet" ist ein ander Ding in Deutschland und ein ander Ding in Amerika. Komm hinüber und bring deinen alten Schlendrian, deine langgewohnte Bequemlichkeit, deine Kleinigkeitskrämerei und mitunter auch deine Faulheit mit — ach, wie bald wird dir das Gasthütchen abgezogen! Wie bald lernst du dich dreimal in einer Minute drehen, wozu du vorher eine Viertelstunde brauchtest! Entweder verdienst du nichts, oder du mußt den Langsamsteufel zur Hölle schicken, wohin er gehört. Nicht umsonst sagt jeder Handwerker, in Amerika müsse man wieder von Frischem lernen. Das muß einer auch und wenn er noch so geschickt ist. Nicht blos, weil die Werkzeuge in mancher Beziehung anders, in mancher Beziehung vielleicht auch praktischer sind, sonder hauptsächlich auch deßwegen, weil er das Werkzeug anders anfassen muß. Sein Griff muß ein anderer werden, so gut als sein Gang, denn in Amerika macht man eine Stunde in 40 Minuten! Sieh nur einmal einen deutschen Maurer an. Sieh, wie er dasteht vor dem Steine, den er auf die Mauer zu bringen hat; sieh, wie melancholisch er den Stein zuerst dreimal betrachtet, dann zweimal um ihn herumläuft, dann eine Prise nimmt oder eine Pfeife anzündet, dann ihn zu lüften probirt, dann noch einmal hinlegt, dann seinen Zollstab hervorzieht und noch einmal mißt, was er schon zehnmal gemessen, dann ihn halb aufrichtet, dann ausschnauft, dann das Herz in beide Hände nimmt und den Stein heraufhebt, dann nach dem Speisbuben ruft und den Speis sechsmal herumwirft, dann den Stein wieder betrachtet, dann dreimal dreht, bis er recht liegt und dann, nach gethanenem Heldenwerk, eine frische Pfeife stopft! Derselbe Maurer legt zehn Steine in derselben Zeit in Amerika, wenn er nur drei Monate drin gearbeitet hat.

Eine Pappschachtel von einem Hause wird in Amerika in vierzehn Tagen, ein großes solides Haus ganz von Stein aber in zwei Monaten fix und fertig; in Deutschland würde man ein Jahr dazu brauchen, wenn nicht ein und ein halbes. Aber — es geht dort anders, als man in Deutschland nur begreifen kann. Zum Beispiel, um die Fenster ins ganze Haus zu „firen", d. h. alle Fenster fertig zu setzen, braucht's nicht länger als einen Tag; denn du gehst einfach in die Fensterfabrik, kaufst ein nach deinem Bedürfniß und der Fabrikherr fährt dir zehn Minuten darauf Alles vors Haus und geht eher nicht wieder fort, als bis alle festsitzen. Wie lange würde das in Deutschland dauern? Oder setze z. B. einen Ofen in Deutschland, so mußt du zum Kaufmanne gehen und den Ofen kaufen, dann gehst du zum Maurer und kaufst einen Stein, den du vielleicht nach acht Tagen erhältst, dann kommt der Häfner und setzt den Ofen, dann gehst du zum Fiaschner und läßt die Rohre machen, dann erscheint der Maurer und schlägt das Loch hinaus, dann erscheint wieder der Fiaschner und paßt die Rohre ein, dann kommt der Häfner und putzt den Ofen und zum Schlusse kommt der Maurer und mauert das Rohr ein. Es muß gut gehen, wenn der Ofen in sechs Wochen so weit ist, daß man drin heizen kann. In Amerika gehst du einfach zum Fiaschner, liefest dir den Ofen aus und eine Stunde darauf steht er fix und fertig in deinem Zimmer und zum mindesten eben so blank als der sechswöchentliche deutsche. Wollte man in Deutschland eine Kleinigkeit gemacht haben; zuerst kommt der Meister, zieht den Zollstab und mißt eine halbe Stunde lang; dann ein paar Tage darauf sendet er den Gesellen und der mißt wieder; dann geht derselbe fort und holt, was er braucht; dann wird die

Arbeit gemacht und dann kommt der Meister wieder und schaut die Arbeit des Gesellen an und zuletzt kommt die Rechnung. In Amerika hätte der Meister die Kleinigkeit in einer Viertelstunde selbst gemacht und seinen Gesellen zu Hause fortarbeiten lassen. In Deutschland ist aber der Meister hiezu zu vornehm, zu bequem! Du also bist die Hauptsache. Du genirst dich dieser oder jener Arbeit. „Das ist nicht deine Sache," sagst du und sagst es blos, weil du meinst, es sey eine Schande für dich, mit einem Waschseil in der Hand über die Straße zu gehen. Geh' einmal nach Amerika und sieh' den reichen Kaufmann an, wie er, wenn's presslirt, selbst mit Hand anlegt und den Hut auf dem Kopfe, aber hemdärmelig seinem Knechte eine Kiste abladen hilft? Geh' nach Amerika und — in einem Jahre hast du den Standesschnickschnack abgelegt und genirst dich an gar keinem Geschäft und dann betreibst du auch dein Geschäft auf eine andere Weise und deine Kunden werden zehnmal mehr mit dir zufrieden seyn als früher; denn sie werden schneller, besser und zweckmäßiger bedient.

Die Art, wie man in Amerika arbeitet, die Raschheit des ganzen dortigen Lebens und Treibens, die Unmöglichkeit sich lange zu besinnen, die gebieterische Nothwendigkeit, die Verhältnisse irgendwo bei dem ersten besten Zipfel zu fassen, erklärt auch die Schnelligkeit des Berufswechsels. Der Begriff eines festen Berufes, als Theiles der Individualität eines Menschen, ist der dortigen Gesellschaft ganz unbekannt. Man ist in den Vereinigten Staaten kein Bauer, sondern man ist Herr X., welcher so und so viel Acker Land besitzt, die er bearbeitet oder bearbeiten läßt; oder welcher kein Land besitzt, aber einem Andern das seinige bearbeiten hilft. Man ist kein Schneider, sondern man ist Herr Y., welcher seine Kapitalien in einer Kleiderfabrik angelegt hat, oder welcher ein Kleidermagazin hält, oder welcher Kommis in einem Kleidermagazin ist; oder man ist Vorschneider in einer Kleiderfabrik, oder man näht für eine Kleiderfabrik, oder man besitzt eine Nähmaschine, die man in Bewegung setzt, oder man exportirt Kleider beim Tausend Dutzend nach andern Städten und Seehäfen. Man ist nicht ein Literat oder ein Buchdrucker, sondern man ist Herr Z., der Zeit Eigenthümer oder Herausgeber oder Mitherausgeber dieses oder jenes Blattes, oder man ist an dem Blatte als Setzer beschäftigt, oder man besitzt eine Dampfpresse, auf der das Blatt gedruckt wird. Herr Z. aber war im vorigen Jahre Schullehrer und wird in vier oder fünf Jahren Diplomat, Alterthumsforscher oder Präsident einer Eisenbahngesellschaft seyn. Vielleicht kauft auch Herr Z. dem Herrn X. sein Landgut und dem Herrn Y. sein Kleidermagazin ab; praktizirt dabei als Arzt, wird Theilhaber einer Advokaturfirma (law firm), Oberst in der Miliz und, was weiß ich, sonst was noch. Man sieht, es gibt in den Vereinigten Staaten wenig von dem, was man in Europa einen Beruf nennt; es gibt Beschäftigungen und diese werden sämmtlich, soweit es nur immer möglich ist, geschäftsmäßig, fabrikmäßig und kaufmännisch betrieben. Nur die Beschäftigungen, welche eine längere wissenschaftliche Vorbereitung erfordern, erhalten dadurch eine gewisse Stabilität, welche indessen durchaus nicht nach europäischem Maßstabe beurtheilt werden muß. Diese Beschäftigungen, nämlich die des Pfarrers, Arztes, des Advokaten und des eigentlichen Gelehrten nennt man in den Vereinigten Staaten vorzugsweise Berufe oder Professionen (professions) und die, welche sie betreiben, machen die Klasse der professional gentlemen aus.

Mannigfaltiges.

(Sonst und jetzt!) Das Eiland, auf welchem jetzt die große Stadt Neuyork steht, verkauften im Jahr 1668 die Indianer an die Europäer für 10 Hemden, 30 Paar Strümpfe, 10 Gewehre, 30 Kugeln, 30 Pfund Pulver, 30 Beile, 30 Kessel und eine kupferne Bratpfanne, und beide Theile glaubten einen guten Handel gemacht zu haben. Was mag derselbe Grund und Boden wohl jetzt werth seyn!

Nach altherkömmlichem Brauche feierte einer der bekanntesten Industriellen in Paris am 6. Januar das Dreikönigsfest. Unter seinen Gästen waren elf Herrn, von denen neun um halb 12 Uhr aufbrachen; drei derselben gingen nach London, von denen der Eine sich dort nach Neuyork, der Zweite nach Brasilien und der Dritte nach China einschiffte. Ein Vierter ging nach Rom, wo er in Garnison stand, der fünfte nach Egypten, Moskau, Belgrad, Venedig waren das Reiseziel dreier Anderen und der Letzte ging nach Cherbourg, um dort seine Reise-Instruktion zu empfangen. Ein solches Zusammentreffen hätte vor vierzig Jahren als ein Wunder gegolten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 16. Sonntag, 6. Februar 1859.

Der letzte Postillon.

Von Georg Scheurlin.

Ueber Höh'n und Thal sich windend,
Erzgegliedert, Spang' an Spange,
Felsen spaltend, Meere bindend,
Ringt sich eine Riesenschlange;
Oder nennst du sie den Strom,
Der in ungezählten Bogen
Sendet seine Eisenwogen
Von dem Belt zum Alpendom?

Drüber hin mit Sturmesflügel
Schnaubt das wildeste der Rosse;
Schäumend, mit verhängtem Zügel
Naht und wächst es zum Kolosse;
Horch, wie von der Dämpfe Gischt
Kocht die odemvolle Lunge,
Wie der Pfiff der ehrnen Zunge
Durch erschreckte Lüfte zischt!

Mit der Windsbraut um die Wette
Rast es unter tausend Lasten,
Knirschend seiner Eisenkette,
Doch gehorsam der verhaßten.
Welch' ein Webschiff, fortgeschnellt
Ueber Berge, Ströme, Lande,
Schlingt es donnernd seine Bande —
Doch zum Segen — um die Welt!

Welcher Geist ist diesen Erzen
Eingehaucht? In ihren Knochen
Hörst du wie aus tiefstem Herzen
Pulse jungen Lebens pochen;
Siehest einer Riesenuhr
Pendel hin und wieder kreisen,
Während ihre Zeiger weisen
Auf den Mittag der Kultur. — —

Abend war's; die Fluren schliefen,
Als mich einst in vollem Jagen
Ueber grüne Waldestiefen
Trug der wilde Feuerwagen,
Hin bis wo des Thales Bug
Schimmernd lag in Mondeshelle;
Dann gemessner ward die Schnelle,
Endlich rastend stand der Zug.

Schweigsam siehst du dort die Matten
Sich um wald'ge Hügel schmiegen;
Zwischen Lichtern, Laub und Schatten
Muß ein süßer Friede liegen!
Doch wo säumt das scheue Reh,
Das dereinst am Bache lauschte, —
Wo der Hirsch, der vormals rauschte
Durch das Ried hinab zum See?

Nimmer hin nach diesen Triften
Zieht die Hündin, um zu weiden,
Schwäne, die den Teich beschifften,
Müssen seine Ufer meiden,
Und was eh'mals hier gehaust
Zwischen Wassern, Laub und Scholle,
Flieht das Thal, darin der volle
Strom des Menschenlebens braust. —

An den stillen Platz im Grunde
Steht erbaut des Wächters Klause,
Den des nahen Zuges Kunde
Rasch getrieben aus dem Hause;
Hell umfließt das Mondenlicht
Ihm das Haupt, der Stirne Falten,
Und bekannt scheint mir des Alten
Freundlich ernstes Angesicht.

Nun ein Hörnlein von der Hüfte
Nach dem Munde führt er eben,
Und verloren durch die Lüfte
Süße Töne läßt er schweben.

Digitized by Google

Wie mich Klang um Klang bethört,
Luſtig erſt, dann ſchmerzlich leiſe,
Dünkt es mich, die ſelt'ne Weiſe
Hätt' ich einmal ſchon gehört.

„Traurig liegen Flur und Straßen,
Wenn der Sommer iſt vergangen;
Wenn die Jugend ſie verlaſſen,
Bleichen auch die ſchönſten Wangen;
Nur der dunkle Tannenbaum
Treibt auch Winters ſeine Blüthe;
Und es bricht ein treu Gemüthe,
Aber welken mag es kaum.“

Einſt auf einer Fahrt am Rheine
War das Liedlein mir erklungen;
Jede Note brach mir eine
Roſe voll Erinnerungen;
Lieblich ſcholl des Hornes Ton
Damals über Feld und Raſen;
Dieſer Mann hat es geblaſen,
Denn er war mein Poſtillon.

Nun erkennt auch er mich wieder,
Grüßt bewegt zu mir herüber;
Doch um ſeine Augenlieder
Zieht ein Schmerz ſich trüb und trüber.
„Armer Freund, gewohnt zu Roß
Frei zu ſchweifen durch die Lande,
Sprich, was dich in ſolche Bande,
Dich an dieſe Klauſe ſchloß?“

Statt ein Wörtlein mir zu ſagen,
Griff er wieder nach dem Horne,
Und die Töne ließ er klagen,
Bald in Rührung, bald im Zorne,
Daß es in die Seele brach
Wunderſam, ein Traum von Tönen,
Der von einer treuen, ſchönen
Unvergeſſ'nen Liebe ſprach.

Mir im Herzen lebten wieder
Bilder längſt vergangner Zeiten;
Wanderluſt und Wanderlieder
Ließ er mir vorübergleiten;
Bunt gefüllt von Jung und Alt,
Pilgernd, fahrend, hoch zu Pferde, —
Lag die frühlingsheit're Erde,
Und von Sängen klang der Wald.

Einen Wanderburſchen ſchreiten
Sieht mein Traum; — im Freundesſchwarme
Zieht er fort, noch ferne breiten
Sich nach ihm die Mutterarme;
Dort — noch Thränen im Geſicht —
Grüßt ein Mägdlein ihn verſtohlen:
„Süßer Knabe, Gott befohlen!“
„Schönſter Schatz, vergiß mein nicht!“ —

Später, in des Tages Schwüle,
Ruht der Burſche bei der Linde;
Bächlein unten treibt die Mühle,
Wolken oben zieh'n im Winde.
Horch, ein Poſthorn! Mit Gebraus
Rollt ein Wagen fort ins Weite:
„Grüße du, den Gott geleite,
Grüß' mir fern ein liebes Haus!“

Abend wird's, — am Brunnenrohre
Seh' ich Mägdlein Waſſer holen,
Und der Fremdling naht dem Thore
Müde, mit beſtaubten Sohlen.
Zöllner, der am Fenſter ruht,
Fragt: woher — wohin die Reiſe;
Und die Dirnen flüſtern leiſe:
Welch' ein ſchmuckes, junges Blut! —

„Wanderzeit, du Zeit der Mären,
Bald, ſo lebſt du nur in Sagen;
Neue Mächte ſprüh'n und gähren;
In dem Dampf der Feuerwagen;
Nimmer grüßt des Hornes Ton
Wald und Fluren wie vor Jahren,
Und mit mir zu Grabe fahren
Wird der letzte Poſtillon.“ —

So das Lied, — nun ſchweigt der Alte;
Nur das Echo mit Bethören
Läßt herüber aus dem Walde
Seine fernen Grüße hören,
Daß von ſüßer Macht beſiegt,
Sich mit Allem, was verklungen
Trauernd in Erinnerungen
Meine ſtille Seele wiegt.

Möcht' ihm gern die Hände reichen,
Doch von dannen braust der Wagen;
Nur ein ſtummes Liebeszeichen
Hat mein Blick ihm zugetragen;
Horch, und noch ein letztes Stück
Bringt ſein Hörnlein mir zu Ohren:
Was das Leben dir verloren,
Gibt dir nur das Lied zurück!“

Traum und Erwachen.

(Fortsetzung.)

Herr Landring trat in diesem Augenblicke zur Seitenthüre herein und begrüßte Hermann mit gewohnter Freundschaft, doch offensichtig ernst gestimmt. Nun erst ward Hermann verlegen, nicht einmal die Freude der Ueberraschung war ihm vergönnt. Als aber Catoo, die sich heute in schwarze Seide gekleidet hatte und in diesem Anzuge, wie es bei jungen blühenden Gestalten in der Regel der Fall ist, doppelt lieblich erschien, die braunen Augen, dieselben Augen, die ihn bezaubert und berauscht hatten, bittend zu ihm aufschlug: da öffnete er stumm die Thüre und rief den Kapitän herbei.

Frieman trat ein, Catoo eilte auf ihn zu, reichte ihm beide Hände und sagte zutraulich:

„Erkennen Sie mich noch, William? Ich bin es wirklich, bin Catoo Landring, die Ihnen das Leben verdankt! O diese Freude und an diesem Tage! William, freuen Sie sich nicht auch?"

„O Fräulein, Sie, Sie — meine kleine Catoo! — Ach, es ist ja nicht glaublich, daß uns solche Freuden beschieden wären. Und dennoch Ihre Stimme — es ist das Einzige, woran ich meine liebe kleine Freundin erkenne!"

Beide verstummten. Nachdem der erste Rausch verflogen, trat eine verlegene Pause ein, selbst für Catoo, die selten befangen. Es folgte die gegenseitige Vorstellung, jeder Zweifel an der Aechtheit der Personen mußte weichen.

Landring begegnete dem Kapitän achtungsvoll und mit dankbarer Höflichkeit; zu einer wahrhaft herzlichen Begegnung konnte er, wie es schien, nicht gelangen. Catoo's Geburtstag wurde gemeinschaftlich gefeiert. Der Kapitän erhielt den Ehrenplatz am Tische zwischen Vater und Tochter — Hermann fühlte, wie der Traum seines Lebens allmälig zerrann und halb noch träumend, fürchtete er ein schmerzliches Erwachen.

8.

Doch nein! In Einem hatte sich Hermann getäuscht. Dem Traume folgte ein fröhliches helles Erwachen, wo sich der Kopf frei, der Willen stark und kräftig fühlt und wo der Anbruch des Tages mit seinen drängenden Geschäften nicht als ein unwillkommener Gast, sondern als rettender Freund und Helfer vor dem nächtlich verwirrten Gedankenheere begrüßt wird.

Frieman schloß sich von jetzt an näher und näher an Catoo und ihren Vater an, dessen ursprüngliches Vorurtheil wider den, seinen einmal gefaßten Plan durchkreuzenden Kapitän sich nach und nach — Dank namentlich auch den uneigennützigen Bemühungen Hermanns — verlor und einem aufrichtigen Wohlwollen Platz machte. Das umdüsterte Gemüth des Seemanns erheiterte sich mehr und mehr unter dem liebenswürdigen Einflusse der muntern und dabei doch so wahr empfindenden Catoo und nachdem er selbst einmal wieder Vertrauen gewonnen hatte zu sich und seinem Glücke, verstand es Frieman auch gar wohl, Andern Vertrauen zu sich und seinen recht gut gestellten Verhältnissen einzuflößen. Und so gewannen denn die alten schlummernden Anrechte auf seinen einstigen Pflegling von Tag zu Tag neues Leben und höhere Bedeutung und nach Verlauf weniger Wochen bereits konnte er dem Freund in einer vertrauten Stunde mittheilen, daß sich sein Lebensloos freudig entschieden, daß er sich Catoo für immer gewonnen habe, daß er nun erst glaube, liebe und hoffe und seine traurige Vergangenheit auf ewig begraben wolle.

Hermann war nicht überrascht von dieser Mittheilung. Er hatte Alles vorausgesehen und als vertrauter Freund beider Theile den Gang der Entwickelung genau beobachten können. Catoo gab sich ja so natürlich und arglos auch in ihren Neigungen, daß es keines großen Scharfblicks bedurfte, um recht zu urtheilen. Sie schien nicht einmal zu ahnen, daß ihre wohlgegründete Freundschaft für den Kapitän Hermann möglicher Weise kränken könne, denn er verstand es vortrefflich, sich gleich zu bleiben und jede Spur von Empfindlichkeit zu vermeiden. Und war nicht Frieman sein Freund, sprach er nicht von ihm stets mit der aufrichtigsten Theilnahme und hatte ihm sogar bei dem Vater das Wort geredet? So blieb das Verhältniß zwischen Catoo und Hermann, obschon es im Grunde seinen Charakter auf beiden Seiten geändert hatte, äußerlich doch dasselbe und erschien um so weniger auffallend, als es seit Frieman's Dazwischenkunft nicht mehr ein ausschließliches war.

Deßhalb beglückwünschte Hermann den Freund ohne Zwang, aber auch ohne Exaltation. Das Wunderbare war ja der Wiederanfang, nicht die Fortsetzung und das Ende. Der Kapitän schien über Hermanns Ruhe zu erstaunen; daß er, der Sonderling und Menschenfeind, sich zu einem solchen Schritte entschlossen, mußte doch unter allen Umständen Verwunderung erregen. Hermann erklärte ihm den Grund seiner geringen Ueberraschung.

Digitized by Google

Der Kapitän meinte hierauf:

„Ich gebe Ihnen noch nicht vollkommen Recht. Manches im Leben scheint so und gar nicht anders kommen zu können, liegt so nahe und faßlich vor den Augen, daß wohl jedes Kind das Ende abzusehen vermeint. Und siehe da! Eben weil es das Nächste und Natürlichste ist, wird es übersehen und geschieht nimmermehr. O nein, lieber Freund, ersparen Sie es mir, deutlicher zu sprechen. Aber hüten Sie sich, daß es Ihnen nicht ebenso ergehe, wie ich angedeutet habe. Das Rechte zu treffen hängt nicht immer von unserer Einsicht allein ab; desto dankbarer sollten wir es anerkennen, wenn uns das Treffen vom Schicksale so leicht gemacht wird."

Hermann verstand den Kapitän nicht vollkommen und blickte ihn zweifelnd an. Der Letztere fuhr lebhaft fort:

„Hermann, Sie lieben und werden geliebt, ungetheilter wohl noch und verständnißreicher, als Sie selbst fühlen. Warum erkennen Sie es nicht äußerlich an, warum halten Sie zurück mit dem bindenden Worte? Ich kenne den Schatz, den Sie zu heben berufen sind, wir haben so oft von ihm in stillen Stunden gesprochen. Ich weiß, was ein sterbender Bruder von diesem Mädchen gesagt, hab' es mit eigenen Ohren gehört, wie er sie seinen und seiner Eltern guten Engel genannt hatte. Und wäre ich jemals im Stande gewesen, ohne des Himmels deutlichen Fingerzeig ein fremdes Lebensloos an das meinige zu ketten: dann, Hermann, ich schwöre es Ihnen, nicht meine Catoo, sondern dieses Mädchen, welches Sie so warm und innig liebt, hätte ich mir ausgewählt."

„Und woraus schließen Sie, daß mich Anna liebt?" fragte Hermann rasch und tief erschüttert.

Der Kapitän hielt einen Augenblick inne und schien sich zu überlegen, was er zu antworten habe. Dann sagte er, Hermanns Hand ergreifend und leise drückend:

„Sie sind ein Ehrenmann, lieber Freund. Darum keine Lügen, nachdem ich unbesonnenerweise ein persönliches Geheimniß ausgeplaudert habe! Anna liebt Sie; sie hat es nicht allein gegen mich verrathen, ich weiß es aus dem Munde ihres Bruders, ihrer eigenen, darüber schwer bekümmerten Eltern. Aber hiermit geloben Sie mir das tiefste Schweigen an."

Mein Traum, mein Traum, dachte Hermann und entgegnete den Händedruck des Freundes mit aufrichtigster Wärme. Es war eine liebe Gegengabe des Kapitäns für das ihm ohne sein Wissen gebrachte Opfer diese Mittheilung und Hermann barg sie im sichersten Winkel seines Herzens.

Als die Verlobung Frieman's mit Catoo Landring, der begüterten Erbin, bekannt wurde, war Niemand ungehaltener darüber, als der Herr Hofrath und die ohnedies schwankend gewordene Gunst, welche Hermann bei ihm genoß, ward dadurch noch mehr erschüttert, so daß sich die Aussichten auf Erfüllung der früheren Versprechungen Seitens des Hofraths um ein Bedeutendes schwächten. Der gestrenge Herr Protektor hielt auch mit seinen Ansichten gegen den Neffen nicht zurück, sondern äußerte eines Tages sehr anzüglich diesem gegenüber: „wenn man sich freilich die glänzendsten Partien von dem ersten besten Abenteurer vor dem Munde wegschnappen lassen wolle, so heise Einem weder Protektion noch ein berühmter Badeort und man thue besser, daheim im Neste zu bleiben und seinen Kohl zu bauen."

Hermann erwiederte nichts auf diese unfeine Bemerkung des Oheims, weil er demselben doch immer in einem bestimmten Grad Achtung und Dankbarkeit zollte. Aber müde seiner vielen Launen, befreundete er sich nicht ungern mit dem Gedanken, in Zukunft daheim zu bleiben und — seinen Kohl zu bauen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Bei der letzten Volkszählung in den deutschen Zollvereinsstaaten soll sich ein großer Ueberfluß von ledigen Personen ergeben haben, die zu dem schönen Geschlecht gehören. Darunter befinden sich viele Jungfrauen, die lieber junge Frauen wären. Die jungen Männer werden hierauf besonders aufmerksam gemacht.

Ein Staatsmann, welcher die Frauenherzen studirt, sagte einst: „Ihr eifert gegen den Putz, ihr wollt den Damen die Mode nehmen? Dies wäre gerade so, als wolltet ihr dem Schmetterling den Farbenstaub von den Flügeln wischen und die Blätter einer Rosenknospe oder Lilie mit einer Bürste behandeln."

In einem schwäbischen Städtchen verkündigte ein Polizeidiener am letztverflossenen 31. Dez. mittelst der Schelle: „Das Schießen, welches in der Neujahrsnacht bei 15 fl. Strafe verboten ist, wird hiermit in Erinnerung gebracht."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 17. Dienstag, 8. Februar 1859.

Traum und Erwachen.

(Schluß.)

Die Saison war nunmehr ihrem Ende nahe und Hermann konnte etwa in einer Woche die Heimreise antreten. Mit Genugthuung durfte er — den einen empfindlichsten Punkt ausgenommen — auf die Zeit seines Hierseyns zurück blicken. Es war eine gute Schule des Lebens für ihn gewesen; er hatte Anregungen empfangen, Verbindungen angeknüpft, mit interessanten Persönlichkeiten verkehrt und so einen Sommer durchgenossen, wie er ihm in der engen Heimath bei allen ihren Vorzügen nimmermehr beschieden gewesen wäre. Und auch die eine herbe Erfahrung sollte ihm ja zum Heile werden.

Denn um diese Zeit, nachdem er kurz zuvor Briefe nach Hause gesendet hatte, kam ebendaher ein Briefchen für ihn an und der Schluß desselben lautete, wie folgt:

„Soll ich Dir nun nochmals aussprechen, mein lieber Hermann, wie glücklich Du mich gemacht hast, mit wie frohem dankbarem Herzen ich Ja sage? Ach, mein theuerster Freund, die Sprache ist so arm, wenn es gilt, die heiligsten Bewegungen des Gemüths auszudrücken. Schon seit Jahren gehöre ich Dir im Geiste an und ich leugne es nicht, immer und bis auf die jüngsten Tage herab habe ich gehofft, daß es so kommen müßte, wie es nun doch gekommen ist. O daß meine Eltern, daß mein Bruder, die um meine Liebe zu Dir wußten, noch diese einzige größte Freude mit mir getheilt hätten! So verschließe ich sie einstweilen in mein Herz, nicht allein weil Du es so wünschest, sondern weil ich Waise in der That Niemand besitze, der sich recht nach meiner Weise mit mir freuen könnte. Sie aber alle würden dies Ereigniß für zu gewöhnlich und alltäglich aufnehmen, als daß es mich nicht verletzen möchte. Mir aber ist es so groß und unendlich wichtig, daß ich es am liebsten für lange, lange Zeit als unser Geheimniß bewahrte. Weiß ich doch allein, was es heißt, treulich im Hoffen ausharren und endlich belohnt werden. Recht lieb und edel ist es von Dir, daß Du mir Alles, was Dir in den letzten Monaten begegnete, wie Du dachtest, was Du erwartetest, so treulich berichtet hast. Aber glaube nicht, daß diese Mittheilungen mich zweifelhaft machen, mein Glück stören könnten. Man kann nicht einmal sagen, daß Du Dich wirklich geirrt hättest; nur so viel steht fest, daß Du im entscheidenden Augenblicke schön und gerecht gehandelt hast. Dürft' ich denn wähnen, Dein Herz allein auszufüllen, alle Deine Gedanken zu beherrschen? Ich bin zufrieden, daß Du mir versicherst, ich könne Dir ersetzen, was Du erst anderwärts zu erreichen hoffest und es soll meine Lebensaufgabe seyn, Deinen Glauben zu rechtfertigen, mein Stolz, den alten Spruch wahr zu machen, daß das einfach Gute oft so nahe liege, während es der Mensch draußen in der Ferne sucht. Nun, so kehre bald zurück, mein Hermann und empfinde es selbst, wie Du beglückt hast

Deine

Anna Neubrunn."

Hermann küßte die lieben innigen Zeilen, eine ernste heilige Freude bemächtigte sich seines Gemüths und die Freunde wußten nicht, wie sie sich sein froh erregtes Benehmen erklären sollten. Nur der Kapitän ahnte leise die Veranlassung dieser Wandlung.

Eines Tages in derselben Woche — die Abreise Hermanns war bereits festgesetzt — beschied ihn der Hofrath zu sich und verkündigte ihm zu

seinem großen Verdrusse, daß er, Hermann, nun doch noch einige Tage länger verweilen müsse, da ihn, den Hofrath, abermals eine unaufschiebbare Geschäftsreise nach der Residenz berufe. Eine alte Patientin von ihm habe ihn einfältiger Weise, denn für einen Arzt paßten derartige Allotria nicht, zum Vollstrecker ihres letzten Willens eingesetzt und da müßte er sich leider das Testament eröffnen lassen und die nöthigsten Verfügungen treffen. Er hoffe indessen bald zurückzukehren und dann möge Hermann in Gottes Namen abreisen, da er die noch übrigen wenigen Patienten allein versorgen könne. Was half es? Hermann mußte sich wohl fügen, obschon seine Geduld zu brechen anfing.

Nach wenig Tagen war der Hofrath auch wirklich zurück, mißmuthiger und verdrießlicher, als jemals.

„Die alte Närrin," äußerte er wie beiläufig gegen Hermann in Beziehung auf seine letzte Reise, „hat ihr Lebelang gespart und gesammelt und nichts an sich gewendet. Und nun stirbt sie und hinterläßt dem Mädchen, das wahrhaftig nicht weiß, was damit anfangen, das stattliche Vermögen. Ist das nicht Unverstand und Thorheit? Und ich für meine viele Mühe und Plage — ich habe an der Alten gegen zehn Jahre herum kurirt — werde mit einem ärmlichen Legate von einigen Hunderten abgespeist!"

Nur um Etwas zu fragen, erkundigte sich Hermann nach dem Namen der glücklichen Erbin.

Der Oheim warf einen lauernden giftigen Blick auf den Neffen und sagte spottend:

„Geh', geh', Du wirst es nicht wissen, Hermann, daß Deine alte Liebe, die Goldschmiedstochter, eine reiche Erbin geworden ist. Nun kannst Du sie in Gottes Namen zur Frau nehmen, Du fährst nicht übler mit ihr, als mit dem holländischen Fräulein. Laß Dir nur Niemand wieder zuvorkommen, lieber Junge."

Hermann verfärbte sich, nicht über die Kunde von Anna's plötzlichem Reichthume, sondern in gerechtem Unwillen über des Oheims höhnische Worte. Doch sagte er möglichst gleichgiltig:

„Es freut mich, gerade aus Deinem wohlwollenden Munde das erste Wort von dem unverhofften Glücke zu vernehmen, das meiner lieben Braut widerfahren ist."

Der Hofrath machte gewaltig große Augen und verstummte. Der uneigennützige Testamentsvollstrecker der alten Großtante und Freiersmann der zur Universalerbin berufenen Nichte konnte sich bei dem Schicksale bedanken, daß Hermann von seinen Bewerbungen um Anna auch nicht die mindeste Wissenschaft besaß. Sonst hätte er jetzt vielleicht noch eine andere Antwort heimgetragen! —

Wir haben unserer Erzählung nur noch wenig hinzuzufügen. Bevor Landring mit Catoo und dem Kapitän, der sich nun doch noch zu einer Seereise hatte entschließen müssen, im nächsten Frühjahre den Rückzug nach Java antrat, um, wie es in seiner Absicht lag, nach einigen Jahren nach Deutschland überzusiedeln, machten sie Hermann und den Seinigen zuvor noch einen mehrtägigen Besuch in dessen Heimath. Das erregte ein mächtiges Aufsehen unter den Philistern des Städtchens und es gereichte Allen zur Genugthuung, die indische Prinzessin, von der einst so oft die Rede gewesen, nun doch von Angesicht zu schauen. Denn Anna, die Braut Hermanns, war doch im Grunde kein Ersatz für die von der Bevölkerung erwartete außerordentliche Erscheinung. Sie war wohl reich, klug und liebenswürdig, aber das bei Hermanns Eltern noch immer thätige Ladenfaktotum äußerte, der Stimmung der Mehrzahl Ausdruck gebend, mit bedenklichem Kopfschütteln: Wenn er an Hermanns Stelle gestanden, da hätte er sich doch unbedingt etwas Ausländisches ausgesucht, wenn es nicht gerade auch etwas Indisches gewesen wäre. Gäbe es doch noch mehr fremde Länder und Menschen.

Während dieses Zusammenseyns mit Hermann und Anna, welch' Letztere mit Catoo die herzlichste Freundschaft schloß, ward auch auf Catoo's lebhafte Anregung unter allen Betheiligten der feste Beschluß gefaßt, sich, wenn es doch nicht eher geschehen könne, wenigstens in zehn Jahren im Monat Juli in dem bekannten Badeorte wieder zusammenzufinden.

„Und wer dann nicht mehr unter den Lebendigen," fügte Catoo nach allseitig erstattetem Handschlage in ihre Rechte, mit plötzlicher Wehmuth hinzu, „der soll dann als guter freundlicher Geist unter den Uebrigen erscheinen!"

Im Monat Juli des zehnten Jahres nach den geschilderten Ereignissen befanden sich Hermann und seine Anna, dem Vertrage getreu, an dem bedungenen Orte. Landring, Catoo und der Kapitän begleiteten sie aber nur in ernster lebendiger Erinnerung auf ihren Wegen. Alle drei waren auf der Reise nach Java; kurze Zeit nach der Vermählung des jungen Paares, mit dem Dampfboote, welches sie durch das persische Meer führte, untergegangen. Catoo's Wort hatte sich erfüllt: vereint mit ihrem Lebensretter ward sie in den Wellen begraben.

Damals, als er diese Trauerbotschaft erhalten und tief erschüttert seiner Anna verkündet hatte, war Hermann freilich schon längst aus seinem farbigen Lebenstraume aufgewacht.

Entfernungen im Weltall und ihr Maßstab.

Der Handwerker mißt mit dem Zollstab, der Kaufmann mit der Elle, der Feldmesser mit der Ruthe, der Geograph mit Meilen und Graden. Auch der Astronom bedient sich, besonders wenn es sich um geringere Entfernungen und genauere Bestimmungen handelt, der geographischen Meile, die er in 3807 Toisen oder in 22,843 Pariser Fuß eintheilt; wenn er aber größere Distanten bezeichnen will, nimmt er bald den Halbmesser der Erde von 859 Meilen, bald den Halbmesser der Mondbahn, d. h. die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde im Betrag von 51,803 Meilen, bald den Halbmesser der Erdbahn, d. h. die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne, im Betrag von 20,660,000 Meilen, als einheitliche Elle in seine Hand. Auch macht er sich, will er Entfernungen der Fixsterne unter sich, oder von uns bezeichnen, die Geschwindigkeit des Lichtstrahls dienstbar, welcher in 1 Sekunde 41,900 Meilen zurücklegt. Der Weltkörper, der uns am nächsten steht, ist der Mond, der treue Begleiter der Erde auf ihren Wanderungen um die Sonne. Er ist 60 Erdhalbmesser oder 51,803 Meilen von uns entfernt. Da nun je in 1 Stunde das Licht 150,840,000, der Schall 165, der Adler 15 und der Dampfwagen 5 Meilen zurücklegt, so würden diese Läufer, Tag und Nacht forteilend, folgenden Zeitaufwand nöthig haben, um von der Erde zum Mond zu gelangen:

	Jahre	Tage	St.	Min.	Sek.
das Licht . . .	—	—	—	—	1¹/₄
der Schall . . .	—	13	1	57	27
der Adler . . .	—	143	21	32	—
der Dampfwagen .	1	66	16	36	—

Schon gewichtiger ist der Abstand der Erde von der Sonne. Dieser beträgt, wie schon oben bemerkt worden ist, 20,660,000 Meilen, oder 24,040 Erdhalbmesser, d. h. wir müßten, um den geraden Weg zwischen uns und der Sonne auszufüllen, 12 020 Erdkugeln aufeinander setzen, während es deren von uns bis zum Mond nur 30 bedürfte; denn der Mond steht uns 400mal näher als die Sonne. Setzen wir nun unsere Läufer wieder in Bewegung:

	Jahre	Tage	St.	Min.	Sek.
das Licht . . .	—	—	—	8	13
der Schall . . .	14	103	16	7	—
der Adler . . .	157	44	15	20	—
der Dampfwagen .	471	133	22	—	—

Diese unsere Erde, deren Entfernung von der Sonne in obiger Tafel anschaulich gemacht ist, würde uns, vom Mars aus betrachtet, als ein freundlicher Morgen- und Abendstern und von der Venus aus betrachtet als ein oberer Planetstern am Himmelsgewölbe erscheinen. Haben die Bewohner des Mars wohl schon die natürliche Frage aufgeworfen, ob der schöne Stern, Erde genannt, mit Wesen bevölkert sey, welche sich vernünftiger Anlagen zu erfreuen hätten? Wir gehen nun über zu dem Planeten, der bis jetzt als der äußerste in unserem Sonnensystem bekannt ist, dem Neptun, welchen im Jahr 1846 auf denkwürdige Weise und zum größten Triumph der astronomischen Wissenschaft Leverrier in Paris durch Berechnung und gestützt auf diese, Galle in Berlin durch Beobachtung entdeckt haben. Die mittlere Entfernung dieses Planeten von der Sonne, dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte aller Planeten, beträgt 744,000,000 Meilen, oder 865.720 Erdhalbmesser, oder 14,362 Mondbahnhalbmesser, oder 36 Erdweiten. Setzte man also 36 Stangen an einander, von denen jede von der Sonne bis zur Erde reichte, so würde man den Radius erhalten, mit welchem sich Neptun in beinahe 165 Jahren ein Mal um die Sonne bewegt, oder eines seiner Jahre vollendet. Um diesen Radius von 744 Millionen Meilen zurückzulegen, würden unsere Läufer folgende Zeit aufzuwenden haben:

	Jahre	Tage	St.	Min.	Sek.
das Licht . . .	—	—	4	55	56
der Schall . . .	514	140	6	54	34
der Adler . . .	5658	82	4	—	—
der Dampfwagen .	16,974	246	12	—	—

(Schluß folgt)

Mannigfaltiges.

Aus den Stylbüchern einer Töchterschule. Der Pädagoge Stoy erzählt in seinem „Album des pädagogischen Seminars an der Universität Jena" von einem Töchterlehrer in B...., der seinen Schüler-

innen in der Oberklasse aufgegeben habe, die Frage zu beantworten: „Würde Egmont, wenn er leben geblieben wäre, Clärchen geheirathet haben?“ Wir haben das Glück gehabt, die Stylbücher dieser jungen Damen zur Ansicht zu erhalten und die betreffenden Aufsätze zu lesen und glauben unsern Lesern einen Gefallen zu thun, wenn wir aus drei der hervorragendsten Aufsätze wenigstens die Schlußstellen mittheilen. Emilie S. schreibt:

„Nimmermehr kann man glauben, daß ein zwar wohl konservirter, aber bereits in den gesetzten Jahren stehender und dabei edler Mann wie Graf Egmont im Stande gewesen seyn würde, sein liebes Clärchen sitzen zu lassen. Er liebte sie ja mit einer nicht blos ihn, sondern auch jetzt noch das Publikum hinreißenden Gluth. Groß zwar waren die Schwierigkeiten, die sich seiner Verheirathung mit einem schlichten Bürgermädchen entgegenstellten; aber er, der Volksfreundliche, würde sie sicherlich überwunden haben, oder darüber zu Grunde gegangen seyn. Darum Schmach und Schande diesem bösen Alba, der ihn hinderte sein Clärchen heimzuführen und an ihrer Seite alle Freuden eines Gatten und Familienvaters zu genießen!“

Dagegen schreibt Thusnelda v. L.:

„Egmont, dieser Don Juan mit der Grafenkrone, der wie ein Schmetterling von Blume zu Blume flatterte, würde nach meiner innersten Ueberzeugung Clärchen nicht heimgeführt haben und hatte es auch nicht nöthig, namentlich da kein Sprößling die Frucht dieses Verhältnisses gewesen zu seyn scheint. Sie gewährte ihm ja auch so Alles, was sie ihm gewähren konnte und was mich betrifft, so bin ich vollkommen der Ansicht, daß die Ehe das Grab der Liebe sey. Nein, nimmermehr würde Egmont eine gewöhnliche Bürgerstochter zu seiner Gattin erhoben und dadurch seinem Stammbaum einen unverlöschlichen Flecken angeheftet haben.“

Bertha T. endlich bemerkt ganz vernünftig:

„Man muß zwischen dem fingirten Göthe'schen Egmont und dem historischen unterscheiden. Letzterer war ja verheirathet, ein solider Ehemann und Vater von elf Kindern. Das scheint unserm verehrten Herrn Lehrer nicht bekannt gewesen zu seyn.“

Das Osterfest fällt in diesem Jahr auf den 24. April, was seit 1791 nicht der Fall war und sich vor dem Jahre 2011 nicht wieder ereignen wird. Seit Einführung des gregorianischen Kalenders war dies bisher nur der Fall in den Jahren 1639, 1707 und 1791. Die Ostergränze geht vom 22. März (frühestes) bis zum 25. April (spätestes Datum), so daß überhaupt 34 Kalenderformen möglich sind. In diesem Jahrhundert wird das späteste Datum auch nur einmal, nämlich 1886, vorkommen.

Die Restauration der alterthümlichen Karthäuser-Kirche des Germanischen Museums zu Nürnberg schreitet — wie der „Nürnberger Korrespondent“ berichtet — rüstig vorwärts. Schon sind im Innern die Wände von dem neuen Anstrich befreit und der ursprüngliche Ton des braunröthlichen Sandsteins bringt die wohlthuende Farbenstimmung hervor, welche durch das Licht der überaus hohen gothischen Fensteröffnungen trefflich begünstigt wird. W. Kaulbach, der so eben Nürnberg verließ, suchte sich eine geeignete Stelle für sein 20 Fuß langes und 12 Fuß hohes Wandgemälde aus, welches er im nächsten Frühjahr beginnen wird: wohl die reichste aller Gaben zu diesem Bau, wozu übrigens schon von nah und fern erkleckliche Geldbeiträge einkamen, unter denen die 100 Rthr. von der Familie Sattler zu Schweinfurt der bedeutendste. — Auch aus Berlin stehen noch namhafte Beiträge zu erwarten.

(Deutsche Reinsprache.) In der Zeitschrift „Teut“ (erstes Heft, Hamburg 1859) finden wir folgende Vorschläge zur Bildung rein deutscher Wörter, die an die Stelle von bisher üblichen Fremdwörtern eingeführt werden sollen: 1) der elektrische Funken wäre mit dem deutschen Wurzelwort Gitz zu bezeichnen; der elektrische Telegraph hieße demnach Gitzbote, das Telegramm Gitzbericht, die Elektrisirmaschine Gitzräthe. 2) Für die Begriffe der Bildhauerei wäre das Wort Plast als Wurzelwort aus dem Griechischen ins Deutsche herüberzunehmen; der Bildhauer würde somit ein Pläster und das Relief eine Wandplaste. 3) Die höchsten Staatsämter sollen mit deutschen Wörtern benannt werden; der Minister hieße demnach ein Walter und das Portefeuille seine Walte. 4) Literarische Begriffe: Statt „Kritik“ sage man künftig Pruf, Kant hätte wohlgethan sein berühmtes Hauptwerk als „Pruf der reinen Vernunft“ zu bezeichnen. Die Bibliothek wird besser das Gebüch, die Literatur das Geschrifte heißen; in gleichem Sinne wird für „Nervensystem“ das Genirve vorgeschlagen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 18. Freitag, 11. Februar 1859.

Die Nemesis.

1.

Wenn wir die Fäden verfolgen, welche von den politischen Parteiungen unserer Zeit auf ihre Entstehungsursachen in die geschichtliche Vergangenheit zurückleiten, so stoßen wir namentlich auf die Entzweiungen der Städtekorporationen und des Ritterthums, sowie der in früheren Jahrhunderten streng abgestuften Bürgerschaftsklassen unter sich und gegen sich selbst. Wir finden besonders in der Zeit des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts bei den großen Städtekomplexen Deutschlands die geschichtlich merkwürdigen Differenzen unter den Patriziern, die gegen einander feindseligen Familienkoterien und die gegen Höhere gerichteten Feindseligkeiten des Plebejats. Wir finden aber auch, daß die Ursachen zu Konflikten oft nichts weniger als politischer Natur waren. — Breslau, sonst freie Reichsstadt mit großen Privilegien und mächtigem Einfluß, nimmt in dieser Hinsicht vielleicht in der Geschichte den ersten Rang ein. Die Zeit unserer Erzählung fällt in den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, eine Periode, in welcher durch die bald darauf in lange blutige Kämpfe ausartenden religiösen Wirren außerdem eine ungewöhnliche Beweglichkeit in alle Volkscharaktere gekommen war. Um's Jahr 1607 standen unter dem Breslauer Patrizjat zwei Parteien einander schroff gegenüber. Die eine spekulirte mit ihrer auf Familientendenzen gegründeten Herrschbegier auf die Gunst und die Willkür des schwachen Kaisers Rudolph II. und wurde oft spottweise von den Gegnern die Partei der Rudolphinger genannt; sie ward repräsentirt durch den reichen Handelsherrn und Senator Salomon Rindfleisch, während an der Spitze der andern, nicht weniger mächtigen Koterie der Bürgermeister Hans Solberg selber stand. Die Feindseligkeit beider Parteien äußerte sich bei jeder Gelegenheit, im Rathe und im gesellschaftlichen Verkehr. Beide opponirten stets gegen einander, beide verschmähten sich so auffallend wie möglich und suchten in stolzem Glanz, ja in der Verschwendung sich zu überbieten. Namentlich setzten die beiden Führer der Koterien alle Triebfedern des Reichthums und Einflusses in Bewegung, um einander, oft auf die lächerlichste und kleinlichste Weise, den Rang abzulaufen.

Sowohl der Bürgermeister Solberg als auch der Senator Rindfleisch hatte einen Sohn. Wir beschäftigen uns mit Beiden etwas näher, da ihre Persönlichkeiten im Drama dieser Erzählung von Bedeutung sind. Anton Rindfleisch war mit dem jungen Reinhold Solberg in gleichem Alter. Sie hatten gleiche Schulanstalten besucht und waren neben einander aufgewachsen, bis die Verschiedenheit des Berufs sie trennte. Anton hatte nach dem Willen seines Vaters die kaufmännische Laufbahn betreten und größere Reisen gemacht, namentlich die hervorragenden Handelsstädte Deutschlands und Italiens besucht und ihr Treiben kennen gelernt, während des Bürgermeisters Sohn daheim blieb und die Rechtscarriere einschlug. Die Charaktere Beider waren höchst verschieden und wie von der Vorsehung dazu erkoren, die feindlichen Geschicke ihrer Väter zu gewaltsamer Lösung zu bringen. Anton war zwar sanft in seinem Wesen, aber leicht erregbar und für die süßen Annehmlichkeiten des Lebens mit so großer Vorliebe erfüllt, daß er dabei Rechte und Neigungen Anderer oft ganz übersah. Sein äußerst empfängliches Gemüth öffnete sich leicht allen stärkeren angenehmen Eindrücken, ohne daß sein Verstand überwiegend genug war, die Art und Berechtigung dieser Eindrücke und ihre Folgen kalt zu beurtheilen und zu berechnen. Er war blond und schmächtig. Ein gewisser Anflug von Melancholie verlieh seinem äußeren Wesen den Reiz der Lie-

Digitized by Google

denswürdigkeit. Reinhold dagegen, ein robust gebauter, schwarzhaariger Bursche mit männlich braunem Teint, war cholerischen Temperaments, kurz, rasch, fest in seinen Manieren und bewegte sich ganz mit jenem kecken ritterlichen Anstande, der nur einen Theil der Menschen, insonderheit der weiblichen Welt, sieghaft zu fesseln weiß, während er die Andern entschieden abstößt. Reinhold und Anton wurden, seit des Letzteren Rückkehr von seinen Reisen, durch mancherlei festliche Gelegenheiten öfters zusammengeführt; sie kannten die feindlichen Gesinnungen ihrer Väter, aber sie beachteten einander nicht oder waren in Gesellschaften, die ihre Kreise ihnen Beide öffneten, nur insoweit für einander da, als sie die äußere Sitte zu beobachten hatten. Erst im Verlaufe der Zeit warf das Verhängniß den Erisapfel auch zwischen sie und entflammte den Sohn des Bürgermeisters gegen seinen Rivalen zu Haß und Rache.

Unscheinbar wie der rohe Kiesel unter den Diamanten, befand sich in einer Seitengasse des Breslauer Ringes ein kleines, einfach weiß getünchtes Haus. Darin wohnte zur Zeit der Ereignisse, welche diese Novelle behandelt, Meister Andreas Steffens, ein biederer Fünfziger, Gold- und Silberplättner seines Zeichens. Obschon sein treues Weib seit zehn Jahren das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht hatte, so wohnte er doch nicht allein, denn es war ihm ein Töchterchen geblieben, das sein kleines Hauswesen führte und durch die Milde ihres Wesens seine Tage erheiterte und verschönte. Katharina, so hieß das kaum siebenzehnjährige Kind, war keine blendende Schönheit, welche den Männern durch stolze Hoheit imponirt gleich einer Königin, die das Zeichen der Herrschaft in Gold- und Diamantschmuck an der Stirne trägt; in ihren dunkelblauen, von zart gebogenen Brauen beschatteten Augen, in ihrem mattglänzenden, milchweißen Teint und in den reichen Formen ihrer lieblichen Gestalt ruhte vielmehr der Zauber der Demuth, der nicht rasch, aber nachhaltig entzückt. So ungezwungen natürlich ihre ganze Erscheinung war, so unwillkürlich waren die kleinen Triumphe, welche sie feierte. Sie schien kaum zu bemerken, daß man sie mit Interesse in's Auge faßte, und doch erschien sie, wie eine Heilige, stets in holder Verschämtheit, als wenn tausend Augen neugierig und versengend auf ihr ruhten. Weder für den eitlen Glanz, noch für die Freuden der Liebe schien sie Sinn zu haben. Nur die Pflege ihres alternden Vaters schien sie vor Augen zu haben und waltete im Hause wie eine still beseligende Göttin. Eine solche Perle konnte selbst in tiefer Einsamkeit dem Auge der Liebe nicht verborgen bleiben. Die Hand, welche im gewöhnlichen Leben die des Zufalls genannt wird, lüftete ihren Schleier und zeigte sie dem geblendeten Forscher im reinsten Glanze.

(Fortsetzung folgt.)

Entfernungen im Weltall und ihr Maßstab.

(Schluß.)

Bei diesem planetarisch namhaften Abstande besitzt die Sonne Energie genug, den Neptun auf seiner elliptischen Bahn an jenem unsichtbaren Faden der Schwerkraft, deren Gesetz uns Newton enthüllt hat, deren Wesen aber der Physik noch verborgen ist, so in ihrem Bereiche festzuhalten, daß er, angelangt in dem Punkte, welcher der Sonne am entferntesten steht, immer wieder zu dem Punkte zurückkehrt, welcher ihr am nächsten steht. Wie weit es aber von unserer Sonne oder was hier gleich viel bedeuten will, von unserer Erde auch nur bis zum nächsten Fixstern sey, hierauf hatten die Astronomen bis auf die letzten Jahrzehnte keine Antwort. Der größte Meßtisch, der ihnen zu Gebot stand, war der Durchmesser der Erdbahn von 41 Millionen Meilen Länge. Beobachteten sie ja nach einem halben Jahre von den Endpunkten dieser Linie aus einen Fixstern, so waren die beiden anliegenden Winkel gleich, die beiden Linien gegen den Fixstern parallel, keine Parallaxe wahrnehmbar. Noch im Jahr 1834 schloß Littrow hieraus nur so viel, daß der nächste Fixstern wenigstens 4 Billionen Meilen, oder 200,000 Erdweiten von uns entfernt seyn müsse. Denn, sagte er, stände der nächste Fixstern uns näher, so müßte seine Parallaxe bemerkt und aus derselben seine Entfernung berechnet werden können. Seitdem ist es aber besonders durch Vervollkommnung der astronomischen Meßinstrumente gelungen, die Entfernung der nächsten Fixsterne annähernd zu bestimmen. Von den einzelnen dieser nächsten bedarf der Lichtstrahl bis zu uns einer Zeit von 3—12 Jahren, der Lichtstrahl, welcher in 1 Sekunde 41,900 Meilen und den Weg von der Sonne bis zur Erde in 8 Minuten 13 Sekunden zurücklegt! Wie sich der Mond um die Erde und die Erde mit dem Mond um die Sonne bewegt, so soll sich die Sonne mit allen Planeten und Trabanten um eine mächtigere Centralsonne oder Gruppe von Centralsonnen bewegen. Diese Gruppe

findet Mädler in den Plejaden, die auch unter dem Namen Siebengestirn oder Gluckhenne bekannt sind und deren hellster Stern Alkyone ist. Die Entfernung unserer Sonne von der Alkyone gibt Mädler auf 498½ Jahre Lichtzeit an; eine Entfernung, welche also 160 Mal größer ist, als die des nächsten Fixsterns von uns. Und alle diese Fixsterne, von welchen so Viele glauben, sie seyen nur dazu vorhanden, das sogenannte Firmament zu zieren und freundlich in unsere Erdennächte herab zu schimmern, was sind sie? Wohl nichts Anderes, als Sonnen, unserer Sonne verwandt, welche mit ihr zum großen System der Milchstraße gehören. Und was ist diese Milchstraße? Ein elliptischer Doppelring, von tausend Mal tausend Fixsternen zusammengewoben, dessen Halbmesser von Mädler auf 3380 Jahre Lichtzeit bestimmt ist. Um den Durchmesser dieses Ringes zu durchfliegen, bedürfte also der Lichtstrahl einer Zeit von 6760 Jahren. Wie viel Zeit der Adler hierzu wohl nöthig hätte? Versetzen wir uns auf einen der nächsten Fixsterne, oder, damit uns sein Licht nicht blende, auf einen seiner Planeten, so erscheint uns unsere Sonne als ein schöner Fixstern am Himmelszelt, aber mit den besten Fernröhren können wir keinen ihrer Planeten mehr wahrnehmen. Die Erde ist für uns dann nicht mehr vorhanden. Versetzen wir uns aber auf einen der äußersten Punkte der sogenannten Milchstraße, so schmilzt unsere Sonne selbst zu einem Lichtstäubchen zusammen. Solcher Milchstraßensysteme, ähnlich dem, dem unsere Sonne angehört, haben die Astronomen mittelst der Teleskopen mehrere Tausende entdeckt in den Tiefen des Weltoceans. Sie sind unter dem Namen Nebelflecken bekannt. Schon Herschel bestimmte die Lichtzeit von dem entferntesten derselben bis zu uns auf 2 Mill. Jahre. Mädler findet diese Bestimmungen so wenig übertrieben, daß er glaubt, es sey nicht zu viel, 3 Millionen Jahre Lichtzeit anzunehmen. Alexander von Humboldt zieht hieraus den einfachen, aber großen Schluß, daß diese Nebelflecken wohl die ältesten Zeugen vom Daseyn einer Materie seyen. Das heißt: wären diese Nebelflecken von zwei bis 3 Millionen Jahren nicht schon vorhanden gewesen, so hätte der Lichtstrahl, dieser Bote, der uns von ihnen Kunde gibt, noch nicht Zeit genug gehabt, den Aether durchfliegend, bei uns einzutreffen. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündigt seiner Hände Werk!“

Mannigfaltiges.

Friedrich von Tschudi, bekannt durch sein Werk: „Das Thierleben der Alpenwelt,“ das in kurzer Zeit große Auflagen erlebt hat, sagt in einer jüngst herausgegebenen Broschüre „Die Vögel und das Ungeziefer“ (St. Gallen, 1858): „Die Vögel halten Polizei in der Natur, sie sind es, welche den Uebergriffen der Insekten wehren, sie schränken die niedern Thiere auf ein Maß ein, welches der Pflanzenwelt im Großen nicht mehr schädlich ist. Mit andern Worten, sie machen die Existenz der Pflanzenwelt und durch diese die des Menschen möglich. Pflanzenwelt ist die Grundlage und Bedingung alles höhern Lebens und diese hängt zum großen Theile von der Existenz der Vögel ab. Ihnen zunächst kommt die Vertilgung der unermeßlichen Menge des Ungeziefers zu. Ihre ganze Organisation, ihre Schnelligkeit und Beweglichkeit, ihr scharfes Auge, ihre außerordentliche Verdauungskraft (man berechnete, daß ein Spatzen-Pärchen wöchentlich nur für die Nahrung seiner Brut 2000 Würmer oder andere Insekten verbrauchte); selbst ihr charakteristischer Trieb des Zuges befähigen sie zu der wichtigen Verrichtung: die den Pflanzen so gefährlichen Insekten zu vermindern und zu vertilgen. Wo aber die Vögel aus Gewinnsucht, Leichtsinn und Unkenntniß ihrer Verdienste und Leistungen vermindert wurden, da zeigten sich bald die nachtheiligen Folgen in der Vermehrung der Insekten und in den Störungen der Pflanzenwelt.“ — Tschudi führt hierüber ein merkwürdiges Beispiel an: Friedrich der Große, aufgebracht, daß ihm die Sperlinge an seinem Obste genascht hatten, ließ dieselben überall in seinen Provinzen wegschießen und wegfangen und zahlte für jedes abgelieferte Paar 6 Pfennige Belohnung. Die Ausgabe dafür betrug mehrere Tausend Thaler. Was war die unmittelbare Folge davon? Nach zwei Jahren gab es allda nicht nur keine Kirschen, sondern auch beinahe kein anderes Obst mehr. Die Bäume standen voller Raupen und waren bald völlig kahl. Das Ungeziefer hatte sich schrecklich vermehrt, denn mit den Sperlingen war auch eine Menge anderer Vögel vertilgt und verscheucht worden, so daß sich Friedrich bald gezwungen sah, seinen Befehl zu widerrufen und Sperlinge von Weitem her mit großen Kosten herbeischaffen zu lassen, um den Verheerungen der Insekten Einhalt zu thun.

Selten nimmt man ein französisches Tagblatt zur Hand, in welchem Paris nicht seinen reichlichen Beitrag zu den Kriminalberichten lieferte; die etwaigen Ausfälle in einer solchen Ernte auf seinem Boden werden von der Provinz in vollem Maße gedeckt. Zuweilen verbindet sich in dieser immer sehr ausgedehnten Chronik das Komische mit dem Betrübenden; ein Fall dieser Art, wie ihn die Annalen der Gerichtspflege wohl nie ein zweites Mal liefern werden, kam unter Anderm in Mayenne vor. Es wurden nämlich zu gleicher Zeit in das dortige Gefängniß drei desselben Vergehens (der Landstreicherei) Angeschuldigte abgeliefert, welche sämmtlich auf dem linken Auge blind, am rechten Bein gelähmt und einander außerdem so ähnlich waren, daß man sie für Drillinge hätte halten können.

Herr Karl Schmidt, Inhaber der Spielwaaren-Handlung Markgrafenstraße 55 und 56 in Berlin, hatte in diesen Tagen Gelegenheit, Ihren Königl. Hoheiten dem Prinz-Regenten und der Frau Prinzessin von Preußen ein nach seinen Angaben in der bekannten Heinrich'schen Fabrik zu Nürnberg gefertigtes Kunstwerk vorzulegen. Dasselbe stellt mit der größten Genauigkeit die ganze preußische Armee in Zinnfiguren in der Größe von etwa 1½ Zoll dar und zeichnet sich durch die besonders sorgfältige Ausführung der einzelnen Bekleidung, Abzeichen und Armaturen so vortheilhaft aus, daß es die allgemeinste Anerkennung der höchsten Herrschaften gefunden. Die ganze Armee, aus 8000 Mann, 3000 Pferden und 53 Geschützen gebildet, ist in 9 Armeekorps getheilt, von denen jedes in eine besondere elegante Schachtel von Palissanderholz verpackt ist und von den übrigen Armeekorps getrennt gekauft werden kann. Das Gardekorps enthält in dieser Weise folgende Stärke: Generalstab 27 Mann, 4 Infanterieregimenter zu 119 M., 1 Reserve-Regt. zu 75 M., 2 Jäger- (Schützen-) Bataillone zu 32 M., 1 Pionierabtheilung zu 26 M., 2 Kavallerie-Regimenter zu 46 M., endlich ein Artillerie-Regiment zu 84 M. und 6 Geschütze. Jedes der übrigen Armeekorps enthält 873 M. und 6 Geschütze, so daß in dieser bildlichen Darstellung sämmtliche Theile, welche die preußische Armee bilden, ihrem natürlichen Zahlen-Verhältnisse entsprechend vertreten sind.

Ueber die durch Blitzschlag veranlaßten Verletzungen hat das k. statistische Bureau in Berlin die Ermittlungen aus den Jahren 1854—1858 zusammengestellt. Es sind darnach in Preußen in der erwähnten Zeit überhaupt 511 Personen vom Blitzschlag getroffen und zwar 289 getödtet, 222 nur verletzt worden. Im Vergleiche zur Bevölkerung hatte die Provinz Preußen die meisten, Posen die wenigsten durch Blitz getödteten und verletzten Personen, jenes nämlich 104, dieses, nur 26. Dies ist insofern auffallend, als beide Provinzen Flachland sind und nur geringe Fabrikation haben. Schlesien, das Gebirge und Fabriken hat, zwei Dinge, welche auf den Blitzschlag bekanntlich eine besondere Anziehungskraft üben sollen, steht in zweiter Reihe, denn die Zahl der dort vom Blitz Getroffenen belief sich auf 113. Es scheint die Thatsache für die eben angeführte Voraussetzung zu zeugen. Andererseits kamen aber im Rheinlande, in Sachsen und Westfalen, wo ebenfalls Gebirge und Fabriken zu Hause sind, verhältnißmäßig nur wenig Verunglückungen durch Blitzschlag vor: im Rheinland nämlich nur 74, in Sachsen 46, in Westfalen 43. Zahlreicher waren dieselben in den Provinzen Pommern und Brandenburg.

* Räthsel.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? —
„Erklärung."

Es sitzet ein Reiter im Sattel fest,
Obschon er die Zügel wohl hängen läßt;
Er reitet im Trabe, er reitet fürbaß,
Bei Nacht wie bei Tage, ohn' Unterlaß.

Er reitet und reitet, und — kommt doch nicht fort,
Wie festgebannt sitzt er am nämlichen Ort;
Trotz Unruh' des Pferdes hält gleichsam er Wacht,
Daß ja Nichts entkomme, der Obhut bedacht.

Hoch bäumt sich das Roß, wildschäumend es tobt,
Elemente gebieten's; jetzt wird er erprobt
Im Reiten, und Nichts kann halten ihn auf,
Und sollt' er auch liegen im Rasen gleich d'rauf.

Doch — wollte er wetten, nach Homburg zu reiten
In siebzehn Minuten, es möcht' ihm verleiden,
Gleich jenem Herrn, der, wie ihr wißt,
Der schwerste und schärfste Reiter hier ist.

Und führtet das Roß ihr zur Eisenbahn,
So wenig wie Jener käm' er dort an;
Er kann ja nicht weiter — er sitzet halt fest,
Bis endlich ein' jungfräuliche Hand ihn erlöst.

Zweibr. W.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 19. Sonntag, 13. Februar 1859.

Die Nemesis.

(Fortsetzung.)

Reinhold war der erste Mann, welcher der schönen Katharina in Liebe nahte; aber sie war kalt gegen ihn und lohnte all' seine stürmischen Bewerbungen mit schüchterner Zurückhaltung, ja mit Gleichgiltigkeit. Da kam Anton Rindfleisch, ohne das Daseyn des schönen Wesens zu ahnen, in Geschäften zu ihrem Vater, Katharina begeisterte ihn. Das Schmelzende ihres Aeußern harmonirte mit der Weichheit seines Charakters. Aber auch sein Gemüthsausdruck fesselte des Mädchens Seele. Er kam, sah und siegte. Katharina sprach ihn dann öfters; eine kleine Frist hielt der erfinderische Geist der Liebe ihr Verhältniß vor des Meisters Augen verborgen; nicht so vor denen Reinholds, der nunmehr seinem verschmähten und in Eifersucht glühenden Herzen in leichtem Spott Luft machte und Antons Liebesverhältniß gefliffentlich in der Leute Mund brachte. Antons Vater erfuhr es bald, und da er den Zusammenhang vermuthete, namentlich aber den Sohn seines abgesagten Feindes bei der Affaire betheiligt wußte, so verschonte er seinen Sprößling mit Vorwürfen, die, wie er meinte, dem Verhältnisse eine größere Bedeutung verliehen haben würden, als er zugestehen mochte. Das kleine Abenteuer mit einem hübschen Mädchen aus dem Volke könne, so meinte er, nur dazu dienen, ersprießliche Studien in der Galanterie zu machen. Ein wahres und dauerndes Gefühl gegen die Plebejerin konnte der Stolz des reichen Senators nicht glauben. Uebrigens dachte er bereits im Stillen an eine vortheilhafte Verbindung seines Sohnes mit einer vornehmen Dame der Stadt.

Auch Meister Andreas Steffens erhielt endlich Kunde von den heimlichen Zusammenkünften seiner Tochter mit Anton. Anfänglich gerieth er in Zorn über die „kleine stillfriedsame Heuchlerin", dann aber überlegte er und sagte sich, daß der Mensch hinaufwärts streben müsse zu dem Vornehmen wenn er nicht im Gemeinen verkommen wolle. Ein gewisser Ehrgeiz stellte ihm die Möglichkeit vor die befangene Seele, seine Tochter an der Hand des vornehmen Patriziers zum Altar schreiten und sich selbst in mächtige Familienverbindungen eingeführt zu sehen. Er verbot daher seinem Kinde den Umgang mit Anton nicht, sondern schwieg eine kurze Zeit, die er zur Beobachtung nöthig hatte, klüglich still; eines Tages aber trat er wie zufällig vor die auf's höchste überraschten Liebenden, sprach mit väterlichem Ernst über das geheim gehaltene Verhältniß und forderte Anton auf, an eine kirchliche Befestigung des Liebesbundes zu denken.

„Ihr wißt, Herr Anton," sprach er mit ruhiger Würde, „ich bin nur ein schlichter Mann von simplen Begriffen. Daher mein' ich, daß es doch eine gar kuriose Ehrsamkeit seyn müßte, ein unbescholtenes Mädchen bei nächtlicher Weil ohne Zeugen und Absicht heimzusuchen, wenn Ihr nicht Eure Ehre dareinsetzen wolltet, sie zu ehelichen. Ich werde derhalben morgen in der Frühe zu Eurem Herrn Vater gehen und dann mögt Ihr den Mund aufthun und um die Katharine werben. Für jetzt begebt Euch nach Hause. Gute Ruh, Herr Anton!"

Der betroffene Patriziersohn entfernte sich beschämt und in sehr gedrückter Stimmung, ohne kaum den Blick zu der bleichen Katharina zu erheben.

2.

Am andern Morgen, noch ehe der Tag graute, verließ Katharina fast geräuschlos, um den Vater nicht zu stören, ihr Bett. Sie hatte nicht schlafen können. Allerlei besorgliche Gedanken über das innige Verhältniß zu Anton hatten im Dunkel der Nacht wie neckende Dämone ihr Lager umschwirrt

Digitized by Google

und ihren geistigen Blick getrübt, also daß er die Zukunft nur in düsteren Farben gesehen hatte. Auch Meister Andreas war wach. Seine Seele war im Traum bei der hingeschiedenen Gattin gewesen, die „Wehe!“ rufend den weißen Finger ihrer Rechten warnend erhoben hatte. Aus dem Schlafe geschreckt, entriß er sich diesem schweren Traume und kleidete sich an, als es kaum dämmerte. Seine Stimmung war tief ernst, denn er sagte sich, daß heute über den Frieden seines einzigen Kindes entschieden werden solle. Er hatte deutlich erkannt, daß seine Katharina mit ganzer Seele liebte und daß es um das Glück ihres Gemüths geschehen sey, wenn Antons Neigung nicht probehaltig wäre, oder der Patrizierstolz des alten Rindfleisch sein eisiges Quod non! dazwischen spräche. Mit schwergendem Ernst nahm er den Morgentrunk entgegen, den Katharina mit zitternder Hand ihm reichte. Er blickte ihr fest in's Antlitz und fuhr fast zusammen, als er eine Thräne in ihrem Auge schimmern sah.

„Sey ruhig, mein Kind,“ sprach er tröstend, indem er ihr die braunen Locken von der Stirn strich, „Du bist jung und frisch, kannst derhalben heiter in die Zukunft schaun. Ist Dein Bursch bieder, dann wird er Dir zu eigen bleiben, mag's donnern und wettern um sein Haupt. Die ächte Lieb fragt nicht nach Menschenstolz. Sie ist von Gott und Gott beschützt sie. Stell' Dich in Gottes Hut, mein Käthchen, und sey fein still.“

Er begab sich in's Parterre und legte sein Sonntagshabit an. Da hörte er im Hausflur leise Tritte. Er öffnete rasch die Thür und bemerkte, wie eben der Jude Löw, ein verschmitzter Diener des Hauses Rindfleisch, die Treppe hinauf schlüpfen wollte.

„Was bringt Er, Löw?“ fragte der Meister barsch und trat dem Diener in den Weg.

„Ich? Gar nichts!“ antwortete dieser stotternd.

Die Lüge machte den Meister zornig.

„Gar nichts? Was hat Er im Kollet!“ rief er mit starker Stimme und faßte den erschrockenen Diener am Arme. Dieser zog, an allen Gliedern bebend, einen Brief aus dem Brustlatz und reichte ihn hin.

Meister Andreas las: „An Jungfer Katharina Steffens.“ Es klirrte in dem Briefe, als wäre Geld darin.

Des Meisters Augen flammten.

„Gut, ich werde das besorgen,“ sprach er flüster. „Mach' Er sich fort, Jude, und sag' Er seinem Herrn, Meister Andres werd' ihm die Antwort nimmer schuldig bleiben. Gott befohlen!“

Mit scheuem Blicke auf den sichtlich Grollenden eilte der Jude an ihm vorbei und gab Fersengeld, während der Meister mit dem Briefe langsam in sein Kabinet zurückging und dieses hinter sich schloß.

Katharina hatte den Diener Antons kommen sehen und war bereits an die Treppe geeilt, um, wie sie oft hinter des Vaters Rücken gethan, Antons Brief in Empfang zu nehmen. Statt dessen kam Meister Andreas selber zum Vorschein und zwang den Juden, ihm seine Botschaft auszuliefern. Sie merkte aus seinen Worten, daß er zornig war, und ging leise in ihr Gemach zurück. Aber die Unruhe ließ sie nicht darin weilen. Was mochte der Brief des Geliebten enthalten, der den Vater zu so heftiger Antwort bewogen hatte! Dieser Gedanke machte ihr wahrhafte Qual. Unten im Kabinet war es jetzt todtenstill. Was trieb der Vater darin? Sie entschloß sich zu lauschen. Mit zitternden Knieen schlich sie aus ihrem Gemach die Treppe hinab und legte ihr Ohr an die Thür des Kabinets. Alles war still. Plötzlich vernahm sie einen tiefen, schweren Seufzer. Sie fuhr heftig zusammen. Solchen Seufzer hatte sie vom Vater nur gehört, als der Deckel auf den Sarg gelegt ward, der die sterbliche Hülle ihrer Mutter verbarg. Sie blickte mit Anstrengung durch's Schlüsselloch. Da sah sie den Vater mitten im Gemach stehen, die Hand auf die Lehne eines Sessels gestützt. Er war ganz bleich und starrte vor sich hin. Seine Rechte hielt den von Anton empfangenen Brief. Es war ihr offenbar, daß dieser Brief die üble Wirkung hervorgerufen haben mußte. Sie hätte um Alles in der Welt den Inhalt wissen mögen und dennoch wagte sie nicht das Kabinet zu betreten, aus Furcht, den Vater noch mehr zu betrüben oder seinen Zorn zu reizen.

Niedergebeugt von der Last peinlicher Ungewißheit ging Katharina leisen Trittes in ihr Zimmer zurück. Gleich darauf hörte sie, daß der Vater das Haus verließ. Sie sah ihn mit festen Schritten die Gasse entlang nach dem Ringe zu schreiten, wo der Senator Rindfleisch in einem palastähnlichen Hause wohnte. Er hatte den verhängnißvollen Brief mitgenommen. Fünf Minuten später stand Meister Andreas im Vorzimmer des Rindfleisch'schen Hauses und mußte denselben Juden Löw, den er vorher barsch aus seinem Hause gewiesen hatte, jetzt bitten, ihn bei Herrn Senator Rindfleisch anzumelden. Mit schlecht verhehltem Hohn in seinen Mienen machte Löw eine steife Verbeugung und schritt in die inneren Gemächer. Meister Andreas mußte ziemlich lange warten und schritt ungeduldig auf dem kostbaren Getäfel umher. Es

Digitized by Google

wärmte ihn heftig, daß er, der unabhängige Mann aus dem Volke, wie ein niederer Schranze den Ruf eines vornehmen Bürgers erwarten sollte. Aber er bezwang seine innere Empörung. Endlich erschien der Diener wieder und erklärte mit einer herablassenden Handbewegung, daß Meister Andreas eintreten dürfe. Der stolze Senator empfing ihn, nachlässig auf ein sammtenes Polster gelehnt, in seinem fürstlich dekorirten Arbeitszimmer mit vornehmem Anstande.

„Was wünscht Meister Steffens so früh?" fragte er herablassend.

Die ganze Manier, wie er empfangen wurd, erbitterte den ehrlichen Plättner noch mehr.

„Ich suche Ehre und Gerechtigkeit!" antwortete er mit finsterem Stirnrunzeln.

„Da müßt Ihr zum Bürgermeister gehen, der hat Ehre und Gerechtigkeit in Fülle," entgegnete der Senator spöttisch lächelnd.

„Wenn ich die Ehr' hier nicht finde, werd' ich ich sie freilich anderswo suchen müssen," fuhr Meister Andreas fort, indem er seinen Brief hervorzog und sammt einer Goldsumme dem Senator hinreichte.

„Dieses schlechte Dokument," sprach er dabei, „empfing ich heut' von Eurem Sohne. Hundert Pistolen lagen darin. Damit wollte er meines Mädchens Ehr' bezahlen, weil er wohl selbst keine hat."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das Londoner Patent-Amt für neue Erfindungen gehört schon seiner Bibliothek wegen zu den interessantesten Instituten Englands. Seitdem alle Patente gedruckt, katalogisirt, numerirt, geordnet und dem Publikum in der Bibliothek des Patent-Amts zugänglich gemacht sind, ist es möglich geworden, eine sehr genaue Einsicht in dieses Gebiet zu erlangen. Jährlich werden jetzt im Durchschnitt 3000 Patente ertheilt und von den älteren, die seit Jakob I. bewilligt wurden, sind bereits 30,000 gedruckt und vortrefflich katalogisirt. Ein chronologisches, ein alphabetisches, ein sachliches und ein Namenregister erleichtern das Auffinden und durch sie sind manche merkwürdige Patente der Vergessenheit entrissen worden. Das allererste bekannte Patent erhielten Aaron Rayburne und Roger Burges am 2. März 1617 auf 21 Jahre für ihre Erfindung, auf Kupfer und andere Metalle zu zeichnen und zu graviren. Ein zweites, von Jakob I. im Jahre 1630, wird demselben David Ramsey, den Walter Scott in „Nigel's Schicksalen" schilderte, auf verschiedene neue Mittel und Erfindungen ertheilt, Salpeter auf wenigen Ackern Landes für den ganzen Verbrauch von England und Schottland zu machen; ferner Wasser aus tiefen Gruben vermittelst Feuers heraufzuheben; Mühlen auf stehenden Wassern zu treiben, ohne Beihilfe von Wind, Arbeitern oder Pferden; alle Arten von gewirkten Waaren ohne Webestuhl anzufertigen; Schiffe, Barken und Boote gegen Wind und Fluth gehen zu machen; die Erde mehr als gewöhnlich zu befeuchten; Wasser aus Tiefen und Kohlengruben vermittelst ganz neuer Hilfsmittel zu heben; hartes Eisen weich und Kupfer welch und zähe zu machen; gelbes Wachs schnell zu bleichen. Für einen einzigen Menschen in der That zahlreiche und bedeutende Erfindungen! Und doch ist noch ein spätres Patent für denselben registrirt für eine Erfindung, „Schiffe bei Windstille und in Stürmen schneller und sicherer als mit Segeln fortzubewegen," wonach es beinahe scheint, als habe der Erfinder die Kraft des Dampfes gekannt und verwerthen wollen. Im 17. Jahrhundert spielt schon ein Patent auf Telegraphen an und im Jahr 1823 nahm ein gewisser Romalds, der noch heute lebt, ein Patent auf einen elektrischen Telegraphen, nachdem er wirkliche Depeschen durch acht Meilen Draht befördert hatte. Aber die englische Regierung, der er seine Erfindung zu Gebote stellte, hatte den Bescheid ertheilt: „Derartige Telegraphen sind vollkommen unnöthig; es werden nie andere, als die gebräuchlichen Semaphore benutzt werden."

Schweizer Blätter erzählen von einem „theuren Pfiff", der uns aber in Anbetracht der entsetzlichen Folgen, die er nach sich hätte ziehen können, noch sehr wohlfeil erscheint. Jüngst nämlich gab ein Herr H. in jugendlichem Uebermuthe auf der Station Zofingen, Abends als viele Menschen sich zum Einsteigen anschickten, durch einen Pfiff durch die Finger das täuschend nachgeahmte Zeichen zur Abfahrt. Der Zug setzte sich dann auch wirklich in Bewegung, da der Lokomotivführer der Finsterniß wegen die Täuschung nicht bemerkte, wurde jedoch bald wieder gestellt, ohne daß im entstandenen Gedränge Jemand verletzt worden wäre. Das Bezirksgericht Zofingen hat den Betreffenden mit 6 Tagen Gefangenschaft, abwechslungsweise mit magerer Kost verschärft, bestraft. Gewiß zu gnädig für einen solchen frevelhaften

Unfug! In Zürich wurde neulich ein Bursche, der in böser Absicht auf die Schienen des Bahnhofes einen Balken gelegt hatte, zu 8 Monaten Gefängniß verurtheilt.

Ein englischer Weihnachtsbaum. Der englische Weihnachtsbaum ist nicht auf des Berges Höh' gewachsen, noch in dem Sand der Ebene. Nicht Thau, nicht Sonne fiel auf ihn; nie hat der Schnee auf seinen Zweigen gelegen, noch ein Vogel darin genistet. Der Hammer hat ihn angeschlagen, aber keine Axt hat ihn gefällt. Er ist emporgewachsen aus den Tiefen der Erde, wohin sein Keim gelegt war, ehe es Menschen gab. Glühende Winde strichen durch seine Zweige, aber kein Sturm kann ihn brechen und beugen. Er ist von Eisen. Von grünlackirtem Eisen, Stamm und Aeste hohl, daß man Gas hineinleiten und an den offenen Spitzen anzünden kann. Ein eiserner Weihnachtsbaum, wie zweckmäßig! Er vergilbt, verliert seine Nadeln nicht, brennt nicht an, füllt das Haus nicht mit Harzgeruch. Er ist so reinlich, man kann ihn sogar abseifen. Man kann ihn aufbewahren und bei der Geburt des Prinzen oder beim Abschluß des nächsten Friedens in das Fenster stellen zu einer patriotischen Illumination. Man kann das Jahr über Handschuhe und Strümpfe darauf trocknen. Er reicht für das ganze Leben aus und wenn er aus der Mode ist, kann man ihn nach dem Gewicht verkaufen, an den Eisenkram.

In Pau wurde eine Pariserin, als sie sich von der Tafel in ihr Zimmer begeben hatte, vom Schlage gerührt und starb auf der Stelle. Bei der Untersuchung ergab sich, daß sie in mehreren, Taschen, die in ihrem Korset angebracht waren, 12,000 Fr. in Gold bei sich trug und es ist möglich, daß diese Last, durch ihren Druck auf den Magen, den Schlagfluß herbeigeführt hat. In ihrem Koffer fand sich ein Testament, woraus hervorging, daß sie ein Vermögen von 200,000 Fr. hatte.

In London saßen eines Abends mehrere Kaufleute zusammen und besprachen sich über die unglückliche Lage eines Freundes, der durch einen Bankerott um sein ganzes Vermögen gekommen war. Wie leid! wie leid thut mir der brave Mann! sagte der Eine. Und die liebe Frau thut mir noch mehr leid, erwiederte der Andere. Und der Dritte: Die Kinder sind doch am schlimmsten daran; welcher Zukunft gehen sie entgegen! — Ein Quäker, der bisher dem Gespräche seiner Freunde zugehört hatte, ohne das Wort zu ergreifen, benutzte diesen Augenblick allgemeiner Theilnahme und sprach; Liebe Freunde, ich freue mich, daß ihr an dem Unglücke unseres N. so herzlich Antheil nehmt; mir geht es gerade wie euch. Aber mit unserm Lamentiren helfen wir ihm nicht, laßt uns zur That schreiten; ich bedauere unseren Freund mit 1000 Pfd. St.; womit bedauert ihr ihn? — Und der Erfolg war, daß noch an demselben Abende der Unglückliche ein so großes Kapital erhielt, daß er sein Geschäft wieder beginnen konnte.

Das Album Dolais erzählt, daß im Spitale zu Dole vor einigen Tagen durch Verwechselung der Särge ein junges Mädchen von einem Peloton Dragoner zur Gruft begleitet und mit militärischen Ehren bestattet wurde, während der Sarg eines Soldaten der Garnison von Jungfrauen begleitet, von Mädchenhänden zur Gruft getragen und mit Blumen bestreut wurde. Fast nachdem beide Begräbnisse vollbrachte Thatsachen waren, wurde die Verwechselung der Särge entdeckt.

Auf der Great Western Railroad laufen seit ein Paar Wochen Schlaf-Waggons. Sie enthalten in drei Reihen 36 Betten auf Federn mit Haarmatraze und warmer Decke. Sonst haben die Schlaf-Waggons alle Bequemlichkeiten eines Schlafzimmers und schaukeln ihres Gewichtes wegen nicht so sehr, als die andern Waggons. Die Damen haben ihren eigenen Salon.

Viele Künstler sind nach Anerkennung so begierig, daß nur ein ungemessenes, in Phrasen der Bewunderung aufgehendes Lob ihnen zu genügen vermag. Diesen könnte man folgenden schönen Spruch von Friedrich Rückert entgegenhalten:

Wer unbedingt dich lobt, der lobt dich wirklich nicht;
Weil, wo Begrenzung fehlt, auch der Gehalt gebricht.
Der lobt dich, der bedingt dich lobt, im Gegensatz
Anweisend unter viel Gelobten deinen Platz.

Auflösung des Räthsels in № 18:

Waschklammer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 20. Dienstag, 15. Februar 1859.

Die Nemesis.

(Fortsetzung.)

Der Senator blieb kalt wie Eis.

„Nun", sagte er vornehm, „und was wollt Ihr bei mir?"

In Meister Andreas kochte der Zorn auf.

„Wie," rief er entrüstet, „Ihr seyd Antons Vater, unter Euren Augen ist der Frevel geschehen, und Ihr könnt fragen, was ich will?"

Der Senator behielt seine ironische Stimmung bei.

„Wahrlich, Meister Steffens," entgegnete er, „Ihr sprecht so naiv, so ohne alle Welt- und Menschenkenntniß, daß man glauben möchte, ein Knabe habe sich in die Hülle eines alternden Löwen verkrochen. Ihr werdet," fügte er mit erhobener Stimme hinzu, „Euch über nichts mehr wundern, Meister Steffens, wenn ich Euch sage, daß mein Sohn noch gestern Abend mir seine Jugendtollheit gebeichtet und daß ich selbst ihm den Brief diktirt habe, der Eurem Mädchen Valet sagt und ihr zur Abfindung 100 Pistolen überliefert, was doch gewiß sehr honnet ist!"

Der alte Andreas kam durch diese mit schneidender Kälte gesprochenen Worte fast außer Fassung. Die letzte, eine Abfindung betreffende Bemerkung des Senators gab ihm einen Stich in's Herz, denn sie ließ ihn mehr ahnen, als er selbst wußte und glauben mochte.

„Gut, Herr Senator," sprach er mit gezwungener Ruhe, „ich will mich deß bescheiden, obwohl ich eher glauben mochte, Ihr würdet so viel Ehr' haben, Euren Sohn zu zwingen, das Mädchen zu freien, das er um Ehr' und Reputation gebracht hat."

Der Senator schlug ein helles Gelächter auf. „Konntet Ihr das wirklich glauben, Meister Andreas," rief er voll vornehmen Uebermuths, „dann bedauere ich Euch um so mehr, als Ihr noch in diesem Augenblicke zu vergessen scheint, mit wem Ihr sprecht, ja, daß Ihr —"

„Halt, nicht weiter!" unterbrach ihn der Meister wuthzitternd, „ich könnt' sonst weiß Gott vergessen, daß ich in einem fremden Haus bin, wo ich nicht den eitlen Uebermuth nach Gebühr zur Ruh' weisen kann. Ich gehe, Herr Senator; aber vergeßt nicht, daß ich ein Mensch bin, der sich nimmer für schlechter hält, als Ihr, und daß eine Zeit kommen kann, wo Eure schändliche Beleidigung weggefegt wird, wie der Staub, der an Euren Vorurtheilen klebt."

Er verließ rasch das Gemach. Der Jude Löw fixirte ihn im Vorzimmer mit höhnischem Lächeln. Meister Andreas aber bemerkte es nicht. Mit einem halblauten Fluche schritt er zum Hause hinaus und kam in großer Aufregung nach seiner Wohnung, wo Katharina voll ängstlicher Unruhe seiner harrte. Aber sie hoffte vergeblich, daß der Vater reden würde. Er ging in düsterm Schweigen in sein Kabinet, legte die Sonntagskleider ab und den Arbeitsrock an und schritt zur Arbeit, ohne ein Wort zu sprechen. Die Zeit des Mittagmahls kam. Meister Andreas nahm es in tiefem Schweigen. Katharinens Angst wuchs. Mehrere Male machte sie den Versuch, des Vaters Lippen zu lösen, aber sein strenges, fast hartes Aussehen schreckte sie zurück.

So kam der Abend, ohne daß Katharina von Anton etwas erfuhr. Die Pein der Unruhe tödtete sie fast; es litt sie nirgends. Ihr Kopf brannte fieberisch. Das war nicht die Qual unbefriedigter weiblicher Neugier, sondern die furchtbare Angst um das Theuerste der Erde, um den Geliebten, dem nachzufolgen ja das Weib Vater und Mutter verläßt. Von Zeit zu Zeit riß sie das Fenster auf, um zu spähen, ob der ersehnte Anton sich nicht zeige.

Es dunkelte bereits, da rollten auffallend viele Karossen nach dem Ringe zu und hielten in der

Digitized by Google

Nähe des Hauses Rindfleisch. Die Leute auf den Straßen erzählten sich von einem großen Verlobungsfeste. Einzelne warfen sogar mitleidige Blicke auf Katharinens Fenster und unterhielten sich dabei ganz laut über den Geniestreich des jungen Herrn Rindfleisch.

Katharina vernahm in unverständlichem Zusammenhang die niederschmetternde Botschaft von ihrem Fenster aus. Eine entsetzliche Ahnung durchzuckte sie und verwirrte ihre Gedanken. Nur das eine Verlangen nach Gewißheit drängte durch das Chaos ihrer Seele der Aufklärung entgegen. Athemlos, wie eine Wahnsinnige, eilte sie die Treppe hinab und stürzte in des Vaters Kabinet. Meister Andreas saß im Zwielicht allein, scheinbar unbeschäftigt, aber auf seiner Stirn zeigte sich der Sturm innerer Aufregung.

Er fuhr erschrocken auf, als ihm Katharina bleich und verstört entgegen trat.

„Was ist mit Dir, Mädchen?!" frug er mit besorgter Hast und faßte sie bei der Hand. Diese war eiskalt und zitterte convulsivisch.

„Vater, ist es wahr?" stieß Katharina abgebrochen hervor.

„Es ist wahr, meine Tochter," erwiederte der Meister theilnehmend. „Sey getrost deßhalb; Du bist ja jung und frei wie der Vogel in der Luft. Kannst fliegen im Kleide der Unschuld, wohin du willst."

Katharina warf sich halb ohnmächtig auf einen Sessel und brach in Thränen aus.

Der Vater maß Katharina plötzlich mit einem durchbohrenden Blicke. Er dachte an die hundert Pistolen.

„Oder kannst Du," frug er mit starker Betonung, „nicht mehr frei fliegen wie der Vogel in der Luft im Kleide der Unschuld? Antworte mir!" wiederholte er nach einer Pause, als Katharina zitternd schwieg. „Du kannst nicht, Katharina?" schrie der Meister mit dem Ausdrucke des Schmerzes und der Verzweiflung.

Das gefolterte Mädchen schlug die Hände vor's Gesicht und schluchzte heftig.

„Du kannst nicht! Deine Flügel sind gebrochen. Weh dem Vater!" sprach der Alte fast weinend und verließ langsam das Kabinet und das Haus. Ohne zu wissen, was er that, durchschritt er mit gesenktem Haupte die Straßen und murmelte unverständliche Worte in sich hinein, so daß die ihm Begegnenden stehen blieben und ihn für einen Trunkenen oder Wahnwitzigen hielten. Es mochte eine geraume Zeit verstrichen seyn, als er über den Ring schritt. Da schlugen Töne lustiger Musik an sein Ohr. Wie von dem Geräusche einer fremden Welt berührt, blieb er betroffen stehen und schaute auf. Vor ihm lag das Haus Rindfleisch; alle Fenster waren hell erleuchtet und durch die großen kostbaren Glastafeln erblickte er ein festliches Gewoge. Finster zog er wieder die Brauen zusammen und wollte weiter schreiten. Ein weiblicher Aufkreisch ward hörbar, dazu eine widerlich grunzende Stimme, welche rief: „Heda, mein Schätzchen, willst wohl die Verlobung Deines Liebsten feiern helfen? Komm nur mit mir, liebe Kleine, wollen auch Verlobung machen, heda!" Die Stimme war ganz in der Nähe, am Eingange des festlich erleuchteten Hauses; sie klang dem Meister so bekannt. Er sah schärfer hin und bemerkte deutlich wie ein stöhnendes Mädchen mit einer Mannsperson rang, die sie gewaltsam umfaßt hielt. Ein Lichtschimmer fiel auf des Mädchens Züge. War es möglich!

„Katharina! — Gottes Fluch über Dich, Schurke!" rief der Meister zähneknirschend und stürzte auf die Ringenden zu. Der Mann ergriff höhnisch lachend die Flucht in's Haus des Senators. Meister Andreas hatte deutlich den Juden Löw erkannt, Katharina lag, als er zur Stelle kam, bewußtlos auf der kalten Erde. Sie hatte augenscheinlich sich persönlich Gewißheit verschaffen wollen oder in einem Anfall von Wahnwitz das väterliche Haus verlassen.

„O Du Jammerkind!" seufzte der Alte und machte Anstalt, die Bewußtlose auf seine Schultern zu laden, da traten waffenklirrend drei Männer hervor.

„Halt!" sprach der Eine barsch, „laßt Eure Hand ab, Meister Andreas. Hier haben nur wir zu schaffen."

„Es ist meine Tochter," erwiederte der Meister, sich scheu umsehend.

„Eure Tochter oder nicht — sie ist verhaftet," sprach der Bewaffnete.

Der Meister stand wie ein Träumender.

„Verhaftet? Warum ist mein Kind verhaftet?" fragte er ungläubig.

„Wissen's nicht; fragt den hochedlen Rath!" entgegnete der Häscher und ergriff die Ohnmächtige am Arme. Dieser Anblick brachte dem Meister seine Fassung wieder.

„Rührt mein Kind nicht an! Hier ist schändlicher Betrug im Werke!" sprach er wuthbebend und stellte sich den Häschern in den Weg. Aber mit einem kräftigen Faustschlag warf ihn der bewaffnete Sprecher bei Seite.

„Macht keine Umstände, wir durchstechen Euch auf der Stelle, Meister Andreas, wenn Ihr uns

hindert. Greift an, Häscher!" befahl derselbe und hielt dem Meister seine Hellebarde entgegen.

„Nicht, so lange ich lebe!" schrie Meister Andreas und griff in die Hellebarde. Die beiden andern Bewaffneten sprangen hinzu und rissen den Widerspenstigen nieder. Während einer derselben einen gellenden Pfiff that, waren in kaum zwei Minuten zwei Bewaffnete mehr am Platze und trugen die Bewußtlose fort, während drei den geknebelten Meister hinweg schleppten. Als er seine Augen umher schweifen ließ, sah er sich auf dem Wege zum Rathsgefängnisse und fügte sich in sein Schicksal. Vergeblich that er, im Gefängnißhause angelangt, Fragen nach dem Verbleiben seiner Katharina. Man stieß ihn in den Kerker und ließ ihn im Dunkel allein.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Quartett.

Nichts ist merkwürdiger, als die vier Musiker eines Quartetts vor ihren Pulten sitzen zu sehen.

Das sind vier Handwerker, die eine schwere Arbeit hinter sich zu bringen haben.

Eben plaudert man noch leise in dem Saal, als die Introduktion beginnt; sie dient dazu, die ersten Ideen des Komponisten zu entwickeln und die Musiker warm zu machen. Die große Menge beginnt zu hören und die vier Instrumente sind im vollen Zusammenspiel.

Dann kommt es mir vor, als sähe ich vier Reisende, die sich am frühen Morgen getroffen haben, um eine Tagereise zusammen zu machen. Sie nehmen jeder einen kleinen Frühtrunk und schreiten dann heiter ihren Weg dahin, Anfangs ein wenig behutsam gehend, um sich nicht zu früh zu ermüden.

Der Himmel ist blau und es weht ein sanfter frischer Wind.

Die Unterhaltung belebt sich. Die lebhafte erste Violine sagt ihrem Nachbar, der zweiten Violine, ein paar anmuthige Scherze; diese gibt sie wieder mit ein paar freundschaftlichen Neckereien und das Violoncell, ein bischen schwerfällig und spießbürgerlich, wiederholt sie mit komischer Würde, um sie im Gedächtniß zu behalten und sie dann der Familie mitzutheilen.

Auf Augenblicke sprechen alle vier Wanderer zusammen auf eins; aber die beiden Violinen, flinker und leichter, kommen in Vorsprung; sie haben sich einige intime Mittheilungen zu machen und lassen den Alt und den Baß hinter sich, die es auch nicht an einigem ernsteren Plaudern fehlen lassen.

Von Zeit zu Zeit schöpft man ein wenig vom lebhaften Marsche Athem. Deßhalb aber geräth die Konversation nicht etwa in's Stocken. Ein Ausruf kommt von der einen Seite, das ist der Alt; eine Frage von der andern, das ist die Violine. So wird es lebhafter und lebhafter, heißer und heißer in der Debatte und eine prächtige Ausgelassenheit bemächtigt sich der vier Genossen, die sich die allerheitersten Dinge von der Welt sagen.

Aber wenn das Lachen gar zu lange dauert, wird es unschicklich.

Die Violine setzt diesen Neckereien ein Ziel und erzählt eine etwas melancholische Geschichte. Der verständige Alt weiß die Geschichte sehr gut, denn er war selbst Zeuge dabei, nur fügt er alsbald einige Details hinzu, welche die Violine nicht kannte.

Nun muß man die Theilnahme des Violoncell für diese Erzählung sehen; es stößt Exklamationen aus, die zwar nicht unerhört geistreich sind, die aber wohlthuend sind, denn sie sind aufrichtig: „O mein Gott," wiederholt es jeden Augenblick, „o mein Gott, o mein Gott!"

Die melancholische Geschichte ist so rührend erzählt, daß alle Viere zusammen seufzen und immer wieder seufzen. Diese Traurigkeit fängt an zu ermüden, der Marsch schreitet langsam vorwärts und man ist eben im Begriffe, zu verstummen. —— Aber siehe da, — plötzlich erblickt man ein Dorf in der Ferne; man vergißt Alles, die ersten Neckereien, die melancholische Geschichte, die Ermüdung des Weges; ein paar vergnügte ermunternde Worte und man schreitet die letzte kleine Strecke rasch und getrost vorwärts. — Da, endlich ist man am Ziele; man gibt sich noch einmal einen raschen gegenseitigen Händedruck, — die Wanderung ist beendet, die vier Freunde trennen sich und die Gesellschaft des Auditoriums bricht in heitern Beifall aus, die vom Wege Erhitzten zu bewillkommnen und am längst gedeckten Tische zu bewirthen! — Wohl zu speisen.

Mannigfaltiges.

Folgende komische Jagd-Episode berichtet man aus Foi in Ungarn. In der Nähe von Duna-

Digitized by Google

keß war ein Fuchs aufgejagt worden, dem, da die Hunde nur mehr 20 Schritte von ihm entfernt waren, kein anderer Ausweg übrig blieb, als in das Dorf selbst, wo er sich in den Pfarrhof retirirte, dort auf einen niedern Schweinstall, von da auf die Scheuer und zuletzt auf das Dach des Pfarrhauses sprang, wo er plötzlich unsichtbar wurde. Der Spektakel hatte wohl fünfhundert Menschen versammelt, kein Auge vermochte den Flüchtling zu erspähen, bis endlich eine Stimme rief: „Im Rauchfang!“ Alle Blicke wenden sich dahin und wirklich war Meister Reinecke mit dem Kopf und den Vorderfüßen durch eine Seitenöffnung des Schornsteines hineingekrochen, während der rothe Wedel wie eine Wetterfahne zur Lucke hinausstarrte, sey es nun, daß der Fuchs nicht weiter hindurch konnte, oder daß er nach der Logik des Vogels Strauß, für genügend erachtete, selbst nichts zu sehen, um nicht gesehen zu werden. Da keine Leiter hoch genug war, wurden ihrer drei mit Stricken zusammengebunden, auf denen Graf Al. Karolyi das Dach erklomm. Das Ende der Peitschenschnur um den Schwanz des Thieres festbindend, suchte er dasselbe auf diese Weise aus seinem Versteck herauszuziehen. Der Fuchs, dem der Rauch wahrscheinlich schon in den Augen brannte, ließ sich dies Manöver gern gefallen und kam plötzlich mit so vehementen Bewegungen zum Vorschein, daß Graf Karolyi es für gut fand, ihn sammt der Hetzpeitsche von sich zu schleudern. Nun folgt der spannendste Moment. Die Peitsche hatte sich mit dem einen Ende in den Sprossen der Leiter verwickelt und so schwebte und zappelte Reinecke eine Weile in der Luft; unten aber stand die ganze Meute mit emporgestreckten Köpfen in komischer athemloser Erwartung harrend, daß die Beute ihr in den Rachen fliege, was denn auch geschah, indem der Knoten unter dem Körpergewicht des Fuchses nachgab, der, kaum am Boden angelangt, von der Meute todtgebissen ward.

Der verdienstvollen „Geschichte des deutschen Gaunerthums“ von Ave Lallemant entnehmen wir folgende interessante Notiz über den bekannten großen Gaunerprozeß aus dem Posen'schen im Jahr 1831. „Die großartigste Gaunerunterfuchung, die bis jetzt geführt worden ist und die in ihrer Gründlichkeit, sowie den Resultaten nach, als ein Glanzpunkt in der preußischen Kriminalrechtspflege erscheint, ist die im Januar 1831 zu Berlin gegen den Handelsmann Moses Levin Löwenthal und Konsorten begonnene Untersuchung, bei welcher 520 Personen implizirt, 204 Personen zur Untersuchung gezogen wurden, über 800 Verbrechen zur Sprache kamen und 549 näher erörtert wurden, unter denen 506 als Raub oder gewaltsamer oder beträchtlicher Diebstahl, durch welche 46 öffentliche Kassen und 460 Privatpersonen um mehr als 210,000 Thaler bestohlen waren. Es wurde zusammen in erster Instanz auf 1264 Jahre Zuchthaus und 1380 Hiebe erkannt. Wichtig ist aber vor Allem diese Untersuchung als ein offenkundiger Beweis von der historischen Propaganda des Gaunerthums, das mitten im tiefsten langjährigen Frieden und bei dem Bestande einer scharfsichtigen Polizei dennoch in allen sozialpolitischen Schichten so geheim und mächtig fortwuchern konnte, daß es sich zu solcher Gewalt zu erheben vermochte. So sehr auch diese großartige Erfahrung das Gefühl der Sicherheit bei allen tiefer blickenden Polizeimännern geschwächt und dafür ihren Eifer belebt hat, so wenig ist und bleibt doch das Gaunerthum durch diesen und manchen andern großartigen Schlag besiegt.“

Wie weit sich der Neid erstreckt! In der Stuttgarter Illustrirten Zeitung heißt es in einem Aufsatz über die Pferdegestüte des Königs von Würtemberg unter Anderm: „In der zweiten Abtheilung des Fohlenstalls befinden sich Pferde von einem Jahr bis zu anderthalb Jahren und so folgen in den anderen Abtheilungen die Pferde auf einander, nach dem Alter getrennt, und verleben hier im Genusse süßen Klee's und duftenden Heu's die schöne Zeit ihrer ersten Jugend. Wenn man aber auch die herrlichen Wiesen bei Scharnhausen betrachtet, die sich eingezäunt unter großen schattigen Bäumen die Thalwände hinaufziehen, so muß man das Loos dieser Pferde beneidenswerth finden.“

---

* Dreisylbige Charade.

Die Ersten sind zweifach, das sag' ich euch gleich,
Das Letzte, wenn doppelt, an Güte sehr reich;
Das Ganze ein Tränklein gar lieblich und rein,
Gewürzt mit den besten Blüthen so fein.
Und daß es zum Rathen nicht schwer euch sei:
Vom Isarstrand schafft man es jetzt herbei.

Zweibr. H.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 21. Freitag, 18. Februar 1859.

Die Nemesis.

(Fortsetzung.)

3.

Am andern Morgen trat Reinhold Solberg in's Arbeitszimmer seines Vaters, des Bürgermeisters von Breslau. Er sah äußerst mürrisch aus und sein: „Guten Morgen, Vater!“ klang härter als gewöhnlich. Der Bürgermeister stutzte.

„Was hast Du vor, Reinhold?“ fragte er verwundert.

„Ich möchte von Dir eine Auskunft haben,“ erwiederte Reinhold verstimmt.

„Rede, mein Sohn!“

„Du hast den Meister Steffens sammt seiner Tochter einsperren lassen, Vater —“

Der Bürgermeister unterbrach ihn.

„Meister Steffens ward wegen Widersetzlichkeit gegen die Häscher festgehalten und wird in Betracht der Umstände wieder entlassen werden, sobald er sich beruhigt hat. Jungfer Katharina wird im Kerker bleiben, das ist beschlossene Sache,“ sprach er determinirt.

„Darf ich Dich nach der Ursache fragen?“

„Das Mädchen ist als Hexe und Buhlerin angeklagt,“ entgegnete der Bürgermeister trocken, „und wenn ich bisher gedachte, diese Anklage sey nur die Machination des Senators Rindfleisch und seiner Anhänger, so möchte ich fast eines andern Glaubens werden, da selbst mein Sohn mit zu den Verzauberten gehört und des Mädchens Partei nimmt.“

„Vater,“ versetzte Reinhold erregt, „die Stadt ist bereits voll von dem Gerücht der Verhaftung des Meister Steffens und seiner Tochter. Er wie sie stehen im Geruche der Ehrbarkeit und Du wirst Dir sehr schaden. Es könnt' aber auch aussehen, als hätte ich selber aus Rache den Ankläger gemacht, denn ich —“

„Du zögerst mit dem Schlusse,“ sagte der Bürgermeister gedehnt. „Wolltest sagen: denn ich bin in das Mädel verliebt bis an die Ohren. Gelt, nicht so? Ich habe Recht, Du bist auch von den Verherten und der sauberen Jungfer geschieht nur was Rechtens ist, wenn man sie brennen läßt.

„Vater!“ rief Reinhold entsetzt aus.

„Was kann ich dazu?“ fuhr dieser gleichmüthig fort. „Die Stimmen, welche Katharinens Verhaftung verlangt haben, sind zu mächtig, als daß ich sie überhören könnte. Zweimal bin ich schon mit meiner Partei geschlagen; einmal, als ich mein Gesetz wegen der Erbgerechtsame durchsetzen wollte; und das zweite Mal, als ich Dich mit dem reichen Fräulein Nanette, der Tochter des Senators Herrwich, verloben wollte. Gestern hat er seine Tochter mit Anton Rindfleisch versprochen und dadurch eigentlich mit seinem ganzen Anhange mein Lager verlassen. Jetzt muß ich den klugen Mann spielen und scheinbar nachgeben, um desto gewisser zu triumphiren. Nun weißt Du Alles, mein gelehrter Herr Filius.“

„Und deßhalb soll die arme Katharina das Opfer schmählicher Bosheit werden?“ sprach Reinhold entrüstet.

„Du bist noch wenig Diplomat, Reinhold!“ versetzte der Bürgermeister. „Geh' hin und lerne begreifen, daß der Einzelne oft im Leben der größeren Sache der Gesammtheit dienen muß. Oder warum würden auf dem Schlachtfelde zehn, ja hundert, die Niemand ein Haar krümmten, erschlagen, damit Tausende den Sieg gewinnen?“

„Du wirst mich,“ sprach Reinhold kurz, „mit Deiner schrecklichen Dialektik nicht überzeugen. Sey menschlich, gib das unschuldige Mädchen frei.“

„Unschuldig!“ rief der Bürgermeister mit schneidender Ironie; „ich habe aus gutem Munde, daß

Katharina Steffens mit Anton Rindfleisch vertrauten Umgang gepflogen hat. Das freilich wird der stolzen Familienclique nicht recht seyn, daß ich dieses Moment aufgreife. Du wirst einsehen, daß ich schon um deßwillen die Untersuchung nicht rückgängig machen kann und will, weil ich meinen Feinden, insonders diesem verhaßten Salomon Rindfleisch, einen Skandal bereite, der hoffentlich auch die glänzende Verlobung rückgängig macht. Denke Dir, Reinhold, den stolzen Patrizlersohn als Buhlen einer plebejischen Dirne! Der Gedanke ist, wenn er laut durch alle Gassen Breslaus geschrien werden kann, eines Bürgermeisteramtes werth!"

Reinhold wendete sich mit schlecht verhehltem Abscheu zur Seite.

„Nun gut," sagte er nach kurzem Besinnen trotzig, „so werde ich auf anderem Wege für das Mädchen den Mund aufthun. Denn das schwöre ich Dir, Vater! die Anklage wegen Hexerei ist eine schändliche, niederträchtige, und jedes biedere Herz, auch wenn es, wie meines, einst verschmäht ward, muß empört schlagen bei solchem barbarischen Rechtsverfahren."

Er verließ festen Schrittes des Vaters Gemach. Der Bürgermeister schaute ihm kopfschüttelnd nach.

„Er hat Recht als Mensch," murmelte er vor sich hin, „aber ich als Beamter, und noch mehr als Patrizier, ich muß das Skandalosum benutzen, und sollte ich mein Gewissen mit Akten todt füttern."

Er schellte heftig. Ein Magistratsdiener erschien.

„Meister Andreas Steffens ist zu entlassen!" befahl er und winkte mit der Hand. Der Diener entfernte sich.

Mit starken Schritten maß der Bürgermeister sein Gemach, die Pläne erwägend, welche in seinem Kopfe brüteten. Er vertiefte sich in diese Beschäftigung so sehr, daß er gar nicht bemerkte, wie Meister Andreas nach langem Klopfen endlich die Thür öffnete und sich vor den Eingang stellte. Erst als der Bürgermeister wieder nach der Klingelschnur schritt, fiel sein Auge auf den Harrenden. Er erschrack unwillkürlich, als er des Gewißhandelten ansichtig ward.

„Was will Meister Steffens?" fragte er mit möglichstem Gleichmuthe.

„Mein Kind mit mir nehmen," antwortete der Meister bescheiden, aber in festem Tone.

„Das ist nicht möglich, lieber Meister," entgegnete der Bürgermeister etwas verwirrt. „Eure Tochter steht unter einer schweren Anklage. Sie ist der Hexerei und Buhlschaft beschuldigt und Ihr kennt unsere Gesetze, nach welchen in besagtem Falle verfahren werden muß."

„Meine Tochter der Hexerei und Buhlschaft?" sprach Meister Andreas schnell erhitzt. „Das ist eine verleumderische Anklage, so man nur vorgebracht hat, um mein Kind zu verderben."

„Möglich, lieber Meister," entgegnete der Bürgermeister achselzuckend und mit dem Anschein der Theilnahme; „aber ich als Lenker der Gesetze muß meine Pflicht erfüllen, das seht Ihr ein. Ihr seid ein erfahrener Mann und wißt, woher die Anklage kommt. Macht's mit denen aus! Ich habe nichts gegen Euch, das habe ich Euch bewiesen, als ich Euch frei ließ, obschon Ihr Euch an den Männern des Gesetzes vergangen hattet. Nun geht, lieber Meister!"

Er klopfte demselben die Schulter, so daß dieser gesänftigt und mit dem Entschlusse das Zimmer verließ, den Sohn des Senators Rindfleisch selbst als Zeugen für die Unschuld seines Kindes zu fordern. Sogleich begab er sich dahin, empfing aber von den Dienstleuten die kurze Nachricht, Herr Anton Rindfleisch sey am frühen Morgen in Geschäften abgereist. Mit Mühe erfuhr er durch einen ergrauten Aufwärter, den er seit vielen Jahren kannte und der zu Manchem, was neuerlich im Hause seiner Herrschaft vorging, zweifelnd den alten Kopf schüttelte, daß die Abreise Antons zwar vorlängst beschlossen gewesen, aber in dieser Nacht sehr eilig betrieben worden sey, da man von der Verhaftung Katharinens gehört habe. Es scheine, als habe man für den jungen Herrn Furcht gehabt. Seine Reise solle die letzte seyn vor der Hochzeit und zwei Monate währen. So viel er wisse, sey Anton nach Polen; der Jude Löw, welcher die Geschäfte daselbst kenne, sey mit ihm.

Schwer besorgt um das Schicksal seines Kindes, eilte Meister Andreas nach seiner Behausung. Er wußte aus Erfahrung, mit welcher Gewissenlosigkeit damals noch die Hexenprozesse betrieben wurden und wie sie oft nur dazu dienten, Wesen, deren Daseyn störend war, oder die man haßte, zu beseitigen. Er kannte die Macht des Reichthums, die um falsche Zeugen und andere Mittel, das Gesetz höhnisch in's Antlitz zu schlagen, nicht verlegen war, wußte auch, wie viel der Familie Rindfleisch und dem Vater der Braut Antons, dem vornehmen Herrwich, daran liegen mußte, die frühere Geliebte Antons hinwegzubringen. Daher verkaufte er von Habseligkeiten rasch so viel, als er Geld zur Reise bedurfte, und machte sich auf, die Spuren Antons zu verfolgen und diesen, wo er ihn treffe, zu zwingen, mit ihm zu gehen oder ein vollgiltiges Zeugniß für Katharinens Unschuld von sich zu geben. Mehrere Tage lang wußte er

Digitized by Google

aus verschiedenen Anzeichen ganz genau, welche Richtung Anton genommen. Dann verlor er die Spur und reiste vier Tage lang umher, ohne sie wieder aufzufinden. Er gönnte sich keine Rast, frug in jedem Wirthshause, in jedem Orte nach dem Verschwundenen. Endlich, nach fast vierzehntägigem Umherschweifen, hatte er ihn in Lublinitz erreicht. Er erfuhr, Anton sey in Begleitung eines Dieners im Gasthaus zum weißen Adler abgestiegen und reise, um Pelzwaaren einzukaufen. Bis zum Tode ermattet, ausgehungert, weil die Aufregung ihm fast jede Nahrung verleidet hatte, betrat Andreas das bezeichnete Wirthshaus. Er fand das ganze Personal in Aufruhr. Einige Gerichtsdiener stöberten im Hause hin und her. Sein Blick traf auf den Juden Löw; er wollte auf ihn zueilen, dieser aber glitt mit einem gar seltsamen Gesicht durch eine Seitenthüre und verschwand.

Eben war ein Diener der Gerechtigkeit an Meister Andreas herangetreten und fragte ihn, woher er komme und wohin er wolle, da trat Anton in höchster Aufregung durch den Haupteingang; hinter ihm schritt gebückt der Jude Löw.

„Hier ist mein Mann, den suche ich!" rief Meister Andreas plötzlich wie verjüngt.

„Der ist's! der hat meine 4000 Pistolen; diesen Buben greift!" rief Anton gleichzeitig, gegen die Gerichtsdiener gewendet, und erzählte mit der Hast der Aufregung kurz, daß dieser aus seiner Heimath ihm nachgeschlichen sey und aus Rache ihn bestohlen habe.

Meister Andreas war starr vor Erstaunen; aber die rauhen Polen ließen ihm keine Zeit zum Besinnen. Sie packten ihn mit rohen Fäusten, stießen und schlugen ihn, daß er halb betäubt niederstürzte und schleppten ihn hinweg, ohne daß er wußte, wie ihm geschah. Als er entfernt war, schlich sich der Jude Löw bei Seite und that vor Freude einen Satz in die Luft, gleich als wäre ihm eine Centnerlast vom Herzen gewälzt.

Zum zweiten Male fand Meister Andreas im Gefängniß sich allein, aber dies Mal in einer moderigen, entsetzlichen Schlucht, die sein Haar sträuben machte und ihn von Neuem fast von Sinnen brachte. Er suchte sich zu sammeln und griff mit der vor Schmerz zitternden Hand an's Haupt, es blutete von den Mißhandlungen der Schergen. Er strengte seine schlummermüden Augen an, um zu sehen, aber kein Lichtstrahl fiel in seinen furchtbaren Kerker. Dann dachte er an sein armes Kind, über dem vielleicht schon die Hand des Henkers waltete, und an die Bosheit der Menschen. Da kam die Schwäche der Verzweiflung über ihn, er sank in die Kniee und weinte bitterlich. Aus dem Quell der Thränen schöpfte er den Trost des Lebens. Er raffte seine Seele empor aus der Nacht der Verzweiflung und betete zum Gott des Lichtes, und mitten im Gebet überraschte ihn der Engel des Schlafs.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Musikfest zu Anfang des 17. Jahrhunderts.

Die Geschichte der Tonkunst hat wohl kaum eine musikalische Aufführung aufzuweisen, gleich der, welche der Sachsen Kurfürst Johann Georg im Jahre 1615 zu Dresden veranstaltete. Sie ist um so bemerkenswerther, als sie Zeugniß ablegt vom Geschmacke und der Art der Belustigungen der höchsten Stände jener Zeit.

Der Hofkantor zu Dresden, Hilarius Grundmaus, ein Mann, der sich für einen großen Geist hielt und sich jedenfalls mit riesigen Ideen trug, theilte Johann Georg den Plan eines großen Oratoriums mit, welches er zu komponiren gedachte. Der Kurfürst war leicht dafür gewonnen, ja außer der Erlaubniß zur Aufführung verwilligte er ihm nicht nur ein Geschenk von fünf Fäßchen Bier aus der Hofkellerei, er versprach auch, wenn die Komposition wirklich so außerordentlich werde, wie er es hoffe, alle und jede daraus erwachsenden Kosten zu tragen. Grundmaus gewann für den Text den Poeten Mathesius Pflaumenkern. Die Geschichte des Holofernes war der durch Poesie und Tonkunst zu verherrlichende Gegenstand. Das Riesenopus kam zu Stande, es wurde dem Kurfürsten gezieмend vorgelegt und mit dessen Genehmigung die Aufführung vorbereitet. Allein außergewöhnliche Kräfte und Hilfsmittel mußten dazu in Anspruch genommen werden. An alle Musiker in Deutschland, Helvetien, Welschland und Polen erging die Ladung, sich mit ihren Gesellen zu einem großen Musikfeste in Dresden einzufinden. Und in der That hatten sich am Tage Cyrilli, den 9. Juli 1615, fünfhundert sechsundsiebzig Instrumentalisten und neunhundert neunzehn Sänger in der fürstlichen Residenz eingestellt. Die Proben nahmen nun ihren Anfang und da das Fest auf den 13. Juli angesetzt war, so mußten sie mit allem Eifer fortgesetzt werden. Unter den fremden Musikern, von denen jeder sein Instrument mitgebracht, zog keiner die allgemeine Aufmerksamkeit

Digitized by Google

mehr auf sich, als der polnische Baßgeiger Rapocki aus Krakau. Sein Instrument lag auf einem Wagen, den acht Mauleseï zogen und hatte eine Höhe von vierzehn Fuß. Um das Ungethüm bearbeiten zu können, waren Stufen angebracht, auf denen Rapocky mit seinem Bogen auf- und niedersprang. So entsetzlich die Töne waren, welche ihm ihr Besitzer zu entlocken wußte, so fürchtete der dirigirende Komponist dennoch, daß ihre Wirkung nicht kräftig genug seyn werde und er verfiel auf ein eben so sinnreiches als erfolgreiches Mittel.

Der für das Monstrekonzert ausgewählte Ort war hinter dem sogenannten Finkenbusch. Die Mitwirkenden postirten sich auf dem Hügel, die Baßgeige erhielt ihren Platz in der Nähe der Windmühle auf dem Gipfel und das zu ihrer Verstärkung von Grundmann ersonnene Mittel bestand darin, daß er, gleichsam als Kontreviolon, an den Flügeln der Mühle ein Monochord hatte ausspannen lassen, das „mit einer Schrotsäge gerissen" wurde. Auf der einen Seite des Halbkreises stand eine Orgel, welche der Vater Serapion „mit Fäusten" schlug. Anstatt der Kesselpauken dienten eigens hierzu überspannte Braubottiche und zur Verstärkung der Pauken hatte der Kurfürst, nach dem Vorschlage seines Kantors, Karthaunen herbeischaffen lassen, die sein Oberhofkanonier zu spielen beauftragt wurde. Die Rolle des Holofernes hatte ein Wittenberger Student Namens Kämpler übernommen; sein Baß war ohne Gleichen, damit er aber möglicherweise an Stärke zunehme, war ihm ein unbeschränkter Bierkredit in seinem Gasthause zugesichert worden. Er sang auch seine Baßarie unter Begleitung des Violons mit solcher Stärke, daß Alles zitterte. Neben ihm glänzte die Mailänder Sängerin Donna Bigazzi. Leider mußte sie ihre übermäßige Anstrengung mit ihrem Leben bezahlen. Sie starb drei Tage später. Auch der berühmteste Violinspieler jener Zeit, Giovanni Scioppio aus Cremona, erntete enthusiastischen Beifall, „indem er seine Violine hinter sich auf seinem Rücken spielte".

Das Ganze beschloß eine Doppelfuge, wobei die Chöre in vollem Ernst gegen einander in Thätlichkeiten geriethen. Es wurden nämlich die fliehenden Assyrer von den losen Dresdener Chorschülern, welchen die Rolle der siegreichen Israeliten zugefallen, mit Erdklößen und unreifem Obst geworfen. Die also beschimpften Sänger konnten nur mit Mühe abgehalten werden, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Dem Kurfürsten aber gewährte dieser Schluß so viel Vergnügen, daß er sich vor Lachen den Bauch halten mußte.

Im Ganzen gelang die Aufführung dieses großen Tonstückes über alle Maßen wohl und erregte die höchste Verwunderung aller Anwesenden. Dem Hofkantor bewies Johann Georg seine Zufriedenheit durch Uebersendung eines Fäßlein Nierensteiner und fünfzig Meißner Gülden.

Cäcilien-Verein.

Sonntag den 20. Februar 1859

Großes Concert

im

Stadthaus-Saale zu Zweibrücken.

Erste Abtheilung.

Sinfonie aus D-dur von Beethoven. I. Satz. Adagio molto, Allegro con brio. II. Satz. Larghetto. III. Satz. Scherzo. IV. Satz. Allegro molto.

Zweite Abtheilung.

1. Rondo capriccioso für Piano von Mendelssohn-Bartholdy.
2. Concert für Violine von David.
3. Kriegers Abschied. Lied für Bariton von Abt.
4. „Erinnerung an Petersburg." Fantasie für Violoncello von Servais.

Dritte Abtheilung.

Der 42. Psalm von Mendelssohn-Bartholdy.

Anfang: 4 Uhr Nachmittags. Ende nach 6 Uhr.

Nach dem Concert

BALL.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 22. Sonntag, 20. Februar 1859.

Die Nemesis.

(Fortsetzung.)

Der Bürgermeister Hans Solberg beeilte sich nicht, Jungfrau Katharina in's Verhör zu ziehen, einestheils weil er wußte, daß die Procedur gegen der Hexerei Angeklagte eine ziemlich summarische war, anderntheils aber, weil er die öffentliche Meinung sich erst vollständig aussprechen lassen wollte, nicht um nach ihrem Urtheile zu handeln (denn was kümmerte man sich damals um die Stimme der öffentlichen Meinung!), sondern um aus der verschiedenen Parteistellung und ihren Raisonnements womöglich für seine Pläne Nutzen zu ziehen und die Coterie des Senators Rindfleisch dem öffentlichen Hasse auszusetzen. Erst als die Stadt ganz voll war von der Steffens'schen Verhaftungsgeschichte und sich die Meinung, daß der alte Rindfleisch aus Familienrücksichten der Jungfer Katharina an den Hals wolle, in allen Kreisen befestigt hatte, bequemte der Bürgermeister, von der Partei der Ankläger bedrängt, sich dazu, die angebliche Hexe vor die Schranken des vereinigten Raths und Senats zu fordern. Salomon Rindfleisch selbst war im Senate anwesend, was Niemand auffallend und unthunlich zu finden wagte. Nur der Bürgermeister warf bedächtig einen Blick auf ihn und nahm sich im Stillen vor, geeigneten Falls seine Anwesenheit zu einer Demonstration zu benutzen.

Als Katharina noch in demselben weißlinnenen Nachtkleide, in welchem sie verhaftet ward, mit einfach zurückgelegten Haarflechten, aber todtenbleich und abgehärmt vorgeführt war, traten zwei berüchtigte Subjekte herzu und bezeugten, daß die Katharina Steffens höllische Buhlerkünste getrieben habe, daß sie gesehen hätten, wie diese, wenn Anton Rindfleisch vorübergegangen sey, am Fenster gestanden, allerlei sündliche Zeichen gemacht und ihn verlockt habe, in's Haus des Meister Steffens zu gehen; daß sie ihn zu böslichem Umgange mittelst teuflischer Beschwörungen verführt, auch unschuldige Kindlein verhext und sich vermessen habe, ganz Breslau in Flammen setzen zu wollen. Nach dieser mit höchster Frechheit ausgesprochenen Anklage zettelte der Anhang des Senators Rindfleisch sofort im Collegium eine Bewegung an. Mehrere Rathsherren und Senatoren, deren entrüsteten Gesichtern man die Verstellung ansah, neigten sich gegen einander und sprachen die Meinung aus, daß hier die Schuld der Inkulpatin klar wie das Sonnenlicht sey und man daher gleich zum Urtheil schreiten könne. Der präsidirende Bürgermeister aber war nicht dieser Meinung. Er wendete sich an die Angeklagte und sagte ihr, daß, nachdem die Ankläger gehört worden, nun auch sie reden solle. Schweres, Entsetzensvolles sey gegen sie vorgebracht worden. Was sie zu ihrer Vertheidigung und Reinigung anzubringen habe?

Katharinens Antlitz blieb marmorbleich und unbeweglich. Stumm blieb ihr Blick an den Boden geheftet wie der einer Gestorbenen. Eine Pause allgemeiner Spannung folgte. Da trat Reinhold, der Sohn des Bürgermeisters, hinter den Gerichtsfrohns hervor und erklärte laut zum Erstaunen aller Rathsherren und zum Entsetzen seines Vaters, daß er für die unglückliche Katharina Steffens zeugen und ihre Sache als Anwalt des Rechts führen wolle. Ein halblautes Ah! durchflog die ganze Versammlung. Der alte Rindfleisch machte ein langes Gesicht und seine Anhänger äfften es nach. Einige riefen: Zur Abstimmung! Man war nun gespannt, wie sich der Bürgermeister in diesem kritischen Falle verhalten werde, und dieser fühlte allerdings sofort die wichtige Bedeutung des Moments. Aber er war ein guter Diplomat. Mit einem scharfen Blicke auf seinen Sohn, dessen

Digitized by Google

Augen mit fester Entschlossenheit auf ihm ruhten, sprach er laut aus, daß der angebotene Zeuge aus triftigen Gründen, die das Gesetz ausspreche, nicht gehört, die Verhandlung vielmehr behufs einer weiteren gelegentlichen Berathung des Gerichtshofes für heute ausgesetzt werden solle. Einige, denen an der summarischen Erledigung des Prozesses gelegen zu seyn schien, drangen auf eine Constituirung der Collegien zur Spruchfällung, da die Schuld der Angeklagten durch zwei Zeugen erwiesen und beeidigt sey. Ja der alte Rindfleisch ließ sich von Haß und Ungeduld zu der lauten Aeußerung hinreißen, daß er nicht begreife, wie in dieser so einfachen Sache nur einen Augenblick mit der Entscheidung gezögert werden könne. Da erhob sich der Bürgermeister. Seine Augen blitzten im Glanze innerer Genugthuung. Er erklärte: In Fällen, wie der vorliegende, wo es gälte, die Gewissen der Senatoren und Räthe mit einem gewichtigen Urtheilsspruche, wohl gar mit einem Todesurtheile zu belasten, müsse pflichtgemäß jeder Umstand, der Licht in die Verwirrung zu bringen geeignet sey, reiflich erwogen werden. Es fehle zur Spruchreife noch die Vernehmung einer wichtigen Persönlichkeit. Anton Rindfleisch müsse selbst vor die Schranken. Selbst dann aber, wenn der Senat und Rath beschließen sollte, von dem Verhör Antons abzusehen, müsse er, als der entscheidende Präses, sein Veto gegen ein rasches Urtheil einlegen, da in Fällen, wo ein Todesurtheil in Aussicht stehe, das Plenum vollzählig seyn müsse, heute aber fünf Personen fehlten (darunter waren drei seiner Anhänger). Ueberdies sey der Herr Senator Rindfleisch bei der Sache zu sehr interessirt, als daß er selbst als aktiver Richter fungiren könne. Er, der Bürgermeister, müsse daher bei einer späteren Erneuerung der Verhandlung von Amtswegen darauf dringen, daß Herr Senator Rindfleisch seinen Platz im Senat verlasse und sich auf die Bank der Zeugen begebe. Alle Anhänger des Bürgermeisters stimmten dieser mit diplomatischer Ruhe ausgesprochenen Erklärung bei und die Sitzung ward, trotz mehrfacher Proteste aus dem Schooße der Gegenpartei, für diesmal aufgehoben.

Als Katharina, die bei der ganzen Prozedur theilnahmlos geblieben war und nur dann einen Augenblick erröthend aufzuckte, als Reinhold seine Erklärung abgab, in's Gefängniß zurückgebracht ward, näherte sich ihr Reinhold und drückte mit Wärme ihre Hand. Getrost, armes Kind! flüsterte er ihr in's Ohr. Die Stunde der Erlösung schlägt, so wahr mir Gott helfe! Dann begab er sich rasch hinweg, aber er sah noch, daß seine Ansprache dem bleichen Mädchen wieder Thränen in die Augen gelockt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Spieler.

Der Irländer O'Bearn galt seiner Zeit, d. h. zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, nicht nur für den ältesten, sondern auch den ersten Spieler, den Europa aufzuweisen hatte. Das Spiel schien der Zweck seines Lebens zu seyn, gewiß war es sein einziges Geschäft, sein Gewerbe. Dabei war der hochgewachsene, stattliche, etwas hagere Mann mit den lebhaften Augen in den höheren Kreisen ein gerngesehener Gast, denn seine Unterhaltung war, wenngleich die Sprache seinen Geburtsort nicht zu verleugnen vermochte, eben so belehrend, als sein Spiel angenehm. Vorzüglich liebte er es, von seinen Spielabenteuern zu sprechen. Hier nur einige davon.

„Seit langer Zeit schon," erzählte Mr. O'Bearn, „hatte der Herzog von H., von dem Wunsche beseelt, mir meinen Ruhm streitig zu machen, mich zu einer Partie Piquet eingeladen. Ich hatte keine Ursache, Dies abzulehnen, wünschte vielmehr eben so lebhaft, mich mit ihm zu messen. Unser Spiel nahm nun seinen Anfang, und als die Sonne am andern Morgen aufging, betrug mein Gewinnst mehr, als der Vater seiner Herrlichkeit während seines Generalgouvernements in Indien erworben. Nach der letzten Partie, die ihn um eine hübsche Summe ärmer machte, stand er auf und sagte:

„Mr. O'Bearn, ich zweifle, daß mein Vermögen groß genug seyn wird, meinen Verlust zu decken. Mein Intendant wird mit Ihnen abrechnen und Ihnen meine Besitzurkunden einhändigen."

„Wie es Ihnen beliebt, Mylord," erwiederte ich; „ich habe das Wort eines Ehrenmannes. Glauben Sie indeß nicht, daß ich ohne Lebensart bin; man soll mir nicht nachsagen, daß ich einen der gefeiertsten Namen unseres Oberhauses ruinirt habe. Sie werden es nicht ungerechtfertigt finden, daß ich nicht eine ganze Nacht hindurch gegen meine Gewohnheit ohne Erfolg am Spieltische durchwacht haben möchte; gestatten Sie mir daher, einen Geistlichen und einen Notar rufen zu lassen. Dem Geistlichen werden Sie sich durch einen Eid verbinden, nie wieder eine Karte zu berühren, und den Notar wollen Sie eine Urkunde

Digitized by Google

aufsetzen lassen, durch welche Sie mir eine Jahresrente von tausend Pfund zusichern."

„Meine Vorschläge sind eben so bereitwillig angenommen, als pünktlich beobachtet worden."

Und in der That bezog O'Bearn diese tausend Pfund bis an sein Lebensende.

* * *

„Ich war kurz vor der Revolution nach Paris gekommen," lautete eine andere Anekdote des Lebemannes, „und bezog, wie ich es stets gethan, meine Wohnung im Hotel d'Angleterre. Damals wurde dort sehr hoch gespielt. Natürlich unterließ ich nicht, schon am ersten Abend in den Saal hinab zu gehen. Ich nahm an einem Tische Platz, an welchem zwei mir unbekannte Herren Piquet spielten. Der Herzog von Grammont, zu jener Zeit der König der Mode, der Repräsentant der Eleganz und Verschwendung, saß mir gegenüber. Er blickte mich scharf an und sagte nach einer kurzen Pause, ob absichtslos, ob mit Bezug auf mich:

„Man erzählt so häufig, daß die Engländer oft ungeheure Summen im Spiel oder im Wetten wagen. Ich habe hier noch Keinen davon gesehen."

Ich schwieg.

Einige Augenblicke nachher nahm das Spiel eine äußerst kritische Wendung.

„Ich bin bereit, auf diesen Herrn zu wetten," rief plötzlich der Herzog, auf einen der Spieler deutend.

„Und ich," antwortete ich rasch entschlossen, „wette auf diesen Herrn achttausend Pfund."

„Wie viel sagten Sie?" fragte der Herzog.

„Achttausend Pfund," wiederholte ich.

Meinem Gegner war es unmöglich zurückzutreten. Wenige Minuten noch, das Spiel ist entschieden, der Herzog hat verloren. Er stand auf und trat auf mich zu:

„Mylord," begann er.

„Ich bin kein Mylord — ich bin Master O'Bearn. Was steht zu Ihren Diensten?"

„Ich bin vielleicht außer Stande, Ihnen eine so hohe Summe sogleich zu zahlen."

„O, das thut nichts," fiel ich ihm ins Wort. „Ich lasse Ihnen Zeit, ganz nach Ihrer Bequemlichkeit. Aber Sie mögen wissen, daß wenn ich spiele, ich auch die nöthige Summe bei mir führe."

Ich wurde bald nachher befriedigt; ich zweifle jedoch nicht, daß sich der Herzog wohl hütete, ferner so rücksichtslos über die Engländer zu urtheilen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber den bisherigen rauhen Winter im Orient schreibt man der „Presse d'Orient" aus Smyrna, 27. Dezbr., wo wir in Mittel-Europa an 10 Grad Wärme hatten: „Das Wetter ist in diesem Jahre sehr streng; der Schnee, Smyrna sonst eine fast unbekannte Erscheinung, liegt auf Stadt und Landschaft, bei heftigem Nordwinde wirbelt der Schnee in den Straßen, als wäre man plötzlich in eine Stadt Nord-Deutschlands versetzt. Die Orangen- und Citronenbäume senken ihre erfrorenen Zweige und scheinen dem sicheren Untergange geweiht. Die Mehrzahl unserer alten Häuser, die für ein mildes Klima ausreichen, sind in solcher Winterzeit kaum noch bewohnbar. Man kannte früher in Smyrna keine Oefen; der uralte Mengal reichte aus. Jetzt dagegen hat Oefen, wer sie bezahlen kann und die Jugend lacht die Väter aus, wenn sie erzählen, wie sie zu ihrer Zeit am Christfeste in seidenen Strümpfen und dünnen Kleidern ihre Freunde zu besuchen pflegten."

Aus dem Pariser Gerichtssaale. (Ein Börsen-Spekulant.) Kramp, ein junger Engländer, hat eine leichte Art, an der Börse zu gewinnen, erfunden. Ob der Wind à la hausse oder à la baisse weht, das gilt ihm gleich; er weiß es stets so einzurichten, daß das Geld in seinen Sack passirt, ohne daß er, wie die gewöhnlichen Spekulanten, Etwas riskirt. Er hatte so oft sagen und wieder sagen hören, daß an der Börse viel Geld verloren wird, daß er zu dem Schlusse gelangte, er müsse dasselbe also finden, wenn er gut suche. Er fing also an, überall zu suchen, selbst in den Taschen seiner Nachbarn. Alles hat sein Ende und auch für Kramp kam der Liquidationstag heran. Inmitten der Agitation und des Tumults spürte Hr. Dreyfus eine Hand in seiner Tasche, er ergriff den dazu gehörigen Arm, welcher Eigenthum des Hr. Kramp war. Dieser jedach versichert, daß er unschuldig sey. Er sey, sagt er, nach Paris gekommen, um die Monumente der Hauptstadt zu sehen und wollte nicht nach London zurückkehren, ohne die Börse besucht zu haben. Gerade aber wegen des Besuches in der Börse des Hrn. Dreyfus ließ dieser Herr ihn

Digitized by Google

verhaften. Der Insulaner weigerte sich jedoch, seine Wohnung anzugeben und als man sie später erfuhr, fand man sie leer und das Weibchen dieses Vogels mit verschiedenen Koffern (zweifelsohne mit Ergebnissen der Börsenoperationen gefüllt) ausgeflogen. Es blieb sohin Nichts übrig, als Herrn Kramp einzuladen, noch anderthalb Jahre in Frankreich zu bleiben.

Seit einigen Tagen werden die Schaufenster einer Hutwaarenniederlage in Prag von zahlreichen Gruppen von Menschen umstanden; Gegenstand der Betrachtung ist ein — Regenschirm ganz von Kautschuk und so konstruirt, daß er bequem in einer Rocktasche getragen werden kann, ohne durch Umfang oder Gewicht dem Träger desselben zur Last zu fallen. Seine Konstruktion ist eine äußerst einfache: der ganze Mechanismus besteht aus zusammenlegbaren eisernen Drahtfedern ähnlich jenen der sogen. Federhüte (auch „Quetscher"). Der Vortheil dieser Regenschirme ist namentlich bei Landpartien und Fußreisen ein in die Augen fallender. Uebrigens zeichnet sich der Regenschirm auch dadurch aus, daß er bei starkem Winde gegen das sonst häufig vorkommende Umdrehen geschützt ist.

Wie ein St. Gallener Blatt mittheilt, hatte der P. Anselm Schubiger in Einsiedeln eine sehr interessante Entdeckung gemacht. Es ist ihm nämlich gelungen, den Schlüssel zur Entzifferung und zum Verständniß der Notenschrift des alten Kirchen- und Choralgesangs aufzufinden und er hat diese Entdeckung in seiner so eben erschienenen Schrift über die Sängerschule in dem Kloster des St. Gallus vom 8ten bis 12ten Jahrhundert bereits aufs beste ausgebeutet. Es ist namentlich der gelehrte Notker († 912), der eine Menge Kirchenlieder dichtete, welche er selber in Noten setzte und, bald in allen Kirchen der Christenheit gesungen, erst von dem Tridentiner Konzil größtentheils mit andern Gesängen vertauscht wurden. Von Notker stammt unter Anderem das schöne Lied: Sancti Spiritus adsit nobis gratia!

Gambrinus. Der Name dieses fabelhaften Königs von Flandern, der das Bier erfunden haben soll, hat eine neue Erklärung gefunden. Sein Bild, wie es herkömmlich oft gemalt wird, hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Herzog Johann dem Ersten von Brabant, wie derselbe auf seinem Grabmal in Brüssel dargestellt ist. Johann regierte von 1261 bis 1294 und sein volksthümlicher Name Jan Primus konnte leicht in Gambrinus übergehen. Noch jetzt führen viele Bierhäuser in den Niederlanden die Aufschrift: „Au duc de Brabant."

In Tourwing, so erzählt ein belgisches Blatt, durchschritt neulich, wie es seine tägliche Gewohnheit, ein Blinder mit einem sehr schönen Pudel an der Leine den Roubair-Platz. Ein Dieb, dem die rothgeschwolleren Augen des Bettlers große Zuversicht einflößten, schnitt den dünnen Strick durch und führte das schöne Thier mit sich weg. Der „Blinde" aber rieb sich die Augen, holte den davoneilenden Dieb schnell ein, nahm ihm den Pudel ab und verabreichte ihm dafür eine Tracht meisterhafter Prügel mit seinem Krückenstock, — worauf er gemüthlich auf seinen gewohnten Platz zurückkehrte und als „Blinder" zu betteln fortfuhr.

Nationalcharakter. Ein Engländer ist nie glücklich, als wenn er unglücklich, ein Schottländer ist nie zu Hause, als wenn er auswärts, ein Irländer hat nie Frieden, als wenn er im Kriege ist.

Sonett.

Es ist mit mächtig zwingender Gewalt
Dein Lieder in die Seele mir gedrungen;
Mein ganzes Wesen ward dadurch bezwungen,
Was schwankend sonst, gewann sich festen Halt.

Der Anblick war's der reizenden Gestalt,
Dem solche Wandlung wunderbar gelungen,
Und eine Saite ist in mir erklungen,
Die fort und fort ergreifend wiederhallt.

Ich fühle mich beglückt und reich belohnt,
So oft ich einen Blick von ihr erschaue,
In ihrem Auge süßer Zauber wohnt,

Er ist's, dem gläubig ich so gern vertraue,
Und auf der Milde, die darinnen wohnt,
Ich hoffnungsvoll die Zukunft mir erbaue.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 20:
(Münchener Hofbräuhaus-) Doppelbier.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 23. Dienstag, 22. Februar 1839.

Die Nemesis.

(Fortsetzung.)

Um dieselbe Zeit, als Katharina vor die Schranken geführt ward, trat Meister Andreas Steffens vor das Schöffengericht zu Lublinitz. Der gefolterte Mann war auffallend gealtert. Aufregung, Kummer und Mißhandlungen hatten tiefe Furchen über sein Antlitz gezogen und sein lockigt Haupthaar über Nacht gebleicht. Als er in den schwarzen Saal eingetreten war, in welchem an einer mit brennenden Kerzen bepflanzten Tafel Gerichtspfleger und Schöffen in langer Reihe saßen, ließ er seine gerötheten Augen ringsum schweifen; als sie auf Antons Gestalt fielen, blieben sie haften und brannten im Feuer längst vergangener jugendlicher Tage. Der Anblick dessen, dem er so viel Unglück verdankte, verlieh ihm die alte Festigkeit wieder. Er wendete sich mit Stolz gegen die Richter, als sein Name gerufen ward. Man verkündigte ihm die gegen ihn erhobene Anklage.

„Ihr seyd also," begann der Gerichtspfleger nach Vorlesung derselben, „verklagt, anwesenden Kauf- und Handelsherrn Anton Rindfleisch, gebürtig aus Breslau in Oesterreich, im Gasthaus zum weißen Adler hierorts bei nächtlicher Weile sein Hab und Gut, bestehend in 4000 Pistolen Gold, entwendet zu haben. Was habt Ihr, Verklagter, darauf zu erwiedern?"

„Ich habe darauf zu erwiedern, daß diese Anklage, die auf Erden ihres Gleichen nicht hat, von Anfang bis zu Ende erlogen ist."

Meister Andreas sprach diese Worte langsam und sicher. Seine Blicke ruhten dabei völlig unbefangen auf den Richtern.

„Bedenkt wohl," begann der Gerichtspfleger von Neuem, „daß jedes Verbrechen an den Tag kommt, und daß auf dem, welches Ihr begangen haben sollt, der Tod als Strafe steht."

„Meine Herren Richter," entgegnete Steffens nach einer kurzen Pause des Schweigens, „Ihr seht, ich bin ein alter Mann, und Gram und Strapazen haben mich an's Grab gestellt. Derohalben würde es mir übel anstehen, wollt' ich mich jetzo mit schwerer Lüge belasten. Der Mann, so mich unter die Klage dieses großen Vergehens gestellt hat, fügt eine Bosheit zur andern; Gott, der Herzen und Nieren prüft, weiß allein warum. Er verführte meine Tochter, mein einzig, herzig Kind, und brachte sie, da er sie schnöd verließ, in den Leumund einer Hexe, also daß sie daheim in finsterm Kerker schmachtet, das liebe, gute Kind!"

Als Meister Andreas bis hierher gesprochen, brach er in Thränen aus und konnte vor lautem Schluchzen nicht weiter sprechen. Erst nach mehreren Minuten vermochte er fortzufahren:

„Ich reiste dem Verführer nach, um sein Herz zu rühren, auf daß er mein Kind rette, und wie ich, matt bis auf den Tod, anlange, tritt er mir entgegen mit dem schrecklichen Rufe: „Greift den Dieb!" Man schlug mich, trat mich mit Füßen und schleppte mich in's Verließ zu eklem Gethier!" — Er sprach die letzten Worte im Feuer heiliger Entrüstung und sank erschöpft auf die Anklagebank zurück.

Der Gerichtspfleger wendete sich gegen Anton: „Ankläger, beharrt Ihr bei Eurer Beschuldigung?"

„Ja, ich beharre," antwortete Anton Rindfleisch trotzig.

„Und habt Ihr Zeugen, Eure Anklage zu erhärten?"

Anton besann sich einen Augenblick und blickte um sich, als vermisse er Jemand.

„Mein Diener," sprach er dann etwas kleinlaut, „wird bezeugen, daß Meister Steffens allein der Dieb seyn kann. Es befremdet mich, daß er nicht hier ist."

„Gerichtsfrohn, man soll den Diener alsogleich herbeiholen!" befahl der Gerichtspfleger.

Digitized by Google

Der Frohn entfernte sich.

„Einstweilen," so fuhr der Pfleger fort, „beschwöre der Ankläger auf die heilige Hostie die Wahrheit seiner Anklage."

Anton Rindfleisch ward bleich und zitterte, aber er schwur.

Inmittelst kehrte der Frohn mit der Anzeige zurück, „der Diener Antons habe die Stadt heimlich verlassen, ohne daß Jemand eine Spur seines Verbleibens anzugeben wisse."

Da sprang Meister Andreas von seinem Sitze auf und gerieth in heftige Bewegung.

„Der Jude Löw!" rief er: „er ist der Dieb, das schändliche Werkzeug böser Pläne! Er ist der Dieb, kein Anderer!"

Eine lange Pause entstand. Dann erhob sich der Gerichtspfleger und sprach feierlich: „Wir haben ein Gesetz, darnach soll ein Dieb, dessen Schuld vom Ankläger beschworen ist, ohne daß sonst ein Belastungszeuge vorhanden oder der Angeschuldigte sich reinigen kann, zwar vom Leben zum Tode gebracht werden, aber es soll der Ankläger gehalten seyn, selbst und auf eigene Kosten den Henker zu bestellen, im Fall er jedoch einen solchen im Umkreis einer Meile nicht findet, soll er das Rachterichteramt eigenhändig übernehmen. Wenn er sich dessen weigert, soll er selbst als Meineidiger und falscher Ankläger den Tod des Schwerts erleiden. Sobald dieses Gesetz hier in Kraft seyn soll, haben die Schöffen des Gerichts sich zu erheben."

Sämmtliche Beisitzer erhoben sich von ihren Sitzen, wie sie das vielleicht vorher schon viele Male gethan hatten.

„Es ist in Kraft!" erklärte der Gerichtspfleger. „Man führe den Delinquenten in's Verließ zurück. Ankläger, Ihr habt drei Tage Zeit und sollt unter Bewachung umhergehen, einen Nachrichter zu suchen. Schafft Ihr ihn bis zum dritten Sonnenuntergange nicht an die Säule des Magistratsgerichts, so sollt Ihr beim vierten Sonnenaufgange selbst sein Amt führen; wonach zu achten."

Der Pfleger winkte. Zwei Vögte nahmen den todtenbleichen und an allen Gliedern zitternden Anton in die Mitte und schritten mit ihm aus dem Saale.

Welch' schreckliche Wendung der Dinge für den verhätschelten und verweichlichten Patrizierſohn? Bisher im Glück und in der Gemächlichkeit des sorglosen Wohllebens erzogen, sah er sich plötzlich in eine sorgen- und qualvolle Nothwendigkeit versetzt. Von seinem großen Vermögen war ihm kaum so viel gebileben, daß er wenige Tage kärglich leben konnte. Dazu kam der durch das Gesetz und den Mund harter, unerbittlicher Richter ausgesprochene Zwang und die fast greifbare Gewißheit, daß er diesem nicht genügen könne, ohne selbst das blutige Nachrichterschwert in die Hand zu nehmen und — einen Mord zu begehen! Ja, einen Mord, denn seine Ueberzeugung von der Schuld des Meisters Andreas war seit dem räthselhaften Verschwinden des verschmitzten Juden wankend geworden. So geißelten ihn rastlos die widersprechendsten Gefühle. Ohne einen Bissen Brod oder Tropfen labenden Getränks über die Lippen zu bringen, rannte er umher, einen Henker zu suchen. Er bot Geld, aber er vermochte es nicht zu zahlen. Hier beantwortete man seine Versuche mit gemeinem eigennützigem Hohn, dort mit Entsetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Spieler.

(Schluß.)

Ein Zeitgenosse O'Bearns und ein kaum weniger glücklicher Spieler war Raily. Auch er bewegte sich in den höchsten Zirkeln, wenn auch weniger durch Geist, als durch seinen maßlosen Aufwand glänzend. Eins seiner denkwürdigsten Abenteuer erlebte er in Moskau.

Vor seiner Wohnung, unfern der Marschallsbrücke, hielt eines Morgens ein prachtvolles Viergespann. Ein Herr in altrussischer Tracht, von höchstens dreißig Jahren, mit überaus einnehmender Gesichtsbildung, augenscheinlich den höheren Ständen angehörend, steigt aus, und erscheint mit allen Manieren eines Mannes von Welt und Bildung vor Raily. Nachdem die ersten Höflichkeitsbezeigungen vorüber waren, theilte der Fremde Raily mit, daß ihn eine Sache von außerordentlicher Wichtigkeit für ihn selbst hergeführt, daß er jedoch, möge nun seine Bitte erfüllt oder verweigert werden, ihm vor Allem die Zusage geben müsse, über das Ganze das tiefste Schweigen zu beobachten.

Raily, dem der junge Mann Interesse einflößte, versicherte ihn unbedenklich seines Schweigens und Dieser erzählte, daß sein Name Swerkoff Fedorowitsch und sein Stand der eines Kaufmanns erster Klasse zu Tula sey.

Raily's Ruf als glücklicher Spieler hatte ihn zu diesem Besuche veranlaßt, und der Engländer begann zu glauben, daß das ganze Geheimniß in einer Spielpartie, mit ihm als Gegner, bestehen werde.

Digitized by Google

„Sie irren," entgegnete der Russe, „ich kenne kein einziges Spiel. Meine Mittheilung betrifft einen Versuch, von dessen Erfolg mein ganzes Lebensglück abhängen wird. Im Vertrauen auf Ihren hochherzigen Charakter bin ich gekommen, um in Ihre Hände das höchste Gut des Menschen — meine Freiheit zu legen."

Rally's Theilnahme für den jungen Mann wurde durch dessen leidenschaftliche Worte noch gesteigert.

„Ich bin ein Sklave," fuhr der Kaufmann fort, „und Ihrem Edelmuth und Ihrem Glück will ich es anheimstellen, diese Erniedrigung von mir zu nehmen."

Swerkoff's Eigenthümer war Graf K., Offizier der Adelgarde und nebenbei ein Mann, der durch seine Verwegenheit, seinen Aufwand und seine Anmaßung die tollsten Spieler in Erstaunen versetzte. Rally traf häufig mit ihm zusammen, und auf diesen Umstand baute der Russe seinen Plan.

Der Vater des Leibeigenen stand bei des Grafen Vater, der auf seinem Gute bei Orel lebte, in so hoher Gunst, daß Dieser ihm bei seinem Tode eine ziemlich bedeutende Summe hinterließ. Mit diesem kleinen Vermögen legte der alte Swerkoff einen Handel mit Pelzwerk an, und nach und nach wuchs sein Wohlstand zu einer bedeutenden Höhe, und sein Hauswesen hielt damit gleichen Schritt. Die Erziehung des Sohnes übernahm ein französischer Edelmann, den die Revolution aus seiner Heimath vertrieben, und der im Hause des Kaufmanns gastliche Aufnahme gefunden. Bei seiner späteren Rückkehr suchte er den jungen Mann zur Flucht zu überreden, um sich der Leibeigenschaft zu entziehen, allein dazu ließen es dessen Eltern- und Vaterlandsliebe nicht kommen; noch mehr bewog ihn die Liebe zu einer jungen Freien, diesem Vorschlag nicht zu folgen. An ein Loskaufen war nicht zu denken, da fast alle moskowitischen Herren den Grundsatz hatten, selbst um den höchsten Preis nicht in die Freilassung eines ihrer Sklaven zu willigen, obgleich Swerkoff, dessen Reichthum sich durch glückliche Spekulationen nach seines Vaters Tode um ein Bedeutendes vermehrt, eine hohe Summe für seine Freiheit geboten haben würde. Graf K. war ein leidenschaftlicher Spieler, und Feodorowitsch's Plan ging dahin, daß Rally den Grafen veranlasse, mit ihm um das kleine Dorf an der Wolga zu spielen, in welchem der Bittsteller wohnte. Zu diesem Zwecke stellte er dem Engländer jede Summe zur Verfügung. Rally war leicht gewonnen, und bald fand sich eine Gelegenheit, das Unternehmen ins Werk zu setzen.

Graf K. hielt eines Abends beim Pharao, ein damals in Moskau sehr beliebtes Spiel, die Bank. Rally's Verlust belief sich bereits auf fünfzigtausend Rubel. Es währte indeß nicht lange, so wendete sich das Blatt, und das Glück begünstigte den Engländer so, daß er Jenem Alles, was er gewonnen, und noch weit mehr abnahm. Und doch zeigte Graf K. noch keine Neigung, das Spiel zu enden. Dies war der günstige Moment. Mit der Schlauheit eines Hofmannes brachte Rally den Edelmann dahin, sein Gut an der Wolga gegen seinen Gewinn einzusetzen, und zehn Minuten später war Rally Eigenthümer des Dorfes.

Der dankbare Russe vergalt den Dienst mit einem Souvenir, in dem sich eine Million Rubel in Papier befand.

Wenige Jahre nachher starb Rally in Paris den Hungertod. **Sic transit gloria mundi!**

Mannigfaltiges.

Im Fauteuil. Die französische Literatur hat ein wunderliches Buch zu Tag gefördert. Wir wollen unsern Leserinnen nicht vorenthalten, was der Verfasser desselben, Herr Dente, von den Frauen denkt. Die Blätter, welche eine so schwere Anklage gegen das weibliche Geschlecht erheben, führen den Titel: „Die Liebe der Frauen zu dummen Menschen." „Es ist eine allgemein anerkannte Thatsache," sagt der Pamphletist, „daß die Frauen sich vortrefflich auf Stoffe, Perlen, Spitzen verstehen und daß, wenn sie ein Band wählen, man wirklich zu dem Glauben verführt wird, sie haben für diese Wahl die unabweislichsten, geheimnißvollsten Gründe. Und von dieser Gabe ausgehend fragten sich die Philosophen, ob sie eine ebenso ernste Sorgfalt auch auf die Wahl eines Geliebten oder Gatten verwenden. Der größte Theil der großen Männer, welche die Erfahrung zu Rathe zogen, mußte die Frage mit Nein beantworten." So hebt der Verfasser an und sucht dann durch historische Beispiele und Thatsachen der täglichen Erfahrung zu beweisen, daß die Frauen die dummen Männer den Männern von Geist vorziehen, und um diese Wahl zu erklären, die auf den ersten Anblick ziemlich seltsam erscheinen kann, behauptet er, daß in Dingen der Liebe die zwischen dem dummen und geistreichen Manne aufgestellte Parallele immer zu Ungunsten

des Letzteren ausfalle. „Der Mann von Geist gibt sich den seltsamsten Illusionen hin. Er sieht in den Frauen Wesen von einer höheren Natur als die seine, oder vielmehr, er leiht ihnen seine Ideen, er unterschiebt ihnen sein Herz, er denkt sie sich des Großen, des Edeln fähig wie er. Er bildet sich ein, daß es, um ihnen zu gefallen, Eigenschaften bedürfe, die über dem Gewöhnlichen stehen. Von Natur schüchtern, übertreibt er in ihrer Gegenwart noch seine Zurückhaltung. Respektvoll bis zur Furcht, wagt er es nicht, seine Liebe in Worten auszudrücken, er gibt sie nur durch eine Reihe von zarten Aufmerksamkeiten zu erkennen..... Der Dumme dagegen hat Vertrauen zu sich selbst, er ist keck, unbescheiden, zudringlich. Das gefällt den Frauen, das unterwirft sie. Der Mann von Geist, wenn es ihm selbst gelungen, Liebe zu erringen, genießt keines ungetrübten Glückes. Erstaunt über sein Glück, sucht er sich Rechenschaft darüber zu geben, statt ganz der Freude zu leben. Er fragt, warum und wie man ihn liebe, ob er eine Nothwendigkeit oder ein Zeitvertreib sey; und ob man ihn auch seiner selbst willen liebe. Er ist erfinderisch darin, sich Qualen zu bereiten. In einem Blick, in einem Worte, in einer Bewegung findet er tausend feine Nüancen, sobald es sich darum handelt, sie gegen sich zu deuten. Der Dumme ist immer zufrieden und ruhig. Er ist zu eitel, um an dem Eindruck zu zweifeln, den er macht. Der Mann von Geist aber steht in der Liebe eine große und ernste Sache. Er beschäftigt sich damit wie mit dem wichtigsten Interesse seines Lebens, ohne Zerstreuung, ohne Rückhalt. Er kann darüber einige seiner männlichen Eigenschaften einbüßen; aber nur um an Entsagung, Hingabe und Güte zu gewinnen..... Welche Hölle, wenn das Unglück ihn auf eine schöne, aber treulose Frau, auf eine Coquette, aber ein frühreifes Mädchen fallen ließ! Er muß namenlos leiden unter ihren Treulosigkeiten; aber er wird sie mit der Gebrechlichkeit und Schwäche ihres Geschlechtes erklären, oder er sinkt zu ihr herab und stürzt mit geschlossenen Augen in den Abgrund, wohin es ihn unwiderstehlich zieht, ohne daß der Tadel, der Ehrgeiz, die Sorge für sein Glück ihn an- und aufhalten könnten. Der Dumme ist nur aus Berechnung eifersüchtig, reizbar aus Gründen, er macht eine grausame Gleichgiltigkeit zu seinem Aushängeschild; er herrscht, macht sich gehorchen, indem er widerwärtig wird, und flößt zuletzt eine aufrichtige Liebe ein, indem er trotzt. Der Mann von Geist aber flößt den Frauen durch seine Art zu seyn einen geheimen Widerwillen ein. Seine Schüchternheit setzt sie in Erstaunen, seine Zartheit macht sie verlegen, seine Auszeichnung demüthigt sie....."

Die Kölner Zeitung wünscht dem neugebornen Prinzen die Nase Friedrichs des Großen und sagt: „Was ist denn daran Rares?" wird vielleicht die junge Mutter denken, die von der Nase des alten Fritz, dessen Angesicht auf den Thalerstücken fast nur mit zwei Strichen abgezeichnet ist, wohl keine besonders günstige Vorstellung haben mag. Es hat aber mit dieser Nase eine besondere Bewandniß, und wir wollen uns erlauben, die kleine Geschichte zu erzählen. Dem alten Könige wurden einstens Zumuthungen gemacht, die ihm nicht gefielen. Er pflegte wohl selbst einiger Maßen dreiste Zumuthungen zu stellen, z. B. an Maria Theresia, war aber kein Freund von Erwiederungen. „Seh' Er sich einmal meine Nase an," sagte er verdrießlich; „meine Nase, denk ich, sieht nicht darnach aus, als ob ich darauf spielen ließe!"

In Berlin erzählt man sich folgende Anekdote: Als man kürzlich von der Tegel her Kanonenschüsse vernahm, und Viele glaubten, daß dies bereits die sehnlichst erwarteten, die Entbindung der Prinzessin Friedrich Wilhelm verkündenden Salven seyen, blieb ein Straßenjunge am Potsdamer Thore stehen und zählte mit höchster Spannung die Schüsse. Als er bis zur Zahl Neunzehn gekommen war, verstummten die Kanonen, und er rief enttäuscht aus: „Herrjes, nich mal en Mächen!" Bekanntlich kündigen 48 Schüsse die Geburt einer Prinzessin, 101 die eines Prinzen an.

Wenige Menschen machen falsches Geld. Gutes Geld macht aber desto mehr falsche Menschen.

So lange der Mensch jung ist, will er auf Niemand hören, und wenn er alt ist, will Niemand auf ihn hören.

Palindrom.

Vorwärts gelesen aus Knochen entstanden,
Rückwärts ein Gruß in gar vielen Landen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 24. Freitag, 25. Februar 1859.

Erste und letzte Liebe.

Die erste Liebe ist die erste Rose,
Gepflückt als unsers Herzens Frühlingsbote,
Ein Freilos, nicht wie and're Liebeslose,
Gewinnst ist sicher, sagt das Blatt, das rothe,
Damit dir sicher auch dein Herz stets bliebe,
Das du hast eingesetzt im Spiel der Liebe.

Und fällt dir eine Rose von dem Stengel,
So schwellen frische Knospen dir am Strauche;
Die Jugend ist der Liebe Rosen-Engel,
Sie wimmeln aus der Brust von ihrem Hauche;
Der junge Strauch muß neue Rosen bringen,
In's junge Herz muß neue Liebe dringen.

Die erste Lieb' ist Frühling der Gefühle,
Es liegt dem Herzen noch ein Sommer offen;
Kränkt die Geliebte dich durch ihre Kühle,
Du darfst dann auf die spät're Gluth doch hoffen;
Wenn sie als Blüthe streng sich dir entzogen,
Vielleicht wird sie als Frucht dir einst gewogen.

Die erste Liebe ist die Morgenstunde,
In der das Herz erwacht aus seinem Schlummer;
Das Gold der Hoffnung bringet sie im Munde,
Sie fühlt gerüstet sich zu Streit und Kummer;
Sie fühlt gerüstet sich zu Ungewittern.
Ein Herz, das liebt, das lebt ja stets im Zittern!

Die erste Liebe ist die erste Frage
Des Herzens an den Inhalt dieses Lebens;
Und ob es werth der Freuden und der Klagen,
Und ob es werth des Duldens und des Strebens,
Und nur das Herz, das wir in Lieb' umfahen,
Kann diese Frag' verneinen und bejahen.

Die erste Lieb' ist reich an Wort' und Zeichen
Zum Austausch der Empfindung und Verständniß;
Dem frohen Hoffen muß das Zagen weichen,
Dem Eindruck folget muthig das Geständniß;
Ein Blick, ein Wort, ein kleiner Strich im Sande,
Es wird zur Sprache in dem Liebeslande.

Die letzte Liebe ist die Spätherbstblume,
Erglüht in Lebens höchsten Sonnenstrahlen,
In der sich, zu des Herbstes Preis und Ruhme,
Der Farben allergluthenreichste malen;
D'rum letzte Lieb', des Herzens Letztgeborne,
Bleibt liebste Lieb' und Lieb' die Auserkorne!

Die letzte Liebe ist der Perlen letzte,
Die unser Herz bewohnt auf seinem Grunde,
Weil es zu leicht die andern alle schätzte,
So geizt es nun mit diesem letzten Funde;
Schließt über diesen letzten Schatz der Liebe
Die Lippen zu, daß unentdeckt er bliebe!

Die letzte Lieb' ist schweigsam und verschlossen,
Daß die Erwählte nimmer sie errathe;
Vertraut ihr Leid und Weh nicht den Genossen,
Geht sinnend mit dem eignen Schmerz zu Rathe
Und den Gedanken selbst will sie verargen,
Daß sie den Herzenswunsch ihr nicht verbargen!

Und letzte Lieb' ist arm an Wort und Zeichen
Zum Austausch der Empfindung und Geständniß;
Und Wunsch und Hoffnung nöthigt sie, zu weichen,
Sich selber nicht gesteht sie das Geständniß;
Kein Blick, kein Blatt, kein kleiner Strich im Sande
Wagt Sprache in dem Letzten-Liebes-Lande!

Weil letzte Liebe lebet so bescheiden,
Weil letzte Liebe lebet so voll Demuth,
Weil letzte Liebe still in ihren Leiden,
Weil letzte Liebe fromm in ihrer Wehmuth,
Weil letzte Lieb' nicht Liebe heischt entgegen,
Drum dulde letzte Lieb' auf deinen Wegen!

Digitized by Google

D'rum dulde letzte Lieb' auf deinen Wegen,
Bis erste Liebe hat dein Herz empfunden,
Dann fühl' das wonnigsüße Regen,
Wenn du im Siege selbst wirst überwunden!
Und letzter Liebe Lust wird dir erzählen,
Wie letzter Liebe Leid das Herz kann quälen!

Die Nemesis.

(Fortsetzung.)

Die Frist war zu kurz, als daß Anton sich an seinen Vater hätte wenden können. Fast schien es, als hätte das seltsame Gesetz diesen Fall vorgesehen und ihn vermeiden wollen. In der Fremde, inmitten eines viehisch rohen Volkes, fand er keinen Freund. Die Sonne wendete sich zweimal und Anton war rathlos und hilflos wie zuvor. Hinter ihm aber standen als gräßliche Mahner gleich Henkern mit dem Schwert unter dem rothen Mantel die beiden Häscher. Die Sonne wendete sich zum drittenmale, Anton hatte keinen Nachrichter gefunden. Die Nacht brach ein. Er wälzte sich verzweifelnd auf seinem Lager, während Meister Andreas ruhig betend entschlummerte. Da siegte endlich die in seinem weichen Charakter begründete Liebe zum Leben. Er faßte den Entschluß, das Nachrichteramt zu übernehmen und dadurch zugleich einen lästigen Zeugen seiner Unthat und seiner Demüthigung aus dem Wege zu schaffen.

Morgens sieben Uhr wurden Beide, der Delinquent und der Ankläger, aus ihren Behältnissen geführt. Anton schauderte vor dem Anblick des Schaffots, Meister Andreas schritt mit ernster Ruhe darauf zu. Sein weißes, unbedecktes Haupt sprach anklagend gen Himmel. Eine große Volksmenge harrte neugierig des tragischen Schauspiels, daß ein Angeklagter den Nachrichter in seinem Ankläger finden sollte. Viele murrten schon vor dem Anblick der kläglichen Gestalt dieses Nachrichters. Der entscheidende Moment kam; Anklage und Urtheil wurden nochmals verlesen. Ruhig ließ sich Meister Andreas fesseln und bat, nachdem er den Delinquentensessel eingenommen, vergeblich um die Gunst, seinem Henker bei der Prozedur frei in's Gesicht schauen zu dürfen. Man verband ihm die Augen und entblößte seinen Hals. Ein Scherge drückte Anton das schwere Richtschwert in die Hand. Er zitterte wie Espenlaub, aber hinter ihm stand noch Einer im rothen Mantel, jeden Augenblick in Bereitschaft, das Urtheil an ihm selbst zu vollstrecken, das er am eigentlichen Delinquenten zu vollziehen säumen würde. Dieses Bewußtseyn lieh Anton die Kraft der Verzweiflung. Fünf Trompeter schmetterten eine Fanfare in die Lüfte, das Zeichen des beginnenden Gerichts. Kalter Schweiß rann in großen Tropfen von Antons Stirne. Der abgeordnete Schöffe winkte ihm mit seinem weißen Stabe. Da erhob er zitternd das Schwert, drückte die Augen zu und — schlug. In demselben Momente stürzte er ohnmächtig zu Boden. Er hatte den Meister nur matt in die Schulter getroffen.

„Bindet los!" befahl der Schöffe. „Dem Gesetz ist Genüge geleistet. Der Delinquent ist frei vom Arme des irdischen Gerichts." Das Volk murrte und jubelte. Meister Andreas wurde von Hunderten in stürmischem Triumph vom Schaffot getragen und in ein Wirthshaus gebracht. Man wusch seine Wunde mit Branntwein ein, so daß er bald vollständig wieder zur Besinnung kam. Jeder, auch der Roheste und Aermste beeiferte sich, ihm gefällig zu seyn. Vom Mitleid auf's Wärmste begrüßt, begab er sich schon nach vier Tagen auf den Heimweg, während Anton Rindfleisch in Fesseln geschlagen ward und mit dem milden Spruche davonkam, acht Tage lang jeden Morgen zwanzig Stockschläge sanna habit zu empfangen. Krank und hilflos, verachtet und moralisch niedergedrückt, trat auch er dann die Rückreise an, ohne vom ferneren Schicksal des Meisters Andreas einige Kenntniß zu besitzen.

4.

Zwei Tage nach der durch des Bürgermeisters Solberg Klugheit unterbrochenen Verhandlung über Katharinens Prozeß war diese mit ihrem Wächter spurlos verschwunden, und obschon dem Bürgermeister eine leise Ahnung sagte, daß sein eigener Sohn der heimliche Befreier seyn möge, so fand er doch für diese Vermuthung im äußeren Leben keinen Anhaltpunkt, da Reinhold nicht abwesend war und sich durch nichts verdächtig gemacht hatte. Beide Parteien warfen sich nun gegenseitig vor, Katharinens Flucht befördert zu haben, ja die Freunde Solbergs gingen weiter und behaupteten gerade heraus, Katharinens Feinde hätten diese durch den Wächter heimlich tödten lassen, Letzteren dann belohnt und in ein fremdes Land gehen heißen. Diese Beschuldigung fand im Volke bald so lauten Anklang, daß es zu wahren Katzbalgereien unter den hochedlen Patriziern kam. Inmitten der Aufregung, welche sich in Folge dessen der Bewohnerschaft Breslau's bemächtigt hatte, erschien Meister Andreas wie eine Gestalt des Grabes und erzählte sein beispielloses Abenteuer laut und ungescheut.

Digitized by Google

Neue Aufregung, neue Verlegenheit einerseits, Schadenfreude andrerseits. Dem Bürgermeister und seiner Parteischaft gab das von Meister Andreas erzählte Ereigniß eine mächtige Waffe gegen Salomon Rindfleisch und seine Clique in die Hand.

Es dauerte gar nicht lange, so lief auf Windesflügeln die Botschaft durch die Gassen, Anton Rindfleisch habe, um auch den Vater des verführten Mädchens aus der Welt zu schaffen, diesen vor fremden Richtern fälschlich des Diebstahls beschuldigt, dann einen Meineid geschworen und, um Geld zu ersparen, eigenhändig den Henker gemacht. Die Wirkung dieser Erzählung, von Hunderten mit heißer Gier weiter getragen und entstellt, war gräßlich. Man glaubte Räuber, Mörder und Meineidige unter den Patriziern zu erblicken und der Name Rindfleisch, sonst so hoch geschätzt und gefürchtet, ward der Verachtung und dem Fluche preisgegeben.

Die erste praktische Folge dieser Operationen war die Rückgängigmachung der Verlobung zwischen Anton und Nanette Herrwich — ein großer Triumph für den Bürgermeister, der nun seinen störrischen Reinhold wieder ganz freundlich behandelte, um ihm zum Freien guten Muth zu machen.

Der alte Rindfleisch gab eine Fete nach der andern, um seinen Anhang nicht lau werden zu lassen und im Getümmel die alte stolze Gleichmüthigkeit zu zeigen, was ihm freilich nicht immer gut gelang. Noch hoffte er durch einen günstigen Umstand die öffentliche Stimme Lügen zu strafen und zum Schweigen zu bringen, durch Antons Rückkehr, die sein Uebermuth sich vornehm glänzend vorstellte. Aber welche Enttäuschung harrte seiner!

Eines Tages brachte ein Haufe Proletarier seinen Sohn, hager und elend, zerlumpt und bloß, einem Bettler gleich. Sie hatten ihn so an der Landstraße gefunden, nahe am Verschmachten. Wäre Anton in solcher Verfassung mitten in der Nacht unerkannt und ungesehen einpassirt, der stolze Senator würde sich zu fassen gesucht haben; aber so, inmitten des Pöbels, der sich nicht durch eitles Gold Schweigen auflegen ließ, seinen einzigen Sohn, sein Herzblatt als Bettler erscheinen zu sehen, das schlug ihn nieder. Er warf sich athemlos auf seinen Sammtsessel und schloß die Augen vor Scham, als Anton erzählte. Und das frohe Volk rannte davon und trug die neue Hiobspost im Gaudium von Haus zu Haus. Den Bürgermeister rührte vor Vergnügen fast der Schlag. Er versammelte sogleich seine Freunde und berathschlagte mit ihnen. Man vereinigte sich dahin, in einer offenen Rathssitzung zu beantragen, daß derjenige, welcher ein Henkeramt ausgeübt und einen Meineid geleistet habe, für ehrlos erklärt, und Jeder, der mit ihm verkehre, als geschändet und unfähig zu erachten sey, ein bürgerliches Gewerbe zu treiben oder ein städtisches Amt zu verwalten. Dieser Antrag, zum Beschluß erhoben, soll gemeine Giltigkeit haben und sofort in Kraft treten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Kaiser von Haiti Faustin I. (Soulouque) ist 1788 auf St. Domingo geboren. 1803 nahm er Theil an dem Aufstande der Neger gegen die Franzosen und wurde später der Lieblings-Adjutant des Präsidenten Boyer. Während der Präsidentschaft Herards zum Oberst ernannt, wurde er von Guerier zum Brigade-General und von Riche zum Divisions-General ernannt. Am 1. März 1847 wurde er zum Präsidenten erwählt und ließ sich am 26. August 1849 zum Kaiser proklamiren. Faustin ist durchaus kein gewöhnlicher Mensch; während seiner Verwaltung machte das Volk von Haiti unbestreitbar wesentliche Fortschritte und sein, so oft lächerlich gemachtes und als verbrecherisch geschildertes Leben bietet Züge eines wenig gewöhnlichen Edelsinnes. Soulouque war Sklave eines französischen Kolonisten, dessen Peitsche mehr als einmal blutige Spuren auf dem Antlitze des jungen Negers hinterließ. Viele Jahre verstrichen; der Sklave war Kaiser geworden; der greise Kolonist war verarmt. Eines Tages sah der Greis den Kaiser in sein Haus treten und glaubte er komme, die Demüthigung des Sklaven zu rächen. Wie sehr aber staunte er, als er Faustin I. zu seinen Füßen stürzen und ihn ausrufen hörte: „Vor Ihnen, mein Herr, bin ich nicht der Kaiser von Haiti, ich bin der Sklave Faustin, der sich glücklich schätzt, von Ihnen umarmt zu werden und Sie die Gaben annehmen zu sehen, durch welche er sie ehren und die Tage Ihres Lebens versüßen möchte."

Das Theater in Pera ist seit einem Monat, mit Ausnahme des Montags, jeden Abend geöffnet, und jeden Abend halten vor dem Portale desselben und die Straße entlang dreißig bis vierzig und noch mehr türkische Equipagen und fast eben so viele Reitpferde. Dasselbe ist an den Tagen der Vorstellungen im sogenannten Cirque Impérial

Digitized by Google

des Franzosen Soulier der Fall, und hier wie dort geben junge und alte Osmanen ihren Enthusiasmus kund. Coiffuren und Diamanten, Bouquets mit Brillantringen und ähnliche kostbare „Gedenkemeins" fliegen Sängerinnen, Reiterinnen und namentlich Tänzerinnen zu. Unsre Dandies und Lions — namentlich aber Armenier und Griechen — bleiben in dieser Galanterie nicht zurück, und so lief unsere Primadonna-assoluta bei Gelegenheit ihrer Benefizvorstellung buchstäblich Gefahr, von Kränzen, Bouquets, Kopfputz, Bonbons, Gedichten u. dgl. todtgeworfen zu werden. Als Kuriosum dürfte wohl Erwähnung verdienen, daß ihr unter Anderm allein siebzehn Coiffuren, ein Shawl und vier Brillanten zugeworfen wurden. — Für Bühnensängerinnen doch eine sehr beachtenswerthe Sitte, um so mehr, als sie bald vorübergehen wird.

Gesichter. Es liegt ein wunderbarer Zauber im Gesichte: das ganze Interesse des Lebens hängt vom Gesichte ab. Es läßt sich gar nicht denken, was wir ohne Gesichter thun würden; wir haben nicht die mindeste Sympathie mit lebenden Wesen, die keine Gesichter besitzen: von Tausenden würde keiner, ausgenommen ein Fleischer, im Stande seyn, einem Lamme das Messer in den Hals zu stoßen, ein so unschuldiges Gesicht hat es; aber Austern schlachtet man erbarmungslos und reißt sie ohne das geringste Gefühl aus ihren Schaalen; sie haben keine Gesichter, obgleich sie Bärte haben; sie vergießen keine Thränen, sie stoßen keinen Schrei aus und deßhalb hat man kein Mitleid mit ihnen. Wenn Shakspeare von den Thränen spricht, die über das Gesicht des Hirsches rollen, so sind wir selbst beinahe zu Thränen gerührt; und wenn Aale solche Gesichter hätten wie Meerjungfrauen, so gäbe es kein Fischweib, die es über sich brächte, einem von ihnen die Haut über den Kopf zu ziehen; aber diese armen Thiere sehen sich an beiden Enden so ähnlich, daß sie Niemand bemitleidet. Niemand hat diese Sympathie mit dem Gesichte aber trefflicher aufgefaßt, als Shakspeare im Julius Cäsar, wenn Marc Anton sagt:

„Aus Deinen Wunden prophezeih' ich,
„Die wie ein stummer Mund die rothen Lippen
öffnen;"

während Ovids blutende Bäume so wenig Sympathie erregen als gezogene Aale, sie haben kein Gesicht!

Die Eigenthümlichkeiten und Originalitäten erstrecken sich in Amerika auf Manches, was bisher doch nach einer gewissen Form geregelt wurde, so z. B. auf die Vornamen. In einer Familie in Detroy heißen die Söhne: Ein Stickney, Zwei Stickney, Drei Stickney, die Töchter: Erste Stickney, Zweite Stickney, Dritte Stickney. In einer andern Familie sind die drei ältesten Söhne „Jedoch," „Nochmals," „Ebenso" benannt und hat der Vater sich vorgenommen, wenn noch mehr Söhne geboren werden sollten, diese „Immermehr," „Dennoch," „Ungeachtet" zu nennen. Zu Philadelphia gab ein Vater seinem Sohne in der Voraussetzung, daß dies das letzte ihm geborene Kind seyn werde, den Namen „Ende," seine Vorrechnung traf aber nicht ein, es folgten noch mehrere Sprößlinge, die nun „Anhang," „Appendix" und „Supplement" genannt wurden.

(Ein Wort zu seiner Zeit.) Friedrich Schlegels Frau, bekanntlich eine Tochter Moses Mendelssohns und Mutter des Malers Veit aus erster Ehe, war in ihrer zweiten Ehe eine sehr thätige Schriftstellerin. In spätern Jahren verzichtete sie auf alle literarische Thätigkeit und widmete sich ganz und gar häuslichen weiblichen Arbeiten. Sie war just mit dem Nähen eines Hemdes beschäftigt, als ein Freund sie besuchte und fragte, warum sie die Feder mit der Nadel vertauscht habe. Sie antwortete: „Es gibt schon zu viel Bücher in der Welt; aber ich habe noch nicht gehört, daß es zu viel Hemden gebe!"

Frankfurt, 16. Febr. Gestern fand ein Kind mittelloser Eltern von Sachsenhausen auf öffentlicher Straße einen auf circa 5000 fl. lautenden Wechsel, den es seinem Oberlehrer an der Dreikönigsschule einhändigte. Dieser, nachdem er den Namen des Eigenthümers, eines hiesigen Kaufmanns, aus dem Inhalt ersehen, couvertirte das Werthpapier und schickte das ehrliche Kind mit dem Brief zur Abgabe an die betreffende Adresse. Hier zeigte es sich nun wieder recht schlagend, wie die Ehrlichkeit immer ihren Lohn findet, wenn auch manchmal nur in sich selber. Der von der Edelthat des Kindes tief gerührte Kaufmann, dem durch den Verlust desselben ein bedeutender Nachtheil erwachsen seyn würde, griff sofort in seine Kasse und gab dem Kinde die Geldsumme von — „neun Kreuzer" — als Finderlohn. Eine solche Hochherzigkeit verdient öffentliche Belobung.

Auflösung des Palindroms in № 23:
Eva. — Ave.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 25. Sonntag, 27. Februar 1839.

Die Nemesis.

(Fortsetzung.)

Die verhängnißvolle Rathssitzung ward anberaumt und Salomon Rindfleisch, welchem das Gerücht von dem gegen ihn beabsichtigten Schlage zugetragen ward, beschloß, alle seine Kraft aufzubieten und selbst zu erscheinen, um jenen Schlag abzuwenden. Er besuchte seine Anhänger. Aber Frau Fama hatte ihre häßliche Arbeit schon gethan. Er fand Achselzucken und laue Gesichter. Der Haß und Abscheu gegen ihn und seinen Sohn war zu allgemein, als daß selbst seine besten Freunde darüber ganz mit Mißachtung hätten hinwegsehen können.

Wer es noch aufrichtig mit ihm meinte (und derer waren wenige), der vertröstete ihn auf die günstige Stimmung der Mehrzahl des Raths. Unter diesen Aspekten kam der Sitzungstag. Die Sitzung begann mit bösen Vorzeichen. Man zog sich vom Senator Rindfleisch zurück wie vor einem Pestkranken. Der alte verknöcherte Patrizier war erschüttert, noch ehe der Kampf begann. Die Sitzung war stürmisch; einige dankbare Freunde des Senators führten scharfe Waffen, endlich aber konnte der Sieg nicht mehr zweifelhaft seyn. Salomon Rindfleisch ward aller seiner städtischen Aemter und Würden für verlustig, sein Sohn aber für infam erklärt und sammt dem Vater, sobald dieser mit ihm verkehre, für unfähig erachtet, in der Stadt Breslau ein ehrbares Gewerbe zu treiben. Da erhob sich der in das unnatürliche Verhältniß der Feindschaft gegen sein Kind hineingedrängte Senator von seinem Sitze, protestirte feierlich gegen die ihm widerfahrene Unbill und erklärte, daß er den Schutz des Kaisers Rudolph anrufen und nur unter diesem Schutze nach Breslau zurückkehren werde. Nach dieser Erklärung verließ er mit stolzer Haltung den Rath. Der Bürgermeister hatte des Triumphs genug. Er hob die folgenschwere Sitzung auf.

5.

Mit dem eben geschilderten Ausgange der Intrigue gegen die Coterie Rindfleisch war die ganze Bewohnerschaft Breslau's zufrieden; nur Meister Steffens hatte vergeblich alle Qualen eines vereinsamten Vaterherzens und gedemüthigten Menschen erduldet und Niemand gab ihm Auskunft über sein verlornes Kind. Die gegen ihn wie gegen seine Katharina verübten Verrätereien hatten ihn so mit Mißtrauen gegen alle Höheren erfüllt, daß er die Angabe des Bürgermeisters, seine Tochter sey aus dem Kerker entkommen, für eine leere Ausflucht nahm und immer noch glaubte, sein Kind schmachte im Verließ, oder sey das Opfer vornehmer Rohheit geworden, oder gestorben.

Seine Brust glühte im Gefühl der Rache gegen alle seine Beleidiger. Er trug sich mit kühnen Plänen, die noch wirr im Grunde seiner Seele ruhten, aber nur eines Anstoßes bedurften, um zur flammenden That zu werden. Beruhigen konnte und mochte er sich nicht. Aber er vertraute sich Niemanden an.

Zu derselben Zeit, als der Ex-Senator Rindfleisch, nachdem er sein plötzlich verödetes Haus verschlossen, mit seinem gebrandmarkten Sohne im Zorn die Stadt verließ, um das Schiedsgericht des Kaisers Rudolph anzurufen, wendete auch Meister Andreas Breslau im Groll den Rücken, in der Hoffnung, sich zu Prag Gerechtigkeit zu holen und eine andere Wendung der Dinge herbeizuführen. Jede sich ihm darbietende Gelegenheit, rascher zum Ziele seiner Wanderung zu kommen, benutzte er mit eifersüchtiger Hast, als fürchte er, der Brand seines Innern möchte verlöschen, noch ehe sein Zweck erfüllt. Vor Prags Thoren traf er auf einen Mann, der ein schwarzes Barret und den Rock

eines Gelehrten trug. Sein Angesicht war blaß und hohlwangig, zeigte aber das Gepräge äußerster Gutmüthigkeit und einer großen Seele in erquickender Klarheit. In Meister Andreas tauchte sogleich der Entschluß auf, diesen Mann, zu dem er sich magisch hingezogen fühlte, um die beste Manier zu fragen, wie er sich dem Kaiser nähern könne.

Der Gelehrte machte ein seltsames Gesicht, als Meister Andreas sein Verlangen zutraulich vortrug. Es ward dem schlichten Breslauer nicht recht klar, ob mehr bittre Wehmuth oder herber Spott in diesen Zügen lag, die vorher so still demüthig lächelten.

„Ihr wollt zum Kaiser, Alter? Erzählt mir doch, was Euch zu ihm führt."

Meister Andreas theilte dem Gelehrten Alles mit, was sein Herz belastete. Er sprach heftig erregt, oft mit rauher Härte. Nur einmal, als er seines verlorenen Kindes erwähnte, hatte er eine Anwandlung von Weichmüthigkeit zu bewältigen.

Der Gelehrte sah ihn groß an.

„Und mit solcher Energie, Alter," sprach er scharf betont, „kommt Ihr aus Eurem Breslau hierher, um Euch Hilfe zu erbetteln? O Mann, glaubt nicht, daß ich spotte, wenn ich Euch sage, daß Prag nicht die Stadt der Thaten ist. Ich kenne den Kaiser. Er hat nicht Zeit, sich um Euren Jammer zu bekümmern, ebensowenig wie er sich um den meinigen kümmert. Ich habe für ihn oft in die Sterne geschaut und bin dabei blaß und elend geworden. Geht nur heim und glaubt mir, der Kaiser hat nicht Zeit, Euch zu empfangen, er hat zu brüten und zu tändeln, und fährt wild auf, wenn Jemand ihm sagt, daß er Hilfe brauche oder hungere. Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen! Das, Alter, ist der beste Wahlspruch in diesen bösen Zeiten. Oder glaubt Ihr mir nicht, dann gehet hin und sehet. Mich kümmert's nicht, daß Ihr mich verklagt. Mein Herz ist müd zum Sterben."

„Ich glaube Euch, lieber Herr!" erwiederte Meister Andreas tief erschüttert und faßte des bleichen Mannes Hand. „Es reut mich jedoch nicht, daß ich Prags Thürme gesehen, da ich Euch gesehen hab'. Ihr müßt ein großer Mann seyn, aber auch groß Elend tragen."

Der Gelehrte wendete sich unsanft berührt ab und machte eine grüßende Bewegung.

„Ich werd' oft an Euch denken, lieber Herr," fuhr Meister Andreas fort, „aber vergönnt mir noch eine Bitte!"

„Sprecht sie aus, Alter; viel kann ich Euch nicht gewähren, denn ich bin durch kaiserliche Gnade blutarm," entgegnete der Gelehrte.

„Sagt mir Euren Namen, Herr, daß ich ihn bewahre!" bat Meister Andreas.

Der Gelehrte lächelte bitter. „Was sind Namen!" sprach er ironisch. „Sie ärgern Einen, wenn man sie sich im Kampfe mit den Mächten geschaffen hat, um dabei zu darben. Ich bin des Kaisers Sterngucker und Kalendermacher."

„Kepler!" rief Meister Andreas voll Verwunderung.

„Lebt wohl, Alter," versetzte der Gelehrte mild und schritt rasch von dannen.

„An den glaub' ich!" murmelte Meister Steffens. „Und nun frag' ich keinen Kaiser nach Mittel und Weg. Mein Ziel ist gesteckt. Wehe den Schurken daheim! Ja, hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen! das soll mein Spruch seyn, wonach ich mich hinfüro richte."

Er sprach's und wendete der alten Moldaustadt wieder den Rücken.

Anders verfuhr der alte Rindfleisch. Er hatte den Säckel mit Gold gefüllt und machte den Hofleuten große Geschenke, bis er sich eine Audienz bei Kaiser Rudolph erwirkt hatte. Schwach und mißlaunig, wie Letzterer war, nahm er die günstig ausgeschmückte Schilderung Salomons für lautre Wahrheit, und da er ohnehin die Stadt Breslau nicht wohl leiden mochte, so gab er ohne Besinnen den Befehl, einige Fähnlein auszurüsten und dem ausgestoßenen Senator zur Verfügung zu stellen.

„Wenn Er mir," sprach der Kaiser mürrisch zu Rindfleisch, „den störrischen Platz erobert, soll Er Bürgermeister werden und eine Gnadenkette haben."

Hocherfreut verließ der alte Patrizier die Audienz und träumte in seinem rachekochenden Herzen bereits vom glänzenden Einzuge in Breslau an der Spitze einiger hundert kaiserlicher Reiter. Er hüllte seine morschen Glieder in kriegerisches Gewand und ritt an der Spitze der Söldner, doch hielt sein an alle Bequemlichkeiten eines luxuriösen Lebens gewöhnter Körper diese Strapaze nicht lange aus und er sah sich genöthigt, den Reisewagen zu besteigen. Da aber die Kriegerschaar auf der breiten Heerstraße bleiben mußte, während Meister Andreas alle kürzeren Seiten- und Gebirgswege einschlug, so erhielt Letzterer einen Vorsprung von wenigen Tagen. Auf der schlesisch-böhmischen Grenze befiel ihn Stunden lang eine unerklärbare Unruhe. Er glaubte eine innere Stimme zu vernehmen, die ihm zurief: Verweile hier! und sein Fuß war wie durch geheimen Zauber gebannt. Aber er war Protestant und hatte längst alle Bande des Aberglaubens abgeschüttelt. Daher riß er sich mit geistiger Willensgewalt los aus dem Kreise

Digitized by Google

der seltsamen Ahnungen und eilte um so schneller vorwärts.

Oft spricht die Vorsehung zum innern Menschen durch Ahnungen, nur daß er sie selten eher versteht, bis ihm die Ueberzeugung durch die irdische Lösung des Räthsels selbst gegeben wird. Auch Meister Andreas verstand die dunkel mahnende Unruhe nicht, welche ihn beseelte; sonst hätte er seinen Lauf gehemmt, denn Katharina, sein verlornes Kind, war in seiner Nähe mitten im Gebirgswalde, als irrende Flüchtige. Durch Reinholds wieder erwachte Leidenschaftlichkeit und Mitleid aus dem Kerker befreit, hatte er sie mit dem Gefangenenwärter mitten in der Nacht auf ein zwei Tagereisen von Breslau in südlicher Richtung gelegenes Gut seines Vaters führen lassen. Dort verweilte sie, der Gegend unkundig, nur kurze Zeit, ohne zu erfahren, wie und durch wen sie befreit worden; dem Wärter hatte Reinhold durch einen vertrauten Geistlichen einen Eid abnehmen lassen, tiefes Schweigen zu bewahren und nie, so lange Hans Solberg Bürgermeister von Breslau sey, dahin zurückzukehren. Dieser Wärter aber ward selbst von den Reizen seines Schützlings bezaubert, und da Katharina ihrerseits unablässig darauf drang, zu ihrem Vater gebracht zu werden, so gab Jener vor, sie zu ihm geleiten zu wollen, entführte sie aber nach der böhmischen Grenze, und erst als er ihr mit Zumuthungen nahte, die sie von seinen schändlichen Absichten überzeugten, erkannte sie, daß heimliche Flucht das einzige Rettungsmittel aus seinen räuberischen Händen sey. Sie bewerkstelligte diese glücklich und irrte nun unter kläglichen Umständen, die Milde der Menschen anrufend, der Heimath zu. Sie wählte dabei die versteckteften Wege, aus Furcht, wieder ergriffen zu werden, bevor sie des geliebten Vaters Antlitz wiedergesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Spekulation und Heirathslust.

Dr. Blake zählte zu den jüngsten Advokaten der Stadt New-York. Dessenungeachtet war er bereits ein Gegenstand des Brodneides bei vielen seiner älteren Collegen, die wegen Mangel an Praxis auf allerlei industrielle Kunststückchen studiren mußten. Jung, von gefälligem Aeußern, feinen Manieren, aus angesehener Kaufmannsfamilie und in Folge dessen wohl ausgestattet mit Dollars, dieser allmächtigen Triebfeder für das Herz eines Yankees, talentvoll, ein gewandter Redner und dabei wohlbewandert in allen Quergängen und Schlupfwinkeln des amerikanischen Rechtes und Unrechtes, konnte es sich nicht fehlen, daß er bald eine ansehnliche Schaar von Klienten zu vertreten hatte. Sorglos blickte er in eine heitere Zukunft, mit der süßen Hoffnung, binnen wenigen Jahren zu den ersten Anwälten der City zu zählen.

Eines schönen Vormittags, — den Datum kann sich der freundliche Leser selbst setzen, — war es in Dr. Blake's Vorzimmer und Bureau ungewöhnlich still. Er durchstöberte emsig hohe Aktenstöße, die vor ihm aufgeschichtet lagen, bis endlich ein leises, schüchternes Klopfen seine Aufmerksamkeit ablenkte und ihn zu einem lauten „Herein" veranlaßte. Die Thüre öffnete sich und eine schlanke, anmuthige Frauengestalt schwebte mit graziöser Verbeugung in das Zimmer. Ueberrascht sprang der junge Mann auf, trat dabei seinem Königspüdchen auf die Pfoten, daß es laut aufheulte und stieß die Akten über den Tisch hinab, daß sie nach allen Seiten auseinander flogen. Wer will es ihm verargen? Ein so hübsches, geistreiches Gesichtchen, so schwarze, schelmische Augen, eine so geschmackvolle, elegante Toilette hatte er lange nicht gesehen. Und diese Erscheinung noch dazu in seiner Chikanirhöhle! Fast eben so geblendet, als wenn die Sonne ihn besucht hätte, faßte er sich endlich so weit, der Dame einen Sitz zu offeriren und sich angelegentlich nach ihren Wünschen zu erkundigen, während diese, über den Eindruck, welchen sie hervorgebracht, sichtlich erfreut war.

„Ich möchte Sie in einer höchst eigenthümlichen Angelegenheit um Ihren Rath und Beistand bitten," erklärte fast verlegen die Fremde. „Von dem Gelingen oder Mißlingen hängt mein ganzes Lebensglück ab, und doch ist die Sache so delikater Natur, daß es mich unendliche Selbstüberwindung kostet, Sie in dieselbe einzuweihen."

„Haben Sie Vertrauen, geehrtes Fräulein," ermuthigte nicht wenig neugierig der Anwalt, „und bauen Sie fest auf meine Diskretion. Wir Advokaten sind halbe Beichtväter. Je freimüthiger Sie sprechen, desto erfolgreicher werden sich meine Bemühungen in Ihrem Interesse gestalten."

„Nun gut," versetzte nach kurzer Pause erröthend die Dame, „so sey es! Ich bin in einen jungen Mann verliebt. Er besitzt alle Eigenschaften, mich glücklich zu machen. Das einzige Hinderniß unserer Verbindung bestehe darin, daß er reich ist und ich arm, denn sein Vater hatte Glück im Geschäfte, der meinige Unglück. Wäre ich eine eben so reiche

Digitized by Google

Erbin, würde seine Hand längst in der meinigen ruhen und seine Familie mit Freuden „Ja“ sagen.

„Ich wollte Sie um Ihren bewährten Rath bitten, mir Mittel und Wege anzugeben, wie ich es beginnen muß, um den jungen Mann zu zwingen, daß er mich heirathet.“

Der Herr Doktor, nicht wenig belebt durch dieses naive Geständniß, erklärte nach kurzem Bedenken: „Ich werde mich ungemein glücklich schätzen, Sie in einem so lobenswerthen Unternehmen zu unterstützen. Jedenfalls muß der junge Mann ein ganz undankbares Individuum seyn, wenn er sich je über die List beklagen sollte, welche ich Ihnen empfehlen werde. Ich vermuthe, mein Fräulein, daß es Ihnen ein Leichtes seyn wird, diesen Junggesellen allein zu sprechen, gleichviel ob in Ihrer oder in seiner Behausung. Suchen Sie also eine halbe oder Viertelstunde mit ihm beisammen zu bleiben, plaudern Sie zur größeren Sicherheit unserer Sache im Ernste oder Scherze mit ihm vom Heirathen, entlocken Sie ihm, wenn möglich, eine anzügliche Aeußerung, etwa: „„Wie glücklich würden wir seyn,““ oder „„wir geben ein Pärchen,““ oder etwas Aehnliches. Sorgen Sie zugleich dafür, daß zwei Zeugen, zwei Freundinnen von dem ganzen Hergang Kenntniß nehmen, um denselben vor Gericht eidlich konstatiren zu können. Gelingt Ihnen das, so stehe ich dafür, daß wir ihn mit Hilfe unserer Gesetze zwingen werden, sich unter Hymen's Joch zu beugen, denn so einfältig wird er nicht seyn, schmachvolle Verurtheilung und öffentliche Schande einem so süßen Loose vorzuziehen!“

Neugierig wie alle Anwälte, gab sich der junge Doktor der Rechte alle Mühe, den Namen des glücklichen Sterblichen zu erfahren. Die Fremde aber blieb verschlossen und verabschiedete sich nach umfassender Instruktion mit dem Versprechen, in einigen Tagen wieder zu kommen, um ihren Beschützer von dem Fortschreiten des Planes in Kenntniß zu setzen und sich weiteren Rath zu erholen.“

(Schluß folgt.)

Der Fuchs.

Von meinem Hof nicht ferne
Da liegt mein Hühnerpark;
Der Nachbar kauft' ihn gerne
Wohl für viel tausend Mark.

Die schönen welschen Hähne
Gedeihen dort so fein —
Er lacht in seine Zähne,
Denkt er, sie wären sein!

Mir aber kann er warten —
Bin selbst den Hühnern hold,
Und grade dieser Garten
Ist mir nicht feil für Gold.

Da, horch, an einem Morgen
Tönt aus dem Park Geschrei,
Als ob ein Fuchs verborgen
Dort in der Nähe sey!

Und als ich schnell mit Bangen
Will schau'n, was da geschieht,
Seh' ich mit Spieß und Stangen
Am Zaun den Nachbar steh'n.

Ich nehme meine Flinten
Und trete durch mein Thor;
Da schreit er laut von hinten:
„Heda, was hast Du vor?

Wozu so schlimme Waffen
In unsrer Morgenruh'?“
„„Bin hier, um Ruh' zu schaffen!
Allein was willst denn Du?““

Drauf er: „Du quälst die Hühner,
Wir hörten das Geschrei!
Ich bin der Freiheit Diener,
Laß Deine Hühner frei!“

„„Ei, Freund, sie fliegen alle
Im Garten hin und her —
In Deinem Hühnerstalle
Thun sie das längst nicht mehr!

Jetzt kannst Du lange warten —
Nun weiß ich auf ein Haar,
Wo hier in meinem Garten
Der Fuchs verborgen war.““

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kayser'schen in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 26. Dienstag, 1. März 1839.

Die Nemesis.

(Fortsetzung.)

Kaum zehn Minuten von dem Pfade entfernt, den Meister Andreas über das Gebirg nahm, saß Katharina im Gebüsch und ruhte von der mühseligen Wanderung. Meister Andreas aber sollte nicht das Glück haben, sie aufzufinden. Er eilte vorwärts auf den Fittigen seiner Thatenlust und erreichte Breslau unangefochten beim Sonnenuntergange eines schönen Septembertags. Es widerte ihn an, jetzt sein Haus zu betreten, als ruhe ein Fluch darauf oder als fürchte er die Wehmuth der Erinnerung beim Anblicke der Stätte, wo sein Kind wie eine still waltende Heilige geweilt hatte. Sein Herz war hart geworden wie ein Stein, der Funken sprüht, wenn der Stahl ihn berührt. Und es sollte ja Funken sprühen, dieses Herz, und eine Flamme anfachen über ganz Breslau. Das hatte Meister Andreas sich auf seinem einsamen Wege heilig geschworen. Er ging zu einigen Freunden, auf deren Vertrauen er eben so sicher zählen konnte, wie auf ihre Unzufriedenheit mit den Anmaßungen der herrschenden Patrizier. Ueberall fand er ein offenes Ohr und offenes Herz, denn er war angesehen bei den Plebejern als ein fester, ehrlicher Mann, der nimmer vor der Noth Anderer kaltblütig seine Thür verschlossen, sondern stets gerathen und geholfen hatte über Vermögen. Nachts 11 Uhr hatte er beim Scheeiner Helldorf, seinem innigsten Freunde von Jugend auf, noch vier Gesinnungsgenossen versammelt, den Sattler Stoßzu, den Metzger Ochs, den Seiler Hanf und den Schornsteinfeger Ruß, alles Männer aus dem Volke, welche des Abends oft im Krug bei der gefüllten Kanne über die schlecht vertheilte Gewalt und die Verworfenheit der Patrizier sowie über die Möglichkeit besserer Einrichtungen deliberirt hatten; Männer, welche Herzhaftigkeit und einen gerechten Sinn mit der Kraft der Fäuste vereinigten.

„Ihr kennt mich Alle," begann Meister Andreas, „ich brauch nicht viel Redens zu machen darüber, was ich will. Ich will, was wir Alle wollen und Tausend gebrauchen, ein andres Regiment und herunter mit den stolzen Patriziern."

„Sehr wohl, herunter mit den Patriziern!" wiederholten die fünf Zuhörer im Chorus.

„Ich brauch' nicht bei mir anzufangen," fuhr Meister Andreas fort, „Ihr wißt, Kameraden, was mir und meinem armen Kind von den Bestien geschehen. Aber es ist nicht die Red' davon. Mein Kind ist todt oder verdorben, Gott weiß es! Ich will mir die Freiheit dafür suchen und sie als mein Liebstes an's Herz drücken oder sterben."

„Ganz meine Meinung; Freiheit oder Tod!" setzte Meister Helldorf hinzu.

„Aber eh's an uns kommt," sagte der Metzger Ochs, „müssen Andere bluten —"

„Die uns lang genug cujonirt haben!" ergänzte der Sattler Stoßzu.

„Ich bin in Prag gewesen," erzählte Meister Andreas, „da sagte mir ein großer Mann, der den Lauf der Sterne mißt, wie Du, Freund Helldorf, ein Brett mit dem Zirkel, oder Du, Meister Ruß, einen Schornstein mit dem Kugelbesen, daß es mit Kaisers Hilfe eitel nichts sey. Derhalben wollen wir uns selber ein neu Regiment schaffen, wo das Volk auch eine Stimme im Rath hat, denn die Patrizier sind jetzt unsere Peiniger und der Bürgermeister ist ein Heuchler, der gern die besten Bissen schnappt."

„Wir wollen einen Auflauf machen, daß es schmettert!" knirschte Ochs.

„Ich liefere die Stricke," meinte der Seiler Hanf lakonisch.

„Und Du, Bruder Andres, sollst uns anführen!" fügte Stoßzu hinzu.

Digitized by Google

„Gut, Freunde, ich will Euch anführen," sprach Meister Andreas; „wir wollen einen Aufstand machen, 's ist jetzt die beste Zeit dazu. Aber das sage ich Euch von vornherein: kein unnützes Blutvergießen! keine Kannibalen wollen wir seyn. Freiheit und Recht! soll unsre Losung heißen; das beschwört mir, Freunde!"

„Wir schwören's!" sprachen die fünf Genossen.

„Und ich," versetzte Meister Andreas, „schwöre, treu an Euch zu halten in Noth und Tod, und Euch zu führen nach bestem Wissen, bis der Sieg unser ist. Seyd Ihr's zufrieden?"

„Wir sind's zufrieden," erklärten die Gefragten und reichten sich die Hände.

„Nun hört," fuhr Meister Andreas geheimnißvoll fort, „Jeder von Euch nimmt einen Stadttheil und wirbt Freunde an, die sich am Sonntag Morgen, wenn die Glocken zur Kirche läuten, versammeln. An der Hauptkirche soll der Sammelplatz seyn. Jeder hat ein Beil oder Schwert, oder sonst ein Gewehr verborgen. Wenn wir beisammen, rufe ich: „Los!" und führe Euch gegen das Stadthaus. Einzelne Trupps eilen durch die Straßen, schwenken die Waffen und rufen die Freiheit aus.

„Also soll's geschehen!" sprachen bekräftigend die Uebrigen und trennten sich dann mit kräftigem Händedruck.

Schon am andern Morgen ging Jeder an sein Gewerb, die Gesinnungsgenossen einzuweihen und zu verpflichten. Der Name Andreas Steffens war hinreichend, die Mißvergnügten in Flammen zu setzen. Das große Unglück, welches diesen unverschuldet getroffen hatte, erweckte ihm überall theilnehmende Herzen und war eine Haupttriebfeder im Werke der Verschwörung. Andreas Steffens war quasi zu einem öffentlichen Charakter geworden. Jeder, der ihn kannte und liebte, nahm seine Sache für die eigne und hielt sich für berufen, ihn für die erlittene Unbill und Schmach zu rächen. Unter diesem Gesichtspunkte (Hunderte kannten keinen andern) wuchs die Zahl der Theilnehmer an der Verschwörung wie eine Lawine.

Der Tag des Losbruchs kam heran. Feierlich riefen die Glocken von den Thürmen die Andächtigen zum Dienst des Herrn und nur der aufmerksame Beobachter fand, daß an diesem Tage ungewöhnlich Viele sich zur Hauptkirche drängten, daß namentlich Proletarier zum Vorschein kamen, welche man sonst nicht als eifrige Kirchengänger kannte, schon darum, weil es vor der Zeit des dreißigjährigen Krieges um den protestantischen Gottesdienst in den kaiserlich österreichischen Landen schlecht genug bestellt war.

Mehrere hundert Menschen waren an den Pforten und in der Nachbarschaft der Kirche beisammen, da erhob Meister Andreas, der schon mehrere Minuten lang, in einen grauen Mantel gehüllt, unter den Gruppen umhergegangen war und hie und da halblaut gegrüßt hatte, seinen Arm und rief laut und kräftig: „Los!" Im Nu entblößten sich die schrecklichen Waffen der Verschwornen, die sich in einen dichten Haufen zusammendrängten.

(Fortsetzung folgt.)

Spekulation und Heirathslust.

(Schluß.)

Nach Verlauf von acht Tagen sah der Advokat seine hübsche Clientin wieder eintreten und ließ ihr kaum Zeit, sich zu setzen. „Nun, meine Verehrteste," rief er, „sind wir recht listig gewesen? Haben Sie bereits glücklich begonnen, dem Arglosen Schlingen unter die Füße zu legen?"

„Ja wohl, Herr Doktor, ich glaube, daß die Schlinge gut gelegt ist und Ihnen sey Dank, es wird mir sicher gelingen."

„Haben Sie die zwei Zeugen?"

„Was diesen Punkt anbetrifft, so habe ich zur größeren Sicherheit deren vier."

„Bravo, Bravo! — Das ist recht," jubelte der Advokat, entzückt über diese Aussicht und rieb sich vor Vergnügen die Hände.

Nun entspann sich eine lebhafte Unterhaltung. Die Dame war an diesem Tage weit weniger verlegen und der Doktor auch. Der Gegenstand wurde mit großer Heiterkeit noch einmal erörtert und die früheren Vorschriften wiederholt. Ach, wie manches Stichwort, wie manchen bittern Spott mußte das arme, unschuldige Ehestandsopfer ertragen, das nichts ahnte. Endlich wurden die Clienten im Vorzimmer ungeduldig und redeten mit den Füßen und Stöcken eine sehr eindringliche Sprache. „Bringen Sie das nächste Mal Ihre Zeugen mit," bemerkte der Mann des Gesetzes noch beim Abschiede, „damit ich sie instruiren kann, wie sie vor dem Richter auszusagen haben."

Kaum waren drei Tage verflossen, so erschien die Dame freudestrahlend wieder, heute noch ungleich schöner und liebenswürdiger als früher. In ihrem freudigen Eifer verschmähte sie den angebotenen Sitz und erzählte sogleich: „Dank, besten Dank, Herr Doktor! Der Strauß ist vollkommen gelungen. Ich hatte zwei Unterredungen mit ihm unter vier Augen und war je-

Digitized by Google

beimal eine halbe Stunde mit ihm zusammen, was vier Zeugen eidlich bestätigen können. Er sprach mit mir in bestimmten Ausdrücken vom Heirathen und ich wußte es so einzurichten, daß meine Zeugen auch die Schlagwörter hörten und eidlich bestätigen können!"

„Sie haben die Zeugen mitgebracht, um sie informiren zu können?" fragte der Anwalt, hoch erfreut über das Gelingen eines so hübschen Prozesses.

„Sie sind zur Stelle. Wir haben verabredet, uns hier zu treffen."

„Können Sie auch fest auf deren Aussagen bauen? Haben Sie Alles gehörig beobachtet?"

„Ueber diesen Punkt bin ich beruhigt. Die vier Zeugen befanden sich vor dem Kabinette, worin wir zusammentrafen."

„Köstlich, herrlich! Sie sind wirklich ein reizendes Wesen und der junge Mann darf sich Glück wünschen zu dem Loose, welches wir ohne sein Wissen ihm bereiten. Das ist der schönste Rechtsfall meines Lebens. Nun dürfen Sie sich aber auch nicht länger weigern, mir den Namen des beneidenswerthen Opfers zu nennen. Ich kann doch wirklich nicht plaidiren, ohne die Gegenpartei zu kennen. An ein Entwischen ist ja nicht mehr zu denken."

„Sind Sie dessen auch ganz sicher?"

„Vollkommen. Sie wissen ja selbst, wie sehr unsere Sitten und Gesetze die Damen beschützen und die Ehe begünstigen. Es gibt keinen Ausweg, als Heirath oder einen Prozeß mit dem schlechtesten Ausgange. Wie heißt er? Kenne ich ihn vielleicht?"

„Ja, mein Herr!"

„Nun, wer ist es?"

„Sie selbst!" antwortete lächelnd das Mädchen und hohe Röthe überzog ihre Wangen. „Die Zeugen sind vier falsche Clienten, welche vor der Thüre sitzen."

Sprachlos und wie vom Blitz getroffen, wich der Mann des Gesetzes bei diesen Worten einige Schritte zurück. Seine Gedanken kreuzten sich noch wirrer als bei dem ersten Besuche. Allmälig kehrte jedoch die Ueberlegung zurück und er sah ein, daß der Plan weit besser durchgeführt war, als er selbst gedacht hatte. Sollte er sich als Anwalt dem öffentlichen Spotte preisgeben? Vielleicht hatte er schon im Stillen den geprellten und unfreiwilligen Ehestandskandidaten beneidet und dessen Unglück nicht unangenehm gefunden. Schließlich hielt er es für das Beste, ein schönes junges Mädchen voll Geist und Herz zu heirathen, welches ihm seine Liebe auf eine so originelle Weise zu erkennen gegeben hatte, und unser Berichterstatter meldet, daß er niemals diesen „schönsten Rechtsfall seines Lebens" zu bereuen hatte.

Mannigfaltiges.

Paris, 17. Febr. (Die Anleihen.) Nachdem man überall über Krieg schwatzte, spricht man jetzt von nichts als von Anlehen. Es ist dies freilich kein Wunder. Nach Oesterreich kam Piemont, dann England, dann . . . dann . . . nun dann werden noch Andere kommen. Kurzum auch in einem halb politischen halb finanziellen Salon des Faubourg St. Honore war vor einigen Abenden von diesem neuen weniger an- als ausziehenden Gegenstande die Rede und ein anwesender Diplomate bemühte sich, „diese Damen" über die wahrscheinlichen Folgen der verschiedenen Anlehen zu beruhigen. Glauben Sie mir, meine Damen, sagte er, eine Anleihe ist keineswegs immer gleichbedeutend mit Krieg. Und da die Zuhörerschaft noch nicht von dieser Wahrheit durchdrungen schien, fügte er bei: „Sehen Sie in mir den lebendigen Beweis meiner Behauptung. Gestern Morgens stand die Gräfin (er sprach von seiner Gemahlin) sehr schlecht mit mir: der Krieg schien unvermeidlich. Mittags erfuhr ich den Anlaß ihrer üblen Laune; sie suchte durch Schmollen ein Anlehen zu negoziren, um irgend welche Rechnung eines Lieferanten zu bezahlen; — um 10 Uhr Abends war die Anleihe bewilligt . . . und die Folge war Friede!" — „Friede für einen Tag, mein lieber Graf," erwiederte eine Dame, die ihr Geschlecht kennt, „Friede für einen Tag, machen Sie sich für Morgen getrost auf einen neuen Bruch gefaßt."

Die Verbindung der „Junggermanen" hat mit Herausgabe ihres Jahrbuches „Teut" einen neuen Beitrag zur Erheiterung des Publikums gegeben. Das Haupt der Gesellschaft bringt nämlich in einem mit Fremdwörtern reichlich durchflochtenen Aufsatz die Verbannung sämmtlicher Fremdwörter „zur Wiederherstellung der deutschen Nationalgeschichte in ihrer Aechtheit und Ursprünglichkeit" in Anregung und will den Gebrauch dieser Auswüchse durch Mitglieder der Schule mit Geldstrafen belegt wissen. Der neue Reformator gibt alsdann eine Art Lexikon, (wir haben bereits Proben daraus mitgetheilt), nach welchem eine Concertbesprechung z. B. sich folgendermaßen aus-

Digitized by Google

nehmen würde: „Die letzte Hoftonung, bei der unter Andern fast die ganze Waitung zugegen war, wurde durch das Vorgeton zum Don Juan eröffnet, auf welches ein Täfstück folgte, das von einem jungen Fußmann des preußischen Kriegsbannes vorgetragen wurde. Der Streichtonmeister Joachim begliţte durch sein feurtges Spiel die Gesellschaft und auch ein Klimpergeton des Herrn K. bematete alle Hörer, obschon es an einigen Stellen gegen die Gesetze der Tonik verstieß. Der Vertoner Taubert leitete mit gewohnter Umsicht die Tonen des Tonerraums." — Zur Erklärung für Nicht-Junggermanen wollen wir beifügen, daß Hoftonung — Hofconrert, Waitung — Staatsministerium, Vorgeton — Ouverture, Täfstück — Clavierstück, Fußmann — Infanterist, Kriegsbann — Armee, Streichtonmeister — Violinvirtuose, begliţte — electrisirte, Klimpergeton — Guitarrenpiese, bematete — zog ꝛc. an, Tonik — Musik, Vertoner — Componist, Tonen des Tonerraums — Orchester-Instrumente heißt. — Dem Vernehmen nach beabsichtigen die Junggermanen demnächst eine Versammlung abzuhalten und dabei, auf Bärenhäuten liegend, gebratene Eichein zu verzehren.

Woher stammt die Redensart: „Wie Gott in Frankreich leben." Während der großen französischen Revolution wurde Gott durch ein besonderes Dekret des Nationalkonvents ab- und in Ruhestand versetzt, also daß er sich um das dumme Getreibe der Menschen nicht mehr zu kümmern brauchte. Da es nun ein höchst glücklicher Zustand ist, zu leben, ohne sich um das dumme Getreibe der Menschen bekümmern zu müssen, so pflegt man anderwärts dieses glückliche Leben eines Menschen dadurch zu bezeichnen, daß man sagt: er lebe wie Gott in Frankreich. — Es lag ein tiefer Sinn in diesem Scherz.

Ein französisches Journal veröffentlicht folgendes — wie es sagt, vorzügliches — Mittel gegen die Gicht, welches wir den an dieser Unbequemlichkeit leidenden Deutschen nicht vorenthalten dürfen. Es besteht in Fußbädern mit Wasser, in welchem man Eschen-Blüthe, mit Hollunder-Blüthe vermischt, drei Stunden lang kochen ließ. Nach zwei, höchstens vier Tagen verschwindet die Gicht vollständig.

Ein Franzose, ein Mitglied der aussterbenden Sekte der soliden Weintrinker, erzählte, von einer Weinreise durch Italien zurückgekehrt: Ich begann meine Untersuchungen in Toskana, wo man „vino" sagt, setzte sie fort in den Legationen, wo das Wort „vin" lautet, dann in Piacenza, wo die Leute „vi" sprechen und endlich in Bergamo, wo nur noch „i" übrig bleibt. Weiter wagte ich mich nicht, denn ich fürchtete, überhaupt keinen Wein mehr zu finden.

Das Pariser Theater Molière war gegen Ende v. J. der Schauplatz einer ganz eigenthümlichen Produktion. Die Produktion bestand in einem öffentlichen Wettfristren. Vierzig Toilettetische mit Spiegeln waren auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, in Reihen aufgestellt, und an diesen Tischen waren unter den beflügelnden Klängen eines großen Orchesters 88 Haarkünstler bemüht, einander den Preis und die Ehre der schönsten Frisur abzuringen. Ein Areopag von 34 „Professoren" übte das Preisrichteramt. Die Zuschauerräume waren gedrängt voll; blos an Coiffeurs waren circa 1200 anwesend, von denen viele aus London, Belgien und Deutschland herbeigeeilt waren. Die Damen befanden sich in den Logen, die Herren nahmen die andern Räume ein. Bei einem Eintrittspreis von 2 Franks betrug die Gesammteinnahme 8000 Franken. Unter donnerndem Applaus wurde Herrn Dondel der erste Preis zugesprochen. Derselbe ward hierdurch für die Saison der erste Friseur von Paris.

* Dreisylbige Charade.

1. u. 2.

Dort, wo du die beiden Ersten wirst hören,
Liebliche Töne, in munteren Chören,
Da weile!
Der Böse, der diese wohl nicht mag hören,
Und sich läßt von schnöder Lust bethören,
Er eile!

3.

Das Kind in der Schule, mit der Brille der Greis,
Sie forschen Beide in Letzter mit Fleiß.

Das Ganze.

Das Ganze, es schildert in lieblichen Bildern
Die Pflichten des Lebens dir treulich und schön;
Nichts gibt es, das besser sie könnte dir schildern,
Nur muß man die Deutung auch richtig verstehn.

Zweibr. W.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 27. Freitag, 4. März 1839.

Die Nemesis.

(Fortsetzung.)

In demselben Augenblick rief eine Stimme in dem Haufen: „Der Jude Löw!“ Mehrere riefen es nach und umringten einen schmutzigen Menschen, der zufällig oder aus einem schlechten Grunde in den Knäuel hineingerathen war.

„Höre, Andres,“ rief der Sattler Hanf gegen den Anführer gewendet, „das ist Dein Jude; wie wär's, wenn wir an ihm meine Stricke probirten?“

„Jawohl, an die Laterne mit ihm!“ schrieen Mehrere stürmisch.

„Wohlan, henkt die Bestie!“ befahl Meister Andreas, in dem mit einem Male alle in Lublinitz ausgestandenen Qualen wachgerufen wurden.

Unter rohem Jubel zerrte der Haufe den bebenden Juden nach dem Laternenpfahle an der Ecke des Ringes und knüpfte ihn lachend und schimpfend auf. Diese Exekution haranguirte die Menge mehr als flammende Reden. Man verlangte nach ähnlichen Beispielen und bezeichnete im Voraus wuthentbrannt die Opfer, welche gleiches Loos theilen sollten.

„Mir nach!“ kommandirte jetzt Meister Andreas, der ein großes Schlachtschwert führte, und tumultuarisch drängte der Volkshaufe, durch Neugierige rasch vergrößert, ihm nach. Kleinere Trupps, die bereits ihre bestimmten Führer hatten, lösten sich von ihm ab und vertheilten sich mit lautem Rufen in den benachbarten Straßen, wo bereits andere Hunderte bewaffnet hinter Fenstern und Thüren der Losung harrten. Erschrocken hielten die Kirchengänger an und flohen in ihre Wohnungen zurück, während die in den Straßen angesammelten Trupps nach dem Ringe eilten.

Meister Andreas befahl seinem Genossen Ochs, mit zwanzig Bewaffneten alle Gefängnisse zu erbrechen und zu durchsuchen, ob sich vielleicht eine Spur von seiner verschwundenen Tochter finden lasse.

Bei dem ersten Tumult hatte sich der Bürgermeister Solberg mit einigen beherzten Rathsherren, die gerade bei ihm zum Frühstück saßen, nach dem Stadthause begeben und dieses verrammeln lassen. Alle disponiblen Stadtsöldner mußten sich hinter die Fenster und auf dem Flur postiren. So erwartete der Lenker der Stadt ruhig wie ein Fels in den brandenden Meereswogen den Anprall der Aufrührer, an deren Spitze er den Meister Andreas alsbald erkannte. Man berathschlagte, was dem Aufstande gegenüber zu thun sey. Zwei Rathsherrn schlugen gütliche Verhandlung vor, die andern schwiegen.

„Nimmermehr!“ rief der Bürgermeister entschlossen. „Es ist Aufruhr, der unter allen Umständen bis auf den letzten Blutstropfen bekämpft werden muß. So lange ich Bürgermeister bin, kein Wort von gütlicher Verhandlung; eher werft mich zum Fenster hinaus in die Spitzen der meuterischen Waffen!“

Er gab Befehl, beim ersten gewaltsamen Anlaufe der Empörer mit Musketen zu feuern. Ein Trupp Soldknechte mußte durch die Hinterpforte des Stadthauses gehen, um Verstärkungen an sich zu ziehen und den Meuterern in den Rücken zu fallen.

Mittlerweile war das Getöse auf dem Ringe lauter und lauter geworden. Man schlug mit Aexten gegen die Hauptpforte des Stadthauses, daß es markerschütternd auf dem ganzen Ringe widerhallte.

Der Bürgermeister schritt rasch von Fenster zu Fenster und befahl den Stadtknechten, sich schußfertig zu halten. Dann trat er auf den Söller, hinter dessen Eisengitter mehrere Arkebusiere postirt waren.

„Dort,“ rief er einem derselben zu und deutete auf die mitten im Haufen stehende hohe Gestalt

des Meister Steffens, „dort stehst Du den Rädelsführer. Wenn Du den triffst, sollst Du Fähnrich werden. Ziele gut und schieß sicher!“

Er stellte sich hinter den Schützen und war so aufgeregt, als wolle er mit den Augen den Insurgentenführer niederschmettern. Der Schütze legte auf und zielte lange. Endlich blitzte es von der Pfanne.

„Getroffen!“ rief der Bürgermeister mit dämonischer Freude, denn er sah, wie Meister Andreas heftig zusammenfuhr, mit der Hand nach dem Herzen griff und sich rücklings überschlug. Um ihn her entstand ein Getümmel. Viele, die ihn stürzen sahen, wie vom Blitz getroffen, wichen entsetzt zur Seite.

Da drängte sich eine bleiche, in schmutziges Linnen gekleidete Mädchengestalt durch das Menschendickicht nach dem Stadthause hin. Ihr braunes, langes Haar flog ihr in losen Flechten wild um's Haupt. Ihre Augen leuchteten in unstetem Feuer und ihr ganzes Wesen hatte den Ausdruck angstvoller Hast. Alle, die sie bemerkten, machten Platz.

„Die Katharine, Meister Andres' Tochter!“ flüsterte es von Haufen zu Haufen.

Jetzt gelangte die Stürmische an den Ort, wo Meister Andreas zum Tode getroffen lag.

Katharinens Lauf hemmte starres Erschrecken.

„Mein Vater! mein armer Vater!“ schrie sie herzzerreißend und fiel mit ausgebreiteten Armen auf den Sterbenden nieder.

Er regte nur matt seine Glieder und stöhnte.

„Vater, mein Vater, sieh' mich an! Ich bin Dein Kind! Sieh' mich an, Vater!“ schrie Katharina verzweifelnd.

Da öffnete der Sterbende noch einmal mit Anstrengung die Augen und lächelte, aber nur einen halben Moment; dann verfinsterten sich seine Züge, fast als drückten sie tiefe Reue aus über den falschen Schritt, den er gethan. Er wendete seinen Blick im Kreise herum und stöhnte mit letzter Kraft: „Laßt ab!“ Er hatte genug, sein Kind war im Grunde der einzige Antrieb zum Aufruhr gewesen.

(Schluß folgt.)

Von der menschlichen Hand.

Bei dem hohen Werthe, welchen die Hand für die Erhaltung und für die Sicherheit unseres Körpers hat, ist es kein Wunder, daß wir etwas auf sie halten. Sie hat für uns nicht nur einen materiellen Werth, sondern auch vom ästhetischen Standpunkte aus wissen wir ihre Erscheinung zu würdigen; wir halten etwas auf eine schöne Hand. Das Wesen der Schönheit läßt sich freilich nicht erklären, es ist Sache der subjektiven Empfindung, doch läßt sich so viel behaupten, daß es zunächst auf Symmetrie beruht. Symmetrisch nun ist die Hand nicht, im Gegentheil, die einzelne Hand ist unsymmetrisch, nur jeder Körpertheil, welcher seitwärts von der Mittellinie unseres Körpers liegt. Aber durch die Wechselbeziehung der einen Hand auf die andere ist der Aufforderung der Symmetrie Genüge gethan. Indeß noch eine zweite Forderung haben wir an die Schönheit zu stellen, wir verlangen Harmonie. Dem nun entspricht die Hand vollkommen, in so fern ihre einzelnen Theile bei aller Unregelmäßigkeit als ein wohlgegliedertes Ganzes erscheinen, welches einer bestimmten Idee dient. Ein geistreicher Mann sagt: „Schön ist jede sinnliche Erscheinung einer Idee, wenn in der Idee Nichts ist, was nicht sinnlich erscheint, und in der sinnlichen Erscheinung Nichts, was nicht Ausdruck der Idee ist.“ Dies trifft bei der Hand entschieden zu, sie ist die vollkommenste Repräsentantin der durch sie ausgedrückten Idee. Natürlich gilt dies nicht von jeder Hand ohne Weiteres, denn die wahrhaft schöne Hand ist, wie die Schönheit des Gesichts und die der ganzen Körperform, das Produkt einer geistigen Entwickelung. Eben so wenig, wie wir die kleine, weiche, überall von zart gerundeten Umrissen eingeschlossene Kinderhand schön finden werden, eben so wenig werden wir die mit Runzeln und Falten bedeckte Hand des Greises, die eingewelkt und knochig, fast nur noch das unter der Haut befindliche Skelet erscheinen läßt, als schön bezeichnen. Nur von der Zeit an, wo der menschliche Organismus seine Blüthe erreicht, bis zu dem Stadium seiner reifen Entwickelung kann die Hand schön erscheinen. Aber sie kann es auch nur; sie muß es nicht mit absoluter Nothwendigkeit.

Wir brauchen nur die ungeheure Mannigfaltigkeit der Formen dieses interessanten Organs zu betrachten, wie wir sie im Leben an verschiedenen Personen beobachten, so werden wir bald zu der Ueberzeugung gelangen, wie nothwendig es sei, einige Ordnung in diese Menge von Formen zu bringen, um für die Beurtheilung der Schönheit einen einigermaßen sicheren Maßstab zu gewinnen.

Zunächst treten uns Hände entgegen, welche eine auffallende Verwandtschaft mit der Hand der dem Menschen ähnlichen Thiere zeigen. Eine lange und breite Mittelhand mit dicker und harter Hand-

fläche, kurze und dicke Finger mit harten und breiten Nägeln, ein abgestumpften Daumen verrathen die gröbere Bildung, die sich auch in ihrer Gesammterscheinung ausprägt. Und während ihre fleischige Fülle an die unentwickelte Kinderhand erinnert, mahnt der mit reichlichem Haar bedeckte Handrücken, sowie die mit Hornschwielen versehene innere Handfläche auffallend an die auf einer tieferen Stufe zurückgebliebenen thierischen Formen. Dergleichen Hände finden wir bei der ungeheuren Majorität von Menschen, bei denjenigen, welche den materiellen Kern des Volkes bilden, die dazu bestimmt sind, dem Erdboden unsere materiellen Subsistenzmittel abzugewinnen und somit die rohesten Arbeiten zu verrichten. Sie erscheinen als das Symbol der Festigkeit und Beharrlichkeit; aber auch die Rohheit wird durch sie repräsentirt. Ihre Form läßt auf schwerfällige Einsichtskraft, auf langsame Entschließung und auf dumpfere Gefühlszustände schließen, es ist diejenige Form, welche Carus in seiner geistreichen Symbolik der menschlichen Gestalt die elementare Hand genannt hat.

Betrachten wir ferner die Hand der meisten Männer, so erscheint sie zunächst charakteristisch durch ihre Größe, durch kräftigen Knochenbau und stärkere Muskeln. Die Handfläche erscheint vollkommen viereckig, die Finger kräftig, der Daumen stark, mit vollem Ballen. Die Haut des Handrückens ist derber als die der inneren Handfläche, aber leicht behaart, und die Fingerkuppen haben eine Rundung. Solche Hände sind das Symbol eines kräftigen Willens; sie verrathen Anlage zu einer Thätigkeit, die mit Kraft und Ausdauer gepaart ist. Sie finden sich weniger bei feinfühlenden und intelligenten Naturen, als bei solchen, die sich durch Entschiedenheit und Willenskraft auszeichnen. So erscheint die Hand der alten Römer, die der deutschen Helden. Sie finden sich bei dem cholerischen Temperament und ist charakteristisch für alle nordischen Völker. Carus nennt sie die motorische Hand.

Der männlichen Hand gegenüber verdient die der Frau eine genauere Betrachtung. Ihr Knochenbau ist zarter, ebenso die Muskel- und Sehnenbildung. Sie ist nicht nur von geringerer Größe als die vorige, sondern auch entschieden länger als breit. Die Finger sind zarter und der Daumen kleiner; die Fingerglieder zeigen weiche, ovale Formen und die Fingerkuppen sind anmuthig gerundet, mit feinen, elastischen Nägeln. Solche Hände finden sich auch bei Männern, besonders bei solchen von sanguinischem Temperament, bei denen Gefühl, Phantasie und Witz vorherrschend sind, Geistesschärfe und Willenstärke dagegen zurücktreten. Bei Künstlern und Dichtern, so wie in den feineren Schichten der menschlichen Gesellschaft ist diese Hand die vorherrschende, und unter den europäischen Völkern ist sie besonders den Franzosen und Italienern eigen; es ist die sensible Hand.

Die schönste unter den Formen der Hände ist zugleich die seltenste. Die Handfläche ist von mittlerer Größe und wenig länger als breit. Die innere Seite derselben ist mit einfachen größeren Linien gezeichnet; die Finger sind fein und schlank, die Gelenke nur mäßig hervorragend, die letzten Fingerglieder besonders länglich und fein gerundet, mit feinen, länglichen Nägeln; auch der Daumen erscheint fein und wohl gebildet. Eine zarte Haut mit schwach angedeuteter Behaarung bekleidet die fein und edelgeformten Muskelpartien. Hände dieser Art finden sich nur bei begabteren Menschen. Sie sind es, die dem Ideal der Hand am vollkommensten entsprechen. Wie sich eine schöne Seele allmälig in einem Körper entwickelt, so entwickelt sich mit ihr auch die Hülle, in welcher sie wohnt, und alle einzelnen Theile derselben nehmen unmerklich das Gepräge sittlicher Veredelung an. Deutschland und England, die beiden Länder der Erde, welche auf der höchsten Stufe geistiger Entwickelung stehen, sie sind auch reich an Händen, wie die beschriebene; Carus nennt sie die psychische Hand.

Es ist keine Frage, daß mit den eben geschilderten vier Hauptformen die Mannigfaltigkeit der Gestalten, welche die menschliche Hand darbietet, keineswegs abgeschlossen ist. Zunächst ist bei jeder der aufgeführten Formen die Frauenhand von der des Mannes zu unterscheiden, welche letztere immer größer, breiter, meist rauher, mehr behaart und in den Fingergelenken knochiger ausfällt, während die weibliche Hand kleiner, schmaler, zarter und in den Fingern rundlicher gebaut erscheint. Eben so findet sich zwischen allen Hauptformen eine reichliche Zahl von Uebergängen, welche alle ihren eigenthümlichen Charakter haben.

Wie weit die Furchen der Hand ihre Schönheit beeinträchtigen oder andererseits zu derselben beitragen, ist schwer zu sagen. Fast ganz ohne Furchen, wie bei kleinen Kindern, kann man sie nicht schön nennen, weil sie hier ohne Ausdruck, ohne Charakter erscheint; ebenso wird man eine andere Anforderung an die weibliche, als an die männliche Hand machen. Je mehr sie mit dem Körper harmonirt, und je mehr ihre Erscheinung ihrem Wesen entspricht, d. h. je mehr sie allseitig gebildet ist, desto leichter werden wir sie für schön

Digitized by Google

erklären. Einseitige Thätigkeit, besonders rauhe Arbeit, zerstört ihre Schönheit; ebenso übt das Alter sein Recht an ihr aus, und die Ueberladung mit Furchen erscheint als ein sicheres Zeichen ihres allmäligen Verfalls.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Paris, 17. Febr. (Ein Jünger Robinson's.) Vorgestern bemerkten die im Faubourg St. Germain Wache haltenden Polizei-Sergeanten einen vagabundirenden kleinen Jungen und führten ihn vor den Polizei-Commissär des Viertels. Von dem Beamten befragt, erzählte das Kind eine äußerst rührende Geschichte. Sein Vater war in Afrika gestorben und, vom Kummer verzehrt, folgte die Mutter bald nach in's Grab. Als Waise wurde er zu einer Anverwandten, einer alten hartherzigen mürrischen Dame gebracht, die ihn auf's abscheulichste mißhandelte. Endlich führte sie ihn in einen Wald in der Umgebung von Paris und verließ ihn dort. Das Kind erzählte tausend Einzelheiten über seinen Aufenthalt in dem Holze, wie es herausgekommen sey, welche Angst, welche Schrecken es ausgestanden habe u. s. w. Der Beamte entgegnete ihm, daß nach so vielen Erlebnissen seine Kleider recht wohl erhalten seyen und drohte dem Jungen — irgend eine Lüge ahnend — ihn einsperren zu lassen, sofern er nicht die Wahrheit sagen werde. Nun gestand der Knabe, unter reichlichen Thränen, daß Alles, was er erzählt, erfunden war, daß er aus der Pension, wo er sich langweilte, entlaufen sey, um auf Abenteuer auszugehen, in der Hoffnung, wie Robinson Crusoe eine wüste Insel zu finden, wo er nach Gefallen leben könne, ohne mit Lektionen und Aufgaben geplagt zu werden. Der Polizei-Commissär hielt dem jungen Abenteurer eine strenge Strafpredigt und schickte ihn seinen Eltern zurück.

Die Antwerpener sind erstaunt über die kürzlich entdeckte Eheluft ihres Stadtgenossen Franz Ignaz Ganzacker, der 1742 Bürgerwehr-Hauptmann war und gegen 1774 in einem Alter von 78 Jahren starb. Er war nicht weniger als neun Mal verheirathet. Das erste Mal, schon 33 Jahre alt, nahm er eine Antwerpnerin, die nach 6 Monaten, am 14. März 1730 starb. Dieser kurze Ehestand hatte ihm so zugesagt, daß er bereits am 8. Mai 1730 zum zweiten Male Hochzeit hielt. Eine dritte Frau nahm er 1741, eine vierte holte er drei Jahre darauf von Brüssel, einer fünften genoß er vom 29. Dezember 1748 bis zum 8. Juni 1749. Ihr Tod machte ihn untröstlich, und er heirathete am 14. Januar 1750 zum sechsten Male. Dann, im Jahre 1753, versuchte er es mit einer Genterin, drei Jahre darauf wieder mit einer Brüsselerin, denn eine Antwerpnerin mochte sich nicht mehr bereit finden lassen. Diese achte Frau hielt es vier Jahre mit ihm aus und beschenkte ihn mit zwei Kindern. Im August 1764 endlich heirathete der Tapfere zum neunten Male, und zwar eine Frau aus Berthout, die den Ehehelden endlich zu Tode lebte.

Ein im Jahre 1852 in Brüssel gestorbener Herr v. Reverdy hatte sein ganzes Vermögen, das ungefähr eine Million Frs. betrug, zu wohlthätigen Zwecken in Belgien und in Paris vermacht, unter Anderem eine Rente von 1500 Frs. zur Bildung eines Preises von 3000 Frs. für den Arbeiter, welcher in der Hauptstadt die zahlreichste Familie mit seiner Hände Arbeit am anständigsten ernährt und erzieht. Die Stadt-Verwaltung von Paris hat jetzt diesen Preis einem Arbeiter Namens Dantzer zuerkannt, der fünfzehn Kinder bei spärlichem Einkommen auf die anständigste Weise erzog.

Der New-York Ledger schreibt: Auf unserer Postoffice ist die Cholera ausgebrochen. Die Aerzte haben erklärt, daß die unglücklichen Geldbriefe noch stärker am Erbrechen leiden, als die Postofficianten selbst.

Ein Stutzer aus einem Landstädtchen machte eine Landparthie mit. Nachdem er einer schlichten Amtmannstochter lange Zeit Süßholz vorgeraspelt hatte, wollte er sich auch recht geistreich zeigen und sagte: „O, ich wünschte, Sie gäben mir diesen Ring von Ihrem Finger, denn er gleicht der Dauer meiner Liebe — er hat kein Ende.“ Das schlichte Landmädchen antwortete: „Ich will den Ring doch lieber behalten; auch für mich bedeutet er etwas: er hat nämlich keinen Anfang.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 26:

Gesangbuch.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 28. Sonntag, 6. März 1859.

Die Nemesis.

(Schluß.)

Mehrere von Andreas' Genossen, namentlich Hanf und Stoßzu, fühlten die Gefahr, in der sie selbst schwebten, wenn der Aufruhr mißlänge, und wollten nicht auf halbem Wege stehen bleiben.

„Frisch auf, Genossen!" rief Hanf, indem er sich auf den steinernen Löwen schwang, der am Stadthause lag; „seht Euern ermordeten Anführer, den guten Meister Andreas! Rache für dies vergossene Bürgerblut! Rache an den Mördern!"

„Rache, Rache!" schrie der erhitzte Haufe und gerieth von Neuem in tumultuarische Bewegung.

Da erklangen plötzlich aus der Ferne helle Hörnerstöße, die sich nach allen Seiten wiederholten. Man stutzte und blickte verwundert umher. Von Neuem ward des Volkes Aufmerksamkeit nach dem Rathhause gelenkt.

Reinhold Solberg stürzte herzu, riß den noch immer perorirenden Seiler Hanf mit kräftigem Ruck vom steinernen Löwen, sprang selbst hinauf und gebot mit donnernder Stimme Ruhe.

„Ruhe, Ruhe! der Reinhold Solberg will sprechen!" lief es von Reihe zu Reihe. Der junge Solberg war eine sehr beliebte Persönlichkeit.

Bald entstand daher allgemeines Schweigen, das nur durch die schon erwähnten Hörnerstöße, die wie Nothsignale klangen, schauerlich unterbrochen ward.

„Euch soll Gerechtigkeit werden!" sprach Reinhold zum Volke mit seiner weithinschallenden Stentorstimme; „aber jetzt ist nothwendiger zu thun. Hört Ihr die Hörnersignale? Das sind die Rufe unserer Thurmwärtel auf der Stadtmauer, die zum Kampf auffordern. Hört Ihr die Trompeten? Es sind die der kaiserlichen Soldaten, die vor den Thoren stehen und Einlaß begehren, um Euch den verhaßten Rindfleisch mit seinem Gezücht und die Knechtschaft zurückzubringen. Während Ihr hier steht und gafft oder das alte Holzwerk des Rathhauses, das Euer gehört, demolirt, brechen die Kaiserlichen die Thore ein und hauen Euch nieder wie Schlachtvieh. Auf drum! Vor den Thoren, auf den Wällen holt Euch die Freiheit! Dann wird Euch das Andere von selber werden."

Er sprang vom Steine und riß dem Nächsten das Schwert aus der Hand. Jubelnd drängt der Volksstrom ihm nach zu den Wällen und Thoren.

Dort ordnete Reinhold in Verbindung mit dem Stadtkommandanten, der schier den Kopf verloren hatte, als er sich von zwei Seiten bedroht sah, rasch Vertheidigungs und Angriffsmaßregeln. Ein kräftiger Ausfall unter seiner Anführung schlug und zerstreute die Reiter und Arkebusiere.

Den stolzen Anton Rindfleisch, der mit seinem Vater hoch zu Rosse saß, ergriff panischer Schrecken. Er wollte fliehen und konnte nicht, denn sein Vater sank plötzlich laut schreiend vom Pferde und wälzte sich, mit den Händen nach dem Kopfe fahrend, im Staube. Als Anton vom Pferde sprang und genau nachsah, bemerkte er mit Entsetzen, daß ein Streifschuß über beide Augen seinen Vater blind gemacht hatte. Eben als er rathlos über den schrecklich Verwundeten gebeugt kniete, kam Reinhold mit seinen Proletariern und Stadtknechten zur Stelle.

„Hier ist der verdammte Störenfried, der uns knechten will!" rief einer von den Proletariern.

„Laßt uns Beide in Stücke hauen!" riefen Mehrere wüthend Jenem nach und zuckten ihre Speere.

„Halt!" donnerte Reinhold, erschüttert durch den Anblick, der ihm ward. „Der stolze Mann ist gezeichnet und bedarf eines Führers durch sein dunkles Leben. Laßt sie gehen. Breslau und der Tod von unserer Hand ist nicht für sie."

Digitized by Google

Schweigend trat er mit seiner Schaar den Rückzug an, während Anton seinen Vater in ein nahes Gebüsch schleppte.

Die aufgeregte Menge war befriedigt und zerstreute sich in kleine Gruppen oder verlief sich in ihre Wohnungen.

Reinhold aber ließ es seine nächste Aufgabe seyn, nach der wiedergekehrten Katharina zu sehen und sie zu trösten. Er fand sie auf den Stufen der Kirche, wimmernd über der Leiche ihres Vaters.

„Kommt mit mir, Katharina," sprach er sanft. „Ich habe Euch einst aus dem Kerker gerettet. Erhaltet mir jetzt Euer Leben."

Sie blickte mit dem Ausdrucke tiefsten Schmerzes zu ihm auf.

„Warum," rief sie klagend, „habt Ihr meinem Vater nicht früher gesagt, was ich heute erst erfuhr, daß Ihr mich weggeführt habt? Gewiß hätte er dann nimmer seine Hand gegen die Obrigkeit erhoben."

„Konnte ich denn?" sprach Reinhold. „Hätte ich nicht meinen Vater gezwungen, den Sohn einzukerkern? Hätte ich nicht meines Vaters Herz gebrochen? Und konnte ich diesen Ausgang ahnen? Ich bitte Euch, erhaltet Euch mir!"

„Nein," erwiederte das Mädchen fest, „ich bin nicht für Euch; wenn ich meinen armen Vater begraben hab', begrabe ich mich in ein Kloster."

Sie weinte heftig und drückte ihr Antlitz auf die Leiche.

Reinhold konnte auch später ihren Entschluß nicht wankend machen und zog sich herzkrank zu seinen Geschäften zurück.

Der alte Solberg legte das Bürgermeisteramt, nachdem er den Hergang erfahren, freiwillig nieder und verließ Breslau, um seine letzten Lebenstage auf seinem Landsitze einsam zu verbringen.

Die beiden Verbannten, Rindfleisch Vater und Sohn, verkümmerten elend in der Fremde.

Von der menschlichen Hand.

(Schluß.)

Da dem Menschen der ästhetische Sinn einmal verliehen ist, so erscheint es natürlich, daß er die Schönheit der Hand möglichst zu erhalten sucht und ihr eine besondere Pflege angedeihen läßt. Hieher gehört zunächst die Beachtung der Nägel. Durch ihre Festigkeit und ihre Lage an dem letzten Fingergliede, wo die feinsten Gefühlsnerven verlaufen, bilden die Nägel zunächst einen Schutz für die Finger, durch ihre Formen aber tragen sie auch zur Schönheit derselben bei, und der Maler wie der Bildhauer pflegen ihnen stets eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Auch die Alten legten viel Werth auf die Nägel. Die Aegypter färbten sie roth, wozu sie sich der Alcannawurzel (Lawsonia inermis, ein kleiner Strauch mit braunrother Wurzel) bedienten, und in der Levante und dem heutigen Griechenland thun dies die Damen noch jetzt.

In der nächsten Beziehung zur Pflege der Hand steht der Schmuck derselben. Von Armbändern, Armringen und Fußspangen ist schon in den ersten Büchern des alten Testaments die Rede. Bei den Römern waren die Armringe ein Schmuck der Könige, so wie auch der Dichter und Helden. An den Fingern wurden die Ringe ursprünglich wohl nur deshalb getragen, um sie zart und schlank zu erhalten, und schon bei den Hebräern wurde ein großer Luxus damit getrieben. Später kamen die Siegelringe auf, denen sich diejenigen anschlossen, welche als Zeichen besonderer Aemter und Würden angesehen wurden. So trägt der Papst einen Fischerring zum Andenken an das frühere Gewerbe des Apostels Petrus, und die Bischöfe wurden bei der Investirung mit Ring und Stab belehnt. Von besonderer Bedeutung erscheint der Trauring, der vermuthlich aus Indien stammt und bei den germanischen Völkern schon in frühester Zeit seine gegenwärtige Bedeutung hatte. In seiner ursprünglichen Gestalt war er nur eine Schnur, die man um den Finger band.

Als Schmuck der Hand müssen auch die Handschuhe betrachtet werden. Zunächst dienen sie freilich nur zum Schutz der Hand, denn sie sind eine Erfindung des äußersten Norden. Schon in den ältesten nordischen Sagen spielt der Handschuh eine wichtige Rolle; denn die altisländischen Eddalieder berichten, daß Thor, als er mit Loki und Thialfi auf der Wanderung war, sich mit seinen Genossen in den Handschuh des Riesen Skrymir geflüchtet habe. Eben so wird erzählt, daß Thor, wenn er den Blitz schleuderte, ihn mit seinen Eisenhandschuhen wieder auffing. Daß die Götter der Griechen und Römer mit Handschuhen versehen gewesen seyen, davon ist nirgends die Rede; also ist der Handschuh, wie auch natürlich, wohl von Norden aus nach dem Süden vorgedrungen. Dasselbe gilt auch von den Muffen, deren schon in einer Verordnung von dem Jahre 814 erwähnt

Digitized by Google

wird, und die der Bedeutung des Wortes*) nach nichts anderes sind, als ein Kleidungsstück, mit welchem man die Hand bedeckt. Daß die Handschuhe im Mittelalter schon allgemein gebräuchlich waren, ist bekannt. Der Handschuh gehörte mit zur vollständigen Rüstung des Ritters, und das Hinwerfen desselben als ein Zeichen der Herausforderung zum Zweikampfe, sollte jedenfalls an die tapfere, von ihm bekleidete Hand mahnen. Auch die Bischöfe und Aebte findet man auf den Bildern der ältesten Longobardenkönige mit Handschuhen dargestellt. Uebrigens trug man im Mittelalter die Handschuhe nur auf der Straße; betrat man's Zimmer trat, legte man Hut und Handschuhe ab. Jetzt freilich ist das anders geworden, und der Handschuh erscheint in Gesellschaften der Herren als ein lästiger Zwang, während er manche schöne Damenhand den Blicken rücksichtslos verhüllt.

Die Römer konnten bei ihrem warmen Klima keine Handschuhe brauchen; im Gegentheil sie nahmen in Gesellschaften zur Abkühlung Crystallkugeln in die Hand, mit denen sie ein anmuthiges Spiel trieben. Später nahm man auch Bernsteinkugeln, während die Aermeren sich mit Glaskugeln begnügten. Was damals jene Kugeln, das leistet in unseren Zeiten den Damen der Fächer, er macht auf die Hand aufmerksam. Dies ist allerdings ganz gut, wenn nur der fatale Handschuh nicht wäre!

Mannigfaltiges.

Berlin, 4. Febr. In diesen Tagen ist, der „Neuen Pr. Ztg." zufolge, hier eine eigenthümliche Betrügerei vorgekommen. Eine Dame tritt in den Laden eines Silberarbeiters und sagt, sie sey die Verwandte eines bekannten hiesigen Predigers und habe den Auftrag, ein Dutzend silberne Eßlöffel zu kaufen. Man legt ihr solche Löffel vor, sie wählt sich sehr schweres aus und sagt dann, der Kaufmann möchte ihr seinen Burschen mitgeben zur sofortigen Empfangnahme des Geldes, weil sie so viel nicht bei sich habe. Das geschieht, und Beide kommen in die Wohnung des Predigers N. N. Hier läßt die Dame den Burschen im Vorzimmer warten; der Prediger werde ihm das Geld sogleich aushändigen. Sie selbst aber eilt in das Zimmer des Geistlichen und sagt diesem mit großem Schmerz, sie sey eine sehr unglückliche Mutter, denn sie habe einen höchst ungehorsamen, liederlichen Sohn. Der Herr Prediger möchte doch die Güte haben, den Burschen einmal ordentlich zu ermahnen, vielleicht helfe das; sie habe ihn dazu mitgebracht und wolle ihn sogleich aus dem Vorzimmer hereinrufen. Der Prediger kann die Bitte natürlich nicht abschlagen; die Dame eilt ab und schickt den Buben hinein. Der Prediger spricht mit ihm nach dem Wunsche der „Mutter"; der Knabe schaut ihn groß an und bittet ihn endlich um das Geld. Nach einigem Hin- und Herreden wird die Sache klar: aber die Betrügerin hatte Zeit genug gehabt, mit ihren Löffeln zu entwischen.

Die „Berliner Illustrirte Montagspeitung" schreibt: „Wollschläger's Circus hat ein neues Interesse gewonnen durch das Engagement des Indiers Petropolis, der sich den Namen: „Der Mann von Kautschuk" zugelegt hat und ihn durch seine Biegsamkeit, welche die jedes Höflings und sogar die Elasticität der Hannoverschen Verfassung noch übertrifft, vollkommen rechtfertigt. Sein Körper spottet der bisher bekannten anatomischen Gesetze über den Bau des Menschen insofern, als darin Knochen ein Luxusartikel zu seyn scheinen, der ganze Körper vielmehr nur aus Gelenken besteht. Petropolis vermag jeden beliebigen Theil seines Körpers mit einem andern in Verbindung zu bringen, und kratzt sich nicht nur mit jedem Fuße hinter jedem Ohre, sondern nimmt auch den Kopf, ohne ihn zu verlieren, gemüthlich zwischen die Beine und geht damit spazieren. Für ihn gibt es keinen Rücken und keine Brust, denn er dreht nach Belieben den einen an die Stelle des andern und versteht es, sein ganzes materielles Ich in einen solchen gordischen Knoten zusammenzusetzen, daß man wahrhaft in Furcht geräth, nur ein Alexanderschwert könne ihn lösen. Mag auch der indianische Stammbaum des Kautschuck-Mannes manchem Zweifel unterliegen, jedenfalls ist seine Wirbelsäule der des Schlangengeschlechtes verwandter als dem gewöhnlichen Menschenrückgrat."

Börsenglück. Herr L., ein Börsianer in Paris, der große Geschäfte macht, war krank geworden. Er sandte daher täglich seinen Bedienten mit schriftlichen Weisungen an seinen Wechselagenten ab. Gelegenheit macht nicht nur Diebe sondern auch Spieler. Der Domestik nahm zu-

*) Ursprünglich wohl Mund-fell, von dem altd. munt, die Hand, lat. manus. Im Englischen heißt muffle, worin „Mundfell" noch deutlich zu hören ist, verhüllen, vermummen.

Digitized by Google

erst an dem Spiele seines Herrn Theil und spielte endlich ganz auf eigene Faust. Er weiß sich in das Börsengeschäft hineinzufinden und spielt gut. Eines Tags nun schellt Herr L. Wer aber nicht erscheint, ist der Bediente. Herr L. erhebt sich, öffnet die Thüre seines Salons und gewahrt den Diener in seinem Fauteuil augenscheinlich ganz vertieft in seinen Berechnungen. „Bist Du denn taub," ruft Herr L., „ich läute ja schon seit einer Stunde." „Entschuldigen, mein Herr, ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich nicht mehr in Ihren Diensten stehe." „Du verläßt mich, und warum?" „Ich ziehe mich auf meine Besitzungen zurück. Ich habe mein Glück auf der Börse gemacht. Wenn Sie mich mit Ihrem Besuche auf meinem kleinen Schlosse bei Amiens beehren wollen, werden Sie mir jederzeit sehr willkommen seyn!"

(Zur Pariser Sittengeschichte.) Seit längerer Zeit erschienen in den Pariser Blättern Anzeigen, welche Aufsehen und Nachdenken erregten, z. B.: „ein Herzog, 74 Jahre alt und im geregelten Besitze seiner Adelsdiplome, wünscht den jungen Sohn einer reichen Bürgerfamilie zu adoptiren," oder: „Sehr wohlfeil cedirt man zehn rechtsgiltige Schuldforderungen an hochgestellte Personen," oder: „Man wünscht, ein reiches Mädchen, welches mit der fallenden Krankheit behaftet ist, an einen jungen Arzt in Paris zu verheirathen." Man weiß jetzt, wer und was hinter diesen Anzeigen steckt. Ein noch nicht alter Herr, welchen ein Gichtleiden am Ausgehen verhindert, sucht sich die Zeit zu vertreiben, indem er durch solche Mystifikationen eine ausgebreitete Korrespondenz mit Personen und Familien anknüpft, welche sich den größten Lächerlichkeiten oder Leidenschaften überliefern. Die Zuschriften, die poste restante unter verschiedenen Initialen massenhaft an ihn gelangten, sollen in Wirklichkeit an Verderbtheit, Feigheit, feiler Habgier und Verrath alle erfundenen Ausgeburten der französischen Romanliteratur überbieten. Ein Romanschreiber hat für diese Korrespondenz, die er als „Studien nach der Natur" auszubeuten gedenkt, eine nicht unbedeutende Geldsumme angeboten. Unter vielen Zuschriften stehen geachtete Namen, welche die Welt mit Erstaunen und — Entsetzen vernehmen würde. Auf diesen Umstand spekulirte ein Geschäftsagent, der für die Korrespondenz 10,000 Franken anbot. Die Sicherheitsbehörde legte sich jedoch in's Mittel und ließ alle compromittirenden Briefe wegnehmen und amtlich verbrennen.

(Deutsches Frauenhaar als Waare.) Das Buch: „Die deutsche Trachten- und Modewelt, von Johann Falke" berichtet aus der römischen Kaiserzeit: „Manche deutsche Gefangene mußte ihren schönsten und natürlichsten Schmuck, das blonde Haar, einer römischen Dame abtreten, ja vielleicht nur durch den Besitz dieses Schatzes hatte sie ihr unglückliches Loos sich zugezogen. Darum jagten an den Grenzen Germaniens die römischen Kaufleute eifrigst diesem Artikel nach; das deutsche Frauenhaar war ein stehender und guten Gewinn tragender Handelsgegenstand geworden. — Einigen Kaisern, wie Commodus, Verus, Gallienus, wird auch nachgesagt, daß sie aus Liebe zum germanischen Blond ihr Haar mit Goldstaub gepudert hätten. Caracalla trug gar, den Damen gleich, eine gelbe Perücke nach deutscher Frisur seiner deutschen Leibwache zu Gefallen.

Folgende komische Wiedererkennungsscene hat auf der Eisenbahnfahrt nach Jena stattgefunden: A. „Mein Herr, Sie haben also auch in Jena studirt und wollen das Jubiläum mitmachen?" B. „Ja, ich habe aber nur acht Wochen dort studirt." A. „Ich auch nur acht Wochen, denn ich wurde nach Verlauf dieser Zeit wegen eines Pistolenduelles relegirt." B. „Bei Gott, das ist mir gerade so gegangen; darf ich um den Namen bitten?" A. „Ich heiße A." B. „Was der Tausend, dann sind wir ja die beiden Duellanten!" (Stürmische Umarmung, allgemeiner Jubel im Eisenbahnwagen.)

Räthsel.

Der fromme Jakob hatte es im Kopf
Und sechs Propheten in dem hintern Theile;
Dagegen ist der Mann ein armer Tropf,
Der's immer auf der Zunge hat, der Feile!
Und umgekehrt siehst Du's im Mai,
Wie auch an jedem Hoflakai.
Zwei faule Thiere brüllen's oft heraus,
Zwar eins verkehrt, in abgerissnen Tönen.
Allein der Mensch nur spricht es würdig aus.
Am liebsten hört's der Jüngling von der Schönen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 29. Dienstag, 8. März 1859.

Der Einnehmer.

Eine Erzählung von Gustav Nieritz.

Mitten in der Nacht war's. Draußen erklangen die Töne eines Posthorns und dazwischen Peitschenknallen. Beides Weckstimmen für einen Chausseegelder-Einnehmer, welcher nur auf einem Ohre schlafen darf und das andere stets offen erhalten muß. Beklagenswerther Staatsdiener, der seine Nachtruhe jedem gemeinen Fuhrknecht opfern muß, welchem es in der Nacht zu fahren beliebt! Der Chausseegeld-Einnehmer Hartwig in Erkmannsdorf war jung in sein jetziges Amt gekommen, vorher Lieutenant bei der Artillerie gewesen und durch ein zersprungenes Geschütz bei einem Manöver dergestalt versetzt worden, daß sein linkes Bein einen etwas hinkenden Gang angenommen und ihm zu der gedachten Einnehmerstelle verholfen hatte. In dem ersten und süßesten Schlafe gestört, aber seiner Dienstpflicht treu gehorchend, sprang Hartwig, mit dem Schlafrock bekleidet, aus seinem Bette und schritt, etwas taumelnd, dem Fenster zu, an welchem eine Laterne ihr Licht theils hinaus auf die Landstraße, theils rückwärts in die Stube sendete. Schnell fand die suchende Hand die Schnur, welche den niedergesenkten Schlagbaum in Bewegung setzte und ihn emporsteigen ließ. Der Postwagen fuhr jetzt unter jenem weg und der Einnehmer ließ ihn wieder seine erste horizontale Lage einnehmen. Da die Posten kein Weggeld zahlen, so kehrte Hartwig bereits seinem Lager wieder zu, als ein Finger mit Ungestüm an die Glasscheibe des eisenvergitterten Einnehmerfensters pochte und draußen eine männliche Stimme hastig hereinrief: „Oeffnen Sie schnell Ihre Hausthüre, Herr Einnehmer! Es betrifft eine dringende Angelegenheit."

Der Anblick des gelben Tuchrocks, wie ihn die sächsischen Postführer tragen, bewog den Einnehmer, dem ihm gestellten Ansinnen ohne Weigerung nachzukommen, obschon ihm auffiel, daß man ihn mit dem Einnehmertitel, anstatt mit dem des Lieutenants, begrüßt hatte, da doch sämmtliche hier vorüberkommende Postbeamten diesen letzteren Charakter Hartwigs kannten und sich dessen gegen ihn bedienten. So wie Hartwig die Hausthüre aufschloß, traten ihm auch schon der Postführer und der Postillon entgegen, welche in ihren Armen eine weibliche Gestalt hielten, die sie mehr trugen als führten. Ohne ein Wort an den erstaunenden Einnehmer zu richten, schritten die beiden Männer an ihm vorüber und in die Stube, wo sie ihre Bürde auf Hartwigs Lager niederließen und sofort wieder gingen.

„Nur noch einen Augenblick Geduld, Herr Einnehmer," versetzte der Postschaffner auf Hartwigs Fragen, „wir sind noch nicht fertig."

Unter diesen Worten waren beide Männer aus der Stube verschwunden, in deren Mitte Hartwig bestürzt und unschlüssig zurückblieb, um bald einen Blick nach der offen gelassenen Stubenthüre, bald nach der Besitznehmerin seines Lagers zu werfen. Dieselbe war, so viel Hartwig in dem Halbdunkel erkennen konnte, in einen Reisemantel gehüllt und gab nur in einem schmerzvollen Aechzen und Stöhnen ein Lebenszeichen von sich. Noch harrte der bestürzte Einnehmer der Dinge, die da kommen sollten, als plötzlich das rasche Fortrollen eines Wagens zu seinem Ohre drang und ihn in das größte Erschrecken versetzte. Ja, es verhielt sich so und nicht anders, als Hartwich mit gleichen Füßen hinaus auf die Landstraße gesprungen war: dort jagte der Postwagen in größter Schnelligkeit dahin und unbeachtet blieb sein überlautes Nachrufen. Da stand der arme, nur nothdürftig verhüllte Einnehmer in

der kühlen Nachtluft und wußte nicht, ob er bleiben oder dem Postwagen nachjagen sollte. Was sollte er, der unverheirathete, allein in dem Einnehmerhäuschen wohnende Mann in der Nacht mit einer, jedenfalls heftig erkrankten Fremden beginnen, von welcher er weder Namen, noch Stand, noch Wohnort kannte und die nicht das geringste Gepäck besaß, an welchem man allenfalls einen Anhalt hätte finden können?

Die Nachtkühle trieb ihn endlich in das Haus und in die Stube zurück, wo er mit von tiefer Erregung zitternden Händen seine Arbeitslampe anbrannte und bei deren hellerem Licht zur Fremden sich mit der angstvoll ausgesprochenen Frage wendete: „Was fehlt Ihnen? Womit kann ich Ihnen dienen? Warum hat man Sie hier herein gebracht und dann, ohne weitere Auskunft mir zu ertheilen, hülflos zurückgelassen?"

Auf alle diese Fragen erfolgte keine Antwort. Entweder lag die Unbekannte bewußtlos oder in heftigen Krämpfen, die sich in einem Stöhnen und Aechzen kundgaben. Noch nie hatte sich Hartwig, einer Frauensperson gegenüber, in einer ähnlichen Lage befunden, daher er sich nicht zu rathen und zu helfen wußte. Er erinnerte sich zwar, daß man bei Ohnmachten starke Riechmittel, namentlich Essig, anwende; auch wußte er gewiß, daß er von dem letzteren vorräthig besitze, doch nicht wo und in welcher Flasche, da er sich bisher nicht um Wirthschaftsangelegenheiten bekümmert, sondern die Sorge um seine leibliche Pflege und Erhaltung seiner Aufwärterin gänzlich anheimgestellt hatte. Er erinnerte sich ferner, daß bei plötzlichen Krankheitsfällen eine Tasse heißen Thees große Dienste leiste. Allein welche Art in dem vorliegenden Falle und wie dieselbe aus den vielen Papiertüten und Papiersäcken herausfinden, welche die Kästen seines Küchenschranks anfüllten? Wie aufhältlich, ja wohl gar vergeblich konnte ein angestelltes Suchen werden! In dieser Verlegenheit faßte Hartwig einen schnellen Entschluß. In dem zunächst gelegenen Häuschen des Dorfs wohnte seine Aufwärterin, eine erfahrene Wittwe, die er herbeizurufen beschloß. Nachdem er schnell sich wärmer angekleidet hatte, eilte er fort und klopfte in wenigen Minuten an das Fenster der im Erdgeschoß schlafenden Frau, welche betroffen aus dem Schlafe fuhr und ängstlich nach der Ursache des Klopfens forschte.

„Ach liebste Frau Meinert," keuchte der Einnehmer, „kommen Sie schnell zu mir! Es ist etwas ganz Eigenes bei mir vorgefallen, wo ich Ihrer Hülfe dringend bedarf. Ach schnell, nur schnell!"

„Es brennt doch nicht bei Ihnen, Herr Lieutenant?" forschte die Frau besorgt.

„Ach wenn es weiter nichts wäre!" meinte Hartwig. „In solchem Falle wüßte ich schon selbst mir zu helfen und bedürfte Ihrer nicht. Kommen Sie schnell! Ich kann nicht länger mein Haus allein lassen und was ich darin noch habe."

Dem Eigenthümer fiel jetzt plötzlich bei, daß er seine Kasse mit den Staatsgeldern unverwahrt gelassen hatte, und daß möglicherweise die Krankheit jener Unbekannten eine erdichtete seyn konnte, um während seiner Abwesenheit die Kasse auszuräumen und mit deren Inhalt das Weite zu suchen. Hartwig fand jedoch bei seiner eiligen Rückkehr seinen Verdacht ungegründet, die Fremde noch immer in demselben Zustande der Bewußtlosigkeit und seine eigene Lage nicht wenig kritisch.

Mit der Aufwärterin zugleich kamen guter Rath und thätige Hülfe in's Einnehmerhaus. Während Frau Meinert den Zustand der Unbekannten untersuchte, fragte Hartwig: „Sagen Sie mir, liebe Meinert, was ich jetzt zu Ihrem Beistande anfangen soll?"

„Machen Sie Feuer in der Küche auf dem Heerde, Herr Lieutenant," antwortete Frau Meinert, „und setzen Sie ein Töpfchen mit Wasser an. Eine Tasse leichten Kamillenthees scheint mir jetzt das Allernothwendigste zu seyn, welches wir der Kranken einflößen können. Dann wird sich hoffentlich das Weitere finden."

Den vormaligen Krieger und jetzigen Chausseegelder-Einnehmer wandelte die Noth zur Köchin um, die sich ziemlich ungeschickt beim Feueranmachen benahm und später, in tiefes Nachsinnen versunken, ihr Augenmerk auf die Oberfläche des Wassers im Töpfchen gerichtet hielt. Nach einer Weile begann das Wasser zu grübeln und dann in größeren Blasen aufzuwallen.

„Es kocht!" rief Hartwig in die Stube hinein, worauf Frau Meinert erschien, um das Wasser durch eine Beigabe Kamillenblumen in Thee zu verwandeln, von welchem sie später der Kranken eine Tasse voll einflößte.

Hartwig dagegen, völlig munter, setzte sich an sein Fenster hin und war eben im Begriff, seine Chausseezettel zu überzählen, als Frau Meinert zu ihm trat und mit halblauter Stimme zu ihm anhob: „Ich kann Ihnen nicht helfen, Herr Lieutenant, Sie müssen hinüber zur Frau Diesend springen und sie ohne Verzug hierher holen."

Diese Worte wirkten wie ein jäh herniederschmetternder Wetterschlag auf den Einnehmer.

Digitized by Google

„Wie? was?“ stammelte er bestürzt, „zur Frau — Diesend? Ist Sie bei Sinnen, Frau Meinert? Zur — Frau — Diesend?“

„Wie ich Ihnen sage, Herr Lieutenant!“ antworteten die Frau achselzuckend. „Und nun laufen Sie, denn die höchste Zeit wird's!“

Des Lieutenants Schreck und Bestürzung werden dem Leser erklärlich werden, wenn er erfährt, daß Frau Diesend die — Hebamme des Dorfes war. Ihm, dem Junggesellen, dem Bräutigam, mußte so etwas begegnen, was den Lästermäulern des ansehnlichen Fabrikdorfes überreichen Stoff zu Klatschereien darbot! Wie verwünschte er die Postkutsche mit ihren beiden Führern! Allein es half nichts: Frau Diesend mußte herbeigeholt werden, welche mitten in dem weit sich ausbreitenden Dorfe wohnte. Ein Glück noch war's, daß er die Hebamme daheim fand! Während er mit derselben nach seiner Wohnung zurückkehrte, erzählte er der Frau, welch ein häßliches, seinem Rufe nachtheiliges Abenteuer diese Nacht ihm gebracht hatte.

„Die Annaberger Post war es?“ fragte Frau Diesend verwundert. „Diese kommt sonst doch erst früh um drei Uhr hier durch und unerhört ist's, daß eine Post um zwei Stunden zeitiger anlangt, als sie soll.“

„Nun,“ erwiederte Hartwig, „es muß auch bereits auf vier Uhr losgehen, obschon ich vor Schreck nicht nach der Uhr gesehen habe.“

„Nicht doch, Herr Lieutenant!“ sprach die Hebamme, „hören Sie, da schlägt die Kirchenuhr eben Eins!“

„Ist's möglich?“ fragte Hartwig bestürzt. „Aber, wenn auch! Es mußte die Annaberger Post seyn, denn eine Extrapost hat keinen Schaffner bei sich und außer der Annaberger kommt keine Post des Nachts durch Erkmannsdorf.“

(Fortsetzung folgt.)

Australische Dienstmädchen.

Wir entnehmen dem kürzlich erschienenen englischen Werke über Australien „Licht und Schatten aus dem Süden“ folgende Schilderung.

Die australischen Dienstmädchen sind eine Plage. Sie beanspruchen jährlich 35 L. (230 Rthlr.), zwei Feiertage wöchentlich, und so viel Liebhaber, als ihnen gefällt. In einer Nacht wurde ich von einem heftigen Hustenanfall erweckt, und zugleich bis zu Tode erschreckt, denn ein starker Rauch füllte mein Zimmer. Ich sprang aus dem Bett, öffnete die Thür, und da ich im oberen Stocke Geräusch hörte, rief ich der Magd zu, und fragte sie, ob sie zu irgend welchem Zwecke Feuer gemacht habe. „Gott bewahre, Herr, nein,“ antwortete sie mir der größten Naivetät, „es ist nur einer meiner Freunde da, der nach dem Abendessen hier vorsprach und seine Pfeife raucht.“ Ein anderes Mädchen verließ uns an dem Tage, an dem uns ein Kind geboren wurde: sie wollte nicht in einem Hause leben, in dem ein Regiment Kinder sey. Eine andere ging Abends wie gewöhnlich zu Bett, um 3 Uhr Morgens bewegte sich etwas an ihrer Thür, sie rannte eiligst aus dem Hause, nahm einen Regenschirm mit sich, und niemals sahen wir sie wieder bei uns. Drei oder vier Tage nach ihrer Flucht erhielten wir dagegen den Regenschirm mit folgendem Brief zurück: — „Miß Maryann sendet Sie Ihren ergebensten Respect, und bittet Ihnen, Sich um Ihr nich zu ängstigen. Ich verheirate Mir, nägsten Freitag.“ Der größte Theil der überstedelnden Dienstmädchen ist entsetzlich dumm, und dies ist mit ein Grund zu der Erscheinung, daß die guten Mädchen sich bald nach ihrer Ankunft verheirathen. Indessen darf es auch nicht außer Acht gelassen werden, daß es in Australien nur wenige wirklich gute Dienstmädchen gibt. In Melbourne wie in Sidney vermiethen sich die Mädchen durch Arbeits-Comptoire, wo sie denn auch jeden Morgen, nach neuester Mode gekleidet, auf Engagements warten. Gegen Ende des vorigen Jahres waren auch zwei Crinalinen in vollster Weite in Sidney angekommen; es amüsirte mich sehr, eines Morgens im Vorübergehen folgende Bekanntmachung an der Thür eines kleinen Comptoirs dieser Vermiethungs-Agenten zu sehen: — „Damen, die dieses Comptoir besuchen, um sich zu vermiethen, werden höflichst gebeten, so dicht als möglich bei einander zu sitzen, da während der beiden letzten Tage mehrere Personen, die Dienstboten zu engagiren wünschten, es unmöglich fanden, hineinzukommen.“ Einmal hörte ich folgende Unterredung mit an, welche zwischen einer dicken, breitschultrigen Schottin und einer jungen Hausfrau von etwa 22 Jahren, die ein Mädchen suchte, stattfand. „Wünschen Sie eine Stelle?“ — „Wie es kommt, je nachdem.“ — „Sind Sie außer Dienst und können Sie eine Stelle annehmen?“ — „O ja.“ — „Ich suche ein Mädchen für Alles.“ — „Haben Sie eine große Familie?“ — „Nein, ich habe nur ein kleines Kind.“ — „Ist es wild und unartig?“ — „O nein, im Gegentheil, es ist sehr ruhig.“

— „Haben Sie noch mehr Dienstboten?" — „Wir haben einen Wagen im Hause, der gut zu gebrauchen ist." — „Wartet er bei Tisch auf?" — „Ja." — „Und besorgt alle Bestellungen?" — „Ja." — „Und öffnet die Thür?" — „Ja." — „Und putzt Messer und Stiefeln?" — „Ja." — „Und hilft sonst im Hause?" — „Nun wohl, ich —" — „Und wartet das Kind?" — „Nein! das würde Ihr Amt seyn." — „Dann thut es mir sehr leid, daß ich nicht dienen kann. Ich fahre keinen Kinderwagen und warte keine Kinder, Madame!" Beim Wiedergeben dieses Gespräches habe ich mich treu an die Wahrheit gehalten, und wenn man es auch nicht gerade sehr komisch findet, wird es doch dazu dienen, die gegenseitige Stellung von Frau und Dienstmagd auf der andern Seite der Welt zu schildern.

Mannigfaltiges.

Seine Majestät der König Maximilian II. von Bayern haben allergnädigst geruht, zur Förderung der dramatischen Poesie abermals eine Preis-Konkurrenz zu eröffnen, und zu diesem Behufe einen Preis von zweihundert Dukaten für das beste Trauerspiel oder Schauspiel unter nachfolgenden Bestimmungen auszusetzen.

Der Stoff des Drama's muß der Geschichte Bayerns oder der Pfalz entnommen seyn; die Ausführung neben den Forderungen der Aesthetik auch den Ansprüchen der gegenwärtigen Bühne genügen. Hinsichtlich der Form wird im allgemeinen der Vers gewünscht, doch soll für den Fall, daß die Natur des Gegenstandes zu einer Behandlung in ungebundener Rede dringend auffordert, eine solche ebenfalls gestattet seyn.

Dagegen sind bloße Bearbeitungen fremder Stücke selbstverständlich ausgeschlossen. Auch dürfen die eingehenden Dramen bis dahin nicht veröffentlicht worden seyn.

Die Einsendung hat an das Kapitel des Maximilians-Ordens für Wissenschaft und Kunst zu München im Verlaufe des Monats November im Jahre 1860 zu geschehen.

Bei der Einlieferung ist die bei Preisbewerbungen herkömmliche Form zu beobachten, daß Name und Adresse des Dichters in einem versiegelten Zettel dem Manuskripte beiliegen. Dieser Zettel ist mit einem kurzen Motto zu versehen, welches sich auf dem Titelblatte des Drama's wiederfindet.

Die Entscheidung wird von einem durch Seine Majestät den König zu ernennenden Preisgerichte ausgehen und zwar in der Art, daß die Richter zunächst eine Anzahl der vorzüglicheren Stücke zur Darstellung auf der Münchener Hofbühne vorschlagen, ihr letztes Urtheil aber erst, wenn der Cyclus der Aufführungen geschlossen ist, unter Mitberücksichtigung der erzielten Bühnenwirkung abgeben.

Die Namen der Preisrichter werden vor Ablauf des zur Einlieferung der Dramen angesetzten Termines veröffentlicht werden.

Folgender Vorfall macht unter dem Pariser schönen Geschlecht lebhafte Sensation. Eine reiche sehr reizende Dame, die in der Rue St. Georges ein prachtvolles Hotel besitzt, ist vor 14 Tagen von einer Reise nach dem Orient zurückgekehrt; statt aber von den Strapazen auszuruhen, verkauft sie ihr Hotel, ihre Equipagen und alle ihre Besitzungen und wird, nachdem sie Alles zu Geld gemacht, nach Brussa reisen, wo sie ihr Herz zurückgelassen. Sie hat sich nämlich in Abdele Kader verliebt, der bekanntlich in Brussa existirt, ist, und will in seiner Nähe ihr Leben beschließen. Was die Liebesleiden der Dame vermehrt, ist der Umstand, daß eine andere Dame, eine Engländerin, ebenfalls ihr Herz an den dunklen Augen des Ex-Emirs entzündet hat, daß diese in Brussa sich bereits häuslich niedergelassen und an Schönheit die Dame aus der Rue St. Georges noch übertreffen soll. Daher kommt's auch, daß die Französin ihre Abreise von Paris so sehr wie möglich beschleunigen will, um ihrer Nebenbuhlerin in Brussa das Feld nicht allein zu lassen. Ob nun Abdel-Kader etwas von der Feuersbrunst erfahren, die er in den beiden Herzen angerichtet, weiß man nicht; eben so wenig weiß man, wie er sich zwischen den beiden lodernden Herzen benehmen werde. Man ist daher in der hiesigen Frauenwelt auf den Ausgang dieser Liebesgeschichte sehr gespannt.

Auflösung des Räthsels in № 18:

Ja.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 30. Freitag, 11. März 1859.

Der Einnehmer.

(Fortsetzung.)

Die beiden Frauen begannen nun in des Lieutenants Waschvorräthen, in Kommodenfächern und Schränken zu kramen, daß Hartwig nicht länger die gräuliche Unordnung mit ansehen konnte, sondern sich in das obere Geschoß seines Häuschens flüchtete, aus dessen Dachstübchen er sinnend in die dunkle Nacht hinausstarrte. Was einem friedlichen Menschen bei dem gebundensten und eingezogensten Leben begegnen kann!

Hartwig mochte sich die möglichen Folgen, welche sein nächtliches Abenteuer nach sich ziehen konnte, gar nicht ausdenken. Aber fest nahm er sich vor, den Schaffner und den Postillon, die ihm mit der Fremden zugleich das Unglück in's Haus getragen und dann gewissenlos die Flucht ergriffen hatten, bei ihrer höchsten Behörde zur Verantwortung zu ziehen.

Die Kirchenuhr verkündete eine Viertel- und ganze Stunde nach der andern, und als es eben Drei schlug, erscholl die Stimme der Aufwärterin in dem Hausflur: „Herr Lieutenant! Herr Lieutenant! Kommen Sie herunter! Ein kleines Mädchen ist angekommen."

„Was geht mich das an?" versetzte Hartwig mürrisch vor sich hin. „Meinetwegen könnte es auch ein Knabe seyn! Meine Expeditionsstube zu einem Wochenbettzimmer umzuwandeln! Nein, es ist zu dumm, zu unerhört!"

Des Lieutenants Unwille verkehrte sich jedoch in Mitleid, als das Weinen und Kreischen der Neugebornen durch die Decke der Wochenstube hinauf zu seinen Ohren drang. „Das arme Kind," sprach er zu sich, „ist das allerschuldloseste Wesen bei der ärgerlichen Geschichte, unchristlich wär's von mir, wollte ich ihm meinen Zorn entgelten lassen."

Also sprechend ging er hinab. Unten trat ihm die Hebamme mit der Neugeborenen auf dem Arm entgegen.

„Das arme Würmlein!" sprach sie mitleidig. „So übel ist lange kein Kind bei der Geburt daran gewesen. Unseres Heilands Wiege war zwar nur eine Krippe, allein die Mutter Maria hatte doch wenigstens für Windeln gesorgt, und selbst die ärmste Bettelfrau besitzt mehr Kinderzeug als Sie, Herr Lieutenant. Dort auf der Küchenbank steht noch das Scheuerfaß, in welchem wir die Kleine gebadet haben. Eins von Ihren Kopfkissen haben wir zum Einsteckbettchen umgewandelt, und wenn Sie bei Tage sehen werden, in was wir das Würmchen gewickelt haben, so werden Sie sich halbtodt verwundern. Es ist übrigens ein derbes Mädel und kräftiger als ihre Mutter, deren Zustand mir gar nicht —"

„Trara, trarara!" blies hier draußen ein Posthorn und wiederum begleitete Peitschenknallen dessen Klänge.

Der Schlagbaum flog empor und der Einnehmer aus der Stube und dem Hause, um draußen seinem gepreßten Herzen Luft zu machen gegen den Führer der Postkutsche.

„Ei, guten Morgen, Herr Lieutenant!" rief ihm der Schaffner munter entgegen. „So früh schon auf den Beinen? Das ist ein Meerwunder!"

„Bin ich denn behext?" klagte der Einnehmer. „Vor zwei Stunden schon kam die Annaberger Post hier durch und das ist die zweite!"

„Das hat Ihnen geträumt, Herr Lieutenant!" lachte der Schaffner. „Außer uns ist kein Wagenrad und kein Pferdefuß in dieser Nacht aus der Annaberger Posthalterei hervorgegangen."

„Geträumt nur!" sprach Hartwig bitter. „Bemühen Sie sich in meine Stube, Herr Schaffner, um sich zu überzeugen, daß mir vor zwei Stunden ein Schaffner im gelben Rock und ein säch-

stischer Postillon ein fremdes Frauenzimmer in's Haus getragen haben, das so eben von einem Mädchen entbunden worden ist. Ich bitte, machen Sie vorläufig auf der nächsten Station Lärm davon und helfen Sie mir, den beiden Männern nachzuspüren, die, ohne nähere Aufklärung zu hinterlassen, wahrhaft heimtückisch geflohen sind und mich in der entsetzlichsten Verlegenheit zurückgelassen haben."

„Hier muß ein Betrug im Spiel gewesen seyn," entgegnete der Postschaffner, „denn dafür hafte ich, daß keiner meiner Amtsgenossen oder einer von unsern Postillons sich dabei betheiligt hat. Uebrigens gratulire ich zum Kindtaufschmause, der doch jedenfalls in Ihrem Hause abgehalten wird. Es spukt schon vor, Herr Bräutigam! Hä! hä!"

Der Postwagen rollte davon und der Einnehmer war nahe daran, alle Haare aus dem Kopfe sich zu raufen. Im Begriff, in's Haus zurückzukehren, sah Hartwig im Lichtscheine seiner Laterne etwas an der Erde blinken, das er jetzt nicht näher betrachtete, sondern mechanisch in seine Tasche steckte. Beim Eintritt in die Wochenstube empfing den Einnehmer der Angstruf der beiden Weiber: „Herr Lieutenant! Die Wöchnerin will verscheiden! Springen Sie schnell nach dem Doktor, sonst stirbt sie uns unter den Händen."

Ha! Drohte denn in der heutigen Nacht jegliche Noth über des armen Einnehmers Haupte zusammenzuschlagen? Das Sprichwort sagt zwar: „Aller guten Dinge sind drei!" Ob aber sein dreimaliges Laufen nach Hilfe etwas Gutes zuwegebringen dürfte, war noch gar sehr zu bezweifeln. Er, der als Chausseegelder-Einnehmer nicht vom Flecke sich rühren sollte, sah sich jetzt genöthigt, wie ein Rennthier auf den Beinen zu seyn, von denen noch dazu das eine lahm war. Aber der schreckliche Gedanke: eine Leiche im Hause, ein hilfloses Kind, eine eifersüchtige Braut und eine Schaar von Lästerungen zu haben oder zu bekommen, vermochte den Einnehmer auch zu diesem dritten und sauersten Gang, der sauerste deßhalb, weil der Arzt am weitesten entfernt wohnte. Der Arzt kam und that sein Möglichstes, konnte aber doch nicht verhindern, daß die Wöchnerin mit Tages Anbruch eine Leiche war. Unter bedauerndem Achselzucken entfernte sich der Arzt; ihm folgte die Hebamme nach, die ihre übrigen Wöchnerinnen besuchen und abwarten mußte. Frau Meinert verfügte sich in die Küche, um sich und ihren Dienstherrn durch eine Tasse kräftigen Kaffees zu stärken, und so blieb denn der Einnehmer allein bei der Todten und dem sanft schlummernden Kinde zurück. Erst jetzt bekam Hartwig Zeit und Gelegenheit, seine todte, ihm aufgedrungene Gastfreundin genauer zu betrachten. Es war eine jugendliche, reizende Gestalt, deren übereinander gekreuzte Hände weiß wie Alabaster schimmerten und durch ihre Zierlichkeit verriethen, daß sie niemals schwere Arbeit verrichtet hatten. Unter dem Reisemantel, den man der Todten abgenommen hatte, trug diese ein modisch gefertigtes Kleid von schwarzer Seide und eine feine Spitzenkrause um den Schwanenhals. Von Schmucksachen, wie Ringe, Armbänder, Ohrglocken, Broschen und dergleichen üblichen Frauenangehörigkeiten, war nichts zu entdecken. Eben so wenig fand sich in den Taschen der Todten irgend ein Gegenstand vor, welcher einige Aufklärung über deren Namen, Stand, Wohnort und Reiseziel hätte geben können. Jetzt erinnerte sich Hartwig seines Fundes und zog denselben aus der Tasche hervor. Es war ein schlichtes, goldgerändertes Medaillon mit einem Doppelporträt unter Glas, welches auf der einen Seite einen jungen Mann in Jägertracht und mit einem Schnurrbärtchen, auf der andern eine junge, schöne Dame vorstellte, welche mit der Todten die größte Aehnlichkeit besaß. Sinnend stand Hartwig vor der todten Mutter und deren Kinde, welches in seinem improvisirten Einsteckbettchen und Anzuge mindestens eben so sanft schlief, wie mancher Sprößling des Reichthums und Ueberflusses in seiner theuern Wiege von Silber, Gold und Rosenholz. Der Kopf schwindelte dem armen Einnehmer, dachte er an die Erlebnisse der verflossenen Nacht und andere möglichen Folgen. Er hatte sich hierin nicht getäuscht.

(Fortsetzung folgt.)

Rarey.

Der durch seine Pferdebändigungsmethode zu großem Ruf gelangte Amerikaner, Herr Rarey, gab auf Befehl des Prinz-Regenten in Berlin vor den Prinzen des Königshauses und ihrem Gefolge eine Privatvorstellung seiner Kunst. Herrn Rarey wurden nacheinander zwei schöne kräftige Pferde des königlichen Marstalls vorgeführt, an welchen er seine Bändigungs- und Zähmungsmethode ausübte, während gleichzeitig ein Dolmetscher nach seinen Anweisungen das Verfahren

Digitized by Google

in kurzen Worten erläuterte. Die Methode des Herrn Marey — so viel ging aus den Erklärungen und den Produktionen selbst hervor — besteht in der Ausübung eines milden, vertrauenerweckenden persönlichen Einflusses auf das zu behandelnde Thier, verbunden mit einigen kleinen Kunstgriffen, um die physische Kraft des Pferdes von vornherein zu brechen. Dem frei dastehenden Thiere näherte sich Herr Marey mit freundlichem Gesicht, ihm sanft zusprechend; er ließ seine Hände, die sich von jeder hastigen unvorbereiteten Bewegung fern hielten, beriechen, streichelte Kopf und Hals, kurz, suchte dem Pferde durch seine ganze Persönlichkeit Vertrauen einzuflößen. Darauf wurde der linke Vorderfuß des Pferdes zusammengebogen und in dieser Stellung durch einen umgelegten Riemen festgehalten, so daß das Thier gezwungen war, auf drei Beinen zu gehen, die beste Art, wie Herr Marey sich ausdrückte, um ein Wagenpferd allmälig daran zu gewöhnen, vor einem Wagen zu stehen, da es ihm in dieser Stellung unmöglich ist, hintenaus zu schlagen. Ein zweiter Riemen wurde ferner über dem rechten Vorderfuß zusammen, sodann durch den Leibgurt geschlungen und plötzlich kräftig angezogen. Die Folge war, daß das Pferd auf die Kniee sank und trotz alles Sträubens nach und nach das physische Uebergewicht des Mannes anerkennen mußte. Allmälig beruhigte es sich, stellte seine stets vergeblichen Versuche, sich aufzurichten, ein und legte sich fromm hin. Nunmehr konnte Herr Marey Alles mit ihm vornehmen; er setzte sich dem Thiere auf den Hals, auf den Bauch und auf die Hinterschenkel, legte sich zu ihm hin, hob ihm die Beine in die Höhe und schlug sie aneinander. Das Thier hatte so sehr das Gefühl der Unfreiheit, daß es selbst, als ihm die Riemen abgelöst waren, nicht von selbst die wiedergewonnene Freiheit benutzte. Gefügig folgte es später dem leisen Rufe seines Führers durch die Bahn. Den Sattel legte dann Herr Marey, nachdem er das Pferd durch Vorzeigen mit demselben vertraut gemacht hatte, ohne Beschwerde auf, und bestieg dasselbe, indem er sich parallel dem Leibe hinstellte und mit der rechten Hand, während er den Fuß in den Steigbügel setzte, rechts den Sattelknopf erfaßte. Herr Marey wollte durch diese Art des Besteigens zweierlei gewinnen, dem Thiere nämlich weder durch Anstoßen der Fußspitze an den Bauch noch durch einen schweren Druck auf der einen Seite des Leibes beim Hineinheben in den Bügel irgendwie Schmerz zu bereiten. Ohne Zügel wurde sodann das Thier von seinem Reiter einfach durch Handbewegungen und Berührungen der Flanken gelenkt. Wie treffliche Resultate sich dadurch erreichen lassen, daß man das Pferd an jeden ihm nahe gebrachten Gegenstand sich erst allmälig gewöhnen läßt, bewies Herr Marey zum Schluß durch eine Trommel, die er, nach wenigen einleitenden Manipulationen auf dem Rücken, auf dem Halse des Thieres, vor und hinter ihm, mit aller Kraft rührte, ohne daß das Pferd die geringsten Zeichen von Furcht oder Widerwillen kundgab. Sämmtliche Produktionen wurden mit überraschender Sicherheit und Präzision, sowie mit unfehlbarem Erfolge ausgeführt. In Betreff des einen Pferdes hörten wir, daß es als bösartig und mißtrauisch bekannt war; die Methode des Amerikaners aber wurde auch an ihm in keiner Weise zu Schanden. Die ganze Art der Behandlung zeigte in der stetigen, ruhigen, wohlüberlegten Aufeinanderfolge der einzelnen Manipulationen die vollständigste geistige Beherrschung des Gegenstandes.

Mannigfaltiges.

Die Neue Preußische Zeitung schreibt: „Der Stein der Weisen ist gefunden — das große Problem gelöst — das Columbusei auf die Spitze gestellt — das Jahrhundert um eine große Entdeckung reicher, gegen die Telegraph, Eisenbahn und Enke'scher Komet Pappenstiele sind. Die große Metamorphose, aus einem Spaziergänger einen Salonherrn hervorzuzaubern, schneller als Bosko aus einem Eierkuchen einen Blumenkranz machte, — ist gelungen. Künftig geht man auf den Subskriptionsball im leichten Ueberrock, und wenn der Pförtner spricht: „Entschuldigen Sie, hier wird nur in Galla zugelassen!" — knack, drückt man rechts und links an eine Feder, und der schwarze Ueberrock verwandelt sich im Nu in den elegantesten Frack. Gebrüder Cohn heißt die Firma, der der große Wurf gelungen. Vorläufig hat sie das Kind ihres Genies „En-tous-cas" gleich den Allerwelts-Regen- und Sonnenschirmen genannt. Die Sache ist nicht übel, und wenn man reist, sogar höchst praktisch. Der Frack wird durch eine kleine Vorrichtung im Nu in einen modernen Ueberrock verwandelt, und wer's nicht weiß, merkt es gar nicht, daß es ein und dasselbe Kleidungsstück ist. Die Verwandlung geschieht durch eine eigenthümliche Doppellegung des Vorderschooßes, wobei die sehr saubere und

Digitized by Google

genaue Arbeit natürlich 'ein Haupterforderniß ist. Welch' „allgemeinem Bedürfniß" dadurch abgeholfen wird, zeigt der Strom der Neugierigen, der sich die ausgestellten Proben besteht und anprobirt."

(Französische Liebe.) Der originelle und geistreiche Schriftsteller J. Michelet hat ein Buch über Liebe und Ehe geschrieben, welches augenblicklich in Frankreich mit Begierde gelesen wird. Unsern deutschen Frauen und Töchtern möchten wir es nicht gerade in die Hände geben, für manche Ehemänner und Liebhaber mag es aber ganz gute Lehren enthalten, denn es stellt als obersten Grundsatz auf, daß die weibliche Liebe ein Kleinod ist, welches der Mann nicht sorgfältig genug bewahren kann, wenn es ihm gelungen ist, es zu erringen. Michelet verlangt von dem Manne, daß er sein Haus mit Teppichen belege, damit der zarte Fuß der Frau sich nicht verletze; er verlangt, daß die zuvorkommendste Schonung das ganze Leben umgebe, daß der Ehemann für sie fortwährend denke und sorge, daß er ihr Arzt, ihr Beichtvater und ihr Anbeter sey. Die französischen Frauen werden ohnehin in der Ehe mehr verwöhnt, als die deutschen, denen das Hauswesen und die Sorge für den Gatten als Hauptpflicht derselben obliegt. Michelet behauptet auch, daß die Französinnen durch die Ehe erst zur vollen Entwicklung ihrer Reize gelangten, während die Deutschen es nicht verständen, aus ihren holden, fröhlichen und hübschen Mädchen angenehme Frauen zu erziehen. In Frankreich könne man sogar ganz getrost eine Häßliche heirathen und sich darauf verlassen, daß sie durch eine rechte Liebe und Ehe förmlich aufblühen werde, während die nordische Jungfrau nach der Hochzeit fast immer abwelkte und reizlos würde. Die Wirkung der französischen Liebe ist es jedoch gewiß nicht, welche diese Verwandlung hervorbringt. Der Grund dazu liegt ganz einfach darin, daß die Mädchen in Frankreich vor der Verheirathung ganz unentwickelt sind, daß man ihnen keine noch so unschuldige Freiheit gönnt und sie wie Larven betrachtet, die erst durch die Ehe und die Stellung in der Welt sich zum glänzenden Schmetterling entfalten dürfen; während unsere jungen Mädchen vorher von Blume zu Blume flattern und lebensfreudig ihre unschuldige Freiheit genießen, nach der Heirath aber sich abschließen, um dem Hause zu leben, kochen lernen, Wäsche nähen und Kinder pflegen. Die Französinnen leisten hierin überhaupt sehr wenig; zieht man aber das Facit, so möchten sich doch wahrscheinlich am Ende in Deutschland noch eben so viel liebenswürdige Damen finden lassen, wie in Frankreich, denn die Gabe der Liebenswürdigkeit haftet nicht am Lande und seinen Sitten, sondern am Geschlecht.

Ein junger Mensch, immer bei sehr gutem Appetit, wurde zu einer Tafel geladen, wo die Speisen mit dem Magen der Gäste nicht in gleichem Verhältnisse waren. Da er wegen der großen Anzahl der Gäste schon von der ersten Schüssel nichts bekam, und eben junge Hühner aufgetragen wurden, von denen er aus dem Vorhergehenden überrechnen konnte, daß sie nicht bis zu ihm reichen würden, nahm er das Brod, brockte es auf seinen Teller und rief: Put! Put! Alles mußte über diesen Einfall lachen und die Hühner wurden ihm zuerst gereicht.

Ein französisches Provinzial-Journal veröffentlicht folgendes unfehlbare Heilmittel gegen die Hundswuth. Bei einem Apotheker drei Handvoll Datura-Stramonium (Stech-Apfel) nehmen, es in einem Liter Wasser auf die Hälfte einkochen lassen, dann dem Kranken auf Einmal eingeben. Nach kurzer Zeit stellt sich ein heftiger aber nicht lange anhaltender Wuthanfall ein; reichlicher Schweiß tritt ein und nach 24 Stunden ist der Kranke vollkommen hergestellt. Dieses Heilmittel wurde von Herrn Legrand, Missionär in Anam und Tonkin, mitgetheilt. Derselbe hat es selbst erprobt und bei 60 Befallenen 60 Heilungen erzielt.

Räthsel.

Es drückt mich ein Etwas, das drückt mich so sehr,
Das macht mir viel Sorgen und Grämen;
Doch ist es nun leider zu ändern nicht mehr,
Wer wollte die Bürde mir nehmen?

Es drückt mich ein Etwas, das drückt mich so sehr
Und macht mir zur Hölle die Erde.
Und flöh' ich auch weit über Land hin und Meer,
Doch nirgends entflöh' die Beschwerde.

Es drückt mich ein Etwas, das drückt immerfort:
Mißgriffe behaften die Weben.
Was ist's für ein Etwas? Wie heißt wohl das Wort?
Mir stecket es hier in — den Zehen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 31. Sonntag, 13. März 1859.

Der Einnehmer.

(Fortsetzung.)

Zunächst erhoben die Gemeindevorstände von Erkmannsdorf nachdrückliche Einsprache gegen jedes Anstinnen von Begräbnißkosten für die Todte, sowie gegen die ihnen etwa aufzubürdende Erziehung der Neugebornen. Zu keiner von beiderlei Obliegenheiten bielten sie sich für verpflichtet, weil die Mutter des Kindes in einem königlichen Staatsgebäude gestorben und deren Kind in einem solchen geboren woeden sey, darum in dem Dorfe selbst kein Heimathsrecht erlangt habe. Der Fiskus wiederum, hier durch die Postbehörde vertreten, wies gleichfalls jeden Kostenanspruch zurück, weil die angestellte Untersuchung darthat, daß nicht wirkliche Postbeamte, sondern als solche verkleidete Betrüger die im Kreisen begriffene Frau dem Chausseegelder-Einnehmer aufgenöthigt hatten. Hartwig, welcher erst seit sieben Monaten seine jetzige Stellung bekleidete und nicht ganz ohne Schulden aus dem Militärstande getreten war, hatte von seinem mäßigen Einkommen als Einnehmer durchaus noch keine Schätze sammeln können, sein Bräutigamestand vielmehr ihn zu manchen außerordentlichen Ausgaben gezwungen, welche eine vortheilhafte Heirath wieder auszugleichen verhieß. Des Lieutenants Braut war die Tochter eines wohlhabenden Landgeistlichen in der Nähe, an Alter über das erste Viertel eines Jahrhunderts hinaus und darum nicht frei von Eifersucht. Wenn bereits die Lästerzungen in Erkmannsdorf einander zurannten, daß es mit der angeblichen Postkutsche nichts, die fremde todte Frau dagegen eine böswillig von dem Lieutenant verlassene Geliebte sey, welche ihm nachgereist und von demselben wohl gar durch ein beigebrachtes Pülverchen aus dem Wege geräumt worden sey, um ihrer für immer los zu werden und seine Verheirathung mit der Pfarrerstochter ungehindert durchzusetzen; was hatte er da nicht erst von der eifersüchtigen und argwöhnischen Gesinnung seiner Braut zu befürchten, eine Gesinnung, die ihn schon manchmal mit stiller Besorgniß in die Zukunft hatte blicken machen!

Indeß hatte Frau Meinert die Sorge für die hilflose Kleine, sowie für die Beerdigung von deren Mutter übernommen. Gegen eine Vergütung hatte sich eine stillende, gesunde Bäuerin, oder vielmehr Häuslerin, bereitwillig finden lassen, neben ihrem Kinde auch noch das fremde täglich an der nährenden Quelle ihrer Brust zu tränken. Gegen Hartwigs Bürgschaft hatte der Dorftischler den Sarg für die Todte gefertigt, die Heimbürgerin ihre Dienste zugesagt, die Kirche ihren Gottesacker geöffnet und der Todtengräber dort das Grab gegraben, welches die Verblichene in den Erdenschooß aufnehmen sollte. In der Expeditionsstube des Einnehmers stand die Leiche aufgebahrt, die, von der wackeren Aufwärterin mit Sommerblumen einfach geschmückt, wie ein sanft schlummernder Engel aus Wachs geformt, in ihrem schwarzen Seidenkleide in dem Sarge lag. Zwei Schritte nur von demselben entfernt stand der Henkelkorb, in welchem das Kind der Todten, den Schmerz um die verlorene Mutter weder kennend noch fühlend, süß schlafend ruhte.

Die Landleute, welche die Leiche nach dem Kirchhofe tragen sollten, waren in dem Hausflur versammelt und stärkten sich nach üblicher, jedoch unlöblicher Weise, zu diesem Liebeswerke durch reichlichen Genuß von Bier und Branntwein, welche Getränke auf des Einnehmers Unkosten angeschafft worden waren.

Bereits erhitzte das Feuerwasser die Köpfe und Gemüther, so daß die Unterhaltung draußen immer geräuschvoller ward.

Digitized by Google

Plötzlich verstummten die redseligen Lippen und durch die schweigsam gewordene Männerschaar schritten zwei Frauengestalten, eine ältere und eine jüngere, denen die Schweißtropfen auf den erhitzten Gesichtern perlten und die größte Aufregung abzulesen war, auf die Expeditionsstube zu, deren Thüre sie, ohne erst anzupochen, mit Hast aufrissen. Der erste Blick der jüngeren Frauengestalt fiel sengend auf die aufgebahrte Todte. Darauf erblich das Antlitz der Jungfrau, trotz der angeflogenen Röthe von einem rasch zurückgelegten und beträchtlichen Fußwege, und ihre Nasenspitze verlängerte sich um ein Bedeutendes. In ein lautes, krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, warf sie sich in einen Stuhl und verhüllte ihr Gesicht mit den Enden ihres Umschlagetuchs. Die ältere Dame dagegen stemmte beide Arme in die Seiten, und vor den Einnehmer dicht hintretend, starrte sie denselben mit durchbohrenden Blicken und fragend an. Hartwig aber wendete sich ab und zu seiner schluchzenden Braut.

„Was ist Ihnen, theuerste Julie?" hob er mit begütigender Stimme an. „Fassen — erholen Sie sich! In der nächsten Viertelstunde ist ja Alles vorüber."

„Ich und meine Tochter verlangen Rechenschaft von Ihnen, Herr!" sagte die Pfarrerin aufgebracht. „Welch' eine Bewandtniß hat es mit dieser Leiche und dem Kinde da? Wir hoffen, daß Sie uns nicht dasselbe Mährchen von dem bewußten Postwagen aufheften werden, das übrigens kein Mensch in der Welt glaubt, sondern daß Sie reinen Wein uns einschenken werden. Verstehen Sie wohl, reinen Wein! Ja ja, rechtfertigen Sie sich, Herr Lieutenant!"

„Ich kann nur wiederholen," versetzte dieser, „was ich vom Anfang her ausgesagt habe und was auf der reinen Wahrheit beruht. Dieses Medaillon, welches das Bild jener Todten und jedenfalls deren Gatten enthält, mag meine Rechtfertigung bei Ihnen übernehmen, wenn Sie meinen Worten nicht glauben wollen."

„Hm!" sagte die Pfarrerin, das Medaillon betrachtend, „dieses Gesicht sieht der Leiche dort etwas ähnlich. Allein, Julie, schau her! Gleicht dieses Männerbild nicht Deinem Bräutigam täuschend? He, Herr Lieutenant! standen Sie nicht vormals bei den Jägern, die eben einen solchen Rock tragen, wie dieses Bild?"

Empört über diese Lüge, schwieg Hartwig, indeß sein Inneres vor Zorn erbebte.

Während die Braut ihr Weinen schnell einstellte, um das Medaillon genau zu studiren, fuhr die Pfarrerin fort: „Und wie die hergelaufene, liederliche Dirne herausstaffirt worden ist! Wie eine Gräfin, in Seide und Spitzen liegt sie im Sarge! Ich wollte wetten daß der Herr Lieutenant seine Braut, meine arme Julie, nicht so in Blumen gebettet hätte, wie diese Phryne! Und was soll denn das elende Würmlein noch hier bei Ihnen, Herr Lieutenant? Warum haben Sie es denn nicht längst schon fortgeschafft?"

„Well," erwiederte Hartwig bitter, „Niemand im ganzen Dorfe das arme unschuldige Kind auf- und annehmen wollte und ich es nicht wie ein blindgeborenes Kätzchen in dem Teich ertränken darf."

„Keine Stunde leide ich den fremden Wechselbalg in meinem Hause!" schrie die Braut, indem sie hastig vom Stuhle aufsprang und das Medaillon aus der Hand warf.

Wie häßlich der Zorn ihre ohnehin nicht schönen Züge entstellte!

Hier ging Hartwigs Geduld zu Ende. Die Bombe platzte. Donnerwetter! Er, ein Offizier und freier Mann, sollte wie ein kleiner Schulbube vor zwei Xantippen zu Kreuze kriechen? Sein Ehrenwort eine Lüge seyn? Die Pfarrerin und ihre Tochter wie Herrinnen seines Hauses auftreten? Höhnenelement! das war zu viel! Ueberdies hatte er durch die Vorgänge in der verwichenen Nacht einen Vorgeschmack von dem Eheleben bekommen, welcher bitter genug für ihn ausgefallen war. Endlich war seine Verlobung mit der Pfarrtochter nicht ein Werk der Liebe, sondern des Verstandes, darum auch dieses Band zerreißbar ohne großes Herzweh. Die Todte war bei den Schmäh- und Schimpfreden, welche die Pfarrerin über sie ausschüttete, unverändert derselbe mild und reizend anzusehende Engel geblieben. Als aber die Braut ihr unter dem Mutterherzen getragenes und mit Schmerzen geborenes, ja sogar mit ihrem Tode bezahltes Kind einen Wechselbalg geschimpft und von dessen Verstoßung gesprochen hatte, war es dem Lieutenant vorgekommen, als zucke es gar schmerzlich um die bleichen Lippen der Todten, als rollten zwei schwere Kummerzähren aus ihren fest zugedrückten Augen und über die weißen Lilienwangen herab. Und die Neugeborne in ihrem Korbe athmete plötzlich laut stöhnend auf, wie es bei solchen Kleinen gar nicht selten vorkommt, dem Lieutenant aber ganz sonderbar und bedeutungsvoll erschien.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das stille Haus.

Eine Herrnhuter-Geschichte, mitgetheilt von Otfried Mylius.

In einem der stillsten Theile der Vorstadt in der alten Stadt Basel stand noch vor zehn Jahren ein unscheinbares Häuschen, welches man für unbewohnt hätte halten können, so geräuschlos und ohne Bewegung ging es darin zu. Die Läden und Fenster der Fronte nach der Straßenseite waren stets dicht verschlossen, und nur auf der Rückseite des Hauses nach dem Garten sah man die Fenster, welche eine hübsche Aussicht auf das Rheinthal und die Vorberge des Schwarzwaldes boten, mit feinen weißen Vorhängen versehen und mit hübschen blühenden Blumen auf den Fenstern, und je und je gewahrte man wohl auch eine weibliche Gestalt hinter den spiegelblanken Scheiben.

Dieses stille Häuschen war die Wohnung einer friedlichen, unvermählten Dame, einer sogenannten alten Jungfer, welche zwar einer sehr geachteten und angesehenen Familie angehörte, allein über den Kreis ihrer nächsten Anverwandten hinaus von Niemand gekannt war, als von Armen, Kranken, von Mühseligen und Beladenen. Die alte Jungfer lebte ganz still für sich; verkehrte nicht mit der Welt und nahm keinerlei Antheil an den mancherlei kleinen Interessen und Klatschereien der Stadt. Mit ihren eigenen Angehörigen aber theilte sie auf das wärmste Freud und Leid. Sie war gewöhnlich sinnig, ernst, von einer leisen, ergebungsvollen Wehmuth angeflogen, und trug den Widerschein innerer Kämpfe und Leiden auf ihrem sanften, blassen Antlitz; allein sie konnte auch wieder fröhlich und heiter seyn wie ein Kind mit der muntern Jugend, und empfing stets mit einer stillen Freude die Schaar ihrer Nichten und Neffen, welche die milde Tante Elise gar zu gerne besuchten. Am liebsten war sie freilich allein in ihrem einsamen, traulichen Zimmer, wo ein Geist des Friedens und der Ordnung unverkennbar waltete, und wo ihrem oft vom Lesen und Schreiben müden Auge die Fernsicht über das Thal und die Gebirge hin eine willkommene Abwechselung bot.

Das Leben, welches Tante Elise führte, war daher sehr eingezogen und einförmig. Jeden Sonntag ging sie Morgens und Nachmittags in den Gottesdienst in's Münster, wo sie ihren bestimmten Kirchenstuhl hatte, und sich von ihrer alten Dienerin das Gesangbuch nachtragen ließ. Kein strömender Regen, kein erstarrender Wind, kein fußtiefer Schnee, keine sengende Sonnengluth vermochten sie hievon abzuhalten. In der schönen Jahreszeit verbrachte sie meist den ganzen Tag in dem hübsch angelegten, von hohen Mauern umfriedigten Gärtchen zwischen ihren Blumen und Obstbäumen; bei ungünstiger Witterung saß sie lesend oder arbeitend in der mittlern Hinterstube des ersten Stockwerks, das sie allein bewohnte, während die alte Magd drunten im Erdgeschoß allein hauste. Besuche sah sie beinahe nie.

Der Geburtstag der Tante Elise fiel in die letzte Woche des Juli, und es war bekannt, daß sie an diesem Tag keine Besuche von Seiten ihrer Verwandten annahm. Dagegen kam schon seit langer Zeit alljährlich in diesen Tagen ein stattlich aussehender Herr nach Basel, stieg gewöhnlich in den „drei Königen" ab und begab sich dann alsbald zur Tante Elise, mit welcher er die wenigen Tage seines Aufenthalts hindurch vom Morgen bis zum Abend entweder auf langen Spaziergängen oder lesend und plaudernd im Garten verbrachte. Oft schlug die Scheidestunde ihnen noch zu frühe, und man hätte glauben sollen sie könnten mit ihrer ernsthaften Unterhaltung gar nicht fertig werden.

Nach diesen Besuchen war die stille Tante Elise gewöhnlich einige Tage lang noch viel stiller, und ihre Schwestern wußten, daß man sie dann auf eine Weile unbelästigt lassen mußte, ehe sie wieder mit ihrer sonstigen, ruhigen, anspruchslosen und resignirten Weise im Familienkreise erscheinen konnte. Diese Besuche des angesehenen Fremden bei der alten Jungfer, welche allgemein für eine arge Verschwester galt, erregten Anfangs einiges Aufsehen in der Nachbarschaft, aber die Leute gewöhnten sich mit der Zeit daran. Man wußte, daß der Fremde ein Professor an einer berühmten Universität und ein Schriftsteller von Ruf war. Jedes seiner Werke fand unmittelbar nach Erscheinen seinen Weg in das einsame Stübchen der Tante Elise, welche einen ununterbrochenen Briefwechsel mit ihm unterhielt. Die heranwachsenden Neffen und Nichten, und namentlich die Letzteren, quälten ihre Eltern fortwährend mit Fragen und Vermuthungen: ob der Professor ein Verwandter oder ein Freund sey? Allein Leute wie Tante Elise haben sonst nur selten solche Freunde, und Dies ließ das Verhältniß zwischen ihr und dem Professor noch eigenthümlicher und merkwürdiger erscheinen. Auf alle ihre Erkundigungen erhielten die jungen Leute jedoch keine genügende Antwort, und der geheimnißvolle Schleier,

welcher über jenem Verhältnisse hing, ward ihnen daher niemals gelüftet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Zur Schilderung Pariser Sitten. Aus Paris wird der „Berliner Revue" geschrieben: „Was ist diesen Parisern die Ehe? Sie, die sich gar nicht mehr fragen, wen heirathen Sie? sondern wo der Eine fragt: combien épousez-vous? (wie viel heirathen Sie?) und der Andere antwortet: deux cents mille francs de rente! (200,000 Fr. Rente). Wie viel heirathest Du? Die Mitgift ist die Hauptsache, die Frau ist die Nebensache. Das ist eine moderne Ehe in Paris. Ich weiß, man fragt anderswo auch nach der Mitgift, aber man fragt dabei doch auch nach der Frau; hier fragt man nur nach der Mitgift. Das ist jämmerlich, aber es ist zugleich auch dumm; die kalkulirenden Bräutigams sind aiberne Tröpfe und schlechte Rechner noch obendrein, denn gewöhnlich heirathen sie 20,000 Franks Einkommen und müssen 30—40 000 Franks jährlich für den Luxus der Frau ausgeben. Die Pariser Frau ist für ihren Mann jetzt weiter nichts mehr als eine mehr oder minder hübsche Puppe, an welcher er so viel Diamanten und indische Shawls als nur irgend möglich aufhängt, auf daß er mehr Kredit bei der Bank hat."

Biebrich. Die Blumenausstellung in den Herzoglichen Wintergärten wird in der Kürze beginnen. Dank der Umsicht des Herrn Gartendirektors Thelemann (sagt die „Nhr. Z.") sind die Wege in denselben entsprechend erweitert worden, um auch unserer heutigen Damenwelt den Zutritt zu dem Feenpalast möglich zu machen. Bekanntlich war dies im verflossenen Winter Damen in Krinoline rein unmöglich.

Das Klima von Perigord scheint dem menschlichen Leben sehr zuträglich, denn in der Gemeinde Labachellerie (Arrondissement Sarlat) starben in vier Monaten drei hundertjährige Frauen, von denen eine 101, die zweite 102 und die letzte, am 17. Februar gestorbene, 109 Jahre erreichte. Merkwürdig dabei ist noch, daß sie alle bis zu ihrem Ende ihre Geistesfähigkeiten bewahrten.

Tänzerin — Banquier. Tänzerin. Was meinen Sie, mein Herr, wird Krieg oder bleibt Frieden? — Banquier. Wer das so genau wüßte! Warum wollen Sie es gerade von mir wissen? — Tänzerin. Weil dies über unsere Liaison entscheidet. Im Kriegsfalle ziehe ich mich von der haute finance und der Diplomatie gänzlich zurück und werfe mein Auge nur auf die Armee.

In einer Gesellschaft wurde von einer schönen Dame in nicht sehr lobendem Tone gesprochen und unter Anderm behauptet, daß sie zehn Liebhaber hätte. Da rief ein Fräulein, welches mit der Dame verwandt war: „Zehn Liebhaber! es ist schrecklich, wie man übertreibt! Ich wollte, ich hätte die, welche daran fehlen."

Im Schwabenlande waren einst die Hoffnungen auf eine gute Weinernte ungemein günstig. Die Beeren waren so groß, daß ein Schwabe meinte: „Wenn man ein Beer von so 'ma Trauba 'm Schulza in's Maul steckt und drückt 'ne aus, so kriegt de ganz Gmoind an Rausch."

Auf die gestellte Frage: „Was ist eine Verrücke?" wurde die Antwort ertheilt: „Eine falsche Behauptung."

Der „Punsch" bringt folgende Muster-Reime:

Man fürchtet in Paris, und das ist schwächerlich,
Italien als böse und dolchstecherlich.
Drum gab man ihnen Hoffnung, oberflächerlich,
Sie aber waren gleich spektakelmächerlich,
Besprachen Oestreichs Regiment durchdecherlich,
Und schlugen an die Säbel ganz großsprecherlich.
Schon scheint der Friede höchst zerbrecherlich,
Und schlecht rentirt sich das Papiergeschächerlich.
Sardinien hat viel Schulden, das ist pecherlich,
Und will noch eine Anleih' machen, frecherlich!
Jedoch Europa zeigt sich gar nicht blecherlich,
Und Cavour macht sich unaussprechlich lächerlich!

Petrarca.

(Aus dessen neu aufgefundenen Gedichten)

Auflösung des Räthsels in № 30:

Ehe.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 32. Dienstag, 15. März 1859.

Der Einnehmer.

(Fortsetzung.)

Hartwig sprach jetzt zu seiner Braut mit ernster, fester Stimme: „Noch ist dieses Haus nicht das Ihrige, Fräulein, noch unser Bündniß nicht unauflöslich vor dem Altar geknüpft und darum Jedem von uns die Wahl noch offenstehend. Gegenseitiges Vertrauen ist das erste Bedingniß zu einem glücklichen Ehestande. Vermag ich das Ihrige nicht zu gewinnen, so bleibe unser Bündniß lieber ungeschlossen. Jenes arme, von der Vorsehung in meine Hände gelegte Kind bleibt hier. Und nun, meine Damen, geben Sie durch Ihr überlaut geführtes Gespräch den vor der Thür lauschenden Männern nicht noch mehr Stoff zur Verlästerung unserer Personen und unserer Thaten."

Bei einem neuen Hinblick auf die Todte glaubte Hartwig ein selig verklärtes Lächeln über deren erkaltetes Antlitz hinweggleiten zu sehen. Wenigstens fühlte er in seinem Herzen eine süße Beruhigung nach so vielen überstandenen Unannehmlichkeiten. Auf die Braut und deren Mutter aber hatte des Lieutenants entschiedene Sprache wunderbar besänftigend gewirkt. Sie schwiegen, blickten einander betroffen an und die Tochter gab der Mutter durch stumme Winke zu verstehen, daß sie mit dem Bräutigam in Unterhandlung treten sollte. Allein Hartwig war dermaßen erbittert und von jeder Heirathslust bekehrt worden, daß er sich an sein Einnahmefenster hinstellte und, starr durch dasselbe hinausblickend, den Frauen keine Beachtung mehr widmete. Die Erscheinung des Schulmeisters nebst seiner jugendlichen Sängerschaar, welche den Anfang zu den traurigen Begräbnißfeierlichkeiten machte, verhinderte jede weitere Besprechung der Damen mit dem schmollenden Einnehmer. Nicht ohne innere Bewegung sah dieser den Sarg mit der Todten davontragen, den kein befreundetes oder liebendes Wesen begleitete. Auch die Pfarrerin entfernte sich jetzt mit ihrer Tochter, nachdem jeder erneuerte Versuch einer Einigung an Hartwigs Trotz gescheitert war. So blieb denn der Einnehmer, welcher seine Aufwärterin gebeten hatte, dem Leichenbegängnisse als Zeuge beizuwohnen, allein mit dem schlafenden Säuglinge zurück. Als der Sterbegesang der Schüler verklungen und der Leichenzug mit dem vorangetragenen hohen Kreuze verschwunden war, wendete sich Hartwig zu seinem Pfleglinge. „Armes Wesen!" sprach er mitleidsvoll, „was die Erde Theuerstes besitzt, die liebende Mutter, sie ist Dir geraubt worden! Harte Herzen und Hände werden Deine Jugend freudenlos gestalten, keine treuen Mutteraugen über Deine Tage und Nächte wachen, keine väterlichen Sorgen Dein trübes Loos weniger einsam und kummervoll machen. Selbst wenn ich Dich nicht verstoßen wollte, würdest Du immer noch schlimm daran seyn. Nie wird ein Soldat und ein gegen die Frauen erbittertes Gemüth die mütterliche Pflege Dir ersetzen können und Dein Herz schon in der zartesten Jugend mit einer harten Rinde von Menschenhaß, von Neid und Groll gegen glücklichere Kinder überzogen werden. Armes Kind, das nicht einmal den Namen seiner Mutter erfahren kann und selbst noch keinen Namen besitzt! Aber Du sollst meinen Namen führen dürfen und Maria getauft werden, weil Du ein Kind der Nacht bist."

Der Lieutenant hielt Wort. Unbekümmert um das Gerede der Leute, ließ er die Neugeborne auf seinen Namen taufen und ihr den Zunamen „Maria" geben. Den Brief, welchen der Vater seiner bisherigen Braut an ihn schrieb und worin derselbe von bedauerlichen Mißverständnissen und

Digitized by Google

deren möglicher Beseitigung sprach, beantwortete Hartwig durch die Zurücksendung des empfangenen Verlobungsringes, sowie der sonst von der Braut ihm verehrten kleinen Geschenke. Außer dem aufgefundenen Medaillon, das, dem dünnen zerrissenen Schnürchen nach, der Verstorbenen auf der Brust gehängt zu haben schien, aufbewahrte Hartwig noch die aus deren Wäsche herausgeschnittenen Stoffstücke mit dem eingestickten Namenszuge, welcher „B. v. S." lautete. Die Niederkunft und das Begräbniß der Fremden, sowie die erste Ausstattung und Taufe ihrer nachgelassenen Tochter hatten des Einnehmers ohnehin bedrängte Kasse dermaßen geschwächt, daß er sich jetzt außer Stande sah, eine kostspielige Bekanntmachung des ihm zugestoßenen nächtlichen Abenteuers auf seine Rechnung in die Zeitungen einrücken zu lassen. Als solches auf sein Ansuchen die Staatsbehörde, jedoch spät erst, that, erfolgte nichts darauf, und wurde hierdurch der ohnehin schon auf dem armen Chausseegelder-Einnehmer ruhende Verdacht nur noch vermehrt. Den bösen Leumund Hartwigs noch zu vergrößern, war die angelegentliche Sorge der von ihrem Bräutigam sich zurückgewiesen sehenden Pfarrerstochter, und was Hartwig that, eignete sich auch keineswegs zur Widerlegung der über ihn ausgesprengten nachtheiligen Gerüchte. Mit der aufopfernden Liebe und Geduld einer Mutter unterzog sich Hartwig der Pflege und Auferziehung seiner angenommenen Tochter. In alle kleinen Obliegenheiten und Kunstgriffe einer Kinderwärterin hatte er sich von seiner Aufwärterin einweihen lassen, und wer den stillen Beobachter in der Wohnung des Chausseegelder-Einnehmers abgegeben hätte, würde zu Zeiten einen zweiten Herkules am Spinnrocken oder gar bei noch weit unmännlicheren Beschäftigungen belauscht haben. Hatte bisher der Klang des Posthorns und der Peitsche den Einnehmer aus dem festesten Schlafe zu erwecken vermocht, so that solches jetzt das leiseste Wimmern und Weinen der kleinen Noria, die dann nicht selten der vormalige Krieger wiegend und singend auf seinen Armen im Stübchen umhertrug.

Durch und mit Noria hatte Hartwig die Brücke zu einer anderweltigen Herzensverbindung hinter sich abgebrochen. Sein Entschluß, ein Hagestolz zu bleiben, stand fest, und darum ließ er die Leute lästern, so viel sie wollten. Dennoch war's ihm nicht unlieb, als er nach zwei Jahren aus dem westlichen Theile des Landes in das östliche Ende desselben versetzt wurde. Schuldenfrei und reich in dem Besitze eines Kindes, welches ihm seine aufopfernde Pflege durch die rührendste Zärtlichkeit vergalt und zu seiner Freude blühend gedieh, verließ Hartwig seinen bisherigen Wohnort. Sein neuer, in einer reizenden Gebirgsgegend gelegen, entschädigte ihn reichlich für den verlassenen, und leichter athmete er auf, wo keine Lästerzungen mehr seinen guten Namen verunglimpften. Hartwigs Chausseehaus lag vereinzelt an dem Rande eines Waldes und das nächste Dorf über eine Viertelstunde weit entfernt. Dasselbe gehörte zu dem Besitzthume eines reichen und noch ziemlich jungen Edelmannes, welcher aber als ein Einsiedler und Menschenfeind auf seinem nahe gelegenen Waldschlosse wohnte und in fast stetem Kriege mit den Thieren des Waldes lebte. Der zum Schlosse gehörige Park erstreckte sich mit seinem Ende bis nahe an das Chausseehaus und erweckte durch seine anmuthigen Parthien oftmals in dem Einnehmer den stillen Wunsch, denselben in Gesellschaft Norias betreten zu dürfen. Da Frau Meinert, die kinderlose Wittwe, auf Hartwigs Bitten denselben an seinen neuen Bestimmungsort begleitet hatte und mit den einfachen Obliegenheiten eines Chausseegeld Einnehmers genau betraut war, auch oft schon dessen Amt vertreten hatte, so würde von dieser Seite dem Wunsche Hartwigs kein Hinderniß in den Weg getreten seyn, wenn nicht die stets verschlossene Thüre in dem hohen Wildzaune des Parks ein solches gewesen wäre. An dem Vormittage eines sonnigen, mildwarmen Maitages verließ Hartwig mit Noria seine Wohnung und schritt mit ihr dem Walde, des Kindes liebsten Aufenthalt, zu. Sieh', da stand zum ersten Mal die Thüre des Parks offen und Noria, welche voraus tappelte, betrat, ohne sich zu besinnen, das bisher verschlossen gewesene Paradies. Ja, ein solches war der Park in der That. Breite, ebene und trockene Kieswege schlängelten sich durch grünes Gebüsch, sammetne Grasflächen, blühende Blumenrabatten, über Thal und Hügel, über zierliche Brücken und murmelndes Gewässer dahin. Eben so wenig fehlten die übrigen Beigaben eines Parks, als da sind: steinerne Bildsäulen, Vasen, Moos- und Rindenhütten, Ruhesitze aller Art und dergleichen Ausschmückungen.

Hartwig konnte es nicht über sich gewinnen, die freudig aufjauchzende und vorwärts dringende Noria aus dem Bereiche eines fremden Gebietes zu entfernen. Vielmehr folgte er, der Kleinen Schritte sorgsam überwachend, derselben auf dem Fuße nach, und nicht weit war er gekommen, so stand er plötzlich vor einer ältlichen Frau und

einem jungen, hübschen Mädchen, welche Beide in einfacher, jedoch modischer und gewählter Hauskleidung einhergingen und nicht minder verwundert über die fremden Parkbesucher waren, als der Lieutenant betroffen über jene. Die Jungfrau, welche zwanzig Jahre zählen konnte, lenkte ihre Aufmerksamkeit sogleich von dem Lieutenant dem Kinde zu, indem sie, sich zu demselben niederbeugend, lebhaft ausrief: „O Mutter, welch' ein allerliebstes Wesen! Läuft und busselt es doch wie ein Perlchen auf seinen kleinen Füßen hin! Werde ich von Dir ein Küßchen erhaschen, Goldkind?"

Während dem hatte Hartwig die Mutter und diese den Einnehmer begrüßt. Jener nahm das Wort, indem er sich entschuldigend anhob: „Mein Name ist Hartwig, Lieutenant von der Armee und Chausseegelder-Einnehmer. Wir sind Nachbarn und ich bedauere lebhaft, daß es mir nicht eher und auf geeignetere Weise vergönnt war, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Allein mein Amt fesselt mich an meine Schwelle und ohne meine kleine Roxia, welche die Parkthüre offen fand und solche mit der allen Kindern eigenen Keckheit überschritt, würde ich länger noch das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft entbehrt haben. Auch trägt Roxia die Schuld, daß wir Beide ohne Erlaubniß fremdes Gebiet betreten haben."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wüste.

Symphonie-Ode von Felicien David. *)

Fel. David, französischer Musiker, im Pariser Konservatorium gebildet, machte die Reise durch die Wüste in den Jahren 1832—1835 selbst mit. In Gesellschaft von 11 Personen, die sich mit ihm einer Karawane anschlossen, ging er über Konstantinopel nach Smyrna, von dort nach Egypten und Kairo nach den Küsten Syriens. Er schleppte ein Pianoforte mit sich, auf welchem er in den Stunden der Rast, oft mitten unter den rohesten Stämmen der Wüste musicirte. Im Jahre 1835 kehrte er nach Frankreich zurück und ließ Originalmelodien des Morgenlandes für das Pianoforte drucken, die jedoch ganz unbeachtet blieben. Entmuthigt zog er sich auf's Land zurück und lebte bis 1843 gänzlich seiner Kunst. Nur selten gelang es ihm, seine Tonschöpfungen in einer Provinzialstadt zu Gehör zu bringen. Da endlich, von seinem Freunde und Reisegenossen Collin durch ein erzählendes Gedicht „Die Wüste" angeregt, faßte er unter demselben Titel (désert) seine Erinnerungen aus dem Morgenlande in einem großen Tongemälde zusammen, das am 8. Dezember 1844 im Pariser Konservatorium zur Aufführung gelangte. Während dieser ersten Aufführung schon erweckte die charakteristische Schöpfung allgemeinen Enthusiasmus. Der bisher unbekannte und unbeachtete Komponist ward so rasch ein gefeierter Meister und die Ode Symphonie, wie er sein Werk nannte, erklang von nun an in Konzerten und Theatern. Er reiste später nach Deutschland, wo seine Kompositionen ebenfalls großen Beifall fanden.

Diese Symphonie zerfällt in 3 Theile und ich versuche es hier, den verbindenden Text zu dem orchestralen wie gesanglichen Part zu geben.

1. Theil. Der Wüste Bild, — langgezogene Töne, dazu ein Baßmotiv, ähnlich dem, wie es Mendelssohn in seiner Ouvertüre „Meeresstille" so bezeichnend getroffen hat. — „Die Wüste schweigt und dennoch, o Geheimniß, höre gedankenvoll ich ein lautes Echo, stimmenreiche Chöre: Allah, Dir Dank, der hehr und mild, Allah, dem Herrscher aller Welten." — Aus weiter Ferne hört man den Marsch der Karawane; wie eine Riesenschlange windet sie langsam her sich in dem öden Raume. Ein Oboesolo, kontrapunktisch zum Hauptmotiv gearbeitet, das später Cello und Bässe nachahmen, leitet im Crescendo auf den Eintritt des ganzen Orchesters und Chores der Karawane ein: „Nur Muth, nur Muth! es geht schon gut."

Die Luft wird schwüler, jener Alles vertrocknende und verzehrende Samum naht und bricht fürchterlich herein: „Beuget das Haupt, Simouns Athem, er weht."

Nachdem der Schluß dieses Satzes im aufsteigenden E-dur-Akkorde sämmtlicher Blasinstrumente mit einem Dankgebet nach der überstandenen Gefahr geendet, bricht die Karawane wieder auf und ein Chor: „Das Leben man einem Kampfe vergleicht" führt den 1. Theil zu Ende.

2. Theil. Die Karawane ist bei einer Oase angekommen, hat sich gelagert und ihre Zelte

*) Den Besuchern des auf nächsten Sonntag, den 20. März, von Herrn Musikdirektor Sartor gegebenen Konzertes wird es nicht unerwünscht seyn, eine Skizze sowohl über den Komponisten als über die Komposition selbst zu erhalten, weßwegen wir dieselbe hier mittheilen. Außer dieser Symphonie kommt auch noch die großartige Ouvertüre zu „Tell" und einige Solovorträge zur Aufführung.

.....r.

aufgeschlagen; es fällt die stille Nacht hernieder auf der Wüste Angesicht, am Himmel glänzt in süßer Liebesfeier der Abendstern und streut herab sein Licht. Eine Stimme besingt die selig süße Himmelspracht der Nacht. Das Tempo geht in ein lebhaftes Allegro vivace über, die Almee, eine indische Tänzerin, beginnt im Kreise der lagernden Karawane bei dem Klange der Tarabouc ihre Tänze; die Melodie, zuerst wild und feurig, geht schnell in ein klagend Duett in Moll zwischen Oboe und Clarinette über.

Angeregt durch die Schönheit und Größe des Landes und berauscht von dem üppigen Spiel und Tanz, stimmt der Chor einen Lobgesang der Wüste an: „Bleibt hinter euren Kerkermauern, bleiche „Städter, eingebaut, die ihr den Himmel nie, „die Erd', in ihrer Pracht habt angeschaut." — Spiel und Tanz sind zu Ende, die Nacht ist schon weit vorgeschritten, die Karawane hat sich zur Ruh' gelagert, allmälig fühlt sie um ihr Auge sich weiße Schlummerfäden weben, — noch wacht am äußersten Ende des Lagers ein fühlend Herz, das noch nicht Ruhe finden kann und leise singt: „Du schöne Nacht, o weile länger, du heißest lieben mich und leben; mein Liebster ist vor Wonne trunken, wenn diese Lieder zu ihm schweben." Und siehe, die Müden und Schläfer, sie erheben sich noch einmal, eine Mandoline vizzicirt zum 2. Vers und der Refrain der 3. Strophe klingt im Pianissimo im Chore nach, ein murmelnd Schlummerlied.

Der 3. Theil beginnt mit einer orchestralen Schilderung des Sonnenaufgangs. Allmälig bricht des Tags Gestirn hervor, wie eine Hymne und füllt die Wüste an mit Lieb und Licht. — Der Gesang des Muezzin, des muhamedanischen Sängers, ruft die Gläubigen zum Gebet auf. Hierauf Aufbruch der Karawane, Chor: „Frisch auf, voran ꝛc." — Bald ist sie entfernt von der lieblichen Oase, wo neue Kräfte sie gesammelt hat, und die Stille herrscht wieder in dem weiten unermeßlichen Sandmeer.

Der Lobgesang Allah's, wie er im ersten Theil schon aufgetreten war, beginnt und schließt das Ganze. So bringt ein Tag um den andern immer wieder dasselbe Bild, ein ewiger Kreislauf in der monotonen und doch so großartigen Wüste.

Mannigfaltiges.

Geestemünde. Das Schicksal einer hier wohnenden schwarzen Familie hat in diesen Tagen das allgemeinste Mitleid erregt und vielfach den Gegenstand ernster Unterhaltung gebildet. Mit einem aus Amerika zurückkehrenden Deutschen war auch eine Sklavenfamilie desselben, bestehend aus Vater, Mutter und einem Sohne, hieher gekommen und der rege Fleiß, die stille Häuslichkeit und zutrauliche Offenheit der armen Schwarzen, die sich, bald aus dem Dienste ihres einstigen Eigenthümers entlassen, von ihrer Händearbeit nährten, hatte das regste Interesse aller Bewohner des hiesigen wie der benachbarten Orte für diese Unglücklichen erweckt. Es war der Neger einer der rüstigsten und emsigsten Arbeiter in dem hiesigen Hafen und der etwa 13jährige Sohn schon ein aufmerksamer Handlanger des Vaters, welcher glücklich auf den heranwachsenden Sohn blickte. Jetzt nimmt der Tod dem Armen diese größte Hoffnung und Freude und der tiefe Schmerz der verwaisten Eltern fand um so lebendigere Theilnahme, als jetzt das unerhörte Schicksal dieser Unglücklichen zur Sprache kam. Nach der Sitte des „freien Amerikas" und unter dem Schutze seiner Gesetze hat nämlich seiner Zeit der deutsche Eigenthümer jenseits des Oceans den Sklaven-Eltern sämmtliche Kinder (man spricht von vielen) bis auf diesen jetzt verstorbenen Sohn verkauft und die mit Kindern gesegneten Eltern sind jetzt um dieses Handels willen kinderlos. Um einen Ersatz ihres letzten Verlustes zu gewinnen, könnten sie jetzt nur eins ihrer transatlantischen Kinder wiederkaufen, und der trauernde Vater hat auch schon erklärt, seine sauern Ersparnisse dazu verwenden zu wollen. Außer dem innigsten Mitleide mit dem harten Schicksale des Negerpaares herrscht hier allgemein eine ernste Entrüstung über das Handelsgeschäft, das ein in Deutschland Geborener und wieder nach Deutschland Zurückgekehrter getrieben hat, und schon ist eine öffentliche Aufforderung ergangen, um dem armen Vater die Kosten des Rückkaufs eines Kindes zu verschaffen. Jenes ist amerikanisch, dieses ist deutsch!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 33. Freitag, 18. März 1859.

Der Einnehmer.

(Fortsetzung.)

„Ich bin die Rentbeamten-Wittwe Haller," entgegnete die Mutter, „und bewohne mit meiner Tochter Hilarie das Schloß, wo ich meinem Schwiegersohne die Wirthschaft führe, nachdem derselbe seine Frau, meine erstgeborene Tochter, verloren hat. Wir leben sehr eingezogen und sehen nur selten einen fremden Besuch bei uns, kommen auch nirgends hin. Ist die Kleine Ihr einziges Kind, Herr Lieutenant?"

„Noria ist eine Waise und nur meine Pflegetochter," bemerkte Hartwig. „Ich war nie verheirathet."

„Armes Kind!" sprach Hilarie bedauernd. „So klein noch und schon eine Waise! Wenn Sie aber keine Frau haben, Herr Lieutenant," fuhr sie munter fort, „wer versorgt denn da Ihre Pflegetochter?"

„O, das verstehe ich aus dem Grunde!" erwiederte Hartwig lächelnd. „Jetzt ist's keine Kunst oder Mühe mehr, ein kleines Mädchen an- und auszukleiden, wohl aber damals, als Noria, erst einige Stunden alt, meinen pflegenden Händen überlassen wurde und ich nur während der Tageszeit einige Beihilfe an meiner Aufwärterin erhielt die mit mir hierher gezogen ist und in diesem Augenblick meine Einnehmerstelle verwaltet."

Eine Stunde verstrich in der angenehmsten Unterhaltung, während welcher Zeit Hilarie sich die völlige Zuneigung Norias erschmeichelt hatte. Unter Weinen trennte sich das Kind von der Jungfrau, als Hartwig von den Frauen sich verabschiedete.

„Es war ein seltener Zufall," sprach Frau Haller zu dem Lieutenant, „daß wir durch jene Thüre den Wald betreten und solche zu schließen vergessen hatten. Wenn Sie öfter den Park zu besuchen wünschen, so will ich meinen Schwiegersohn bitten, daß er Ihnen zu jener Thüre einen Schlüssel verabfolgen lasse."

„Das hieße die freundliche Nachbarschaft mißbrauchen," erwiederte Hartwig höflich, „wollt ich auf Ihren gütigen Vorschlag eingehen."

In seinen Gedanken aber sprach der Lieutenant, nachdem er den Park verlassen hatte: „Jedenfalls ist der Schwiegersohn der Frau Haller der Gärtner oder der Hausverwalter oder sonst ein viel geltender Beamter des menschenscheuen Barons. Schade, daß uns die Tyrannei der Höflichkeit zwingt, wohlgemeinte Anerbietungen, die uns erfreuen, ja beglücken, ablehnen zu müssen. Wie gern sähe ich mich in dem Besitz des fraglichen Schlüssels, der mir und Noria den Nießbrauch des schönen Parks vergönnte!"

Um so erfreuter war der Lieutenant, als ihm schon nach zwei Tagen ein Diener vom Schlosse den fraglichen Schlüssel überbrachte und mit ihm zugleich die mündliche Erlaubniß seines Herrn, dessen Park nach Belieben begehen zu dürfen. Daß der Einnehmer hiervon fleißigen Gebrauch machte, läßt sich denken. Wiederholt begegnete er Frau Haller und deren Tochter auf seinen Spaziergängen und es knüpfte sich zwischen ihm und den beiden Frauen ein recht trauliches, freundschaftliches Verhältniß an. Besondere Zuneigung gewann Hilarie, welche diesen Namen in der That führte, zu Noria, und auch das Kind erwiederte die Liebkosungen der Jungfrau mit gleicher Zärtlichkeit. Immer häufiger mußte Frau Meinert des Lieutenants Amt am Einnahmefenster des Chausseehauses übernehmen, weil derselbe nebst Noria das schöne Wetter zu Besuchen des Parks benutzte. Allmälig machte Hartwig die Beobachtung an sich, daß er jetzt mehr Sorgfalt auf sein Aeußeres und auf seinen Anzug verwendete, daher weit fleißiger in den Spiegel sah als sonst; daß

er ferner sich bemühte, seinen etwas hinkenden Gang zu verbergen; daß er seine längst nicht mehr benutzte Uniform, welche er als Lieutenant von der Armee tragen durfte, hervorsuchte und rein bürstete; ja daß er endlich dem Gedanken mehr und mehr Raum in sich vergönnte, wie es doch ungleich besser seyn dürfte, wenn Noria eine richtige Mutter besäße — wie etwa —

Den Namen dieser Mutter wagte Hartwig nicht auszusprechen oder auszudenken. Desto öfter kam derselbe über Norias Lippen und Hartwig zürnte dem Kinde deßhalb nicht. Schon überrechnete der Einnehmer im Stillen, ob seine Stelle wohl erlaube, daß er eine Verheirathung wagen dürfe, als ein kleines Ereigniß alle seine schönen Luftschlösser zerstörte. Er befand sich eines Tages wieder im Park und Hilarie, welche diesmal ohne ihre Mutter zugegen war, haschte eben die freudig jauchzende Noria, als ein Herr in Jagdkleidung, den grauen, breitkrempigen Hut tief in die Augen gedrückt, den Hirschfänger an der Seite und die Büchse über der Schulter hängend, in Begleitung zweier Jagdhunde plötzlich aus dem Gebüsch hervorbrach und vor Hilarie stand. Diese hielt Noria in ihren Armen und bezeigte sich über den unerwarteten Anblick des Jägers weder bestürzt noch verlegen. Der Jäger warf einen düstern Blick auf den etwas fernstehenden Lieutenant, wechselte ein Paar halblaute Worte mit Hilarie und verschwand dann, eine kurze Begrüßung mit der Hand machend, rasch wieder im Dickicht.

„Es war mein Schwager," erklärte Hilarie dem Lieutenant. „Ein recht guter Mensch, aber seitdem er seine Frau, meine arme Schwester Bertha, verloren hat, immer traurig und menschenscheu. Darum halten Sie es ihm zu gut, daß er, ohne Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, davonlief."

„Ich hielt ihn erst für den Herrn Baron selbst," versetzte Hartwig mit leichterem Herzen.

„Das ist er auch," antwortete Hilarie, „und Stolz sein allergeringster Fehler."

Diese wenigen Worte waren es, welche des Lieutenants erbaute Luftschlösser im Nu zusammenbrechen machten. Er, ein unbemittelter Unterbeamter und halber Krüppel, hatte seine Augen bis zur Schwägerin eines reichen und vornehmen Barons erhoben, hatte sich geschmeichelt, daß dieselbe ihre jetzige glänzende Lage mit der schlichten Wohnung und dem geringen Einkommen eines Chausseegeider-Einnehmers vertauschen können werde! Vor tiefem Schmerz über seine Selbsttäuschung hätte er weinen mögen. Seine ganze Kraft zusammenraffend, rief er Noria zu, daß sie den Heimweg antreten müßten.

„Wie?" fragte Hilarie betroffen, „so bald schon? Sie sind ja kaum in den Park getreten, Herr Lieutenant!"

„Mein Amt ruft mich ab," entgegnete Hartwig, erröthend über die Lüge, „überdies haben wir Sie nur zu lange schon mit unserer Gegenwart belästigt. Entschuldigen Sie, mein Fräulein, unsere Aufdringlichkeit mit der Unwissenheit, in welcher ich hinsichtlich Ihrer engen Verwandtschaft mit dem Herrn Baron bisher gelebt habe. Mein einziger Ausgang ist lediglich dieser Park gewesen und daher rührt meine gänzliche Unbekanntschaft mit meinem gesammten Nachbarn."

„Da sehe ich nichts zu entschuldigen," meinte Hilarie lächelnd. „Im Gegentheil habe ich mich mit meiner Mutter über Ihre Besuche des Parks nur gefreut. Wir leben ja ohnehin wie die Einsiedler und wie sehr würde ich meine kleine Noria vermissen! Wie ist sie nur zu dem sonderbaren Namen gekommen?"

„Ich selbst habe denselben ihr gegeben," erwiederte Hartwig. „Nox heißt im Lateinischen die Nacht, und weil Noria in einer für mich sehr verhängnißvollen Nacht in mein Haus und in meinen Besitz kam, so benannte ich das Kind also."

(Fortsetzung folgt.)

Das stille Haus.

(Fortsetzung.)

Tante Elise mochte einst schön gewesen seyn; ihr sehnsuchtsvolles braunes Auge übte noch immer einen unbeschreiblichen Reiz. Neben ihrem Freunde, welcher zwar um mehrere Jahre älter war, aber in der vollsten Manneskraft stand, sah sie allerdings ganz verblüht aus; allein über ihre ganze Erscheinung lag eine milde Anmuth ausgegossen, ein Hauch von innerm Frieden, welcher höher ist als alle Schönheit, weil er alle Veränderungen der Zeit überlebt. Ihre Gesundheit war sehr zart und angegriffen, und sie fühlte frühe schon, daß es mit ihrem Leben bald zur Neige gehen werde. Gewöhnlich hatte sie eine ihrer Nichten bei sich, und die jungen Mädchen verdankten dem sanften Einflusse der Tante Elise die wesentlichsten Fortschritte in ihrer geistigen Erziehung. Da aber mehrere ihrer Nichten sich nach und nach verheiratheten, so hat Tante Elise ihre älteste Schwester, sie möge ihr doch ihre Tochter Herminie,

Digitized by Google

welcher sie von jeher besonders zugethan gewesen war, abtreten, damit Herminie vollends während der kurzen Spanne Zeit, die der Tante noch vergönnt sein sollte, bei ihr bleibe. Das junge Mädchen war mit dem Vorschlage seiner geliebten Tante ganz einverstanden, obwohl ihm jeder Gedanke, daß es mit Elisen's Gesundheit so schlimm stehe, noch sehr ferne lag.

„Aber, Mama," sagte Herminie am Abend vor dem Scheiden aus dem elterlichen Hause, „ehe ich zur Tante Elise gehe, um mit ihr unter einem Dache zu leben, sollst Du mir doch etwas Näheres von dem Professor erzählen, denn ich weiß ja sonst gar nicht, wie ich mich benehmen soll, wenn er wieder zum Besuch bei der Tante kommt!"

„Du hast Recht, mein Kind," gab Herminiens Mutter zur Antwort; „und da Du alt genug bist, um diese seltsame Geschichte anhören zu können, so will ich Dir mittheilen, was ich davon weiß, obschon es nicht viel ist. Du weißt, Herminie, daß Tante Elise die jüngste unter meinen drei Geschwistern und in unserm Hause, so lange die theure Mutter lebte, das Schooßkind und der Liebling Aller war. Wir beiden älteren Schwestern waren schon verheirathet Elise aber noch nicht vierzehn Jahre alt, als unsere treffliche Mutter starb. Es war ein schwerer Schlag für uns Alle, am schwersten jedoch für die arme Elise, die ganz untröstlich sich geberdete. In der That hatte sie auch fortan nur wenig Freude im Vaterhause, denn unser Papa war ein verschlossener, strenger, finsterer Mann der sich nicht mit dem Kinde abgab und sich bald darauf wieder verheirathete, und zwar mit einer Frau, die uns Allen nicht recht gefiel. Sie war nicht gerade schlimm, allein launenhaft und oberflächlich. In den ersten Wochen ihres Ehestandes überhäufte sie Elisen mit Liebkosungen und Zärtlichkeiten, später aber kümmerte sie sich, im Guten wie im Bösen, gar nicht mehr um sie; das arme Mädchen wurde daher immer stiller und schloß sich meist mit ihren Blumen und Büchern in ihr Zimmerchen ein, wo sie selten einen andern Besuch erhielt, als den des würdigen Pfarrers B., welcher unserer Familie sehr befreundet war. Dabei aber war Elise ein wirklich schönes Mädchen, ohne daß sie es ahnte, und konnte sehr lebhaft seyn, wenn sie mit Leuten zusammenkam, vor welchen sie sich gehen lassen durfte und zu welchen sie Vertrauen empfand.

„Gerade um jene Zeit etwa wurde Ludwig Reymann, der jetzige Professor, mit Elisen während eines Ferienaufenthaltes bekannt, welchen er hier verbrachte. Er war ein entfernter Verwandter unserer Stiefmutter, und wohnte in unserm älterlichen Hause. Er und Elise fanden großes Vergnügen an ihrem gegenseitigen Umgange, Niemand legte ihrem Verkehr auch nur das Mindeste in den Weg; vielmehr freuten wir uns Alle, als sich Elise, noch kaum zurückgelegtem achtzehnten Jahre, mit ihm verlobte. Jetzt ward sie zum ersten Male in die Gesellschaft eingeführt und gewann einige Geltung in der Familie. Ihr Vater und ihre Geschwister und die Stiefmutter schienen nun zum ersten Male wahrzunehmen, daß Elise kein gewöhnliches Mädchen war, sondern an Anmuth, Gemüthsreichthum, Verstand, Bildung und mannigfachen Kenntnissen, die sie unbemerkt und ohne Aufmunterung nur durch eigenen Fleiß erworben hatte, die Mehrzahl ihrer Gespielen und Altersgenossinnen überragte. Die Stiefmutter war nun ganz entzückt von ihr, bezeigte ihr eine wahrhaft mütterliche Zärtlichkeit, und ließ sich nun auf's emsigste angelegen seyn, Elisen eine schöne und reiche Ausstattung herzurichten.

„Elise blühte wie eine Rose und sprach wie ein Buch; ihre Freude an Lektüre und Wissenschaft gefiel ihrem Verlobten ganz besonders, und er unterstützte sie nach Kräften in ihren Studien durch Lehre und Gespräche. Dann übersiedelte Reymann als Lektor an eine deutsche Universität und kam nur in den Ferien auf Besuch in das Haus seines künftigen Schwiegervaters. Sie schrieben sich unzählige Briefe; wenn sie aber mündlich miteinander verkehren konnten, so waren sie wie die Kinder. Alles schien herrlich zu gehen; bei längerer und näherer Beobachtung der Beiden aber glaubte ich die Wahrnehmung zu machen, daß Elise, welcher ihre religiöse Lebensanschauung seither ein wahres Anliegen und eine Herzenssache gewesen war, nun seltener mehr zum Pfarrer B. ging und sich in seiner Gegenwart ungewöhnlich schüchtern und schweigsam benahm. Beide mochten ungefähr ein halbes Jahr mit einander verlobt gewesen seyn, als Ludwig eine ehrenvolle Berufung als Professor nach einer Universität bekam. Jetzt war Beider Freude vollkommen und der Hochzeitstag wurde festgesetzt. Die Aussicht auf ihr nahes Glück machte, daß Elise vor bräutlicher Wonne ordentlich strahlte. Sie ließ sich schon ihr Brautkleid anfertigen und verschaffte sich die nöthigen Papiere zum kirchlichen Aufgebot. Der Professor kam noch einmal nach B. zum Besuch, bevor er nach seinem neuen Bestimmungsort abreiste; er wollte dann zu Ostern wieder-

Digitized by Google

kehren, um die Hochzeit zu feiern und seine junge Frau heimzuholen. Die wenigen Tage von Reymann's Besuch vergingen den Beiden im Fluge. Elise war zärtlicher und liebenswürdiger als je mals; der Professor reiste um Mitternacht mit dem Eilwagen ab und machte am Vorabend seiner Abreise noch mit Elisen einen Spaziergang, wenn ich nicht irre, nach dem Kirchhofe, wohin sie sehr oft gingen. Sie kamen heiter und selig nach Hause und schienen trotz ihrer ernsten Unterhaltung doch ganz aufgeräumt. Als die Scheidestunde schlug, nahmen sie so zärtlich und liebevoll als jemals von einander Abichied, und Reymann versicherte, er werde die Stunden zählen, bis er wieder mit Elise vereinigt sey, wo dann nur der Tod sie scheiden solle."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Berlin. E. Kossak sagt in seiner „Montagspost": „Der Pferdeerzieher Rarey hat uns zur unverholenen Freude aller ungezogenen Gäule nun verlassen und in vielen verbitterten Pferdeherzen ein schreckliches Andenken hinterlassen. Der jüngst gebändigte Grouschimmel des Dr. Jacobi, vorher im Besitz des Grafen Lehndorff, konnte sich zwei Tage lang von dem Auftritt im Wollschläger'schen Circus und seiner undiplomatischen Begegnung mit Mr. Rarey nicht erholen, wurde aber auf Anrathen des tiefblickenden Masters während dieser Gemüthsaffektion beschlagen, wogegen er sich bisher mit dem glänzendsten Erfolge aufgelehnt hatte. Genug, der Ruf Rarey's, als erster unter den lebenden Rossebändigern steht fest; unserer Aufforderung, das schwierige Problem zu lösen, und ein Berliner Droschkenpferd wild zu machen, hat er jedoch nicht Genüge geleistet."

Der Nachtwächter in Krollingen. Als einst der Amtmann in Krollingen spät nach Hause ging, begegnete ihm der Nachtwächter. Amtmann: „Aeschenhannes, blas mir nicht zu viel!" — Nachtwächter (bläst eins): „Herr Amtmann, weniger als eens kann ich nit blase!"

Zweibrücken.

Sonntag den 20. März 1859

Großes

Vocal- & Instrumental-Concert

im

Stadthaus-Saale,

gegeben von

Anton Sartor,

Musikdirektor.

PROGRAMM.

1) Ouverture zu „Tell" von Rossini.
2) „Waldvögelein", Lied für Sopran mit Pianoforte- und Violoncello-Begleitung, von Fr. Lachner.
3) „In die Ferne", von Sutor,
   „Die Wacht am Rhein", von Wilhelm, Männergesänge der Saarbrücker Liedertafel.
4) La Ronde des Lutins, Scherzo Fantastique für die Violine v. Bazzini.
5) Lied für Sopran und Bariton von Mendelssohn-Bartholdy.
6) „Ein König ist der Wein", Männerchor von C. M. Kunz.

Die Wüste.

Symphonie-Ode von Felicien David.

I. Theil. „Die Wüste".
II. Theil. „Die Nacht".
III. Theil. „Der Sonnenaufgang".

Anfang präcis halb 4 Uhr. — Ende 6 Uhr.

Billets im Subscriptionspreis à 30 kr., Familien-Billets für 3 Personen à 1 fl. 12 kr. sind bei dem Cäcilienvereins-Kassier Herrn Ph. Faber nur bis Sonntag Mittag um 12 Uhr zu haben. Eintrittspreis an der Kasse à 48 kr.

Texte zu der „Wüste" werden an der Kasse für 3 kr. verkauft.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 24. Sonntag, 20. März 1859.

Der Einnehmer.

(Fortsetzung.)

Hier ging Hartwig nebst seiner Pflegetochter, die ihre Händchen wiederholt und verlangend nach Hilarie ausstreckte, nachdem diese das scheidende Paar bis zur Parkthüre begleitet hatte. Der Lieutenant schied mit dem festen Entschluß, mit den ferneren Besuchen des Parks zugleich jede weitere Gelegenheit zu vermeiden, welche die seinem Herzen geschlagene Wunde noch schmerzlicher machen könnte. Hartwig kämpfte wie ein Mann und tapferer Krieger. So schwer ihm auch die Ausführung seines Entschlusses ward, bestand er doch auf demselben und schickte fortan seine Aufwärterin mit Noria in den Park, auf daß die arme Kleine nicht gleichfalls unter seiner Entsagung zu leiden habe. Darauf berichtete Frau Meinert wiederholt bei ihrer Rückkehr: „Frau Haller und ihre Tochter fragen mich jeden Tag, weshalb Sie gar nicht mehr in den Park kämen und ob Sie sich etwa unwohl befänden? Und Sie können es nicht leugnen, Herr Lieutenant, daß Sie wirklich seit Kurzem recht miserabel aussehen und gar nicht mehr bei so guter Laune sind, als Sie in der letzten Zeit waren."

„Aber ist Sie denn blind, Frau Meinert," entgegnete der Einnehmer verlegen, „daß Sie das viele Fuhrwerk nicht wahrnimmt, welches wegen der nahen Leipziger Messe hier vorüberfährt? Daß ich mich mit groben Fuhrleuten herumstreiten und ärgern muß, wobei man unmöglich bei guter Laune bleiben kann?"

„Das ist auch wahr," versetzte Frau Meinert beruhigt. „Nun weiß ich doch dem Fräulein eine richtige Antwort zu ertheilen." Die wegen der Messe mit Fuhrwerk aller Art bedeckt gewesene Straße war wieder öde geworden, Hilarie aber, Noria begleitend, einmal während dieser Zeit bis an das Chausseehaus gekommen, wo sie den hierüber schmerzlich erfreuten Einnehmer an seinem Fenster nach seinem Befinden gefragt hatte. Jetzt war Hartwig beschäftigt, seine Rechnung zu fertigen, das reichlich eingenommene Geld zu überzählen und je nach seiner Sorte einzupacken, um es in den nächsten Tagen an seine Behörde abzusenden. Zufriedenen Sinnes, daß seine Rechnung genau stimmte, hatte er sich zur Ruhe begeben. Da erweckten ihn mitten in der Nacht Posthornklänge und Peitschenknallen. Er sprang von seinem Lager auf, schritt dem Fenster zu und ließ den Schlagbaum emporsteigen; jedoch horchte er vergebens auf das Geräusch, welches ein vorbeifahrender Postwagen verursacht. Dagegen elektrisirte ihn der Ruf eines Mannes, welcher in dem gelben Rocke eines Postschaffners am Fenster sich zeigte, wo, wie immer, die Laterne leuchtend hing.

„Oeffnen Sie schnell Ihre Hausthüre, Herr Einnehmer!" ertönte es. „Die Sache ist dringend."

Bei diesen Worten fiel es wie Schuppen von den schlaftrunkenen Augen des Einnehmers. Ha! war es nicht fast buchstäblich dieselbe Ansprache, durch welche man damals ihn getäuscht hatte, um jene unbekannte kreisende Frau in sein Haus zu schwärzen? Jetzt bot sich die längst erwünschte Gelegenheit von selbst dar, dem Geheimniß auf die Spur zu kommen, nein, dasselbe an das helle Tageslicht zu bringen. Hartwigs Rechtfertigung, Norias Herkunft, die Entdeckung irgend eines großen Verbrechens standen auf dem Spiele. Kann man es da dem muthigen Kriegsmann verargen, wenn er, alle Klugheit und Vorsicht bei Seite setzend, seine Hausthüre aufriegelte, um den angeblichen Postschaffner zu packen und zu einem offenen Geständniß zu nöthigen?

Aber es kam anders. So wie die Hausthüre aufging, klatschte dem Einnehmer ein Pechpflaster auf das Antlitz und während er mit beiden Händen dasselbe zu entfernen strebte, um sich vor dem Ersticken zu retten, wurde er von vier starken Händen bewältigt, festgebunden und auf den Fußboden gelegt. Er hörte hier, wie man in sein Expeditions- und Schlafzimmer eindrang, dort arg rumorte, dann bei ihm wieder vorüberschritt und das Haus verließ. Bereits begannen ihm die Sinne zu schwinden, als noch Norias lautes Weinen, das bald in Schreien überging, sein Ohr berührte und er bewußtlos wurde.

Es war die höchste Zeit, daß Frau Meinert, endlich durch Norias Schreien, welches diese anhob, als sie, erwachend, das Bett ihres Vaters leer sah, aufgeweckt wurde und aus dem obern Stockwerk des Hauses herabeilte, um ihren Herrn von dem Pechpflaster, das ihn bereits dem Ersticken nahe gebracht hatte, sowie von seinen Banden zu befreien und ihm auf die Füße zu verhelfen.

Diesmal hatten die verrätherischen Postbeamten dem Chausseegelder-Einnehmer nichts in's Haus gebracht, wohl aber etwas hinausgetragen: die Geldkasse!

Das war ein harter Schlag für den gewissenhaften Beamten, und zwar ein noch härterer, als er selbst gefürchtet hatte. Denn als Hartwig seinen Bericht über den erlittenen Raubanfall bei seiner Behörde einreichte, fand diese in demselben nur eine Wiederholung jenes Abenteuers, welches er über die in sein Haus gebrachte Unbekannte beschrieben gehabt hatte. War schon damals an der Wahrheitsliebe Hartwigs stark gezweifelt worden, wie viel mehr jetzt, wo es sich um ein Verbrechen gegen den Staat handelte und der Einnehmer weiter keinen Zeugen für sich aufzustellen vermochte, als seine möglicherweise mit ihm unter einer Decke steckende Aufwärterin!

Eine Kommission, von der Staatsbehörde abgesendet, sollte an Ort und Stelle die genaueste Untersuchung des geschehenen Verbrechens vornehmen. Dieselbe erbat sich dabei die Gegenwart des Barons von Schilbach, als des Gerichtsherrn des Ortes, zu welchem das Chausseehaus gehörte. Mit großem Widerwillen leistete jener der an ihn ergangenen Einladung Folge und verharrte in finsterer Unthätigkeit, während die Kommissionsmitglieder den Lieutenant in seiner Behausung einem scharfen Verhör unterwarfen.

Der arme Hartwig war sehr übel daran. Nachdem er eine frohe Hoffnung im Aufkeimen hatte schnell wieder verdorren sehen müssen, beugte ihn noch tiefer der Verdacht zu Boden, welcher sich deutlich genug in den Fragen, Mienen und sonstigen Bewegungen seiner Verhörrichter abspiegelte. Vor wenigen Jahren hatte man ihn für den Verführer eines weiblichen Wesens und für den Vater seiner Pflegetochter gehalten und jetzt sogar für einen ehrlosen Dieb! Das war zu viel für einen Offizier und Ehrenmann. Niedergedrückt von der entsetzlichen Last, zeigte er in seinen Antworten eben so große Muthlosigkeit, als gänzlichen Lebensüberdruß, was beides den gegen ihn gefaßten Verdacht bis zur Gewißheit erhob.

Plötzlich durchschnitt ein jäher Schrei im Rücken der Commission die Luft. Das von der Zimmerwand und dem Nagel entnommene Medaillon in der Hand, durchbrach der Baron den Kreis um den Lieutenant, um an denselben die hastige Frage zu richten: „Herr, wie gelangten Sie in den Besitz dieses Kleinods?"

„Ich fand es in derselben Nacht," antwortete Hartwig trübe, „in welcher man die Mutter meiner Pflegetochter als eine Kreisende in mein Haus brachte. Es enthält deren Bildniß."

„Mein Weib ist es, meine heißgeliebte Bertha!" keuchte der Baron in höchster Erregung. „Wo ist sie? Was ist aus ihr geworden? Warum haben Sie nicht längst schon mein Eigenthum an mich ausgeantwortet, da es mein unverkennbar Bild an sich trägt?"

„Weil ich," versetzte Hartwig, dem jetzt das Herz leichter zu werden begann, „den Herrn Baron nur erst ein einziges Mal und von weitem, dazu mit tief in die Augen gedrücktem Hute, gesehen und darum nicht als den Vater meines Pflegekindes wieder erkannt habe."

„Ihre Pflegetochter mein Kind? O Gott!" rief der Baron. „Aber wo, wo ist mein Weib, meine vielbeweinte Bertha?"

„Sie schläft in einem stillen Grabe!" entgegnete Hartwig bewegt. „Mit ihrem Leben erkaufte sie die Geburt ihres Kindes."

„Also doch, doch!" klagte der Baron und barg seine überströmenden Augen hinter seinen vorgehaltenen Händen.

Es kam nun zu gegenseitigen Erklärungen.

Die Mutter des Barons hatte die ältere Tochter ihres verstorbenen Rentbeamten Haller erzogen und wie ihre eigene Tochter lieb gewonnen. Sterbend hatte sie die Liebe ihres einzigen Sohnes zu der armen Beamtentochter gesegnet und ihre Einwilligung zu ihrer Verbindung gegeben. Zehn Monate

Digitized by Google

lang hatte das junge Paar in der glücklichsten Ehe gelebt, die nächstens durch die Geburt eines Sprößlings gesegnet werden sollte. Da war plötzlich der Bruder von des Barons verstorbenem Vater, ein ehrgeiziger, ergrauter Diplomat, als Störer dieses Glückes erschienen. Derselbe hatte auf seinem Gesandtschaftsposten im Norden Europa's mit dem heftigsten Zorn die Kunde von seines Neffen Mißheirath vernommen, solche aber nicht in Zeiten verhindern können. Sobald er sich aber mit Ehren seines Gesandtschaftspostens hatte entheben lassen können, war er nach Steyermark geeilt, wo sein Neffe mit seiner Gattin auf einem ihm zugehörigen Besitzthume lebte. Mit diplomatischer Schlauheit und Kunst hatte er das Ehepaar über seine wahren Gesinnungen zu täuschen und den jungen Baron, seinen Neffen, zu einer Reise nach Preßburg zu überreden gewußt, wo er für seinen kinderlosen, einst zu beerbenden Onkel eine wichtige Geldangelegenheit ordnen sollte.

(Schluß folgt.)

Das stille Haus.

(Fortsetzung.)

„Am andern Morgen," erzählte die Mutter Herminien weiter, „kam Elise ungewöhnlich spät zum Frühstück herab und erschien so todesbleich, daß Alle darüber erschracken, obschon man ihre Blässe nur dem Abschied zuschrieb. Unsere Stiefmutter wollte Elisen aufheitern und sagte zu ihr: „Morgen wollen wir damit beginnen, Deine Aussteuer zusammenzustellen, liebe Elise! Wir haben nur noch vier Wochen zur Hochzeit." Hierauf erwiederte Elise ganz ruhig und gelassen, wiewohl mit gedämpfter Stimme: „Machen Sie sich keine Mühe, liebe Mutter; für mich gibt es keine Hochzeit mehr." Alle blickten die Schwester betroffen und beinahe erschrocken an, und wären versucht gewesen, sie für verrückt zu halten, hätte sie nicht auf den Sturm von Fragen und Vorwürfen, der über sie erging, so besonnen und fest geantwortet. „Und was wird Ludwig dazu sagen?" fragte man sie. „Ich weiß es nicht," gab sie zur Antwort) „aber mein Entschluß steht fest und ich habe ihm schon darüber geschrieben." Hierauf beschränkte sich ihr ganzer Bescheid und es war nichts mehr aus ihr herauszubringen.

„Elisens Brief hatte den Professor noch an seinem seitherigen Wohnorte angetroffen und er kam daher schon nach zwei Tagen wieder. Der gute Mann that uns Allen leid, denn es hätte uns aufrichtigen Schmerz verursacht, ihn zu verlieren; allein wir setzten auch zugleich unsere einzige Hoffnung bezüglich einer Sinnesänderung Elisens auf sein persönliches Erscheinen. „Setzen Sie nur dem Mädchen den Kopf zurecht, oder ich verliere über diese Geschichte selber noch den Verstand!" sagte mein Vater zu ihm.

„Elise empfing Ludwig stumm und mit Zittern; dann gingen sie zusammen in den Garten hinunter und setzten sich in die Laube, worin sie sich einander verlobt hatten; hier blieben sie mehrere Stunden lang in lebhafter Unterredung begriffen. Wir hegten Alle die beste Hoffnung, es werde dem Professor gelingen, Elisens Entschluß zu erschüttern. Endlich kehrten Beide Arm in Arm in das gemeinsame Wohnzimmer zurück, wo die ganze Familie erwartungsvoll versammelt war. Beide waren blaß und verstört. Der Professor trat auf unsern Vater zu und sagte, er müsse sich in Elisens Willen fügen und seine Ansprüche auf sie aufgeben. Hierauf reichte er allen Anwesenden nach einander tiefbewegt die Hand, trat endlich zu Elisen, küßte sie unter Händedruck auf die eisige Stirne und verließ unser Haus. So wenig ich auch damals Elisen begreifen konnte, so ging mir doch ihr Schicksal zu nahe, als daß ich es über mich vermocht hätte, ihr Vorwürfe zu machen; allein ihr Vater war sehr erbost auf sie und überhäufte sie mit leidenschaftlichem Tadel und meine Stiefmutter, welche darin eine Art persönlicher Beleidigung sehen wollte, kündigte dem armen Kinde nun plötzlich die Freundschaft auf und schien auch den entferntesten Anschein von Liebe zu ihr verloren zu haben. Ich nahm meine arme Schwester auf einige Zeit zu mir, denn sie war bei jenem Auftritt so lieblos und ohne Schonung behandelt worden, daß ich das Schlimmste für ihre Gesundheit fürchtete und sehr gut begriff, daß sie sich fortan im elterlichen Hause nicht mehr heimisch fühlen konnte; die aufmerksame Pflege und die Ruhe, deren sie zu ihrer Wiedergenesung bedurfte, fand sie nur in dem stillen Asyle, welches ich ihr in meinem Hause anwies.

„Die Art und Weise, wie dieses Verlöbniß sich gelöst hatte, wies keine von jenen Szenen auf, die man gewöhnlich als Folgen eines solchen Bruches betrachtet. Es wurden keine Briefe, Geschenke, Porträts u. dgl. zurückgegeben; sondern es entspann sich im Gegentheile bald von Neuem ein Briefwechsel zwischen Elisen und dem Professor, welcher zwar nicht unausgesetzt und

Digitized by Google

emsig war wie ehedem, allein doch für meine Schwester von großem Interesse seyn mußte, denn sie erbrach und las jeden Brief von Ludwig mit einer Spannung und Hast, als ob die Wohlfahrt ihres ganzen Lebens davon abhinge. Ich konnte nicht glauben, daß das Verhältniß der Beiden gänzlich gelöst sey und als Elisens Gesundheitsumstände wieder besser wurden, erschöpfte ich meine ganze Beredtsamkeit, um ihren Entschluß über den Haufen zu werfen, oder wenigstens die Beweggründe zu erfahren, welche sie zu demselben getrieben hatten. Meine Bemühungen waren jedoch vergeblich; so sanft und gefügig sie auch sonst ist, in diesem Stücke war sie unerschütterlich, dagegen muß ich ihr nachrühmen, daß sie fortan noch zuthunlicher, vertrauensvoller und liebenswürdiger gegen uns wurde, als sie zuvor gewesen war. Sie schien gar nie an sich selbst zu denken; sie lebte nur für Andere; fromm und liebreich und unermüdlich besorgt für Alle, theilte sie ihren letzten Gulden mit den Armen und war überall ein wohlthätiger, tröstender, hilfreicher Engel. Nachdem sie wieder genesen war und der erste Zorn unsers Vaters sich gelegt hatte, kehrte sie in unser Elternhaus zurück. Der Mensch gewöhnt sich ja am Ende an Alles und wenn die Zeit auch keine Rosen bringt, so macht sie doch nach und nach die Stacheln weniger fühlbar. Der Vater sprach nicht mehr mit Elisen über die aufgegebene Verbindung, sondern ließ sie stille gewähren; er mochte sich allmälich selber überzeugt haben, daß mit seinem blassen Kinde ein Engel wieder in sein Haus eingezogen war. Jahr um Jahr hofften wir auf eine Wendung der Dinge bei Elisen, allein sie trat nicht ein. Das arme Kind lebte ganz allein und verlassen in zwei Hinterstübchen, welche man ihr eingerichtet hatte und wo der Vater sie bisweilen aufsuchte, um stundenlang mit ihr zu plaudern. Die Stiefmutter sah Elise nur bei Tisch, und Jene verharrte trotz allem freundlichen Entgegenkommen Elisens doch auf der gehässigen, vorurtheilsvollen Kälte gegen ihre Stieftochter.

So vergingen acht Jahre, bis unser Vater plötzlich starb und seine Wittwe zu Verwandten in's Ausland zog. Mein Bruder übernahm das Haus unserer Eltern, und jedes von uns Geschwistern wetteiferte mit den übrigen, um Elisen zur Hausgenossin zu gewinnen; allein noch ehe die Theilung der väterlichen Erbschaft erfolgt war, starb eine alte Verwandte von uns, welche wir beerbten. Diese hinterließ ein kleines stilles Haus mit Hofraum und Garten in der Vorstadt, und Elise bat uns, dasselbe bei der Theilung ihr zu überlassen. Wir thaten es ihr gerne zu Gefallen und sie bezog das Häuschen, mit der alten vieljährigen Dienerin unserer Eltern und bewohnt es seitdem ohne Unterbrechung."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Am 1. März war die Zeit zur Einsendung von Kunstwerken für die Pariser Ausstellung abgelaufen. Im Ganzen gingen 4150 Gemälde ein, wozu noch etwa 2000 Nummern von Künstlern, denen längere Fristen bewilligt wurden, kommen. Von ausländischen Künstlern haben besonders Holländer und Belgier sich betheiligt; Italien bietet wenig. Die englischen Künstler werden in corpore auftreten und in einem besonderen Saale ausstellen, da sie sich der französischen Jury nicht unterwerfen wollten, sondern eine englische Jury in London gebildet haben, der sie ihre Bilder einsenden und die dann die Gesammtheit der gut befundenen Kunstwerke nach Paris befördert.

Die Kaiserin Eugenie hat vor einiger Zeit sechs ihrer Hofdamen zur Probe ohne Krinoline erscheinen lassen, die indessen in ihren Anzügen gar keine Gnade vor dem versammelten Hofe fanden. Nun hat die Kaiserin in dieser Angelegenheit eine Kommission niedergesetzt, die ein Gutachten über die Reformen der Damentracht, namentlich aber über die zwei großen Fragen abgeben soll, ob und in wie weit die Kleider wohl zu — verkürzen wären. Die Kaiserin wünscht die Verkürzung in so weit, daß man die Knöchel sehe. Geht diese Ansicht durch und wird sie zur herrschenden Mode, so werden natürlich die baumwollenen Strümpfe verschwinden und durch seidene ersetzt werden müssen. Die Damenwelt ist auf die Lösung so sehr gespannt wie die Börse auf die Lösung der politischen Verwicklungen, die sie beunruhigen.

Dreisylbige Charade.

Die Ersten hassen wäre unnatürlich,
Die Letzte hat man oft vor'm Kopf, figürlich;
Im Ganzen sieht man niemals unwillkürlich.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No 35. Dienstag, 22. März 1859

Der Einnehmer.

(Schluß)

Während des Barons Abwesenheit entführte der alte Herr, mit Hilfe der von ihm bestochenen Dienstleute seines Neffen, dessen Gattin und gedachte dieselbe nach Rußland zu versetzen, um sie dort durch Drohungen oder Gewalt dahin zu vermögen, daß sie selbst den Antrag auf ihre Scheidung stelle. Dieses Vorhaben vereitelten jedoch die unterwegs sich einstellenden Vorboten einer Entbindung der Entführten, welche bei ihr der Schreck über die widerfahrene Gewaltthat vor der Zeit herbeigeführt hatte. Der seine Nichte im Wagen begleitende Onkel wußte in dieser Verlegenheit kein anderes Auskunftsmittel, als jene in dem ersten ihnen aufstoßenden Chausseehause abzusetzen. Die Entführung seiner Nichte unaufgehalten und unbehindert zu bewerkstelligen, hatte der schlaue Diplomat seine Gehilfen mit all' der verschiedenen Postbeamtenkleidung versehen, welche in den zu durchreisenden Ländern getragen wurde. Diese List erleichterte auch die glücklich gelingende Unterbringung der Kreisenden in dem Hause Hartwigs. Doch der alte Sünder sollte sich nicht lange seines Bubenstücks erfreuen dürfen.

Am Abende desselben Tages, in dessen früher Morgenstunde er seine Nichte ausgesetzt hatte, fanden ihn seine Leute, vom Schlage gerührt, todt im Wagen liegen, daher diese ohne Verzug mit der Leiche den Rückweg nach des Barons Besitzung in Steyermark angetreten hatten. Hier hatte der alte Baron von Schillbach die Entführung seiner Nichte so listig anzustellen gewußt, daß auf ihn durchaus der Verdacht deßhalb nicht fiel, sondern im Gegentheil Jedermann nicht anders glaubte, als daß der gute Onkel schleunigst zur Wiedererlangung seiner Nichte und zur Verfolgung von deren Entführern abgereist sey. Aus diesem Grunde haftete auf den beiden Mitschuldigen, welche den Postillon und Schaffner des angeblichen Postwagens vorgestellt hatten, nicht der leiseste Verdacht, wozu noch der Umstand kam, daß der junge Baron, auf die Kunde von dem plötzlichen Verschwinden seiner über Alles geliebten Gattin, in Preßburg von einem hitzigen Fieber ergriffen worden war, welches ihn sechs volle Wochen an seiner Heimkehr behinderte. Darum erfuhr er auch nichts von der Bekanntmachung in den Zeitungen, welche den räthselhaften Vorfall in dem Chausseehause zu Erkmannsdorf beschrieben, eben so wenig wie seine ergangenen öffentlichen Aufforderungen zu Hartwigs Kenntniß gelangten.

Diese Erklärung, welche der Erzählung etwas vorausschreitet, war hier nöthig, um diese selbst nicht in eine unnöthige Länge zu ziehen.

Die Befreiung von einem unwürdigen Verdachte führte für Hartwig noch zugleich das Gute herbei, daß auch der zweite noch schwerere Verdacht fast gänzlich entkräftet wurde. Denn es lag am Tage, daß jene beiden Betrüger, welche damals des Barons unglückliche Gattin in Hartwigs Wohnung geschafft hatten, auch jetzt die Kassendiebe gewesen waren. Wer aber waren dieselben und wie zu entdecken? Vor der Hand einigte man sich dahin, einen tiefen Schleier über die gemachte Entdeckung zu werfen und im Stillen nachzuforschen, ob die Diebe sich vielleicht durch die Ausgabe des entwendeten Geldes selbst verrathen würden. In des Barons Innern stieg bereits eine leise Vermuthung auf, ob die Mithelfer jener Entführung und die Kassendiebe vielleicht unter seinen eigenen Leuten zu suchen, seyn dürften. Gleich nach seiner endlichen Rückkehr aus Preßburg hatte der Baron seine Schwiegermutter und deren Tochter Hilarie, welche in einem Städchen Steyermarks wohnten, zu sich genommen, seine Besitzung dort veräußert

Digitized by Google

und dafür seine jetzige Herrschaft angekauft, weil ihm der Ort, wo seine verlorene Gattin gehauset hatte, zu viele schmerzliche Erinnerungen verursachte.

Das Entzücken der Frau Haller und Hilariens, als sie aus des Barons Munde erfuhren, daß Noria ihre Enkelin und Schwestertochter sey, war grenzenlos und gern hätten sie das ohnehin schon geliebte Kind sofort auf das Schloß und in ihre Arme holen lassen, wenn solches nicht gegen die Verabredung gewesen wäre. Kaum aber, daß der Baron ein Wort von seinem Verdacht äußerte, ob die Urheber jener beiden schwarzen Thaten nicht unter seinen eigenen Leuten stecken dürften, so gab Hilarie sofort eine Erklärung ab, welche auf die richtige Spur führte. Sie habe — sagte sie aus — in jener Nacht, wo der Kassenraub erfolgt sey, nicht schlafen können, und um ihr erhitztes Blut abzukühlen, lange aus dem Fenster ihres Schlafzimmers in die kühle Nachtluft hinausgesehen. Da habe sie die Thüre der Castellanwohnung gehen hören und zwei dunkle Männergestalten herausschleichen sehen, was ihr damals nicht auffällig gewesen sey. Nach Verlauf einer Stunde habe sich dasselbe Geräusch wiederholt, sie jedoch aus dem Grunde nichts wieder gesehen, weil sie bereits vom Fenster sich zurückgezogen, dieses aber noch offen stehen gelassen hätte.

Diese Aussage führte noch in derselben Stunde zur Entdeckung der Schuldigen, welche des Barons Schloßcastellan und der Wildhüter waren. Bei jenem fand man die eine Halbscheid des geraubten Geldes und den gemißbrauchten gelben Postillonrock, bei diesem das übrige Geld nebst der Postillonsjacke, dem Posthörnchen und der Perücke. Diesen Beweisen gegenüber gaben Beide ihr Leugnen auf und bekannten umfänglich ihre bösen Thaten. Sie hatten in Hartwig jenen von ihnen bereits schon betrogenen Einnehmer weder vermuthet noch wieder erkannt, daher sich selbst die Grube gegraben, indem sie ihre einstige Verkleidung zu einer neuen Schandthat zu benutzen gedachten. An demselben Tage, wo der über sie gefällte Richterspruch ihnen eine mehrjährige Zuchthausstrafe zuerkannte, stand der überglückliche Chausseegelder-Einnehmer mit seiner schönen Braut Hilarie vor dem Traualtar. Er sah in seiner Lieutenantsuniform recht stattlich und liebenswürdig aus und die kleine Noria streute, eine kleine Amourette, Blumen auf den Weg des Brautpaares, dessen Begleiter Frau Haller und deren Schwiegersohn waren. Und die junge Frau gestand ihrem Gatten unter vier Augen, daß nur die Sorge um den bereits längst von ihr im Stillen geliebten Mann in jener Nacht sie nicht habe schlafen lassen, und wie die plötzliche Einstellung seiner Parkbesuche mit herbem Kummer sie erfüllt habe. Norias dankbarer Vater ruhte nicht eher, als bis sein Schwager seine Einnehmerstelle niederlegte und dafür das weit einträglichere Amt eines Oberinspektors über des Barons reiche Besitzungen annahm. Die irdische Hülle der so jung verblichenen Mutter Norias ließ der Baron ausgraben und in seiner Erbgruft beisetzen. Das Medaillon mit ihrem Bilde und die ausgeschnittenen Stoffstücke mit ihrem Namenszuge bewahrte der Baron als theure Reliquien auf. In dem Besitz eines lieben Sprößlings seiner theuren Bertha und in dem erheiternden Umgang mit seinem Schwager Hartwig verlor sich nach und nach des Barons Trübsinn und menschenfeindliches Wesen. Ja es gelang später dem vereinten Zureden der Seinen, daß der Baron sich selbst eine liebende Gattin und Noria eine sorgende Mutter wieder gab, ohne daß durch diese Verbindung das fest geschlossene Freundschaftsband zwischen ihm und seinem Schwager Hartwig gelockert worden wäre. An der Seite einer liebenswürdigen und geliebten Gattin genoß Hartwig den Lohn für seinen an Noria und deren Mutter bewiesenen Edelsinn, während seine erste Braut, als die Gattin eines Dorfschulmeisters, ihrem Manne das Leben zur Hölle umgestaltete. Also dient oftmals zu unserm Glück, was wir erst für das größte Uebel betrachtet haben.

Das stille Haus.

(Fortsetzung.)

Hierauf beschränkte sich die Auskunft, welche Herminie von ihrer Mutter über die Lebensverhältnisse ihrer Tante erhalten hatte, und gerade das Dunkel, welches noch immer auf den Beweggründen jener Auflösung eines so innigen Herzensbundes lag, stachelte die Neugier des jungen Mädchens nicht wenig. Diese Neugier verwandelte sich aber nach und nach in das aufrichtigste, herzlichste Mitgefühl, als Herminie die Hausgenossin der stillen Tante wurde und im unausgesetzten vertrautesten Umgang und Zusammenleben mit ihr vollständig unter den Einfluß dieser friedvollen, reinen, wahrhaft frommen Natur gerieth. Allein so begierig sie auch gewesen wäre, jene geheimen Motive zu erfahren, so gewann Herminie es doch

Digitized by Google

nie über sich, irgend eine hierauf bezügliche Frage an ihre Tante zu richten.

Uebrigens ergab sich ungesucht bald eine Gelegenheit hiezu. Herminie war ungefähr fünf Monate um Tante Elise gewesen, als Diese immer leidender wurde. Elise hatte ihren Zustand richtig beurtheilt: ihre Gesundheit war gebrochen, ihr Leben eilte schnell seinem Endziele zu. Schon nach wenigen Wochen nahm ihre Schwäche so zu, daß sie ihr Bett nicht mehr verlassen konnte. Herminie aber war in ihrer liebevollen Pflege unermüdlich; das Band gegenseitiger Neigung zwischen Tante und Nichte knüpfte sich hiedurch immer fester, und das Gefühl der mütterlichen Liebe, welches Elisen seither versagt gewesen zu seyn schien, erwachte nun in ihr für ihre junge Nichte.

Es war im Herbst, in jener Jahreszeit, welche für Leidende dieser Art so verhängnißvoll ist, als Herminie an einem stillen Abend allein neben dem Bette der Tante saß und die Züge der Kranken schweigend belauschte. Auf einmal schlug Elise die Augen auf und fragte schwach: „Hast Du an den Professor geschrieben, mein liebes Kind?"

„Allerdings, beste Tante, noch in derselben Stunde, wo Du es mir aufgetragen!"

„Ich danke Dir, meine Liebe; hoffentlich wird der Professor bald kommen!" sagte die Kranke mit einem sanften Lächeln. „Es dürfte die höchste Zeit seyn, wenn er mich noch unter den Lebenden treffen will."

Herminien traten Thränen in die Augen, und ihr Herz ward beklommen; zum ersten Male faßte sie sich den Muth, eine Frage an die Tante zu richten. „Wie kommt es nur, beste Tante, daß Du — da Du dem Professor doch so herzlich gut bist ... daß ... daß Du ihn nicht geheirathet hast?" sagte Herminie. „Er hätte Dich doch gewiß recht glücklich gemacht."

„Du sollst es erfahren, mein liebes Kind," entgegnete die Kranke und legte ihre Hand mit freundlicher Milde auf die des jungen Mädchens. „Ich habe nicht mehr lange zu leben, und Du hast mir so treue, liebevolle Anhänglichkeit bewiesen, daß ich den Gedanken nicht ertragen kann, Du möchtest mich vielleicht für launenhaft und sonderbar halten! Ich will Dir daher ein Geheimniß anvertrauen, welches bisher noch kein Ohr, außer dem des Professors, von mir vernommen hat. Komm', rücke näher zu mir heran, denn ich kann weder laut noch lange reden!..."

„Herminie," fuhr Tante Elise nach einer Weile fort, „ich war jünger als Du jetzt bist, ich war beinahe noch ein Kind, als ich am Sterbebette meiner Mutter saß, wie Du jetzt an dem meinigen sitzest. Meine herrliche Mutter war mir Alles auf dieser Welt; mit ihr drohte mir jede Freude, jeder Sonnenblick aus dem Leben zu entschwinden. Ich war ganz außer mir bei dem Gedanken an ihren Verlust und glaubte sie mir vom Himmel wieder erbitten zu können. Sie allein vermochte mich zu trösten, und so kam es denn, daß in einer Nacht, wo sie lange und aus Herzensgrund mit mir redete und mir den tiefen, innigen, aus innerster Seele quellenden Glauben, der die Freude und der Trost ihres Lebens gewesen war, anempfahl, mein heftiger Schmerz immer wieder von Neuem ausbrach. Da rief ich denn in meiner unbeschreiblichen Aufregung unter wildem Weinen: „Liebste, theuerste Mutter, wie kann ich fromm und tugendhaft werden und gut bleiben, ohne Dich? Versprich mir, daß Du von Zeit zu Zeit vom Himmel herunterkommen und mich besuchen willst!" — „Mein liebes Kind," erwiederte sie mir ernsthaft, „Du weißt nicht, was Du von mir verlangst! Dein Begehren ist beinahe sündlich und sicher gegen den Willen Gottes, denn Gott hat uns Licht genug in die Seele gegeben, damit wir uns selber auf unserm Wege leiten können!" — Allein ich bat und beschwor meine gute Mutter so unablässig, daß sie endlich mit besonders nachdrücklicher Betonung sagte: „Je nun, meine liebe Elise, ich verspreche Dir, wenn es der liebe Gott gestattet, noch einmal zu Dir zu kommen oder Dir zu erscheinen, wenn Deine Seele wirklich in großer Gefahr ist." „Dies waren ihre letzten Worte," setzte die Kranke mit einem tiefen Seufzer hinzu und hielt dann auf eine Weile inne. Alsdann fuhr sie mit kurzen Pausen fort:

„Glaube mir, liebe Herminie, meine Liebe zu Ludwig war unaussprechlich groß. Ich finde nicht Worte genug, um sie auszudrücken. Ich wußte, daß er nicht ganz meinen Glauben, meine religiösen Ueberzeugungen theilte, und Dies war mir schmerzlich; allein es fiel mir niemals auch nur entfernt ein, ihn deßhalb aufzugeben, denn er war ein solch' edler Mann und ich vertraute auf die Macht der Liebe. Ich redete mir nämlich ein, Gott werde ihn, den Zweifler, den Rationalisten, durch mich zum wahren lebendigen Glauben zurückführen. Allein, mein liebes Kind, Dies war eine schwierigere Aufgabe, als ich mir eingebildet hatte. Ludwig war voll Geist, voll Verstand und Feuer, hochgebildet und beredt, ein Meister der Rede: die Ansichten eines Mannes, den wir lieben, üben einen wunderbaren Reiz auf uns aus; ich vermied gewisse gründlichere Erörterungen über die

heiligsten Dinge nicht, denn ich wünschte in der That allzusehr, ihn zu bekehren. Ludwig nannte Dies den Idealismus des Christenthums, und spottete nicht darüber, denn er sah, daß es mir Herzens- und Gewissenssache war. Aber er bieit mir Gegengründe entgegen, auf welche er seine eigene religiöse Anschauung gründete. Ich glaubte Ludwig und seinen Gründen, so lange ich ihm zuhörte und ward in meinen eigenen Ansichten und Ueberzeugungen wankend; war ich dann aber wieder allein, so fühlte ich deutlich, daß seine Anschauung nicht die wahre, die richtige war, die mich versöhnte und befriedigte. Hiedurch aber gerieth ich in einen furchtbaren innern Kampf und Zwiespalt mit mir selbst: der Stern, welcher mir seither am Himmel geleuchtet hatte, schien mir nicht mehr. Ich konnte nicht mehr zum lieben Gott aufblicken wie ein Kind zu seinem Vater im Himmel. Ich fühlte mich insgeheim oft namenlos unglücklich und dachte doch trotz alledem nicht daran, Ludwig aufzugeben. Am Abend vor unserm Bruch gingen wir mit einander spazieren und ich theilte ihm Alles mit, was meine Seele quälte und mir auf dem Gemüthe lastete; allein Ludwig ward davon nicht erschüttert. Er war vielmehr bemüht, mir deutlich zu zeigen, auf was für einem Boden ich stehe, um mich in meinen Zweifeln zu bestärken. „Ich sey," meinte er, „auf dem besten Wege zur Wahrheit." Noch einmal entfaltete er vor mir das ganze blendende Gewebe seiner Ideen; ich vermochte unter dem bewältigenden Einfluß seiner feurigen Rede nicht mehr genau zu sichten und zu unterscheiden — ich wähnte, von ihm hingerissen, überzeugt worden zu seyn, und er begrüßte in mir schon eine neue Jüngerin im Dienste und im Glauben des Universalgeistes.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nachtheile zu großer telegraphischer Kürze.) Ein Kaufmann in Edinburgh hatte mit einem berühmten Arzt Londons die Verabredung getroffen, ihn durch den Telegraphen zu einem Besuche auffordern zu lassen, wenn der Krankheitszustand seiner Frau dies nöthig machen sollte. Bald darauf erhielt der Arzt die Depesche: „Kommen Sie nicht zu spät!" Augenblicklich machte er sich auf den Weg nach Edinburgh; aber, wie groß war seine Ueberraschung, als er bei seiner Ankunft erfuhr, daß die Kranke bereits vor zwei Tagen gestorben sey. Der Kaufmann hatte nämlich telegraphiren wollen: „Kommen Sie nicht. — Zu spät!" Der Beamte aber hatte Punkt und Gedankenstrich ausgelassen oder für überflüssig gehalten und so mußte denn der Kaufmann für die Ersparniß der zwei Worte „es ist" die Reisekosten des Arztes und außerdem noch eine namhafte Entschädigungssumme für Versäumniß bezahlen.

In einem Werke von Alphons Karr fiel uns der Satz auf: Eine geradezu häßliche Pariserin gibt es nicht, denn eine solche weiß sich mit so außerordentlicher Geschicklichkeit und Anmuth eine Menge Dinge anzueignen, die ihr gar nicht gehören, daß sie aus ihren natürlichen und erborgten Eigenschaften ein Gemisch von Reizen herstellt, welches schwer zu entwirren und so wenig zu unterscheiden ist, daß man an einer Pariserin ebenso viel Seide wie Körper, ebenso viel Spitzen wie Haare, ebenso viel Odeur wie Anmuth und Lieblichkeit zu lieben gewohnt ist.

Am 2. März wurde eine riesige Krinoline, die eine junge Dame aus Eupen barg, von den Mauth-Beamten in Verviers angehalten und visitirt. Es ergab sich, daß dieselbe außer der Dame noch 117 Paar weißer Strümpfe barg, die nach Belgien eingeschmuggelt werden sollten.

In seiner Schutz- und Trutzrede für die Krinoline theilt F. Gentze auch eine Art Gedicht über die Reifröcke von einem Deutsch-Franzosen aus 1746 mit. Darin heißt es u. A.:

Wenn drey kroß Steiferock in ehe Szimmer seyn,
Kehn ehnzigt Mannsperson er kann nit keh ihnein,
Und sans Mannsvolk sn seyn, iß wie Fleisch onhe Brod,
Die viele Kriegk mack so an Mannsvolk große Noth.
Durck kehne klehne Kaß' man kann damit paßir.
Und in kehn Portechaise man kann sie mehr placir.
Szuletzt kehn Mannvolk werd mehr mit uns promenir,
Weil die kroß Steiferock die Schinbein ruinir
In Kerk man aht kehn Plaß, in kehn Stühl man kann sitz,
Und bei Festins man muß wie Kurkesalat schwitz

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 34:

Damenbrett.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 36. Freitag, 25. März 1859.

Alter und neuer Luxus.

Mitgetheilt von Heinrich Heusler.

Man hat vielfältig und zu den verschiedensten Zeiten der maßlosen Genußsucht, der übertriebenen Verschwendung, überhaupt dem in allen Ständen eingerissenen alle vernünftige Schranken überschreitenden Luxus den Vorwurf gemacht, wenn nicht alle, so doch einen großen Theil der Schuld zu tragen, daß es gegenwärtig so schlecht um die Welt steht und täglich schlechter wird, daß das Verhältniß des socialen Zustandes dermalen allenthalben nicht nur bedroht, sondern vielmehr durchaus erschüttert, und der Sachbestand nicht nur äußerst bedenklich, sondern wie man vielfach und nicht mit Unrecht befürchtet, fast unhaltbar, wenigstens die gerechtesten Besorgnisse erregend ist. Wahr ist es, der vielfach übertriebene Luxus ist an vielem Unheile früherer und späterer sowohl als der neuesten Zeiten Schuld, auch ohne Zweifel an der eben erlebten finanziellen Krisis und allen ihren so verderblichen, in alle Verhältnisse des socialen Lebens so tief einschneidenden, gewiß in ihren Nachwirkungen noch viele Jahre andauernden, wenigstens diese unheilvollen Wirren selbst lange überlebenden Nachtheilen, wenn auch nicht unmittelbar, so doch um so gewisser mittelbar; denn überstiegen die — oft eingebildeten — Bedürfnisse nicht meistens die gewöhnlichen Einnahmen, so würde man nicht andere außergewöhnliche Wege zur schnellen und mühelosen Vermehrung derselben so begierig aufsuchen, Wege, unter denen das leidige Börsenspiel, so lange nur eigene Gelder dazu verwendet werden, trotz seiner Verwerflichkeit nicht der schlimmste ist, — daß aber der sich schrankenlos in den letzten zwei Jahren überstürzende Schwindel in Industrie- und Staatspapieren — jener in erster Reihe — diese unheilvollen Zustände herbeiführte, das wird längst nicht mehr bezweifelt und eben so gewiß ist es, daß wenn es möglich wäre, die Nüchternheit und Einfachheit, die Solidität der guten alten Zeit wieder herbeizuführen, ein erheblicher Theil der auf so Erschrecken erregende Weise zunehmenden Bevölkerung der Straf- und Zuchthäuser den nützlichen Beschäftigungen des Ackerbaues, der Gewerbe und der Industrie erhalten worden wäre.

Theurungszulagen — ständige Gehaltsaufbesserungen der Civil- und Militärbeamten, Zulagen — Gratificationen — ständige Remunerationen u. s. w. machen seit einigen Jahren die Runde durch die Zeitschriften, bilden seit einem Jahre fast stehende Artikel, beschäftigen vielfach die Regierungen und Landstände, machen den Finanzmännern viel Kopfzerbrechen und werden von denen, die sich darnach sehnen, als der Faden der Ariadne verehrt, der sie aus dem Labyrinthe leiten soll, in welches die finanzielle Krisis ihres häuslichen Budgets sie geführt hat. Und wer möchte bezweifeln, daß namentlich die geringer Besoldeten nicht mehr wie früher bestehen können selbst wenn sie ihre Ausgaben möglichst beschränken? Möglichst sage ich — unter dieser Möglichkeit verstehe ich jedoch nicht das Bestreben eines solchen Beamten, seinen und der Seinigen Hunger auf die allereinfachste und rohefte Weise zu stillen, seine und der Seinigen Blöße mit den einfachsten und gröbsten Stoffen zu bedecken und das Zurückziehen von allen und jeden Zerstreuungen und Erholungen, so ferne sie in etwas Anderem bestehen als in einem Spaziergange nach dem Schlusse der Büreaustunden, oder am Sonntag Nachmittage bei günstigem Wetter. Ich halte es für einen Mißstand in der Staatsverwaltung, wenn den Räthen an einem Collegium z. B.

durch ihre Besoldung die Möglichkeit gegeben ist, sich mit ihren Familien wenigstens einen Theil der vielfachen Genüsse zu verschaffen, an denen das gesellschaftliche Leben so reich geworden, während die Subalternbeamten und ihre Angehörigen zu einem steten Darben und Entbehren angewiesen sind! Das sind Tantalusqualen, die eine gefährliche Unzufriedenheit nicht nur hervorrufen, sondern auch fort und fort erhalten und welcher entgegen zu wirken das eifrigste Bestreben einer weisen Regierung seyn sollte.

Wenn es aber diesen geringer Besoldeten und überhaupt allen denen, welche eine nur geringe Einnahme haben, heutzutage nicht mehr möglich ist, die unumgänglichen Ausgaben mit dieser Einnahme zu bestreiten, so liegt die Frage sehr nahe: „War es denn früher möglich?" Allerdings war dies der Fall und zwar nicht nur viele Jahre, sondern sogar viele Jahrhunderte lang und selbst zu Zeiten, in welchen viele zu unsern Lebensgewohnheiten ganz unentbehrliche Gegenstände viel theurer waren als heutzutage. Ich erinnere mich noch der Zeit — es ist freilich schon lange her — wo die Elle Kattun (man nannte es damals Zitz) mit dem vierfach und mehr höheren Preise bezahlt wurde, um den man sie jetzt kaufen kann und ebenso waren alle anderen Stoffe viel theurer. Damals wechselte aber die leidige Mode nicht so häufig und ich sehe immer noch ein ganz gut erhaltenes Kleid von schwerem Seidenstoffe unter dem Nachlasse meiner Großmutter, das gewiß viel Geld gekostet hatte, das von ihr jedoch während einem halben Jahrhundert zuerst auf ihrer Hochzeit, dann bei den verschiedenen Taufen und Hochzeiten ihrer Kinder, Enkel und Urenkel und an allen hohen Festtagen getragen worden war und in dem sie jederzeit mit der ihr eignen freundlichen Würde und nicht ohne Stolz die Spitze der Familie repräsentirt hatte, während ihr Privatvermögen sowohl als die Besoldung ihres Eheherrn und dessen Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft nach heutigen Begriffen einen mehrfachen Wechsel nicht nur gestattet, sondern selbst verlangt hätte.

Sowie mit den Kleidern, ebenso verhielt es sich mit sämmtlichen Hausgeräthschaften, welche in der Regel mehr wie eine Generation überdauerten, während heutigen Tages auch hierin ein öfterer Wechsel stattfinden muß und oft die schönsten wohlerhaltenen Mobilien der Mode wegen ersetzt werden.

Das waren die guten alten Zeiten, in welchen die Wein- und Bierstuben nur an Sonn- und Feiertagen nach beendigtem Gottesdienste besucht wurden und zwar nie von der Jugend, welche jetzt die Mehrzahl der Gäste dort bildet.

(Fortsetzung folgt.)

Das stille Haus.

(Schluß.)

„Der Abend dunkelte schon, als wir miteinander in die Stadt zurückkehrten und einem Hochzeitzuge begegneten, der sich nach der Kirche begab. Die Braut war eine Schulfreundin von mir gewesen und mein väterlicher Freund, der Pfarrer B., sollte ihren Ehebund einsegnen. Auf meinen Wunsch führte mich Ludwig in die Kirche, deren Dunkelheit nur die Lichter auf dem Altar erhellten. Ich fühlte mich ungemein tief ergriffen und feierlich gestimmt in dem Bewußtseyn, daß ich in wenigen Wochen hier ebenfalls mit Ludwig erscheinen werde, um vor Gottes Angesicht mich mit ihm durch die heiligsten Schwüre zu verbinden. Meine ganze Seele hing an dem Munde des greisen Geistlichen und ich verlor keine Sylbe von seiner Rede und von der liturgischen Formel, womit er die Trauung einsegnete. Es kamen darin die Worte vor: Christliche Ehegatten sollen einander gegenseitig zum Himmel führen, um in der zukünftigen Welt ebenso im heiligen Geiste vereint zu seyn, wie in dieser. Diese Worte und noch manche andere tönten unaufhörlich in meinem Ohr, in meiner Seele wieder. Allein erst nachdem ich daheim in meinem traulichen Zimmerchen saß, trat mir ihr Sinn recht anschaulich und ergreifend vor die Seele und erfüllte mich mit einem neuen, obschon fürchterlichen Lichte. Ich sah, daß Ludwigs philosophische Anschauungen nur ein gemaltes Feuer waren, das nicht wärmen konnte. Er leugnete die Unsterblichkeit der Seele und damit auch ein ewiges Leben. Wie konnte er mich also zum Himmel führen? O in jener Nacht ward mir fürchterlich klar, daß ich an einem rettungslosen Abgrunde stand und meine Seele schrie furchtbar zum Herrn. Der Kampf zwischen Glauben und Liebe war ein bitterer, herzzerreißender und ich netzte mein Kissen mit Thränen, bevor ich einschlief. Aber mein Entschluß stand schon beinahe fest: ich wollte um zeitlichen Glückes willen mein ewiges Heil verscherzen — ich mußte Ludwig entsagen. In meinem wilden Schmerz rief ich meine Mutter im Himmel an, mir ein Zeichen zu geben und sie erschien mir in jener Nacht im Traume

Digitized by Google

und sagte mir, daß meine Seele in Gefahr sey. Jetzt war ich unerschütterlich fest: als seine Frau hätte ich seinen Anschauungen nicht widerstehen können, und ihn hätte ich wohl nie zu meinem Glauben zu bewegen vermocht. Er hatte mir allerdings versprochen, mich niemals auch nur mit einer Sylbe an meinem Glauben irre machen zu wollen; allein ich wußte, daß es leider ein Stillschweigen gibt in Beziehung auf gewisse Gegenstände, welches mehr zu bewirken vermag als ein direkter Angriff, gegen welchen man gewappnet und gerüstet ist. Mein Weg war mir deutlich vorgezeichnet, und Gott hatte mir eine wunderbare Gnade erwiesen. Von allen Gebeten, die ich seither zum allmächtigen Vater im Himmel emporgeschickt habe, ist das erste und letzte, das allerbrünstigste, welches mir zumeist am Herzen liegt, noch nicht erfüllt. Ludwig ist wahr gegen mich und gegen sich selbst; könnte er sich auch den Himmel durch eine Lüge erkaufen, so würde er es nicht thun, und darum muß ich ihn achten, so lange ich lebe, wenn auch unsere religiösen Ueberzeugungen uns vorerst noch unerbittlich trennen! — Und nun kennst Du den Grund meines Bruchs mit ihm, mein Kind! Und jetzt gute Nacht!" —

Am folgenden Tag langte ein Brief von Professor Reymann an Elise an; sie las ihn mit freudestrahlenden Augen, wandte sich dann zu Herminien und sagte: „Er hatte Deinen Brief noch nicht erhalten, als er Dies schrieb, aber er kömmt dennoch bald!" — Elisens Schwestern kamen bald darauf zu Besuch; die Kranke nahm einen zärtlichen Abschied von ihnen, wollte aber nicht zugeben, daß sie lange blieben. Stumm, ruhig und lächelnd, wie in fröhlicher Erwartung, lag sie da. Endlich fuhr ein Wagen am Hause vor, aus welchem der Professor sprang.

„Lebt sie noch?" rief er Herminien zu, die ihm entgegen gegangen war. „Gott sey Dank!" fuhr er dann auf ihre bejahende Antwort fort, und eilte zu seiner sterbenden Freundin. Hier war keine Vorbereitung nothwendig, um einer Ueberraschung und ihren ungünstigen Folgen vorzubeugen. Ludwig sah sich erwartet. Lange, lange blieben die Beiden allein beisammen; da faßte sich Herminie endlich ein Herz und ging hinein. Ludwig saß dicht neben Elisen, die sich im Bette aufgerichtet und ihr Haupt an seine Brust gelegt hatte und zu ihm mit strahlenden glückseligen Augen emporblickte. Beider Hände ruhten, in einander verschlungen, auf Elisens Bibel, dem theuersten Andenken, das sie von ihrer verewigten Mutter geerbt hatte. Herminie wollte sich eben leise wieder davon schleichen, da winkte und nickte Tante Elise ihr freundlich zu und sagte mit gedämpfter zitternder Stimme: „Gott sey gepriesen, mein Gebet ist nun erhört, liebes Kind! mein Opfer ist nicht vergebens gebracht worden; Ludwig und ich sind nun im Geiste und Herzen Eins!" Sie sprach wenig mehr; aber sie entzog sich nicht wieder dem Arme Dessen, von dem sie so lange getrennt gewesen war. Mit einander empfingen sie das heilige Abendmahl — das letzte, das über Elisens Lippen gehen sollte, denn wenige Stunden darauf entschlief sie mit einem friedlichen Lächeln. Ihr Antlitz war im Tode wie verklärt, und beinahe lieblicher und holder wie damals, wo sie noch eine junge Braut gewesen war, nur blässer von Farbe.

Elisens Vermögen fiel zur Hälfte milden Stiftungen, zur Hälfte ihren Verwandten zu. Ihr Häuschen und ihren Garten hatte sie dem Professor vermacht, der es einige Jahre bewohnte und ebenfalls darin starb. Hierauf blieb es ganz unbewohnt und verschlossen; allein für die Wenigen, die die edle Elise in ihrem Leben gekannt haben, ist es noch immer durch den sanften, frommen Geist der theuren Entschlafenen geheiligt. — Vielleicht hat es jetzt dem geräuschvollen Leben weichen müssen, das die Eisenbahn in jener Vorstadt hervorgerufen.

Mannigfaltiges.

Vor ein Paar Monaten verlor die Frau eines reichen Gutsbesitzers und Viehzüchters in La Bresse auf einem ihrer Höfe einen kostbaren Topas, den sie trotz aller Mühe nicht wiederfinden konnte. Auf dem Markt zu Vaise kaufte ein Wirth von dem Viehzüchter jüngst ein Schwein, das er nach Uebereinkunft baar bezahlte. Beim Schlachten fand man in den Eingeweiden des Schweines den verlornen Ring, welchen der Käufer des Schweines seiner Frau verehrte. Der Gutsbesitzer wurde dies gewahr, forderte den Ring zurück und wurde klagbar, da er eine abschlägige Antwort erhielt. Man ist gespannt auf den Entscheid des Tribunals.

In Paris begegneten sich am 28. Februar in der Vorstadt Montmartre zwei elegant gekleidete junge Damen, von denen die eine sich, als

ſie an der anderen vorüber war, plötzlich umdrehte, dieſelbe ſcharf anſah, ihren Shawl betrachtete und ihr dann in den Weg tretend die Frage zurief: woher ſie dieſes Tuch habe, das ihr vor vier Wochen auf einem Balle geſtohlen worden ſey. Die Angeredete erklärte, ſie habe den Shawl in einem Laden gekauft, den ſie näher bezeichnete. Der Kaufmann wurde von Polizei wegen beſchrieben, und als die angebliche Eigenthümerin als beſonderes Kennzeichen Knoten in den Ecken angab, bemerkte der Kaufmann, er habe 1200 ſolcher Shawls mit Knoten in den Ecken verkauft, und dieſes Exemplar etwa an die Dame, die es trage. Nachdem die Shawl-Inhaberin ſofort auf freien Fuß geſetzt worden, erhielt die andere Dame eine polizeiliche Ermahnung, in Zukunft nicht ohne Weiteres ehrliche Leute als Diebe auf der Straße anzuhalten und verhaften zu laſſen.

Vor einigen Tagen machte in Lyon ein Amerikaner Lees Wilſon durch ſeinen ſonderbar geformten Bagage-Wagen großes Aufſehen. Der Inhalt deſſelben waren alle nur erdenklichen Henkerwerkzeuge aus allen Zeiten und allen Ländern, welche der Yankee auf ſeinen Reiſen geſammelt hatte, und unter denen ſich auch die vollſtändige Guillotine befindet, die 1793 zuerſt auf dem Place Maubert in Paris gebraucht worden. Mit dieſem Curioſitäten-Cabinet hatte der Eigenthümer in der Union und in England durch öffentliche Ausſtellung ein bedeutendes Geld gemacht. In Frankreich hatte er die Erlaubniß nicht erhalten, ſeine Marterwerkzeuge zu zeigen.

Wenn eine Krankheit bei vornehmen Leuten einkehrt, ſo wird ſie mit ſolchen pomphaften Ceremonien bewillkommt, daß ſie gar nicht wieder fortgehen mag! ſagte der alte Heim.

Beefſteak-Recept! In dem ſeit 128 Jahren zu London beſtehenden berühmten Beefſteak-Club wird das Beefſteak in folgender Weiſe bereitet. Nachdem das Fleiſch in daumendicke Scheiben geſchnitten worden, beſtreut man es mit Pfeffer oder einer Miſchung von zwei Drittel zur Sahne getriebenem Rinder- oder Nierenfett und einem Drittel ſogenannter Schlagſahne mittelſt einer Feder, wickelt hierauf das Fleiſch in Papilloten und legt es auf den Roſt, unter welchem ſich glühende Kohlen befinden. Dann macht man raſch die erwähnte Miſchung von Nieren- und Schlagſahne heiß und läßt das vom Roſt genommene Fleiſch in derſelben 5 bis 6 Minuten dämpfen, bis die Brühe gelblich wird. So iſt das ächt engliſche Beefſteak fertig; jede andere Art der Zubereitung, jedes Beimiſchen anderer Ingredienzien iſt unſtatthaft.

„Deutſche Antwort auf die wälſche Frage. Von Julius Rodenberg." Sechs friſche Lieder aus der Stimmung heraus, die jetzt durch ganz Deutſchland geht. So heißt es Seite 4:

Der Hahn von Gallien hat gekräht!

Der Hahn von Gallien hat gekräht;
Wacht auf!
Reibt Euch die Augen, eh's zu ſpät,
Wacht auf!
Eh' ſich ſein ſtolz Gefieder bläht,
Und ihm ſein falſches Spiel geräth,
Wacht auf, wacht auf, wacht auf!

und Seite 6:

Schwerdt und Schild.

Nun auf, mein Volk, vom Donauſtrand,
Bis zum Geſtad' des Rheins:
Nun rüſte Dich und halte Stand,
Mein Deutſchland werde Eins!
Bedroht iſt nun Dein eig'ner Heerd,
Dein Haus und Dein Gefild —
Heb' hoch Dich, Preußen, Deutſchlands Schwerdt,
Hoch Oeſtreich, Deutſchlands Schild!

Vierſilbige Charade.

Die Erſte war ein Naſeweis
Im grau'ſten Alterthum,
Stritt einſtens um den Sängerpreis
Mit wenig Glück und Ruhm.

Der beiden mittlern Silben Held,
Punktirt ein Zeichen Du,
Spielt als bekannter Springinsfeld
Mit Gretel Blindekuh.

Der Letzten Ehrennamen führt
Der nimmer mit der That,
Der von den erſten Drei regiert,
Des Ganzen Titel hat.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 37. Sonntag, 27. März 1839.

Alter und neuer Luxus.

(Fortsetzung.)

Aber selbst in den alten Zeiten war der Luxus den Deutschen sehr wohl bekannt und schon im achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bei den Franken unter den Merovingischen Königen herrschte theilweise eine verschwenderische Pracht in den Kleidungen, und Chilperich ließ in Soissons einen Circus erbauen und dem Volke öffentliche Schauspiele geben. Man trug ganz seidene Kleider, welche damals noch sehr kostbar waren. Die Gürtel, Taschen, Verbrämungen der Ueberwürfe ꝛc. ließ man mit Goldblech belegen und mit edlen Steinen reich verzieren. Auch bei den Mahlzeiten wurden die Schranken der Mäßigung vielfach überschritten. Nach einem noch vorhandenen Verzeichnisse mußte zur Bewirthung eines königlichen Gesandten, wenn er auf der Reise war, herbeigeschafft werden: Feines Brod, Wein, Bier, Speck, Fleisch, Schweine, Spanferkel, Schöpse, Lämmer, Gänse, Fasanen, Hühner, Eier, Oel, Sardellenbrühe[1], Honig, Essig, Kümmel, Pfeffer, Costi[2], Nelken, Lavendel, Zimmt, Mastix, Datteln, Pistazien, Mandeln, Wachs, Salz, Gemüse ꝛc. und alles dieses in genau vorgeschriebener großer Quantität.

Kaiser Karl der Große, welcher nach Eginhards Zeugniß gewöhnlich einen leinenen Rock trug, dessen Saum mit Seide durchwirkt war, und unter demselben im Winter einen Wamms von Fischotterpelz, die Schuhe und Strümpfe waren mit Bändern von verschiedenen Farben fest gebunden — fand für nöthig, die Pracht in der Kleidung durch Gesetze einzuschränken. Er verordnete deßhalb im Jahre 808, daß Niemand einen der besten Oberröcke oder Mäntel anders als um 20 Sols kaufen und verkaufen solle, einen schlechteren oder einen mit Katzenpelz gefütterten um 10 und einen mit Fischotter gefütterten um 30 Sols. Ein Solidus oder Goldgulden war ungefähr 1 fl. 54 kr. Conventionsgeld.

Ein einziges Staatskleid der Hofbeamten des Kaisers Otto I. wurde höher geschätzt als die Kleider von hundert Hofbeamten des griechischen Kaisers

[illegible] Erbschaft oder Kauf auf die Nachfolger im Amte über, — eine damals selbst in den höchsten Ständen nicht seltene Gewohnheit. So erzählt z. B. Bischof Luitprand aus Cremona, welchen der eben erwähnte Kaiser als Gesandten zu dem griechischen Kaiser Nicephorus Phocas schickte, dessen Staatskleid sey seinem Körper nicht angemessen gewesen, und habe man an dessen zu großer Länge gesehen, daß es früher von einem Andern getragen worden sey.

Zu jener Zeit handhabten die vornehmsten Frauen Kunkel und Weberschiffchen, und trugen selbstverfertigte Kleider. Die Kaiserin Kunigunde legte nach dem Tode ihres Gemahls den Purpur ab und zog ein braunes Kleid an, das sie selbst verfertigt hatte. Die silberne Kunkel der Prinzessin Luitgarde, der einzigen Tochter des Kaisers Otto, wurde nach ihrem Tode nach St. Alban bei Mainz gebracht.

Ditmar, Bischof in Merseburg, klagt am Ende des 10. Jahrhunderts über den Luxus, der allenthalben eingerissen sey, indem mit Kaiser Otto und seinen Zeitgenossen alle Tugenden, die bei ihren Lebzeiten geblüht, verwelkt wären. Besonders hält er sich über die Kleiderpracht der Frauen auf, welche nun gar nicht mehr wie die alten Matro-

---

[1] Gari, eigentlich die Sauce, die von einem Fische, den die Griechen ταριχος nannten, bereitet wurde. Später wurden auch andere Fische dazu genommen.

[2] Costi, eine Wurzel, deren Saft in jenen Zeiten statt des Zuckers diente.

nen sich verhielten, sondern vielmehr größten Theils dasjenige, was ihnen feil wäre, ihren Liebhabern offen zeigten, und dem Volke zur Schau aufstellten.

In dem folgenden Jahrhundert wurde bereits viele Sorgfalt auf kunstreiche Gewebe verwendet, und in einer Urkunde des Bischofs Lupold von Mainz vom Jahre 1055 wird von einem Gewande gesprochen, in welches die Figur eines Thieres kunstreich eingewebt sey. Der größte Luxus herrsche aber in kostbarem Pelzwerke, das man aus Preußen holte. Die Deutschen jener Zeit setzten ihre höchste Glückseligkeit in ein mit Marderpelz gefüttertes Kleid, dessen Besitz sie durch Recht oder Unrecht erstrebten.

Das zwölfte Jahrhundert zeichnete sich durch ganz außerordentliche Pracht und übertriebenen Aufwand bei größeren Festen und besonderen Gelegenheiten aus, und ist der heutige Luxus, namentlich wenn man die besonderen Verhältnisse der Zeiten in Betracht zieht, damit nicht zu vergleichen. Würden wir nicht in Erstaunen gerathen, wenn wir hörten, dieser oder jener Fürst, König oder Kaiser habe ein Fest gegeben, zu welchem die Gäste nach Tausenden geladen worden — und doch, wie würde ein solches Fest verschwinden gegen die Großartigkeit jener Feste des 12. und 13. Jahrhunderts, [illegible] so Unerhörtes und fast Unglaubliches berichten? Die Fürsten luden nicht einzelne Gäste ein, sondern den Adel ganzer Länder. Eine Chronik erzählt z. B. von dem Landgrafen Ludwig von Thüringen: „Deß machte der Fürst einen großen Hof zu Merseburg und ließ vielen Herrn schriben, die quamen auch dar, uß Saßen, uß Mißen, uß der Margk, uß dem Oisterlande, uß dem Foydlande, uß Franken, uß Hessen und uß Doringen."

Weil man nirgends Gebäude hatte, die geräumig genug gewesen wären, eine solche Menge zu fassen, wurden sehr oft die Gastmahle, hauptsächlich aber die Tänze unter freiem Himmel gehalten. So wurden die Hochzeitslustbarkeiten Heinrich des Hochmüthigen aus Bayern, wozu nach damaliger Sitte alle Großen von Bayern und Schwaben eingeladen waren, zu Gunzeniech bei Augsburg auf dem Plan gehalten. Auf dem Hof- und Reichstage des Kaisers Friedrich I. zu Mainz im Jahre 1182, auf welchem er seinen Sohn den Prinzen Heinrich wehrhaft machte und zum Ritter schlug, war der Ueberfluß an aus allen Theilen der Welt zusammengebrachten Speisen und Trank unschätzbar (inaestimabilis), und so, daß man ihn mit Worten nicht ausdrücken konnte. Der Erzbischof von Köln war z. B. mit einem Gefolge von 4060 Personen dabei erschienen! es mag dieses einen Maßstab von der außerordentlichen Menge der anwesenden Gäste abgeben.

Auf einem Hoftage des Kaisers Friedrich II., den derselbe ebenfalls in Mainz im Jahre 1235 hielt, waren gegen 70 Fürsten und überhaupt über 11,000 Gäste mit ihrem Gefolge erschienen!

Der Erzbischof Albero von Trier brachte auf einen Hoftag des Kaisers Konrad zu Frankfurt a. M. 40 bedeckte Schiffe außer den Bagage- und Küchenschiffen mit. In seinem Gefolge waren 2 Herzoge, 8 Grafen und so viel Ritter und Geistliche, daß sich Alle darüber verwunderten.

Unübertroffen an Pracht, Ueberfluß und außerordentlicher Verschwendung waren die Feste des fünfzehnten Jahrhunderts. Bei der Hochzeit des Herzogs Georg von Bayern-Landshut in Alt-Bayern, welcher im Jahre 1475 die polnische Prinzessin Hedwig heirathete, dauerten die Festlichkeiten 8 volle Tage und erforderten einen Aufwand von 77,766 Dukaten, eine ganz enorme Summe bei dem damaligen Werthe des Geldes. Der Kurfürst Albrecht von Brandenburg nebst seiner Gemahlin brachten allein über 100 adelige Frauenzimmer mit, unter welchen 14 Jungfern, die mit einem Federbusche und einem Heftlein (Strauße von Diamanten) auf dem Hute, zu Pferde den fürstlichen Wagen begleiteten. Die eingeladenen Gäste, unter denen sich auch der Kaiser Friedrich III. und sein Sohn Maximilian befanden, und außerdem 16 Fürsten mit ihren Gemahlinnen, 40 alte Reichsgrafen, 5 Erzbischöfe u. s. w. brachten 9360 Pferde mit sich, von denen 1300 dem erwähnten Kurfürsten Albrecht gehörten. Verbraucht wurden dabei 300 ungarische Ochsen, 62 000 Hühner, 5000 Gänse, 75 000 Krebse, 75 wilde Schweine, 162 Hirsche, 1772 Scheffel Haser, 170 Fässer Landshuter Wein, 200 Fässer ausländischer Wein, 70 Fässer welscher Wein.

Von der Zusammenkunft der Fürsten zu Frankfurt im Jahre 1397 sagt der Chronist: „Herzog Lupold von Oesterreich, der lag da mit großer Herrlichkeit, also, daß er thete rufen: Wer da wollt essen, trinken und seinen Pferden Fuder haben umb Gott, und umb Ehre, der entkeme zu seinem Hof. Und gab er alle Tage bei 4000 Pferden Fuder." — „Auch war da Landgraf Hermann zu Hessen mehr dann mit 500 Pferden. Auch waren da die Markgrafen von Meissen, Markgraf Friedrich, und Markgraf Jörg und hatten bei 1200 Pferde." Dies war eben nichts Neues, und es kamen auf manchem Reichstage so viele Menschen und Pferde zusammen, daß man

Digitized by Google

denſelben wegen Mangel an Lebensmitteln einige Male verlegen mußte.

Nicht weniger verſchwenderiſch war die Pracht der Kleider: „in derſelben Zeit ward der Sitt von der Kleidung verwandelt, alſo wer heur ein Meiſter war von den Schneidern, der war über ein Jahr ein Knecht.“

Schon damals hatte die Deutſchen die Nachahmungsſucht befallen, was Konrad Celtes ausdrücklich beſtätigt, und Spangenberg ſagt in dieſer Beziehung: „Iſt's daß man einen Tanz, Kindtauf oder dergleichen Wohlleben hält, ſo darf ſich Manche (vom Adel) einen Tag wohl dreimal umkleiden, und ſolches etliche Tag an einander, jetzt deutſch, dann welſch, bald ſpaniſch, dann ungariſch, zuletzt gar franzöſiſch.“

Bei der oben erwähnten Hochzeit des Herzogs Georg in Bayern-Landshut macht der Chroniſt von der Kleiderpracht folgende Beſchreibung: „Item darnach ging die Braut, und führt ſie der Kaiſer (Friedrich III.) und Herzog Otto, und der Kaiſer hatt an ein rothes gar koſtenliches Stück, das war gülden, und hatte einen Uiberſchlag mit gar koſtenlichen Pernlein geſtickt, darinn verſetzet gar viel koſtenlicher Edelgeſtein von Dymant, Rubin, Schmaracken, Saffir ꝛc. und viel ander Edelgeſtein, und hette auch an den Hals hengen ein gar koſtenliches Kreutz darinn verſatzet war viel gar koſtenlich Edelgeſtein; und führt die Königin (man nannte die Braut ſo, weil ſie eine königliche Prinzeſſin war) bey der rechten Hand, und zu der linken Hand ging Herzog Ott, und hette an einen braunen kurtzen Rock, das halb Theil des Rocks war aller geſtickt mit Pernlein, desgleichen war die Kappen und die einen Hoſen mit gar ſchönen Pernlein auch darinn verſatzet Edelgeſtein, und ginge zu der linken Seiten. Item die Braut hette an einen rotten Seyden Rock von gar gutem Atlaß, und war zu oben bis zu Ende ganz und gar Pernlein, die waren oben groß und ſchön, und war geſtickt van ſeydeniſchen Blumen, und in den Blumen ſtanden gar ſchöne Edelgeſteine von allerley köſtlichen Edelgeſteinen, und der Rock war gemacht gar weit nach ihren Sitten, und hette ein hohes Koller, das war ganz geſtickt mit Pernlein. Auf dem Haupt hette ſie eine koſtenliche Kron von gar koſtenlichen Heffilein, und inwendig der Kron auf dem Haar hette ſie einen breiten Borden von gar großen Pernlein, und unter der Kron hieng ein dinn Tuch hervor, ein wenig für die Augen, doch daß man ihr die Augen ſah, und hette auch ein koſtenliches Halsband, und ging aufgericht, und ſchiuge doch die Augen ein wenig unter ſich, und iſt ſehr ein hübſch Menſch, und darzu gerad, und ein liebliches Angeſicht, und ſteht gar frei mit ihren Augen. Auf die nehmliche Art gingen auch die übrigen Fürſten, entweder ganz in gulden Stück gekleydet, oder in Kleydern, die entweder ganz oder zum Theil mit Pernlein geſtickt waren.“ —

Was will die heutige Kleiderpracht dagegen ſagen? Etwa die Uniform, welche der Fürſt Eſterhazy als Hauptmann bei der ungariſchen Nabelgarde zu tragen pflegte, läßt ſich damit vergleichen, — aber eine Hochzeitsgeſellſchaft von mehreren hundert Perſonen und alle in Kleidern von purem Goldſtück, welche mit Perlen und Edelſteinen aller Art gleichſam überſäet ſind!

Da dieſe übertriebene Verſchwendung in Kleidern immer mehr überhand nahm, ſo blieben allerlei Verordnungen dagegen nicht aus, und als dieſe ſich unzureichend erwieſen, ſo ſchloß der Adel um ſeinen gänzlichen Ruin abzuhalten an verſchiedenen Orten förmliche Verträge unter ſich ab, welche Abſtellung dieſes Luxus zum Zwecke hatten. So errichtete der Adel der vier Länder Franken, Schwaben, Bayern und Rheinſtrom auf dem Turnier zu Heilbronn im Jahre 1485 einen Vertrag: „daß die Frauen und Jungfrauen, die dem Thurnier zuſtehen und verwandt ſind, keine mehr haben, und zu dem Thurnier gebrauchen ſoll, denn drey oder vier Geſchmück Röck, darunter ſoll auch kein güldin Stück oder ganz Perlein Röck ſeyn, und welche das überführe, die ſoll im Thurnier (nicht) Dänk ausgeben und der Vartänz beraubt ſeyn. — Item ſoll kein Edelmann, Thurnieregenoß, Ritter oder Edelknecht kein guldin oder ſilberin Stück tragen, dann zu Wammeſſen, desgleichen ſoll kein Thurnierer, der nicht Ritter iſt, kein geſchlagen Gold nach Ketten, auch kein Perlin öffentlich tragen, denn verdeckt, ausgenommen Ring und Kleinod, darum einer Ritterſpiele treiben wollt.“

Eine damalige Verordnung von Kaiſer und Reich ſetzt feſt: „der Bauersmann und arbeitende Leut ſollten kein Tuch tragen, wovan die Ehle über einen halben Gulden koſtete. Auch ſollen ſie keinerley Gold, Silber, Perlin, Sammet, Seiden, nach geſtickte Kleider tragen. Die vom Adel, die nicht Ritter oder Doktores ſind, ſollen Perlein oder Gold in ihren Hemden und Beuſtüchern zu tragen abſtellen und vermeiden. Die aber Ritter und Doktores ſind, ſollen kein Güldenſtück tragen, doch ſoll es ihnen zu Wämſern zu tragen unverbothen ſeyn ꝛc.“

Natürlich erſtreckte ſich die Verſchwendung auch auf die Mahlzeiten. Herzog Karl von Burgund

Digitized by Google

hielt im Jahre 1468 sein Beilager mit Margaretha von England zu Brügge in Flandern. Der hochzeitliche Saal war ganz mit goldgewirkten Tüchern statt mit Tapeten behangen. Dreißig kostbare in verjüngtem Maßstabe verfertigte Schiffe, belastet mit allen Gattungen von Braten, schienen auf den großen Tafeln die Gäste umsegeln zu wollen. Jedes Schiff war von vier Booten begleitet, welche Gemüse aller Art an Bord hatten. Zwischen den Schiffen standen die Pasteten unter seidenen „Tabernakeln".

Sobald die hohen Gäste sich zur Tafel gesetzt hatten, trabte ein stattliches Roß als Einhorn maskirt, an den Tisch — ein Knabe als Bär verkleidet saß darauf und leitete es. Diesem folgte ein Löwe, dessen Bauch mit vier Sängern angefüllt war, die aus dem Rachen desselben hochzeitliche Hymnen anstimmten. Am zweiten Abend nach der Hochzeit wurden die Abenteuer des Herkules dargestellt, wobei unter andern auch ein Greif sich sehen ließ, aus welchem allerlei Vögel flogen.

Am dritten Abend war im Speisesaal ein hoher Thurm erbaut, aus dessen Fenstern sechs Bären gemächlich wie Menschen auf die Gäste neugierig herabsahen und brummten. Zwölf Geisböcke und Wölfe, und eine große Anzahl Esel „pfeiften und flöteten und waren köstliche Sänger", dann machten Affen ihre Aufwartung und tanzten um den Thurm, während ein alter Affe auf einer Trommel dazu die Tanzmusik spielte.

Die Tafeln waren mit 48 seidenen Zelten geschmückt, in welchen des Herzogs Wappen köstlich genäht war. Unter einigen derselben standen Pasteten und andere „possirliche Dinge mannigfacher Art."

Zum Schlusse des grotesken Mahles erschien ein Wallfisch 18 Schuh lang und 16 Schuh hoch, welchen 14 in seinem Bauche versteckte Männer in Bewegung setzten. Als er der Braut nahe war, schlüpften aus seinem Rachen 12 Männer, welche sogleich mit einander zu kämpfen begannen und sich gegenseitig bald in den Fisch hinein, bald wieder herausjagten.

Man brauchte zur täglichen Mahlzeit: 16 Ochsen, 10 Schweine, 600 Pfund Speck, 100 Pfund Ochsenmark, 250 Hämmel, 250 junge Lämmer, 250 Stiere, 100 Hasen, 800 Kaninchen, 300 Soalen (eine Art Vögel), 200 Fasanen, 200 Wasservögel, 800 Rebhühner, 400 Tauben, 200 Schwäne, 100 Pfauen, 400 Hennen, 1000 junge Hühner, 500 Kapaunen!

Ein würdiges Seitenstück zu diesem täglichen Bedürfnißverzeichniß gibt ein alter Küchenzettel des Erzbischofs von York, Georg Nevil, eines Bruders des bekannten Grafen von Warwik, bei seinem Installationsessen im Jahre 1470. Dieser enthielt nämlich: 300 Quart Weizen, 330 Tonnen Ale, 104 Tonnen Wein, eine Pipe Gewürzwein, 80 fette Ochsen, 6 wilde Stiere, 1004 Schöpse, 300 Schweine, 300 Kälber, 3000 Gänse, 3000 Kapaunen, 300 Ferkel, 100 Pfauen, 200 Kraniche, 200 junge Ziegenböcke, 200 junge Hühner, 4000 Tauben, 4000 Kaninchen, 204 Rohrdommeln, 4000 Enten, 200 Fasanen, 500 Rebhühner, 4000 Schnepfen, 400 Wasserhühner, 100 Krummschnäbel oder Wasserschnepfen, 100 Wachteln, 1000 Wasserreiher, 200 Rehe, 400 Hirsche, Hirschkühe und Böcke, 1506 Wildpret-Pasteten, 1400 Schüsseln gebrochene Gelée, 4000 Schüsseln ganze Gelée, 4000 kalte mit Zucker angerührte Eierfladen (Custards), 2000 deßgleichen warme, 300 Hechte, 8 Robben, 4 Delphine, 400 Torten. Der Graf von Warwik vertrat bei diesem kolossalen Gastgebote selbst die Stelle des Haushofmeisters, der Graf von Bedfort war Schatzmeister, Lord Hastinge und eine Menge anderer Lords dienten als Oberaufseher.

Die Zubereitung und Besorgung dieser erzbischöflichen Mahlzeit erforderte 1000 Diener, 62 Köche und 415 Küchenaufwärter!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein origineller Rechtsfall wurde in einer Grafschaft von England verhandelt. Die Frage war: ob es einem Stadtbewohner zustehe, Thiere zu halten, deren Lärm der Nachbarschaft ernstlich beschwerlich falle. Hr. Abraham beglaubigte durch Zeugen, daß sein Nachbar, Hr. Minder, einen Hahn habe, der in 25 Minuten 150 Mal krähe. Der gelehrte Richter sprach sich aus, daß die menschliche Natur ein solches Uebermaß von Hahnengeschrei nicht auszuhalten vermöge und verurtheilte den Hrn. Minder zu einem Schilling Schadenersatz. Nun fragt sich: wie viel Mal darf ein rechtschaffener Hahn des Tages krähen?

Auflösung der viersylbigen Charade in № 36:

Pantoffelheld.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 38. Dienstag, 29. März 1859.

Alter und neuer Luxus.

(Fortsetzung.)

Auch die Bürger trieben ungeheuren Aufwand. Im Jahre 1493 verheirathete Veit Gundlinger, ein ehrsamer Bäckermeister in Augsburg, seine einzige Tochter an den Zinkenbläser Blauch, nachdem derselbe um sich dem Stande seiner Braut zu nähern seine musikalische Beschäftigung an den Nagel gehängt, Bürger geworden war und einen Weinhandel angefangen hatte.

Das Kleid der Braut bestand aus lauter einzelnen zusammengesetzten Stücken Stoff von blauem und weißem Seidenzeug [1]. Alle Nähte waren mit goldenen Spangen besetzt, um den Saum „des Röckleins" ging eine breite Goldspange, und der Unterrock war „mit köstlicher Arbeit gar fein genähet." Um die Taille trug sie ebenfalls eine Goldspange und die Armbänder waren „mit edlem Gestein" gar reichlich besetzt. Die Strümpfe hatte sie „mit güldenen Fädlein" gebunden und die Schuhe waren reich mit Silber beblecht. Kurz, die Braut war so reichlich geputzt und mit hochzeitlichem Schmucke geziert, daß „die Leutlein uff der Gassen" sie in's Angesicht lobten und an dem „köstlichen Bräutlein sich nicht ersättigen konnten." Der glückliche Zinkenist hatte, wie die „Chronik" meldet, nichts als ein graues Röcklein an, große Schnäbel an den Schuhen und eine breite Goldspange um seinen Hut.

Nach der Trauung, welche Mittags um 12 Uhr erfolgte, wurde an 60 Tischen gespeiset, und an jedem „Tischlein saßen 12 Männlein und Frauen"; im Ganzen waren es also 720 Hochzeitsgäste. Davon zählte die Verwandtschaft des Bäckers 213, die des Bräutigams 157, der Bäckerknechte, welche man dabei reichlich bewirthete, waren 170, — die übrigen waren „Rathsherrlein und fürnehme Herren und Frauen."

Das Ehrengelag dauerte 8 Tage lang. Man aß und trank, schwärmte und tanzte, so, daß am 7. Tage schon viele wie todt hinfielen, und nur durch „das Lärmen der übrigen wieder zum Leben gebracht wurden."

Dazu wurden gebraucht: 20 Ochsen, 49 Zicklein, 500 Stück allerlei Federvieh, 30 Hirsche, 15 Auerhähne, 46 gemästete Kälber, 900 Würste, 96 gemästete Schweine, 25 Pfauen, 1006 Gänse, 15,000 Fische allerlei Gattung, 10,000 Eier, 20 Centner Butter, 3 Centner Honig u. s. w.

Am Tage nach der Hochzeit brachten die Gäste der Braut ihre Gaben. Die Bäckerknechte hatten zusammengelegt und brachten einen Pokal eine halbe Elle hoch, welcher „fast schwer war und sich nicht wohl erheben ließ." Als man hineinschaute, fand man in dem großen Pokale einen kleineren, in diesem wieder einen u. s. f.

Am letzten Festtage zogen die Bäckerknechte mit Sang und Klang in die öffentliche Badstube, um sich da von dem Schmutz dieser acht Tage und für die Arbeit der neuen Woche zu reinigen.

Als Johann der Beständige, Herzog (nachheriger Kurfürst) von Sachsen, sich mit Sophia von Mecklenburg, der Tochter des Herzogs Magnus II. zu Mecklenburg und Pommern, vermählen wollte, wurden am 23. Oktober die Ehepakten errichtet,

[1] Diese Mode erhielt sich in der Vorzeit sehr lange. Bei der oben beschriebenen Hochzeit des Herzogs Georg erschien des Kaisers Sohn, der Erzherzog Max, in einem kurzen sammtnen Rock, roth, weiß und grau getheilt; Kurfürst Albrecht von Brandenburg in einem rothen atlaßnen Rock über den linken Arm mit durchgehenden zwei weißen und schwarzen Strichen, der Bräutigam bei Einholung der Braut in einem braunen weiß und grauen Rock, der linke Aermel mit Perlen gestickt, mit der Devise: „In Ehren liebet sie mich!" Müller, entdecktes Staatskabinet (siehe Anmerk 15) pag. 393.

nach welchen dem Bräutigam 16,000 rheinische Guiden in Gold zum Heirathsgute, der Braut 3000 rheinische Guiden jährliche Nutzung zum Leibgedinge, die Morgengabe aber nach Herkommen des Hauses Sachsen versichert wurde. Am 1. März 1500 wurde die Vermählung auf dem Schlosse zu Torgau mit großer Pracht gefeiert. Dabei waren erschienen 19 fürstliche Personen, 1 fürstlicher Botschafter, 4 Bischöfe, 10 Aebte, 23 Pröbste und Prälaten, 32 gräfliche, 28 freiherrliche Personen, 47 Ritter und gegen 300 vom niederen Adel. Alle diese hatten eine ansehnliche Zahl von Menschen zur Bedienung mitgebracht, und allen reichte der Hof Kost und Pflege jeglicher Art. Der Chronikschreiber berichtet: „Verzeichnete Pferde so mein gnedigster Herr gefüttert haben, ist gewesen Siebenthalbtausend — der verzeichneten Personen so zu dieser Hochzeit gespeist sind worden, ist gewesen bei Eilfthalbtausend!"

Den vornehmsten Personen wurden Wohnungen im Schlosse und in der Stadt angewiesen, auf dem Rathhause wurde der Tanzsaal zugerüstet, und auf dem Markte der Turnierplatz abgesteckt, mit Schranken umgeben, und „ein hohes weites Beschauhaus dreyer Gaden hoch erbauet."

Es war Sonntag, als die Braut, nachdem die Gäste bereits von allen Seiten angekommen waren, ihren Einzug hielt; der Bräutigam, begleitet von allen Hochzeitsgästen, war ihr entgegen geritten. Die letzteren trugen alle rothe Kleider, des Bräutigams Leibfarbe, auf den Wammsärmein feine gestickte Devise: „Glück auf mit Freuden!"

Die Trauung verrichtete der Bruder des Bräutigams Herzog Ernst zu Sachsen, Erzbischof von Magdeburg. Gleich nach der Trauung sind „Fürsten und Fürstin mit sambt dem Bräutigam und der Braut mit vorgehenden Trummeten zum Braut-Bett gangen, welches mit goldenen Kissen, Polstern, Decken, Himmeln umhangen so adenlich und ziehrlich zugericht war, das es meines lobs nicht bedarf."

Dann wies man den fürstlichen Damen ihre Gemächer auf dem Schloß an, und die Herren trabten nach ihren Herbergen in der Stadt, wo sie auf Kosten des Hofs in ihren Zimmern speisten. Nach der Abendtafel zog Alles, der Bräutigam und die Braut an der Spitze, in den mit prächtigen Teppichen behangenen Tanzsaal. Braut und Bräutigam tanzten den ersten Reihen, die übrigen nach Rang und Stand. Dazu bliesen die Trompeter nach Brauch und Sitte „mit Concordantien gesetzte Tänze, Baß- und Springmaß." Der Tanz dauerte bis zwei Stunden nach Mitternacht. Zu „gebührlicher Zeit hatte man Fürsten und Fürstin, auch allen andern Frauen und Jungfrauen mit Confekt, Suesern und andern köstlichen Trank gedienet."

Das erste Geschäft des Tages nach dem fürstlichen Beilager war ein feierlicher Kirchgang, wozu sich denn schon um 8 Uhr Morgens Alles bei Hof versammelte. Nach der Kirche wurden die Hofbedienten sämmtlich gespeist, damit sie dann die Tafel der Herrschaften ungestört bedienen konnten. Bei der fürstlichen Tafel speisten die Herren in besonderen Zimmern und die Damen im großen Saale. Die Mahlzeit dauerte bis 6 Uhr, dann erhoben sich zuerst die Herren, gingen hinab in den Speisesaal der Damen und brachten der jungen Fürstin ihre Geschenke dar „jeglicher mit zierlichen Worten."

Der Bräutigam schenkte „ein schönes Halsband mit einem köstlichen Hefftlein."

Herzog Friedrich der Kurfürst „ein köstlich Halsband daran ein Hefftlein mit einem Vorgehenge ein fast schöner Diamant war."

Der Erzbischof von Magdeburg „ein Halsband mit einem Hefftlein mit drei schönen Steinen, einem Rubin, Diamant und Schmaragden u. s. w."

Nach dieser Huldigung wurde die Mittagstafel aufgehoben, jeder konnte nun thun und treiben, was er wollte, wenn er nur zur Nacht wieder auf dem Tanzplatz war.

Am Dienstag war abermals große Mittagstafel bei Hof, dann auf dem Markte Turnier und Abends wieder Hoftafel, dann Ball auf dem Rathhause, wobei die Turnierpreise ausgetheilt wurden. Den ersten Preis „einen guiden Speer" erhielt Philipp, Fürst von Anhalt, der zweite Preis war ein goldenes Schwert, der dritte ein „gulden Biechhandschuh", der vierte ein „gulden Schwebscheyben."

Mittwochs wurde wieder turnieret. Heinrich von Zeschwitz, von Bunau und Rudolf von Frank hatten sich und ihre Pferde maskirt. Rudolf als wilder Mann ritt einen unbändigen Löwen, und Heinrich als Bär turnierte auf einem Wildschwein. Dann erschien „zur Ergötzlichkeit" ein Jäger und jagte mit Hunden einen Hirsch und einen Fuchs über die Rennbahn unter das Volk.

In dieser Weise ging es fort bis Freitag „dann ist es an ein Scheiden gegangen."

Aus den angeführten Beispielen sieht man, daß in jenen Zeiten das Massenhafte vorwaltend war, doch fing dieser Gebrauch schon damals an abzunehmen, indem der Luxus immer mehr und mehr alle Schichten der bürgerlichen Gesellschaft durch-

Digitized by Google

drang. Die Reichspolizei-Ordnungen von den Jahren 1530 und 1548 klagen laut und vernehmlich darüber und geben uns den besten Maßstab dieser Sitten, indem ihre Aussprüche auf amtliche Wahrnehmungen gegründet sind. „Die Köstlichkeit der Kleidung," sagen sie, „wird durchaus so unmäßiglich gebraucht, daß unter dem Fürsten und Grafen, Grafen und Edelmann, Edelmann und Burgern, Burgern und Bauersmann kein Unterschied erkannt werden möge." „Durch güldene Tücher, Sammet, Damast, Atlas, fremde Tücher, köstliche Birrete, Perlen und Unzgold, dero man sich zur Köstlichkeit der Kleidung gebraucht, wird ein überschwänklich Geld aus Deutschland geführet." Den Bauern, Arbeitern und Taglöhnern wird vorgeschrieben: „Daß er keinerlei Gold, Silber, Perlen oder Seiden, ausgestickte Krägen an Hemdern, sie seyen mit Gold oder Seiden ausgestochen, auch kein Brusttuch, Straußfedern, oder seiden Hosenbändel und ausgeschnitten Schuh oder Barrete, sondern Hut und Kappen an- und auftrage."

Aber auch das folgende, das sechzehnte Jahrhundert und der Anfang des siebenzehnten zeigten, daß die gegen den übermäßigen Luxus erlassenen Reichsgesetze entweder schlecht gehandhabt wurden, oder die gewünschten Folgen nicht hatten. Fortwährend herrschte Pracht und Verschwendung besonders in Kleidermoden und den Freuden der Tafel, wozu überdies verschiedene neue Arten Feste, Vergnügungen und Schauspiele aus Frankreich und Italien eingeführt wurden. Sowohl hohe als niedere Fürsten, wie Bürger und Bauern ergriff dieser Taumel. Immer noch hielten die Fürsten es für unerläßlich, sich auf ihren Reisen mit einem möglichst großen Gefolge zu umgeben, wie z. B. Herzog Friedrich von Würtemberg 700 Pferde mit sich auf den Reichstag brachte, und der nachmalige Kaiser Mathias erschien 1612 auf dem Reichstage in Frankfurt mit einem Gefolge, das sich auf 3000 Personen, 2000 Pferde und bei 100 Kutschen, deren jede mit 6 Pferden bespannt war, belief. Ueberhaupt entfernte sich der geringste Edelmann nicht eine halbe Tagereise von seinem Wohnorte, ohne so viel Knechte und Diener als er auftreiben konnte, mit sich zu nehmen. Bei der Vermählung des Herzogs Wilhelm des Jüngern von Bayern brachten die geladenen Gäste (im Jahr 1568) nur allein an Pferden 3534 Stück mit, welche alle frei gehalten wurden; — beispiellos war aber (1578) die Verschwendung bei der Vermählung Wilhelms von Rosenberg mit der Markgräfin Anna Maria von Baden. Das Fest währte vom 26. Januar bis 1. März und wurden dabei verzehrt 40 Hirsche, 50 Dammhirsche, 20 Hirschkühe, 2130 Hasen, 250 Fasanen, 30 Auerhahnen, 2050 Rebhühner, 150 gemästete Ochsen, 546 Kälber, 654 Schweine, 450 Hämmel, 5135 Gänse, 3106 Kapaunen, Hähne und Hühner, 18,120 Karpfen, 10,209 Hechte, 6380 Forellen, 5200 Schock Krebse, 7096 verschiedene geräucherte Fische, 350 Stockfische, 1200 Seespatzen, 675 Bricken, 300 Seideln Grundeln, 780 Häringe, 4 Hansen, 30,947 Eier. 1100 Eimer ungarischen, tyroler, österreicher und Rheinwein, 40 Tonnen spanische Weine,[1] 903 Faß böhmisches Bier. Die Pferde der Gäste verzehrten 3703 Strich Haber. Der Bräutigam Wilhelm von Rosenberg war einer der reichsten böhmischen Edelleute, und unter den Gästen die Mutter der Braut, die Markgräfin von Baden, Philipp Markgraf von Baden, die Herzoge Albrecht und Wilhelm von Bayern, der Erzbischof Anton von Prag ꝛc.

Da diese Schwelgereien sich bis herab auf die ärmeren Klassen erstreckten und sehr häufig ein Hochzeitsfest nicht nur die ganze Morgengabe der Braut, sondern auch das Vermögen des Bräutigams verschlang und überdies die jungen Eheleute in Schulden stürzte, so erließen, weil die mehrfach erschienenen Reichsgesetze diesen Unfug nicht abzustellen vermochten, die einzelnen Reichsstände sowohl als die Städte Verordnungen dagegen, aber mit gleichem Erfolge. Die kursächsische Polizei- und Kleiderordnung vom Jahr 1612 übertrug den Magistraten die Bestimmung, wie viel Tische bei jeder Hochzeit zu haben erlaubt sey, und der Magistrat der Provinzialstadt Minden in Braunschweig verordnete: „daß bei einer großen Hochzeit nicht über 24 Tische seyn sollten, auf jeden Tisch 10 Personen gerechnet. Zu einer kleinen Hochzeit werden 14 Tische gerechnet. Das Essen solle nicht über drei Stunden dauern." Hinter dem Hochzeithause saßen die Stadtarmen, so das Rathszeichen trugen, welche gespeist werden mußten und vor dem Hause sammelten sich die Siechen des Ortes.

In dem gleichen Grade hatte die Köstlichkeit der Speisen und die übrige Pracht der Tafeln zugenommen. Wir haben noch eine Beschreibung der von Herzog Friedrich von Würtemberg, als er im Jahr 1603 von dem Könige Jakob von England

---

[1] Dieses schienen griechische Weine von der Insel Candia gewesen zu seyn, welche die Venetianer damals noch besaßen, denn um jene Zeit wurden die spanischen Weine in Deutschland nur als Apothekerwaare verkauft.

Digitized by Google

den Orden des Hosenbandes erhielt, gegebenen Gastmahle, die uns an die Zeiten Luculls wenigstens dem Aufwande, wenn auch nicht dem guten Geschmacke nach erinnern. Dem anwesenden Könige, welcher seine eigene Tafel hatte, wurden 90 Speisen vorgesetzt, wovon oft eine — nach der Versicherung eines Augenzeugen — aus so verschiedenen und gut zubereiteten Eßwaaren, welche Erde, Luft und Wasser immer hervorbringen mögen, bestand, daß selbst der Gaumen eines Apicius sie vortrefflich gefunden haben würde. Alle Speisen waren mit so vielen und köstlichen Gewürzwaaren zubereitet, daß sie, sobald man die silbernen Deckel von den Schüsseln abnahm, so verschiedenartige angenehme Wohlgerüche ausdünsteten, daß der ganze große Rittersaal in dem Schlosse zu Stutigart davon erfüllt wurde.

Zur Ergötzung des Auges waren zweierlei Gattungen von Schauessen vorhanden; die erste, die zugleich zur Speise diente, die andere aber blos zum Anschauen! Unter jene wurden gerechnet: Pasteten aller Art, von den künstlichsten Figuren und den verschiedensten Farben, vergoldete, versilberte ꝛc. und mit allem, was die Erde, Luft und Wasser erzeugt, angefüllt; dazu kamen noch verschiedene Vögel, als Schwanen, Kraniche, die auf Füßen standen und die Hälse emporstreckten, vielfarbige Pfauen, die sich selbst in ihren Spiegeln betrachteten ꝛc., die Fische wurden theils in ihrer natürlichen Gestalt aufgetragen, theils vergoldet, versilbert und durch verschiedene Farben wunderbar geschmückt (mire exornati) und in Pasteten eingeschlossen.

Nun kamen erst die eigentlichen Schaueſſen. Auf die für den König bestimmte Tafel ward ein Herkules gesetzt, in Gestalt eines Mannes von ungewöhnlicher Größe, der zwei andere, die er unter den Füßen hatte, mit der Kinnlade eines Esels niedergeschlagen zu haben schien. „Welche Wildheit in dem Gesichte," rufi der angeführte Schriftsteller, „welche Grausamkeit in den Geberden! Wie künstlich, wie zum Leben war Alles ausgedrückt!" Das herkulische Gemüth König Jakobs sollte dadurch angezeigt, gelobt und aufgeweckt werden. Man könnte glauben, man habe den König zum Besten haben wollen, wenn diese Szene nicht in dessen erstes Regierungsjahr fiel.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Bei einem Familienfeste bildete der gebratene Kopf eines Wildschweines den Hauptpunkt. Der Herr vom Hause schmauste weidlich und brachte dann folgenden Toast aus: „Verehrte Anwesende! Ich bin überzeugt, daß Sie mir beistimmen werden: Schweinsköpfe für immer... „Ach, mein Mann ist doch ein zu großer Egoist!" sagte die Hausfrau mit gezierten Lächeln.

„Mama," sagte eine junge Dame zu ihrer Mutter, „was heißt Emigration?" Das nennt man so, mein Kind, wenn eine junge Dame nach Australien auswandert. — „Und was heißt Colonisiren?" — „Das, mein Kind, bedeutet, wenn man sich dort verheirathet und eine Familie bekommt." — „Mama, ich möchte nach Australien gehen!"

* Räthsel.

Es reiten drei Reiter zum Thore hinaus, Tarah!
Es reiste jüngst einer ins westliche Land, —
Wohl Schulden einzukassiren?
Ob aber die Politik er auch verstand, —
Es könnt' ihm sonst Schlimm'res passiren.

Denn um zu erfahren, wie jetzt wohl es steh',
That er verschiedene Fragen:
Ob Krieg es gibt, oder ob Frieden besteh',
Konnte wohl Niemand recht ihm sagen.

Durch solches Gerede das Ganze er hat —
Man hielt ihn für einen Spion,
Um auszukundschaften die Stärke der Stadt; —
Doch dafür bekam er den Lohn.

Er wurde sofort über die Grenze gebracht,
In die Heimath hin transportirt,
Drum nehme in Zukunft sich Jeder in Acht,
Damit ihm nichts Aehnliches passirt.

Was hatte er wohl?

H.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 39. Freitag, 1. April 1859.

Mutter und Tochter.

„Nanny, leg' Dein Buch bei Seite,
Folge jetzt zur Küche mir!
Ein Mal nur mach' mir die Freude,
Zeig' zum Kochen Lernbegier!"

„„Mütterchen, nur dies Kapitel
Noch laß' schauen mich im Buch;
Lesen, heißt's ja, sey das Mittel,
Das den Geist hell macht und klug.““

„Das verdammte Bücherlesen
Wird Dir noch den Kopf verdreh'n.
Nimm doch ein Mal dort den Besen,
Kannst Du solchen Staub denn seh'n?

„Muß ich Dir denn jeden Morgen
Sagen: Kehr' Dein Zimmer rein!
Wahrlich, Kind, Du machst mir Sorgen,
Wirst 'ne schöne Hausfrau seyn."

„„Laß mir, Mutter, mein Vergnügen!
Siehe, meinem Geiste kann
Häuslich Schaffen nicht genügen,
Nur Lektüre spricht mich an.

„„Du auch lasest einst so gerne,
Hast mir's ja schon selbst bekannt,
Wie, wenn Deine Mutter ferne,
Du nahmst schnell das Buch zur Hand.““

„Ja, mein Kind, ich muß gestehen,
Jetzt noch fühl' ich Leselust —
Doch laß uns zur Küche gehen,
Denn ich riech' den Braten just."

„„Was bekümmert mich das Essen!
Fort mit Braten und Gemüs'!
Alles lassen mich vergessen
Die Mysterien von Paris.““

„Die Mysterien? — Lies mir, Liebe,
Schnell ein Bischen daraus vor;
Folge Deinem Lesetriebe,
Willig leih' ich Dir mein Ohr."

Und sie können sich nicht trennen
Vom Romane Eugen Süe's,
Während in der Küch' verbrennen
Sowohl Braten als Gemüs'.

Alter und neuer Luxus.

(Schluß.)

Den Tisch des Herzogs zierte eine Minerva auf einem Bogenkreuz stehend, das auf vier Säulen ruhte. Seine Liebe zu den Wissenschaften, der Musik, Baukunst, die Beförderung des Ackerbaues und der Fabriken sollte dadurch bezeichnet werden. Auf dem Tische des englischen Gesandten war Merkur zu sehen, und auf einem andern fünf wilde Männer (viri sylvestres). Die Figuren waren meistens aus Mehlkleister und Wachs verfertigt, nur die wilden Männer waren aus frischen Zweigen von Orange- und Citronenbäumen aus des Herzogs Hofgarten zusammengesetzt.[1]

Die englische Musik des Gesandten, dann jene des Herzogs ließen sich wechselsweise hören. Nach der Tafel ward der Tanz aufgeführt, anfangs nach altdeutscher Sitte nur von einem Paar, welches zwei Vortänzer und zwei Nachtänzer, und blos Trompeter zur Musik hatte, dann aber ein eigener Tanz von den fünf herzoglichen Prinzen und Prinzessinnen unter Begleitung einer sanften Instrumentalmusik, der eine Art Ballet gewesen zu seyn schien. Während der Abendtafel stellten die Eng-

[1] In Stuttgart und Heidelberg waren damals die einzigen Orangerien von einiger Bedeutung.

Digitized by Google

länder die Geschichte der heiligen Susanna vor, so künstlich, daß sie großes Lob und Belohnung davontrugen.

Feuerwerke kamen erst nach dieser Zeit auf, wurden aber bald mit solch übertriebener Pracht gegeben, daß sie in einer 1620 abgedruckten Schrift mit als eine der Ursachen der großen Schuldenlast der Fürsten angegeben werden, indem dadurch jederzeit viele tausend Gulden in einem Augenblick verzehrt wurden.

Kurfürst Christian von Sachsen unterhielt auf dem Landtage zu Torgau im Jahr 1609 siebenhundert Tafeln,[1] die alle zugleich auf ein mit Trompeten gegebenes Zeichen mit Speisen besetzt wurden. Er selbst saß gewöhnlich sieben Stunden lang zu Tische, und die Gäste suchten sich dabei im Trinken zu übertreffen.

Die Schriftsteller jener Zeiten klagten jedoch am meisten über die unmäßige Kleiderpracht und die mit jedem Jahre sich mehrenden und erneuernden fremden Moden. Unter diese wurden gezählt: bei den Frauen große ungeheure Wülste nach englischer Manier, seidene Strümpfe, sogar bei den Frauen der Amtleute, da nur erst vor 30 Jahren die Königin Elisabeth die ersten getragen. Mägde scheuten sich nicht, Flor und „Kardecken" um den Hals zu nehmen, mit hohen ausgehackten „Tripp- und Klippschuhen" einher zu treten. Die Töchter gingen so kostbar, als die Mütter, und auch die Doktoren, wie ihre Weiber, hatten große Eisen und Wülste unter den Röcken. Mit Mützen, Armbändern und Halsketten wurde ein unglaublicher Aufwand getrieben. Doktoren und Professoren trugen kleine Rappiere und Dolche, sammtne Schuhe, große Rabatten, und jeder derselben wollte — nach der alten Reichspolizeiordnung von 1530 und 1548 — den Rittern gleich geachtet seyn. In der kursächsischen Polizei- und Kleiderordnung vom Jahr 1612 wird den Weibern der Doktoren und Professoren verboten, ganz sammtne Kleider zu tragen, „auch sollen sie sich allen ausländischen, fremden Trachten, es sey spanisch, französisch, englisch, wälsch, oder wie sie seyn mögen, insonderheit der großen Eisen und Wülste unter den Röcken, item der Rabatten und lang entblößten Hälse gänzlich enthalten. Zu ihrem Hauptschmuck mögen sie eine goldene oder seidene Hauben mit Perlen befestet, jedoch ohne Goldrosen, tragen. Gänzlich werden ihnen verboten: perlene Ketten, Kleinodien, Gehenke von geschlagenen Goldrosen, Schleier mit Goldrosen, Unterläge unter die Schleier mit Gold, Perlen, Goldrosen, sammtene Schuhe, Pantoffel oder Stiefel mit Perlen, Gold oder Silber gestickt, oder goldenen oder silbernen Borden verbrämt, seidene Strümpfe, Hauptdecken oder Schnupftücher mit Perlen, Goldrosen, oder dergleichen Geschmeide gestickt, Futter und Aufschläge von Zobein oder Hermelin oder andere Futter, was köstlicher ist als Marder ꝛc." Eben dieses sollte auch von allen Ständen gelten, die noch unter jenen der Doktoren wären.

Die Verhältnisse wurden immer bedenklicher, so daß gar nicht selten die Fürsten in ihren Testamenten ihre Söhne und Nachfolger vor fremdem Luxus eindringlichst warnten. Doch war Alles fruchtlos, indem immer noch neue Arten von Verschwendungen dazu kamen. Dahin gehört z. B. die Jagd; die Zahl des gehegten Wildes, der Hunde, Vögel, Jäger ꝛc. übersteigt fast allen Glauben, und ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt in dieser Beziehung „die Fürsten werden meistens wie Aktäon von ihren eigenen Hunden und Vögeln aufgefressen."

Sowie aber der Luxus immer allgemeiner wurde, immer mehr alle Schichten der bürgerlichen Gesellschaft durchdrang, so nahmen auch die einzelnen Gegenstände der Verschwendung zu. Thee, Kaffee, Chokolade, Tabak, deren Gebrauch früher die größte Seltenheit gewesen war, machten nach und nach stehende Artikel in den Ausgaben der Familien, — was man zuvor als ein Arzneimittel gebraucht hatte — Thee und Kaffee, wurde jetzt ein Bedürfniß des Luxus. Die Gewohnheit Tabak zu rauchen hatte sich im siebzehnten Jahrhundert aus Holland nach Deutschland verbreitet, war aber anfänglich so sehr verhaßt, daß sie in einer Lüneburgischen Verordnung vom Jahre 1691 „ein liederliches Werk" genannt wurde. Die Gewohnheit Tabak zu schnupfen entstand ein wenig später, doch war sie im Jahr 1700 schon in Deutschland eingeführt, wie man aus der Rechnung eines nachgeborenen deutschen Prinzen sieht, in welcher 12 Pfd. Chokolade und 1 Pfd. spanischer Schnupftabak vorkommt. (Schlözer Briefw. B. X. H. 55. S. 16.)

August der Prachtliebende, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, hielt im Junius 1730 bei Zeithayn in der Gegend von Mühlberg mit einer Armee von 30,000 Mann ein Lustlager, das binnen 4 Wochen über 1 Million Gulden kostete. Das Lager hatte 3 Meilen im Umfange und war

[1] Sollte sich hier vielleicht auch ein Druckfehler eingeschlichen haben, so sind wohl 70 Tafeln schon eine ungeheure Anzahl.

mit außerordentlicher Pracht und Verschwendung angelegt. Der häufige Regen, der damals fiel, war den Truppen in ihren Uebungen sehr hinderlich. Zu den kolossalen Festen, welche damals einander gleichsam drängten, gehörte auch die offene Tafel von 30,000 Gästen, welche am 26. Juni gehalten wurde. Für die ganze Armee ward an diesem Tage in 2 ungeheuern Linien vor der Lagerfronte auf lauter neuen Tischplättern gedeckt. Vor jedem Regimente hingen an Pfählen gebratene Ochsenviertel, — an andern Pfählen waren die Häute der geschlachteten Ochsen ausgespannt und darauf die Köpfe befestigt. Das Dessert dieser kolossalen Mahlzeit bildete ein 14 Ellen langer Kuchen, welcher unter Direktion des Oberlandbaumeisters von einem Zimmermann mit einem 3 Ellen langen Messer zerschnitten werden mußte. Von ganz eigener Art war der Tellerluxus bei diesem Feste. Jeder Soldat erhielt nämlich einen neuen hölzernen Teller mit eingebrannten auf die Lagerzeit sich beziehenden Verzierungen und Inschriften. Alle diese Teller mußten die Gäste nach aufgehobener Tafel auf ein bestimmtes Kommando in die Elbe werfen. Das gab für einige Minuten einen ganz eigenen Anblick, denn der Strom war wie besäet mit solchen Tellern. Der Einfall aber, auf solche Art in allen Elbestädten, ja selbst in fernen Gegenden die Kunde von dem großen Lustlager bei Zeitbayn zu verbreiten, war in der That originell. Hier und da findet man dergleichen Teller noch in Familien als Seltenheit aufgehoben.

Im achtzehnten Jahrhundert kamen wohl noch weitere großartige Versuche von Pracht, Luxus und Verschwendung vor, sie sind jedoch sehr vereinzelt und verschwinden völlig neben den Beispielen früherer Jahrhunderte, wie ich sie oben angeführt habe. Was will es sagen, wenn z. B. ein Lord Russell im Jahr 1786 allen Offizieren und Matrosen seiner Flotte ein Punschgelag gibt? Statt der Punschbowle ließ er in seinem Garten ein großes Bassin graben und ausmauern. Dies wurde mit 600 Fiaschen Cognac, 1200 Flaschen Malaga, 600 Fiaschen Rum, 4 Tonnen kochendem Wasser, mit dem Safte von 2600 Citronen, 600 Pfund Zucker und 200 geraspelten Muskatnüssen gefüllt. Ein kleiner Schiffsjunge als Ganymed gekleidet, segelte in einem Kahne von Mahagonyholz in dem Punschbassin herum, und schöpfte für die Herren Zecher, welche — 6000 an der Zahl — auf einem Amphytheater von Bänken um die kolossale Terrine saßen. — Vergleiche mit der Neuzeit kann ich wohl füglich hier unterlassen.

So war es also seit mehr als einem Jahrtausend mit dem Luxus, — so wie jetzt, so führte derselbe jederzeit die Herrschaft, fast unmerklich, so wie die Civilisation sich nach und nach verbreitete und von Stufe zu Stufe stieg, bis sie die jetzige Ausdehnung und ihren gegenwärtigen Höhepunkt erreichte, — so auch der Luxus. Dieser zeigte sich in schwachen, höchst unmerklichen Anfängen, und war kaum so zu nennen, als der Wohlstand noch in der Wiege lag. Die ersten Nachrichten, die von unsern Voreltern auf uns kamen, berichten, daß schon vor zweitausend Jahren, als noch die ganze Nation in Thierhäute gekleidet ging, schon die Vornehmeren und Reicheren grobe linnene Unterkleider trugen. Die Frauen und Jungfrauen waren aber bald damit nicht mehr zufrieden, — die leinenen Unterkleider wurden mit purpurfarbenen Bändern geziert, und bald gab es auch hierin wieder durch die Menge der Zierrathen und die Breite der Bänder vielfache Unterschiede. Und diese Bänder waren eine sehr theure Waare, — man konnte sie nur von den Phöniciern erhalten, und erst nachdem sie durch viele Hände gegangen waren, kamen sie nach Deutschland.

Wer sollte glauben, daß diese schwachen spielenden Anfänge zu einer so furchtbaren, mit nichts bewältigt werden könnenden Macht heranwachsen würden. Und doch ist es so, wie wir sehen — der Luxus ist mit uns aufgewachsen und mit allen unsern Gewohnheiten und Einrichtungen auf das engste verbunden, so daß es eine Unmöglichkeit ist, denselben wirksam zu bekämpfen und auszurotten. Wäre dieses aber auch möglich, so würden die Folgen jedenfalls ganz andere als die erwarteten seyn, — es würde dieses ein ganz unübersehbares Unglück über alle Theile der bürgerlichen Gesellschaft bringen und den vollständigen Bankerott, den völligen Ruin der betreffenden Länder unausbleiblich herbeiführen.

Wir haben gesehen, daß die gegenwärtigen finanziellen Wirren an vielen Orten Arbeitseinstellungen zur Folge hatten, — das aber ist nicht zu bezweifeln, daß es der gefahrvollste Zustand eines Staates ist, wenn dessen Angehörige keine Arbeit mehr finden können. So wie da und dort die Fabriken und Gewerbe wieder mehr Arbeiter zu beschäftigen anfangen, beginnt es besser zu werden, und bald ist auch der frühere erwünschte Zustand wieder herbeigeführt.

Lassen wir nun einmal für möglich gelten, der Luxus könne abgeschafft und alle Verschwendung beseitigt werden — welches Unglück würde das für uns seyn! Der heutige Luxus ist ein ganz

anderer wie der vor Jahrhunderten, — was will das sagen, wenn wir z. B. von den Röcken und Wämsern der Herren lesen, welche von Sammt und Seide, Gold oder Silberstoff, und durchaus mit Perlen und Edelsteinen besetzt waren. Wenige Gewerbe hatten Nutzen von den kolossalen Summen gezogen, welche dadurch verschwendet wurden. Nehmen wir aber dieselbe Summe und vertheilen sie auf den heutigen Luxus, so haben wir Mühe, alle die Gewerbe und industriellen Etablissements aufzuzählen, die ihren Gewinn dabei haben, ja die vollständig davon leben. Verfolgen wir die einzelnen Kanäle, so werden wir finden, daß Abstellung des Luxus selbst in der Landwirthschaft, dem Grundpfeiler der Staaten, eine bedenkliche Umwälzung hervorrufen und derselben wohl unheilbare Wunden schlagen würde. Ein Beispiel möge genügen, um dieses anschaulich zu machen. Während in den sogenannten guten alten Zeiten ein guter Tuchanzug dem Besitzer fast auf die Dauer seines Lebens, wenigstens auf eine lange Reihe von Jahren genügte, sehen wir heutzutage dieselben vielfach wechseln, häufig sogar nicht nur alljährlich, sondern selbst in den verschiedensten Jahreszeiten, indem eine jede ihre besonderen Anzüge verlangt. Dieser ungeheure Tuchverbrauch erfordert natürlich viele Wolle, und diese das Halten vieler Schafe; würde nun jener Luxus abgeschafft, so werden die über ganz Deutschland verbreiteten, so vielfachen Nutzen bringenden ungeheuren Schafheerden überflüssig seyn und abgeschafft werden müssen ꝛc. Ich habe wohl nicht nöthig auseinanderzusetzen, wie tief eingreifend in die Resultate der Landwirthschaft ein solches Ereigniß seyn würde. Und nun die vielen Tuchfabriken mit ihrem massenhaften Verbrauche der zur Spinnerei, Weberei und Appretur erforderlichen Hilfsmittel, z. B. Seife, Leim, Oel ꝛc. ꝛc.

Deßhalb wurden auch schon lange keine Versuche mehr gemacht, den Luxus einzuschränken, denn die, wie nicht zu bezweifeln ist, damit zu erzielenden Vortheile können mit den ungeheuern Nachtheilen nicht in Vergleich kommen, welche durch Bekämpfung desselben sicher entstehen würden.

Dennoch ist es nicht zu bezweifeln, daß es vielfach und in mancher Hinsicht wünschenswerth und durchaus ersprießlich wäre, wenn wir zu der früheren Einfachheit der Sitten und Lebensweise zurückkehren wollten, — das „worin" und „wie" bespreche ich vielleicht in einem eigenen Artikel.

Mannigfaltiges.

In Norddeutschland ist unter dem Volke der Aberglauben heimisch, daß, wenn irgendwo Flammen erscheinen, die nicht zünden und deren Ursache man sich nicht zu erklären vermag, an jener Stelle Geld brenne. Um den Zauber zu lösen und das edle Metall zu entfesseln, sey dann nur nöthig, daß man, ohne dabei ein Wort zu sprechen, diejenigen Dinge nach Hause trage, aus denen die geheimnißvollen Flammen entspringen. In einem Dorfe in der Nähe von Stettin begab sich kürzlich hinsichtlich dieses Aberglaubens folgende komische Geschichte: Drei Arbeiter hatten die Entdeckung gemacht, daß vor einem Backofen aus dem Erdboden heraus Geld brenne. Sie nahmen sich gegenseitig das Wort ab, bei Fortschaffung der betreffenden goldhaltigen Erde schweigsam zu seyn, und gingen darauf an das Geschäft, die vor dem Backofen liegenden Kohlen und die obere Erdschicht in drei Säcke zu schaufeln. Schweigend wurde das große Werk vollbracht. Endlich sind sie fertig, kein Flämmchen weiter erscheint. Jeder schwingt seinen Sack auf den Rücken und alle Drei wandeln schweigsam und hoffnungsvoll nach Hause. Unterwegs jedoch beginnt der Eine plötzlich fürchterliche Gesichter zu schneiden; die Andern glauben, er werde ein Wort sprechen, und drohen ihm mit wilden Blicken, zu schweigen. Das scheint zu wirken. Ruhig ziehen sie wieder ihres Weges. Bald aber wiederholen sich die Grimassen des Einen; man droht ihm wiederholt, — aber diesmal vergebens. Mit einem Schrei wirft er den Sack auf die Erde und der Zauber bleibt ungelöst. In dem Sacke befanden sich nämlich noch glühende Kohlen aus dem Backofen. Dieselben hatten allmälich den Sack und die Kleider des Mannes auf dessen Rücken dermaßen verbrannt, daß das Feuer bereits seine eigenste menschliche Hülle berührte. Diese Berührung konnte er auf die Dauer denn doch nicht ertragen und warf den schon halb geretteten Geldsack zur Erde.

Auflösung des Räthsels in № 38:

Pech.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 40. Sonntag, 3. April 1859.

Das Heideröschen.

Erzählung von Karl Seifart.

„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr.“

1.

So recht in seinem Gott vergnügt, durchschlenderte der Revierförster Böse an einem sonnigen Juninachmittag seine Kulturen und ließ die vergnügten Augen behaglich über die wohlgepflegten Saat- und Pflanzkämpe schweifen, welche in üppiger Fülle mit dem jungen Nachwuchs des Waldes prangten. Das verwichene Jahr war ein gutes Mastjahr gewesen und der Regen der Eicheln und Bucheckern so dicht gefallen, daß trotz der tausend Sammler sich des Försters Gruben, Fässer und Böden überreichlich mit guter Einsaat gefüllt hatten. Somit war die Wadelzeit nicht wie sonst bei Spreng- und Vogelmasten eine Zeit des Aergers und Verdrusses für den eifrigen und pflichtgetreuen Förster gewesen, und an die fröhliche Wadelzeit hatten sich die Winter- und Frühlingsmonate eben so fröhlich angeschlossen. Der November hatte keine Windbrüche gebracht, der auffallend milde Dezember hatte nicht so viel Forstfrevler wie sonst in das Revier gelockt und reichlich vorhandene Fütterung die Schonungen vor Wildschäden geschützt; dann hatte es zwar in den folgenden kräftig kalten Wintermonaten nicht an Holzfrevlern, Aerger und Wrogegerichten gefehlt, aber die schneidende Kälte hatte auch viel wieder gut gemacht und wie eine Pest auf die Brut der Kiefernspinner, Fioreuien und Nonnen gewirkt, so daß dies „Unzeug“, von welchem sich bei Böse die unerschütterliche Meinung festgesetzt hatte, daß es vom Teufel geschaffen sey, nur um die ehrlichen Forstleute zum Fluchen und Lästern zu verführen, sterben und verderben mußte, wenn es sich auch noch so tief unter Laub und Erde verkroch.

Was nun aber besonders in diesem Jahre den Förster mit sich und der Welt so zufrieden machte, das waren die Herren Vorgesetzten, welche sich nicht wie sonst „grillig und unvernünftig“ gezeigt, sondern es mehrfach lobend anerkannt hatten, daß Böse das Seinige thue. Ja, gerade hier im Dunkelschlag an der „stuffigen“ Hagebuche war es, wo beim letzten herrschaftlichen Jagen der Herr Oberforstmeister nach dem Frühstück dem Revierförster vertraulich mit den Worten auf die Schulter geklopft hatte: „Böse, Sie sind ein brauchbarer Mann, ich werde an Sie denken!“

Es verging seitdem kein Tag, an welchem diese freundlichen Worte nicht ein paar Mal dem so Belobten durch den Kopf gefahren wären; auch jetzt unter der Hagebuche kamen sie ihm wieder so lebhaft in's Gedächtniß, daß er sie schmunzelnd leise vor sich hinsprach, als er sich langsam auf der Grasbank am Baume niederließ. Eben hatte er sich gesetzt und sich angeschickt, die kurze Pfeife mit Hirschhornrohr und äußerst sorgfältig schließendem Silberbeschlag in Brand zu setzen, als sich zwei kleine Hände, die auf dem braunen, starknochigen Gesicht noch weißer als sonst erschienen, vor seine Augen legten.

„Was ist da viel zu rathen,“ rief der Förster halb murrend, halb lachend, „dürfte mir doch kein Anderer solche Narrenpossen machen, als Du, Rosette, Du Närrchen Du!“

„Ja, lieber Onkel, sieh, wie ich's bin,“ sprach lachend das junge Mädchen, welchem die weißen Händchen angehörten, sprang behend vor den Alten hin und berührte mit ihren frischen Lippen den grau und schwarz gemischten Schnurrbart des Onkels, der seinen harten Arm um die schlanke Dryade legte und sie mit einem fast stolzen Lächeln sanft an sich zog.

Digitized by Google

Das war ein schönes, seltenes Bild, der derbe, verwetterte Mann, der bereits die Mittagshöhe des Lebens überschritten hatte, und sanft an seinen Arm gelehnt das junge, in blühender Jugendfülle prangende Mädchen im grünen, sonnebeglänzten Rahmen der rauschenden Buche und der ringsum flüsternden Haselstauden.

„Hast Dich warm gegangen oder vielmehr gelaufen, Du Sause'naus," tadelte lächelnd der Alte und strich mit seiner breiten, braunen Hand der lieblichen Nichte einige Goldfädchen aus den blauen Augen in das reiche Haar zurück, welches wellenförmig an Schläfe und Wange herabfloß.

„Hat auch große Eile, lieber Onkel," plauderte Rosette mit Hast. „Denk' Dir, morgen will der Doktor Müller, der für dieses Semester Urlaub genommen hat, seinen Freunden und Zuhörern bei uns den Abschiedsschmaus geben, denn mit dem Beginn der nächsten Woche tritt er seine große Reise an, weißt ja, da in die fernen, fernen Länder, nach Italien, Spanien und noch weiter. Das wird morgen ein Tag, vierunddreißig Personen, Couvert einen Thaler! Da möchte man doch gleich zehn Hände haben. Und diese Margreth, nein, vergeßlicher ist Dir kein Mädchen auf der Welt, hat die Karpfen beim Krämer stehen lassen und die Kapern und Champignons dazu, kann ihr schon nicht schaden, noch einmal in die Stadt zu laufen! Aber die arme Mutter, sie weiß nicht mehr, wo ihr der Kopf steht, müssen auch heute gerade so viel Gäste kommen, sonst können sie nicht den Weg über die Heide finden, und heute, — Jesses, Jesses! kommen sie in Schaaren, Bürger und Studenten. Alles ist besetzt, keine Stube, keine Laube mehr frei, und —".

„Freu' Dich doch, Du Plappermäulchen," unterbrach Böse die plaudernde Nichte, „ein Gasthaus ohne Gäste ist eine Lampe ohne Oel. Sind bei Euch Stuben und Lauben voll, so bleiben auch Kisten und Kasten nicht leer. Na, und meine Schwester, Deine gute Mutter, weiß ja von Kindsbeinen an, daß wir zum Arbeiten auf der Welt sind; sie ist all' ihr Tage ein braves, schaffendes Frauenzimmer gewesen; thu's Ihr nach, Rosette."

„Nun, daran soll's nicht fehlen," nahm das redelustige Mädchen das Wort; „heute muß ich arbeiten bis tief in die Nacht, und Du mußt helfen, Onkelchen, ohne Dich geht's gar nicht. Weißt' warum? Wir können doch die Herren morgen nicht in dem kahlen Saal bewirthen, wir müssen doch zeigen, daß wir wissen, was für die Herren paßt. Feld- und Heideblumen habe ich schon zwei Körbe gesammelt und Kränze mit Kantors Anna daraus gewunden; aber nun fehlen nur Guirlanden von Eichenlaub, auch einige junge Tannen für die Ecken und Birkenbrüche an den Wänden müssen wir haben, und das recht dicklaubige, besonders da um die Musikantentribüne, wo die Tapete so schadhaft ist. Ueberall im grünen Laub die Lichter vor den kleinen Spiegeln, — köstlich, köstlich wird das lassen! Die Herren sollen gewahr werden, daß sie auf der Heideschenke, hundert Schritt vom Holze, fröhlich sind; wie in einem illuminirten Walde sollen sie sitzen!"

„Hoho! verstehe schon aus all' dem Geplapper, was ich bei der Geschichte zu thun habe, Mamsellchen," lachte der Alte auf; „ich, der Revierförster, soll selbsteigene Hand zur Waldschädigung bieten? Daraus wird nichts, Rosettchen."

„Im Ernst, Onkel?" rief das Mädchen halb traurig, halb schmollend.

„Nein, Närrchen, im Spaß," beruhigte sie der Alte, nachdem er sich einige Augenblicke an ihrer Betroffenheit geweidet hatte, „es ist heuer des grünen Zeugs genug da, der Just soll's Euch hereinführen."

„Dank, Dank, lieber Onkel!" jubelte, die Hände zusammenschlagend, Rosette, „aber nur recht schnell! Nicht wahr, Du kommst auch auf den Abend und gibst Rath und Hilfe?"

„Will sehen," erwiederte mit Amtsmiene der Förster, „zuvor muß ich den Schulzen zu Hochhausen und Bachrode wegen der Holzabfuhren Weisungen geben, denn es ist Zeit, damit zu Ende zu kommen, da die Ernte vor der Thür ist. Dienst geht vor!"

Damit nahm der Förster seine liebliche Nichte wie ein Kind an die Hand und führte sie durch einen breiten, gut gehaltenen Weg dem Waldrande zu, von wo aus man in der Entfernung einer guten Viertelstunde die Schornsteine der gastlichen Heideschenke rauchen sah. Nach einem kräftigen Händedruck, welcher dem feinen Mädchen fast weh that, verschwand der Förster wieder unter seinen mächtigen Buchen und das Wirthstöchterlein eilte mit beflügelten Schritten über das duftende Heidekraut der einsamen Schenke zu.

(Fortsetzung folgt.)

Der komische Reiter.

Eine Volkssage.

Um von dem Dörfchen Medelsheim nach Niedergailbach zu gelangen, führt uns der Weg von

der Landstraße aus mitten durch den Ort, und den allmälich sich erhebenden, von Bäumen und Gesträuchern wenig bewachsenen Berg hinan, links an dem Friedhofe vorbei. Der Weg, der als Fahr- und Fußweg dienen kann, erscheint als solcher breit und angenehm, besonders so lange es gutes, trocknes Wetter ist. An der Spitze desselben angekommen, genießt man eine freundliche Aussicht. Unter unsern Füßen das freiliegende von grünenden Gärten und Feldern umgebene Medelsheim mit seinen weißen Häusern, denen man jedes Jahr um die Zeit der Kirchweihe einen neuen Anstrich zu geben gewohnt ist, mit seiner alten gothischen Kirche und seinem kurzen dicken Thurme. Dann das durch eine Pappelallee halb versteckte und von gut bewässerten Wiesen umgebene Dörfchen Peppenkum, mit seiner neuen steinernen, von zwei Pfeilern getragenen Brücke, welche den Ort in zwei ungleiche Theile trennt und die Passage nach dem nur eine halbe Stunde entfernten Frankreich befördert; zu unsrer Rechten ein mäßig fallender Hügel, der sich endlich, eine kurze rechte Biegung machend, unsern Augen entzieht; zu unsrer Linken ein, sich stolz erhebender, dicht mit Nadelbäumen besetzter Berg, der, so weit ihn das Auge erreichen kann, eine etwas linke und dann, sich mit einem andern verbindend, eine starke rechte Biegung macht. In beider Mitte zeigt sich uns, als Krone unsrer Fernsicht, oberhalb Peppenkum, jedoch bedeutend höher, so daß beide Dörfer wie in einem Thalkessel gelegen sind, das von Obstbäumen umgebene Utweiler und die dahinter liegenden Dörfer und Flecken Frankreichs. Von der aufgehenden Sonne beleuchtet, kann diese Ansicht gewiß eine erhabene genannt werden. — Hier macht der Weg eine rechte Wendung und führt auf einem weichen, moosbewachsenen Boden thalabwärts. Nach ungefähr einer schwachen halben Stunde ist man in der Tiefe angelangt, und wie einsam und stille ist es hier, rechts und links dichter Wald, im Rücken den blauen Himmel und vor uns — einen steilen Berg. Friedlich rieselt ein klares Bächlein, das seinen Ursprung einigen Quellchen ganz in der Nähe zu verdanken scheint und dem erhitzten Wanderer im Sommer einen Labetrunk bietet, dahin und kann als Schlußpunkt des Angenehmen dienen, denn der schöne moosige Weg ist hier wie abgeschnitten. Ein Sprung und das andere Ufer wäre erreicht. Die vor uns liegende Höhe muß also auf Gerathewohl erstiegen werden, obgleich hie und da ein Stückchen Fußweg zum Vorschein kommt, jedoch in der Weise, daß derselbe einmal abwärts, das andre Mal links zu ziehen scheint und durch Sumpflöcher, Quellen und große Steine ungehsam gemacht wird. — Kein Lüftchen weht, Alles todtstille, — doch plötzlich unterbricht diese lautlose Stille ein Geräusch, das die sich berührenden Aestchen verursachen, ein Landmann, der zur Kindtaufe in einen benachbarten Ort als Gevattersmann zu gehen beabsichtigt hat, nahet im festlichen Sonntagsstaat, — dunkelblaue Hosen mit Wamms, erstere mit Gamaschen versehen und den üblichen blinkenden Messingknöpfen und derselben Weste mit stehenden Kragen. Ein breitgekrämpter, mit schwarzseidenen Schnüren versehener, schwarzer Filzhut, das doppelt um den Hals gebundene seidene Tuch, die schwere silberne Uhrkette mit einem Frankenstück als Schlüssel, das zu der Wammstasche heraushängende rothe Tuch und die Wohlbeleibtheit des sonst noch kräftig aussehenden Mannes verrathen auf den ersten Blick den wohlhabenden Bauer, als den er sich mir auch nach dem üblichen Gruße leicht zu erkennen gab. Nachdem man das heutige schöne Wetter und die Kindtaufe, auf die er ging, besprochen hatte, erzählte er mir unter Anderem die Sage, die sich an dieses Thal knüpft: „Wer um die zwölfte Stunde des Nachts das beschriebene Gräbchen im Thale überschreite, dem soll ein noch zu erlösender Geist, der in diesem Thale seinen Untergang gefunden haben soll, auf den Rücken springen und so lange hängen bleiben und demselben während des Rittes klägliche Töne in die Ohren stoßen, bis die Spitze des Berges erreicht ist, und nun soll derselbe, unter dumpfem Geroll wieder den Berg hinabfallend, verschwinden, wie wenn ein Stein in einen sehr tiefen, stark wasserleeren Brunnen geworfen wird." Unter Nennung vieler Personen, die denselben schon geritten haben sollen, und die halbtodt vor Schrecken ankamen, verabschiedeten wir uns. —

Die Spitze wäre erreicht, noch ein Stückchen Waldweg, und man ist im Freien, genießt eine neue prachtvolle Aussicht in's Bliesthal und gelangt auf einem breiten Weg bergab nach dem Dörfchen Niedergailbach. —

Mannigfaltiges.

Man kennt die Fabel von dem Miether, der in seinem Zimmer fischte, um einen andern Miether, der in seiner Stube jagte, zur Vernunft zu bringen. Ein Seitenstück dazu hat zwischen zwei Ver-

liner Miethern gespielt: Ein Inhaber einer Wohnung im zweiten Stock, der keine Kinder hat, ist mißvergnügt über einen Miether im dritten Stock, der mehrere und noch dazu sehr lebhafte Kinder besitzt. Liegt es an dem leichten Bau moderner Häuser, oder an dem schweren Auftreten der heutigen Jugend: genug, der Miether unten versichert, er höre jeden Sprung, jeden Satz der Kinder oben, und er mache darauf aufmerksam, daß Ruhe nicht blos die erste Bürger-, sondern auch Kinderpflicht sey. Die gemaßregelten Kinder aber denken: zum Ruhehalten wird es noch Zeit genug seyn, wenn wir erst groß und große Leute sind. So wird der Tumult oben, wie der Miether sich unten ausdrückt, ohne Unterbrechung fortgesetzt, und die Verzweiflung, die alte Mutter der Erfindung, begeistert den Mißvergnügten unten zu originellen Repressalien. Er befestigt kunstreich, ungefähr so wie ein Fell über eine Trommel gespannt wird, ein Brett an die Decke unten, die mit dem Fußboden oben in Korrespondenz und Resonnanz steht, und schafft sich dazu einen Schlägel mit langem Stiele an. Mit diesem Schlägel beginnt er „Nachts in der zwölften Stunde, wenn der Tambour sein Grab verläßt," oben an das Brett zu trommeln und zu pauken, diese musikalische Etude eine kleine Weile fortsetzend. Die Kinder oben fahren erschrocken aus dem Schlafe, der Vater fährt aus dem Bette, rennt hinunter, klopft an die Thür des mitternächtlichen Tambours unten und fragt, als nicht aufgemacht wird, durch's Schlüsselloch: „Ist denn Feuer?" — „Nein," schallt's von innen heraus, „es ist blos Rache!"

Balzac sagt in seinem Buch „über die Frauen": Die Liebe kann den Muth geben, die härtesten Erdenplagen leichter zu tragen; aber es gibt noch eine Kunst zu lieben, die wir Koketterie nennen. — Kokett seyn heißt, sich mehreren Männern versprechen und nicht geben. Es gibt eine reizende, eine erlaubte Koketterie, die der Seele, und man möchte sie die Höflichkeit der Liebe nennen. Es gibt auch eine Koketterie der Verfagung und ein junges Mädchen kann durch geschickt berechnete Kapricen leicht einen großen Einfluß auf einen Mann gewinnen. — Die Koketterie ergibt sich nicht Einem, um Alle zu behalten. — Durch einen geschickten Widerstand bleibt die Frau in der Liebe Siegerin. — In der Art und Weise, in welcher die Frauen den Thee darbieten, liegt eine Sprache, auf die sie sich Alle verstehen und es wird zu einem interessanten Studium, ihre Gesten, ihre Blicke, den Ton ihrer Stimme unter dieser Beschäftigung zu studiren. Ein Physiolog kann dabei alle Regungen des weiblichen Herzens beobachten, von der Abneigung, der Gleichgiltigkeit bis zur glühendsten Liebeserklärung. Die Frauen zeigen hier die Verachtung bis zur Beleidigung, die Unterwerfung bis zur Sklaverei des Orients.

Alle Journale Belgiens bringen jetzt fast täglich Anzeigen von Ehemännern, die Jeden warnen, ihren resp. Ehehälften etwas zu borgen. Die Sache gehörte früher zu den größten Seltenheiten der Oeffentlichkeit, und, meinen einige Journale, es wäre eine Folge des übertriebenen Luxus, des Hauptgebrechens der heutigen Gesellschaft.

Das Eiland, auf welchem jetzt die große Stadt Neuyork steht, verkauften im Jahr 1668 die Indianer an die Europäer für 10 Hemden, 30 Paar Strümpfe, 10 Gewehre, 30 Kugeln, 30 Pfund Pulver, 30 Beile, 30 Kessel und eine kupferne Bratpfanne, und beide Theile glaubten einen guten Handel gemacht zu haben. Was mag derselbe Grund und Boden wohl jetzt werth seyn!

Ein amerikanischer Autor bezeichnet die gewöhnlichen Ladies, die nichts verstehen, als im Rocing Chair zu sitzen und sich bedienen zu lassen, also: „Ein Bündel physischer Hilflosigkeit, eingewickelt in kostspielige Ellenwaaren."

Zweisilbige Charade.

Schwesterlich umfängt die Erde
Meine Erste überall;
Als der Schöpfer sprach: Es werde!
Trug sie seines Wortes Schall.
Sie beflügelt meine Zweite,
Jenen wandernden Palast,
Daß er über Tiefen gleite,
Pfeilen gleich und ohne Rast,
Ueber Berg und Wolken hebt
Sich das Ganze unbelebt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kra[illegible]ler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 41. Dienstag, 5. April 1859.

Das Heideröschen.

(Fortsetzung.)

Die Heideschenke, in welcher Rosette als einziges Kind vom Hause mit der schon früh zur Wittwe gewordenen Mutter waltete und wirthschaftete, lag auf dem Plateau eines stark mit Heidekraut bewachsenen Angers, welcher sich in der Ausdehnung einer halben Quadratmeile, von den letzten Gärten der kleinen Universitätsstadt ab, bis dicht an jene waldigen Hügel hinzog, welche unter der gewissenhaften Pflege und Aufsicht des Onkels Böse standen.

Vor zwanzig Jahren und früher war die Heideschenke eine ärmliche, ziemlich verrufene Hütte gewesen, in welcher Holzdiebe, Vaganten und höchstens einmal ein wanderndes Bäuerlein einen blinden Sechser für ein Glas Branntwein oder Dünnbier verwandten. Vielleicht hätte auch heute noch die Heideschenke mit ihrem Strohdache und dem Düngerhaufen vor der Thüre eben so und noch verfallener dagestanden, wie vor zwanzig Jahren, wenn der geschäftige Makler Amschel nicht eines schönen Morgens auf den Einfall gekommen wäre, dem Gottlieb Kern, dem jungen, rührigen Dorfkrüger zu Bachrode, Glück und Unternehmungslust in's Haus zu tragen. Freilich dachte Amschel nicht daran, daß der Krüger gewinnen würde, so zweifellos er ihm das auch in Aussicht stellte, als er ihm mit mehr als demosthenischer Beredtsamkeit ein Lotterieloos aufgeschwatzt hatte; aber der Krüger gewann wirklich und zwar nach Abzug aller Kosten und Prellereien die runde Summe von 1500 Thalern. Das war dann dem Amschel auch recht, war doch nun der Krüger kein Armer mehr, — sondern ein guter, vernünftiger Mann, mit welchem sich noch manches Geschäftchen machen ließ. Ein solches hatte Amschel bereits wied[illegible] seinem behenden Sinn, und wie freundliche Sterne und behagliche Himmelslichter stiegen die blanken Geldstücke, die er als Commissionsgebühren zu erwerben dachte, vor seiner hoffenden Seele auf. Die dem Dorfe Bachrode zunächst gelegene Heideschenke war von dem unordentlichen, verschuldeten Besitzer um einen Spottpreis zu haben; die verwitterten Gebäude freilich mit ihren verfaulten Schwellen und wurmstichigen Balken deckten kaum die Kosten des Abbruchs, aber die sechs Morgen Land, welche verwahrlost unmittelbar Hütte und Stallungen umgaben, konnten zu nutzbarem Feld- und Gartenland umgeschaffen werden, wenn nur ein fleißiger, verständiger Mann die Sache angriff. Dann mußte an die Stelle des alten Hauses ein neues geräumiges mit einem Tanzsaal gesetzt werden, in welchem die Studenten commerciren konnten, und die Heideschenke war eine Goldgrube, welche ihren Besitzer zum reichen Mann machen mußte.

Solche Gedanken weckte Amschel in dem unternehmungslustigen Krüger und sah bald seine Bemühungen mit dem vollständigsten Erfolge gekrönt. Die Heideschenke ward um einige hundert Thaler gekauft, Amschelchen strich vergnügt seine Unterhändlergebühren nebst Trinkgeld ein und die praktischen Bauern von Bachrode und Hochhausen schüttelten die Köpfe. Doch hatten die guten Leute diesmal Unrecht mit ihrem Kopfschütteln, denn bald zeigte es sich, daß der Gottlieb Kern doch gar keinen „dummen Streich" gemacht hatte. Wie sollte er auch? Der Kern wußte wohl, was er that; er war ein gewandter Mensch, lange Zeit Kellner in der Stadt gewesen und drei Jahre Soldat, der konnte schon selbst die Augen aufthun, wenn's was Gescheidtes zu sehen gab, und der Makler hätte lange vergebens vom Ankauf der Heideschenke schwatzen können, wenn Kern nicht selbst die Gunst der kneiplustigen Universitätsstadt in ihrer so nahen Lage begriffen und ein festes, ermuthi-

gendes Vertrauen auf seine Arbeitslust gehabt hätte. Zwar verschlang das neue geräumige, in buntem Fachwerk ausgeführte Haus, welches jetzt an die Stelle der morschen Hütte trat, nicht allein das gewonnene Geld und noch anderes dazu, sondern der Kern mußte sein neues Grundstück noch mit einer Hypothek von 1000 Thalern belasten, die ihn jedoch wenig drückte, da der reiche und wohlwollende Amtmann sein Gläubiger war.

Das Unternehmen gelang nach bestem Wunsch. Anfangs führte der Reiz der Neuheit zahlreiche Gäste aus der Stadt der Schenke zu, und als der geschickte und rührige Kern Jedem, wie's ihm gebührte, seine Ehre gab und Bier und Wein mit väterlicher Sorgfalt behandelte, da wurden manche neugierige Herzügler zu wahren Stammgästen und sorgten durch gute Zechen dafür, daß der neu eingerichtete Garten an Lauben und Anlagen immer zierlicher wurde. Im zweiten Jahre nach dem Entstehen der neuen Besitzung kam ein noch größeres Feuer und Leben in die Wirthschaft, denn da hatte sich der Kern die dralle Jungfer Böse antrauen lassen. Die brachte ihm zwar nicht viel Geld und Gut zu, aber dafür ein treues Herz und unermüdlich rührige Hände. Jetzt zog der Segen erst recht in's Haus, die Heideschenke wurde der besuchtrste Lustgarten und selbst im Winter fanden sich Gesellschaften ein, um bei den vortrefflichen Erzeugnissen von Küche und Keller im behaglich warmen Gartenstübchen dem Winter ein Schnippchen in's Gesicht zu schlagen, der draußen ärgerlich seinen weißen Flockenbart schüttelte und mit seinem wilden Spießgesellen, dem eisigen Nordwind, an Fenstern und Thüren schüttelte und drückte, als ob er hinein und über die fröhlichen Gäste herstürzen wollte, die es wagten, sich so sommerlich wohl zu fühlen.

Um das Glück der beiden Eheleute auf der Heideschenke noch zu erhöhen, ward ihnen ein Töchterchen geboren, und das war nach Verlauf von siebzehn oder achtzehn Jahren jenes bildhübsche Mädchen, welches wir mit dem Onkel Böse plaudern sahen.

Noch immer wuchs die Heideschenke an Ansehen und Wohlstand, die hypothekarische Schuld ward getilgt und die kleine mit dem Hause verbundene Oekonomie durch Ankauf von Ländereien in der nahen Bachroder Feldmark erweitert.

Da aber bereute plötzlich das tückische Glück seine überreichen Gaben und wandte dem begünstigten Hause unerbittlich den Rücken, als der Wirth in eine schwere Krankheit fiel. Statt des Glückes zog nun der Tod ein und führte den rüstigen Mann in der Blüthe seiner Jahre mit sich fort; das war um die Zeit, als die kleine Rosette ihre erste Fibel zerriß.

Da saß nun die junge Wittwe mit dem verwaisten fünfjährigen Töchterchen und ihrem Schmerz allein auf der Heideschenke, wo es jetzt immer mehr und mehr zu thun gab und ein tüchtiger Hauswirth so nöthig war. Sie hätte auch „das schöne Wesen" nicht gehalten, wenn ihr nicht ein anderer rühriger Mann mit Rath und That eifrig an die Hand gegangen wäre, und das war ihr Bruder, der Förster Böse, welcher, auch ein Wittwer, eine halbe Wegstunde von der Heideschenke sein einsames Försterhaus bewohnte.

Der Böse hatte, ehe er den Försterdienst bekam, eine harte und lehrreiche Schule durchgemacht. Als der große Franzosenkrieg begann, war er in ein Jägerkorps getreten und hatte unter den vier strengen Lehrmeistern: Gefahr und Tod, Müh' und Noth, rüstig leben und muthig leiden, befehlen und gehorchen gelernt. Der wackere Soldat, der auch vortrefflich mit der Feder umzugehen wußte, avancirte bald zur Mutter der Kompagnie, er wurde Feldwebel, und wenn das Ding mit Napoleon noch länger gedauert hätte, wie er häufig erzählte, so wäre das Offizierspatent so sicher an ihn gekommen, wie die Medaillen und Ehrenzeichen, welche noch heute seine stattliche Sonntagsuniform schmücken. Nach Beendigung des Feldzugs erhielt Böse ohne große Mühe die gewünschte Försterstelle; da trieb er mit Geschick und Gewissenhaftigkeit, was er gelernt hatte; sein Forst wuchs ihm so an's Herz, als ob er sein vom Vater ererbtes Eigenthum gewesen wäre; er pflegte ihn mit einer wahren Zärtlichkeit. Ja, böse Leute wollten behaupten, sein grünes Revier sey ihm lieber, als seine Frau, die bis an ihr seliges Ende, welches im zehnten Jahre nach den Flitterwochen erfolgte, die einzige Person war, vor welcher der barsche Grünrock eine Art von Furcht hatte. Besonders waren es Böse's Lieblingsthiere, die Hunde, welche der guten Frau fortwährend die Galle überfließen machten. „Diese Fresser, die zwanzig Mal mehr kosteten, als sie einbrächten! Narrenpossen wären es, auf eigene Kosten ein Paar unfläthige pommersche Saurüden zu halten, da doch im ganzen Revier kein Sauschwanz mehr zu finden sey. Kein Wunder, wenn man bei solchen Dummheiten auf keinen grünen Zweig komme!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Gesetz,

„die Gewährleistung bei Viehverkäufen betreffend," welches von den beiden Kammern angenommen und von dem Könige sanktionirt wurde, theilen wir, seiner Wichtigkeit für die Landbevölkerung wegen, hier vollständig mit:

Art. 1. Wer ein lebendes Thier von einer der nachstehend bezeichneten Gattungen verkauft oder sonst gegen Entgelt veräußert, hat, vorbehaltlich der im Artikel 10 enthaltenen Bestimmungen, nur für die nachbenannten Fehler und nur während der bei einem jeden derselben bemerkten Frist Gewähr zu leisten: I. Bei Pferden, Eseln und Maulthieren: 1. für Schönblindheit, 2. für Koppen acht Tage lang; 3. für Rotz, 4. für Hautwurm, 5. für Dampf (gleichviel ob derselbe in Krankheiten der Respirationsorgane innerhalb oder außerhalb der Brusthöhle oder des Herzens seinen Grund hat) vierzehn Tage lang; 6. für Koller einundzwanzig Tage lang; 7. für fallende Sucht, 8. für periodische Augenentzündung vierzig Tage lang; II. beim Rindvieh: 1. für Tragsack- und Scheidevorfall, sofern er nicht unmittelbar nach einer Geburt vorkömmt, 2. für Lungensucht vierzehn Tage lang; 3. für Veitsucht achtundzwanzig Tage lang; 4. für fallende Sucht, 5 für Lungenseuche vierzig Tage lang; III. bei Schafen: 1. für Milbenräude, 2. für Fäule, 3. für bösartige Klauenseuche vierzehn Tage lang; IV. bei Schweinen: für Finnen acht Tage lang. Die sämmtlichen vorstehend bezeichneten Fristen werden vom Tage der Uebergabe an berechnet und hiebei dieser Tag selbst nicht mitgezählt. Befindet sich der Erwerber bezüglich der Empfangnahme in Verzug, so wird die Frist vom Tage des Verzugs an berechnet.

Art. 2. Die Gewährleistung geht nur auf Fehler, die zur Zeit des Vertragsabschlusses bereits vorhanden waren. Wenn die im Artikel 1 bezeichneten Fehler innerhalb der daselbst bestimmten Fristen sich offenbaren, wird bis zum Beweise des Gegentheils angenommen, daß das Thier schon zur Zeit des Vertragsabschlusses damit behaftet gewesen sey.

Art. 3. Die Gewährleistung fällt weg: 1. bei Zwangsversteigerungen und bei richterlich angeordneten Versteigerungen überhaupt; 2. wenn der Veräußerer nachweist, daß dem Erwerber im Zeitpunkte des Vertragsabschlusses der Fehler des Thieres bekannt war; 3. wenn das fehlerhafte Thier in einer Gesammtheit verschiedenartiger Sachen, z. B. einem Gutsinventar oder einer ganzen Vermögensmasse ohne Ausscheidung eines besonderen Preises veräußert wurde.

Art. 4. Ist eine Gewährleistungspflicht begründet, so kann nur auf Aufhebung des Vertrags, nicht auf Minderung des Erwerbungspreises Klage gestellt werden, es sey denn, daß sich der Fehler an einem zum Zweck des Schlachtens erworbenen und sofort auch wirklich geschlachteten Thiere vorfindet. In diesem Falle kann der Erwerber vorbehaltlich der in Art. 6 enthaltenen Bestimmung nur den Ersatz desjenigen Schadens verlangen, welcher ihm wegen der durch den Fehler herbeigeführten Unverkäuflichkeit oder Minderwerthigkeit des Fleisches oder anderer Theile des Thieres zugeht.

Art. 5. Die Aufhebung des Vertrags verpflichtet den Veräußerer: 1. zur Rückgabe dessen, was er aus dem Vertrage empfangen hat; 2. zur Erstattung aller in Folge des Vertrags oder der Krankheit des Thieres von dem Erwerber bestrittenen nothwendigen Auslagen, insbesondere für Vertragstaxen, für thierärztliche Behandlung, dann für Besichtigung und Wegschaffung des Thieres; 3. zum Ersatze der von dem Erwerber bestrittenen Füeterungs- und Verpflegskosten. Dagegen hat der Erwerber dem Veräußerer die Zurücknahme des lebenden oder todten Thieres zu gestatten, so wie das etwa noch außerdem aus dem Vertrage Erhaltene zurückzugeben und sich die aus dem Thiere gezogenen Nutzungen an den unter Ziffer 3 bezeichneten Ersatzposten in Abrechnung bringen zu lassen.

Art. 6. Wenn dem Veräußerer der Fehler des Thieres zur Zeit des Vertragsabschlusses bekannt war, so ist er dem Erwerber neben den vorstehend bezeichneten Leistungen (Art. 4 und 5) zum Ersatze alles Schadens und Gewinnentganges verpflichtet, der demselben in Folge der Fehlerhaftigkeit des Thieres zugegangen ist.

Art. 7. Sind Zugthiere als Paare, Gespanne oder Züge um einen Gesammtpreis veräußert worden, so kann wegen Fehlerhaftigkeit eines einzigen Stückes die Aufhebung des Vertrags bezüglich des ganzen Paares, Gespannes oder Zuges, nicht aber bezüglich des einzelnen Stückes verlangt werden.

Art. 8. Sind außer dem Falle des Art. 7 mehrere Stücke Vieh durch ein Rechtsgeschäft veräußert worden, so kann der Erwerber die Aufhebung des ganzen Vertrags verlangen, wenn es sich um Rindvieh handelt, von welchem eines oder mehrere Stücke mit der Lungenseuche behaftet sind, oder um Schafe, von denen eins oder mehrere an einer der im Art. 1 Ziff. III. bezeichneten Krank-

halten leiden. In allen andern Fällen kann die Aufhebung des Vertrags nur bezüglich der fehlerhaften Stücke verlangt werden. Der im Art. 5 Ziff. 1 bezeichnete Rückerstattungsbetrag wird, wenn der Preis der einzelnen Stücke im Vertrage nicht ausgeschieden ist, nach dem Verhältnisse berechnet, in welchem der Werth der fehlerhaften Thiere, wenn sie fehlerfrei wären, zu dem Werthe der sämmtlichen Thiere steht. Läßt sich dieses Verhältniß nicht ermitteln, so wird der Gesammtpreis verhältnißmäßig auf die Kopfzahl vertheilt, und hienach der Rückerstattungsbetrag berechnet.

Art. 9. Die Klage auf Gewährleistung muß bei Verlust des Anspruchs spätestens innerhalb 14 Tagen nach Ablauf der Gewährfrist (Art. 1 und 10) erhoben werden.

Art. 10. Sind bezüglich der Zeit, Art oder Wirkung der Gewährleistung oder bezüglich der Gewährfreiheit des Veräußerers zwischen den Betheiligten in einem giltigen Vertrage besondere Bestimmungen getroffen worden, so kommen die Vorschriften des gegenwärtigen Gesetzes nur so weit zur Anwendung, als jene Vertragsbestimmungen nicht etwas Anderes festsetzen. Ist die Gewähr von Fehlern, die im Art. 1 nicht erwähnt sind, bedungen und dabei eine bestimmte Gewährfrist nicht festgesetzt worden, so dauert die Gewährleistung 40 Tage. Ein allgemeines Versprechen, wegen aller Fehler zu haften, wird nur auf die im Art. 1 genannten Fehler bezogen. Die im Schlußabsatze des Art. 1, dann im Art. 2 und im Art. 9 enthaltenen Vorschriften finden auch auf vertragsmäßige Gewährleistungen Anwendung, so ferne nicht im Vertrage ausdrücklich etwas Anderes bestimmt ist.

Art. 11. Wenn wegen der Gewährleistung für ein veräußertes Thier ein Rechtsstreit entsteht, kann jede Partei, sobald die Besichtigung des Thieres nicht mehr nothwendig ist, die Versteigerung desselben und Hinterlegung des Erlöses verlangen.

Art. 12. Das gegenwärtige Gesetz tritt im ganzen Umfang des Königreichs mit dem Tage seiner Bekanntmachung durch das Gesetzblatt, beziehungsweise durch das Amtsblatt der Pfalz, in Ansehung aller nach dem genannten Tage abgeschlossenen Viehveräußerungsverträge in Anwendung. Mit dem nämlichen Tage erlischt die Wirksamkeit aller entgegenstehenden gesetzlichen Bestimmungen.

Mannigfaltiges.

Durch einige Blätter läuft eine Todesanzeige, die, gleichviel ob erfunden oder der Wirklichkeit entnommen, so erschütternd komisch ist, daß wir es uns nicht versagen können, sie auch hier unsern Lesern mitzutheilen. Sie soll im Halle'schen „Courier" gestanden und folgendermaßen gelautet haben: „Das Muster ehelicher Zärtlichkeit, das Weib, wie es seyn sollte und noch keineswegs gewesen ist, die holde Gattin ist nicht mehr. Sie starb an den Folgen der unerforschlichen Wege der Vorsehung im noch nicht einmal vollendeten 59. Lebensjahre. Es gibt Leiden, von denen sich die Begriffe keine Vorstellung machen können, zu denen gehört meine dahingeschiedene theure Ehegenossin, deren Herzensgüte rücksichtslos und deren Wandel beispiellos war. So war auch unsere Ehe kinderlos, da wir bis jetzt noch nicht mit Nachkommen gesegnet sind. Wer diesen Verlust in seinem ganzen Abscheu zu würdigen weiß, wird der Hingeschiedenen noch im Grabe eine getreue Kunde bleiben und die von ihr betriebene Putzhandlung nicht im Stiche lassen, da ich diese mit vier jungen Putzmamsellen fortsetzen werde."

Wolfgang Menzel beantwortet die Frage, warum der schlechteste Platz im Theater das Paradies heiße, wie folgt: „Paradies hieß ehemals die Vorhalle der Kirchen, an deren Decke der Sündenfall abgemalt war. Hier mußten die Profanen und Büßenden verweilen, die nicht in's Heiligthum gelangen konnten. Von der Kirche ging dieser Ausdruck auf Theater über."

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 40:

Luft-Schiff.

Erklärung.

Ich erkläre hiermit, daß ich bei Abfassung des Räthsels in Nro. 38 der „Pfälzer Blätter" durchaus nichts Persönliches gegen Herrn Schuhmacher Hublitz im Auge hatte und auch weit entfernt war, denselben dadurch beleidigen zu wollen.

Wagner.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 42. Freitag, 8. April 1859.

Das Heideröschen.

(Fortsetzung.)

Wenn die Frau am frühen Morgen schon so loswetterte, trank Böse schweigsam und mit sokratischer Ruhe seinen Kaffee dazu und philosophirte im tiefsten Innern, daß das lustige Gezwitscher der Zeisige und Finken, das Hämmern des Spechts und selbst der Schrei des Raubvogels dem Ohr doch weit angenehmer klinge, als die polternde und knarrende menschliche Stimme. So mochten auch die Hunde denken, die muthigen, bärbeißigen, welche sonst für jeden bösen Blick schon ein Zähneblöcken hatten; der Frau gegenüber waren sie lammgeduldig, umschlichen sie, den Schwanz fest zwischen die Beine geklemmt, in weiten Kreisen, — denn gar oft schon waren ihre Rippen mit dem derben Fuße der Frau in die unsanfteste Berührung gekommen, — und waren so froh, wie es die Natur nur irgend einem Hunde vergönnt hat, wenn sie die Knie des Herrn erreicht hatten und ihre schlanken Köpfe mit den klugen Augen auf seine sammetmanchesternen Kniehosen legen konnten. Der Waldmann, der Hektor, die Diana konnten vortrefflich zählen; sie wußten ganz genau, daß Morgens ihr Herr drei Tassen Kaffee trank, und gefährdeten durch unbändiges Aufspringen Tisch und Kaffeegeschirr, wenn er die dritte, bis auf den Grund geleerte Tasse kräftig vor sich hingesetzt hatte. — Dann nahm Böse das Gewehr oder den Maßstock, und dicht, mit scheuen Blicken auf die murrende Frau, klemmten sich die Hunde an seine Beine, bis die Hausthür in's Schloß gefallen war. Hei! wie schossen sie aber nun dahin, die vierfüßigen Jäger, mit dröhnendem Gebell weit vorauf den Waldweg entlang, bis des Herrn Pfiff und Drohruf die Ausgelassenen zurückzwang, die dann gehorsam mit Winseln und Wedeln herbeiliefen und ihren Posten hinter den Fersen des Herrn als „gutgearbeitete" Hunde gewissenhaft einhielten. So gings Jahr aus, Jahr ein, bis der Friede, welchen Mann und Hund im Walde fanden, endlich auch in das Haus einzog, nachdem die Frau mit Freund Hain ausgezogen war. Treu, eichenfest treu, war der Böse seiner Frau dennoch, obwohl sie ihm so manche Stunde verbittert; denn als er sie begraben hatte, verschwor er's hoch und theuer, je wieder zu heirathen, und wurde, wo möglich, ein noch strengerer Monogamist, als der Vikar von Wakefield.

Mit einer alten Schaffnerin hielt Böse seitdem leicht, da er keine Kinder hatte, sein kleines Hauswesen in Ordnung und wandte die Zeit, welche nicht seinem Dienste gehörte, der verwittweten Schwester zu. Sein Rath, seine Sorge und wo es nöthig war, seine derbe Autorität schützten das einsame Haus und erhielten es mit der emsig schaffenden Schwester bei Wohlstand und Gedeihen. Auch die Schwester verheirathete sich nicht wieder, um des muntern, blondlockigen Kindes willen, für Rosettchen geschah Alles, für sie wurde gearbeitet, für sie gesammelt, und die einzige Freude, die einzige Erholung, welche die thätige Mutter kannte, war der lange, halbverstohlene Blick, den sie so innig auf das Kind wandte, wenn es sich in Haus und Garten unter seinen Puppen und Gespielen so munter und frisch wie ein Waldvögelein bewegte. Dem Kinde immer so rosige Tage zu verschaffen, daran dachte, davon träumte und darum arbeitete die Wirthin. Ja, die Rosette war ein glückliches Kind, denn noch zwei andere Augen wachten mit treuer Zärtlichkeit über sie: das waren die des Onkels, dem sie, Blumen und Beeren suchend, in die Waldeinsamkeit nachlief, dem sie auf den Knieen saß und den Bart zupfte, wenn er im Hinterstübchen der Heideschenke das Rechnungsbuch nachsah, Briefe an Brauer

Digitized by Google

und Weinhändler schrieb oder sonst für die Wirthschaft waltete.

Unter der liebevollen Pflege des Onkels und der Mutter, in wohlhabenden und das Leben leicht machenden Verhältnissen wuchs Rosette zu den Jahren heran, in welchen man nicht mehr Beeren sucht oder mit Puppen spielt. Sie war groß geworden und so hübsch und fein, wie eine Prinzessin, sagten die Bauern. Aber auch gut und brav war sie, wie die Mutter, der sie nun rührig im Haushalt zur Seite ging; in Küche und Garten, am Nähtisch und am Rocken rührten sich ihre fleißigen Hände, und obwohl durch des Rentmeisters Hauslehrer, dessen Unterricht sie mitbesucht hatte, an Bildung und Takt anderen Mädchen ihres Standes ziemlich voraus, blieb ihr doch jede eitle Ueberhebung fremd, so daß sie unbefangen in dem Gefühle, daß es so seyn müsse, auch die Gäste bediente, wenn deren Zahl für den behenden Kellner und den schwerfälligen Hausknecht zu groß wurde. Die Hauptstammgäste, Herren von der Universität und vom Gericht, welche seit vielen Jahren wöchentlich zweimal ihren Kaffee auf der Heideschenke tranken, beanspruchten förmlich das Privilegium, von Rosettchen bedient zu werden. Da wandten sich Aller Augen affen oder verstohlen nach der Thüre, wenn die Tassen auf dem Kaffeebrett draußen klirrten, der Kellner die Thüre weit öffnete und nun der Wirthin halbseliges Töchterlein, strahlend von Jugend und Anmuth, so zierlich hereintrat und mit einem Gruß, bei welchem es selbst dem eisgrauen, verknöcherten Universitätsrichter warm unter der Weste wurde, das Service auf den Tisch setzte. Dann gab es freundliche Rede und Gegenrede, und nur das Gesicht des hagestolzen Weiberhassers, des alten Rechnungsraths, behielt seine mürrischen Falten. Aber böse Leute wollten gesehen haben, wie sogar der Rechnungsrath einst, als er sich in der Küche die Pfeife anzündete und sich unbemerkt glaubte, seine dürren Finger nach Rosettchens hübschem Gesicht ausgestreckt habe, um ihr die frische Wange zu kneipen. Da habe aber das Wirthstöchterlein rasch und unwillig mit einem sehr schnippischen: „Was denken Sie denn, Herr Rath?" den Kopf weggebogen, und seitdem sey der Rath nach weiberfeindlicher geworden als vorher.

Possen und Albernheiten ließ die Rosette auch nicht mit sich treiben, da war sie gerade wie ihr Onkel, und gegen Unanständigkeiten schützte sie der Panzergürtel jener keuschen, stolzen Anmuth, der kein Kunstprodukt der Prüderie, sondern die natürliche, unbewußte Schutzwehr jeder nicht verbildeten und nicht verschrobenen Jungfrau ist. Selbst die ausgelassenen Studenten, welche der Heideschenke so häufig zusprachen, hielten sich Rosetten gegenüber in den Schranken der Achtung und des Anstandes, begnügten sich, ihre verliebten Blicke über die anmuthige Hebe hingleiten zu lassen, priesen mit jugendlichem Enthusiasmus ihre Schönheit und nannten sie eben so poetisch als treffend das Heideröschen.

Riß ja einmal die Trunkenheit einen Rohen zu Ungezogenheiten hin, so hatte das oft üble Folgen; die Cammilitanen straften es mit derben, beleidigenden Worten, und noch unangenehmer wurde es, wenn der thatbereite Onkel dazukam, mit dem gar nicht zu spaßen war.

So waren die Sachen fröhlich und zu Aller Zufriedenheit auf der Heideschenke bestellt; das fühlten wohl so recht lebhaft Mutter, Tochter und Onkel, als sie spät Abends nach jenem Juninachmittag, an welchem wir das Heideröschen zuerst beim Onkel im Walde sahen, in dem mit Blumen und Laub geschmückten Saale saßen, der zu dem morgenden Gelag hergestellt und ausgeputzt war.

„So, nun können wir ruhig schlafen und ohne Sorge die Gäste erwarten," meinte die Mutter, „auch für die Küche ist Alles hergerichtet."

„Ja, damit wären wir wieder glücklich fertig," sagte Böse aufstehend und hielt seine beiden Hände vor sich hin, welche Mutter und Tochter zum Abschied erfaßten; „aber ein bischen Tumult wird's schon morgen geben," setzte er bedenklich hinzu.

„Ei, wohl nicht so arg, wie Du denkst, lieber Onkel," warf Rosette ein, „die Herren, welche wir erwarten, sind ja meist ältere, vernünftige Leute. Ein recht lustiger Tag wird's schon werden; aus der Stadt bringen sie schöne Musik mit, welche die hübschen Studentenlieder aufspielt, weißt ja: „Vom hohen Olymp herab" und „Wohl auf, noch getrunken — den funkelnden Wein," fuhr das lebhafte Mädchen singend fort, und war drauf und dran, seine helle, reine Stimme so recht durch den Saal schmettern zu lassen, als der Onkel brummend einfiel:

„Still Du Kauz, weißt Du nicht, die Vögel, die so spät singen, die fängt am Morgen die Katze?"

„So heißt's eigentlich nicht, Onkel," lachte Rosette, „sondern: die Vögel, die so früh singen —".

„Gleichviel," unterbrach der Onkel, „Basta, legt Euch schlafen, Frauenzimmer, gute Nacht!"

„Heinrich," rief dem Abgehenden die Schwester nach, „noch ein Wort! Weißt Du denn, der Doktor Müller, der das Gelag gibt, ist ja der Sohn des

Thorbäckers, auf den mein seliger Gottlieb so viel hielt; nun ist der Thorbäcker auch schon drei Jahre todt und die Frau ist ihm bald nachgefolgt."

(Fortsetzung folgt.)

Gerettet.

Nach dem Englischen von A. G.

Georgina Weston war eines Pächters Tochter, allein manche hochgeborne Dame hätte sie um ihrer Schönheit willen beneiden können. Da ihre Eltern in guten Verhältnissen lebten und auf die liebliche Tochter nicht wenig stolz waren, so gestatteten sie ihr, nach Belieben zu arbeiten oder müßig zu gehen; und die einzige ihr zuertheilte, regelmäßige Beschäftigung war die Pflege ihrer ältern, erblindeten Schwester Ella. Obwohl Georgina unter diesen Umständen ihre Hände weich und zart, und ihre Gestalt schlank und ebenmäßig erhielt, war sie deßhalb doch keineswegs ein nutzloses Mitglied ihrer Familie. Ihre emsigen Finger formten die schneeweißen Häubchen, die der Mutter ergrauendes Haar bedeckten, ordneten der hilflosen Schwester Kleidung mit immer gleicher Nettigkeit, und sorgten für manches leckere Gericht, den Vater nach des Tages Mühen zu stärken. So verflossen des Mädchens Tage unter leichten, angenehmen Pflichten, beschirmt und versüßt durch die Zärtlichkeit und Zufriedenheit der Ihrigen. Dann aber trat ein Wechsel ein.

Ein junger Mann von hübschem Aeußern, angenehmen Manieren und wohl geübt in der Kunst zu gefallen, ließ sich um die Frühlingszeit, der Erholung wegen, wie er angab, für einige Zeit im Dorfe nieder. Georgina's außergewöhnliche Lieblichkeit fiel ihm in's Auge und bald beschloß er, unbeschäftigt wie er war, des Landmädchens Neigung zu gewinnen.

Es war um die Zeit des Sonnenunterganges, als Georgina, an einem lieblichen Sommerabende langsam durch eine von ihres Vaters Wiesen nach Hause gehend, durch den Knall einer Flinte im nahen Gebüsch, aufgeschreckt wurde. Im jähen Schreck — denn ein solcher Schall war in der friedlichen Gegend nicht gewöhnlich — beeilte sie ihren Schritt, als eine Stimme ihr plötzlich zurief, anzuhalten. Im nächsten Moment stand der Jäger vor ihr, indem er sich wegen des Schreckens entschuldigte, den er ihr verursacht hatte und als Grund den Umstand anführte, daß ihm der unbesuchte Platz am Geeignetsten zur Jagd erschienen sey.

„Aber wonach schossen Sie so spät?" forschte Georgina.

Der junge Mann war auf diese Frage nicht vorbereitet und stotterte verlegen heraus, daß das Gewehr sich zufällig entladen habe.

Zufällig! Seit Stunden hatte er Georgina's Vorübergehen erwartet und die Flinte in der Absicht, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, abgefeuert. Die Absicht war gelungen.

Er stellte sich ihr als Edwin Parker aus London vor und sie gleichfalls nannte ihm ihren Namen. Als sie sich an ihres Vaters Thüre trennten, geschah es seinerseits mit dem Entschluß, daß dies nicht ihre letzte Begegnung gewesen seyn sollte, und ihrerseits mit dem geheimen Verlangen, ihn bald wieder zu sehen.

Georgina wurde nun plötzlich sehr pünktlich in Abendspaziergängen und immer fand sich Edwin, durch unerklärlichen Zauber, auf demselben Wege und zu derselben Zeit.

Vier oder fünf Wochen nach ihrem ersten Zusammentreffen gingen Beide mit einander durch die duftenden Wiesen; Edwin's Arm schlang sich um Georgina's Taille in einer so natürlichen offenen Weise, daß es sichtlich war, es geschähe nicht zum ersten Mal. Wie ist Liebe doch so eilfertig!

„Georgina," sagte er in leisem Tone, „Du antwortest mir nicht; ich sage Dir, daß ich morgen nach London zurückkehren muß."

„Es ist so plötzlich!" seufzte das junge Mädchen. „Aber Du wirst bald wieder hier seyn, Edwin?"

„Das ist mir unmöglich zu sagen. Es können Jahre vergehen, ehe ich diesen Ort wieder besuchen darf. O Georgina!" rief er im plötzlichen Ausbruch der Leidenschaft, „wie vermag ich ohne Dich zu leben? Warum müssen wir uns trennen?"

„Ruhig, Edwin, Du bist zu heftig. Du wirst, Du mußt bald wiederkehren."

„Bald! Ein Jahr wenigstens muß vergehen, ehe ich wieder hierher kommen kann."

Ein kurzes Schweigen folgte; dann flüstert Edwin, sich zu dem Mädchen niederbeugend:

„Georgina, liebst Du mich?"

„Du weißt es," antwortet sie.

„Liebst Du mich genug, um das Glück Deiner Zukunft meinen Händen anzuvertrauen, um mein Weib zu werden?"

„Wie kannst Du fragen, Edwin; aber mein Vater —"

„Haßt mich, ich weiß es wohl," sagte der junge Mann mit Bitterkeit. „Er glaubt, weil

Digitized by Google

ich keines Landmannes Sohn, sondern ein Städter bin, daß weder Ehre noch Rechtlichkeit in mir ist. Glaube mir, Georgina, es ist nur ein Vorurtheil gegen Stadtbewohner, dem Deines Vaters Widerwillen gegen mich zu Grunde liegt."

„Aber," sagte Georgina mit gepreßter Stimme, „dies Vorurtheil ist zu stark genug, um, wie ich fürchte, ihn zu verhindern, jemals in unsere Verbindung zu willigen."

„Bist Du erst meine Gattin, Theuerste, so wird er uns vergeben. Obwohl er nicht geneigt seyn möchte, sein Kind von sich zu lassen, so muß er doch, wenn das Band unauflöslich geknüpft ist, zu milderen Gesinnungen zurückkehren."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Paris ist um eine neue, wirkliche Sehenswürdigkeit bereichert worden. Seit vergangenem Freitag Abend ist der neue Laden des Metzgermeisters Duval in der Rue Trouchet, hinter der Magdalenenkirche, eröffnet worden. Dieses großartige Fleischmagazin, dessen Eröffnung eine bedeutende schaulustige Menge angezogen hatte, kann mit Recht der erste Schlächterladen der Welt, seiner glänzenden Ausstattung sowohl, als seiner Organisation wegen, genannt werden. Die Länge seiner Fronte nach der Straße zu beträgt 30 Meter, und sie ist gänzlich aus weißem und vergoldetem Marmor mit Gesimsen und Trägern von Porphyr. Die halbmondförmige Ladenbude ist ebenfalls aus weißem Marmor und wird von versilberten Säulen getragen. An den Wänden hin läuft, rings um das Magazin, ein doppeltes Etagere aus weißem Marmor, mit Trägern aus Bronze, über welchen sich drei Reihen eiserner Stangen mit Haken befinden, an welchen das Fleisch aufgehängt wird. In der Mitte des Ladens befindet sich ein Springbrunnen mit einem Becken aus Porphyr, dessen Durchmesser 2 Meter beträgt; Vasen mit Blumen und Gefäße aus Holz mit Gesträuchen sind geschmackvoll im übrigen Raume vertheilt, und geben einer Waare, deren Anblick nichts Anziehendes hat, ein beinahe graziöses Ansehen. Das Dienstpersonal besteht aus 39 Personen: Komptoirdamen in seidenen Kleidern mit geschmackvollem Kopfputze und Metzgerbursche mit schneeweißen Schürzen und Hemdärmeln und frisirten Haaren. Am ersten Tage wurden 20 Ochsen, 20 Kälber und 60 Hämmel zum Verkaufe in diese Räume geschafft.

Die unmittelbare Uebertragung der Originaldrucke von Federzeichnungen vom Papier auf Stein ist der lithographischen Anstalt von Reiß u. Comp. in Düsseldorf gelungen, und zwar in der Art, daß die feinsten Linien eben so scharf und rein wie die tiefsten Schattirungen im Drucke hervortreten. Wenige Minuten nach Ablieferung der Zeichnung kann mit dem Drucke in unbeschränkter Zahl begonnen werden.

„Was das für verkehrte Einrichtungen sind!" sagte eine junge Ehefrau. „Wenn sich ein Ehepaar scheiden lassen will, muß es sich drei Mal davor verwarnen lassen; jetzt frage ich einen Menschen, warum geschieht denn nicht dasselbe, wenn sich Zwei heirathen wollen? Da wär's noch viel nothwendiger, meine ich!"

Wenn ehemals ein griechischer Kaiser gekrönt wurde, so brachten ihm Diejenigen, welche die Grabmäler verfertigten, fünf bis sechs Stücke Marmor von verschiedenen Farben und sagten zu ihm: „Herr, aus welchem Steine willst Du, daß man Dir Dein Grab erbaue?"

Viersilbige Charade.

Wenn du einmal das G a n z e hast,
So lade mich dazu als Gast;
Ich weiß es zu genießen;
Beim Glas, das du mir reichest dar,
Will ich das schöne m i t t l e r e P a a r
Mit lautem Toaste grüßen.

Und was sonst anderweit ich hab'
Des e r s t e n vor und nach dem Grab',
Dem will mein Hoch ich bringen;
Die L e t z t e aber laß ich steh'n,
Denn ob sie wäre noch so schön,
Kein Glas mag damit klingen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 43. Sonntag, 10. April 1859.

Das Heideröschen.

(Fortsetzung.)

„Weiß wohl, Schwester," sagte Böse und näherte sich mit einem süßsaueren Lächeln wieder um einige Schritte, „den Bäcker am Thor habe ich ja auch gekannt, wie einen Pfennig; er hat seinem Albert, dem gelehrten Doktor, ein ganz hübsches Geldpäckchen hinterlassen. Könnte auch sonst nicht leben, der Junge, von seinem Geschäft sicher nicht; denn obwohl er grausam gelehrt seyn soll, so bringt ihm das Ding doch keinen Pfennig ein; er trägt seinen Kram unentgeltlich vor, wie mir neulich der Pedell Brand gesagt, und mit einer Anstellung von Staatswegen hat's weite Wege. Der Staat bei uns wenigstens will das Ding da gar nicht, die Philosophie, welche der Albert gelernt hat. Im ganzen Staatskalender finde ich Keinen, der in Philosophie dient und dafür besoldet wird; denn was sie auf der Universität gewöhnlich so nennen, das ist, wie Brand sagt, eine ganz andere Geschichte, das ist nur, um Die, welche auf einen lateinischen Schulmeister, Baumeister, Feldmesser oder sonst auf ein nützliches Fach studiren, unter einen Titel zu bringen. Was aber dem Thorbäcker seinem Albert im Kopfe herumspuckt, das ist, wie Brand sagt, das eigentliche Philosophiren, das heißt Grillen fangen und mit der Geistlichkeit in Skandal kommen! Der Albert wird so wenig Professor wie ich, ernährt doch wirklich schon die Universität ein paar alte Tröpfe von Hofräthen, die das Zeug auch vortragen, aber hübsch ordentlich so, wie's der Staat und der Herr Konsistorialrath will. Also Philosophen übergenug, was will da der Albert noch, der sich mausig macht und gegen den Stachel leckt? Doch was geht's uns an, der Doktor Albert Müller ist, obwohl unvermögend, sich jemals einen eigenen Hausstand zu gründen, doch für seine Person ein wohlhabender Mann und kann bezahlen, was er morgen verzehrt. Das ist die Hauptsache, Schwester. Gute Nacht!"

Damit verließ der Förster die arbeitmüden Frauen und eilte über die Heide dem Forsthause zu, um auch seinerseits die müden Glieder zu strecken.

2.

Sonst war es des Försters Art gar nicht, sich mit vielen Worten bei anderer Leute Angelegenheiten aufzuhalten, und nun hatte er sich über einen jungen Universitätsangehörigen, dessen Wissenschaft und Aussichten, Dinge, denen sonst in Böse's Kopfe nicht das versteckteste Plätzchen vergönnt war, mit an Aerger grenzender Wärme ausgelassen. Sonderbar.

So dachten auch vielleicht Mutter und Tochter, als sie am folgenden Morgen nach jener Unterredung unter den brodelnden Töpfen und zischenden Bratpfannen in der Küche emsig beschäftigt waren.

„Der Onkel ging aber gestern scharf her über den Doktor Müller, Rosette," begann die Mutter, um die heute bis zum Peinlichen schweigsame Tochter zum Reden zu bringen.

„Je nun," meinte Rosette, „verwichenen Sonntag war ja der Onkel in der Stadt bei seinem alten Kriegskameraden, dem Pedell Brand; da wird dann, um die Zeit zu vertreiben, Mancherlei geplaudert; Jeder erzählt von seinem Geschäft, der Onkel von Holzdieben und Wilderern, und Brand von Professoren und Studenten."

Verstohlen blickte die Mutter, indem sie den Puterbraten begoß, nach der mit erkünstelter Gleichgiltigkeit sprechenden Tochter; die aber hatte das Gesicht tief auf die Schüssel gebeugt, über welche sie junge Schoten ausbrach.

Rosette schwieg und auch die Mutter hing stumm ihren Gedanken nach, und — Beider Gedanken

waren unter verschiedenen Gefühlen beim Doktor Müller und seinen üblen Aussichten für eine Anstellung im Staatsdienst. Beide spielten nur Versteckens vor einander, wie die treuesten und vertrautesten Menschen oft gegen einander eine Maske vornehmen, wenn sich etwas zwischen sie drängt, was bedeutungsvoll und tief in ihr Leben und ihre Verhältnisse eingreifen dürfte. Da will der Eine den Andern erst einmal ausholen, da fürchtet Einer den Andern durch ein zu rasches, gerades Urtheil zu verletzen, man hofft unbehaglich und befangen auf einen Zufall, welcher das Kommende zu rascherer Entwicklung treibt und klarer und bestimmter gestaltet. So wußten Mutter und Tochter auch recht wohl, weßhalb der Onkel sich so absprechend über den Doktor Müller ausgelassen hatte. War doch der Doktor Müller seit den letzten Monden ein auffallend fleißiger Besucher der Heideschenke gewesen, war doch Rosettens Gesicht, wie die Mutter wohl bemerkt, nie so erglüht, als wenn die hohe Gestalt des jungen Gelehrten über die Schwelle trat und seine großen braunen Augen beim freundlichen Gruß so hell aufleuchteten; hatte doch Rosette noch keinem Herrn so lange und sinnend von Ferne durch's Fenster nachgeschaut, wie dem Doktor, wenn er über die Heide der Stadt wieder zuschritt. Rosette gestand sich's kaum selber, wie gern sie den Albert Müller sah, — nur so und nicht mit dem Doktortitel nannte sie ihn in ihren stillen Gedanken und Träumen.

Um so weniger gestand sie's der Mutter, denn die aufkeimende Liebe machte zaghaft, und zaghaft war auch der junge Philosoph, dessen sonst so logischen Kopf das liebliche Heideröschen ganz verwirrt hatte. Dennoch war es nicht nur der Mutter, sondern selbst dem Böse längst klar geworden, daß die Leutchen lieber allein Hand in Hand und Mund auf Mund dagesessen hätten, als fünf Schritt von einander in Gesellschaft der Mutter und des Onkels bei Gesprächen über Wetter, Getreidepreise und Fleischtaxe.

Der Onkel hatte seinen geheimen Kummer darüber, ihm war es lieb, wenn die beiden Leutchen sich für ihre ganze Lebenszeit fünf Schritt vom Leibe blieben, wie er oft auf einsamem Waldwege vor sich hinbrummte. Er sah den Müller gar nicht so gern häufig auf der Schenke, denn dieser junge Mensch mit seinem unnützen Geschäft und seinem sanften Mädchenkopfe, zu welchem die Rosette weit häufiger aufschaute, als nöthig war, durchkreuzte in ärgerlicher Weise seinen Lieblingsplan, nach welchem er das Glück von Rosettens Zukunft zurecht zu legen gedachte. Die Rosette war nun groß und hübsch, verständig und haushälterisch, also konnte sie eine gute Frau abgeben, aber nicht für den Doktor Müller; der hatte zwar für sich genug, um leben zu können, aber das war auch Alles. Durch seine Philosophie, Gott erbarm's, konnte er sich weder einen auskömmlichen Hausstand schaffen, noch kleine Müller und Müllerinnen ohne Sorge und Noth ernähren. Blacken und Plagen um den folgenden Morgen, das wäre was für die Rosette gewesen, die es ihr Lebtag so gut gehabt! Wirth auf der Heideschenke zu werden, dazu war der studirte Herr zu hochmüthig. Und wie kränklich und bleich der Grillenfänger ausschaute!

Sapperment! Das war gar kein Mann für die frische, muntere Rosette! Da war der junge Gutspächter Bäumlein in Hochhausen, der auch nicht ohne geheimen Grund so häufig auf der Heideschenke vorsprach, ein ganz anderer Kerl, der schaute mit seinem Stumpfnäschen und seinen rothen Pausbacken so froh in die Welt, wie das Mäuschen in den Habersack, und noch zehnmal vergnügter schaute er aus, wenn ihm Rosettchen freundlich die Tageszeit bot; das wäre ein Paar zusammen, wie sich's schickte. Der Bäumlein hatte gut gewirthschaftet und gute Jahre gehabt, die Rosette konnte ihm auch ein Schönes zubringen; wer weiß, was sich da Alles machen ließ! Wenn der steinalte Gutseigenthümer starb und es zur Erbtheilung kam, dann hatte Bäumlein mit seiner Rosette den Vorkauf, so stand's im Kontrakt. „Ja, ja, mit seiner Rosette," seufzte Böse nach solchen Gedanken wohl laut, „das hat nun noch seinen Haken; wenn nur der verrückte Doktor nicht wäre! Gottlob, daß er jetzt verreisen will; möge er zehn Jahre ausbleiben; glückliche Reise!"

Das waren Böse's stille Gedanken, die ihn in letzter Zeit oft eine Stunde später als sonst einschlafen ließen. Der Schwester hatte er seine Wünsche und Ansichten in Bezug auf Bäumlein schon einige Male deutlich genug zu verstehen gegeben. Aber Weiber sind Weiber! Hatte sie sich doch gleich die Augen gewischt und gemeint, dazu könne man nichts sagen, des Menschen Wille sey sein Himmelreich und zwingen könne man die Rosette nicht, das nähme nimmer ein gutes End.

„Himmeltausendsapperment, Weibergeschwätz!" war dann der Böse aufgefahren, „will ich denn das Kind zwingen, wer sagt denn das? Wenn ihr wollt, habe ich euch ja gar nichts zu befehlen, thut doch, was ihr wollt, ich will nur meinen guten Rath gegeben haben."

Das war aber Alles nur wegen des Bäumlein gewesen; über den Doktor waren vorher noch nicht

Digitized by Google

so viel Worte gefallen, wie gestern am Abend. Er war als Gast gekommen und gegangen, Bruder, Mutter und Tochter hatten so wenig über ihn und seine Verhältnisse gesprochen, daß es gar nicht sehr wunderlich klang, als die Wirthin gestern beim Abschied den Bruder fragte, ob er wisse, daß der Doktor Müller des verstorbenen Thorbäckers Sohn sey. Aber Böse wußte wohl, und Mutter und Tochter wußten's auch, daß im Grunde jene Frage doch wunderlich genug war. Auch wußte der Bruder wohl, daß ihn die Schwester nur einmal über den Doktor hatte ausholen wollen, doch ließ er's nicht merken; der Doktor war für alle drei noch eine geheimnißvolle, gefürchtete Macht, es war, als ob ein Vorgefühl diese natürlichen Menschen ahnen ließ, daß des Thorbäckers Sohn einst mit entschiedenem Glück oder Unglück in ihr einfaches Leben eingreifen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Prolog

zu den Kranichen des Ibykus. *)

Willkommen uns, Ihr schönen Damen,
Willkommen uns, Ihr guten Herrn;
Euch alle in der Sänger Namen
Begrüße ich aus nah und fern.
Wenn es so Stuhl an Stuhl gedränget sitzet,
So daß wohl Mancher weidlich schwitzet,
Das sehen wir Aktöre gern.

Denn das erst gibt dem Sänger Leben,
Erst das erweckt in ihm die Lust;
Wenn für sein glühend Kunstbestreben
Er sich des Beifalls Vieler ist bewußt.

Wie das Programm Euch schon besaget,
Wird eine Oper aufgeführt,
Ein opus wie es sich gebührt.
Doch ob sie Euch auch wohl behaget,
Ob wir Euch auch nicht angeführt;
Das werdet Ihr Euch sicher fragen;
Drauf kann ich mit Gewißheit sagen:
Es ist ein Unsinn sonder Gleichen,
Der Eure Herzen muß erweichen,
Und über den Ihr lachen sollt,
Und wenn Ihr tausendmal nicht wollt.
Denn ich versichre Euch, bei meinem Leben,
So scharf wie heute ward's noch nie gegeben.

Von Schlangen, Löwen, Pferden, Drachen,
Von griech'schen und bengal'schen Feuern,
Von Lavaströmen, Ungeheuern,
Von weit gesperrten Höllenrachen,
Von Schlössern mit Vergoldung prächtig,
Von Wasserfällen, rauschend mächtig.
Von allen diesen Siebensachen,
Mit denen jetzt der Oper Koryphäen,
Wie Wagner, Verdy, Meyerbeer
Und außerdem viel andre mehr,
Die Musik erst recht würzbar machen,
Davon bekommt Ihr Nichts zu sehen.

Denn klassisch, einfach ist der Titel
Des Stückes, das wir anersehen;
Und klassisch einfach sind die Mittel,
Die uns hier zu Gebote stehen.

Des Schulhausspeichers finstre Räume
Verbargen unsre Scenerie,
Coulissen, Vorhang, Sträuch und Bäume,
Ein alter Staub bedeckte sie.

Dort schlummerte, von Lattenwerk umschlossen,
Der Thalia geweiht Papier;
Vom Lampenglanze einst umflossen,
Vergessen lag's im Dunkeln hier.

Es retteten einst unsre Ahnen
Die Reste edler Schauspielkunst
Auf steiler Treppen finstren Bahnen
Heraus aus Oel- und Unschlittdunst.
Dort lagen sie, die stolzen Trümmer,
Als Denkmal einer schönren Zeit;
Und man gedachte ihrer nimmer,
Die unsre Väter einst erfreut.
Und sorglos dann, mit Brettern und mit Latten,
Vernagelt man das Heiligthum;
Wo Motten, Mäuse, Katzen, Ratten
Sich trieben ungestört herum.

Wir halten uns gar schnell entschlossen,
Den ganzen Plunder packten wir;
Und schleppten ihn dann unverdrossen
Aus dem Versteck geschwind herfür;
Doch, ach! das Schicksal spielt' uns einen Possen,
Denn viel zu enge war die Thür.

Ich weiß gewiß, Ihr kennet Alle
Die Mähr von dem trojan'schen Gaul;
Wir sah'n uns hier in gleichem Falle,
Drum waren wir auch gar nicht faul.
Flugs schwand die alte Bretterwand,
Die unsre Schätze festgebannt
Wir musterten die städt'sche Garderobe
Ganz durch von oben bis nach unten;
Ein jedes Stück passirte unsre Probe,
Doch wurde da nichts Taugliches gefunden.

*) Im Kasinosaale zu Zweibrücken am 27. März aufgeführt.

Digitized by Google

Wir sahen Türken, Ritter hier in Masse,
Von Griechen, Räubern gar nicht viel,
Und neu Kostüm für unser Possenspiel —
Der Tabak wär' zu stark für unsre Kasse.
Drum sind auch die Kostüme bunt und scheckig,
Das komischste, was man noch je gesehn;
Der kommt im alten Rocke, schlecht und fleckig,
In Hosen Der, die über's Knie kaum gehn;
Und aus den Musikantenfräcken
Da werden unsre Herren vom Gericht,
Wenn nicht zu schwach ist ihr Gesicht,
Wohl manchen alten Freund entdecken.
Das schönste aber sind die Eumeniden,
Die größten aller Sterblichen hienieden.
„So schreiten keine ird'schen Weiber,
„Sie zeugete kein sterblich Haus;
„Es ragt das Riesenmaaß der Leiber
„Hoch über Menschliches hinaus." (Schiller.)
Das Orchester ist ein Flügel nur,
Den freundlich uns Cäcilia gepumpt;
Und fragt Ihr nach der Partitur,
Es ist ein alt Papier, zerlumpt;
Zerrissen halb und durchstudirt,
Weil Jeder seine Rolle draus probirt.
Doch die Musik enthält das Feinste,
Was unser Säkulum erfand;
Der Styl, er ist der allerreinste,
Von Meistern, groß und unbekannt.
Frisch, ungekünstelt sind die Lieder,
Darunter manches derb und bieder;
's ist Musik der Vergangenheit,
Die Zukunftsmusik bleibt bei Seit'.
Es singt den Baß ein Pellegrini,
Ein Härtinger singt den Tenor;
Der Dirigent ist ein Rossini,
Drum lauscht und spitzet fein das Ohr.
Ein Formes wird sich produziren,
Ein Kindermann Euch amüsiren.
Pepita kommt sogar und tanzt Ballet
Mit ihren Füßchen, zart und nett;
Mit ihrem Haare, rabenschwarz, wie Kohle
Entzückt sie Euch durch den el olo.
Auch Kraniche, auf hies'ger Jagd geschossen,
Erscheinen heute auf der Bühn';
Ihr sehet munter, unverdrossen
Sie zweimal hier vorüberzieh'n.
Das ist das Ganze, es wird Euch gefallen,
Denn es ist ein vollendet Meisterstück;
Drum kehrt gewiß aus diesen Hallen
Ein Jeder froh, vergnügt zurück.

Mannigfaltiges.

In Ravensburg, unweit des Bodensees im Königreich Würtemberg, wird alljährlich am Josephitag, 21. März, ein Menschenmarkt gehalten. Wenn er auch in keinem Kalender neben Vieh- und Krämermärkten figurirt, so ist er doch in den Alpenländern weit bekannt. Wer an diesem Tage Abends auf der Straße nach Teitnang hin spazierte, der begegnete Schaaren von kräftigen Jungen im Alter von 8—17 Jahren, die, wenn auch müde von der theilweise neuntägigen Wanderung, doch wohlgemuth, mit Stock und Strauß und umhängendem Säckchen, daherzogen, um sich als Hirtenbuben und Viehknechte an die oberschwäbischen Bauern auf ein halbes Jahr zu verkaufen. Wenn man fragte: woher kommt ihr? so hieß es: aus dem Liechtensteinischen oder aus dem Montafun, aus der Gegend von Landeck und Finstermünz oder gar aus Giurns am Fuß der Ortelsspitze. In diesem Jahre war diese Waare sehr geschätzt. Die Preise hatten gegen früher gewaltig aufgeschlagen. Zwölf Gulden und doppelte Kleidung war der Durchschnittspreis. Viele waren an die entgegenziehenden Bauern angebracht, noch ehe sie Ravensburg erreicht hatten. Am Markttage stehen die verkaufslustigen Jungen in langer Reihe an der Bachstraße aufgestellt, und die Bauern suchen sich die entsprechenden Exemplare heraus. Sie fragen wörtlich: bist du schon verkauft? während in früheren Jahren die Bauern von den Knaben umhüpft wurden mit der Bitte: kauft mich! kauft mich! Diesmal kam auch der komische Fall vor, daß ein Bauer, dem zwischen Zweien die Wahl weh that, eine Balgerei veranstaltete, um zu sehen, welcher der Stärkere sey, — und der Siegespreis war — gekauft zu werden. In früheren Jahren wurde der Import vom Auslande zu Gunsten des inländischen Fabrikats zeitweise verboten. Aber die einheimische Waare hat sich nach der Ansicht der Bauern für den betreffenden Zweck nicht gehörig erprobt.

Auflösung der vierspibigen Charade in № 42:

Liebfrauenmilch.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 44. Dienstag, 12. April 1859.

Das Heideröschen.

(Fortsetzung.)

Der harmlose Gelehrte dachte nun im Entferntesten nicht daran, wie angelegentlich er die Leute auf der Heideschenke beschäftigte. Zwar war es sein heißester Wunsch, daß Rosette recht oft an ihn denken möchte, aber sein geringes Selbstvertrauen und seine naive Unkenntniß der Frauennatur ließ ihn stark daran zweifeln und machte ihn verzagt, sich näher zu erklären, um sein Schicksal zu einem entscheidenden Spruche zu zwingen.

Sonst fehlte es dem Doktor wahrlich nicht an Selbstvertrauen, ihn „plagten keine Skrupel und Zweifel," in seiner Wissenschaft stand er wie in einer gefeierten Burg, und stets schlagfertig war seine behende Dialektik. Im Disputiren über die Identität von Seyn und Denken, im schlagenden Argumentiren und geschickten Schematisiren that es ihm Keiner zuvor; Feuer und Stolz strahlte ihm aus den großen, braunen Augen, wenn er den Gegner auf einem Widerspruch ertappt und ihn mit sokratischer Kunst genöthigt hatte, den Irrthum zu erkennen und sich der Macht des begreifenden konsequenten Denkens zu unterwerfen. Und bei all' dieser wirklichen und vermeintlichen geistigen Ueberlegenheit war der dreiundzwanzigjährige Doktor den gewöhnlichen Verhältnissen und Fragen des praktischen Lebens gegenüber ein Kind an Naivetät und Unkenntniß. Das aber drückte ihn nicht, das praktische Leben war ihm nur der Komplex „der schlechten, empirischen Endlichkeiten;" damit war es für ihn begriffen und abgethan.

Es ging dem blutjungen Philosophen eben wie manchen anderen Leuten im Volke der Denker und Dichter auch. Erinnert sich nicht der an Erfahrung und im Denken gereiftere Mann mit Lächeln an das stolze Selbstgefühl, welches ihn den Kopf höher tragen ließ, als er in feurigen Jünglingsjahren zuerst einen leichten Ueberblick über seine Wissenschaft oder seinen Beruf gewann? Wie schlagfertig zum Disputiren, wie entschieden absprechend oder zugebend ist nicht so ein junger Doktor, Kandidat oder selbst ein Student, wenn er die Schüchternheit der Fuchssemester überwunden hat. Der gelehrteste Professor ist seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung nicht so gewiß, wie sein jüngster Jünger, und der verbissenste Kritiker von Profession ist mäßiger in absprechenden Kraftausdrücken als der über die vermeintlich sichern Schanzen seines Kompendiums auf das vielgestaltige wissenschaftliche und literarische Leben kritisch und polemisch blickende Schüler. Jede kräftige und geistig regsame Natur wird, auf einer gewissen Höhe der Bildung und Geistesentwicklung angelangt, von diesem noch wenig begründeten, aber in jugendlichem Feuer mächtig lodernden Selbstgefühl ergriffen werden. Nur träge und apathische Naturen schmiegen sich in schwächlicher Bescheidenheit vor jedem Zweifel und Widerspruch zusammen; sie schleichen dann durch's Leben hin, Niemand stoßend und von Niemand gestoßen, sondern nur sanft zur Seite geschoben, während der mit Selbstvertrauen trotzig einhertretende junge Mann manchen harten Puff fühlen muß, ja manchen Stoß, der bis in das Innerste des Herzens trifft. Doch macht ihn die oft grausame, harte Schule des Lebens erst zum rechten Mann, erfüllt sein bisher ziemlich leeres und eitles Bewußtseyn mit gediegenem Inhalt und erzeugt in ihm jene wahre Bescheidenheit, welche ihn erkennen läßt, daß er da gerade am wenigsten wußte, als er am meisten zu wissen glaubte. Diese Bescheidenheit, die ihren Grund in der beharrlichen Energie des Denkens und in der Fülle gemachter Erfahrungen hat, ist würdiger und für den weiteren Lebensgang ersprießlicher, als jede Bescheidenheit der

Digitized by Google

Ohnmacht, welche in einem schwächlichen, lahmen Charakter der Natur liegt und nicht errungen und gewonnen wurde im harten, freudevollen und leidvollen Streite des Lebens. Die erkämpfte, gewonnene Bescheidenheit ist eine Tugend, die nur angeborene eine Schwäche.

Von solcher Schwäche war bei unserem jungen Doktor der Weltweisheit und Magister der sieben freien Künste nicht viel wahrzunehmen; im Gegentheil beschuldigten die älteren Kollegen diesen jungen Unterkollegen und Privatdozenten der spekulativen Philosophie unerträglicher Anmaßung und Ueberhebung, denn Müller ließ sich in seinen Vorlesungen und Gesprächen mit der rücksichtslosesten Entschiedenheit über den veralteten Kantianismus und die überwundenen, „längst zu Momenten herabgesetzten" Standpunkte der älteren Herren aus. Der Doktor hatte nun auch gewissenhaft sein Fach studirt und sich eine solche Kraft im abstrakten Denken des reinen Seyns und des absoluten Ich erworben, daß ihm die Welt, die Leben erfüllte Objektivität rein verloren gegangen war. Er wußte bis auf's Härchen herzuerzählen, was von Thales bis auf Hegel die Weisen der Kulturvölker gedacht und phantasirt hatten, er hatte die deutsche Gelehrtengeduld gehabt, nicht allein Kant's kritische Schriften und Fichte's Wissenschaftslehre, sondern auch Hegel's Phänomenologie des Geistes und dessen sämmtliche Werke dazu vom ersten bis zum letzten Paragraphen durchzulesen und durchzudenken; er konstruirte a priori den gewaltigen Bau der Natur und Weltgeschichte; er hatte es sich nicht mit „gemeiner Verstandesthätigkeit erklärt," sondern „vernünftig begriffen," daß die Natur nichts sey, als „die Idee in ihrem Andersseyn," und daß die Weltgeschichte wesentlich nichts Anderes sey, als das „an und für sich Sein des sich entwickelnden Geistes" oder der Fortschritt im Bewußtseyn der Freiheit."

Nun war Alles gut, der junge Weise fühlte sich glücklich in dem befriedigenden Gefühle seiner philosophischen Ueberzeugung und im Denken des wahrhaft Unendlichen. Die „schlechten Endlichkeiten" des gewöhnlichen Lebens, diese am allgemeinen, ewigen Geiste beständig schwindenden und zu Grunde gehenden Erscheinungen kümmerten ihn wenig, er fühlte sich selig in seiner spinozistischen Intellektualliebe zu Gott, in den er sich denkend versenkte und mit dem er sich erkennend zusammenschloß.

Armer dreiundzwanzigjähriger Philosophus! Wie wird Dein braunes Lockenhaar, welches Du mit der weißen, schlanken Hand aus Deiner hohen, vom Denken heißen Stirn streichst, von den Eis- und Schneespuren der Sorge durchfurcht seyn, wie wird Dein in der Begeisterung des Denkens blitzendes Auge trüb darein sehen, wenn Dir einst die „schlechten Endlichkeiten" des Lebens, diese bunten verschwindenden Momente der ewig vergänglichen Materialität mit der ganzen Macht ihrer Wirklichkeit rauh in den Weg treten und Dich ihre Bedeutung und Berechtigung fühlen lassen!

Albert Müller, in einfachen Verhältnissen erzogen und am Büchertisch aufgewachsen, kannte von der lebendigen Welt nur den Schatten, welchen seine abstrakten Bücher davon wiedergaben, und nahm den Schemen für die Wirklichkeit. Charakteristisch hatte eine flüchtige Neigung zu Nachbars Hannchen ihn zu Plato's Symposion greifen lassen; hier ließ er sich durch Diotima über das Wesen der wahren Liebe belehren, und richtig stand's da, wie er's selbst konsequent gedacht. Die wahre Liebe beschränkt sich nicht auf einen bestimmten, vergänglichen Gegenstand, sondern richtet sich auf die ewige, unvergängliche Idee des Schönen.

So liebte unser Philosoph denn, seinem Systeme treu, die große Idee des Schönen, und das kleine Hannchen war bald vergessen.

Ach eiserner, unbeugsamer Philosophus, was halfen Dir aber an jenem schönen Märztage, als Du, um peripatetisch zu philosophiren, ganz wider Deine Gewohnheit auch einmal auf die Heidenschenke gegangen warst, Plato, Sokrates und Diotima? Wie wurdest Du Deinem abstrakten Liebchen, der allumfassenden Idee untreu, als die fleischgewordene Idee des Schönen nur fünf Fuß hoch in Gestalt des Wirthstöchterleins vor Deine starrenden Augen trat und Dir mit dem Lächeln einer Charitin ein Fläschchen bescheidenen Nierensteiners vorsetzte! Hei! wie jauchzte da die bunte, lebensvolle Welt plötzlich in dem Doktor auf, die Sonne lachte ihm heller, die Balsaminen und Hyazinthen am Fenster duiteten süßer, der Schreihals von Kanarienvogel flötete melodische Weisen, und wie ein Nachtgespenst entfloh vor Liebe, Licht und Leben der aschgraue metaphysische Gedanke, welchen der Philosoph vor Rosettens Eintritt so eifrig verfolgt hatte. Des jungen Weltweisen Seele sah nur noch das tiefblaue, freundlichmilde Auge der Mamsell Rosette; sein forschender Blick verfolgte nur ihre schlanke, behende Gestalt. Müller's Weisheit war zu Gade, das Herz war ihm zu Kopf gestiegen und hüllte seine Gedanken in rosige, goldumglänzte Nebel.

Anfangs sträubte sich der Denker gegen diese Gewaltthätigkeit seiner Gefühle. Bei seinen Bü-

Digitized by Google

chern wieder angekommen, lief er unruhig im Zimmer auf und ab und versuchte durch die Macht des Denkens sein Herz zu beruhigen und seine tobende Leidenschaft, die er eines Philosophen durchaus unwürdig hielt, nachdrücklich zu bekämpfen. „Ich sollte mich der Laune des Zufalls unterwerfen," sprach der heftig Erregte vor sich hin, „dem Zufall, der mich auf die Schenke führte und jenes Mädchen erblicken ließ, jenes hübsche Stück Endlichkeit, welches nicht den millionsten Theil der unendlichen und ewigen Idee des Schönen ausmacht? Hassen sollte ich dieses Mädchen, welches mir die göttliche Ruhe des Denkens zu rauben droht, wenn nicht der Haß sowohl wie die Liebe und jede Leidenschaft eines Denkers unwürdig wäre! Die Natur hat mir diesen Streich gespielt, die rohe; aber ich begreife, hier gilt es einen Kampf gegen die Natur, aus welchem mein Geist siegreich und geläutert hervorgehen muß. Stände mir jetzt schön an, meine Zeit mit Liebeleien zu verlieren, was sollte da aus meiner Metaphysik werden! Nein, Müller, Du hast eine höhere Mission, als Dein Leben in Liebeständeleien zu vergeuden, keinen Fuß setzest Du wieder auf die Heideschenke!"

(Fortsetzung folgt.)

Gerettet.

(Schluß.)

Es bedurfte geraumer Zeit, selbst mit Edwin's verführerischester Ueberredungskunst, Georgina's Zustimmung zu einer heimlichen Heirath zu erlangen. Sie wurde indeß zuletzt gegeben und mit dem Versprechen, in der Nacht sich zur Abreise mit ihm auf der Wiese einzufinden, verließ sie ihn.

Als sie nach Hause kam, fand sie die Ihrigen, nur noch ihre Rückkehr erwartend, um das gewohnte Abendgebet zu beginnen. Ihrem Vater gegenüber stehend, lauschte Georgina den Worten göttlicher Wahrheit, die Jener las. Nachdem er ein Kapitel des neuen Testamentes beendet hatte, sprach er mit klarer, deutlicher Stimme das vierte Gebot:

„Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohl gehe und Du lange lebest auf Erden."

Dann stand er auf, küßte Ella und Georgina und verließ das Zimmer.

Die Letztere saß regungslos; die Mutter, die Magd, der kleine Bruder und zuletzt die blinde Schwester, Alle gingen sie hinweg, nur sie blieb zurück.

„Himmlischer Vater," murmelte sie, „stärke mein armes Herz und leite mich auf den rechten Pfad!" Heftiges Schluchzen erstickte ihre Stimme und sie brach in lautes Weinen aus.

„Liebe Georgina," sagte die leise, süße Stimme der wieder eintretenden blinden Ella, „Du weinst! Willst Du mir nicht sagen, was Dich betrübt?"

Ihre Aufregung bekämpfend, versuchte das unglückliche Mädchen, mit Heiterkeit der Schwester zu antworten; es war vergebens; — und nach einigen fruchtlosen Versuchen umarmte sie sie schweigend und suchte ihr eigenes Zimmer auf.

Edwin Parker fand sich zeitig auf der verabredeten Stelle ein und wartete mit Ungeduld auf Georgina. Die Stunde verstrich und sie kam nicht.

Zuletzt des längern Bleibens müde, begab sich Edwin von der Wiese in das kleine Wirthshaus, in dem er wohnte. Auf seinem Tische fand er einen Brief mit seiner Adresse.

„Ach!" murmelte er, indem er ihn aufriß, „zu Hause zurückgehalten — wie ich denke — diese Zeilen werden Alles erklären."

Er fand folgende Worte:

„Theurer Edwin! — Könnte ein Mädchen, „welches ihrer ersten Pflicht, der gegen ihre Eltern, „vergaß, die heiligen und ernsten Pflichten einer „Gattin erfüllen? Ich wage nicht zu kommen; „schwer hat es mich gekostet dies zu schreiben, „aber ich fühle, daß ich Recht thue und dies „stärkt mich. Gewinne meines Vaters Einwilli„gung und ich bin Dein.

Georgina."

„Bah!" sagte Edwin, das Blatt ungeduldig in's Feuer werfend, „es ist nicht der Mühe werth!"

Am andern Morgen hatte Edwin Parker das Dorf verlassen.

Einen Monat später war Georgina im Garten beschäftigt, als ihr Vater zu ihr trat.

„Georgina," sagte er, „erinnerst Du Dich eines jungen Mannes, der vor einigen Wochen hier war, Namens Parker?"

Wie ihr Herz hoch aufklopfte!

„Ja, Vater," sagte sie.

„Er ist wegen Fälschung arretirt worden, und — guter Gott! Georgina, — wie bleich Du bist, — was fehlt Dir?"

„Es wird bald vorüber seyn," entgegnete sie nach Fassung ringend; „Vater, ich will Dir Alles sagen und dann Deine Verzeihung erflehen."

„Liebes Kind," sprach gütig der alte Mann, „dachtest Du, Dein bejahrter Vater sey blind?

Digitized by Google

Nein, nein, meine Tochter, Du brauchst mir Nichts zu sagen. Das Gebet an jenem Vorabende von Parker's Abreise war nicht durch Zufall gewählt. Ich wußte damals schon Alles; und nur der Himmel kennt die Freude eines Vaters, als er Dich noch bei sich fand, nachdem der Versucher sich entfernt hatte."

„Wie konntest Du wissen?" fragte das erstaunte Mädchen.

„Ich ging an dem Gebüsch vorbei, als die Verabredung getroffen wurde und hörte Alles. Die ganze Nacht bewachte ich Deine Thür und hätte Dich mit Gewalt zurückgehalten, wenn Du Dich herausgewagt! Dank Gott! es war nicht nöthig."

„Dank Gott!" wiederholte Georgina gerührt. „Hätte ich nicht der Stimme des Gewissens gefolgt, so wäre ich nun des Fälschers Weib oder die elende, beargwöhnte Tochter. Gott Dank! ich bin gerettet."

Mannigfaltiges.

Bayard Taylor, der unermüdliche Tourist, gibt über den berühmten Kremlin in Moskau folgende Notiz: „Das einfache Aeußere des Gebäudes läßt den Glanz im Innern kaum vermuthen. Ich habe alle Paläste Europa's gesehen mit Ausnahme des Eskurial, allein ich kann mich nicht entsinnen, daß in einem derselben die größt' mögliche Pracht in so hohem Grade zur Dienerin des guten Geschmacks gemacht worden ist als hier. Eingelegte Fußböden von so herrlicher Zeichnung und so kostbarem Holz, daß man nur mit Bedauern den Fuß auf dieselben setzt, Kapitäle, Karnieße und Deckengetäfel von Gold, Wände mit gefalteter Seide belegt, riesige Kandelaber aus Silber und Malachit und der sanfte Schimmer vielfarbigen Marmors vereinigen sich hier, eine wahrhaft kaiserliche Residenz zu schaffen. Die große Halle des heiligen Georg, ganz in Weiß und Gold, ist buchstäblich überzogen mit vergoldetem Schnitzwerk; die des heiligen Alexander Newsky ist mit verschwenderischer Pracht in Blau und Gold hergestellt, die des heiligen Wladimir in Purpur und Gold, während in der der heiligen Elisabeth die Wände nicht allein mit Gold überzogen und die Zimmergeräthe von massivem Silber sind, sondern in der Mitte einer jeden Thür ist sogar ein Maltheser Kreuz gebildet von den größten Diamanten! Dennoch wird das Auge nicht müde, auch scheint es gar nicht schwer, in diesen blendenden Hallen zu wohnen. In einem unteren Stockwerk befindet sich die Banket-Halle, behangen mit hochrothem Sammt, der mit goldenen Adlern reichlich besetzt ist. Hier bewirthet der Kaiser die Großen des Reichs am Krönungstag — die einzige Gelegenheit, bei welcher die Halle benutzt wird. — Die Wohnzimmer sind mit gleicher Pracht ausgestattet, mit Ausnahme derjenigen, die zum eigenen Gebrauch des Kaisers bestimmt sind; in diesen ist das Geräthe einfach und zweckmäßig."

(Die Mond-Hörner.) Wir entnehmen dem „Journal de Marne et Loire" folgendes Schreiben des Herrn Abbe Tallereau, Direktor der Landwirthschaftlichen Kolonie von Autry bei Gun (Loiret): „Herr Redakteur! Das Jahr 1859 tritt wie die beiden Vorjahre, unter Anzeichen der Trockenheit ein. Erlauben Sie mir durch Ihr Journal eine 25jährige Beobachtung bekannt zu machen. Wenn an den Tagen des Neulichts der Mond, wie man zu sagen pflegt, die Hörner nach oben gewendet hat, so bedeutet das Trockenheit während des ganzen Monats; erscheint der Mond im Gegentheil in einer andern Richtung, d. h. die Hörner nach Osten gewendet, so kann man auf veränderliche Witterung schließen. Diese Beobachtung rührt nicht von mir her; sie ist sehr alt und wenig gekannt. . . Vor 25 Jahren, im Monat März, sagte mir ein alter Bauer: „Dies Jahr wird das Heu theuer seyn; der Mond dreht die Hörner nach oben und das bedeutet Dürre." Ich lächelte ungläubig, erkannte aber in jenem und in den folgenden Jahren die Richtigkeit der Bauernregel. 1857 und 1858 hatten alle, oder fast alle Neumonde die Hörner nach oben und man weiß, welche Dürre wir erlebten. — In den ersten Tagen Februars d. J. endlich, der so schön war, und im März, trug der Mond ebenfalls seine Hörner nach oben und bestätigte die Beobachtung des Alten. Ich füge noch bei, daß die Wilden Amerika's gleicher Ansicht sind."

Zweisilbige Charade.

Das Erste wird vom Zweiten aufgefressen;
Das Ganze hat im Ersten oft gesessen;
Und wird das Erste weggerafft,
So schwindet auch des Ganzen Lebenskraft.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 43. Freitag, 15. April 1859.

Die Schwalbe.

Ei, sieh da! bist du wieder hier,
Du liebe Schwalbe, du?
O komm nur, traulich winket dir
Die alte Heimath zu.

Als deiner Rückkehr Unterpfand
Nahm ich dein Nest in Schutz;
Dem Zorn der Hausmagd und der Hand
Des Tünchers bot es Trutz.

Komm, Liebe, nimm es wieder ein,
Laß unter meiner Huth
Es deine Burg, dein Bette seyn,
Die Wiege deiner Brut.

Und weckt aus deinem Lager dich
Auroras Purpurlicht,
So wecke dein Gezwitscher mich,
Denn mir erscheint sie nicht.

So hausen wir, bis unser Band
Der trübe Herbstmond trennt,
Dann ziehst du fort; ein mildres Land
Winkt dir im Orient.

Auch mir, den schon von Winterschnee
Mein Herbst gebleichet fand,
Winkt aus des Aethers blauer See
Ein mildres Vaterland.

Vielleicht, wenn Flora wiederkehrt,
Wirst du mich nicht mehr seh'n;
Allein auch dann soll unversehrt
Dein Nest am Balken steh'n.

Das Heideröschen.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte der Weise diesen heroischen Entschluß ausgesprochen, als er unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen fuhr; es war, als ob er dort deinen stechenden Schmerz fühlte. Dann stand er, die Hand auf den Schreibtisch gestützt, gesenkten Hauptes lange und sinnend, bis er endlich tief aufseufzte: „Nein, das wäre unwürdige Feigheit; nur im offenen, kühnen Kampf mit der Leidenschaft wird die wahre Tugend als Siegespreis gewonnen; ich werde der Versuchung nicht weichen, ich werde ihr kampfbereit mit den Waffen des Gedankens und der Selbstbeherrschung gegenübertreten; wir wollen doch sehen, ob Geist oder Natur das Feld behält. — Schon morgen gehe ich wieder zur Heideschenke."

Und der Doktor ging hin, morgen und übermorgen und an jedem folgenden Tage. Der Kampf gegen die Natur war sehr langwierig; er zog sich durch Wochen und Monate hin und endete endlich mit einer totalen Niederlage des Weisen, den der siegende Eros jetzt als seinen Kriegsgefangenen mit triumphirendem Lächeln in die unzerreißbaren Rosenketten schlug.

Während nun der Doktor auf der Heideschenke tapfer, aber unglücklich gegen die Natur focht, bedeckte auf seinem Studirzimmer eine Staubschicht nach der andern die weltumgestaltende Metaphysik; auch hier gewann die „rohe Natur" das Spiel, Spinnen verdüsterten ungestört die Glasscheiben der Bücherschränke mit ihrem Gewebe, die störenden Fliegen und unverschämten Mücken, welche der Philosoph sonst so eifrig mit der Klatsche verfolgt hatte, summten lustig an den Fenstern und unter der Zimmerdecke, und ein paar Mäuslein benagten Tag und Nacht die nikomachische Ethik, welche in

Digitized by Google

mächtiger Folioausgabe dem Denker zum Fußschemel zu dienen pflegte. Die Mäuslein konnten noch lange nagen, er störte sie nicht durch seine Gegenwart. Auch sein Auditorium besuchte er nicht, denn er war seit dem Beginn des Sommersemesters so zerstreut gewesen, daß er nach einigen mangelhaften Versuchen seine Vorlesungen ganz einstellte; man hielt ihn für kränklich, hypochondrisch. Das komme von dem vielen Sitzen, sagten die Freunde, und ihrer Beredsamkeit war es endlich gelungen, den vermeintlich Kranken zu dem Entschluß zu bringen, eine größere Erholungsreise nach dem Süden anzutreten. Wenn ihm früher das Reisen als ein wesentliches Bildungsmittel empfohlen war, so hatte er stolz dagegen eingewandt: ob man nicht wisse, daß der große Kant in seinem ganzen Leben nicht weiter als von Königsberg bis Pillau gekommen sey? Das rohe, empirische Wissen, welches das Reisen biete, habe er nicht nöthig; er wolle vielmehr eine Mannigfaltigkeit äußerer Eindrücke von sich abwehren, um sich desto unbeirrter auf das Innere, auf das Wesen der Dinge richten zu können.

So dachte der stolze Forscher früher; seitdem ihm aber das Heideröschen mit kecker Hand einen derben, unauslöschlichen Strich durch seine Metaphysik gemacht hatte, war er viel zahmer und lenksamer geworden; er gab dem Rath der Freunde nach, entschloß sich zur Reise und dachte, — so wenig kannte der Weise das Herz — in weiter Ferne seine stille Liebe zu vergessen, und wenn er so mit äußerlicher Hilfe seine Leidenschaft überwunden habe, mit neuer, durch den Kampf gestählter Kraft wieder ein rüstiger Träger seiner „hehren, die Wissenschaft umgestaltenden Mission" zu werden. Noch einmal aber und zum letzten Mal wollte er Rosetten sehen; darum mußte auf der Heideschenke das Abschiedsfest stattfinden, welches er den Freunden gab. Unter dem ausgelassenen, betäubenden Jubel des Gelags, mit Gesang und Gläserklang wollte er seiner Liebe zu Grabe läuten, — und dann fort, lange und weit, bis das Heideröschen vor seiner Seele verblichen und verschwommen sey und sie wieder Raum habe für die Idee des Ewigen und Unendlichen. —

So ausgelassen lustig hatten die verwunderten Freunde den sonst so ruhigen und gemessenen Doktor noch nicht gesehen, wie am Tage dieses Abschiedsfestes. Der ausgeschmückte Saal der Heideschenke erdröhnte unter den burschikosen Liedern, welche Müller ganz gegen seine Gewohnheit mit kräftiger Stimme intonirte, und der Boden zitterte unter der derben Taktbegleitung seiner Füße. Den seiner Beobachtenden unter den zechenden Gesellen kam auch Müllers Benehmen unnatürlich und krankhaft vor; darum flüsterte Franz, ein junger Arzt, seinem Nachbar, einem wohlbeleibten Studenten von elf Semestern, zu: „Der Müller benimmt sich ganz kurios, was meinst Du dazu?"

„O, nicht doch," antwortete dieser, indem er mit lüsterner Kennermiene nach den Trüffeln in der ihm zugereichten Frikassé-Schüssel suchte, „es ist ihm wie dem Vogel, der dem Käfig entflieht; Gottlob, daß er sich endlich einmal aus seinem Bücherstaube davon macht."

„Den Bücherstaub wird er doch nie abschütteln," erwiederte Franz; „hörst Du, er geht schon wieder los über den transcendentalen Idealismus, über Seyn und Nichtseyn, Ich und Nichtich und wie das krause Zeug heißt, womit man keinen Hund vom Ofen lockt."

„Ja, so ist der Müller noch nicht auf dem Damm gewesen," rief ein Kandidat der Theologie über den Tisch, indem er schnalzend das geleerte Glas kräftig vor sich hinsetzte, „er disputirt heute wie der leibhaftige Doktor Subtilis!"

„Das Disputiren könnte er schon unterwegs lassen," meinte der Elfsemestrige, dem die Kneiperei durch die vielen Philosopheme und Gedankenspiele, welche der aufgeregte Müller über die Tafel schrie, einen zu pedantischen Anstrich bekam. Auch dem Franz wurde Müllers unverwüstlicher Schulmeisterton lästig, und auf seinen Wink unterbrach des Elfsemestrigen gewaltige Bierstimme den Philosophen, als dieser eben psychologisch zu erklären suchte, warum der mäßige Sokrates einen so mächtigen Trunk habe thun können, ohne berauscht zu werden, mit dem Liede: „Weg Corpus juris, weg Pandekten! Weg mit den theologischen Sekten!"

Alles jauchzte in das Lied ein, und Müller mußte schweigen.

„Ja, so ist's recht," sagte Franz, als das donnernde Lied verklungen, „Alles hat seine Zeit, das Leben will auch sein Recht haben, zwar muß das Leben von Wissenschaft und Bildung durchdrungen seyn —".

„Halt, bitte um's Wort!" schrie jetzt aber der Philosoph dazwischen und erhob sich mit dem vollen Glase, „was Du da sagen willst, ist sehr schwach. Ueberhaupt gehört der Gedanke der Durchdringung von Wissenschaft und Leben zu meiner Provinz. Eine solche Durchdringung ist wie alles Wahre und Absolute nur in einer Weise möglich, es gibt nur eine wahre Wissenschaft und nur ein wahres Leben. Die einzig wahre Wissenschaft ist die Philosophie und somit nur diese die

einzig wahre Schule des Lebens, nicht des Lebens in seiner Aeußerlichkeit, denn ich leugne, daß der Krämer, der Tagewerker, der Bureaumensch und was sich sonst mit den schlechten Endlichkeiten herumplackt, wahrhaft lebt; das wahre, wirkliche Leben ist das Durchdrungen- und Bestimmtseyn von der absoluten Idee." Und in diesem Tone fortfahrend, wies er in einer langen Rede nach, wie der wahre Philosoph leidenschaftslos und ohne Sorgen um das Irdische sich über das gemeine Leben erhebe und sich im reinen Aether des Geistes bewege. — Selbst die Liebe sey ein Affekt, ein Leiden, das der wahrhaft Lebende nicht kenne. „Darum," schloß er, „darum sage ich mich hier feierlich mit diesem Glase von jeder Leidenschaft los; meine Liebe und mein Leben gehört fortan einzig der absoluten Idee, meine Wonne sey fortan die Seligkeit des Macht- und Freiheitsgefühls, welche die konsequente Selbstbeherrschung krönt; dann ist mit diesem Leben in der Wahrheit die wahre Glückseligkeit gewonnen!"

Als der Doktor so geendigt, lächelte Franz vor sich hin; der Elfjemestrige fiel wüthend über den Schenkel eines Kapauns her, dem er während der Pause, welche die Rede dem Essenden gebot, nur einige trübe Liebesblicke hatte zuwerfen können, und die jüngern Zuhörer des Weisen tranken, hingerissen von Begeisterung für Selbstbeherrschung und Selbstbestimmung, sich gegenseitig zwei Ganze vor und gelobten mit Handschlag und blitzenden Augen, es den Schülern der Stoa gleich zu thun und die Bedürfnißlosigkeit zum leitenden Grundsatz ihres Lebens zu machen. Der Doktor überschaute den Eindruck, welchen er auf seine jüngsten Jünger gemacht, und saß da, groß wie ein Zeus. Alle waren vor Begeisterung oder verhaltenem Spott ausgelassen und fröhlich; nur zwei Augen weinten, aber die Augen gehörten Rosetten an, welche während der Rede des heimlich von ihr angebeteten Philosophen lauschend durch eine Thürspalte geblickt hatte. Zwar war dem lieblichen Kind Vieles unverständlich in Müllers Rede gewesen; den Kerngedanken jedoch glaubte sie erfaßt zu haben und sprach ihn mit schmerzlichem Seufzen leise vor sich in der Form aus: „Er will nie heirathen!" Die schöne Lauscherin stieg in den Garten hinab und suchte die einsamste Laube auf, um sich recht auszuweinen; es war ihr nie so weh um's Herz gewesen, und das Schlimmste für sie war, daß ihr der verehrte Müller nach seiner gehaltenen Rede fast albern vorkam.

Diese für sie peinlich drückende Auffassung sollte sie jedoch bald wieder aufgeben, denn kaum saß die Bekümmerte unter dem blühenden Geisblattdache, als sich Jemand mit hastigen Schritten näherte. Es war Müller; der Wein und der Beifall hatten ihm warm gemacht, und er war in den Garten gegangen, um die heiße Stirn zu kühlen. Da leuchtete ihm Rosettens grünes Kleid durch das blühende Laubwerk entgegen; im Moment loderte die gewaltsam unterdrückte Liebe um so heftiger in ihm auf. Kühn durch den Wein und die Gunst des Augenblicks, trat er in die Laube und ergriff mit einem seelenvollen Blicke beide Hände des rasch und erschrocken aufspringenden Mädchens.

(Fortsetzung folgt.)

Das Zeitungs-Inserat.

Der Handlungs-Commis Wilhelm Bartel war ein gutherziger Wildfang von zweiundzwanzig Jahren; das heißt, er war ein ganz braver und brauchbarer junger Mann, hatte aber eine große Liebe zur Versedrechselei und eine fast noch größere Liebe zu hübschen jungen Damen. Unter allen Damen gefiel ihm die niedliche Tochter seines Prinzipals am Besten, was auch gar kein Wunder war, denn die kleine muntere Emma gab unter allen jungen Herren, die sie kannte, wie er recht wohl wußte, ihm den Vorzug. Auch dieses war nicht zu verwundern, denn Wilhelm war ein hübscher Jüngling und auch sie brachte gar zu gerne ihre Gedanken in Reime. Die jungen Leute recensirten gegenseitig die Produkte ihres poetischen Talents, und daß da bald der schelmische Amor in den kleinen Liedern sein Spiel hatte, versteht sich von selbst. Eines Morgens fand Emma auf ihrem Arbeits-Tischchen folgende Reime:

Ihr dichtet lange Liebeslieder,
Jedoch, Ihr großen Dichter Ihr,
Blickt nur einmal zu uns hernieder,
Zu meiner Emma und zu mir:

So deutlich und so kurz ist keines,
Als meiner Emma Lied und meines:
Ich seufzte ihr ein zärtlich „Mein!"
Und leise reimte sie mir „Dein!"

Emma las das Gedicht mit freudestrahlenden Mienen und stützte nachdenkend das Lockenköpfchen in die kleine weiße Hand. Dann setzte sie sich an den Schreibtisch und schrieb:

Digitized by Google

An Wilhelm.

Und wenn sie ihm auch wirklich heut'
Sein „Mein“ mit „Dein“ nicht reimen kann,
So nahm doch Emma hocherfreut
Das kleine Lied von Wilhelm an.

Eine halbe Stunde darauf lag das kleine Gedicht im Komtoir auf Wilhelms Schreibpult. Aber das Unglück wollte es, daß nicht der Geliebte, sondern der strenge Herr Papa das Blatt in die Hände bekam. Aergerlich rief dieser seinen Commis und befahl dem erschrockenen Wilhelm, binnen drei Tagen sein Haus zu verlassen. Der arme Junge bat um Vergebung, der Prinzipal aber blieb unerbittlich, verließ rasch das Zimmer, hielt seinem weinenden sechzehnjährigen Töchterchen eine Strafpredigt und schrieb dann ein Inserat für die Zeitung. Wilhelm setzte sich traurig eine Viertelstunde in eine Ecke, trocknete sich ein Paar große Thränen aus den Augen und schrieb dann — ein Inserat für die Zeitung.

Am andern Morgen sah ich Emma neben dem Vater stehen. Flehentlich bat sie, den jungen Mann nicht zu verstoßen. Doch der strenge Vater nahm ein Zeitungsblatt vom Tische. „Nein, daraus wird nichts,“ sagte er, „sieh' nur, gestern habe ich schon folgendes Inserat in diese Zeitung rücken lassen:

„In einem hiesigen Geschäfte wird sogleich
„ein mit guten Zeugnissen versehener Kom-
„toirist gesucht.“

„Dicht darunter, wie Du siehst, steht, wie gerufen, folgendes Inserat:

„Ein mit guten Zeugnissen versehener jun-
„ger Mann sucht sogleich ein Engagement als
„Komtoirist, wo möglich in einem Geschäfte
„hier in der Stadt.“

„Diesen jungen Mann werde ich, er mag nun seyn, wer er wolle, auf jeden Fall engagiren!“ rief der Alte. „Du weißt, was ich gesagt habe, steht wie der Mittelpunkt der Welt!“

„Väterchen, ich halte Dich beim Worte!“ jauchzte Emma, „denn jener junge Mann ist — Wilhelm!“

Male Dir, lieber Leser, das Ende der Geschichte selbst aus, oder studire das letzte Blatt eines Romans, wo sich schließlich die Liebenden bekommen!

Mannigfaltiges.

Die Ehe ist das Ziel, welchem alle Jungfrauen entgegen steuern. Daß viele es nicht erreichen, ist nur ihre eigene Schuld; denn beim ersten Freier brauchen sie gewöhnlich zu viel Vorsicht, beim zweiten haben sie ihre eigene Ansicht, beim dritten nehmen sie keine Rücksicht, beim vierten haben sie keine Einsicht; da schließt sich auf einmal die Aussicht und bleibt ihnen nichts — als die leere Uebersicht und Nachsicht.

Cäcilien-Verein.

Zum Besten der Armen.

Sonntag, den 17. April

Großes

Vocal- & Instrumental-Concert im Stadthaussaale.

PROGRAMM.

I. Abtheilung.

1) Ouverture zur „Zauberflöte“ von Mozart.
2) Duo concertante für zwei Violinen von Kalliwoda.
3) Lied für Sopran mit Violoncell- und Klavierbegleitung von Abt.
4) Streichquartett von Beethoven. Op. 59, Nro. 3.
   1. Introduzione; Andante, Allegro vivace. 2. Andante con moto. 3. Menuetto grazioso. 4. Allegro molto.

II. Abtheilung.

Der 42. Psalm von Mendelssohn-Bartholdy.

Eintrittskarten zu 24 kr. sind auf dem Octroi-Bureau und Abends an der Kasse zu haben.

Anfang Nachmittags 5 Uhr, Ende 7 Uhr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 46. Sonntag, 17. April 1839.

Das Heideröschen.

(Fortsetzung.)

„Herr Doktor, was ist Ihnen?“ preßte Rosette mühsam heraus und suchte das schöne Gesicht in die ernsten Falten äußerster Befremdung zu legen. Aber der Wein und der einmal gemachte Anfang einer Erklärung, zu welcher das Herz schon seit Monden ungestüm gedrängt hatte, gab unserem Faust die Sicherheit eines Don Juan. Mit unaufhaltsam strömender Beredtsamkeit sprach er dem Mädchen, welches sich ihm vergebens zu entziehen suchte, von seiner langverhehlten Liebe, küßte leidenschaftlich die Hände, welche sich mit aller Kraft den seinigen zu entwinden strebten, und als Rosette, gezwungen, Rede zu stehen, ihn mit in Zorn übergehendem Schmerz nicht undeutlich verstehen ließ, daß sie wohl gehört habe, was er oben gesprochen, und daß ihm daher sein jetziges Betragen um so weniger anstehe, da umschlang er in stürmischer Leidenschaft ihre Kniee und rief: „O Rosette, es waren thörichte Worte, die ich oben sprach, Worte, wie sie der verblendete Wein eingibt! Du bist mein Licht und mein Leben, erst durch Dich wird mir das Verständniß des Lebens aufgehen! Diese wenigen Augenblicke an Deiner Hand haben mich umgewandelt, ich bin nicht mehr der trunkene Pedant, der ich noch vor wenigen Minuten war. Weise mich nicht von Dir, herzliebes, liebes Mädchen, führe Du mich auf den rechten Pfad zu dem Ziele, welches ich auf falschen Wegen und mit verbundenen Augen suchte, zur Glückseligkeit!“

Der Ungestüme umschloß das weinende Mädchen und küßte sie glühend, bis sie sich ihm endlich entriß und nach einem langen, innigen Blick auf den leidenschaftlichen Mann mit eiligen Schritten entschwand. Der Blick sagte dem Glücklichen, daß er Rosetten nicht gleichgiltig war; nun strahlte ihm die ganze Welt wie mit einem Zauberschlage im sonnigsten Himmelsglanz; es war, als ob er die Wonne, die ihn durchwogte, nicht ertragen könne. Die Hand fest auf das stürmende Herz gepreßt, ließ er sich in der Laube nieder und starrte wonnetrunken vor sich hin.

„He, Doktor! Was Teufel, wo steckst Du denn?“ rief Franz, welcher jetzt mit mehreren weinglühenden Genossen in die Laube trat; „sitzt der Kerl wieder hier und philosophirt über Ich und Nichtich, während wir oben beim Champagner anfangen!“

„Weg mit den theologischen Sekten! Juvivaleralera!“ brüllte der Elfsemestrige und zog den Doktor unsanft am Arm empor, der verblüfft auf die wüsten Gesellen starrte und sie alle hätte zu Boden schlagen mögen; er mußte folgen. Das Gelag wurde wilder und wilder, aber Müller wurde immer ruhiger und nippte nur von dem schäumenden Trank, welchen Franz ihm zubrachte.

„He, Doktor, was soll das heißen? Sitz' da doch nicht wie die Maus in der Falle! Ausgetrunken auf der Stelle!“ schrie sein Nachbar. Müller stürzte sein Glas hinunter, jubelte unbändig auf, fiel im Augenblick aber wieder in seine vorige Stimmung zurück und saß da im ernsten Schweigen. Doch war es Keinem so wohl, so selig wie ihm.

„Laßt ihn,“ rief der Elfsemestrige, der nicht im Singen und Trinken gestört seyn wollte, „er denkt an die Reise; der Abschied von den Freunden wird dem braven Doktor schwer.“

„Ich reise nicht, ich reise nie!“ schrie Müller auf und sah die jubelnden Gesellen fast drohend an.

„Du reisest nicht? Ihr reiset nicht? Sie reisen nicht?“ rief es in wilder Verwunderung durch einander.

Digitized by Google

„Nein und abermals nein," donnerte Müller dazwischen, „jetzt laßt mich!"

Alle sahen sich kopfschüttelnd und mit unbeschreiblichem Staunen an; nur der Elfsemestrige wunderte sich nicht, der schlürfte ruhig sein Glas und flüsterte: „Ja, laßt ihn, ich kenne das, jetzt wird er bald abfallen, der Bücherwurm kann nicht viel vertragen."

Die Zecher tobten weiter, bald hatte Keiner Lust oder Kraft mehr, sich mit Müller zu beschäftigen; Niemand bemerkte es, daß der verliebte Doktor sich davonschlich und wieder in den Garten ging. Er suchte Rosetten; doch die saß im stillen Kämmerlein weinend und betend und namenlos glücklich.

Müller vermuthete sie wieder in der Geisblattlaube. — Richtig, da saß sie! Ihr grünes Kleid schimmerte wieder durch die Blumen, scheu blickte der verliebte Philosoph rückwärts, als er sich der Laube näherte; Niemand war in der Nähe, und mit blindem Ungestüm und ausgebreiteten Armen stürzte der kurzsichtige Gelehrte auf das grüne Kleid los.

„Himmeltausend Sopperment, Herr Müller, Herr Doktor, wollte ich sagen, was sollen die Narrenpossen?" donnerte ihm der Förster Böse entgegen, den er umschlungen hielt und im ersten Anprall gewiß auf den graubärtigen Mund geküßt haben würde, wenn nicht ein klemmender Schmerz, den er eben so plötzlich, als er den fluchenden Förster umfaßt hatte, in seiner linken Wade fühlte, ihn schnell zur Besinnung und zum Rückwärtsschauen gezwungen hätte. Da fielen des bitter Enttäuschten entsetzte Blicke auf Diana, welche unter grimmigem Bellen und Knurren eifrigst mit der Zerstörung seiner Rockschöße und Beinkleider beschäftigt war. Erst Böse's Fußtritt und Machtwort brachte den Hund zur Ruhe, welcher zähnefletschend zu dem armen Doktor aufschaute, der stumm und vernichtet dastand, ohne ein Wort der Entschuldigung vorbringen zu können.

„Das Thier thut's, wie's klug ist," meinte der Förster begütigend, denn Müllers zerrissene Kleider befriedigten seinen Zorn und stimmten ihn milder. „Aber Sie sehen, allzuviel ist ungesund, Herr Doktor, schon bricht der Abend herein und die Herren halten noch Mittagessen. Leben Sie wohl!" Damit ging der Förster unwirsch in's Haus und ließ den noch immer ganz verblüfften Doktor stehen. Der faßte endlich in verzweifelter Stimmung die langen, herausgerissenen Streifen seiner Rockschöße und Beinkleider zusammen, aber da war nichts zu bessern und zu verstecken. Vor Rosetten hätte er sich in diesem lächerlichen Aufzuge um keinen Preis sehen lassen mögen; auch den Spott der immer bacchantischer lärmenden Freunde mußte er fürchten. So beschloß er denn, auf einem wenig betretenen Umweg durch den Wald allein seinen Rückweg zu nehmen. Der heraufziehende Abend legte dichter seine dunklen Schleier um das flammende Licht des Tages, und ehe der zerlumpte, moderne Diogenes die Stadt erreichte, mußte völlige Dunkelheit ihn der Neugier und dem Spott der Welt verhüllen. Das Glück, sich geliebt zu wissen von dem Mädchen, welches er so lange heimlich angebetet, füllte seine ganze Seele aus, so daß er bald das kleine Mißgeschick mit dem Förster vergaß, als er auf einsamem Waldweg dahinschritt und glücklicher als je die nachtumhüllte, schweigende Stadt betrat. Er hatte eine schlaflose, aber glückliche Nacht. Doch hatten ihn diesmal nicht tiefe metaphysische Reflexionen wach erhalten, sondern einzig und allein der Gedanke an das wunderholde, jetzt nur für ihn blühende und duftende Heideröschen.

Reisen wollte er jetzt nicht, das stand fest, mochten auch die guten Freunde sagen, was sie wollten.

Bald nachdem Müller auf heimlichem Waldweg davongegangen war, waren auch die Freunde und Zechgenossen von der Heideschenke weggezogen; Hausfrau, Mägde und Kellner athmeten dort freier auf und schritten kopfschüttelnd durch Rudera von Flaschen und Gläsern, welche den Saal bedeckten. Der Doktor Müller bezahlt Alles, war der tröstliche Gedanke, mit welchem sie die Scherben bei Seite schafften.

Unten im Eckstübchen dachte man auch unter sehr verschiedenen Gefühlen an den Doktor Müller. Rosette stand dort am Fenster, drückte die heiße Stirn gegen die Scheiben und mühte sich, das Dunkel zu durchdringen, um unter den über die Heide ziehenden und lärmenden Gästen den geliebten Mann zu entdecken, dessen Abbild ihr hochentzücktes Herz so fest, so innig umschlossen hielt. Sie hörte die trunkenen Gäste wiederholt rufen: „Müller! Philosophus! Doktor Angelikus, halt' uns 'ne Pauke! Wo steckst Du?"

Das machte sie ängstlich — und zu dem Onkel gewandt, welcher mürrisch im Sorgenstuhl saß und nicht mehr viel gesprochen hatte, nachdem er unter moralischen Betrachtungen über Trunksucht und alberne junge Menschen den ärgerlichen Vorfall mit Müller erzählt, — fragte sie mit erkünstelter Gleichgiltigkeit: „Die Herren rufen nach dem Doktor Müller; Dein Hund wird ihn doch nicht schwer verletzt haben?"

Digitized by Google

„Ei was," brummte Böse, „der Trunkenbold kann froh seyn, daß ich den Packan nicht bei mir hatte, das Hühnerhündchen da hat stumpfe Zähne und kann nur ein bischen quetschen."

Rosette warf einen bösen Blick auf das Hühnerhündchen, dem sie sonst immer den weißen Kopf liebkosend zu klopfen pflegte, wenn es sich wedelnd näherte; heute aber hatte sie den bösen Hund, nachdem sie von seinen Heldenthaten gehört, unsanft von sich gestoßen.

„Der Müller wird irgendwo in einem Graben liegen," fuhr Böse nach einer peinlichen Pause maliziös fort, „und seinen Rausch verschlafen. Sein Vater selig würde auch nicht viel Freude an ihm haben, wenn er die Wirthschaft mit ansähe; bringt's sein Lebtag zu nichts recht Gescheidtem, der Müller."

Rosette fand den Onkel, den sie sonst so lieb hatte, heute ganz unleidlich; doch erwiederte sie nichts, wandte das glühende Gesicht wieder in die Nacht hinaus und feuchtete die Fensterscheiben mit verstohlenen Thränen.

Die Mutter trat mit Licht herein; sie war sehr müde von der Tagesarbeit und antwortete wenig darauf, als Böse erzählte, der Bäumlein sey drauf und dran, das Pachtgut zu kaufen, der Eigenthümer sey gestorben und der erste Verkaufstermin falle schon in die nächste Woche. Er solle auch recht schön grüßen von dem Bäumlein.

„Danke!" sagte gähnend die Mutter. Die Tochter blieb ganz stumm und kehrte den Rücken her.

„Na, Ihr seyd müde, Kinder," sprach der Förster und erhob sich zum Abschied, „gute Nacht!"

„Gute Nacht!" schallte es ziemlich trocken hinter ihm drein, als er fortging. Draußen stieß er, er wußte selbst nicht recht warum, den Flintenkolben heftig auf den Boden und ging mit starken Schritten dem Walde zu, welcher ihm schwarz entgegenstarrte. Wäre ihm jetzt auf dem Wege ein Holzfrevler begegnet, der hätte eine schlimme Stunde gehabt.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Hochzeiten.

Französische Heirathen und Hochzeiten, d. h. die auf oder an dem Throne von Frankreich geschlossenen und gefeierten, haben kein Glück in der Geschichte. Glanz und Herrlichkeit, kühne Pläne und Hoffnungsfreude an ihrem Anfang, Trauer, Elend, Verbannung und noch Schlimmeres an ihrem Ausgang, das ist ihre Signatur. Die große Kluft zwischen Anfang und Ende, Morgen und Abend, wird Einem ja nirgends fühlbarer zum Bewußtseyn gebracht, als in der Weltstadt an der Seine, wo die persönlichen Geschicke so oft zu Weltgeschicken wurden und diese jene in ihr Verhängniß zogen. Wie Viele schliefen schon seit anderthalb Jahrhunderten in der Thronerbenwiege im Königsschloß der Tuilerien, und Keiner ist auf dem Thron alt geworden oder hat auf immer die Stätte seiner Jugend gesehen. Und wie schnell und jäh ist oft die Orangenblüthe im Brautkranze der Fürstentöchter verwelkt, welche die Könige und Erben Frankreichs die Ihren nennen sollten, oder der Cypresse dunkles Grün hat sich drein geschlungen. Wir könnten düstere, unglückreiche Frauengestalten aus dem Grab herauf beschwören — schon die früheste Zeit, die Häuser Capet und Valois sind reich daran — aber wir wollen nicht jener Hochzeit gedenken, welche den unheilvollen Beinamen der blutigen führt, wo Karl IX. die Hand seiner Schwester Margaretha dem Hugenottenhäuptling Heinrich zum Bund des Friedens gab, und diesen die furchtbarste Treulosigkeit wieder zerriß; wir wollen nicht die Thränen der unglücklichen Königinnen sehen, die an der Seite eines Ludwig XIV. und XV. ein friede- und freudeloses Leben vertrauerten; wir wollen nicht Josephinen bis zu den Stufen des Kaiserthrones hinauf und von diesem zu dem stillen Wittwensitz von Malmaison hinabgeleiten. Nur drei Hochzeiten seyen es, nach denen wir die Geschichte fragen wollen. Im Maimonat 1770 war es, als die Tochter Maria Thereſia's nach Frankreich zog, heiter, glücklich, sorgenlos. Ein furchtbares Unglück war die trübe Kehrseite ihres Hochzeitsglanzes, dunkel und dunkler ward es bald an ihrem Himmel, aber Maria Antoinetten's leichten Sinn konnte es nicht trüben. Und doch, sie konnte ihn täglich sehen von den Fenstern der Tuilerien, den traurigen Platz de la Concorde, dort dicht neben den hohen schönen Bäumen ihres Gartens, den damals noch nicht all' der Glanz zierte, der heute vergessen machen soll, was einst auf ihm geschehen; aber ahnte sie, daß hier sich ihr Thron in jenes furchtbare Gerüst verwandeln sollte, das die Edelsten und Verruchtesten ihres Volkes zum Tod bestiegen? Der Thron war wieder aufgerichtet, die Lilien aber blieben welk und zerknickt; goldene Bienen umsäumten den Altar, die welterobernden Adler schwebten über ihrem Haupte, als wieder eine deutsche Kaisertochter in Notre-Dame kniete,

Digitized by Google

als Marie Louise die Gattin Napoleon's ward. Und wie sie aus den hohen Hallen heraustrat und fünf Königinnen ihr die Schleppe trugen, und als sie das: „Es lebe der Kaiser und die Kaiserin!“ umdonnerte, konnte sie einen Zukunftblick auf Das thun, was am Ausgang dieses Hochzeitszuges lag: — ein wellenumbrandetes Grab im Ocean, ein einsamer Wittwensitz im kleinen Fürstenthum und des Sohnes Sarg in der Kaisergruft von Wien? Und zum dritten Mal zog ein deutsches Fürstenkind im bräutlichen Gewande zur belle France; aber dies Mal war es kein Opfer der Politik, sie trat nicht fremd dem fremden Gemahl gegenüber; Helene von Mecklenburg bot Philipp von Orleans mit der Hand auch das treueste, hingebendste Herz. Wie sie ward keine französische Königstochter geliebt, und doch, was sind die Grenzmarken auch ihres Lebens? Jenes Haus der Epicier, an dessen Stelle sich nun die Kapelle des hl. Ferdinand erhebt, in welchem Ein Todessturz für den eines ganzen Geschlechtes entschied, und zu Richmond das Grab der Verbannung. Heißt, bei solchen Wandlungen, mit Frankreich sich vermählen, nicht mit Unglück und verhängnißvoller Zukunft sich verbinden? Vielleicht war es auch deßwegen, daß der Mann des zweiten Dezember umsonst von einem deutschen Fürstenhof zum andern schritt. Die Tochter des heißblütigen, romantischen und abenteuerlichen Spaniens konnte es eher mit ihm wagen. Nun aber scheint der andere Neffe des Onkels, der ja dem Manne auf der Vendomesäule so sprechend ähnlich sieht, glücklicher seyn zu wollen, als sein kaiserlicher Vetter. Doch auch sein Glück hat ihm das Kaiserreich gegeben, und das Kaiserreich ist ja der Friede. Dasselbe günstige Geschick, welches seinem Vater, weiland König Hieronymus von Westphalen, eine edle Fürstentochter zuführte, scheint dem jungen Napoleoniden Gleiches bieten zu wollen. Wird aber Clothilde von Savoyen mit allen ihren Vorzügen, die man an ihr rühmt, im Stande seyn, die tragische Konsequenz, die sich in der Geschichte französischer Heirathen geltend macht, zu durchbrechen? Sie soll an innerer Begabung der Herzogin von Orleans, an äußerer Bildung und Gestalt Maria Antoinetten gleichen — wird sie glücklicher seyn als diese Beiden?

Mannigfaltiges.

Ein in Heidelberg die deutsche Sprache erlernender Engländer wurde Schulden halber in Arrest verwiesen. Nach einem sechswöchentlichen Aufenthalte in dem stillen Asyle, wo er eine besondere Thätigkeit entwickelt hatte, bedankt er sich jetzt bei seinen Gläubigern für den erwiesenen Liebesdienst. Er meint, er hätte sonst in einem Jahre nicht so viel gelernt und empfiehlt allen seinen Landsleuten, welche deutsche Sprache erlernen wollen, ihm nachzuahmen.

In einigen Tagen wird in Paris ein merkwürdiges Buch ausgegeben werden, eine Geschichte aller berühmten Bastarde von Herkules an bis auf Emil de Girardin (bekanntlich ein natürlicher Sohn des Generals Grafen Girardin). Gewiß eine echt französische Idee! Was aber noch toller, Girardin hat diese Idee angeregt, ihm auch wird das Buch dedicirt; es soll beweisen, daß die Menschheit seit Jahrtausenden ungerecht in ihrem Vorurtheil gegen die unehelichen Kinder gewesen. Verfasser ist A. Charguérand, von dem man bereits einige historische Arbeiten hat.

An der Mauth von Givet an der belgischen Grenze wurde eine Dame angehalten, welche, wie die Untersuchung ergab, in ihrer Krinoline 14 Kilogrammes Schießpulver nach Frankreich einschmuggeln wollte.

Den Hufschmieden droht von Amerika aus eine gefährliche Konkurrenz. Es sind dort Maschinen im Gange, die 240 Hufeisen in einer Stunde anfertigen. Die Eisen sind aus Gußstahl, der unmittelbar in der Maschine gegossen wird; sie sind etwas theuerer, als die schmiedeisernen, sollen aber auch um so viel länger halten.

In einer ungarischen Stadt tanzte man kürzlich zum Besten der Errichtung eines — Grabdenkmals des ungarischen Dichters Katona Jozsef.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 44:

Heupferd.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 47. Dienstag, 19. April 1859.

Das Heideröschen.

(Fortsetzung.)

3.

Müller war ein anderer Mensch geworden, aber exzentrisch nach wie vor; hatte er früher für seine abstrakten Philosopheme geschwärmt und sich ihnen ausschließlich hingegeben, so überließ er sich jetzt eben so ausschließlich und mit gleicher Schwärmerei seiner Leidenschaft. Freunde, Studien, Bücher waren für ihn nicht mehr da; er lebte mehr auf der Heideschenke als zu Hause, und Rosette war überselig, ihren „Bräutigam" so verändert, so froh und glücklich zu sehen. Bräutigam nannte sie ihn vor sich und vor der Mutter, obgleich nach Verlauf von mehreren Wochen seit jener Erklärung in der Laube noch keine förmliche Verlobung stattgefunden hatte; die zaghaften Frauen, besonders die schwache, sich so abhängig von ihrem Bruder fühlende Mutter, hatten sich noch immer gescheut, dem herrschsüchtigen und gegen Müller so eingenommenen Onkel rund heraus zu erklären, wie die Sachen standen und stehen sollten. Jetzt aber mußte endlich Ernst gemacht werden; der häufige Besuch des Doktors und die Vertraulichkeit zwischen ihm und Rosetten war dem Hauspersonal und selbst den Gästen schon zu sehr aufgefallen, als daß man ohne Nachtheil für des unbescholtenen Mädchens Ruf noch länger hätte zaudern dürfen, mit einigen weißen, bedruckten Papierstückchen den Klatschmäulern einen Riegel vorzuschieben.

Man würde sich in der Stadt über des Doktors Verbindung mit der wohlhabenden und nicht ungebildeten Wirthstochter gar nicht sehr verwundern. Müller, dessen Vater ja auch nur Bäcker gewesen sey, mache eine recht gute Partie und würde wahrlich mehr Neid als Mitleid erregen. So hatte ein vornehmer alter Stammgast gesprochen, dessen Rath die Mutter eingeholt, und die gute Frau war, obgleich sie auch den von dem Onkel so sehr begünstigten Bäumlein gern hatte, doch nun um des lieben Kindes willen fest entschlossen, dem Verhältniß zu Müller eine solide Form zu geben und, so schwer es ihr auch wurde, heute noch den Onkel zum Verlobungsfest der Tochter einzuladen. „Ach Gott, ach Gott, wie wird der mich ansehen!" seufzte das Mütterlein nach solchen Gedanken vor sich hin.

Unsere überglücklichen Liebesleutchen saßen mit der Mutter an einem heißen Julinachmittag beim Kaffee; die Wirthin war ungewöhnlich ernst, ihr schlug das Herz; auch Rosette war unruhig, denn heute sollte und mußte also der Onkel Alles erfahren und zwar frisch und frei heraus, sobald er kam. Und er kam bestimmt, denn er hatte auf den Nachmittag Arbeiter auf die Heideschenke bestellt, um mit ihnen wegen Uebernahme von Wasserbauten und Stockrodungen zu unterhandeln.

Müller ahnte nichts von der ängstlichen Verlegenheit der Frauen; ihm war's ganz recht, daß nun eine förmliche Verlobung stattfinden sollte, welche die schöne Zauberin, die ihn und seine Geistesrichtung so ganz umgewandelt, noch unauflöslicher mit ihm verband. Es kümmerte ihn wenig, was der Förster Böse davon denke; in diesem sah er nur einen rohen, grillenhaften Menschen, dem er zufällig nicht gefiel. Daß aber dieser Onkel so ganz entschieden gegen seine Verbindung mit der Nichte war und besonders in letzterer Zeit den Frauen gegenüber nur in den wegwerfendsten Ausdrücken von ihm gesprochen hatte, das ahnte Müller nicht und saß deßhalb da mit der ruhigsten Miene von der Welt, als die angelehnte Thür aufflog und der Jagdhund hereinschoß, welchem der Förster unmittelbar folgte.

Digitized by Google

Böse kam nicht allein, er zog lachend und scherzend den Gutspächter Bäumlein mit sich, welcher den die Farbe wechselnden Frauen ein blödes Kompliment machte. Müller ärgerte sich über des Försters Grobheit, der ihn heute nicht einmal gegrüßt, gar nicht that, als ob er da wäre, und dem verlegenen Bäumlein einen Sessel mit den Worten zuschob: „Da setzen Sie sich, lieber Bäumlein; nach einem so prächtigen Geschäft müssen wir ein Glas Wein trinken. Schwester, hole uns doch eine Flasche von dem Scharlachberger, den ich von dem Mainzer gekauft, weißt, von dem lehmfarbigen, und bring' zwei Gläser mit."

Die Schwester brachte den Wein, aber statt der verlangten zwei Gläser brachte sie drei und setzte eines derselben vor den Philosophen hin. Dieser schob das Glas aber mit einem „Danke, Madame," zurück, und der Förster verlor nicht ein Wort, um ihn einzuladen, sondern schlug die gekränkte Wirthin vergnügt auf die Schulter und rief: „He, Schwester, und Du, Rosette, Ihr habt dem Herrn Bäumlein schönstens zu gratuliren!"

„Gratulire bestens!" sagte die Mutter beklommen.

„Ne, über das Weibsvolk!" lachte der Förster auf, „das schwatzt immer so in den Tag hinein! Du gratulirst da dem Bäumlein und weißt noch nicht wozu. Da schaut mal her, Du auch, Rosette!"

Aber Rosette ging zur Thür hinaus und Bäumlein sah ihr mit der betrübtesten Miene nach, als er ein zierlich gefaltetes Papier mit einem großen Siegel aus der Brusttasche zog und auf den Tisch legte. Der Förster nahm wieder für ihn das Wort. „Da, schau' doch 'mal an, das ist der Kaufbrief. Heute Morgen ist Herrn Bäumlein das Gut zugeschlagen und billig hat er's bekommen. Da, jetzt gib dem Herrn die Hand, Schwester; glaube nicht, daß er nun stolz wird. Der Herr Bäumlein ist uns viel zu gut, nicht wahr, Gutsherr?" Und damit klopfte der Förster in höchster Vertraulichkeit auf des hocherglühenden Käufers Pausbacken. Der neue Gutsherr suchte stammelnd nach Worten und ergriff mit vieler Wärme die Hand der Wirthin, welche ziemlich kühl ihre Freude über den Ankauf aussprach und, Geschäfte vorschützend, der Tochter in die Küche nachfolgte.

Ueber Böse's Stirn flog eine Zornwolke, er schüttelte unmerklich mit dem Kopf und stieß heftig mit Bäumlein an, dessen muntere Aeuglein gar nicht so vergnügt wie sonst über die rothen Backen wegglänzten.

„Heute ist mit dem Onkel nichts anzufangen," seufzte die Mutter in der Küche, „dem wär's gerade recht, wenn ich ihm jetzt sagte: der Bäumlein wäre ein Mann für unsere Rosette. Dann wäre Alles gut."

„Der Bäumlein kann nie und nimmer ein Mann für mich werden," wandte Rosette heftig ein und Thränen entstürzten ihren Augen. „Ich weiß überhaupt nicht recht, warum wir uns so vor dem Onkel fürchten, er ist doch mein Vater nicht, und ich gehe jetzt auf der Stelle zu ihm hinein und stelle ihm den Doktor Müller, den er so unverschämt grob behandelt, als meinen Bräutigam vor."

„Nur jetzt nicht, Kind, um Gotteswillen nicht!" beschwichtigte die schwache Frau, „nur vor dem Bäumlein nicht. Wie sähe das aus! Geduld nur! Wenn morgen der Onkel allein kommt, werde ich —."

Der Klang des Küchenfensters unterbrach die Mutter. „He, Schwester, wir können noch eine Flasche gebrauchen und wenn's zwei sind," rief Böse in die Küche, und die Mutter ging, um dem Bruder das Verlangte zu holen. „Der trinkt sich heute in Aerger," seufzte sie, als sie in den Keller hinabstieg, „Gott, wenn er nur heute erst fort wäre, — welche Sorge und Noth hat man doch um ein Kind!"

Böse und Bäumlein sprachen dem aufgetragenen Wein scharf zu, und bald fehlte es nicht an Stichelreden auf den immer stumm dasitzenden Müller, bis dieser beleidigt seinen Hut ergriff, den Frauen in der Küche ein kurzes Lebewohl zurief und davonging. Das war das erste Mal, daß der Doktor verstimmt die Heideschenke verließ und auf dem Weg zur Stadt anstatt wie sonst nur an Rosette zu denken, wieder in's Philosophiren kam über die Rohheit des ungebildeten Bewußtseyns und über die niedrige Stufe, welche der Förster in den zu Tage tretenden Erscheinungen des Menschengeistes einnehme.

(Fortsetzung folgt.)

Ein dramatischer Dichter.

Vor einigen Tagen erschien bei einem dramatischen Dichter in Paris ein Fremder, der, als der Diener ihn um den Namen bat, mit den kurzen Worten ihn abfertigte:

„Ihr Herr kennt mich nicht."

Digitized by Google

Der Schriftsteller läßt den Fremden in sein Kabinet eintreten und erblickt einen Mann von ungefähr dreißig Jahren, mittlerer Größe, vollständig kahl, aber mit einem dicken Bart und brauner Gesichtsfarbe. Er war blaß, seine schwarzen Augen glänzten hell wie die Diamanten Brasiliens, und der Fremde hatte, um es mit einem Worte zu sagen, eines jener wunderbaren Gesichter, die unwillkürlich fesseln und deren Blick wenn er uns begegnet, wie ein Wurfgeschoß sicher und fest sein Ziel trifft.

„Mein Herr," sagte der Fremde in ziemlich gutem Französisch, „seit ich in Paris bin, besuche ich alle Theater, habe alle Stücke, die en vogue sind, gesehen, und glaube nun, daß ich ein Sujet besitze, das weit ergreifender und pikanter ist, als Alles, was Sie täglich erfinden."

„Wollen Sie sich erklären, mein Herr," sagte der dramatische Schriftsteller, neugierig gemacht.

„Nun denn, in dem österreichischen Korps, welches der General *** in der Lombardei kommandirte, war ein Artilleriekapitän, der am Tage der Niederlage Karl Albert's bei Navarra eine Kugel in die Brust erhielt. Der Offizier wurde halb todt in einen Palast von Parma gebracht. Der Besitzer des Palastes stand auf der Seite der Italianissimi. Die Tochter des Hauses war schön, der Offizier liebte sie und wurde geliebt. Was soll ich Ihnen sagen, mein Herr? Von seinen Wunden geheilt, erhielt er einen Abschied als Rekonvaleszent und verließ Parma. Einige Tage später folgte ihm die schöne Amalie nach Mailand. Diese Liebe, auf welcher der Fluch der Eltern ruhte, konnte nicht glücklich seyn. Der Entführung angeklagt, konnte Franz nicht in seinem Regiment wieder eintreten und mußte nach der Schweiz fliehen. Das Elend war im Anzug; die Unruhe, die Gewissensbisse, vielleicht auch die Entbehrungen mußten auf seine Gehirnnerven gefährlich einwirken. Ich will mich kurz fassen. So wissen Sie denn, daß Franz wahnsinnig wurde . . . Aber was haben Sie, mein Herr?"

„Ihre Geschichte gleicht ganz merkwürdig . . . Doch fahren Sie fort, ich bitte Sie."

Die Mutter Amaliens ließ ihnen einige Summen insgeheim zukommen; die junge Frau hegte für ihren geliebten Gatten eine exaltirte italienische Leidenschaft; sie hätte ihr Leben geopfert, um ihm seine Vernunft wiederzugeben. Amalie zog die geschicktesten Aerzte, die berühmtesten Physiologen zu Rath, und zwei von ihnen erklärten, daß Franz von seinem Wahnsinn geheilt werden könne, wenn er von einer ungeheuren Aufregung durch und durch erschüttert würde. Einige Tage darauf zündete Amalia, welche mit ihrem Gatten auf das Land gegangen war, um ihn aus seiner Lethargie zu reißen, eine Strohhütte an, und erschien inmitten der Flammen, welche geschickt gerichtet waren, ihrem Gatten, der im Garten spazieren ging, aber ruhig dem furchtbaren Akte zusah, als ob er keine Ahnung von der Gefahr hätte, in dem seine geliebte Frau schwebte. Der erste Versuch war somit mißlungen, und sie wagte es nicht, einen zweiten zu versuchen. Es verflossen einige Wochen, und je mehr der Wahnsinn des Armen sich entwickelte, desto leidenschaftlicher liebte ihn die Italienerin. Eines Abends kam ein furchtbarer Brief von Parma an. Ihre Mutter war so eben gestorben und sandte ihr vom Todtenbette die Vergebung, welche der strenge Graf von M. ihr hartnäckig verweigerte. Ihr Hirn glühte, der Schmerz, die Liebe, die Reue versetzten sie in die höchste Aufregung; sie ergriff einen kleinen Dolch, jene Florentiner Art, welche man puguale della misericordia nennt, und sich vor ihren Gatten stellend, tauchte sie ihn in ihre Brust...."

„Furchtbar! Und Franz?" rief der Schriftsteller.

„Franz?... Franz war von dem Blute seiner armen Amalie bedeckt! Wenn er sich nicht mit dem noch heißen Dolche tödtete, so geschah es, weil sein Wahnsinn diesem furchtbaren Stoß nur während der Nacht wich."

„Er kam also wieder zu sich?"

„Ja, mein Herr."

„Aber," versetzte der Schriftsteller, „sein Leben war von solchen Schmerzen gepeinigt, daß er noch tiefer in jenen Abgrund sank, in welchem die geistigen Fähigkeiten des Menschen untergehen ... Sechs Monate später begrub man ihn auf dem Kirchhof der Mönche von Fiesole, auf dem Hügel, welcher Florenz beherrscht."

„Wie wissen Sie das?" rief der Fremde. „Ja, er hat allerdings Trost bei jenen Mönchen gesucht... Aber er hat gelebt, er lebt . . ."

„Ich zweifle daran!"

„Er steht vor Ihnen."

„Sie sind Franz v. ***?"

„Woher wissen Sie meinen Namen?" rief der Fremde.

„Das werde ich Ihnen sogleich erklären! Aber vor Allem wollen Sie mir sagen, was Ihre Absicht war, als Sie mich baten, diese Geschichte anzuhören?"

„Daß Sie ein Drama machen, in welchem ich die Rolle von Franz, mich selbst, spielen werde. Dieser Gedanke, dieser Wunsch, dieser Wahnsinn

Digitized by Google

kam mir gestern im Théâtre français, als ich ein Drama, das den Titel: „Fiammina" führt, spielen und darin eine Debutantin auftreten sah, deren Züge, Haltung, Stimme, kurz Alles mich an meine arme und heißgeliebte Amalie erinnert, an sie, die gestorben ist, um mir meine Vernunft wieder zu geben!"

Der Offizier sprach von Fräulein v. Voyod, die in diesem Augenblick mit großem Glanze im Théâtre français debutirt, und deren schönes Gesicht, tiefes Organ und magnetisches Spiel etwas von italienischer Leidenschaft hat.

„Mein Herr," sagte der Schriftsteller, „ich war in Italien zur Zeit, wo die furchtbare Geschichte spielte, die Sie mir erzählten; ich kannte sie mit allen Varianten, mit denen sie erzählt wurde. Sie können sich deßhalb denken, wie sehr mich Ihre Anwesenheit rührt und überrascht. Denn ..."

„Vollenden Sie, mein Herr."

„Denn ich habe vor mehreren Jahren Ihre Geschichte in einem Buche veröffentlicht, das man für einen outrirten Roman erklärte und das den Titel führt: der Krystalldolch."

„Ah!... Ah!..." machte der Verrückte, „Sie haben mich nicht erwartet!... Aber nehmen Sie sich in Acht! Wenn Sie Amalia verleumdet haben, so werden Sie es mit Ihrem Leben bezahlen. Was liegt mir an dem meinigen?... und wenn Sie das Drama nicht machen, wenn ich es nicht mit diesem jungen Mädchen spiele, die mir Zug für Zug die vor Augen führt, welche für mich gestorben ist ... so gewärtigen Sie das Schlimmste! Ich werde die Heldin nicht ungerächt lassen. Ich muß dies Drama haben, verstehen Sie! Ich will, ich muß."

Nun war es höchste Zeit, daß der Dichter läutete; der arme Wahnsinnige hatte einen Anfall von sehr gefahrdrohender Art. Man hatte alle Mühe, ihn mit Hilfe von einer Anzahl Herbeigekommener festzuhalten. Die Krisis war noch nicht vorüber, als ein alter Mann eintrat. Es war sein Vater, der alte Baron v. *** ... Franz war ausgebrochen; man suchte ihn überall und ein Zufall hatte auf seine Spur geführt. Man brachte ihn fort, als er ruhig und wieder einigermaßen vernünftig geworden. Er entschuldigte sich aufs höflichste wegen der Störung. Als der Dichter allein war, sagte er bei sich: „Ist es nicht wunderbar, daß der Held einer Geschichte, die ich auf meinen Reisen gehört, zehn Jahre später zu mir kommt und mir den Lebend zeigte, den die Logik eines Romans hatte sterben lassen?"

(St. Ill. Ztg.)

Mannigfaltiges.

(Ein fanatischer Systematiker.) Pfarrer: Sie wollen also wirklich wieder heirathen, Herr Bärenwirth!? Wirth: Schätz' währlich wohl, i will! Pfarrer: Und die Schwester von Ihrer vorigen Frau? Sie haben ja mit der Verstorbenen nicht gut gelebt. Wirth: Noi wäger, wia Hund und Katz'! 's ischt mei dritte Frau gwea und älle sind se Schwestern gwea und mit koiner han i guat g'haust, aber g'rad deßwega nimm' i jetz' die viert' Schwester au zur Frau; i will se schoo kriaga! Pfarrer: Aber ich sehe keinen Grund ein. Warum denn eigentlich? Wirth: Wisset Se, Herr Pfarrer, i moin eba, 's ischt 's Beschte, wenn i giei da ganza Schtamm ausrott'!

Täuschungen.

Ihr seht ein Antlitz oft, so freundlich helle,
So ungetrübt und froh zu jeder Zeit;
Daß Ihr nicht denken könnt von einem Leid,
Von einem Schmerze, dessen bitt're Quelle

Es birgt in seines Herzens tiefster Stelle!
Und doch, so Manche, die Glückseligkeit
Euch täuschend zeigen, — deren Inn'res schreit
Oft schmerzlich auf und grollt wie Sturm und Welle.

Ein spiegelglatter See scheint oft die Stirne,
Darunter die Verzweiflung im Gehirne
Mit dem Verstande ringt um einen Preis..

Gleich dem Vulkane kann die Seele brennen!
Doch darf die Welt nicht ihre Qualen kennen:
Wir schweigen, lächeln — lächeln kalt wie Eis.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 48. Freitag, 22. April 1859.

Das Heideröschen.

(Fortsetzung)

Rosette war unglücklich, die Mutter dem Zorne nah, und gerade diese Stimmung würde die Sache zu dem gewünschten Ende gebracht haben, wenn die Mutter noch Zeit gehabt hätte, in ihrem durch den Zorn geweckten Muth dem Bruder rund heraus zu erklären, daß der Doktor Müller und kein Anderer ihr Schwiegersohn werden solle. Aber kaum hatte sie sich zu dieser entschiedenen Erklärung zusammengenommen, als Gäste in die Stube traten und den muthigen Anlauf der Frau unterbrachen. Bäumlein und der Förster entfernten sich in aufgeregter Stimmung und schritten dem Walde zu. „Ich will nicht Böse heißen," sprach der Förster, „wenn wir nicht Sonntag über vierzehn Tage schon so weit sind, daß Sie Ihren Blumenstrauß nehmen und als willkommener Freiersmann auf die Schenke gehen; lassen Sie mich nur machen!"

„Ach, lieber Böse, so schnell wird's nicht gehen," seufzte Bäumlein, „der Rosette hat's der Schulfuchs gar zu sehr angethan."

„Den soll der Teufel holen!" fluchte Böse und stieß den Gewehrkolben vor sich auf. „Morgen nehme ich die Schwester 'mal bei Seite und rede vernünftig mit ihr. Himmelsapperment, sie wird doch das Glück ihres Kindes nicht zur Thür hinausstoßen wollen! Und die Rosette, die ist noch ein dummes Kind, die wird schon ablassen von dem blöden Träumer, wenn die Mutter ernstlich will. Von Verlobung mit diesem Doktor ist noch gar keine Rede gewesen. Das Weibsvolk ist noch zur Vernunft zu bringen, glauben Sie mir's, Bäumlein. Ich will und will das Kind glücklich sehen, und Sie sind einmal der rechte Mann für Rosette; nachher wird sie's schon einsehen und es mir ihr Leben lang Dank wissen, daß ich ihr von dem Schulfuchs geholfen."

Die Sicherheit Böse's tröstete den verliebten Bäumlein, und beide Männer trennten sich beruhigter mit herzlichem Handschlag.

Schon früh am folgenden Morgen kam der Förster zur Heideschenke, zog die Schwester bei Seite und sagte ihr rund heraus, daß er als Freiwerber für den Bäumlein komme. Er setzte ihr ruhig die Gründe und die in die Augen springenden Vortheile auseinander, welche eine solche Verbindung für das Kind als ein großes Glück erscheinen ließen, und sprach diesmal so sanft, so beredt und überzeugend, daß es ihm wirklich gelang, die Mutter zu bestimmen, wenigstens noch einmal die Sache mit Rosetten in ernstliche Ueberlegung zu ziehen. Es war der guten Frau allerdings ein lockender Gedanke, ihre Tochter als Frau Oberamtmännin in Hochhausen zu sehen. Nach den Verhältnissen, in welchen sie geboren und erzogen war, konnte sie sich kein größeres Glück für ihr Kind vorstellen und wünschen, als diesen weitläufigen Titel, mit welchem man in dortiger Gegend die Frauen der auf freien Gütern wirthschaftenden Oekonomen beehrte. Wie vornehm und stattlich ging nicht die Oberamtmännin von Bachrode einher, Sonntags und Alltags immer in schweren seidenen Kleidern und beständig eine goldene Uhr am Gürtel, noch einmal so breit und dick, wie sie ihr seliger Gottlieb nur Sonntags zuweilen mit unendlicher Sorgfalt in die Tasche gesteckt hatte. So könnte die Rosette als Frau Oberamtmännin Bäumlein auch einhergehen, und es würde ihr Alles noch viel hübscher stehen als der dicken Bachroder Gutsfrau. Solche Gedanken hatte der Bruder in der schwachen und von ihm abhängigen Wirthin geweckt und damit wenigstens so viel erreicht, daß sie vor der Hand weder Muth noch Lust hatte, von einer Ver-

Digitized by Google

lobung Rosettens mit Müller zu ihm zu sprechen. Fortan ward zwischen Schwester und Bruder täglich hin und her verhandelt und erwogen. — Müller wurde von der Mutter kühler empfangen und mußte vom Onkel zu verschiedenen Malen unverschämte Grobheiten hinnehmen. Der arme Philosoph fühlte zum ersten Male die harten, bis in die innerste Seele treffenden Stöße des rauhen Lebens; er fing an, sich seiner früheren, wenn auch eingebildeten Zufriedenheit unter seinen Büchern zu erinnern, und wäre ihm nicht Rosette mit immer gleich treuer und feuriger Liebe entgegengekommen, so hätte er sich wohl mit den bittersten Gefühlen wieder auf sein Studirzimmer zurückgezogen und wie der Philosoph Hegesias die Glückseligkeit in der Wollust des Schmerzes gesucht.

Rosette blieb den Wünschen der Mutter und den Bestürmungen des Onkels gegenüber unerschütterlich. Mit der zähen Kraft einer treuliebenden Seele hing sie an dem Mann ihrer Wahl, und als sie schmerzlich genug wahrnahm, wie übel man jetzt den Albert auf der Schenke empfing, da fand sie ihn fürder in der entferntesten Gartenlaube, wenn er heimlich zur bestimmten Stunde heranschlich, oder auf der Rasenbank unter der stämmigen Hainbuche im nahen Walde, wo wir das damals so glückliche Mädchen zuerst mit dem Onkel sahen.

Der Bäumlein war nun wirklich an einem Sonntagsmorgen gekommen und hatte förmlich um Rosette angehalten; der Onkel und die Mutter hatten heftig zugeredet, sie aber hatte vor Weinen weder ja noch nein sagen können, und der Bäumlein war trüb weggegangen.

Doch werde er wieder kommen, sie würde sich schon eines Besseren bedenken, habe der Onkel gesagt, erzählte Rosette am Nachmittag nach jenem stürmischen Morgen dem bekümmerten Geliebten auf der Rasenbank unter der Hainbuche. „Aber ich besinne mich nie eines Besseren, wie sie sagen, mein theuerer, mein einziger Albert," fuhr das Mädchen leidenschaftlich fort und küßte in der traulichen Waldeinsamkeit dem Trauernden die trüben Wolken von der Stirn, „gib Acht, die Mutter, wenn sie mich fortwährend so unglücklich sieht, ist bald ganz umgestimmt."

„O Deine Mutter," fuhr Müller auf, „Deine Mutter ist die schwächste, wankelmüthigste Frau! Sie erscheint mir albern mit ihrer Furcht vor diesem Böse, sie konnte und mußte von Anfang an ganz anders gegen ihn auftreten, dann —"

„Zürne der Mutter nicht, lieber Albert," unterbrach ihn Rosette begütigend und verweisend, „sie ist ja so gut. Der Onkel hat ihr in letzter Zeit gar zu hart zugesetzt, aber wenn meine Thränen sie überzeugen, daß ich ohne Dich nun und nimmer glücklich seyn kann, so gibt sie uns den Segen zu unserer Verlobung, mag auch der Onkel toben, wie er will."

Das muthige Vertrauen des schönen Mädchens beschämte unseren verzagten Philosophen; er fühlte, daß er in seiner und Rosettens Angelegenheit bisher viel zu wenig selbstthandelnd aufgetreten war. Er hatte die Dinge eben gehen lassen, wie sie gingen, und seine Unbeholfenheit den zunächstliegenden Anforderungen und Fragen des praktischen Lebens gegenüber, sowie sein stolzes, selbstgenügsames Zurückziehen vor den Personen, welche ihm feindlich in den Weg traten, hatten diesen freies Spiel gelassen. Jetzt aber wollte er gegen den Böse und den Bäumlein gehörig auftreten, versicherte er, Rosetten die Hand drückend, jetzt wollt' er's ihnen zeigen, daß sie sich in Dinge mischten, die sie nichts angingen. Dem Böse wollte er's gleich morgen gerade vor den Bart sagen, daß er seiner Nichte nichts vorzuschreiben habe in Sachen, die er nicht verstände, und wenn der Förster sich wieder Grobheiten unterstehe, so solle er erfahren, daß er keinen seiner untergebenen Holzhauer oder Hasentreiber vor sich habe.

„Ja, sprich nur einmal frei heraus, lieber Albert," munterte Rosette auf, „zwar mit Schonung und Mäßigung, aber ganz dreist. Ach, dann bekommt auch die Mutter Muth, wenn ihr nur ein Mann kräftig zur Seite steht!"

Diese unbefangen hingeworfenen Worte trafen Müller hart wie ein Vorwurf. Er fühlte es mit Schmerz und Scham, daß er allerdings nicht mannhaft genug aufgetreten sey. Aber ich bin doch kein Feigling, sagte er bei sich, das kommt nur daher, weil ich kein Ding im gewöhnlichen Leben beim rechten Ende anzugreifen gelernt habe. Ich mußte mich bei der früheren Gunst der Mutter von vornherein ganz anders zu dem Böse stellen, nun aber soll's auch anders werden. „Noch ist nichts verloren!"

Die letzten Worte hatte Müller unwillkürlich laut vor sich hingesprochen; Rosette drückte ihm im innigen Einverständniß die Hand und Beide wandelten plaudernd und kosend und Hand in Hand den Waldweg entlang, Rosette, das Schlauköpfchen, unterrichtete den Geliebten, der sich heroisch zusammennehmen und sein Schicksal nicht ferner von einem „beliebigen, ungebildeten Stukenförster" durchkreuzen lassen wollte, über alle kleinen Schwächen des Onkels, gab mit seiner

Digitized by Google

Beobachtungsgabe dem unbeholfenen Philosophen manch' vortrefflichen, praktischen Wink und mahnte sorgsam klug von einem allzugroben Auftreten ab, denn damit komme man bei dem Onkel am wenigsten durch.

„Laß mich nur machen, Kind," unterbrach Müller im Kraftgefühl seiner Vorsätze das kluge Mädchen und warf die Nase auf, „ich werde schon mit Deinem Onkel zu reden wissen, er soll sich —."

„Ach Gott!" schrie Rosette auf und hielt ihren taumelnden Freund, der, über eine Baumwurzel strauchelnd, dem Fallen nahe gewesen war, mit fester Hand. „Ei, wo sind wir denn in unserer Plauderei hingerathen?" fragte Müller verwundert, als er wieder auf festen Füßen stand, „dies ist der rechte Weg nicht."

„Gott, nein," lispelte Rosette in Angst, „die Sonne steht schon hinter den Eichen, es wird Abend werden, die Mutter wird nach mir rufen und suchen; laß uns eilen, lieber Albert, auf den rechten Weg zu kommen."

„Nur nicht ängstlich, Herzensschatz," sachte Müller, nahm das geliebte Mädchen beim Kopf und küßte es liebselig unter den Zweigen des Buschwerks, welches sich immer dichter ineinander schlang und sich wie neidisch mit seinem schwanken Blattwerk zwischen die Küssenden drängte.

„Folge mir nur rasch nach, ich biege vor Dir her die Zweige auseinander," munterte Müller auf, „wir werden bald den Waldrand erreicht haben, dann muß ich freilich der Leute wegen zurückbleiben; lächerlich das! Nun, es soll aufhören, noch diese Woche werden Karten gedruckt, dann gehe ich mit Dir, meine Braut, Arm in Arm durch Wald und Feld und Stadt, ich will's dem Böse schon sagen. Und wenn er schwarz wird vor Aerger und nicht zu unserer Verlobung kommt, so bleibt er weg und dann ist's am besten."

(Fortsetzung folgt.)

Ein verhängnißvoller Wirbel.

In Wien, wo die Häuser so hoch sind, wie die Berge Norddeutschlands, und die Gassen so eng, daß, wenn Zwei sich begegnen, der Stärkere den Schwächeren mit der Achsel zehn Schritte weit mit sich schleppt, lebte einst ein altes, grau angezogenes dürres Männchen, Namens Stäblein. Stäblein war ein geborener Musikus; wenn seine Mutter ihm, da er noch in der Wiege saß, den Brei in den Mund gestrichen hatte, griff er jedes Mal mit einer Art Leidenschaft nach dem hölzernen Löffel und trommelte so tapfer auf der zinnernen Schüssel herum, daß sein Vater, der ein besonderes Augenmerk auf die Anzeigen schlummernden Genies hatte, seinen Sohn alsbald der musikalischen Kunst widmete; und in der That, — nach fünfzig Jahren saß Stäblein als Paukenschläger in einem hochberühmten Theater Wiens. Auf seiner Nase steckte gewöhnlich eine große Brille aus Bein, und auf seiner Stirne lagen Furchen, so dick wie die Saiten seines Nachbars, des Brummbaßgeigers. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Stäblein der brauchbarste Paukenkünstler seiner Zeit, ja vielleicht aller Zeiten von Adam bis Mozart gewesen ist; gleichwohl war er taub. Allein er zählte seine 2—300 Paukentakte mit solcher Redlichkeit, mit solchem Scharfblick auf den Kapellmeister, daß eher alle anderen fünfundzwanzig Musici aus dem Takte gekommen wären, als er allein; und wenn seine Zeit gekommen war, schlug er einen so runden, prallen, jauchzenden Wirbel, daß alle Gallerien in Entzückung schwelgten.

Da ereignete sich einmal folgender merkwürdige Fall. Ein bekannter Kunstgönner feierte seinen Geburtstag und mehrere Kollegen Stäbleins beschlossen, ihm eine Serenade darzubringen; die Serenade war ein hübsches Stück Arbeit und schloß mit einem langen Paukenwirbel. „Diesem ist nur Stäblein gewachsen!" hieß es, und Stäblein war stolz, daß man denselben nur ihm anvertraute. An dem bestimmten Abende zogen also unsere Musici, Mann für Mann, durch die engen Gassen mit hoffnungsvollen Herzen und leeren Beuteln vor das Haus des Gefeierten in der Krummstraße und stellten sich unter dem Balkone auf. Da stand der Flötist mit seinem schiefen Gesichte, daneben stand der Clarinettist mit froschmaulartigem Munde, an ihn reihte sich der Oboist mit der feingespitzten Zunge, endlich kamen die Geiger zusammt der riesigen Baßgeige. Das Haus war aber ein Eckhaus mit einem gewaltigen Eckſteine, einem wahren Steine des Anstoßes, und für Stäblein war kein Platz in der Krummgasse, er mußte sich daher links in der Quergasse zwischen seinen Pauken aufpflanzen. Die Musik begann, ein Flötenpfiff sollte den Festherrn herauslocken; — holla! Wie der Wind fliegt ein nahestehender Polizeimann herbei und stöbert die enttäuschten Künstler vom Platze.

Bald war Alles ruhig wie während einer Generalpause. Horch! Was ist das für ein entsetzlich

Digitized by Google

gräßlicher Trommelwirbel in der Quergasse? Rebellion? — Und aus allen Gassen und Gäßchen laufen die Polizisten zusammen und packen den armen Stäblein, der seine 500 Pausen gewissenhaft gezählt und endlich — es war der schönste Moment seines Lebens — seine Kunst herrlicher als je entfaltet hatte. Ach, die erschrockenen Kameraden hatten vergessen, den Unglücklichen mitzunehmen, der jetzt vor das Gericht geschleppt wurde.

„Wisset Ihr, warum Ihr verhaftet seyd?" fragte der lauernde Richter. Stäblein schüttelte den Kopf und erklärte, seine Ohren seyen unzurechnungsfähig. „Ah, die Finessen kennen wir; ein rauher Musikus! ha, ha! Sonst habt Ihr Nichts zu sagen? — Vier Wochen Arrest."

Da stürzte der Theaterkapellmeister, untröstlich über diesen Schlag des Geschickes, in den Gerichtssaal und klärte die Sache auf. Stäblein wurde entlassen; aber er war nicht mehr der alte sekundengenaue Stäblein; so oft er zu pausiren hatte und der Zeitpunkt herankam, wo er einfallen sollte mit seiner Donnerstimme, blickte er erschrocken nach rechts und links, nach vorne und hinten, ob ihn nicht Einer packe und vergaß die gezählten Pausen und verabsäumte den Wirbel.

So gehen die herrlichsten Talente zu Grunde und müssen pensionirt werden; das Letztere passirte nämlich auch unserem guten landesfürstlichen Theaterpaukenschläger Ambrosius Stäblein.

Mannigfaltiges.

Die von Fizeau in Vorschlag gebrachte Methode, den Zeitwerth mittelst rapider Umdrehung eines Cylinders in Raum umzugestalten, hat ihre Anwendung auch auf die Messung der Schnelligkeit eines Nerveneindrucks gefunden. Ein solcher 1000 Mal in einer Sekunde sich drehender und in 360 Grade eingetheilter Cylinder ist im Stand, den 360,000sten Theil, oder, wenn er sich 1500 Mal in einer Sekunde dreht, den 540,000sten Theil einer Sekunde zu messen, und selbst dies läßt sich noch durch ein Mikroskop unterabtheilen, so daß man ein 10-Millionstel oder vielleicht nur ein 100-Millionstel einer Sekunde erhält. Durch diese ungemeine Winzigkeit der Unterabtheilung der Zeit ist es möglich, selbst die Schnelligkeit eines Nerveneindrucks zu messen. Wird dem Arm ein elektrischer Stoß gegeben, so erzeugt dies ein Gefühl und eine Zusammenziehung der Muskeln. Wenn man daher das Zeitintervall zwischen dem Stoß und der Zusammenziehung anmerkt, so wird man die von der Fortpflanzung des Gefühls und der Thätigkeit des Gehirns, wie rasch dies auch geschehen mag, in Anspruch genommene Zeit bestimmen können. Auf solche Weise hat Herr Helmholtz, von welchem diese Experimente auf's Sorgfältigste angestellt worden sind, gefunden: 1. daß Gefühle in das Gehirn fortgepflanzt werden mit einer Geschwindigkeit von ungefähr 180 Fuß in der Sekunde, oder dem Fünftel des Betrags eines Tons, und zwar ist dies nahezu bei allen Personen der gleiche Fall; 2. das Gehirn braucht den zehnten Theil einer Sekunde, um seine Befehle den Nerven zukommen zu lassen, von denen die freiwillige Bewegung abhängt; allein dieser Betrag schwankt bei verschiedenen Individuen, und bei einem und demselben Individuum in verschiedenen Zeiten, in hohem Grade, je nach der Gemüthsstimmung oder der Beschaffenheit in der Zeit, und ist um so regelmäßiger, je gespannter die Aufmerksamkeit ist. 3. Die Zeit, welche die Bewegungsnerven zur Fortpflanzung eines Befehls an die Muskeln brauchen, ist nahezu dieselbe wie die, welche die Gefühlsnerven brauchen, um ein Gefühl zu übertragen; überdies vergeht mehr als nahebei ein Hundertstelsekunde, ehe die Muskeln in Bewegung gesetzt werden. 4. Die ganze Operation erheischt ein und ein Viertel bis zwei Zehntel einer Sekunde.

Als kürzlich in Berlin ein 14jähriger Bursche, der schon zweimal wegen Diebstahls Strafe erlitten hatte, zum dritten Male wegen Taschendiebstahls auf der Anklagebank saß, empfahl ihn seine mit anwesende Mutter der Milde des Gerichts mit den sonderbaren Worten: sie sey Wittwe und Mutter mehrerer Kinder und dieser Sohn sey „ihre einzige Stütze."

Räthsel.

Wer soll Meister seyn?
Wer soll Geselle seyn?
Wer soll Lehrjunge seyn?

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 49. Sonntag, 24. April 1839.

Ostern!

Du Osterzeit, so schön geweiht
Tiefinnerstem Gemüthe,
Der Lenz erneut und draußen reiht
Sich drängend Blüth' an Blüthe!
Die Amsel singt, die Lerche schwingt
Sich jubelnd in den Höhen,
Blauveilchlein winkt, Waldbächlein springt.
Weich' frohes Auferstehen!
O trag dein Herz hinaus, hinaus,
Ist es dir bang und trübe,
Du bringst es frisch und froh nach Haus
Voll Frühling, Hoffnung und Liebe!

Du Osterzeit, wie weit, wie weit
Entflohn der Kindheit Tage,
Wo Mancher heut sich still erfreut,
Noch frei von Leid und Klage.
Und Mancher nun, in dunklen Truhn,
Schloß müd die Augenlider, —
O laßt sie ruh'n, o laßt sie ruh'n!
Ein Ostern bringt sie wieder!
O trag' dein Herz hinaus, hinaus,
Ist es dir bang und trübe,
Du bringst es frisch und froh nach Haus,
Voll Frühling, Hoffnung und Liebe!

Ja, Osterzeit, so schön geweiht
Tiefinnerstem Gemüthe,
Der Lenz erneut — und draußen reiht
Sich drängend Blüth' an Blüthe
Die Sonne heiß, sie brach das Eis
Und lockt die Blumendüfte.
Die Liebe leis, so sehnsuchtsheiß,
Sie öffnet auch die Grüfte!
O trag dein Herz hinaus, hinaus,
Ist es dir zweifelstrübe,
Du bringst es frisch und froh nach Haus,
Voll Glaube, Hoffnung und Liebe.

Das Heideröschen.

(Fortsetzung)

Die Leutchen arbeiteten sich im eifrigen Gespräch durch das Dickicht; versunken in ihre Herzensangelegenheit und umrauscht von dem widerstrebenden Buschwerk, überhörten sie einen Anfangs aus weiter, dumpfer Ferne tönenden und dann immer näher kommenden, langgezogenen Ruf: „Hinden — nach! Hinden nach! Verwundt! Verwundt! So recht, mein Hund!"

„Hinden — nach! Hinden — nach!" so rief's jetzt ganz in der Nähe.

„Horch, Albert, was war das?" flüsterte das erschrockene Mädchen und warf die starrenden Augen nach allen Seiten, wie ein „flcherndes" Reh.

Albert wollte antworten, da übertönte plötzlich wüthendes Gebell seine Stimme, keine zwanzig Tritte von ihm krachten wild die Büsche, ein Blitz, ein Knall, — und im Dampfe verendend lag ein Wild.

„Gott steh' uns bei!" rief Rosette in Verzweiflung und schlug die Hände vor's Gesicht, „der Onkel!"

Albert hatte nicht Zeit, etwas zu erwiedern; denn mit grimmigen Klaffen stürzte ein Schweißhund auf ihn los und umsprang ihn von allen Seiten. Verwundert, was der Hund da noch stelle, war auch der Jäger gleich hintendrein, und richtig, Böse war's, der da mit dem Hängseil und der noch rauchenden Flinte hochbeinig über den Wachholderbusch trat und starr wie eine Statue vor dem vernichteten Liebespaar stand. Rosette weinte laut, der Hund bellte und knurrte, nur

Digitized by Google

die Männer standen lange stumm und maßen sich mit durchbohrenden Blicken. Beide rangen nach Worten. Dem Förster erstickte die Wuth lange die Stimme, er war so schon heute nicht gut aufgestanden, hatte er doch auf herrschaftlichen Befehl einen Rehbock schießen müssen, was Böse um diese Jahreszeit geradezu für eine Sünde hielt, die man ihm aufzwang. Dann hatte er in der Unsicherheit des Aergers das Thier nur waidwund geschossen und es Stunden lang mit dem Schweißhund suchen müssen; nun fehlte, um das Maß voll zu machen, gerade noch ein solcher Anstoß. Rosette, für deren Ehre und Ruf er sein Leben eingesetzt hätte, allein am abgelegensten Orte im Walde mit diesem Müller, diesem Kerl, der ihm verhaßter war, als ein Ziegenbock in der jungen Pflanzung!

„Da muß doch ein heiliges Kreuzdonnerwetter drein schlagen!" brauste Böse endlich los. „Sie schlechter Mensch, Sie, Sie Verführer! Und Du, Rosette, pfui, schäm' Dich, das muß ich an Dir erleben!"

Mit diesen Worten hatte aber nun auch Böse dem sonst so ruhigen und schüchternen Philosophen die Schleußen gelöst, hinter welchen seit Wochen der Groll gegen den Onkel kochte und gährte, und wie alle sanftern, schwer zum Zorn zu reizenden Menschen in eine Wuth der Raserei gerathen können, wenn es einmal bei ihnen losbricht, so überstürzten sich auch jetzt ohne alles Maß Worte des Hasses und der Verachtung aus des tief Gekränkten Munde. Auch wollte Müller nun einmal Rosette zeigen, daß er auch derb auftreten könne, verdarb aber durch seine unbesonnene, wüthende Heftigkeit Alles. „Halt' Er's Maul, Mensch!" überschrie der rasende Philosoph den tobenden Böse, und dieser prallte vor dem kühnen, groben Wort, welches der ehrenfeste, stolze Mann wohl kaum je von seiner verstorbenen Frau, viel weniger von sonst Jemand gehört, Anfangs ganz erstaunt einige Schritte zurück.

„Unterfteht Er Tölpel sich, noch ein einziges Schmähwort gegen mich oder meine Braut hier auszustoßen," schäumte Müller weiter, „so schlage ich Ihm hier auf seinen Eiskopf, daß —" und darum trat er trotz des Widerstandes, mit welchem sich die jammernde Rosette dem Unbesonnenen entgegenwarf, mit aufgehobenem Ziegenhainer dem Förster entgegen. Dieser sprang mit einem Schrei unaussprechlicher Wuth einen Schritt zurück, um sich mit der ganzen Wucht seines athletischen Körpers auf Müller loszustürzen. Aber noch schneller als er, war sein Hund; der hatte kaum die drohende Bewegung Müllers bemerkt, als er grimmig beißend ihn anfiel; krachend traf Müllers derber Knotenstock den Hund auf den Schädel und verendend lag er zwischen den Beinen der Todfeinde, die sich jetzt packten.

„Meinen besten Hund hast erschlagen," keuchte der Förster, „das fehlt auch noch, Du Lump!"

Rosette warf sich mit lautem Hilferuf zwischen die ringenden Männer; Böse, von Müller wie mit Raubthierfängen in Haar und Bart gekrallt, fuhr in der Raserei der Wuth und des Schmerzes mit dem Waidmesser heraus und — blutend brach Rosette zusammen.

„Barmherziger Gott, Rosette!" kreischte Böse auf, als ihm das Mädchen blutend am linken Arm, mit welchem er Müller vor die Brust gepackt hatte, herabglitt. Wie ein Federball flog Müller zurück und der Förster stürzte sich auf das zu seinen Füßen liegende Mädchen. „Verdammter Mörder!" schrie er zu Müller empor, der sich einen Moment an einen Stamm hielt und im halben Wahnsinn auf die Gruppe starrte. Das Wort Mörder rief ihn zur Besinnung, zur Besinnung der Raserei. „Du bist der Mörder, Satan!" keuchte er auf und schwang mit gewaltigem Schwunge den Knotenstock nach Böse's Haupt, — aber der Schlag fiel nicht, eiserne Hände spannten sich in demselben Augenblick mit Blitzesschnelle um den ausholenden Arm und zugleich fühlte er sich von hinten niedergerissen.

„Was geht hier vor? Mord? Um Gotteswillen, Herr Förster! Mamsell Rosette liegt im Blute!" so riefen viele Stimmen wild durch einander.

Auf den lauten Zank, den Hilferuf und das Toben des Kampfes waren die in der Nähe beschäftigten Holzhauer herbeigelaufen und erschienen gerade zeitig genug, um den tödtlichen Streich von Böse's Haupt abzuwenden. Böse lag jammernd über der blutenden Nichte, Müller schlug und tobte schäumend gegen seine Bändiger. Da ward es immer lebhafter im Forst. Holzaufseher stürzten herbei, botanisirende Studenten brachen durch die Büsche. Unter ihnen war Müllers Freund, Franz, der junge Arzt. Das war ein wahrhaft praktischer Arzt; er stieß die wild durch einander schreienden Leute zur Seite, riß einen Kerl herbei, der mit ihm das blutende Mädchen aufrichtete, und suchte während einer furchtbaren Pause, die Allen den Mund verschloß, nach dem Quell des Blutes. „Es ist nichts, seyd ruhig, Leute," sprach der junge Mann jetzt befehlend, „holt Wasser her, hier ist nur eine Ohnmacht und eine zwar lange, aber ganz leichte Schnittwunde im

Digitized by Google

Oberarm. Kalte Umschläge und einige Tage Ruhe machen Alles wieder gut!"

„Gott sey gelobt!" preßte Böse heraus, „aber der Hund da, der Müller, ist am ganzen Unglück schuld; laßt mich los, in Stücke reiß ich ihn!"

„Auseinander die Beiden!" befahl Franz drohend. „Müller, gib doch Ruhe, und Sie, Herr Förster, nehmen Sie Vernunft an, der Kranken gegenüber!"

Holzaufseher zogen den widerstrebenden Förster beschwichtigend mit sich fort und die Holzhauer riefen ihm nach, ob sie den Müller zum Schulzen in Gewahrsam schleppen sollten. „Ei was!" brüllte Böse zurück, „reine Privatsache, ich werd's schon mit ihm ausmachen!"

Als Müller sich frei sah, stürzte er vor Rosette hin; aber Franz wehrte ihn heftig ab. Alle umstanden mit ängstlicher Spannung das Mädchen, in welchem jetzt das Leben zurückkehrte. Die Arme schlug die Augen auf, aber Scham und Verzweiflung ließen sie dieselben sogleich wieder schließen, als sie sich blutend und mit entblößter Schulter unter den fremden Männern sah und der furchtbare Hergang ihr wieder lebendig vor die Seele trat. O Gott, was mußten diese Menschen von ihr denken! — Franz redete ihr tröstend zu, doch jedes Trosteswort traf sie wie ein glühender Pfeil. Sahen nicht selbst jetzt einige der rohen Männer hämisch auf sie herab? Sie ertrug's nicht, sie raffte sich auf und stürzte davon; vergebens suchte Franz sie zurückzuhalten, selbst Müllers Hand stieß sie heftig zurück; wild schlugen Busch und Dorn der Davoneilenden in das Gesicht. Vergebens mahnte Franz zur Ruhe; er drohte, fluchte, lief mit den Andern hinterdrein. Umsonst, Rosette stand nicht, Scham und Verzweiflung trieben sie wie ein angeschossenes Wild durch Dickicht, Sumpf und Moor; endlich war der Waldrand erreicht und über die Heide flog sie einer Rasenden gleich zur Schenke, wo ihr auf der Schwelle die Kniee brachen und sie athemlos, von der Ohnmacht Nacht umfangen, der jammernden Mutter vor die Füße stürzte. —

(Fortsetzung folgt.)

Der Hofuhrenmacher des Papstes.

Eines Morgens ging Sixtus V. *) in der einfachen Kutte eines Dominikanermönchs durch eine der kleinen Gassen in der Nähe des Platzes Navona, da bemerkte er einen ärmlichen Uhrenmacherladen. Das Aushängeschild desselben zeigte die künstlichsten Uhrwerke in allen Dimensionen; aber im auffallenden Gegensatze dazu bemerkte man hinter den Glasscheiben des Gewölbes selbst nur ganz vereinzelte und gewöhnliche Uhrmacherarbeiten und müßig daliegendes Handwerkszeug. Mit Einem Worte, die Beweise von dem Talente des Künstlers waren nur gemalt und Alles verrieth gezwungenes Feiern und Elend.

Auf der Schwelle des Ladens trieben fünf oder sechs mit Lumpen bedeckte Kinder allerhand Spiele unter den Augen ihrer Mutter, welche zwar noch jung war, in deren bleichen Zügen sich aber die deutlichsten Spuren der auf den höchsten Gipfel gesteigerten Noth zeigten. Ein Lächeln umspielte dennoch zuweilen die Lippen der armen Mutter, wenn sie sah, wie ihre theuren Kleinen über dem Eifer ihrer Spiele das ausgefallene Frühstück des Morgens und das sehr zweifelhafte Mittagessen zu vergessen schienen.

Sixtus betrachtete einige Augenblicke den Laden wie Jemand, der einen Einkauf zu machen beabsichtigt und redete dann die Frau des Uhrmachers an.

„Wie ich sehe," sagte er, „ist Euer Mann nicht zu Hause und man kann sich daher bei ihm nicht nach dem Preise dieser verschiedenen Uhrwerke erkundigen."

„Ach nein, ehrwürdiger Vater," antwortete die Frau. „Mein Mann ist in diesem Augenblicke nicht zu Hause. Einige Geschäfte haben ihn gezwungen, auszugehen, aber er muß bald zurückkehren, und wenn Euer Ehrwürden sich die Mühe nehmen wollen, einzutreten und sich zu setzen, so hoffe ich, daß Ihr nicht lange werdet warten müssen."

Das war eben, was Sixtus V. wollte. Er trat daher in den Laden ein, setzte sich auf einen Schemel, den die Herrin vom Hause ihm bot, und betrachtete aufmerksam die einzelnen, noch nicht zusammengesetzten Theile sehr kunstreicher Uhrwerke. Die Neugier des Papstes wurde um so lebhafter angeregt, da mehrere dieser Stücke eine große Geschicklichkeit des Arbeiters bewiesen und sowohl nautische als mathematische Kenntnisse verriethen,

*) Felix Peretti, Sohn eines armen Bauers und in seiner Kindheit Schweinehirt, einer der ausgezeichnetsten Männer, welche je auf dem päpstlichen Stuhle saßen. Oft ging er in unscheinbarer Kleidung in Rom umher und mischte sich unter das Volk, um mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenen Ohren zu hören, was der Papst durch die offiziellen Kanäle nimmer erfahren hatte.

Digitized by Google

wie man sie damals nur selten bei den Uhrmachern Italiens fand.

Sixtus betrachtete eben voll Interesse einen bedeutenden Theil von einer großen Seeuhr, als ein Mann von kaum vierzig Jahren, mit einem geistreichen, milden Gesicht in den Laden trat. Es war der Uhrmacher, Signor Pamphilio Bonelli.

„Nun?" fragte ihn seine Frau mit leiser Stimme.

„Nichts!" ebenso ihr Mann. „Keinen Paolo! Keine Obole!"

„Was sollen wir denn heute anfangen, um den armen Kindern etwas zu essen zu geben?" fragte die Mutter.

„Gott wird uns nicht verlassen!" antwortete Pamphilio ruhig und ergebungsvoll.

Dieser Austausch schmerzlicher Worte war dem Papste nicht entgangen, und er wendete sich jetzt um zu der Frau Bonelli, welche ihm ihren Mann vorstellte.

Der Papst war mit den Künsten, selbst mit der Mechanik und der Astronomie vertraut genug, und fand bald in Pamphilio einen Mann von tiefem Wissen und einen Künstler, welcher — was damals sehr selten war — viel Geist und eine große Vertrautheit mit der Literatur besaß. Die Erklärungen, welche er dem Papste gab, wußte er durch pikante und geistreiche Bemerkungen zu würzen, mit historischen oder klassischen Erinnerungen zu verzieren, so daß Sixtus sich nicht enthalten konnte, zu sagen:

„Wie ich sehe, Meister Pamphilio Bonelli, seyd Ihr nicht nur ein geschickter Uhrmacher, sondern auch ein liebenswürdiger Erzähler und ein literarisch gebildeter Mann voll Scharfsinn und Geschmack."

„Ich nehme Eure Lobsprüche nicht an, ehrwürdiger Vater," entgegnete Pamphilio, „denn ich bin weit entfernt, sie vollkommen zu verdienen. Aber wenn Ihr erfahret, daß ich meine Studien auf der berühmten Universität Pavia gemacht habe, daß ich meine Kunst unter dem berühmten Uhrmacher Claudius Vesperelli in Mailand lernte und daß ich mich dann in derselben mit den berühmten Doktoren Michaeli Octavini und Bruno Labinei, Professoren der Astronomie und Mathematik an den Universitäten zu Bologna und Florenz, vervollkommnet habe, dann werdet Ihr Euch über die Geschicklichkeit und Kenntnisse nicht mehr wundern, welche ich in einer Kunst besitze, die ich aus Neigung ergriff und in der ich noch mehr aus Vorliebe als aus Gewohnheit beharre."

„Und diese Kunst ist sehr undankbar gegen Euch gewesen," sagte Sixtus V., „denn ich bemerke nur zu deutlich, daß das Glück Euren Anstrengungen und Eurer Bildung nicht entsprochen hat."

„Ach, leider nein, mein ehrwürdiger Vater; doch würde ich mich darüber leicht trösten, hätte ich nicht sechs kleine Cherubim zu ernähren, die jeden Morgen ihr tägliches Brod unter Küssen und Thränen erbitten. Oft befinde ich mich in der Unmöglichkeit, es ihnen zu gewähren, ich empfange mit Entzücken ihre Liebkosungen, aber ich kann sie nicht mit Brod vergelten."

„Ist es möglich, Signor Pamphilio?" rief Sixtus gerührt. „Aber seyd Ihr denn nicht im Stande gewesen, Euch durch Euer Talent eine einträgliche Kundschaft zu gewinnen?"

„Jedes Talent bedarf eines Fußgestells, um sich bemerkbar zu machen, wie die Kerze eines Leuchters bedarf, um ihr Licht leuchten zu lassen. In eine kleine Seitengasse des Platzes Navona werden die Kardinäle, die Prinzen und die Geldmänner Roms nicht kommen, um sich einen Uhrmacher zu suchen."

„Aber Ihr müßt Euch bekannt machen, Euch an das Licht stellen," entgegnete der Papst.

„Wenn eine ausgebotene Waare an ihrem Preise verliert, so verliert ein ausgebotenes Talent an seiner Würde und seinem Werthe. — Das Kloster des Ordens Mariä Verkündigung bedurfte eines Uhrmachers, um die Beschädigung auszubessern, welche der Blitz an der Klosteruhr angerichtet hat, einem Meisterwerke des großen Hieronymus Blandinelli. Ich bin diesen Morgen nach dem Kloster gegangen, um diese schwierige Arbeit zu übernehmen, aber ich bin abgewiesen worden. Man urtheilte über das Talent des Künstlers nach der Einfachheit seines Anzuges und nach der Lage seiner Wohnung. — Ja, so denkt, so geht die Welt!"

(Schluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in № 48:

Meister soll seyn, der Etwas ersann,
Geselle soll seyn, der Etwas kann,
Und Lehrjunge soll seyn Jedermann.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 50. Dienstag, 26. April 1859.

Das Heideröschen.

(Fortsetzung.)

Da zogen die Dämonen des Jammers, der Raserei und Verzweiflung ein in das stattliche, friedliche Haus, welches so lange eine Wohnung des Glücks und des Frohsinns gewesen war. —

Bald erschien auch Franz, von Koth bedeckt, und fragte mit Hast nach der Kranken. Die erschrockenen Hausgenossen deuteten auf die Kammer; da fand er die Mutter händeringend über Rosettens Lager gebeugt, wie ein todter Engel lag das Mädchen da.

Franz fühlte den Puls und sagte kopfschüttelnd: „Sie hat durch ihr wildes Laufen Vieles schlimmer gemacht; doch trösten Sie sich, Mutter, es kann noch Alles gut werden; nur erwähnen Sie des unglücklichen Vorfalls nicht. Böse darf nicht kommen, auch der Doktor Müller nicht, wenigstens in der nächsten Zeit nicht. Halten Sie alle Aufregung fern!“ — „O der Müller, der Müller ist doch an Allem schuld!“ jammerte die Mutter auf, „er konnte mein Kind lassen, er hat sie verlockt, sie konnte mit und dem Onkel folgen, der Onkel hat's gut gemeint, nun das Unglück!“ — „Wie, Frau, so sprechen Sie?“ schallte es in der Thür, und Müller, geisterbleich, mit zerrissenen Kleidern und Gesicht, stand auf der Schwelle. Da gerieth aber die schwache Frau erst recht in Zorn und entlud über ihn eine Fluth von unverdienten Anklagen, Vorwürfen, Beschimpfungen.

„Seyen Sie ruhig in drei Teufelsnamen, wenn Ihnen Ihr Kind lieb ist,“ donnerte Franz dazwischen, „und Du, Müller, machst Dich augenblicklich fort, wenn Du nicht am Bett einer Sterbenden stehen willst!“ — „Fort aus meinem Hause!“ kreischte die ihrer nicht mächtige Frau, „Sie haben mein Kind gemordet, fort, fort!“

Müller ließ den Kopf auf die Brust sinken; es war, als ob die Verkennung, die Schmach, die Rohheit, das Unglück, das er heute erfahren, in einen Schlag zusammengeballt, sein Haupt träfe, daß es erdröhnte, und fast besinnungslos stürmte er davon, der Stadt zu. In seiner Wohnung angekommen, warf er sich angekleidet auf's Bett und war in der Stimmung, in welcher man nichts denkt, nichts wünscht, Vernichtung durch die Adern toben fühlt und doch lebt, lebt, um zu seufzen: Ihr Hügel, decket mich! Ihr Berge, fallet über mich!

Nach kurzem, durch grause Träume gestörten Schlaf sprang er beim dämmernden Morgen vom Lager, lief unruhig in seinem Studirzimmer auf und ab und rang nach Trost, nach Gedanken. Die Welt, das Leben ekelten den Philosophen jetzt wirklich an. Hatte ich doch recht mit meiner früheren Weltverachtung? dachte er vor sich hinstarrend. Wie glücklich saß ich hier unter meinen Büchern, und doch, — o mein Herz, glücklicher, seliger war ich bei ihr.

Doch das ist nun Alles hin; es war ein endliches, unvollkommenes Glück; dauernd wird solche Wonne keinem Sterblichen zu Theil. Das ist also das Leben, ein Aufschwung zum Himmel, um einen desto tieferen Sturz zur Hölle zu machen!

Unter diesen Gedanken fiel sein Blick auf den Schreibtisch; ein großer Brief, welcher in seiner Abwesenheit überbracht war, lag darauf. Mechanisch erbrach er das Schreiben und fand einliegend die neueste Nummer eines seiner Zeit berühmten philosophischen Journals, welche den Abdruck einer Abhandlung über den Glückseligkeitsbegriff enthielt, die er lange vor seiner Liebe zu Rosetten, als er noch so recht in seiner Wissenschaft lebte und schwelgte, an die Redaktion gesandt hatte. Ein überaus freundliches Begleitschreiben des Redakteurs, eines damals renommirten Professors der

Digitized by Google

Hegel'schen Philosophie an einer größeren Universität, entschuldigte mit den schmeichelhaftesten Gründen die lange Verzögerung des Abdrucks der vortrefflichen Arbeit; diese sey wesentlich deßhalb so lange zurückgehalten, um mit ihr als einem imposanten Artikel ein neues Quartal zu beginnen. Der Professor ließ es auch nicht an der dringenden Aufforderung fehlen, seine Zeitschrift ferner mit ähnlichen Beiträgen zu unterstützen.

Das Schreiben verfehlte nicht, einen wohlthuenden Eindruck auf den von Schmerz Zerrissenen zu machen; ein beruhigendes, tröstliches Gefühl überkam ihn, als er langsam prüfend seine Arbeit durchlas, in welcher mit Begeisterung und in sehr pathetischem Styl die Wonne des reinen Denkens, der ausschließlichen Beschäftigung mit dem Absoluten, als das einzige wahre Glück nachgewiesen war. Auf dialektischem Wege ward entwickelt, wie die Glückseligkeitsvorstellung der rohen, sinnlichen Menge ihren Widerspruch in sich selbst habe, indem kein dauerndes Wohlbefinden möglich sey, wo der Geist nicht als das absolut Bestimmende auftrete. Der sinnliche Mensch aber werde nicht vom Geist bestimmt, sondern von der ihn anziehenden sinnlichen Außenwelt; seine Energie erschlaffe in den Ketten der Leidenschaft, er sey somit unfrei und als Unfreier unglücklich. Hätte nun, hieß es weiter in dieser Entwicklung, das sinnliche Individuum Charakter und ein immanentes Streben nach Vervollkommnung, so würde ihm der Widerspruch, in welchem es befangen sey, fühlbar werden und es im Triebe, sich von diesem Widerspruch zu befreien, höhere und dauerndere Güter finden lassen, als die zunächst liegende gemeine Sinnenwelt sie ihm habe bieten können. Eine geistig verklärtere Sinnenwelt werde nun vor ihm auftauchen, Ehre und Liebe würden ihm jetzt als das Erstrebenswertheste erscheinen mit allen jenen edleren Gefühlen, welche Plato in die Brust verlege. So entwickle sich der Herzensmensch und erhebe sich über den gemeinen, demiurgischen Magenmenschen. Aber Ehrtrieb und Liebe erschienen an ihren Trägern doch nur wieder als Leidenschaften; wenn auch vom Geist durchdrungen und verklärt, drückten sie den Affizirten dennoch an den sinnlichen Boden und vermöchten ihn, zum Ehrgeiz oder zur Liebesraserei fortgetrieben, in noch härtere, demüthigendere Fesseln zu schlagen, als die von ihm überwundenen, gemeineren Passionen. — Auch das Streben nach Ehre und Liebe sey also in sich unwahr und widersprechend, und der energische Denker, der wahre Philosoph, würde im Gefühl der Unruhe und Unbehaglichkeit dieses Widerspruchs ihn zu lösen suchen, und dieses Lösen sey ein fortwährendes Sichfreimachen von Leiden, von Passivität. Dies sey der wahre und einzig mögliche Prozeß zur Glückseligkeit, denn nun herrsche der sich frei machende Geist vollständig über die Materie, erfülle in dieser Thätigkeit seinen Begriff, schwelge im Bewußtseyn, thun zu können, was er vernünftigerweise wolle, und wo ein Leiden auf ihn eindränge, sey dies für ihn kein niederdrückender, entmuthigender Schmerz, sondern nur ein willkommenes Objekt zu neuer Bethätigung des selbstbewußten, freien Geistes, der sich mit seiner siegenden Kraft darauf werfe und sich mit ihm nur zu einer noch höheren Stufe der Verklärung, der Befriedigung und des beglückenden Machtgefühls emporschwinge.

„So will ich mich emporschwingen!" rief Müller, als er seine Arbeit durchlesen, und seine Augen rollten in fast fanatischer Begeisterung, „so will ich denn meine Leiden unter die Füße treten! Ja, es ist wahr, es ist ein elendes Ding um das sogenannte Leben! Was hat es mir geboten? Unruhe, Schmerz, Schmach, Gemeinheit! Und wie Du auch pochst, Herz, ich unterliege Dir nicht! Rosette ist doch für mich verloren; wie kann ich Schwiegersohn ihrer Mutter, Schwager ihres Onkels werden? Ein Kampf auf Leben und Tod würde hier nicht zum Ziele führen und Rosette und ich darüber zu Grunde gehen. Und soll denn eines denkenden Mannes Daseyn nur Sorge und Schmerz der Liebe erfüllen? Hat er keine höhere Mission? Wohlan, Wissenschaft, Streben nach dem Unendlichen, ich gehöre euch wieder an! Auf, fort von hier, weit, weit, zunächst in das dichteste Gebrause und Gewoge der Welt, damit ich die Schläge dieses ergrimmten Herzens nicht so heftig fühle. Ja, die Schläge dieses Herzens, es sind die Hammerschläge, womit es die Ketten der Leidenschaft schmiedet, die mich zu ewiger Sklaverei umstricken sollen! Aber ich streife sie ab, diese Ketten, zunächst auf äußerliche Weise im betäubenden Gedränge der Welt, und dann zerschmelze und vernichte ich sie durch das Licht des Gedankens bis auf's Atom! Ich reise, ich reise, morgen, heute noch!"

Und der Philosoph reiste. Sein Wille, sich geistig zu befreien, riß ihn zu eiserner Härte, zum Fanatismus fort; von Hamburg aus schrieb er einen Brief an Rosette, einen langen, wilden, sehr unverständigen Brief, in welchem er nicht einmal in schonenden Ausdrücken sich förmlich von ihr lossagte und anzeigte, daß er auf lange Zeit nach Norwegen gehe; recht hoch nach Norden wolle er,

Digitized by Google

und es kalt sey, so kalt, daß ihm das lebende Herz erstarre.

Der Brief kam auf der Heldeschenke an, fiel dem Kellner in die Hände und derselbe übergab ihn unvorsichtig der noch schwer kranken Rosette. Sie erbrach den Brief, las ihn und sank mit erstarrendem Herzen in ihre Kissen zurück.

Bald darauf trat Franz ein; er gewahrte mit Schrecken, daß sich der Zustand seiner Patientin auffallend verschlimmert hatte; sie sprach nicht zusammenhängend, phantasirte, kalter Schweiß trat ihr auf die Stirn.

(Schluß folgt.)

Der Hofuhrenmacher des Papstes.

(Schluß.)

Der Papst zuckte die Achseln und sagte:

„Vielleicht ließe sich dem abhelfen?“

„Wo wäre das Mittel dazu?“ erwiederte der Künstler. „Ich sehe keines. Ich hatte eine Bittschrift an den heiligen Vater gerichtet, daß er mir zu Hilfe kommen möchte; aber der Vatikan hat für mich eben so wenig Ohren gehabt, wie die Paläste der Kirchenfürsten und der Klöster.“

„Und was verlangtet Ihr von dem Papste?“ fragte Sixtus.

„Eine Gunst,“ entgegnete der Uhrmacher, „welche seinen Schatz nicht um einen einzigen Thaler ärmer gemacht, die Abgaben seines Volkes nicht um einen Paolo vergrößert haben würde.“

„Aber worin bestand die Gunst?“ fragte der falsche Dominikaner.

„Ich bat den Papst, er möchte offiziell meinen Laden besuchen, sich darin einige Augenblicke aufhalten und dies mit dem Pomp thun, den er gewöhnlich zeigt, wenn er sich nach dem Quirinal oder der heiligen Maria der Minerva begibt. War denn meine Bitte überspannt, und vertrug sie sich vielleicht nicht mit der Ehrfurcht, welche ich meinem Herrscher und dem Vater der Gläubigen schuldig bin?“

„Nein, gewiß nicht,“ entgegnete Sixtus, „und wenn der Papst Eure Bittschrift erhalten hätte, so würde er sich ohne Zweifel ein Vergnügen daraus gemacht haben, Euren Wunsch zu erfüllen.“

„Das glaube ich selbst, mein ehrwürdiger Vater; aber unser heiliger Vater ist, wie alle Herrscher, von Leuten umgeben, welche ihm die Wahrheit verbergen, die —“

„Sie verbergen sie ihm nicht lange,“ unterbrach ihn Sixtus V., indem er aufstand, „und ich kann Euch voraus sagen, daß der Papst bald auf eine oder die andere Weise davon unterrichtet seyn wird, wie seine Sekretäre oder seine Kämmerlinge die an ihn gerichteten Bittschriften aufgenommen haben.“

Nach einigen Worten des Lobes und der Ermuthigung nahm der falsche Dominikaner Abschied von dem Uhrmacher, den er bald wieder zu besuchen versprach.

Am nächsten Tage, zu der Stunde, zu welcher die Glocken Roms das Zeichen zum Angelus geben, strömte die ganze Bevölkerung des Platzes Navona nach der Straße Jughelmi, wo der Galawagen des Papstes Sixtus V. soeben vor dem Laden des armen Uhrmachers Pamphilio Bonelli angehalten hatte.

„Pamphilio,“ sagte der Papst, indem er den Fuß auf die Schwelle des Ladens setzte, „ich komme, das Fußgestell Eures Rufes aufzurichten. Seyd Ihr zufrieden?“

Pamphilio erkannte den Dominikaner vom vorhergehenden Tage.

„Ach, allerheiligster Vater,“ rief er, „Ihr überhäuft mich mit Ehre und Freude. Mein Glück in dieser Welt und in der andern ist gesichert und ich habe jetzt nichts mehr von den Launen Fortuna's zu fürchten.“

„Hier,“ sagte der Papst, „ist der Kardinal von Santo Bibiano, Regulator des Klosters Mariä Verkündigung. Er kommt, Euch zu bitten, daß Ihr die Wiederherstellung der schönen Klosteruhr übernehmen mögt. Er ersucht Euch zugleich, zu den ersten Auslagen Eurer Arbeit fünfhundert Thaler anzunehmen. — Was mich betrifft, so bestelle ich hiermit eine öffentliche Uhr für den Platz Navona und ernenne Euch hiermit zu meinem Hofuhrmacher!“

„Hofuhrmacher des Papstes und noch dazu eines solchen, wie Sixtus V.,“ rief Pamphilio, indem er sich mit seinen Kindern und seiner Frau zu den Füßen des Papstes niederwarf. „Welch ein Ruhm! Welch ein Glück!“

„Machet Euch dieser Ehre würdig, Signor Pamphilio,“ ermahnte der Kardinal Santo Bibiano, „und traget aus allen Euren Kräften dazu bei, das Pontifikat Eures großmüthigen Gebieters zu verherrlichen!“

„Das will ich!“ betheuerte Bonelli, und er hat durch die Schaffung manches schönen Kunstwerks Wort gehalten.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Jüngst wurde in Budweis ein Mann zur Erde bestattet, der eine Spezialität war, nämlich ein Kipfelausträger. Von 1817 bis 1859, also durch 42 Jahre, versah dieser Mann Alt und Jung mit dem genannten halbmondförmigen Gebäcke. Die Gelehrten von Budweis haben ausgerechnet, daß dieser Mann, der täglich zehn Stunden seinem Geschäfte widmete und im Durchschnitt des Tages 500 Kipfel verkaufte, durch seine Gänge von einem Gasthause, von einem Orte zum andern während der angegebenen Zeit 76.650 Meilen durchgemacht und ungefähr 7,662,500 Kipfel verkauft hat.

(Ein Räuber in Glacehandschuhen.) Bei Großwardein drang kürzlich eine Räuberrotte in ein an der Landstraße gelegenes Gasthaus. Der Chef der mit Pistolen und Eisengabeln bewaffneten Bande erschien hierbei, wie zu einer Soiree, in feinen Glacehandschuhen.

In den Bergen wachsen doch noch originelle Käuze. Ein kürzlich verstorbener tyroler Schulmeister, ein eifriger Zeitungsleser, hat seinen Heimathsort Pfunders mit einer Stiftung bedacht, vermöge welcher Pfunders die „Schützenzeitung" und den „Tyroler Boten" auf „ewige Zeiten" zu beziehen hat.

Ein junger Bildhauer in Paris hatte drei Statuen zur Industrie-Ausstellung geschickt; die Jury nahm nur eine auf und verwarf die beiden andern. Der verletzte Künstler verlangte auch die aufgenommene zurück und drang, als ihm dies mit der Bemerkung abgeschlagen wurde, es sey gegen die Statuten, daß ein aufgenommenes Kunstwerk vor Ende der Ausstellung zurückgegeben werde, in den Industrie-Palast und zerstörte mit Meißel und Hammer, die er unter seinem Rocke mitgenommen, hier seine aufgenommene Bildsäule. So meldet der Pariser „Messager".

Einen der merkwürdigsten Fälle von raschem Ergrauen der Kopfhaare erzählt der Stabsarzt Dr. Vardy in der neuesten Nummer der „Medikal Times": „Am 19. Februar 1858 war die von General Fraks befehligte Kolonne, im Süden von Oude beim Dorfe Chamba, mit den Rebellen zusammengestoßen und hatte ihnen mehrere Gefangene abgenommen. Einer darunter, ein Sepoy aus der bengal. Armee, wurde zum Verhör vor die Behörden gebracht, und da ich eben anwesend war, hatte ich Gelegenheit, ihn genau zu beobachten. Ohne Uniform, splitternackt und von Soldaten umringt, schien er jetzt erst das Gefahrvolle seiner Lage zu begreifen. Er zitterte gewaltig, in seinem Gesichte war Schrecken und Verzweiflung zu lesen, und obwohl er mechanisch alle an ihn gerichteten Fragen beantwortete, war er doch beinahe starr vor Furcht. Da bemerkten wir, daß sein Haar binnen einer halben Stunde vollkommen grau geworden war. Er kam mit dunkelschwarzem Haare, wie man es nur in heißen Zonen findet, vor seine Richter. Der wachthabende Sergeant war der Erste, der ausrief: „Seht doch, wie er grau wird" und von da an beobachtete ich mit noch Anderen den merkwürdigen Naturprozeß. Wir konnten den Uebergang von schwarz in weiß genau verfolgen. Es dauerte, wie bemerkt, nicht länger als eine halbe Stunde."

(Ein längst gefühltes Bedürfniß.) Polizeidiener: „Wer hat den Hundert-Guldenschein verloren?" Ein Bettler (sich vordrängend): „Ich! Ich!" „Unmöglich! Sag' Er die Wahrheit." — „Ja wisse Sie, verloren hab' ich ihn grad nicht, aber fehlen thut er mir schon gar zu lang!"

Der Schnee fällt in die Blüthen.

Der Schnee fällt in die Blüthen,
Es weht der Wind so rauh;
Das ist ein tiefes Trauern,
Das ich da draußen schau'.

Der Schnee fällt in die Blüthen,
Der Sturm zerstreuet sie;
Schneeflocken, Blüthenblätter —
Wer unterscheidet sie?

Der Schnee fällt in die Blüthen!
Mein Herze ist voll Weh;
Auch seine schönsten Blüthen
Begruben Sturm und Schnee.

Der Schnee fällt in die Blüthen,
Die Sonne kommt zu spät;
Es fühlt nicht mehr ihr Lächeln,
Was so geknickt verweht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 51. Freitag, 29. April 1859.

Das Heideröschen.

(Schluß.)

„Was ist hier vorgefallen?“ wandte sich Franz heftig an die verzweifelnde Mutter, welcher das Weinen die Stimme erstickte, so daß sie nur auf den vom Bett herabgeglittenen Brief deuten konnte. Franz hob ihn auf, las und rief außer sich: „O hätten doch diesen albernen Kerl bereits die Eisbären im hohen Norden verschluckt! Der dumme Narr tödtet mir die Kranke mit seinen Grillen; ich wollte doch, daß —“.

Rosettens sanfte, kaum hörbare Stimme unterbrach den ungehaltenen Arzt. Die Kranke, auf deren Marmorantlitz plötzlich wieder das Licht vollkommenen Bewußtseyns strahlte, hatte sich halb emporgerichtet und lispelte: „Seyen Sie dem Albert nicht böse, lieber Herr Doktor, ich verzeih's ihm, wenn er sich von mir lossagt, hat er doch durch mich wenig Freude gehabt. Gott schütze ihn auf seinen fernern Wegen; meine Liebe soll ihn auch gegen seinen Willen begleiten, bis hinaus über das Grab, welches mich bald umschließen wird.“

Damit sank sie wieder erschöpft zurück, aber noch lange bewegten sich wie betend ihre blassen Lippen.

Franz sah sehr traurig vor sich hin; auch der Herr Medizinalrath, der noch mit hinzugezogen war und eben das Krankenzimmer betrat, war von dem verschlimmerten Zustand der Patientin so überrascht, daß er kaum der trostlosen Mutter verbarg, es werde das Schlimmste zu befürchten seyn.

Die lautweinende Mutter traf den unglücklichen Böse in der Küche. Der Mann hatte während Rosettens Krankheit furchtbar gelitten, er quälte sich mit den bittersten Vorwürfen und war in den wenigen Tagen sichtlich gealtert. Auf seine Wunden war jedoch Müllers unbesonnener Brief ein wohlthuender Balsam. Kaum hatte ihm die Mutter Mittheilungen daraus gemacht, als er triumphirend aufsprang. „Seht, da habt Ihr's,“ rief er in dem wohlthätigen Gefühle, sein ganzes Schuldbewußtseyn auf den verhaßten Gegner werfen zu können, „hab' ich's nicht von Anfang an gesagt, der Kerl sey ein unzuverlässiger Narr, von dem man das Glück des guten Kindes nicht abhängig machen dürfe? Da habt Ihr's nun schwarz auf weiß; jetzt sagt noch, daß es der Böse nicht gut mit Euch gemeint hat! O dieser Satansnarr! Widerfährt mir dem Kinde etwas Schlimmes und er tritt mir je wieder in den Weg, so sterbe ich keinen ehrlichen Tod!“

Einige Tage später wollte das wilde Studentenkorps der Pommern sich einen lustigen Tag auf der Heideschenke machen, zog jubelnd über die Heide und begrüßte die Schenke mit einem lauten Hurrah. Der baumlange Consenior, dem das übrige Häuflein wie seinem Weiser folgte, öffnete die Hausthür. Da sah er die Wirthin, die Hände vor's Gesicht geschlagen, auf den oberen Treppenstufen sitzen, Kellner und Hausknecht sprangen ihm mit verstörten Gesichtern entgegen und stotterten: „Ach, wollen sich die Herren nicht heute anderswohin bemühen, eben ist Mamsell Rosette gestorben!“

Dem Consenior fiel der lange, auf die Thürklinke gestützte Arm am Leibe herab, als ob ihm eine fürchterliche Tiefquart die Arillaris durchschnitten habe; dann zog er die Thüre wieder leise an, trat zu den Kommilitonen heraus und sprach: „Habt Ihr's gehört, das Heideröschen ist todt!“

„Was? Was soll das heißen? Das Heideröschen ist todt? Mach' keine schlechten Witze!“ riefen die Studenten durcheinander.

„Ich sage Euch nochmals, das Heideröschen ist todt,“ sprach der Consenior mit bewegter Stimme, „und nun kommt und macht hier keinen Ulk!“

Digitized by Google

In unbeschreiblicher Bestürzung zogen die eben noch so fröhlichen Burschen lautlos wieder davon; schon war die Heideschenke weit hinter ihnen, da begann einer mit gedämpfter Stimme das Lied: „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein." Er gab damit den Gefühlen der lebensfrohen Jünglinge, bei denen sich selbst Widerwärtigkeiten und Trauer gern in Gesang auflösten, den passendsten Ausdruck. Weithin und klagend schallte es über die öde Heide:

„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr."

Am Abend war Skandal in der Stadt, man warf dem Universitätsrichter die Fenster ein, Polizeidiener und Pedelle griffen mit wüthendem Diensteifer zwischen die tobenden Studenten und schleppten eine ansehnliche Zahl zum Karzer. Merkwürdigerweise war kein einziger Pommer unter den Inhaftirten, auch hatte man überall keine hellblaue Mütze bemerkt, und sonst war doch die Pommerania immer voran, wenn's einen Skandal gab.

Das Heideröschen war wirklich verblüht, eine weiße Rose lag es im jungfräulichen Myrthenschmuck im Sarge, den man zum Hochhäuser Friedhof trug. Onkel Böse weinte heute und noch an vielen folgenden Tagen zum ersten Mal wieder seit seinen Kinderjahren. Die Mutter, ganz in sich gebrochen, zog zu einer Verwandten in die Stadt. Die Heideschenke mit ihren Besitzungen ward verkauft und viel Geld daraus gelöst; das gehörte alles der vereinsamten Mutter, der armen reichen Frau, wie die Nachbarn sie nannten.

* * *

Zwölf Jahre schlummerte bereits das Heideröschen unter Gras und Blumen; längst hatten es in der Hast des Lebens die Menschen vergessen. Auch die Mutter war todt. Aber ein alter, eisgrauer Mann dachte noch immer an das Heideröschen und stand oft bei dem eisernen Kreuze auf seinem Grabe, — das war der Förster Böse.

Und noch ein anderer vereinsamter, mürrischer Mann, der ohne Weib und Kind weit, weit im hohen Norden saß, dachte über Land und Meer an das Heideröschen; er las den Seneka de tranquillitate animi, und dachte an das Heideröschen; er las den Boethius de consolatione philosophiae, und wenn er das Buch zugemacht hatte, dachte er an das Heideröschen. Das war der gelehrte deutsche Gutsbesitzer Albert Müller. Mit dem Schwelgen im reinen Denken und der spinozistischen Intellektualliebe wollt's gar nicht recht gelingen. Es störte ihn immer das todte Heideröschen.

Eine kalte, prächtige Winternacht beglänzte mit dem Silberfeuer des Mondes und Millionen von Sternen die schneebedeckte Heide und den Friedhof bei Hochhausen. Da lag ein Mann im Schnee am Kreuze, auf welchem in Goldschrift flimmerte: „Hier ruht die Jungfrau Rosette Kern. Friede ihrer Asche." Des Mannes heiße Stirn ruhte auf dem eiskalten Piedestal des Kreuzes. Und am Kirchhof vorbei ging ein anderer, ganz alter Mann, eine Flinte hing ihm nachlässig über die Schulter, ein Stab stützte seine wankenden Kniee; er sah über die Mauer und sah den Trauernden am Grabe. Gott weiß, was er gedacht hat, der alte Mann! Er fuhr heftig zusammen, schluchzte laut und ging eiligen Schrittes dem finster starrenden Walde zu. Auch der Mann am Grabe hatte den Alten bemerkt, auf sprang er und ging davon zur Stadt. Beider Männer Tritte erklangen noch lange laut auf der hartgefrorenen Erde, aber wie weit sie sich auch entfernten, Beider Herzen und Gedanken blieben an dem mondbeglänzten Kreuze hängen.

Die Fremdenliste der Universitätsstadt nannte am folgenden Morgen unter den angekommenen Fremden auch einen Herrn Gutsbesitzer Albert Müller aus Jiarös in Norwegen.

Die Regensburger Folterkammer.

Eine Skizze der früheren Justizkammer.

Auf der die ganze Gegend weithin beherrschenden Burg zu Nürnberg befindet sich in einem Gemache unfern des Eingangs eine Sammlung von Werkzeugen der mittelalterlichen und noch späteren Justizpflege. Von den Daumenschrauben angefangen bis zum Richtschwert und dem schrecklichen Rade sind alle derartigen Erfordernisse reichlich vertreten und sorgsam erhalten. Das Rathhaus zu Regensburg aber, das von derlei Gegenständen Nichts aufweisen kann, besitzt dagegen eine noch vollkommen erhaltene Folterkammer mit all ihren Zuthaten, deren Besuch Manchem von größtem Interesse seyn dürfte.

Vor dem Eingang zur Folterkammer bemerkt man eine Bank, worauf der Delinquent vor der Tortur noch eine Viertelstunde sitzen durfte, um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen, ob er freiwillig vorher bekennen wolle oder nicht. Die Marterwerkzeuge konnte er durch eine in der Thür angebrachte Oeffnung sich genau besehen. Der Eingang geht dann vier Stufen abwärts. Im Vordergrunde links ist eine Bank, worauf der Wundarzt,

Digitized by Google

welcher die Dauer der Folter nach der Körperkraft des Delinquenten zu bestimmen, auch nöthigen Falles chirurgische Hilfe zu leisten hatte, dann der Scharfrichter Platz nahmen. Die Bankkehre am Scharfrichtersplatz — als dem eines unehrlichen Gesellen — fehlt. Derselbe durfte sich erst setzen, nachdem der zu Quälende an das bestimmte Marterwerkzeug festgebunden war; die Handarbeit selbst verrichteten gewöhnlich zwei Henkersknechte. Hinter dem rechts befindlichen Gitter saß der Blutrichter, dessen zwei Lichter mit Schirmen also versehen waren, daß der Gemarterte unmöglich das Antlitz desselben erkennen konnte, um sich später nicht rächen zu können, wenn er wieder frei würde. — Die Untersuchungsrichter behandelten das Foltern als Wissenschaft, auf deren Kunstausdrücke sie sich nicht wenig zu Gute thaten. Fast alle Untersuchungen fingen damit an, daß der Scharfrichter den Gefangenen nach gewissen Artikeln, die er vom Richter empfing, gütlich befragte, wobei es schon etwas unsanft zuging mit Angreifen, Niederdrücken und ungebunden auf eine Leiter ausstrecken; dann folgte nach einigen Tagen oder Wochen der größere Ernst des „peinlichen Befragens", des Aufziehens mit angehängten Gewichten und gebundenem Körper, was man ein „kleines Züglein sehen lassen" — einen „Gesellenzug" — nannte. Es hing lediglich von dem Gefallen des Nachrichters ab, ob er der Züge einen oder ein paar, milder oder gröber, machen wollte. Das Letztere, aus argem Diensteifer, wird wohl das Gewöhnliche gewesen seyn. Für Frauenspersonen gebrauchte man im ersten Grad den Daumenstock, im zweiten die Leibesbeschwerung, wo ihnen in wagrechter Stellung schwere Steine und Gewichte auf den Kopf gelegt wurden. Die Gerichtsakten gefielen sich in mancherlei humoristischen Umschreibungen, z. B. beim Staubbesen „die erste Weihe zum Galgen geben", „über den Besenmarkt jagen", „Fitz Fitz machen" oder „einen Wettlauf anstellen mit Passomezzo". Man nannte den Nachrichter in den Ordren den „Meister Auweh, Meister Hämmerlein, den Knüpfauf, Schnürhänslein, Meister Stoffel, Meister Fix und Kurzab". Man befahl ihm, dem Sträfling „das Gröbste herunter zu nehmen", „ihm vom Brod zu helfen"; man empfahl bei der Folter „gut Geschirr zu machen", den Sträfling „gut geigen zu lehren", „gut Beicht zu hören". Man war hauptsächlich bei Umschreibung des Henkertodes unerschöpflich in höhnischem Galgenwitz: einen „im Hanf ersticken lassen", ein lustiges „Ginkele-Gankele machen", „die Strattacordi anziehen", den Wicht „um etliche Spannen höher machen, ihn mit einer Semmel aus dem Seilersladen vergeben, an der Herberge der drei Säulen als Vierzeichen aushängen, Profeß thun lassen im Orden zu den dürren Brüdern" ꝛc. Wenn auch das Todesurtheil schon gefällt war, machte es manchen Richtern noch einen Genuß, ein paar Wochen, oft nur ein paar Tage vorher noch eine kleine Folterei vorausgehen zu lassen, um noch ein Geständniß zu erpressen, dabei wohl auch an dem martervollen Geschrei und den Grimassen der Gequälten sich zu ergötzen! Die armen Sünder kamen meistens zum Voraus schon ganz zerknickt und gebrochen auf den Richtplatz. In den Gefängnissen herrschte Verzweiflung und Selbstmord in Menge. Da hieß es dann, dieser oder jener sey mit dem Teufel im Bunde gewesen. Die Unmasse von Hinrichtungen läßt sich nur durch die Härte des Gesetzes und der Richter, durch die Wildheit der Menschen, durch die Grausamkeit der Herrschaften gegen Wildschützen und durch den Schwindel des unseligen Hexenhasses erklären. So wurde ja z. B. 1591 zu Schwabach ein eigener „Drudenhenker" bestellt.

Schreibpult und Stuhl durften natürlich für den Richter nicht fehlen und standen hinter dem Gitter. Wir lassen nun der Reihe nach die Werkzeuge folgen. Rechts neben dem Verhörgitter befindet sich die Streckbank mit einer Rolle, woran 400 abgerundete keilförmige Steften, gemeinhin der „gespickte Hase" genannt. Daneben ist die Aufzugsmaschine mit einem hölzernen Triangel — die „schlimme Liesel" — woran der Delinquent mit den Armen rückwärts gebunden, an die Füße schwere Steine (die größten gegen 1 Zentner) gehängt und so dreimal aufgezogen und niedergelassen wurde. In einem anderen Falle wurden die Füße des Delinquenten an zwei unter der Maschine befindlichen eisernen Klammern festgemacht, und auf die vorige Art die Arme versorgt, in die Höhe gezerrt, bis der Blutrichter das Krachen der aus ihren Pfannen tretenden Achselknochenköpfe hörte. Im gelinderen Falle wurde er dann mit zwei Fackeln zugleich in den Seiten gebrannt, im verschärften mit einer Fackel abwechselnd jede Seite. Im Jahre 1492 wurde die Grausamkeit bei dem Kämmerer Karg so weit getrieben, daß er vierzehnmal mit Steinen aufgezogen und seine Arme für immer gelähmt wurden. Ihm war aufgebürdet worden, daß er die Stadt habe verrathen wollen, unrecht an der Gemeinde und dem Kaiser widerwärtig gehandelt habe. Im Grundbalken des Triangels befinden sich zwei hölzerne Zapfen. Eine andere Art der Tortur bestand darin, daß der zu

Torquirende an den Triangel so gebunden wurde, daß die Zapfen auf seine Brust gerichtet waren, worauf er ebenfalls in die Höhe gezogen und sein Rücken durch Geißelhiebe zerfleischt wurde. Weiter befindet sich darin der sogenannte „spanische Esel", ein aufrecht stehendes oben scharf elliptisch zugespitztes und ausgezacktes Brett, nahezu 6 Schuh hoch und $1^1/_2$ Zoll dick, worauf der Delinquent entkleidet rittlings gesetzt wurde. Die Füße wurden durch Steine beschwert und straff angezogen. Ein anderes Marterinstrument ist der „Beichtstuhl" oder „Jungfrauenschooß", welcher die Form eines Armsessels hat. Der Sitz desselben besteht in einem hölzernen Kissen mit hundert konischen hölzernen Zwecken versehen, worauf der Inquisit entkleidet gesetzt, ihm ein Zentnerstein auf den Schooß gelegt, durch seine Arme rückwärts eine achtkantige Walze gesteckt und die Hände auf der Brust zusammengebunden wurden. Die Walze wurde an beiden Enden fortwährend durch die Henkersknechte umgedreht. Noch befindet sich daselbst eine ungefähr 20 Schuh hohe, mit vier dreischneidigen beweglichen Walzen versehene Leiter, in der Henkersprache „Rutschbahn" genannt, auf welcher der Delinquent auf- und niedergezogen, oder wie bei der „schlimmen Liesel" ausgespannt und gebrannt wurde. Ein ungefähr 4 Schuh hoher Leuchter, auf dessen beiden Armen je ein Kerzenlicht brannte, ist mit einem Kruzifix, zum Troste der armen Sünder, versehen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Nach einem in der wissenschaftlichen Beilage zur „Leipziger Zeitung" abgedruckten Briefe des Professor Tischendorf aus Leipzig an den sächsischen Kultusminister v. Falkenstein, geschrieben zu Kairo am 15. März, ist es diesem Gelehrten, den die russische Regierung auf Entdeckungen ausgesandt hat, gegückt, mehrere auf die Bibel bezügliche kostbare Funde zu thun. Der Hauptfund in einem ägyptischen Kloster ist eine Bibelhandschrift aus dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, also eben so alt wie die berühmte vatikanische Handschrift, die bisher in der Textkritik den ersten Platz behauptete. Diesen wird sie von nun an, wenn Tischendorf seinen Fund nicht überschätzt, mit der neuentdeckten theilen müssen. In 346 feinen schönen Pergamentblättern von solcher Größe, daß nur zwei aus je einem Gazellenfell geschnitten seyn können, enthält sie den größten Theil der Propheten, den Psalter, das Buch Hiob, das Buch Jesus Sirach, die Weisheit Salomons, und mehrere der sogenannten alttestamentlichen Apokryphen; sodann aber, was die Hauptsache ist und einzig in seiner Art, das ganze neue Testament vollständig. Mit dieser wichtigen Bereicherung der Bibelwissenschaft stehen zwei andere Funde Tischendorfs in nahem Zusammenhang: eine sichere und vollständige Handschrift von dem Lehrbrief des Barnabas, und eine solche von dem Hirten des Hermas, beide dem zweiten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung angehörig und ursprünglich in bibelgleichem Ansehen stehend. Tischendorf hofft, die Freigebigkeit der russischen Regierung werde ihn zu unverzüglicher Veröffentlichung aller drei Handschriften in den Stand setzen.

Anagramm.

Ich diene dem Menschen als hüllendes Kleid,
Und Niemand kann mich entbehren;
Ich wechsle nicht, wie auch die Mode der Zeit
Mag Neues um Neues gebären.
So lange die Woge des Lebens ihm rauscht,
Umschließ' ich ihn traulich, nur selten vertauscht.

Er trägt mich bei Tage, er trägt mich bei Nacht,
Er trägt mich im Sommer und Winter,
Am Werktag und Festtag, im Donner der Schlacht,
Und im friedlichen Hause nicht minder.
Nach gleichem Schnitt tragen die Leut' mich nicht gern,
Ich hab' in der Regel nur Einen Herrn.

Hier bin ich mit Zeichen der Ehre bedeckt
Und strahle in glänzender Reinheit,
Dort bin ich vom Brandmal der Schande befleckt,
Vom garstigen Koth der Gemeinheit.
So ist der Charakter Deß, der mich trägt,
In glühenden Zügen mir aufgeprägt.

Und trennt nun den Kopf mir vom Rumpfe Dein Arm,
Als Fuß mir ihn wieder zu geben,
So bin ich ein Wörtchen, das klinget so warm,
So tröstend in's menschliche Leben.
Wohl Dir, wenn dies Wörtchen das Schicksal sagt
Zu den Wünschen, die hoffend Dein Herz gewagt!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 52. Sonntag, 1. Mai 1859.

Vom König Bock.

Von Professor Franz v. Kobell. *)

In seinem Frühlingsgarten
Saß König Bock in Pracht;
Weit war in's Land gedrungen
Der Ruf von seiner Macht.

Der Glanz des Hyazinthes
Den Mantel ihm umschloß,
Und blüthenweiße Krone
Ihr Licht darüber goß.

Da tritt mit schlankem Thyrsus
Ein schmucker Jüngling ein:
„Ich komm', Euch vorzuladen
Vor meinen König Wein;

„Er sieht in Euerm Treiben
Empörung gegen sein Reich;
Soll's Euch nicht schlimm ergehen,
So folget mir sogleich!"

Der König Bock d'rauf grüßet
Und nickt dem Fremden fein,
Und ruft dann auf bojarisch:
„Schenkt's ihm a Halbi ei'!"

Der Bote schaut begierig
Das gastliche Geschenk
Und trinkt und denkt: per bacco,
Ein königlich Getränk!

Und trinkt und trinkt gar weidlich,
Es thut's ja Jeder gern,
Und denkt nicht mehr der Ladung
Und nicht mehr seines Herrn.

Und wieder ein Gesandter
Erscheint vom König Wein,
Und wieder ruft's bojarisch:
„Schenkt's ihm a Halbi ei'!"

Es geht wie mit dem ersten,
Doch nun wächst die Gefahr;
Es naht auf Panthern reitend
Eine große bachantische Schaar.

Da rufet Bock, der König:
„A Faß'l steht's g'schwind a,
Und pfeift's mein' boarisch'n Löw'n,
Und muckt's, hetzt's 'n dra'."

Und als die neuen Boten
Den mächt'gen Löwen sah'n,
Gar schüchtern und bescheiden
Begannen sie zu nah'n.

Des Willkomms schäumende Gläser
Die wurden nun gereicht;
Und schnell die feindlichen Männer
Tief bis in's Herz erweicht.

Sie machten's wie die andern,
Da — plötzlich Lärm am Thor,
Der König Wein kommt selber
Mit auserles'nem Korps.

Mit Schreck sieht seine Gesandten
Er saufen um die Wett';
O Tag der Schmach, o Rache!
Der Fürst da schreien thät.

Doch ihm entgegen redet
Gefaßt der König Bock:
„Sie, laß'n S' Ihna sagen
Mit ihnern Reb'nstock,

*) Nach einem Bericht im Abendblatt zur „Neuen Münchener Zeitung" von dem Dichter bei dem Feste vorgetragen, welches der Magistrat von München bei der Säkularfeier der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften den Mitgliedern und Gästen der letzteren zu Ehren im Rathhaussaale von München veranstaltet hat.

Digitized by Google

„I' bi' vo' Gottes Gnaden
Wie Sie da auf der Welt
Und bi' mit Unterthane'
Wohl aa' nit übi g'stellt,

„Denn schaugn S', alli Soldatn
Und alli Offizier
Und Künstler und Gelehrte
Die haltn treu mit mir,

„Und Burger so und Bauern,
Sogar die geistlinga Herrn,
„I' kann Ihna versichern,
Auch diese hamm mi' gern.

„I' aber will regieren
In' Frühjohr grad alloa!
Und will's Ihna nit wihrn',
Sie kinnen aa' mit thoa.

„Drum derntwegen koan Spektakl
Sunst!" — drohend er und schwang
Den langgeschwänzten Rettig,
Da ward dem König bang.

Und Hochheimer, der Marschall,
Ihm flüstert mit Gewicht:
„' Bitt', Majeschtät, um Alles
Un' mache Se ke' G'schicht',

„Mit dem gäbs wischte Händl,
Un' bleib' mer länger hier,
Er fangt uns wie die G'sandte
Mit sin'm verhexte Bier,

„Politik is Politik,
Es is zu viel rischquirt,
D'rum lasse S' n halt mache'
Un' thun Se nit piquirt —"

Da wich der Rebenherrscher
Und gab den Frühling frei, —
So ward zum Mitregenten
Der König Bock im Mai.

Leoniſſa.

Eine korſikaniſche Erzählung.

„Wie froh bin ich, daß wir mit Italien fertig ſind!" ſagte Miß Lydia, die ſchöne Tochter des engliſchen Generals Sir James Grant, als ſie ſich im Gaſthofe von Beauveau zu Marſeille mit ihrem Vater und ſeinem vormaligen Adjutanten, dem Kapitän Ellis, an den Theetiſch ſetzte. „Ueberall, wo man in dieſem verwünſchten Lande hinkommt, iſt ſchon Alles platt getreten und abgeguckt. Kommt man an den Lago maggiore und will nach Iſola bella hinüber, ſo begegnet Einem ein Trupp Touriſten, der eben von dort herüberkommt. Fährt man, darüber unmuthig, ſchnurſtracks nach Mailand, und ſchlägt vor dem Dome die Augen auf: wer ſteht da? Meine guten Freundinnen Lady Graham und Miß Nevil. Tritt man in die Pitti-Galleri zu Florenz und will ungeſtört Raphaels Madonna della Sedia und die Mediciſche Venus bewundern, ſo ſchleichen, gleich Geſpenſtern, unſere lieben Landsleute umher und haben ſich ſchon an Allem ſatt geſehen. Reiſt man nach Rom und will das Kapitolium beſteigen oder das Koliſeum im Mondſchein genießen, ſo ſitzen dort, gleich verwünſchten Prinzeſſinnen, wieder ein Paar vermummter Geſtalten aus Alt-England und zeichnen ihre Skizzen in's Album. Steigt man endlich auf den Veſuv, um an dem rauchenden Krater friſche Luft zu athmen, ſo ſtehen da drei deutſche Profeſſoren und ſtellen Unterſuchungen über einen Lavaſtrom an. Ich verſichere Sie, Kapitän, es war nicht mehr auszuhalten. Ueberall Augen, die vom vielen Sehen bald zugefallen wären, überall abgedroſchene Herrlichkeiten, nirgends ein Gegenſtand, von dem man mit „honetten Leuten" in England anſtändig reden kann."

„Haſt Recht, liebe Lydia," rief der General, der ſeit dem Tode ſeiner Frau alle Dinge der Welt nur durch die Augen ſeiner einzigen Tochter ſchaute, „haſt Recht, Italien iſt ein langweiliges Land. Da fiel mir einmal in Rom ein, auf die Jagd zu gehen, und ich durchſtrich die öde Campagna einen ganzen Tag lang und habe Nichts geſchoſſen, als ein armſeliges, klapperdürres Rebhuhn. O, meine Fuchsjagden, meine Fuchsjagden in Northumberland! Was meinſt Du, mein Kind, wollen wir wieder heim nach Alt-England? Dein treues Jagdpferdchen wartet ſchon lange auf Dich und hängt den Kopf im Stalle, weil Du nicht kommſt, um ihm den ſchlanken Hals zu ſtreicheln und Zucker zu bringen."

„Nach Hauſe, mein Vater? Nein, das wollen wir doch noch nicht; ich würde erröthen, wenn ich wieder in unſere eleganten Kreiſe einträte, ohne auch nur von einem einzigen Reiſeabenteuer erzählen zu können."

„Da weiß ich Rath," fiel Kapitän Ellis ein: „Sie müſſen in ein Land, wo eben die große Tour nicht hingeht, wie etwa Sardinien oder Korſika. Von der letzteren Inſel komme ich gerade her. Da gibt's Jagden, mein General, die Fülle, merkwürdige Jagden! Da laufen die Wildſchweine zu

Digitized by Google

Dutzenden in den Gebüschen umher; man muß sie aber wohl von dem zahmen Rüsselvieh, unter dem sie sich herumtummeln, unterscheiden; denn schießt man den korsikanischen Hirten einen ihrer liebwerthen Schutzbefohlenen todt, so stürzen die Kerle bewaffnet bis an die Zähne aus ihren Gehölzen, die man dort Maquis nennt, hervor, lassen sich die Bestie theuer bezahlen und lachen Einen hintendrein aus. Auch an Hirschen, Dammhirschen, Fasanen und Feldhühnern ist dort großer Ueberfluß; vor allem Wild aber absonderlich ist der Mouflon oder der wilde Schafbock, der in Korsika's Gebirgen umherstreift, wie die Gemse und der Steinbock in den Alpen, ein prachtvolles und schmackhaftes Stück Wildpret, aber schwer zu treffen. Ich sage Ihnen, General, so ein Paar ellenlanger Widderhörner in Silber gefaßt, gäbe ein Kabinetstück für Ihre Geweih-Sammlung."

„Und die Leute dort?" fiel Miß Lydia ein.

„O, ein originelles, ein naturwüchsiges Volk, Bursche voll Muth und Feuer; denken Sie nur an Paschal-Paoli und Napoleon; die stammen ja von dort her. Freilich auch ein heißblütiges und rachsüchtiges Volk. Sie haben ja wohl von den dortigen Vendetten gehört? —"

„Vendetten? Vendetten! Ist das nicht eine Art von Blutrache, die sie unter einander ausüben, wenn einer ihrer Angehörigen getödtet wird? Es sollen auf diese Weise ganze Geschlechter ausgerottet worden seyn, indem immer der nächste Verwandte verpflichtet war, den Mörder der Seinigen bis auf's Blut zu verfolgen!"

„Ganz recht, schöne Miß; so ein Stück Blutrache mit anzusehen, das wäre ein Abenteuer, und mit Ihrer kunstreichen Hand so ein Paar sonnverbrannter korsikanischer Banditengesichter in Ihr Album gezeichnet, das ließe sich schon in der fashionabeln Welt zu London vorzeigen!"

„Wie weit ist's nach Korsika, Papa?"

„Wenn's gut geht, fahren wir in anderthalb Tagen hinüber; aber mein Kind, Du wirst doch nicht . . . ."

„Nach Korsika, mein Vater, unabänderlich nach Korsika!"

„Meinetwegen auch," sagte kopfschüttelnd der gute Alte. „Wir können, wenn es Dir Freude macht, auf etwa 14 Tage hinübergehen; aber bedenke, meine Tochter, in diesem wilden Lande findest Du nicht Deine gewohnten Bequemlichkeiten."

„Thut nichts!"

„Da mußt Du mehr reiten, als fahren."

„Thut nichts!"

„Da mußt Du oft unter freiem Himmel oder in einer elenden Hütte schlafen."

„Desto besser."

„Kapitän, mit welcher Gelegenheit könnte man dorthin kommen?"

„Morgen geht die Goelette zurück, die mich hierher gebracht hat. Der Schiffspatron wohnt hier im Hause, eine Treppe höher."

Der General klingelte; ein Kellner erschien und erhielt den Befehl, bei dem korsikanischen Schiffskapitän anzufragen, ob er zu sprechen sey. Zwei Minuten darauf erschien der Abgesandte mit einem Bücking unter der Thüre und sagte: „In Nr. 8." Der Kriegsmann stieg die Treppe hinauf, meldete sich als Reisenden nach Korsika und miethete das Schiff für sich und seine Tochter allein. Zugleich machte er zur Bedingung, daß der Schiffskapitän, ehe er in den Hafen von Ajaccio einlaufe, die Küste der Insel umfahren müsse, damit man den Anblick der malerischen Gebirgshöhen von der See aus genießen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Gent hat man Versuche mit einer neuen Art Gasbeleuchtung gemacht, die sehr befriedigend ausgefallen seyn sollen. Der Leuchter, nach dem Erfinder Donny Lampe genannt, wird 1500 Stearinkerzen gleichgestellt. Im Garten, wo der Versuch angestellt wurde, konnte man bei 60 Meter Entfernung noch feine Schrift lesen.

(Unterhaltung zweier Fräulein in einem Zimmer.) Bianka (am Fenster). Ach, theuere Emilie, ist es nicht etwas Köstliches um den Frühling? Bald werden wir all' die lieblichen niedlichen Vögel singen hören und die Gestade und Felder mit herrlichen Blumen bedeckt sehen! (Emilie lachend). Ach ja! — Und er wird uns die neuen Hutformen von Paris bringen und die reizenden Muster für Morgen-Anzüge!

Ein Lehrer, welcher einem jungen Manne über seinen unordentlichen Lebenswandel den Text las, setzte hinzu: „Die Nachricht über Eure Aufführung wird Eurem Vater graue Haare verursachen." „Da bitte ich um Entschuldigung," warf der Unverbesserliche ein, „mein Vater trägt eine Perrücke."

Digitized by Google

Literarisches.

Wir glauben uns den Dank der Musikfreunde unseres Leserkreises zu erwerben, wenn wir wiederholt deren Aufmerksamkeit auf

Hallberger's Pracht-Ausgabe der Klassiker Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart in ihren Werken für das Pianoforte allein. Neu herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmaßes und Fingersatzes von J. Moscheles. Vollständig in 400 Notenbogen elegantester Ausstattung in wöchentlichen Lieferungen im Subscriptionspreis zu nur 1 Sgr. oder $3^1/_2$ kr. für den Musikbogen. (Einzelne Piecen nur $^1/_4$ Sgr. oder 1 kr. pro Bogen theurer.) Stuttgart, Eduard Hallberger,

lenken. Diese wahrhafte Pracht-Ausgabe der Klaviersonaten unserer unsterblichen Tonmeister schreitet rüstig vorwärts, und die vorliegenden Lieferungen zeichnen sich durch brillante Ausstattung, sehr schönen und deutlichen Notenstich sowie äußerste Korrektheit in einer Weise aus, daß dieser Ausgabe der Vorzug vor jeder anderen gegeben werden muß, zumal da auch der Preis derart billig gestellt ist, daß es fast unbegreiflich erscheint, wie etwas so Schönes dafür geliefert werden kann. Auch der Unbemittelte ist im Stande, sich für eine geringe wöchentliche Ausgabe in den Besitz dieser Werke zu setzen, welche eben so, wie Göthe und Schiller in jeder Bibliothek, in jedem Hause, wo ein Klavier steht, zu finden seyn sollten. Wie wir erfahren, ist erwähnter Pracht-Ausgabe eine so günstige Aufnahme in den musikalischen Kreisen zu Theil geworden, daß in dem einen Jahre 1858 zwei starke Auflagen der erschienenen Lieferungen abgesetzt wurden! Gewiß ein seltener Fall und der sprechendste Beweis für die Gediegenheit dieser Edition. Soeben erscheint die dritte Auflage und hat der Verleger vor kurzem eine neue Subscription zu gleich billigen Bedingungen, wie bei der ersten, eröffnet, auf welche Gelegenheit zur Anschaffung des Werks wir unsere Leser hiemit aufmerksam machen.

In gleich vortrefflicher Weise nimmt das Erscheinen des musikalisch-pädagogischen Werkes

Neue Jugend-Bibliothek für das Pianoforte in einer systematischen Reihe leicht ausführbarer, faßlicher und für jede kindliche Alters- und Entwickelungsstufe eigens berechneter Tonstücke von S. Lebert und L. Stark. (1., 2., 3., 4. und 5. Heft à 10 Sgr. oder 36 kr.) Stuttgart, Eduard Hallberger,

seinen Fortgang. Bekanntlich gehen die Herausgeber von dem richtigen Grundsatze aus, daß zur Entwickelung des Sinnes für Melodie und des Gefühls für Rhythmus das Volkslied und der Volkstanz, als die wahrste und unmittelbarste Musik, ein entschiedenes Mittel ist, womit gewiß alle Musiklehrer unseres Leserkreises einverstanden seyn werden. Die Bearbeitung der in den vorliegenden Heften enthaltenen Weisen ist eine sehr tüchtige und dem Werke daher eine große Verbreitung zu wünschen.

Dieselbe Verlagshandlung, welche in vorstehend besprochenen beiden Unternehmungen dem Publikum klassische und pädagogische Musik darbietet, hat auch seit Anfang dieses Jahres ein Werk begonnen, dessen Zweck ist, den Klavierspielenden gediegene, melodiöse und leicht spielbare moderne Musik (Salonpiecen) zu denkbar billigstem Preise zuzuführen. Der Titel ist:

Hallberger's Salon. Ausgewählte Sammlung von Original-Kompositionen für das Pianoforte, mit Beiträgen der berühmtesten und beliebtesten jetzt lebenden Komponisten. Erster Band, bestehend aus 12 Heften à $7^1/_2$ Sgr. oder 24 kr. rhein. Alle 3—4 Wochen erscheint eine Lieferung. Stuttgart, Eduard Hallberger.

Die uns vorliegenden ersten drei Hefte enthalten: Lefébure-Wély, Mère et Enfant. — Rob. Volkmann, Intermezzo. — Ch. Delloux, Sara la Baignense. — P. Bernard, Chant de Noël: „Venite adoremus." — Ed. Röckel, Méditation mélodique I. — S. Lebert, Mazurka. — A. Talexy, Le rouet. Morceau de genre. — E. Büchner, Notturno. — Fr. Doppler, Lied ohne Worte. — und kosten also alle diese Piecen zusammen nur $22^1/_2$ Sgr. oder 1 fl. 12 kr. rhein., ein Preis, der für Musikalien unerhört billig gestellt ist. Dabei zeichnet sich das Werk durch die prachtvollste Ausstattung aus, so daß es selbst für den elegantesten Salon eine Zierde bildet. — Die Piecen sind sehr melodiös und für Spieler und Hörer gleich dankbar. Nach den erschienenen Heften zu schließen, wird das Werk gewiß der Liebling des großen klavierspielenden Publikums werden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 53. Dienstag, 3. Mai 1859.

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen stand das Schiff segelfertig im Hafen und ein erfrischender Nordwind spielte lustig in der Trikolore der weithin flatternden Wimpel. Als der General mit seiner Tochter die Straße Kanebiere entlang dem Orte der Abfahrt zuging, trat ihm der Schiffskapitän mit der Bitte entgegen, er möge doch erlauben, daß noch ein Reisender mit an Bord gehe. „Es ist ein Verwandter von mir," fügte er hinzu, „mein Neffe, ein wackerer Junge, Soldat und Offizier im Schützenregiment zu Fuß."

„Ein Infanterieoffizier?" fragte Miß Lydia in englischer Sprache, indem sich ihr fein geformtes Näschen in einem merklichen Rümpfen schnippisch verzog. Ihr Vater hatte nämlich in der Kavallerie gedient und darum fanden nur Kavalleristen vor ihren Augen Gnade. „Ein Infanterieoffizier, vielleicht ein Mensch ohne feine Bildung, der die Seekrankheit bekommen und uns die Freude der Ueberfahrt verderben wird."

Der Schiffskapitän Matei verstand zwar kein Wort englisch, errieth aber doch mit einem Blick aus der Miene der schönen Lydia ihre zarte Besorgniß. Er erging sich deßwegen auf's Neue in Lobeserhebungen über seinen Verwandten und setzte endlich mit leuchtenden Augen hinzu: „Meines Bruders Sohn ist ein Mann comme il faut, stammt aus einer Korporal-Familie und wird nicht im Geringsten geniren, da er sich mit einer entlegenen Ecke begnügen wird."

Der General und seine Tochter fanden es sonderbar, daß es in Korsika Familien gebe, in denen die Korporalschaft auf den Sohn forterbe; aber in der Meinung, es handle sich nur um einen schlichten Korporal der Infanterie, zogen sie daraus den Schluß, daß der fragliche Reisegefährte irgend ein armer Teufel sey, den der Kapitän um einen Gotteslohn mitnehme, und waren froh, daß es kein Offizier höheren Ranges war, dem sie doch einige Rücksicht schuldig gewesen wären.

„Ist Euer Vetter der Seekrankheit unterworfen?" fragte Miß Lydia mit zurückgeworfenem Köpfchen.

„Niemals, schöne Signoretta; er ist felsenfest zu Wasser und zu Lande."

„Nun, da mag er bleiben," nickte sie gnädig.

Mit diesen Worten näherten sie sich dem Hafen und fanden hier, nahe bei der Jolle des Kapitäns, einen hochgewachsenen jungen Mann in blauem, bis an das Kinn zugeknöpften Oberrock, mit etwas bräunlichem Gesichte, schwarzen, lebhaften Augen und freimüthigem, geistvollem Ausdruck. An der Art, wie er seine Schultern und seinen wohlgepflegten Schnurrbart strich, erkannte man auf den ersten Blick den Soldaten. Als er den General erblickte, nahm er mit feinem Anstande seine Mütze ab und dankte ohne die geringste Verlegenheit mit wohlgewählten Worten für die Gefälligkeit, die ihm dieser erwiesen hatte.

„Schon gut! — war mir angenehm, Ihnen nützlich zu seyn," sagte der General und bestieg die Jolle.

„Er macht wenig Umstände, Euer Engländer," flüsterte der junge Mann ganz leise auf Italienisch seinem Oheim zu.

Dieser legte seinen Zeigefinger unter das linke Auge und verzog seine beiden Mundwinkel, wie wenn er sagen wollte, daß es mit dem Alten nicht ganz richtig im Kopfe sey. Der junge Mann lächelte, berührte seiner Seits mit dem Zeigefinger die Stirn und gab dadurch zu verstehen, daß ja alle Engländer einen Querstrich in der Gehirnkammer hätten. Hierauf setzte er sich an die Seite des Schiffsherrn und betrachtete aufmerksam, jedoch in aller Bescheidenheit, seine schöne Reisegefährtin.

Digitized by Google

„Haben doch alle eine gute Haltung, die französischen Soldaten," sagte der General auf Englisch zu seiner Tochter; „aus jedem Zolle könnte man einen Offizier machen."

„Papa, fragen Sie ihn doch einmal," erwiederte diese, „ob die Korsen ihren Bonaparte lieben."

Ehe noch der General die Frage übersetzt hatte, antwortete der junge Mann in gutem Englisch: „Sie wissen, Signora, daß kein Prophet etwas in seinem Vaterlande gilt. Wir Landsleute lieben ihn vielleicht weniger, als die Franzosen. Was mich betrifft, so liebe und bewundere ich ihn, obgleich meine Familie einst in Fehde mit der seinigen lebte."

Obwohl ein wenig verdutzt über das gute Englisch und den entschiedenen Ton seiner Rede, konnte sich doch Miß Lydia eines leichten Lächelns nicht erwehren, wenn sie bedachte, daß eine persönliche Feindschaft zwischen einem Korporal und einem Kaiser stattgefunden haben sollte.

„Wart Ihr bei Waterloo mit?" fuhr der General fort.

„Leider war dies mein einziger Feldzug."

„Nun, er zählt doppelt."

Der junge Korse preßte die Lippen zusammen.

„Habt Ihr vielleicht das Englische als Gefangener in England gelernt?"

„Nein, General; mich hat ein Gefangener Ihrer Nation in Frankreich unterrichtet. Signoretta," fuhr er fort, „mein Oheim hat mir gesagt, daß Sie aus Italien kommen. Sie sprechen ohne Zweifel das reine Toskanische. Würden Sie auch wohl unsern korsischen Dialekt verstehen?"

„Meine Tochter versteht alle Dialekte," antwortete der General selbstgefällig.

„Nun, da werden Sie auch," fuhr der junge Mann, an die Tochter gewendet, fort, „folgende Verse aus einem unserer Volkslieder verstehen. Es ist ein Schäfer, der zu seiner Schäferin spricht:

„Und trät' ich ein in's Paradies
Und fände Dich nicht d'rin,
Verließ ich selbst den heiligen Ort;
Denn ach, mein Himmel wär' nicht dort!"

Die junge Dame fand die Anspielung etwas kühn und noch mehr den Feuerblick, der sie begleitete; betroffen erröthend antwortete sie: „Cupisco!"

„Nun, und Sie gehen jetzt auf Urlaub in Ihre Heimath?" fragte Sir Grant.

„Nein, General. Man hat mich auf halben Sold gesetzt, wahrscheinlich weil ich bei Waterloo mitgefochten habe und ein Landsmann Napoleons bin. Ich gehe heim, „ohne Hoffnung und ohne Geld . . ." wie es in dem alten Liede heißt."

(Fortsetzung folgt.)

Die Regensburger Folterkammer.

(Schluß.)

Von den Vielen, welche da gepeiniget wurden, muß bei der Jahrzahl 1472 jenes Eribacher gedacht werden, welcher dreimal ledig, achtmal mit Steinen aufgezogen, geschupft und auf der Leiter gebrannt wurde, weil man wollte, daß er auf der Folter stürbe, aber umsonst! Ferner des Bürgermeisters Wolfgang Lißkirchner, der als ein altersschwacher Greis, weil 200 Pfund in der Rechnung fehlten, in der Christmarterwoche siebenmal an einem Tag aufgezogen wurde, um Geständnisse von ihm zu erpressen. Am Montag nach Ostern 1513 wurde er in Folge der erzwungenen Geständnisse hingerichtet. In dieser Angelegenheit war damals Hans Portner wider seinen Willen Blutrichter. Als er dem aufgeregten Volke bei dem späteren Aufstande die Wahrheit sagte, mußte er fliehen und sich vor dessen Wuth verbergen. Im Jahre 1520 wurde jedoch Hans Portner wieder Bürgermeister. Hier war es auch, wo jener des Einverständnisses mit Wallensteins Abfall verdächtige General Hans Ulrich Schaafgotsche — um Geständnisse von ihm zu erpressen — drei Stunden lang alle Qualen der Tortur ertrug. Er wandte sich an den Kaiser und bat für sich und seine Frau und kleinen Kinder um Erbarmen, aber fand es nicht. Sein Urtheil erschien im Namen des Kaisers, doch ohne dessen Unterschrift: „daß, da die Tortur schon geschehen, solle man ihm nicht, wie angetragen worden, vor der Enthauptung noch die Hand abhauen, aber er ohne Aufenthalt enthauptet werden." Seine Richter, welche aus dem General Götz als Präsidenten, C. Slowata, Dr. Stralendorf, Dr. Hildebrand, Dr. Puchner und Dr. Pindelmeier bestunden, beantragten darauf beim Kaiser eine zweite Tortur: „da er in eventum schon zum Tode verurtheilt, dem Kaiser daran gelegen seyn müsse, ein mehreres zu erfahren und da er außerdem als verurtheilter schon Sklav der Strafe und als ein Cataver mortuum zu betrachten sey, so könne er gar wohl vor der Exekution noch torquirt werden." Der protestantische Geistliche Donauer, der ihn zu seinem Ende vorbereitete,

Digitized by Google

beſchrieb ihn alſo: „Er war eine überaus ſchöne lange Perſon, holdſelig und liebreich in Worten und Gebärden, wohl und trefflich gereihet. Es ſind ihm auch viele Bücher dezidirt worden, darinnen er princeps juventutis germanicae genannt wird.“ Die Hinrichtung des Schaafgotſche fand am 11. Februar 1634 Vormittags auf der Haide ſtatt. Dann wurde der Leichnam im ſüdlichen Vorplatze der proteſtantiſchen Dreieinigkeitskirche, etwa ſechs gute Schritte vom Eingang, beerdigt. Dieſen Platz bezeichnete ehedem ein kleiner Sandſtein mit ſeinem Wappen und den Anfangsbuchſtaben H. U. S. (Hans Ulrich Schaafgotſche); ſpäter verſchwand derſelbe bei einer vorgenommenen Reparatur. Das Gefängniß, worin dieſer unglückliche General vor ſeiner Hinrichtung nach ausgeſtandener Tortur verwahrt wurde, befindet ſich links beim Eingange in dem Gewölbe, welches zur Folterkammer führt. Es iſt mit Nro. 18 bezeichnet, ungefähr 6 Fuß hoch, ganz mit Brettern ausgeſchlagen und hat einen Flächeninhalt von ungefähr 100 Quadratfuß. Es iſt mit einem hölzernen Querbalken, welcher nach mündlichen Ueberlieferungen als Kopfkiſſen dienen ſollte, verſehen. Auch befindet ſich an der Decke ein viereckiges Loch, mit Blech ausgefüttert, wodurch ein Schlauch in einen oberen Raum führte, um die Selbſtgeſpräche des Gefangenen belauſchen zu können.

Einen im Jahre 1647 verhörten Genueſen, der trotz jeglicher Tortur Alles leugnete, brachte man nur dadurch zum Geſtändniſſe, daß man ihm zumuthete, ſich in einen eiſernen, glühend gemachten Armſeſſel, ſo voller ſpitziger Zinken war, zu ſetzen. Da fing er an zu bekennen, daß er über fünfzig Morde begangen und daß er ſich auch noch an die Erzherzoge habe machen wollen. Vom Rathhauſe wurde dieſer Fremdling, der ſonſt ein Dr. jur. war, nach Linz abgeführt.

Wegen eines armen Geſchöpfes — gemeinhin das Mausmägdlein genannt — konnten ſich Juriſten und Theologen nicht einigen, ob man ſie mit dem Tode beſtrafen ſolle oder nicht. Dieſer Streitigkeiten, welche faſt ein ganzes Jahr gedauert hatten, müde, ließ ſie der Rath nach und nach verkommen. Sie ſollte allerlei Zauberei getrieben, Liebestränklein für Männer und Frauen gekocht, Jungfrauen ihre Erwählten im Spiegel gezeigt und dergleichen mehr verübt haben. Da ſie während ihrer anfänglichen Haft zeitweiſs ſang, überhaupt guter Dinge war, ſo verkürzte man ihr die Rationen und gab ihr zuletzt nichts mehr. Das war im Jahr 1595.

Keinem Freunde der Geſchichte und des Alterthums ſollte die Beſchreibung des Rathhauſes zu Regensburg von Julie Freifrau von Zerzog fehlen. Dieſes Büchlein dient gleichſam als Führer; es erzählt in gedrängter Kürze die wechſelnden Geſchicke dieſes uralten Gebäudes, die Begebenheiten der daſelbſt gehaltenen Reichstage, es erklärt die im Fürſtenſaale befindlichen gewobenen Tapeten, aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, beſchreibt die Folterkammer wie das Ende Schaafgotſche's und ſchließt mit einem Verzeichniſſe der daſelbſt befindlichen Modelle und Kunſtſachen. Der Ertrag war (1848) zur Gründung einer Arbeitsſtube für Arme beſtimmt.

Vor dem Schluſſe ſoll es dem Verfaſſer noch gegönnt ſeyn, ein paar Worte über das bürgerliche Leben der Scharfrichter, dann über die Beſchaffenheit der Richtſchwerter zu ſagen. Der Scharfrichter oder Freimann hatte nebſt ſeinen Knechten in den meiſten Orten einen abgeſonderten Stuhl in der Kirche. Dahinein ging Niemand und wenn auch in dem ganzen Gebäude nirgends mehr ein übriges Plätzchen aufzutreiben war. Sein Recht auf Selbſtmörder war unbeſchränkt. Wie der Scharfrichter von einem ſolchen Falle hörte, begab er ſich an Ort und Stelle, ſtand hart an dem Leichname des Selbſtmörders hin und ſoweit er mit ſeinem Richtſchwerte, einen Kreis um ſich ziehend, reichen konnte, gehörte alles dort Liegende ihm. Ein Kornwucherer in Oeſterreich war durch den Verluſt von 100 Thaler zur Verzweiflung gebracht worden. Er ſtellte alle ſeine Geldſäcke um ſich herum und erhängte ſich in deren Mitte. Der Freimann des Ortes nahm ſie, laut Spruch des Richters, in Beſitz. Solche Entſeelte wurden dann auf dem ſogenannten Schinderwaſen eingegraben. Dem Scharfrichter gehörten, ohne jede Ausnahme, alle gefallenen Thiere. Verheimlichte ihm Jemand Dieſes und zog z. B. bei einem Pferde Nutzen aus deſſen Hufeiſen, ſo pflegte er ein Meſſer über der Thüre des Dawiderhandelnden einzuſchlagen und dies blieb dann ſo lange ſtecken, bis der Scharfrichter von dem Uebertreter durch eine entſprechende Geldſpende abgefunden wurde.

Dieſem Gewerbe analog war im Militärſtande der Profos eines Regiments, der ſich ſonſt vieler Privilegien erfreute. Natürlich war dieſer gleich dem Scharfrichter oder deſſen Knechten unehrlich. Wollte ein ſolcher aber im Dienſte vorrücken, ſo mußte er erſt wieder ehrlich gemacht werden, wozu das Regiment in Parade ausrückte, ein Viereck ſchloß, der Profos rückwärts hinein kroch und um einen ehrlichen Namen bat. Drei Stöße mit dem

Digitized by Google

Schaft der Fahne thaten die gewünschte Wirkung. Derlei Gebräuche finden sich in allen Militärreglements aufs genaueste verzeichnet. Ueber das Freimannsleben des sechzehnten Jahrhunderts gibt nähere Aufschlüsse das ziemlich seltene Büchlein: „Meister Franzens, Nachrichter zu Nürnberg, all sein Thun. Nürnberg 1801." Im städtischen Museum zu Salzburg befindet sich in einem Kasten ein geschriebener Quartband, in dem der Scharfrichter Franz Joh. Wohlgemuth 226 Hinrichtungen und peinliche Arbeiten gewissenhaft verzeichnet hat, die er in einer Reihe von länger als dreißig Jahren bis 1761 expedirte. Auch das von ihm gebrauchte Richtschwert — zweischneidig und ohne Spitze — liegt dabei. Wichtige Aufschlüsse liefern auch Schlagers „Wienerskizzen".

Bisweilen hält man Schwerter aus dem vierzehnten Jahrhundert mit breiter Klinge, sehr kurzem Griff und auffallend dickem Knopfe für Richtschwerter, ohne zu bedenken, daß ein solches immer einen Griff zu zwei Händen, auch die Klinge eine entsprechende Länge haben mußte. In der Regel besaß das große, ausschließend zum Köpfen bestimmte Richtschwert des Mittelalters keine Scheide, aber das obere Klingenende (die Stärke) ein Loch, mittelst welchem es an der Wand hing. Klingen mit solchem Loch trifft man bereits selten, am seltensten jene mit dem dreieckigen. Sind an der Stärke drei Löcher befindlich, so deutet dieses auf die Eigenheit, daselbst Bleikugeln zur Vermehrung des Zuges einzusetzen. Doch scheint diese Künstelei wie der Gebrauch des Daumenrings an der Parirstange eine Neuerung der Scharfrichter zu Ende des Mittelalters gewesen zu seyn. An sehr alten Richtschwertern kommen diese nie vor. Im Naturaliencabinet der Benediktinerabtei Göttweih befindet sich ein Richtschwert aus dem fünfzehnten Jahrhundert (1444) mit einer Inschrift, die unter den Scharfrichtern der Donaulande ziemlich beliebt gewesen zu seyn scheint, denn auch auf dem Richtschwert des Franz Johann Wohlmuth im städtischen Museum zu Salzburg liest man den ähnlichen Spruch. Er lautet: „Wer was findet, eh' daß es verloren; etwas kauft, eh' daß es feil ist; der stirbt, eh' daß er krank wird."

Es kommt auch vor, daß zweihändige Schwerter von besonderer Größe entweder für Richtschwerter, oder für sehr alte Waffen aus der ältesten christlichen Zeit gehalten werden. Solche zweihändige Schwerter waren in den Jahren 1518 — 1530 vorzüglich bei dem schweizerischen Fußvolke in Gebrauch. Diese wurden auf dem Marsch, ohne Scheide auf der Schulter liegend, getragen. Die allerältesten Schwerter waren kurz, breit und wuchtig. Erst nach der Einführung der Plattenharnische (um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts) wurden derlei ritterliche Wehre länger und schmäler.

Die Mädchenjagd.

Wie den Schnepfen geht's den Mädchen,
Wie ihr auch darüber lacht;
Denn nur zu bestimmten Zeiten
Wird auf Mädchen Jagd gemacht.
Passet auf, ich werd' euch sagen,
Wann die Jagd beginnt, wann schließt,
Wann der liebesdurst'ge Jäger
Zartes Wild am liebsten schießt.

Wann die Mädchen **siebzehn** zählen,
Ist's zur Jagd nicht mehr zu früh;
Darum kann man füglich sagen:
Oculi da kommen sie.
Aber nicht die Schnepfen kommen,
Sondern Herzensjägerlein,
Und die schießen unbarmherzig
Oft gar tief in's Herz hinein.

Zählen **zwanzig** Jahr die Mädchen,
Ist die Jagd in vollem Gang;
O da wird dem Wild, dem zarten,
Nachgestellt nach Herzensdrang.
Waidmann hat nun Acht zu jagen,
Jetzt muß wohl Laetare seyn
Und Laetare heißt das Wahre,
Uebersetzt aus dem Latein.

Sind die **dreißig** nicht mehr ferne,
Wird zwar immer noch gejagt.
Doch nicht mehr so leidenschaftlich
Wird das arme Wild geplagt.
Dies ist für die Mädchenherzen
Dann die Zeit um Judica,
Noch ist's Jagen nicht zu Ende,
Herzensjäger sind noch da.

Sind die **dreißig überschritten**,
Ist zu Ende fast die Jagd,
Wenn auch hin und wieder einmal
Da und dort ein Schuß noch kracht.
Darum steht wohl im Kalender
Jetzt Palmarum angezeigt,
Wo der Schütz tralarum singet
Und sein Horn so ziemlich schweigt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 54. Freitag, 6. Mai 1859.

Leoniſſa.

(Fortſetzung)

Der General griff in die Taſche, zog ein Goldſtück hervor und ſann nach einer paſſenden Phraſe, um es ſanft in die Hand ſeines unglücklichen Reiſegefährten gleiten zu laſſen. „So haben ſie mir's auch gemacht," ſagte er herablaſſend und gemüthlich. „Auch ich ſtehe auf halbem Solde; aber bei Eurem ſchmalen Gehalte könnt Ihr Euch ja nicht einmal Tabak kaufen. Da, Korporal!" — und er wollte das Goldſtück in die geſchloſſene, auf den Rand der Jolle geſtützte Hand des jungen Mannes drücken.

Der Korſe erröthete, biß ſich in die Lippen und hatte gute Luſt, dem Engländer mit einer wüthenden Grobheit zu antworten, plötzlich aber beſann er ſich und brach in ein lautes Gelächter aus. Der General hielt ſeine Guinee in der Hand und ſtarrte ihn an.

„Herr," ſprach der junge Soldat in ernſtem Tone, „erlauben Sie mir, Ihnen zwei gute Lehren zu geben, die Ihnen in Korſika nützlich werden können; für's Erſte bieten Sie nie einem Korſen Geld an, denn es könnte leicht geſchehen, daß er ſo unhöflich wäre, es Ihnen an den Kopf zu werfen. Für's Zweite geben Sie gefälligſt den Leuten keine Titel, die ſie nicht begehren. Sie nennen mich Korporal und ich bin Lieutenant, kein großer Unterſchied allerdings, aber . . . . ."

„Lieutenant," rief Sir James, „Lieutenant! Patron hat mir doch geſagt, daß Sie Korporal ſeyen, Sie und Ihr Vater und alle männlichen Deſcendenten Ihrer Familie."

Bei dieſen Worten fielen die Lachmuskeln des jungen Offiziers in neue Bewegung und zwar mit ſo viel Anmuth und Laune, daß der Schiffspatron und ſeine zwei Matroſen in ſchallendem Chore einſtimmten.

„Verzeihen Sie, General," ſagte er endlich; „aber das Qui pro quo iſt gar zu ſchön und ich hab' es jetzt erſt verſtanden. Unſere Familie zählt freilich Korporale unter ihren Ahnen; aber unſere korſiſchen Korporale haben niemals Achſel-Schnüre auf ihren Kleidern getragen. Im Jahr der Gnade 1100 haben einige Gemeinden im Gebirge gegen die Tyrannei ihrer Gutsherrn ſich aufgelehnt und ſich Führer gewählt, die ſie Korporale nannten. Auf unſerer Inſel halten wir etwas darauf, von einem ſolchen Tribun abzuſtammen."

„Bitte um Verzeihung, mein Herr," rief der Engländer, „bitte tauſend Mal um Verzeihung. Sie werden doch nicht glauben, daß ich mit Verachtung . . . . ."

„Nein," rief der junge Mann, indem er die dargeboetne Hand des Generals kräftig ſchüttelte, „Im Gegentheil, Sie beſtrafen meinen kleinen Hochmuth mit großmüthiger Güte. Da mein Onkel Matel mich ſo ſchlecht bei Ihnen vorgeſtellt hat, ſo erlauben Sie mir, daß ich mich nun ſelbſt vorſtelle. Ich heiße Orſo della Rebbia, bin Lieutenant auf halbem Solde und werde mich glücklich ſchätzen, wenn ich Sie bei Ihren Jagdpartien in Korſika, die Sie, wie ich aus Ihren zwei ſchönen Hunden ſchließe, dort vornehmen wollen, in unſere Berg- und Waldreviere einführen kann."

In dieſem Augenblicke erreichte die Jolle die Goëlette. Der Lieutenant bot der ſchönen Miß Lydia den Arm und half dann dem Alten auf den Steg, der an Bord führte. Hier rieb ſich der General wiederholt die Stirn und ſann hin und her, wie er ſeine Unart gegen einen ſo artigen Mann gut machen könne, deſſen Abkunft bis in's Jahr 1100 hinaufreiche. Endlich kam er auf den Gedanken, ihn zu Tiſche einzuladen, und that es, ohne die Zuſtimmung ſeiner Tochter einzuholen.

Digitized by Google

Diese runzelte freilich ein wenig ihr Stirnchen, tröstete sich aber doch damit, daß sie nun wußte, was ein forstischer Korporal sey; ja sie leugnete sich sogar nicht ab, daß der junge Mensch einen ganz eigenthümlichen, aristokratischen Anstrich habe, der ihm nicht übel anstehe. Nur meinte sie, er wäre doch ein Bischen zu frei und fröhlich für einen Romanhelden.

„Lieutenant della Robbia," sagte der General, indem er ihm auf englische Weise ein Glas Madeira zutrank, „ich habe in Spanien viele Ihrer Landsleute gesehen; besonders hat uns bei Vittoria ein Bataillon Scharfschützen stark zugesetzt, die aus den Hecken und Gärten hervor ein Feuer unterhielten, das uns viele Leute und Pferde kostete. Ich sehe die Kerle — verzeihen Sie, ich wollte sagen diese braven Männer — noch, wie sie mit ihren pulverschwarzen Gesichtern, nachdem sie unsere Dragoner zurückgeschlagen, mit hellem Hohngelächter hervor auf die Ebene traten und ein Viereck schlossen. Mitten in diesem hielt ein Offizier auf einem kleinen schwarzen Pferde, hart neben dem Adler, und rauchte eine Cigarre, wie wenn er in einem Kaffeehause säße. „Den soll aber auch ....." dachte ich und ließ meine Dragoner noch ein Mal linksum machen und angreifen. Alle Wetter, der Satan bleibt ruhig, wie wenn's ihn nichts anginge, und läßt sogar noch die Feldmusik aufspielen! Wir reiten an, wir kommen bis auf fünfzehn Schritte vor's Viereck. Noch ist kein Schuß gefallen; wir sprengen weiter und auf Einmal empfängt uns ein Höllenfeuer aus den Büchsen der schwarzen Teufel, daß uns Hören und Sehen verging. Als der Rauch sich verzogen hatte, sehe ich die Korsen dicht vor uns mit dem Bayonette an den Nasen unserer Pferde, fest wie eine Mauer, und in ihrer Mitte immer noch ihren Offizier mit der Cigarre im Munde. Wüthend gebe ich meinem Pferde die Sporen und will mit Gewalt einbrechen, da höre ich seine Stimme: „Al capello bianco," ich trug nämlich einen weißen Federbusch. Mehr hörte ich nicht, denn eine Kugel durchflog meine Brust und ich lag am Boden. Ja, das war ein schönes Bataillon, Herr della Robbia, das erste vom 18. leichten Infanterie-Regiment, lauter Korsen."

(Fortsetzung folgt.)

Häuserinschriften in Mittelfranken.

Zur Charakteristik des Volkes gehören auch die Sprüche, mit denen es seine Häuser ziert. Leider nimmt diese gute alte Sitte, wie manche andere, immer mehr ab; die Alles nivellirende Zeit verwischt solch' individuelles Gepräge, welches nur noch das Interesse des den scheinbar unbedeutendsten Zügen des Volkslebens emsig nachspürenden Kulturhistorikers erregt. So studirte Riehl auf seinen Wanderungen durch die pfälzischen Städte und Dörfer die soziale Physiognomik des Landes auch an dem äußeren Beiwerk der Häuser, und knüpft seine Betrachtungen unter Anderm an ihre Inschriften. Er findet ein tröstliches Wahrzeichen des konservativen Geistes der Pfälzer darin, daß das ältere Haus sich dort noch durch Spruch und Marke auszeichnet. Wenige Meilen weiter nordwärts am eigentlichen Mittelrhein verschwindet dieser Schmuck. Riehl bemerkt schön und gewiß mit vollem Rechte: „Man muß ein Volk nicht verloren geben, dessen Väter noch solche Sprüche über ihre Thüren setzten. Die Enkel oder Urenkel machen's ihnen vielleicht wieder nach." Hausspräche waren vordem in der Pfalz so volksthümlich, daß sie selbst an der Burg und am Fürstenschloß nicht fehlten. „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut," war der Grundton, auf den die große Mehrzahl der pfälzischen Hausspräche gestimmt wurde. In Oberdeutschland liest man mitunter Hausverse, in denen sich der trübe Gedanke an das Eitle alles Irdischen ausspricht. In der fröhlichen Pfalz hat Riehl solche Sprüche nicht gefunden; dagegen neben den gangbaren geistlichen manch weltlich lustigen.

Wir geben diese Hinweisungen und Auszüge aus dem bekannten Buche Riehls, um einige Hausspräche aus Mittelfranken einzuleiten. Am meisten finden sich diese noch in den Landgerichten Ansbach, Dinkelsbühl, Feuchtwangen, Greding, Heidenheim, Leutershausen, Rotenburg, Uffenheim und Windsheim, also größtentheils längs der württembergischen Grenze hin. Auch hier ist die Zahl der religiösen Sprüche mit dem Grundgedanken des Gottvertrauens überwiegend; manche sind moralisirend, einige humoristisch und zuweilen so derber Natur, daß sie sich nicht mittheilen lassen. Daß man den Maßstab poetischer Anforderungen an diese kunstlosen Reime nicht anlegen dürfe, glauben wir als selbstverständlich voraussetzen zu dürfen. Gleichwohl fehlt es einzelnen, namentlich älteren Sprüchen nicht an Kraft und Gedrungenheit des Ausdruckes; andern dagegen sieht man in ihrer Verwässerung oder Geziertheit bald den modernen Ursprung an. Wir geben einige Proben mit Beifügung der Orte, wo wir sie gefunden.

Digitized by Google

Im Glück erheb dich nicht,
Im Unglück verzage nicht,
Denn Gott ist ein Mann,
Der Glück und Unglück wenden kann.
(Ostheim bei Heidenheim.)

*

Alles Thun auf Gott gebaut,
Keinem Menschen recht getraut,
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Höflich, doch nicht zu gemein,
Viel Geduld bei wenig Geld,
So kommt man fort in aller Welt.
(Oberfeilzbach bei Leutershausen.)

*

Wir Menschen bauen Häuser auf dieser Erden fest,
Als wenn wir ewig leben wollten,
Und sind doch hier nur fremde Gäst',
Und da wir ewig sollen seyn,
Da bauen wir gar wenig d'rein.
(Gunzenhausen.)

*

Zieh aus dem Weltgetümmel
Dich still in dich zurück;
In deinem Herzen ist dein Himmel
Und dein Glauben, dein Geschick.
(Bdg. Dünkelsbühl.)

*

Dieses Haus hab' ich gebaut,
Ich bin der Mann, der Gott vertraut;
Wenn dieser will nur bei mir seyn,
Trag' ich die Last der Welt allein.
(Großhaslach bei Ansbach.)

*

Befiehl Gott alle deine Sachen,
Was gilt's, er wird's gewiß wohl machen.
(Gottelsdorf bei Ansbach.)

*

Wer Christum und sein Wort
Mehr liebt als Gut und Geld,
Der wird reicher seyn dort
Als hier die ganze Welt. (Ebenda.)

*

Dem Herrn befiehl die Wege dein,
So wirst du reich gesegnet seyn. (Ebenda.)

*

Ich achte meine Hasser
Als wie das Regenwasser,
Das von dem Dache fließt;
Ob sie mich schon meiden,
So müssen sie doch leiden,
Daß immer Gott meine Hilfe ist.
(Bdg. Dünkelsbühl.)

*

Ich setze meinem Gott kein Ziel,
Er geb' mir wenig oder viel;
Wohl Dem, der sich begnügen läßt,
Der lebt content auf's allerbest'!
(Zehdorf.)

Andere Sprüche weisen auf die Vergänglichkeit alles Irdischen hin, wie der in ganz Bayern sehr verbreitete:

Das Haus ist mein
Und doch nicht mein;
Und Deß, der nach mir kommt,
Wird's auch nicht seyn.

Ermahnungen zur Vorsicht im Umgange, Warnungen vor Falschheit und Lästerung kommen häufig vor, wie z. B.

Sag' niemals leise,
Niemals laut,
Was dir ein Freund hat anvertraut.
(Bdg. Dinkelsbühl.)

Oder: Wenn die Falschheit brennte wie Feuer,
Wäre das Holz nicht halb so theuer.
(Bei Ansbach.)

*

Kluge Lebensregeln sind:
Soll ich oder nicht
Meinem besten Freunde trauen?
Ich kann ihm wohl in's Gesicht,
Aber nicht in's Herze schauen.
(Auerhofen bei Uffenheim.)

*

Wer sonst Nichts kann und weiß,
Als andre Leute schmähen,
Ein solches Lästermaul
Soll in mein Haus nicht gehen.
(Bdg. Dinkelsbühl.)

An die Verse in Goethe's Faust:

„Das Sprichwort sagt: Ein eigner Heerd,
Ein braves Weib sind Gold und Perlen werth"

erinnert der Spruch an einem Hause zu Leizendorf bei Rothenburg a/T.:

Ein schönes Haus, ein braves Weib
Erfreut den Mann an Seel' und Leib.

Digitized by Google

Einige Sprüche haben einen humoristischen und witzigen Anflug; so liest man zu Wollersbach bei Uffenheim die Inschrift:

Ich Aff',
Stell' mich her und gaff';
Derweil ich her thu' stehen,
Kann ich meinen Weg weiter gehen.

zu Weigenheim:

Wenn ich könnte die Jungfrau zieren,
Wie ich das Haus kann renoviren,
So wär' ich Meister in der Welt
Und hätte mehr als jetzt an Geld.

*

Ein Jeder kehr' vor seiner Thür,
Hier findet er Fehler genug,
Und nimmt er die Fehler zu Papier,
So wird er endlich klug.
(Eguarhofen bei Uffenheim.)

*

Die Leute sagen immer:
Die Zeiten werden schlimmer!
Die Zeiten bleiben immer,
Die Menschen werden schlimmer.
(Iggesheim bei Uffenheim.)

*

Wer will bauen an die Straßen,
Der muß die Geschelten rathen,
Und die Narren reden lassen.
(Uffenheim.)

*

Allen Menschen recht gethan,
Ist eine Kunst, die Niemand kann.
(bei Uffenheim.)

*

Das ist das Beste in der Welt,
Daß Tod und Teufel nimmt kein Geld;
Sonst müßte mancher arme Gesell
Für den Reichen in die Höll'.
(Neustetten bei Rothenburg.)

*

Wer will borgen,
Der komm' morgen;
Heut ist der Tag,
Wo ich nicht mag. (bei Ansbach.)

*

Wer keine Sorg und Leiden hat,
Der lösch' mir diesen Reimen ab.
(bei Uffenheim.)

Mancher gute Spruch der Vorzeit hat der Neuerungssucht späterer Generationen weichen müssen. Alte Leute auf dem Lande wissen sich ihrer übrigens noch recht gut zu erinnern und können auch wohl den Platz bezeichnen, an dem sie einst gestanden.

Mannigfaltiges.

Einer jener fahrenden Ritter, Bettler genannt, hatte neulich, wie der „Publ." erzählt, in Berlin bei der Ausübung seines Gewerbes ein besonderes Pech. Fruchtlos hatte er schon vielfache Klingeln in Bewegung gesetzt, hatte wenig Geld, aber viel Scheltworte bekommen, als er endlich ein mildthätiges Herz entdeckte; auf sein Klopfen tritt aus einer Wohnung ein gesetzter Herr, der ihn mit unsäglichem Wohlwollen ansah. Der Bettler hielt in der Eile eine kleine medizinische Abhandlung über Nervenzittern, welches ihn am Arbeiten hindere, knüpfte daran einen wirkungsvollen Streifblick auf die kommenden Feiertage, welche alle Welt zur Freude rufen und schloß mit einem überzeugenden Nachweis von der Nützlichkeit und Annehmlichkeit der klingenden Münze, welche alle Genüsse des Lebens vermittle. Nie hatte er schöner gesprochen, — der wohlwollende Herr war ganz Ohr, er schien gerührt und verschwand in seinem Zimmer, um dem Bruder Redner, den er warten hieß, eine Ueberraschung zu bereiten. Eine Ueberraschung war es, als er wiederkam, aber keine freudige, denn von seinem Haupte erglänzte das verschlungene Symbol in Neusilber und an seiner Seite prangte das vergoldete Schwerdt des Gesetzes, welches ihn kennzeichnete als den Herrn über alle Bettler und Missethäter, den Berliner Schutzmann. In erhabener Würde weist er mit dem Finger auf die Treppe; lautlos, ohne ein Wort zu wagen, schleicht der grausam Getäuschte hinab, hinter sich das unerbittliche Gesetz, vor sich in endloser Perspektive ein Osterfest im Arbeitshaus, ein unkleidsames graues Kostüm, Mangel an lebenserweckenden Flüssigkeiten und — gar kein Geld.

Auflösung des Anagramms in № 51:
Name. Amen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 55. Sonntag, 8. Mai 1859.

Leoniſſa.

(Fortſetzung.)

„Ja," ſagte Orſo mit düſterm Blicke; „dieſe Orſen deckten damals den Rückzug und brachten ihren Adler zurück; aber zwei Drittheile ſchlafen in der Ebene von Vittoria."

„Wüßten Sie vielleicht zufällig den Namen ihres Führers?"

„Es war mein Vater; er war damals Major und ſtieg an dieſem Tage zum Oberſt."

„Ihr Vater? Wahrhaftig ein Ehrenmann! Werde ich ihn ſehen? Lebt er noch?"

„Nein, General," ſagte der junge Mann erblaſſend.

„War er bei Waterloo?"

„Ja, aber er war nicht ſo glücklich, auf dieſem Felde zu fallen: er ſtarb vor zwei Jahren in Korſika — — — Aber mein Gott, wie ſchön iſt dieſes Meer. Zehn Jahre habe ich's nicht mehr geſehen. Finden Sie nicht, Signorina, daß das Mittelmeer ſchöner als das atlantiſche iſt?"

„Ich finde es zu blau .. und die Wellen ſchlagen mir nicht hoch genug," erwiederte Lydia gähnend. „Verzeihen Sie, Vater, ich habe ein wenig Kopfweh und will in das Zimmer hinab."

Sie küßte den Alten auf die Stirne, verneigte ſich ſteif und ſtolz vor Orſo und verſchwand. Die beiden Männer blieben ſitzen und ſprachen von Jagd und Krieg, bis es dunkelte.

Die Nacht war prachtvoll. Kein Wölkchen trübte den reinen, tiefblauen Himmel, aus welchem der aufgegangene Vollmond einen langen zitternden Silberſtreifen herab auf die Wellen goß, auf denen das Schiff, von einem erfriſchenden Lüftchen getrieben, ſanft dahinglitt. Der General war ſchlafen gegangen; ſeine poetiſche Tochter aber, die keine Luſt zu ſchlafen hatte, warf einen Pelzmantel um und begab ſich in Begleitung ihres Kammermädchens auf das Verdeck, wo ſie ungeſtört von der läſtigen Gegenwart des proſaiſchen Fremden ſich in ihren romantiſchen Empfindungen zu ſchaukeln gedachte. Niemand befand ſich oben, als ein Matroſe, der am Steuer ſaß und mit eintöniger, hohler Stimme ein korſikaniſches Lied ſummte. Miß Lydia horchte; die fremdartigen, klagenden Töne in der Stille der Nacht hatten für ſie etwas Anziehendes, Wunderſames, und noch mehr der Inhalt der von ihr nur halb verſtandenen Verſe:

„Erſchlagen liegt er in finſterer Nacht,
Gebettet in ſein Blut,
Der Adler, der einſt in donnernder Schlacht
Gekämpft mit Heldenmuth.

Noch wandelt am Tage der Mörder umher,
Der Dich und die Deinen verhöhnt.
O Adler, gibt's keinen Rächer mehr,
Der Deinen Schatten verſöhnt?"

Der Matroſe hielt plötzlich inne.

„Warum ſingſt Du nicht weiter, mein Freund?" fragte Miß Grant.

Der Seemann blinzelte bedeutungsvoll mit den Augen auf eine Geſtalt hin, die eben aus dem untern Schiffsraume ſtieg. Es war der Lieutenant Orſo.

„So ſinge doch Dein Lied zu Ende! es macht mir viel Vergnügen."

Der Matroſe neigte ſich gegen ſie und ſagte ganz leiſe: „Ich mag Niemand den Rimbecc machen."

„Was, den . . . —"

Der Matroſe ſah vor ſich hin und fing an zu pfeifen.

„Ah, Signora," rief jetzt Orſo herankommend, „ich ertappe Sie doch über der Bewunderung unſeres Mittelmeeres. Geſtehen Sie nur ein, ſo ſcheint der Mond doch nirgends!"

Digitized by Google

„Ich habe gar nicht darauf geachtet," erwiederte Lydia; „ich war beschäftigt, korsisch zu lernen. Da der Matrose hat einen höchst tragischen Klagegesang gesummt und will mir nun nicht erklären, was er zu bedeuten hat. Sagen Sie mir, Lieutenant, was ist Rimbecco?"

Orso starrte mit wildem Blicke auf den Seemann hin, und dieser schaute wie angedonnert vor sich nieder.

„Der Rimbecco ist die tödtlichste Beleidigung, die man einem Korsen anthun kann," sagte der junge Mann gefaßt; „es heißt, ihm vorwerfen, daß er vergossenes Blut nicht gerächt habe. Wer hat Ihnen von Rimbecco gesprochen?"

„Ich habe das Wort gestern zu Marseille gehört; da hat es der Schiffspatron gebraucht."

„Und von wem hat er gesprochen?"

„O, er hat uns eine alte Geschichte erzählt von einem gewissen Sapiero, der seine Gemahlin Vannina d'Ornano erwürgt hat, weil sie, um ihn zu retten, für ihn bei den Genuesern um Gnade gebeten und ihn dadurch herabgewürdigt hatte."

„Das Ungeheuer!" rief Miß Lydia.

„Verzeihen Sie, Signora, so sind unsere Sitten, schroff und steil und unerschütterlich wie unsere Berge."

Mit diesen Worten verbeugte sich der Korse und stieg nachdenkend wieder in den Schiffsraum hinab.

Lydia sah ihm erschüttert nach und blickte dann, tiefer in ihren Mantel gehüllt, gedankenvoll über das mondbestrahlte Meer hinaus. Ein kühlerer Hauch der Nachtluft erweckte sie aus ihren Ahnungen und Träumen. Sie ergriff den Arm ihrer Dienerin und ging einige Schritte auf dem Verdecke auf und nieder.

„Ein schönes Mädchen, beim Blute der Madonna!" wiederholte der Matrose vor sich hin; „wenn sie ein Floh wäre, ich würde mich gern von ihr beißen lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Walpurgistag.

Von Dr. G. Landau *)

Eines der Hauptfeste der alten Deutschen knüpft sich an den 1. Mai, schlechthin der Maitag genannt. Das große, nächtliche Opferfest war so fest mit dem Volksleben verwachsen, daß, ungeachtet es schon von den Karolingern bei Todesstrafe untersagt worden, es doch immer noch gefeiert wurde, bis endlich der christliche Glaube das geheimnißvolle Walten in Teufelsspuck und die Priesterinnen der Gottheit in Hexen umwandelte. Wie der Brocken seitdem als der Sammelplatz des Hauptheeres der Hexen betrachtet wurde, wohin jede derselben auf einem Besen oder Ziegenbock ritt, um an dem großen Tanze in der Walpurgisnacht Theil zu nehmen, so wird noch jetzt in dieser Gegend ein Berg bezeichnet, wo das Gleiche, nur in beschränkterer Weise, stattfinden soll. — Sobald das Abendgeläute verklungen, werden im Schwalmgrunde und auch in vielen andern hessischen Gegenden an alle Stallthüren drei Kreuze gezeichnet, damit die Hexen in ihrem Vorüberzuge dem Viehe Nichts anthun können. Darum wird auch bis zum Sonnenaufgang keinerlei Vieh aus dem Stalle gelassen, an manchen Orten sogar den ganzen Tag über zu Hause behalten. An der Schwalm suchen die Mädchen vor Sonnenuntergang gelbe Schmergelblumen und reichen diese am Morgen dem Vieh, um dadurch die Einwirkungen der Hexen unschädlich zu machen.

Am 1. Mai ruhen viele Geschäfte. Es wird insbesondere Nichts verborgt und jedes Weib, welchem etwa einfällt, beim Nachbar Feuer zu holen, setzt sich dadurch der Gefahr aus, für eine Hexe zu gelten. — In der Gegend von Frankenberg wird dem Volksglauben nach in der Walpurgisnacht die Herbstzeitlose von den Hexen abgebrochen, um Muß davon zu kochen, weßhalb die Köpfe dieser Pflanzen auch Teufelsköpfe genannt werden.

Zu den mannigfachen, sonst noch zu dieser Zeit üblichen Gebräuchen gehört vor Allem das Lehnausrufen. Es ist dies eine weit verbreitete Sitte, welche ungeachtet unzählig gegen sie ergangener Verbote dennoch nicht ganz in Abgang gekommen ist. Noch im vorigen Jahre gab sie die Veranlassung zu einer großen Schlägerei, welche unter der Amöneburg stattfand.

Am Abend vor Walpurgis — so wird im Schwalmgrunde noch jetzt das Lehnausrufen geübt — versammeln sich die sämmtlich mit Peitschen versehenen Burschen des Dorfes an einer außerhalb des Dorfes liegenden Stelle, und einer trennt sich vom Haufen und sucht sich einen erhöhten Standpunkt aus, oder steigt wohl gar auf einen Baum. Derselbe ruft dann:

*) Auszug aus einer sehr interessanten, längeren Abhandlung des genannten Herrn Verfassers, welche unter dem Titel: „Jährliche Feste und Gebräuche des hessischen Volkes" in der „Kasseler Zeitung" abgedruckt ist.

Digitized by Google

„Hier steh' ich auf der Höhe,
Und rufe aus das Lehen, das Lehen, das erste Lehen,
Daß es die Herren recht wohl verstehen,
Wem soll das seyn?"

Darauf antwortet die Versammlung, indem sie den Namen eines Burschen und den eines Mädchens nennt, mit dem Zusatze: „In diesem Jahr noch zu Eh'!" worauf sofort sämmtliche Peitschen in laute, weithin schallende Thätigkeit gesetzt werden. Dann schreitet man unter Beibehaltung derselben Formen zur Verkündigung des zweiten Paares und fährt damit fort, bis alle durch sind, jede neue Verkündigung durch Peitschengeklatsch bestätigend. Daß bei der Auswahl der Paare bestehende Verhältnisse meist berücksichtigt werden, versteht sich wohl von selbst. Ja es fanden auch schon früher darauf abzielende Versprechen statt, namentlich am Scheideabende, wie das schon oben angedeutet worden ist. Ein auf jene Weise zusammen gegebenes Paar nennt man ein Mailehen und zum Wahrzeichen befestigt das Mädchen selbst an den Hut seines Burschen einen Lehnstrauß. Ein solches Paar ist für alle in demselben Jahre vorkommenden Tänze verbunden, so daß keines ohne Bewilligung seines Genossen mit einer dritten Person tanzen darf. Früher führte dieser Verband nicht selten auch wirklich zu Ehen. Daß das Lehnausrufen auch oft zu Unfug die Veranlassung gab, liegt in der Natur der Sache. Vor Jahren zündete man auch Feuer an; man schoß mit allen möglichen Feuerwaffen und trank oft, bis der Morgen hereinbrach. Die Folge davon war dann häufig, daß die kirchliche, wie die weltliche Gewalt, strafend einschritt. So besteht der Gebrauch noch an der Schwalm. Aehnlich schildert denselben eine Nachricht von 1780 aus dem Dorfe Arnsheim, unfern Neustadt. Schon 14 Tage vor Walpurgis begannen dort die Burschen sich des Abends im Peitschenknallen zu üben. Sobald dann am Walpurgisabend die Nacht hereingebrochen, traten sie zusammen und zogen mit Musik unter lautem Jubel und dem Knallen der Peitschen vor's Dorf auf einen höher liegenden Ort und zündeten ein Feuer an, zu welchem Zwecke jeder Bursch ein Stück Holz mitgebracht hatte. Mit dem Schlage 11 Uhr erhob sich der gewählte Anführer und hielt eine kurze Anrede, worin er sich über den von den Voreltern ererbten Brauch ausließ. Dann schritt man zu dem Ausrufen der Lehen und, so berichtet die angeführte Nachricht, „zu dieser Stunde lauern Mütter und Töchter, was ihnen das Fatum für ein Lehen oder Liebhaber zuweisen werde. Am nächsten Tage, Walpurgistag, zog darauf alles junge Volk zu Markte nach Neustadt, wo das Mädchen sein Lehen mit einem Strauße zu schmücken und der Bursch sein Lehen zum Tanze zu führen hatte. Nicht selten gab es schon in der Nacht Zwist; auch forderten sich wohl die Burschen zweier Dörfer heraus; gemeinlich aber kam es auf dem Markte zum Kampfe.

Am Rhein werden die Mädchen versteigert. Das schönste zuerst, und dieses trägt meist der Reichste davon, wenn nicht eine besondere Herzensneigung zu hohen Geldopfern anspornt. So geht es in absteigender Linie von Einer zur Andern, bis die Reihe zu Ende. Von dem eingenommenen Gelde wird die Musik bezahlt und der Ueberschuß zur Bewirthung der Maifrauen verwendet. Auch an der Eifel werden die Mädchen versteigert und der etwa übrig bleibende Rest, man nennt denselben den Rummel, einem Einzigen zusammen zugeschlagen. Es war indeß nicht allenthalben der 1. Mai, wo das Lehnausrufen stattfand; nach einer Nachricht von 1674 nahm man es zu Rosenthal, in Oberhessen, schon am Sonntage Lätare vor, und anderwärts, wie wir unten sehen werden, auch wohl zu Pfingsten.

Man hat diese Mailehen mit Freja, der Liebesgöttin, in Zusammenhang gebracht und glaubt es so ansehen zu müssen, als sey das Lehen von der Göttin gegeben worden.

In vielen Orten Hessens hat sich von Allem nur der Strauß noch erhalten, in anderen nur noch das Peitschengeklatsch. So ziehen in der Umgegend von Wabern die Burschen in der Walpurgisnacht auf die Kreuzwege vor den Dörfern und knallen mit den Peitschen, um die Hexen zu vertreiben. In verschiedenen Orten finden Auszüge der Schuljugend statt.

Am 1. Mai ziehen die Schulknaben zu Wolfhagen, Frankenberg, Sachsenberg u. a. O. in den Wald und holen Maien. Wie dies jetzt geschieht, hat es einen ganz modernen Anstrich. Der Zug ist ganz militärisch geordnet, hat seine Offiziere und ist sogar, so gut es sich machen läßt, militärisch costümirt. Früher galt es dabei noch der Wahl des Maikönigs. Selbst die Truppen feierten ehemals das sogenannte Maigelag, wenn auch nicht immer am 1. Mai, sondern auch zu einer andern beliebigen Zeit des Frühlings. So beging das 1732 zu Kirchhain und den nächsten Dörfern liegende hessische Dragonerregiment das „gewöhnliche Maigelag" am 26. Juni desselben Jahres. Unter klingendem Spiel (mit Trompeten und Trommeln) zog dasselbe auf die zum Hofe Rade-

Digitized by Google

hausen gehörigen Wiesen, zündete daselbst Feuer an und trank und tanzte bis tief in die Nacht hinein. Ein hessischer Regimentstambour wendete sich mit einem Bittgesuche an die Landgräfin Hedwig Sophie, worin er besonders hervorhob, „er habe bekanntermaßen beim Regiment Gardes einen sogenannten Maikönig agirt," jetzt aber sey er invalid.

Mannigfaltiges.

Seyd gibt in seinem Buch über Kalifornien folgende interessanten Details über die ungeheure Produktivität Kaliforniens: „Die „Wellington-Bäume", bis 100 Fuß höher als die höchsten Thürme in Europa, sind keine Fabel, aber auch Aepfel bis zu 2 Pfd. 14 Lth. schwer das Stück, Fische à 187 Pfd., 221 Lachse, 18—20 Pfd. jeder, in einer Nacht gefangen, Kartoffeln à 4—7 Pfd., Kürbisse à 200—250, Pfirsiche à 1 Pfd. 3 Lth.; ebenso verhältnißmäßig Feigen, Zitronen, Quitten, Strauchfrüchte und Baumobst; für 49,000 Dollars Pfirsiche aus einem Garten im Jahr, Weinstöcke zu Tausenden mit Trauben, größer, wie Kaleb eine trug, Getreide aller Art bis zum fünffachen Betrag der Ernte im Vergleich mit den besten Getreidegegenden Europa's — diese und andere fabelhaften Wunder sind amtlich bestätigte, in Kalifornien alltäglich gewordene Thatsachen.

In Michelets Buch über die „Liebe und Ehe" verdient namentlich das Kapitel über die Liebe im Alter von allen Frauen gelesen zu werden. Hier erscheint die Liebe mit ernster Anmuth und rührender Größe: auf die irdische Natur, die Asche und Staub war, ist ein unsterblicher, fleckenloser Geist gefolgt. Er sagt, daß die „alten Frauen" wohl befähigt sind, eine Empfindung zu erwecken, die wärmer ist, als die Freundschaft und reiner als die Liebe, daß sie eine Schönheit besitzen können, welche das Spiegelbild der Seele ist, und welche er als den „Zauber der Güte" bezeichnet. Eine alte Frau könne nicht mehr wie eine junge das Auge täuschen; man erkenne auf den ersten Blick, ob sie Engel oder Hexe sey, was sehr schwer wäre, so lange die Lippen noch in Purpur leuchteten, das Antlitz noch in Marmorglätte glänzte und sie selbst könne im Alter erst erfahren, ob ihre Seele oder ihr Körper Liebe erweckte.

Aus Paris wird geschrieben, daß jetzt in der Bildergallerie zu Versailles, in der die ganze Kriegsgeschichte Frankreichs auf Leinwand aufgehängt ist, die Soldaten oft kompagnienweise vor die Schlachtbilder auf Oesterreichs Boden geführt, und zur Bewunderung Napoleons und Nacheiferung seiner Thaten förmlich einexercirt werden.

Kommt heraus!

Draußen bläst die Kriegstrompete,
Doch der liebe, holde Mai
Schmückt wie immer sich mit Blumen,
Ihn stört nicht das Kriegsgeschrei.
Und er rufet: Kommt heraus,
Laßt die Politik zu Haus.

Ja schaut an die Blüthenfülle,
Schauet an der Blumen Pracht,
Und ihr werdet, ob der Sorge,
Recht von diesen ausgelacht.
Rufen alle: Kommt heraus,
Laßt die Politik zu Haus.

Und die kleinen Vöglein singen,
Wissen Nichts von Noth und Harm,
Bau'n wie immer ihre Nestchen,
Bauen sie recht schön, und warm.
Auch sie rufen: Kommt heraus,
Laßt die Politik zu Haus.

Hört der Käferlein Gesumme,
Das doch gar so friedlich klingt,
Seht das munt're, rasche Quellchen,
Wie es durch die Wiesen springt.
Neckend ruft es: Kommt heraus,
Laßt die Politik zu Haus.

So mit tausend lieben Stimmen
Ruft uns zu der holde Mai,
Sollen ja bei ihm vergessen
Dieses tolle Kriegsgeschrei.
Kommt, o kommt zu ihm heraus,
Laßt die Politik zu Haus.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 56. Dienstag, 10. Mai 1839.

Was Dich nicht brennt, das blase nicht!

Humoreske von A. Weyl.

Ich hörte oft in meiner Kindheit Tagen:
„„Was Dich nicht brennt, das blase nicht,““ die Leute sagen;
Ich merkt' mir's wohl, doch konnt' ich's nicht erklären,
Was schaden sollt', um Fremdes sich zu scheeren;
Ein Zwischenfall jedoch, der jüngst sich zugetragen,
Ließ mich mit voller Ueberzeugung sagen:
Es hatt' denn doch der alte Satz Gewicht:
Was Dich nicht brennt, mein Freund, das blase nicht!

Das Bier beim Engelwirth war gut und frisch,
Sechs Herren saßen rings um einen Tisch
Und bildeten allda ein Komitee
Von einer musikalischen Soiree
Und da der Abend immer näher kam,
Entwarf man eben das Konzert-Programm. —
Ein Fremder aber saß in stummer Ruh'
Und hört von Weitem den Debatten zu! —

Hört! rief der erste Herr vom Komitee,
Als Ouvertüre wünsch' ich Struensee,
Der inflammirt, begeistert, packt und kracht,
Ihr sollt mal seh'n, wie der furore macht! —
Ah! — sagt der Zweite d'rauf, was denn nit no? —
Da nehmt's doch lieber 'n Fra Diavolo,
Der macht noch mehr Spektakel ganz gewiß
Und packt auch besser, weil 'r a Rauber is!

Gleich schreit der Dritte: ach Herr Jemine,
Nur keinen Italiener nich, denn hören Se, sehen Se,
Da is kein tiefer Grund-Charakter drin —
Ich sag: Tannhäuser oder Lohengrin!
Was Lohengrin — versetzt der Vierte drauf,
n' Freischütz, den lascht's außer ans'n Lauf! —
Dasch isch a Musik, so wasch hört man gern,
Da könnt a glei a parmal g'schossa wern! —

Ja Schnecke! sagt der Fünfte, laßt's mi aus,
Der will glei schieße, sagt die Damen n'aus —
Daß Di das Mäusle beißt, als Ouvertür
Wird's Beste seyn: Der alte Dorfbarbier!

Seyd's no nit fürti? d'rauf der Sechste spricht,
Mit dem Programm is ja Sakra-G'schicht —
Bei uns in München, wann das Bockbier frisch,
Liegt so a Schmarn in Augenblick am Tisch! —

„Nanu! — So bleiben wir bei Struensee!“ —
— „Ja hörn Se, sehen Se!“
— „Gar keine Idee!“
„Erlauben Sie, das is 'ne ochs'ge Red!“ —
— „No, sein's so gut — genieren's Ihnen net!“ —
„Werdt's grob halt miteinand!“ —
— „Jetzt streiten Se!“ —
— „Ich streite?“
— „No, wos denn!“ —
„Nich die Idee!“
Alleine aberst, der dort greift mir an!
Ich streiten, ach Hurrie, ick denk nich dran!
„Erlauben Se! — Se sagten ochsig; sehen Se —
„Und das is doch kein Ausdruck vor ein Komitee!“ —
„Ehs Sakra! — müßt's denn allweil stritti seyn!
„Jetzt gebt's ein' Fried, sonst leg noch i mi drein!
„Sechs Teutsche sind wir und kein ein'ger Sinn,
„Wo kommt denn nachher unser Deutschland hin?“

Da tritt der Fremde aus der Ecke dort
Heran an ihren Tisch und nimmt das Wort:
„Pardon, Messieurs — die Erren aben Streit
Und können nit gelang' zur Einigkeit?! —
Ick werden Ihnen der Programm diktir'
Und im Moment gleich Alles arrangir'!
Zu Anfang nehmen wir der schwarzer Domino —
Dann Nümmro zwei blas' ich ein großer Horn-Solo;
Dann ein Chor drauf aus die Hugenot,
Alons die Marsellaise Sapperlot!
Dann singen Sie der Piece so admirable:
Der Gnaden-Arie aus Robert le Diable;

Damit der ganzen Sacken besser packt,
So geb' ich aus Gefälligkeit der Takt! —
Und dann zum Schluß, wenn Alles richtig geht,
Trag' ich noch etwas vor zur Ueberraschung als
Prophet.
So mein Programm! — Jetzt war's den Andern
z' dick!
Die Sechse wechseln einen einz'gen Blick;
Obwohl's noch g'stritten hab'n vor kurzer Zeit,
Is jetzt auf einmal d' größte Einigkeit! —
(Denn wann's amal an Haut und Kragen geht,
Is nix mehr der Neutralität.)
Und alle Sechs, der Oesterreicher voran,
Die packen blitzg'schwind den Propheten an!
Er hätt' wohl gern noch was disk'riren mög'n,
Allein er is schon bei der Thür drauß g'leg'n!
Drauf setzen sie sich g'müthlich wieder z'samm'
Und gleich war fertig das Konzert-Programm:
Als Jubel-Ouvertüre wählten sie
„Die Schlacht bei Leipzig", große Symphonie;
Und daß an echtem deutschen Sinn ka Noth,
Beweis' das Lied: Eine feste Burg ist unser Gott!
Gleich d'rauf das Thema dann, das liebbekannte,
alte —
Im tausendstimm'gen Chor, das „Gott erhalte!"
Und schließlich werden alle Bleche losgelassen,
Die schönste Harmonie entquell' den Massen,
Und donnernd schall's, von edlem Stolz entbrannt,
„Wir kennen es, das deutsche Vaterland!"
Der Fremde schlich davon mit tiefbeschämtem G'sicht —
Was Dich nicht brennt, mein Freund, das blase
nicht! —

Leoniſſa.

(Fortſetzung)

Miß Lydia hatte wahrſcheinlich dieſe zarte Herzensergießung des Seemannes gehört, denn ſie ſtieg plötzlich in ihr Zimmer hinab, wo ſich ihre Ruheſtätte befand. Einige Minuten ſpäter folgte ihr auch die Kammerfrau, nachdem ſie von dem Matroſen herausgelockt hatte, daß die Ballade, die er geſungen, auf den Tod des Oberſten della Rebbia gedichtet worden ſey, den ſeine Feinde vor zwei Jahren meuchlings ermordet hätten. Der Matroſe zweifelte nicht, daß Lieutenant Orſo nach Korſika zurückkehre, um den Tod ſeines Vaters zu rächen, und rieb ſich die Hände bei dem Gedanken, daß es nächſtens im Dorfe Pietranera „friſches Fleiſch," d. h. Mord und Todſchlag, geben werde.

Dieſe Nachrichten brachten in der Seele der ſchönen Engländerin eine höchſt merkliche Veränderung in Rückſicht auf den Leutnant della Rebbia hervor. Er war nun in ihren Augen ein ganz anderes Weſen, eine Art Fiesko, der unter ſcheinbarer Leichtfertigkeit die tiefſten Entwürfe und großartigſten Pläne verſteckte. Auch bemerkte ſie jetzt, daß der junge Menſch ſehr große Augen, weiße Zähne, einen ſchlanken Wuchs und einen gewiſſen Anſtrich von feiner Erziehung habe.

Leutnant Orſo kühlte in ſeinen Geſprächen, die er am andern Tage mit ihr hielt, die hohe Meinung von ihm zwar etwas ab, indem er ſich öfters entſchieden gegen alle Selbſtrache erklärte; aber da er doch auf der andern Seite wieder behauptete, die Vendetta ſey der Zweikampf der Armen, denen keine Gerechtigkeit hilfreiche Hand leiſte, und habe darin etwas Ehrenhaftes, daß die Gegner ſich doch nach einer gewiſſen Regel und mit den Worten: „Hüte dich, ich hüte mich!" ihre Fehde ankündigten: ſo ſtieg ihre Achtung wieder für ihn und ſie betrachtete ihn als ein Weſen, das unter einer heitern Außenſeite eine große und kraftvolle Seele berge.

Am Morgen des dritten Tages erblickte man von der Goelette aus bereits die Berge und Geſtade der Inſel Korſika. Der Patron nannte die Namen der hauptſächlichſten Küſtenpunkte und Miß Lydia muſterte die Landſchaften durch ein treffliches Dollond'ſches Fernrohr, das ihr Vater auf die Reiſe mitgenommen hatte.

„Wer ſind dieſe ſeltſamen Geſtalten," rief ſie plötzlich, „die dort in braunes Tuch gekleidet und mit Flinten bewaffnet auf kleinen Pferden über die ſteilen Abhänge galoppiren? Sie ſehen ja aus wie Räuber und Banditen!"

„Verzeihen Sie, Signora, das ſind meine braven Landsleute, die friedlich ihren Geſchäften nachgehen. Daß ſie Flinten tragen, geſchieht weniger aus Noth, als aus Galanterie; ſo iſt es bei uns Mode und die Waffe hat bei uns nicht mehr zu bedeuten, als anderwärts der Spazierſtock."

Einige Stunden nachher entfaltete ſich das maleſtätiſche Panorama des Golfs von Ajaccio vor den Augen der ſtaunenden Engländer und im Augenblick, da die Goelette in den Hafen ſteuerte, erblickte man die hellauflodernden Flammen eines brennenden Maquis, das den Gipfel des Punta di Girato in eine Rauchwolke einhüllte. Bei näherer Betrachtung gewährte die Landſchaft einen ernſten und traurigen Anblick. Auch die Stadt war ziemlich menſchenleer; nur einige müßige Geſtalten wandelten in den Straßen auf und ab, beſonders Bäuerinnen, die ihre Gemüſe verkauften, und unter einer Gruppe ſchattiger Ulmen ſah man

Digitized by Google

etwa ein Dutzend bewaffneter Landleute, die ruhig und ernst Karten spielten.

Nachdem unsere Reisenden das Haus besucht hatten, wo Napoleon das Licht der Welt erblickte, und nach einigen Ausflügen in die Umgegend, zu welchen man die folgenden Tage benutzte, fühlte sich Miß Lydia von einer tödtlichen Langeweile ergriffen und bedauerte auf's Ernsteste ihren Eigensinn, der sie in dieses armselige Land gebracht hatte. Aber plötzlich und schnurstracks zurückreisen wollte sie doch auch nicht, da sie sich den Ruhm einer unerschrockenen Touristin erhalten wollte. In dieser großmüthigen Selbstüberwindung ergriff sie Bleistifte und Farben und zeichnete und malte Skizzen von verschiedenen Ansichten des Golfs und zuletzt auch das Porträt eines braunen Melonenverkäufers, der einen weißen Bart und das ausgemachteste Spitzbubengesicht der Welt hatte. Als aber auch dieser Zeitvertreib nicht auf die Dauer ausreichte, beschloß sie, dem Abkömmlinge der Korporale den Kopf zu verrücken, der sich gar nicht sehr beeilte, sein Heimathdorf wieder zu sehen. Die edle Schöne hatte freilich dabei noch eine gute Absicht, welche darin bestand, diesen Gebirgsbär ein wenig zu civilisiren und von seinem finstern Vorhaben zurückzubringen, da es doch schade um ihn wäre, wenn er sich häuptlings in den Abgrund des Verderbens stürzte. Wenn also der Leutnant mit dem alten General nicht gerade der Jagd nachging oder wenn Miß Lydia keine Briefe an ihre Freundinnen schrieb, nahm sie den korsikanischen Wilden in die Schule und sang und schwatzte ihm allerlei Erbauliches über die neuesten Erscheinungen der englischen Literatur vor. Solche Lehrstunden dauerten, wenn der General im Sorgenstuhl eingeschlafen war, manchmal bis zur Mitternachtsstunde, und der Leutnant machte in der Civilisation recht erkleckliche Fortschritte, wenn er beim Klavierspiele Lydias die Blätter umwandte und seine Augen nebenbei in verstohlenen Seitenblicken auf die blonden Haare und blendend weißen Schultern der eifrigen Lehrerin sich ergingen

(Fortsetzung folgt.)

Staats-Ministerium der Frauen.

Es ist ausgemachte Thatsache, daß die Frauen nichts mehr lieben, als die unumschränkteste Monarchie: sie wollen Alleinherrscherin seyn, und wenn die Frauen-Emancipation zu Stande kommt, werden wir in jeder Schönen ein Stück Czar von Rußland sehen.

Die Waffen der weiblichen Diplomatie sind Anmuth, Liebenswürdigkeit und jene unwiderstehliche Ueberredungskunst, welche die Männer so leicht zu Sklaven macht und ihnen Fesseln anlegt, welche sie so gerne tragen.

Die Frauen wissen auch den Staat nach außen vortrefflich zu repräsentiren, und ebenso führen sie in sehr vielen Fällen das Ministerium des Innern, wo sie denn ihre Männer als Angestellte betrachten, die pünktlich ihre Ordres befolgen müssen, es wird da strenge auf den Dienst gesehen, denn die Frauen treten entschiedener und kräftiger auf, als ihre Männer, weil diese nur in Pantoffeln umhergehen dürfen.

Viele Männer werden gewöhnlich erst etwas durch ihre Frauen, besonders wenn diese Kopf und Herz beisammen haben; solche Männer gehen bei ihren Frauen in die Schule und lernen Dinge, die sie früher gar nicht gekannt haben. Das ist das Ministerium des Unterrichts der Frauen.

Wo die Männer Nullen sind, da müssen die Frauen handeln. Das ist das Handelsministerium der Frauen. — Viele Männer möchten gerne ihre Liebesbetheuerungen als baare Münze geben und sie gegen Frauengunst auswechseln, ein Geschäft, was oft seine größten Schwierigkeiten hat. — Auch lieben die Männer heutigen Tags ganz besonders das Wechseln, ziehen aber die Wechsel nach Sicht vor; die Frauen jedoch haben nicht immer Nachsicht, wenn sie falsche Wechsel erkennen, und es wird unbarmherzig protestirt. Gegen das Wechselrecht der Männer sträuben sich die Frauen überhaupt sehr; es kommt deßhalb oft zu Prozessen, die chemischer Natur sind und mit Scheidung enden.

Wo die Männer mit dem Geld nicht hauszuhalten wissen, ist's gut, wenn die Frauen die finanziellen Verhältnisse ordnen. Sie führen dann das Finanz-Ministerium. Die Gegner der Frauen-Emanzipation halten aber die Frauen darum nicht für taugliche Finanz-Minister, weil die Frauen so gerne mit dem Staat wechseln, wodurch die Renten der Männer in Gefahr kommen.

Der Kultus der Frauen ist die Sanftmuth und Milde, womit sie die Männer an sich ziehen. Das ist ihr Ministerium des Kultus, dem sie immerhin obliegen mögen. Zudem wissen die Frauen recht wohl, wie geduldig so ein frommes Schaaf ist.

Digitized by Google

Die Männer ziehen hinaus, den Heerd des Vaterlandes zu vertheidigen, die Frauen aber führen gar oft am häuslichen Heerd mit den Männern einen Krieg, sie führen das Kriegs-Ministerium. Zwar halten die Gegner der Frauen-Emanzipation die Frauen nicht zum Kriegswesen geboren; aber an Muth fehlt es ihnen nicht, wie die Amazonen bewiesen haben und wie man das tagtäglich dort sehen kann, wo die Männer, die unter weiblicher Disziplin stehen, bei jedem Angriff geschlagen werden. Im Ganzen jedoch taugen die Weiber nicht zum stehenden Heere, da sie sich nicht an's Gehorchen, die erste Pflicht der Soldaten, gewöhnen können. Auch würde ein solches Heer nicht viele Gemeine zählen, da jede Frau bekanntlich selbst gerne das Regiment führt. Die Männer ihrerseits verstehen sich deßhalb eher zum Dienst, weil sie das Anführen schon gewöhnt sind. Was das Anwerben betrifft, so lassen zwar die Frauen gerne um sich werben, aber die Männer sind es, die auf das Handgeld spekuliren. Die Freiwilligen, die aus reiner Liebe werben, sind heutzutage gar zu selten. Der Sold und das Avancement sind die Hauptsachen, um im Hafen der Ehe von den stürmischen Seefahrten der bewegten Jugend auszuruhen. Dann heißt's auch immer „Geld, mein Engel, wie lieb hab' ich dich," was die einzige Aufrichtigkeit solcher Männer ist.

Das Ministerium, welches die Männer den Frauen am allerwenigsten zugestehen mögen, ist das der auswärtigen Angelegenheiten, weil es zu sehr verwickelten Verhältnissen führt und leicht Reibungen veranlaßt, welche zu schlichten viel diplomatischen Takt erfordert. In den Geschäften dieses Ministeriums fungiren die Männer mit besonderer Vorliebe, weßhalb es auch schon im Staate der Ehe durch aufgefundene compromittirende Aktenstücke und Noten zum Bruch gekommen ist, weil die Herren Gemahls, trotz ihrer Friedensversicherungen, dem Ultimatum ihrer Frauen, das neutrale Gebiet zu respektiren, spotteten. Ihrerseits möchten die Männer in dieser Geschäftsbranche gar zu gerne das Prinzip der Nicht-Intervention aufstellen, aber sie müssen sich am Ende doch zu Konzessionen verstehen, wenn das Ehe-Donnerwetter mit seiner geharnischten Macht auf sie loszieht. Dann heißt's, wie beim Bürgerkönig „La paix a tout prix," um es ja nicht zu einem verderblichen Krieg kommen zu lassen.

Mannigfaltiges.

Ein Thaler des Grafen David von Mansfeld von 1612, St. Jürgensthaler genannt, mit der Aufschrift: „Bei Gott ist Rath und That", steht seit dem dreißigjährigen Krieg in dem Rufe, hieb- und schußfest zu machen. Die Veranlassung dazu gab, wie es in einer alten Schrift heißt, „ein sächsischer Oberster des Geschlechts v. Liebenau, welcher in Aktionen zweimal geschossen worden, aber beidemal auf solch mansfeld'schen Thaler, so er zufällig bei sich getragen, also daß die Kugeln ihm nichts angethan". Solches wurde bekannt und ehedem in den Feldzügen wider die Türken soll nicht leicht ein vornehmer Offizier gewesen seyn, der nicht solchen Thaler bei sich geführt. Auch in neuerer Zeit soll es noch dann und wann vorgekommen seyn, daß solchen Thalern bei Münzhändlern nachgefragt wurde, mit dem Bemerken, es komme nicht auf den Preis an.

Theodorich, König der Ostgothen, glaubte, die Kriegszucht und Tapferkeit lasse unter den seiner Herrschaft unterworfenen Völkern nach. Das schien ihm sehr bedenklich, und um dem Uebel abzuhelfen, verbot er den Gothen, ihre Kinder in die Schulen zu schicken, „weil Diejenigen niemals Schwert und Speer ihrer Gegner unerschrocken ansehen würden, die von Jugend auf die Ruthe gefürchtet hätten."

Der Rektor der im Jahr 1343 gestifteten Universität zu Wien führte in früherer Zeit den Titel: „Durchlauchtigster Meister der sieben freien Künste, und oberster Schulmeister in Wien."

Zweisylbige Charade.

Die Erste ist ein häßlich Ding;
Die Zweite achtet für gering
Der Narr und auch der Weise.
Das Ganze nimmt durch falschen Schein
Die unverständ'gen Kinder ein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 57. Freitag, 13. Mai 1859.

Leoniſſa.

(Fortſetzung.)

Eines Abends, als Beide einmal wieder einmüthig ſich gegenüber ſaßen und der General, von einer Jagdpartie ermüdet, bereits in ſeinem Lehnſtuhle nickte, erhob Lydia ihre ſchönen blauen Augen und blickte ihren Lehrling ſo durchdringend und doch ſo ſeelenvoll an, daß dieſem ganz wunderbar zu Muthe wurde.

„Glauben Sie wohl," ſprach ſie mit halb gedämpfter, feierlicher Stimme, „daß ich eine Art von Zigeunerin bin und die Gedanken Derer errathe, die ich zwei Mal geſehen habe?"

„Mein Gott," rief Orſo, „Sie erſchrecken mich. Wenn Sie in meinem Innerſten leſen können, ſo weiß ich nicht, ob ich mich darüber erfreuen oder betrüben ſoll . . ."

„Herr della Rebbia," fuhr die Zauberin fort, „verzeihen Sie einer Freundin, wenn der innige Antheil, den ſie an Ihrem Schickſal nimmt, ſie antreibt, ein ernſtes Wort mit Ihnen über eine Angelegenheit zu reden, in die ſich eine Fremde nicht miſchen ſoll."

„Sie ſind keine Fremde mehr für mich; reden Sie frei, was es auch ſeyn mag."

„Nun denn, Herr Orſo, ohne mich in Ihre Geheimniſſe eingedrängt zu haben, ſind Sie mir offenbar geworden. Ich kenne das Unglück, das Ihre Familie getroffen hat, ich weiß, daß Sie hierher gekommen ſind, um nach Art Ihrer Landsleute Ihren Vater zu rächen!"

„Miß Lydia, können Sie glauben?" . . . . . Und Orſo ward bleich wie der Tod.

„Nein, mein Herr, ich weiß, daß Sie ein Mann von Stand und Ehre ſind. Sie haben mir geſagt, daß in Ihrem Lande die Vendetta nur noch bei den niederſten Volksklaſſen vorkomme . . ."

„Können Sie mich wohl für fähig halten, jemals ein Mörder zu werden?"

„Wenn ich dies könnte, ſo würde ich nicht mit Ihnen davon reden; aber," fuhr ſie fort, indem ihre ſeidenen Wimpern das ſchmelzende Auge bedeckten, „ich kenne die Macht der Gewohnheit, den Einfluß des Vorurtheils und Herkommens und vielleicht freut es Sie, zu erfahren, daß es eine Seele gibt, die Sie hochachten wird, wenn Sie den Muth haben, dieſen feindlichen Elementen zu widerſtehen. Doch genug von dieſer fürchterlichen Sache," ſprach ſie aufſtehend, „ſie macht mir wirr im Kopfe und zudem iſt es ſchon ſpät. Sie zürnen mir doch nicht? — Gute Nacht, auf Engliſch." Und ſie reichte ihm die Hand.

Orſo ſchaute ſie ernſt und durchdringend an.

„Signora," ſprach er mit dumpfer hohler Stimme, „wiſſen Sie, daß es Augenblicke gibt, in welchen der böſe Geiſt dieſes Landes in mir erwacht. Bisweilen, wenn ich an meinen armen Vater denke, umlagern meine Seele die gräßlichſten Gedanken. Aber Dank Ihrer ſanften Güte, ich bin davon auf immer befreit. Dank, ewigen Dank!"

Er wollte auf ſie zueilen, aber Miß Lydia ließ einen Theelöffel fallen und der General erwachte.

„Della Rebbia, morgen früh fünf Uhr auf die Jagd. Seyen Sie pünktlich."

„Ja, mein General!"

Am folgenden Morgen, kurz vor der Rückkehr der beiden Jäger, erging ſich Miß Lydia mit ihrer Begleiterin am Geſtade des Meeres und wollte eben nach dem Gaſthauſe zurückkehren, als ſie eine junge, ſchwarz gekleidete Dame erblickte, welche auf einem kleinen, aber feurigen

Digitized by Google

Pferde nach der Stadt hinritt. Ihr folgte, ebenfalls zu Pferde, dem Aussehen nach ein Bauer in einem braunen an den Ellenbogen geschlitzten Wamms, der in seinem breiten Gürtel eine Pistole und in der Hand eine Flinte trug, deren Kolben in einer ledernen Tasche ruhte, die am Sattelbogen angebracht war. Ein verwetterter Schlapphut, der den Kopf des Mannes deckte, und eine Kürbisflasche, die an einem Bande über die Schulter hing, vollendeten den Aufzug eines Räubers à la **Fra Diavolo** oder eines forstlichen Bürgers im Reisekleid. Die ausgezeichnete Schönheit der Dame zog alsbald die Aufmerksamkeit der Engländerin auf sich. Sie schien ungefähr zwanzig Jahre alt, war von hohem, schlankem Wuchs und aus ihrem Antlitz, dem eine zarte Blässe etwas beinahe Ueberirdisches gab, leuchteten ein Paar wundervoller dunkelblauer Augen und ein Rosenmund voll perlweißer Zähne, der an Lieblichkeit und Anmuth Alles übertraf, was die weit gereiste Lydia jemals gesehen hatte. In ihren Zügen las man zugleich Stolz, Unruhe und Traurigkeit. Auf ihrem Haupte, das von langen, kastanienbraunen Zöpfen wie von einem Turban umwunden war, trug sie den schwarzen Seidenschleier, Mezzaro genannt, den einst die Genuesen in Korsika eingeführt haben. Ihre Kleidung war im höchsten Grad einfach und schlicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die geliehenen Diamanten.

Von B. F.

„Herr Tracy erwartet Sie unten, Fräulein."

„Sage ihm, daß ich in einem Augenblick hinabkomme."

Die Redende stand vor dem großen Toilettenspiegel, der ihre, von wahlgefälligem, stolzem Lächeln strahlenden Züge zurückwarf und vor dem sie eben ihre einfache Toilette beendigt hatte. Ein dunkelviolettes Seidenkleid, um den Hals, welcher von den langen rabenschwarzen Locken fast verdeckt war, nur eine schmale Spitze, Schuhe von der Farbe des Kleides bildeten ihren ganzen Anzug, während auf einem kleinen Tischchen neben ihr eine feine, goldene Halskette und ein etwas altmodisches Armband vom selben Metall lagen.

Mary Labouchere besaß eine dunkle, brennende, tiefe Schönheit, die uns an die verzehrende Gluth der Sommernächte erinnert. Die prächtig gewölbten, kohlschwarzen Augenbrauen, die dunkle Färbung ihrer Atlashaut schienen eher dem glühenden Himmel des Orients, als dem poesielosen Yankeelande anzugehören, und in der That waren sie auch die Zeichen einer französischen Abstammung. Mary war blendend schön, aber eben nur äußerlich, das Innere entsprach nicht der Hülle. Ehrgeiz, unzufriedene Ruhelastigkeit und Neid füllten die Seele. Sie war arm, so arm, daß selbst der Ankauf des einfachen Abendanzuges sie die größte Anstrengung und Sparsamkeit gekostet hatte. Die alterthümlichen Schmuckgegenstände waren Erbstücke aus der Familie ihrer Mutter. Sie war in einer benachbarten Stadt geboren und erzogen, das Haus ihrer Eltern war zwar ärmlich, aber geachtet. In diese drückenden Verhältnisse kam, wie eine Freudenbotschaft, die kalte unfreundliche Einladung einer entfernten Cousine, Mary möge den Winter bei ihr, in der Metropole verleben. Mit Entzücken begrüßte das junge, lebenslustige Geschöpf den Becher des Vergnügens, der sich zum ersten Male ihren Lippen bot; sie bedauerte nur, daß ihre beschränkten Mittel nicht gestatteten, ihrer Toilette denselben Glanz zu verleihen, mit dem sich die Töchter der Reichen, welche in dieser Saison mit ihr zugleich um den Preis der Schönheit stritten, sich so verschwenderisch umgaben.

Dennoch, obgleich ohne künstliche Hilfsmittel, überstrahlte Fräulein Labouchere alle Nebenbuhlerinnen durch ihre natürlichen Vorzüge. Ja, in kurzer Zeit hatte sie bereits die Freude, den „Löwen" der Saison, Herrn Tracy, an ihren Triumphwagen gefesselt zu sehen. Dieser Herr Tracy war aus Boston, hatte die bezaubernde Eigenschaft, Millionär zu seyn, und (wie das Gerücht lautete) die liebenswürdige Absicht, sich zu verheirathen. Das war ein lohnender Fang und Mary Labouchere ließ sich keine Mühe verdrießen, ihn zu sichern. Doch zurück zu ihrem Toilettenzimmer.

„Ich bin zufrieden mit meinem Aussehen heute Abend," dachte sie bei sich selbst, „nur geschickt angefangen, dann muß er sich bald erklären. — Welche Schande, nicht einen, meiner Schönheit würdigeren Schmuck zu besitzen, als diese Reliquien einer vergangenen Zeit. — Die geizige Cousine! — O hätte ich ihre Diamanten! Wie gut hätte sie mir dieselben leihen können. — Sie ist jetzt in Washington, der Beerdigung einer Freundin beizuwohnen, den Schmuck hat sie so sorgfältig versteckt, als ob sie fürchtete, ich könne ihn stehlen, — aber sie vermuthet nicht, daß ich ihre geheime Schublade kenne! — sie weiß nicht, wie oft ich sie belauscht habe, wenn sie die Schlüssel für dieselbe versteckte."

Digitized by Google

Ein sarkastisches Lächeln überflog ihre Züge, als sie von Neuem ihren Blick auf dem unscheinbaren Goldgeschmeide ruhen ließ.

„Wie majestätisch würden jene herrlichen Steine meine dunkle Schönheit erscheinen lassen. — Ich muß sie heute Abend tragen. — Niemand kennt sie. Mrs. Fossett hat sie erst ein einziges Mal getragen und auch nur in Saratoga. — Ich weiß, Fräulein de Vere wird auf's Glänzendste gekleidet seyn und die bezaubernde kleine Klara Southmayer wird keine Kosten für ihren Anzug scheuen, — nein, — ich darf nicht zurückstehen. — Es ist ja nur für einen Abend, — die Cousine erfährt es nie, — und von meinem Aussehen heute Abend hängt Alles ab."

So die Stimme des Gewissens beschwichtigend, schlich sie leise durch das kleine Vorzimmer nach dem Ankleidezimmer ihrer Cousine! Eine gedämpfte Lampe verbreitete spärliches Licht; zur Seite des Feuers saß Bessie, das Kammermädchen, deren Aufsicht die Herrin das Haus anvertraut hatte. Sie war über ihrer Arbeit eingeschlafen. Ein schwacher Druck an der Feder und sämmtliche Schlüssel Mrs. Fossett's lagen vor der zitternden Mary; sie griff nach einem, vermittelst dessen sie eine kleine Schublade öffnete, nahm ein Schmuckkästchen aus Sandelholz heraus, legte darauf den Schlüssel wieder zu den andern und leise, wie sie gekommen, schlich sie wieder zurück, am ganzen Körper zitternd, gleich einer Schuldigen.

Erst in ihrem eigenen Zimmer fühlte sie sich sicher und ein Wonnegefühl durchbebte sie, als sie das prachtvolle Halsband um ihren schöngeformten Nacken legte. Nun noch die blitzenden Ohrgehänge, den Ring, die Brustnadel, und königlich schön stand sie vor dem Spiegel. Wie gut sie sie kleideten, jene feurigen Juwelen, die blitzten und flimmerten und Lichtstrahlen nach allen Richtungen hin ausströmten. Ja, sie war dazu geboren, Diamanten zu tragen.

Hastig einen großen Shawl über ihre Schultern werfend, um die verrätherischen Steine vor den Augen der Dienerschaft zu verbergen, eilte Fräulein Labouchere die Treppe hinab, wo der geduldig wartende Herr Tracy sie sogleich zum Wagen geleitete.

Das war ein Abend des Triumphs für das ehrgeizige Mädchen. Ihre blendende Schönheit, gehoben durch das königliche Geschmeide, welches sie trug, erregte allgemeine Bewunderung. Es herrschte nur eine Meinung im Saale. Sie war die Königin des Abends, und Herr Tracy, der Begehrte so manches jungen, hochstrebenden Herzens, schien nur für ihre Worte Ohren, nur für ihr Lächeln Augen zu haben. Es war natürlich, daß am Schlusse der Soiree, als der junge Millionär die Schöne zum Wagen führte, diese von Entzücken über alle empfangenen Huldigungen fast berauscht war.

„Fräulein," flüsterte Tracy, als er beim Abschiede die Hand seiner Dame in der seinigen festhielt, „Nothwendigkeit zwingt mich, morgen in aller Frühe die Stadt für eine Woche zu verlassen. Nach meiner Rückkehr werde ich mir erlauben, Sie im Hause Ihrer Cousine zu besuchen. — Bevor wir uns trennen, wollen Sie mir wohl dies Bouquet geben? Es ist den ganzen Abend in Ihren Händen, ja sogar Ihren Lippen nahe gewesen. — Es würde für mich ein unschätzbares Kleinod seyn."

Sie löste das Seidenband, woran das Sträußchen hing und reichte es ihrem Begleiter mit einem süßen, bezaubernden Lächeln, welches ihre Eroberung vollständig machte. War er vorher nur verliebt gewesen, so verwirrte jenes Lächeln ihn vollends und Gott Amor selbst hätte einen besseren Sieg nicht wünschen können.

„Haben Sie sich gut amüsirt?" redete Bessie Fräulein Labouchere an, der sie soeben die Thür geöffnet hatte. „Mrs. Fossett ist während Ihrer Abwesenheit angekommen."

„Mrs. Fossett!" rief Mary zurückweichend und ihre von Aufregung gerötheten Wangen bedeckten sich mit tödtlicher Bläße.

„Wie Sie Einen erschrecken!" erwiederte die überraschte Dienerin. „Freilich haben wir sie erst Montag erwartet; aber sie hat ihren Plan geändert, weil —"

„Ist sie noch wach?"

„Nein, Fräulein; sie war sehr ermüdet und hat sich frühe zu Bett begeben."

Mary Labouchere eilte nach ihrem Zimmer, auf ein Mittel sinnend, durch welches sie sich am besten aus der Schlinge ziehen könnte, in die sie sich durch ihr unehrliches Verfahren selbst gebracht hatte.

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltiges.

Im Jahre 1618, am 4. September, wurde der reiche Flecken Plurs (Piuro) in dem graubündnerischen Unterthanenland Cleven (Chiavenna) von einer furchtbaren Naturbegebenheit heimgesucht. Auf der Südseite des Ortes erhebt sich der quellenreiche

Digitized by Google

Monte Conto. Anhaltende Regengüsse im Herbste jenes Jahres erweichten die unteren Schichten des Bergabhanges; am 4. September Nachmittags setzte sich der obere Theil in Bewegung. Trotz öfters vorausgegangener kleinerer Stürze und der Warnungen einiger benachbarten Landleute blieben die Bewohner sorglos. In der Nacht erfolgte plötzlich der Sturz einer ungeheuren Masse, der den Flecken, 2430 Menschen und ein benachbartes Dorf unter mehr als 100 Fuß hohem Schutte begrub. Nur drei zufällig weggegangene Personen entgingen dem Verderben; denn auch die an diesem Abend von der Messe von Bergamo zurückkehrenden Kaufleute wurden nahe an dem Flecken von demselben ereilt. So hoch lag der Bergsturz auf dem Flecken, daß alle Ausgrabungsversuche fruchtlos blieben. Die gegenwärtige Generation sucht nun die vergrabenen Schätze wieder an's Tageslicht zu ziehen. Piurs hatte einen lebhaften und ausgebreiteten Handelsverkehr gehabt, und die Geschichtsbücher jener Zeit machen glänzende Beschreibungen von dessen Pracht und Reichthum. Anfangs dieses Winters vereinigten sich eine Anzahl Bewohner der Umgegend von Piurs (ein Dörfchen dieses Namens liegt in der Nähe der Unglücksstätte), um wo möglich die vermutheten Schätze zu heben. Man leitete ein Stück weit die Maira ab und begann dann im trocken gelegten Bette zu graben. Sie fanden einige Fuß unter der Erde Balken, Mauern, eine Glocke, ein großes silbernes Kreuz u. a. m. Die Glocke, 27 Zoll hoch und 33 im Durchmesser, trägt eine Umschrift mit der Jahreszahl 1597, Brustbilder von Heiligen ꝛc., ein Basrelief, Christus am Kreuze mit dem heiligen Johannes zur einen, Maria zur anderen Seite ꝛc. Ihr Ton ist ausgezeichnet hell und wohlklingend. Bei Grabung des Kanals zur Ableitung der Maira kam auch eine mit großen Steinen gepflasterte Straße zum Vorschein, deren Richtung schräg zu Thal läuft, — ohne Zweifel Reste der alten Straße, welche schon zur Römerzeit vom Komersee über den Septimer nach Curia (Chur) führte und auf der auch deutsche Heere manchmal nach Italien zogen. Der alte Hauptpaß des Septimer ist erst durch die neuen Straßen über den Bernhardin und Spügen ganz in den Hintergrund getreten.

Frühlingsklänge.

Der Lenz erwacht! mit unnennbarem Sehnen
Erfaßt die Brust dies neue Hohelied,
Das mächtig und in allgewalt'gen Tönen
Durch die Natur im Siegeslaufe zieht.

Was sonst getrennt, froh findet es sich wieder,
Denn ungetheilter Freude gelten nicht
Der Blüthen Duft, die heitern Frühlingslieder,
Des Westes Hauch, der Sterne mildes Licht.

Die Abendglocke ruft in sanften Tönen
Ihr Friedenswort weit in die Nacht hinein,
Und fröhlich mischt, den Jubel zu verschönen,
Der Blumenglocken bunter Chor sich ein.

Hell glänzt der Abendstern am Himmelsraume,
Er bringt der Rose seine Grüße dar,
Die neu erwacht zum heitern Frühlingstraume
Sich fröhlich einet mit der Schwestern Schaar.

Die Silberwelle, die vorüberziehend
Im raschen Laufe sanfte Weisen weint,
Und mit der Schwester zögernd jetzt entfliehend
Zum engen Bunde schwesterlich sich eint,

Es trifft der Tod in Liebe sie verbunden,
Und wenn auch nur auf einen Augenblick,
Hat sie im kurzen Daseyn doch gefunden
Ihr zugetheiltes kurzes Erdenglück.

In Busch und Wald, im stillen Blüthenstrauche
Ertönt der Nachtigallen bräutlich Lied
Und mischt sich mit des Westes sanftem Hauche,
Der kosend durch die Blättertronen zieht,

Und wird auf seinen Schwingen fortgetragen,
Daß seiner Töne sanfter Wiederhall
Weithin verkünde ihre Liebesklagen
Und ihrer Liebe Glück den Lauschern all.

Und so folgt jedes Wesen einem Triebe,
Den unbewußt es froh im Innern trägt,
Der als die Offenbarung heil'ger Liebe
Unwiderstehlich sich und mächtig regt.

Und nimmer ist das Menschenherz verlassen,
Das einsam an der Liebe Altar steht,
Denn es vermag den milden Geist zu fassen,
Der liebeathmend ihm entgegenweht.

Mag auch das Glück entfliehen seinen Wegen,
Für fremde Freude bleibt es nimmer todt,
Ihm leuchtet überall durch sie entgegen
Geschiedner Freuden sanftes Abendroth.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 58. Sonntag, 15. Mai 1839.

Der Sieg des Weibes.

Wohl singt man viel von Mannesruhm,
Von Mannessieg und Heldenthum,
Wie fein das weite Feld der That,
Wie fein die Weisheit in dem Rath.

Wie groß er auf der Ehre Feld
Für's Vaterland siegt oder fällt;
Dies Alles strahlt im hellsten Licht:
Des Weibes Siege singt man nicht.

Des Weibes, die im Kämmerlein
So heldenstark und groß kann seyn,
Und die mit heit'rem Angesicht
Erfüllt so manche schwere Pflicht.

Dem Kind singt sie das Wiegenlied,
Am Sterbebett sie betend kniet;
Weicht Alles auch, sie weichet nie,
Bis in den Tod! Wer liebt wie sie?

Entsagung ist ihr hartes Loos,
In stillem Dulden ist sie groß. —
Gibt's Größeres, als sie vollbringt,
Wenn siegreich sie ihr Herz bezwingt? —

Leoniſſa.

(Fortsetzung)

Miß Lydia hatte Zeit genug, die schöne Reiterin zu betrachten, denn unfern von ihr hielt diese vor einem Vorübergehenden still, an den sie eine Frage richtete. Darauf gab sie ihrem Pferde einen leichten Gertenschlag und trabte gerade nach dem Gasthause zu, in welchem der General und Orso Einkehr genommen hatten. Vor der Thüre desselben sprang sie rasch vom Pferde und setzte sich, nachdem sie einige Worte mit dem Wirthe gewechselt, auf eine Steinbank vor dem Hause, während ihr Begleiter die Pferde nach dem Stall führte. Die Engländerin schritt in ihrer Pariser Modekleidung vor der Fremden vorbei, ohne daß diese die Augen erhob, und als sie eine Viertelstunde nachher das Fenster öffnete, sah sie die Dame im Mezzaro noch auf demselben Platze und unbeweglich in derselben Stellung. Bald nachher erschien der General und Orso, auf der Rückkehr von der Jagd begriffen. Der Wirth sagte der Dame im Trauergewande einige Worte und zeigte mit dem Finger auf della Rebbia. Diese erröthete, erhob sich schnell von ihrem Sitze und stand bald darauf wie angewurzelt vor dem jungen Mann, der sie neugierig betrachtete.

„Sie sind," sprach sie mit zitternder Stimme, „Orso Antonio della Rebbia? Ich, ich bin Leoniſſa."

„Leoniſſa!" rief Orso und schlang mit Entzücken seine Arme um sie.

„Mein Bruder," fuhr sie fort, „Du wirst mir verzeihen, daß ich ohne Deine Befehle hierher komme; aber ich habe von unsern Freunden erfahren, daß Du angekommen seyst, und da habe ich nicht widerstehen können, Dich zu sehen."

Orso küßte sie zärtlich, wendete sich dann gegen den General und rief:

„Es ist meine Schwester, die ich nicht wieder erkannt haben würde, wenn sie sich nicht genannt hätte."

„Leoniſſa, der General Sir James Grant. Herr General, Sie werden mich gütigst entschuldigen, wenn ich heute nicht bei Tische erscheine ... Meine Schwester ..."

„Bah, was, was! Wo wollen Sie denn essen, mein Liebster?" rief Sir Grant; „Sie wissen ja, daß es in dieser Spelunke nur einen Tisch gibt,

Digitized by Google

und der ist für uns. Die Signora wird meiner Tochter eine große Freude machen, wenn sie sich an uns anschließen will."

Leaniffa warf einen fragenden Blick auf ihren Bruder, der sich nicht lange bitten ließ, und alle traten nun in das größte Zimmer des Gasthauses ein, das dem General als Speisesaal diente. Leoniffa machte vor Miß Lydia eine tiefe Verbeugung, sprach aber kein Wort. Man sah, daß sie sehr verlegen war; denn sie befand sich zum ersten Male in ihrem Leben in Gegenwart von Fremden aus der großen Welt. Indeß zeigte sich doch in ihrem Benehmen nichts Linkisches und Unbehalfenes, so daß sie auf Miß Grant den vortheilhaftesten Eindruck machte und diese die Herablassung sogar so weit trieb, selber ihr eigenes Zimmer zur Wohnung anzubieten.

Leoniffa stammelte einige Worte des Dankes und folgte der Dienerin, um ihren durch die Reise etwas verschobenen Anzug zu ordnen.

Als sie in den Saal zurückkam, blieb sie vor den Jagdflinten des Generals stehen, welche in einer Ecke standen. „Die herrlichen Waffen!" rief sie, „sind sie Dein, mein Bruder?"

„Nein, das sind englische Flinten, die dem Herrn General gehören . . . sie sind eben so gut, als schön."

„Ich wünschte, daß Du eine davon hättest."

„Jedenfalls gehört eine davon dem Herrn della Rebbia;" rief der General. „Er weiß zu gut damit umzugehen: heute Morgen vierzehn Schüsse und vierzehn Stücke Wild."

Orsa protestirte gegen die Großmuth des Generals; aber es half Nichts, er mußte einwilligen und that es zur größten Befriedigung seiner Schwester, aus deren Augen plötzlich eine beinahe kindische Freude leuchtete.

„Wählen Sie, mein Freund," sprach Sir Grant. Orso nahm Anstand. „Nun, so soll Ihre Schwester für Sie wählen!"

Leoniffa ließ sich's nicht zwei Mal sagen; sie nahm das am wenigsten verzierte unter den Gewehren, eine vortreffliche Doppelbüchse mit großem Kaliber. „Diese muß," sagte sie, „die Kugel weit genug hinausjagen."

Während Orso sich in Danksagungen erging, ward das Essen aufgetragen. Leoniffa, die nur auf einen Wink ihres Bruders zu bewegen war, Theil zu nehmen, machte als gute Katholikin das Zeichen des Kreuzes, ehe sie sich niederließ.

Miß Lydia fand dies äußerst „naturwüchsig" und versprach sich, noch mehrere anziehende Beobachtungen über die alten Sitten der Korsen zu machen. Was Orso betrifft, so war es ihm nicht ganz behaglich bei dem Gedanken, seine Schwester möchte vielleicht irgend einen Verstoß gegen die Gebräuche der feinen Welt begehen; aber Leoniffa beobachtete ihn unaufhörlich und regelte ihr ganzes Betragen nach dem seinigen. Bisweilen betrachtete sie ihn mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Wehmuth, und wenn in einem solchen Augenblicke die Augen des Bruders den ihrigen begegneten, wandte er bestürzt seine Blicke ab, wie wenn er einer Frage ausweichen wollte, die er nur allzugut verstand.

(Fortsetzung folgt.)

Die geliehenen Diamanten.

(Fortsetzung.)

„Wie thöricht ich bin, mich so zu ängstigen!" redete sie sich selbst zu. „Man hat die Juwelen noch nicht vermißt, sonst hätte Beste davon gesprochen. Diese Nacht noch lege ich sie wieder in die Schublade, — mein Schritt wird den festen Schlaf der Cousine nicht stören — und damit ist die Sache abgemacht."

Trotz dieser Selbstberuhigung pochte ihr Herz fast hörbar. Der heftige anmaßende Charakter Mrs. Faffetts war ihr nur zu wohl bekannt. Erfuhr diese je etwas von der Sache, so durfte Mary gewiß seyn, daß die That überall ausposaunt, ihr selbst aber das Haus ihrer Verwandten für immer verschlossen werde. Und Tracy, der Mann ihrer Träume, in welchem Licht würde sie vor ihm dastehen? Sie erblaßte bei dem bloßen Gedanken hieran.

Schnell löste sie das Halsband und legte es zurück in das duftende Kästchen, dann die Armspangen, den Ring, die Brustnadel, ein Ohrgehänge, dann — Himmel! fast wäre sie zusammengebrochen — Todtenblässe überzog ihr Antlitz, — kalter Schweiß bedeckte ihre Stirne — das zweite Ohrgehänge war — fort!

Vergebens suchte sie sich zu erinnern, wo und wann sie es unbemerkt verloren haben könnte. Von Schrecken gelähmt, konnte sie nur die Worte murmeln: „Was soll ich thun? was soll ich thun?"

Den Verlust zu ersetzen, war unmöglich. Die Juwelen waren auf Bestellung in Paris gefaßt worden, das Ohrgehänge bestand aus einem großen, ausnehmend kostbaren Diamanten, der von einem Kreise kleinerer umgeben war. Alle waren

vom reinsten Wasser und einem fast fabelhaften Preise. Arme Mary; sie schauderte bei der Idee. „Hätte ich doch nur der Versuchung widerstanden!“ dachte sie, „hätte doch mein Schritt Bessie erweckt, damit ich meinen Plan nicht hätte ausführen können!“

Mit dem Namen „Bessie“ kam ihr plötzlich eine Hoffnung. Was war leichter, als den Schmuck wieder an seinen Platz zu bringen und die Schuld des Verlustes auf das Kammermädchen fallen zu lassen? Diese war, nach Mrs. Fossetts Meinung das einzige Wesen, welches die geheime Schublade kannte. Beweisen konnte man ihr natürlich nichts, — war erst der Hauptsturm vorüber, so ließ sich die Sache schnell vertuschen. Ja, im Falle Bessie den Dienst verlieren sollte, — Frau Tracy kann schon für ihre Zukunft sorgen.

Die Versuchung war stark, Mary Labouchere kalt und herzlos, — sie unterlag.

Am nächsten Morgen wurde das Kleinod vermißt, der gefürchtete Sturm brach los. Mrs. Fossett drohte, schimpfte, wüthete, die arme Bessie weinte, leugnete und betheuerte ihre Unschuld, — vergebens! — Die Polizei wurde geholt, all' die armseligen Habseligkeiten des armen Dienstmädchens durchsucht, — natürlich ohne Erfolg.

Mrs. Fossett's Zorn gegen die nach ihrer Meinung Schuldige kannte keine Grenzen. „Eine solche Undankbarkeit,“ schluchzte sie in das feingestickte Taschentuch, „nach allen Wohlthaten, mit denen ich sie überhäuft! mein unbeschränktes Vertrauen besaß sie, das betrügerische, diebische Ding!“

Beschimpft und verachtet verließ das arme, zitternde Geschöpf das Haus ihrer Herrschaft, und ging, mit dem Namen „Diebin“ belastet, dem Elende entgegen, während Mary Labouchere gleichgiltig neben dem Bette ihrer in Krämpfen liegenden Cousine saß, deren Schläfe sie mit Eau de Cologne netzte.

Als an demselben Abend die Kutsche der Mrs. Fossett's der Ueberführe zueilte, um die Damen nach einer in Brooklyn stattfindenden Festlichkeit zu bringen, streifte sie am Ufer an eine Gruppe Matrosen, welche um die Leiche eines jungen Mädchens standen, die sie so eben den dunklen, tiefen Wellen entrissen. Das bleiche Gesicht war zum Himmel emporgerichtet, die blühenden Lippen halb geöffnet, wie im letzten Gebet zu dem Gotte der Barmherzigkeit. Arme kleine Bessie! — Ertränkt! — Umgekommen durch eigene Hand.

„Wie schrecklich!“ seufzte Mrs. Fossett, als sie mit Hilfe des emaillirten Augenglases die Spalten des Morgenjournals überflog und auf einen kurzen Bericht des am verflossenen Abend begangenen Selbstmordes stieß. „Schrecklich! ich wollte, lieber Mann, daß Du mit den Herausgebern dieser Blätter sprächest, damit dergleichen erschütternde Sachen gar nicht gedruckt würden. Arme Bessie! Wer hätte das denken können. Ich bin ganz aufgeregt davon.“

„Narrheit,“ brummte der Kaufmann, „ich werde gar nichts in der Sache thun. Spare Dein Mitleid für solche, die es verdienen.“ Damit stopfte er ein großes Stück Butterbrod in den Mund und vertiefte sich in seine kaufmännischen Notizen.

„Allerdings,“ fügte Mrs. Fossett hinzu, „muß man bedenken, daß sie eine Diebin war. Betty, bringe mir mein neues Seidenkleid, und Du, liebe Mary, mußt schon so freundlich seyn, mir zu rathen, wie ich es machen lassen soll. Das wird uns zerstreuen und diese schrecklichen Zeitungsnachrichten in den Hintergrund drängen.“

Mary saß blaß, mit zusammengepreßten Lippen am Tische. Einen solchen Ausgang der Sache hatte sie selbst in ihren schlimmsten Befürchtungen nicht vorhergesehen. Doch Bedauern konnte nichts mehr nützen und ihr kalter, selbstsüchtiger Charakter fand bald tausend Entschuldigungen, mit denen sie sich selbst überzeugte, daß sie an dem unglücklichen Ende der Sache keine Schuld habe. Somit war ihr Gewissen beruhigt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In einer kleinen Landstadt Ungarns wurde vor Kurzem ein originelles Pfandgeschäft gemacht. Ein Herr lieh sich von einem Kaufmann eine verhältnißmäßig kleine Summe aus, und gab dafür einen werthvollen Schmuck als Pfand hin. Kurz darauf bot sich dem Eigenthümer Gelegenheit, seinen Schmuck besser zu verwerthen, weßhalb er den Kaufmann bat, ihm denselben herauszugeben. Als dieser Vorschlag gemacht wurde, und eben die Tochter des ersteren an dem Gewölbe vorüberging, rief sie der Vater hinein und stellte sie, spaßweise als Pfand hin, bis er nämlich entweder den Schmuck oder das geliehene Geld zurückbrächte. Das reizende Pfand wurde aber von dem Gläubiger, der im Momente der Sache eine ernste Wendung gab, als für sein ganzes Leben ihm zugehörend in Anspruch genommen. Und nachdem alle drei hiermit einverstanden waren, ist bald darauf Hochzeit gewesen.

Digitized by Google

(Sie ahnen im Burschen, was Freiheit heißt.) In dem „Akademischen Romane, worinnen das Studentenleben abgebildet ist, ꝛc." von E. G. Happelio (Ulm 1690) findet man die Freiheiten verzeichnet, deren sich die Studenten damals zu erfreuen hatten. Die merkwürdigsten davon sind: Die Studenten können Handwerker, so ihnen mit Pochen, Hämmern oder Singen beschwerlich fallen, aus ihren eigenen Häusern vertreiben. — Ein Student kann Jedermann zwingen, daß er ihm Haus, Kammer oder Pferde vermiethe. — Wenn ein Student unehrbarlich lebt, und sein Hausgenosse auch, so kann wohl dieser, nicht aber der Student fortgetrieben werden. Studenten, wenn sie gelehrt sind, sollen als Edle betrachtet und behandelt werden. — Ein Student, dessen Geschicklichkeit bekannt ist, soll nicht examinirt werden. — Ein Student kann nach Willkür seinen Namen ändern. — Wenn einem Studenten etwas gestohlen wird, muß die Nachbarschaft dafür haften. — Ein Student, der falsche Münze ausgibt, wird nicht bestraft, da er die Rechte wahrscheinlich mehr als das Geld kenne. — Die Studenten genießen alle Rechte der Bürger der Stadt, in der sie wohnen, derart, daß sie wohl ihres Nutzens, nie aber ihres Schadens theilhaftig werden können.

Bei dem Wiederausbruch des Krieges gegen die Türken im Jahr 1717 beurlaubte Kaiser Karl VI. den Oberbefehlshaber Prinzen Eugen mit folgenden Worten: „Mein Prinz, ich habe Euch einen Generalen vorgesetzt, den Ihr zu Rathe ziehen, und unter dessen Namen Ihr all' Eure Operationen ausführen werdet." Damit drückte er ihm ein mit Brillanten reich besetztes Kruzifix in die Hand, dessen Fußgestell die Inschrift führte: Jesus Christus, Generalissimus. „Vergesset nicht," setzte er hinzu, „daß Ihr die Sache desjenigen verfechtet, der sein Blut für die Menschen am Kreuze vergossen hat, unter seiner göttlichen, allerhöchsten Führung greifet an, und überwindet seine und des christlichen Namens Feinde!"

Der berühmte Porzellanthurm von Nanking mit seinen 150 Glocken, 140 Laternen und neun Stockwerken existirt nicht mehr. Während der 1600 Jahre seiner Existenz sind die Stürme über ihn dahingebraust und haben seinen Dom hinweggerissen; der Donner hat über ihm gerollt und der Blitz die eisenumwundene Kuppel auf den Boden herabgeschleudert, und die grausamen Hände von Räubern haben mehrere Theile des Baues verunstaltet. Doch erst die Rebellen, welche die letzten fünf Jahre Nanking in Besitz hatten, haben, wie „das Ausland" berichtet, das Ganze des Innern durch Feuer verwüstet, dann das Gebäude durch Pulver in die Luft gesprengt und seine berühmten Backsteine und bitet Reliquien in alle Winde des Himmels zerstreut.

Eine Wahrsagerin versprach zwei jungen Damen, für zwei Thaler ihnen die Gesichter ihrer künftigen Ehemänner zu zeigen. Als das Geld gezahlt war, ließ die Pythia die neugierigen Mädchen in einen Eimer voll Wasser blicken. „Aber wir sehen ja unsere eigenen Gesichter!" „Gut," antwortete das Weib, „diese Gesichter werden nach der Hochzeit Ihren Männern gehören."

Als Kaiser Ludwig IV. oder der Bayer zur Schlacht bei Mühldorf auszog, befanden sich in der Staatskasse zu München nicht mehr als elf Pfund Heller!

Die sardinische Regierung hat an's Petersburger Kabinet die Bitte gestellt, ihr für die Dauer des Kriegs den bekannten „ewigen Juden" zu leihen. (Punsch.)

(Neuester Gesprächstyl.) Vater. „Wo bist Du so lange gewesen?" — Junge. „In der Schule." — Vater. „Das ist nicht wahr! Auf der Gasse warst Du! Ich habe Dich selbst gesehen. Und doch sagst Du, Du wärst in der Schule gewesen! Wart', Du Monkeur Du!"

Ein Gärtner hat gelungene Versuche gemacht, Obst mit verschiedenen Zeichnungen, Wappen, Buchstaben, Worten u. dgl. zu versehen. Das Verfahren ist sehr einfach. Es werden besonders schöne Früchte zur Zeit, wann sich dieselben färben, mit den in Papier fein ausgeschnittenen Buchstaben oder Zeichnungen beklebt. Wenn nun nach einiger Zeit das schützende Papier von der Oberfläche des Obstes, z. B. der Pfirsiche, des Apfels, der Birne oder Pflaume, herabgenommen wird, erscheint die bedeckt gewesene Stelle in lebhaftem Weiß.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 36:

Rauschgold.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 59. Dienstag, 17. Mai 1859.

Leoniſſa.

(Fortſetzung)

Nach dem Eſſen nahm der General wieder ſeinen gewohnten Platz im Ruheſeſſel ein und Miß Lydia holte, um die ſchöne Leoniſſa zu unterhalten, den Dante hervor und erſuchte Orſo, die Stelle aus der „Hölle“ des göttlichen Dichters zu leſen, welche die Epiſode des Franceſco von Rimini enthält und die Gefahren ſchildert, der ſich zwei Liebende ausſetzen, welche gemeinſchaftlich einen Liebesroman leſen.

Als Leoniſſa dieſe erhabenen Terzinen vernahm, erhob ſie ihr bisher geſenktes Haupt, ihre Augen leuchteten gleich einem funkelnden Zwillingsgeſtirn, ſie erröthete und erbleichte wechſelsweiſe, und bewegte ſich konvulſiviſch in ihrem Seſſel.

„O, wie iſt das ſchön!“ rief ſie, als ihr Bruder zu leſen aufhörte. „Wer hat das gemacht?“

„Ich werde mit Dir den Dante zu Pietrarka leſen, wenn wir daheim ſind.“

„Mein Gott, wie iſt das ſchön!“ wiederholte Leoniſſa und rezitirte drei bis vier Terzinen, die ſie auf der Stelle behalten hatte, mit tiefer Stimme und mit einem Ausdruck, den ihr Bruder nicht hineinzulegen vermocht hatte.

Die Engländerin erſtaunte. Ein ſo tiefes Gefühl für Poeſie war ihr noch nie begegnet.

„Sie ſehen,“ ſprach Orſo, „welche Macht die Verſe des Dichters über die Seele einer kleinen Wilden ausüben, die nichts gelernt hat, als ihr Vater Unſer. Doch ich erinnere mich, Leoniſſa, Du gehörſt ja auch zur Dichterzunft. Haſt Du nicht ſchon als Kind Dir den Ruhm erworben die beſten Verſe in der ganzen Umgegend von Piatranera aus dem Stegreif zu machen?“

Leoniſſa warf einen bittenden Blick auf ihren Bruder und erröthete. Miß Lydia aber, die von den korſiſchen Improviſationen ſchon etwas gehört hatte, drang in das ſchüchterne Mädchen, ihr eine Probe ihres Talents zu geben. Vergebens proteſtirte dieſe, vergebens verſicherte ihr Bruder, daß es unmöglich ſey, eine korſiſche Ballade nach Dante's herrlicher Schöpfung zu hören: Miß Lydia blieb unbeweglich, und ſo mußte ſich denn das arme Kind entſchließen, zu improviſiren.

Leoniſſa ſeufzte, ſchaute einige Minuten ſtarr auf den Boden, dann zur Decke des Zimmers empor, legte hierauf die Hand auf die Augen, gleich den Vögeln, die nicht geſehen zu werden hoffen, wenn ſie ihren Kopf verſtecken, und ſang oder vielmehr deklamirte mit klangreicher, aber zitternder Stimme folgende Serenade:

In dem tief verſteckten Thale,
Unberührt vom Sonnenſtrahle,
Steht ein Häuschen, ſtill und klein.

Hier, entfernt vom Freundeskreiſe,
Trauert einſam eine Waiſe;
Ach, kein Freund kehrt bei ihr ein.

Aber um die Mittagsſtunde
Bringt ein Täubchen ihr die Kunde,
Daß ihr Bruder wiederkehrt.

Und die Waiſe hebt die Blicke,
Selig in dem nahen Glücke,
Das der Himmel ihr beſcheert.

„Das war ja eine recht wohlerzogene Taube,“ rief Orſo, ſeine Schweſter mit einer Rührung umarmend, welche ſeinen Scherz Lügen ſtrafte.

Lydia war entzückt, weniger über den Inhalt der kunſtloſen Strophen, als über die Eigenthümlichkeit ihres Vortrages. Sie ſtand auf, holte ihr Album herbei und bat die Korſin, ſich in demſelben zu verewigen. Leoniſſa, welche in ihrem Leben noch keine Verſe geſchrieben hatte, ſchrieb

Digitized by Google

ihre kleine Serenade, doch nicht in Reihe und Glied, wie man ein Gedicht zu schreiben pflegt, sondern so, daß die Verse einander, so weit es das Blatt gestattete, auf derselben Zeile folgten. Auch über die Orthographie der holden Dichterin hätte ein Schulmeister einige unholde Bemerkungen machen und einige Schnitzer an den Rand anstreichen können, was den zärtlichen Bruder nicht wenig in Verlegenheit setzte.

Als die Mitternachtsstunde herangekommen war, zogen sich die beiden Damen in ihr Zimmer zurück. Während hier Lydia ihren Halsschmuck und ihre Armbänder ablegte, bemerkte sie, daß ihre Gefährtin etwas unter ihrem Gewande hervorzog, das aussah wie ein Blankscheit, und es sorgfältig unter ihrem auf dem Tische liegenden Mezzaro verbarg. Darauf kniete sie nieder und faltete mit gesenktem Haupte die Hände zum Gebet. Zwei Minuten nachher lag sie in ihrem Bette. Neugierig, wie alle Engländerinnen, hob jetzt Lydia, als ob sie eine Nadel suche, den Schleier in die Höhe und bemerkte einen ziemlich langen Dolch, dessen Griff auf das Zierlichste mit Perlmutter und Silber gefaßt war.

„Ist es hier zu Land Sitte," fragte Lydia lächelnd, „daß die Damen dieses kleine Instrument [illegible]?"

„Sie müssen wohl," antwortete Leoniſſa seufzend, „denn es gibt gar viele böse Menschen."

„Hätten Sie wirklich den Muth, damit Einem einen Stich zu versetzen? so? . . . ." Und Miß Grant ergriff den Dolch und fuhr damit, wie man auf dem Theater zu stechen pflegt, von oben nach unten durch die Luft.

„Ja," sagte Leoniſſa mit sanfter Stimme, „wenn es nothwendig werden sollte, mich oder meine Freunde zu vertheidigen. Aber so muß man ihn nicht halten; Sie könnten sich verwunden, wenn die Person, nach der Sie stoßen, sich zurückzöge. Und sich auf ihrem Kissen erhebend, nahm sie die Waffe: „Sehen Sie, so muß man stoßen," indem sie von unten nach oben fuhr, „so trifft's tödtlich! Glücklich, wer solcher Waffen nicht bedarf."

Sie seufzte, legte ihr Köpfchen wieder auf's Kissen nieder und schloß die Augen. Wäre Phidias vor ihr gestanden, er hätte sich kein schöneres Modell zum Haupte seiner Minerva wünschen können.

(Fortsetzung folgt.)

Die geliehenen Diamanten.

(Schluß.)

„Fräulein Mary! Mrs. Foſſett bittet Sie, in den Salon zu kommen, Herr Tracy ist da;" meldete das Dienstmädchen einige Tage nach jenem Morgen.

Mary's Herz pochte, als sie vor dem Spiegel ihre glänzenden Locken glättete; es pochte noch heftiger, als sie den nach wöchentlicher Trennung zurückgekehrten Freier willkommen hieß.

„Da fällt mir ein," begann dieser, nachdem die gewöhnlichen Eingangsphrasen des Gespräches vorüber waren, „daß ich in dem Bouquet von jenem Abend etwas gefunden, was Sie, glaube ich, mir nicht zugedacht hatten."

„Und das ist?" fragte die junge Dame in ihren einschmeichelndsten Tönen, während Mrs. Foſſett, die sich eben lächelnd zum Rückzuge gewendet hatte, stehen blieb und aufhorchte.

„Dies," sagte Tracy, indem er eine kleine Schachtel öffnete. „Ich bedauere, daß ich es nicht eher zurückstellen konnte, aber es hatte sich so tief zwischen den Blumenstielen versteckt, daß ich's erst gestern entdeckt habe. Eines Ihrer prächtigen Diamanten-Ohrgehänge. Ich fürchte, es hat Ihnen einige Unruhe verursacht, denn — —"

„Diamanten — Ohrgehänge!" schrie Mrs. Foſſett herbeistürzend und nach der Schachtel greifend, worin der kleine, blitzende Verräther ruhte, während Mary sich entfärbte und einen erstickten Schrei ausstieß.

„Ich will wissen, wie dies in Ihre Hände kommt!" drängte die Frau vom Hause.

Herr Tracy blickte erstaunt von Einer zur Andern, als ob er an dem richtigen Verstande Beider zweifelte. „Ich glaube," erklärte er endlich, „es gehört zu dem Diamantenschmuck, welchen Fräulein am vergangenen Freitag trug; damals mußte sie es auch verloren haben."

Jetzt kannte Mrs. Foſſett's Muth keine Grenzen. Ihre zitternde Cousine mit Vorwürfen und Verwünschungen überhäufend, erzählte sie den ganzen Hergang der Sache — Beſſie's Verdächtigung, ihren unglücklichen Selbstmord und Mary's Stillschweigen zu Allem — während Tracy in sprachloser Erschütterung zuhörte.

Die so heftig Angeklagte saß bewegungslos — sie konnte die Wahrheit des Vorgehenden nicht fassen. Es kam ihr vor wie ein schwerer Traum. Nur der eine Gedanke war ihr klar: daß das ganze der Verwirklichung so nahe Luftschloß ihres

Digitized by Google

Glücks und Triumphes zertrümmert war. Sie hörte nicht das kalte, förmliche Lebewohl, mit dem sich der junge Millionär bei ihr verabschiedete. Ihre Besinnung kehrte erst wieder, als die befehlende Stimme ihrer Verwandten sie aufforderte, so rasch als möglich das Haus zu verlassen.

Da erst wankte sie langsam nach ihrem Zimmer, warf sich auf ihr Ruhebett und überließ sich den heißen Thränen des Aergers, der Verzweiflung — aber nicht der Reue! —

Jahre sind seitdem vergangen, Mary Labouchere ist eine alte Jungfer, spitzzüngig wie eine Natter. Herr Tracy segnet an der Seite eines liebenswürdigen, treuherzigen Weibes die Vorsehung, welche sich jener geliehenen Diamanten bedienten, um ihn aus den Netzen eines ränkevollen Weibes zu retten.

Mannigfaltiges.

Die Damen sind oft in Verlegenheit, was mit dem Sammt zu thun ist, der vom Regen benetzt wurde. Das Württembergische Gewerbsblatt hilft in diesem Falle mit gutem Rath: „Man befeuchte den durch den Regen rauh, hart und schmutzig gewordenen Sammt auf der ganzen Rückseite und führe dieselbe über ein heißes Eisen. Die Hitze verwandelt das Wasser in Dampf, der durch die Oberfläche des Sammts zieht und hiebei die verwitterten und zusammengeklebten Fasern trennt. Wohl zu beobachten ist, daß der Sammt nicht gebügelt werden darf, vielmehr das Eisen durch irgend eine Vorrichtung festgehalten und der benetzte Sammt mit seiner Rückseite über dasselbe geführt werden muß. Wir wissen, daß manche Schneider schon längst ein ähnliches Verfahren mit Erfolg angewendet haben."

In einer eben erschienenen Dresdener Chronik findet man aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Verzeichniß der sonderbaren Erfindungen des damaligen Hofmechanikus Gärtner mitgetheilt, unter denen folgende merkwürdig und abenteuerlich genug lauten: 1. Der neu inventirte parabolische, hölzerne Brennspiegel, welcher die Lähmungen und Reißen in Gliedern, Erstarrungen des Geblütes, Schlagflüsse, auch das podagra selbst, durch Reperkussion der Sonne kurirt. 3. Die Maschine, aus welcher ein Musketier die Handgranaten 1300 Schritt werfen kann, welche so leicht, als eine Flinte und auf der Schulter getragen werden kann. 5. Die hölzernen Pontons, welche statt eines Wagens dienen, mit ziemlicher Last beladen werden, werden über Berg und Thal wie andere gezogen, übers Wasser aber, da man die Räder abnimmt, statt der Brücke dienen können. 6. Das Instrument, womit man sich dermaßen defendiren kann, daß auf 20 Schritt kein Mensch auf den Leib kommen kann. 7. Maschine vor eine Festung zu avanciren, ohne daß man sich in die Erde zu vergraben nöthig hat, welche vor Musketenschüssen frei sind und von einem kleinen Jungen regiert werden können. 8. Invention und Modell für einen Pulverthurm, welche wenn gleich Feuer darein kommt und das Pulver aufgeht, den anliegenden Gebäuden keinen Schaden thut. 11. Modelle von einer neuen Art Vestungen zu bauen, so impregnabel ꝛc. Schade, daß diese kostbaren Erfindungen, die freilich etwas nach Münchhausen schmecken, verloren sind, man könnte sie in den jetzigen Zeiten recht wohl brauchen.

Der türkische Kaiser Mahomet II. erschien im Jahr 1479 mit einem Heer von 100,000 Mann in Siebenbürgen. Stephan Batori stand ihm gegenüber, war aber nahe daran, bei Weisenburg zu unterliegen, da kam in entscheidender Stunde Paul Kinys, Graf von Temeswar, zu Hilfe. Dieser hatte vom gemeinen Soldaten herauf gedient und schien das Glück, das ihn nie verließ, sich dienstbar gemacht zu haben; stets hat er sich durch ungemeine Tapferkeit und außerordentliche Körperstärke ausgezeichnet. Er stürzte sich bei Weisenburg wie ein rasender Löwe auf die Türken; Unordnung und Schrecken ergriff sie, 30,000 blieben auf dem Schlachtfeld und eine Menge Fahnen und andere Siegeszeichen wurden erobert. Batori und Kinys feierten den Sieg auf der Wahlstatt; man schichtete die blutigen, mit Wunden bedeckten Leichname des Feindes zu Tischen auf, und an diesen wurde die Abendmahlzeit eingenommen. Der allgemeine Jubel war unaussprechlich und den Freuden des Weins und der Tafel folgten Tänze mit Soldatenliedern, welche die Namen der tapfern Anführer feierten. Kinys, als die Reihe zu tanzen an ihn kam, hob, ohne eine Hand zu Hilfe zu nehmen, den Leichnam eines sehr starken Türken mit den Zähnen auf und tanzte damit im Kreise herum, zur großen Bewunderung und Ergötzlichkeit seiner Kameraden.

Digitized by Google

Vor einiger Zeit kam ein Häuserbesitzer in Bad Ems beim herzoglichen Amte mit dem Gesuche ein, seine Hausthüre vergrößern zu dürfen, weil — die Damen mit ihren Krinolinen nicht mehr gut hindurch könnten. Das Amt erkannte das Bedürfniß sogleich an und gewährte das Gesuch.

Die Schöpfung des Weibes.

Lyrische Dichtung.

Als einst des Ewigen allmächt'ger Ruf
Das Erdenthal mit Vaterhuld erschuf,
Da gab es einen ew'gen Frühling nur,
Mit jungen Kräften wirkte die Natur
Und alles zeigte treu die Meisterschaft
Des Schöpfers, seiner Macht und Kraft. —
Da sprach der Herr zu einer Engel-Schaar:
Wohl stellt sich meine Schöpfung herrlich dar,
Sie ist so stark und kräftig wie das Wesen,
Das ich zu ihrem Herrn mir auserlesen;
Doch eben diese Kraftvollkommenheit
Erzeugt der Kreaturen Kampf und Streit.
Der Mensch, des Sieges geistig sich bewußt,
Hegt allzubald des Kampfes rohe Lust; —
Ich aber will nicht, daß die schöne Erde
Ein Schauplatz wilder Leidenschaften werde! —
Ein Wesen will ich schaffen, feiner Art,
Das mächtig stark, ob es auch scheinbar zart,
Ein Wesen, welches Haß und Groll versöhnt,
Dem selbst der Mann, der Herr der Schöpfung, frohnt.
Und nieder stieg der Herr in's Erdenthal
Und pflückte Blumen dort in weiser Wahl,
Er nahm die Lilie, die rein und mild
Der makellosen Unschuld holdes Bild,
Zum duftumwehten Strauche trat er hin
Und brach die schnee'gen Kelche vom Jasmin,
Schneeglöckchen ließ er sich von Engeln reichen,
Der Myrthe Blüthen, die den Perlen gleichen,
Und wie der Herr zum Kranz die Blumen wob
Und segnend seine Hände d'rüber hob,
Da lag vor ihm, mit Zügen himmlisch mild,
Ein bleiches, aber reizendes Gebild!
Ein Engel schien's in lieblicher Gestalt,
Doch regungslos, ein Steinbild blaß und kalt.
Und wieder hob der Schöpfer seine Hand,
Da neigt ein Rosenstrauch, der neben stand,
Die Zweige, die voll Purpurrosen prangen,
Herab auf das Gebild und färbt die Wangen,
Die Nelke aber gibt in selber Stund'
Mit einem Kusse Duft und Schmalz dem Mund.
Es öffnet sich der Augen holde Schau
Und drinnen spiegelt sich des Veilchens Blau,
Der Sonnenstrahl umfließet wunderbar
Das schöne Haupt als wallend goldnes Haar,
Und was hienieden nur für reizend galt,
Vereinigt sich in dieser Huldgestalt.
Da sprach der Herr: Du reizerfüllter Leib,
Sey Königin der Erde, sey das Weib! —
Doch weil ich Dich zum frömmsten Zweck erschuf,
Sey heilig auch Dein irdischer Beruf:
Du sey fortan der Born vom Menschenleben,
In Deine Hand sey all' sein Glück gegeben,
So schwach Du scheinst, sey Stütze Du dem Mann,
Wenn je des Lebens Leid für ihn begann.
Du zähme seinen kühnen, trotz'gen Sinn,
Sein Herz mach' weich und walte segnend d'rin;
Schwer ist die Sendung, die Dir anvertraut,
Du bist's, auf die der Mann sein Hoffen baut;
Dein Blick, Dein Wort vermag zu trösten ihn,
Wenn ihr einst Dornenpfade müßtet zieh'n! —
Dir selbst beschieden aber ist der Schmerz,
D'rum werde Dir zu Theil ein starkes Herz! —
Und Gott griff in den Felsenschacht hinein,
Entnahm daraus den reinsten Demantstein,
Formt d'raus ein Herz mit segensvoller Hand
Und füllt's mit Himmelsgaben bis zum Rand. —
Die Engel alle drängten sich heran
Und boten ihre frommen Gaben an.
Die Liebe bat, daß ihr der Herr vergönne,
Daß sie des Weibes Herz beglücken könne;
Die Sanftmuth mit der Demuth fromm im Bunde,
Wollt' selig wohnen in dem Herzensgrunde;
Es bat den Schöpfer um die gleiche Huld
Der fromme, stille Engel der Geduld;
Auch wollten dort ihr friedlich Nestchen bauen
Die Hoffnung mit dem liebenden Vertrauen;
Daß ihnen Gott den Wohnsitz dort erlaube,
Erflehten Milde, Frömmigkeit und Glaube.
Das Herz erfüllten zahllos' edle Triebe.
Als aber endlich noch die Mutterliebe
Den Jubeleinzug hielt, da war es voll,
Voll bis zum Rand, so daß es überquoll!
Der Schöpfer aber segnete mit Vaterlust
Dies Herz und legt' es in des Weibes Brust;
Nun lebt's und wie es reizend sich erhebt,
Da schien die Erde ringsum neu belebt!
Mit ihm erwacht der Menschheit höchstes Glück,
Das Weib war ja des Schöpfers Meisterstück!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 60. Freitag, 20. Mai 1839.

Leoniſſa.

(Fortſetzung.)

Am Morgen des folgenden Tages kündigte Orſo ſeiner Schweſter an, daß er mit ihr Ajaccio verlaſſen und nach Pietranera zurückkehren wolle. Erfreut über dieſen Entſchluß ſchickte Leoniſſa ihren Begleiter voraus, damit er die Ankunft ihres Bruders ankündige und ihm einen feſtlichen Empfang vorbereite. Der General und ſeine Tochter waren nicht wenig betroffen und überredeten Orſo, noch einen Tag zu verweilen. Orſo blieb. Statt aber, wie gewöhnlich, auf die Jagd zu gehen, ſchlug er am Vorabend vor ſeiner Abreiſe einen Spaziergang am Ufer des Golfs vor. Es war einer jener herrlichen Sommerabende, an welchem die letzten Scheideblicke der untergehenden Sonne Himmel, Meer und Berge in Purpurgluth tauchen, und alles Lebendige nach drückender Tagesbitze wieder frei und fröhlich zu athmen beginnt. Orſo reichte Lydien den Arm und ihm folgten in einiger Entfernung Leoniſſa und der General, der ſich alle Augenblicke das mittelmäßige Vergnügen machte, einem armen Strandläufer oder Ententaucher eine Ladung engliſcher Schrote durch den Leib zu jagen.

„Miß Lydia," begann Orſo nach einem etwas peinlich gewordenen Stillſchweigen, „was denken Sie von meiner Schweſter?"

„Sie gefällt mir ſehr," antwortete die Gefragte, „beſſer als Sie," fügte ſie lächelnd hinzu, „denn ſie iſt mit Leib und Seele Korſin, und Sie ſind nur ein Halbwilder."

„Ein Halbwilder! ... Ja, es iſt wahr, wider Willen fühle ich mich verwildern, ſeitdem ich den Fuß auf dieſe Inſel geſetzt habe. Tauſend ſchreckliche Gedanken durchſtürmen und foltern mein Innerſtes ... Darum drängt es mich, noch ein Mal mit Ihnen zu ſprechen, ehe ich mich für immer in meine Wüſte begrabe."

„Man muß eben Muth haben, mein Herr. Sehen Sie die Entſagung Ihrer Schweſter; ſie gibt Ihnen das Beiſpiel."

„Täuſchen Sie ſich nicht: ſie, meine Schweſter, eben iſt's, die mich zu dem Entſetzlichen treiben wird."

„Herr della Rebbia, Sie verleumden Ihre Schweſter. Worauf gründen Sie einen ſo ungerechten Verdacht?"

„Noch hat ſie kein Wort zu mir geſprochen aber aus jedem ihrer Blicke hab' ich bemerkt, was ſie von mir erwartet. Wenn ſie nicht an Rache dächte, ſo hätte ſie bereits unſers armen Vaters und ſeiner Mörder erwähnt. Aber ſie hat es nicht gethan, weil ſie mich noch nicht ganz in ihrer Gewalt zu haben glaubt. Bin ich aber erſt zu Hauſe, und kommt der rechte Augenblick, dann ..."

„Sie erſchrecken mich. Es ſcheint, daß die Luft Ihrer Inſel nicht blos das Fieber, ſondern auch den Wahnſinn erzeugt. Glücklicherweiſe werden wir ſie bald wieder verlaſſen."

„Doch nicht ohne Pietranera geſehen zu haben. Sie haben es meiner Schweſter verſprochen."

„Wir müſſen wohl; denn vielleicht hätten auch wir ſonſt Eure korſiſche Rachſucht zu fürchten."

„Sie treiben mit mir einen grauſamen Spott. Wahrlich, Sie ſollten mich ſchonen. Neulich noch ſprachen Sie mit mir, wie mein guter Engel, um mich nicht in Wahnſinn gerathen zu laſſen, und jetzt ..."

„Jetzt?" fiel Lydia in ernſtem Tone ein. „Ich habe Ihr Wort als Ehrenmann und Offizier. Sie haben es mir in einer feierlichen Stunde gegeben. Werden Sie es halten?" fuhr ſie fort, indem ſie ſich niederbückte, um eine Blume zu pflücken.

„Könnten Sie zweifeln, Miß Lydia?"

„Hören Sie, Herr della Rebbia, Sie ſind ein Kind und darum werde ich Sie wie ein Kind be-

Digitized by Google

handeln. Sehen Sie hier diesen Ring. Es ist ein ägyptischer Skarabäus, den man in einer Pyramide gefunden hat. Dieser sonderbare Käfer, den man für eine Flasche ansehen könnte, ist ein Sinnbild des menschlichen Lebens. Daneben steht ein Schild und eine Hand eingegraben, die eine Lanze hält. Das soll heißen: „Das Leben ist ein Kampf!" Nehmen Sie diesen Skarabäus von mir, und wenn Ihnen wieder ein korsischer Gedanke aufsteigt, so sehen Sie meinen Talisman an und sagen Sie zu sich selbst, daß ein Mann als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen muß. Predige ich nicht vortrefflich?"

„Ich werde an Sie denken, Miß Grant, und mir sagen . . ."

„Sagen Sie sich, daß Sie eine Freundin haben, die untröstlich seyn würde, wenn ... wenn . . . wenn Sie gehängt würden. Es würde doch Ihren Vorfahren, den Herren Korporalen, gar zu leid thun." Mit diesen Worten verließ sie lachend den Arm Orso's und lief zu ihrem Vater zurück.

Ein Abschied hat immer etwas Feierliches, auch dann, wenn man sich nur auf kurze Zeit verläßt. Orso mußte am folgenden Morgen in aller Frühe abreisen und hatte sich bereits bei Miß Lydia beurlaubt; denn er hoffte nicht, daß diese seinetwegen einen Augenblick früher als gewöhnlich aufstehen werde. Er gedachte noch des gestrigen Spottes und dieser hatte in seiner Seele einen desto empfindlicheren Stachel hinterlassen, als er sich einige Augenblicke geschmeichelt hatte, die Engländerin nehme an ihm einen wärmeren Antheil. Groß war darum jetzt sein Erstaunen, als Miß Lydia mit seiner Schwester und dem General zum Frühstück in den Saal eintrat.

„Ich bin untröstlich," rief er ihr entgegen, „Sie so früh gestört zu haben. Ohne Zweifel hat meine Schwester Sie geweckt, trotz meiner Ermahnungen, Ihren Schlummer nicht zu stören. Sie müssen uns recht ernstlich gram seyn und wünschen vielleicht, schon mich gehängt zu sehen."

„Nein," flüsterte leise Miß Lydia auf Italienisch, augenscheinlich, damit es ihr Vater nicht verstehe. „Aber Sie waren mir gestern böse meiner unschuldigen Scherze wegen, und ich wollte Sie doch nicht ein schlimmes Andenken an Ihre gehorsame Dienerin mit hinwegtragen lassen. Was seyd Ihr Korsen doch für schreckliche Leute. Adieu denn, auf baldiges Wiedersehen!" — und sie bot ihm die Hand.

Orso fühlte sich peinlich beengt und konnte kein Wort hervorbringen. Da nahte sich ihm Leoniffa, zog ihn in eine Fensternische und sprach einige Worte leise mit ihm. Gleich darauf ging er auf Miß Lydia zu.

„Meine Schwester will Ihnen ein sonderbares Geschenk machen. Sehen Sie hier diesen Dolch. Es ist ein altes Erbstück unserer Familie, das wahrscheinlich einst einer jener Korporale im Gürtel trug, denen ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft verdanke. Meine närrische Schwester meint nun, Ihnen nichts Kostbareres anbieten zu können und bittet Sie, es freundlich zum Andenken anzunehmen. Aber lachen Sie uns nicht aus."

„Das Stilet ist herrlich," rief Miß Lydia; „aber es ist eine Familienwaffe und darum kann ich sie nicht annehmen."

„Es ist nicht der Dolch meines Vaters," rief lebhaft Leoniffa. „Er stammt von unsern Vorvätern mütterlicher Seits, deren einer ihn einst aus der Hand König Theodors zum Geschenk erhalten hat. Sie können ihn getrost annehmen."

„Sehen Sie, Miß Lydia, verachten Sie nicht den Dolch eines Königs."

Die Versuchung für Lydia war in der That nicht klein; denn von dem deutschen Baron Theodor von Neuhof, der die Korsen im Jahre 1736 als König beherrschte, mögen wenig Reliquien mehr übrig seyn, und so war die Waffe eine große Rarität auf dem Tische eines englischen Mädchens in St. James Place. „Aber," rief sie, indem sie ihre Hand nach dem Geschenke ausstreckte und dabei mit dem liebenswürdigsten Lächeln Leoniffa ansah: „Liebe Signora . . . ich kann . . . ich kann Sie nicht so waffenlos von mir abreisen lassen . . ."

„Mein Bruder ist bei mir," rief das Mädchen mit entschlossenem Tone, „und wir haben die gute Flinte, die Ihr Vater uns gegeben hat. Orso, ist sie doch mit Kugeln geladen?"

Lydia behielt den Dolch und Leoniffa bat, um die Gefahr zu beschwören, welche geschenkte Waffen bringen sollen, um einen Sou als Bezahlung.

Die Pferde wurden vorgeführt, Orso drückte noch ein Mal die Hand Lydia's, Leoniffa küßte sie und bot auch dem General ihre Rosenlippen, der über die korsische Höflichkeit nicht wenig erstaunte. Aus dem Fenster des Saales sah Lydia Bruder und Schwester auf das Pferd steigen. Leoniffa's Augen leuchteten von einem unheimlichen Feuer, ein sardonisches Lächeln spielte um ihren Mund und mit stolzer Stirn führte sie den Bruder von dannen, in dem ihr Fanatismus das willkommene Werkzeug der längst gesparten Rache sah.

Lydia, der kein Zug dieser großen und starken Frauenseele entging, erbebte. Orso hob, als ob er ihre Gedanken errathe, noch ein Mal den Ring

Digitized by Google

mit dem Skarabäus hoch empor und drückte ihn an seine Lippen. Die Engländerin verließ erröthend das Fenster, eilte aber gleich wieder dahin zurück und sah hinter den Vorhängen die beiden Korsen im Galopp davon sprengen und verschwinden. Darauf schaute sie in den Spiegel und fand sich sehr blaß.

(Fortsetzung folgt.)

Saphir's Konversationslexikon für Geist, Witz und Humor.

Im Verlage von Robert Schäfer in Dresden erscheint jetzt in Lieferungen von 20 Heften M. G. Saphir's Konversations-Lexikon für Geist, Witz und Humor, herausgegeben von A. G. Glaßbrenner. Bei den bekannten Namen des Verfassers und Herausgebers bedarf das Unternehmen wohl keiner weitern Empfehlung; es versteht sich von selbst, daß es den reichsten Schatz der Unterhaltung bieten wird. Das erste Heft, welches vor uns liegt, enthält eine große Anzahl sehr hübscher Scherze, von denen wir in Nachstehendem einzelne mittheilen:

Abschiednehmen. Bei einem Regimente diente ein Hauptmann von sehr kleiner und ein Lieutenant von großer Statur. Der Lieutenant hatte die Gewohnheit, auf den Hauptmann, wenn er mit ihm sprach, auf eine gewisse Art herabzusehen, die dem Letztern sehr zuwider war. Der Hauptmann ertrug es sehr lange, wurde aber endlich so erboßt darüber, daß er eines Tages in seinem Unmuthe ausbrach: „Sehen Sie doch nicht so herab; das ist eine Unart! Sehen Sie wie andere Menschen grade aus." — Der Lieutenant, eingedenk seiner Subordination, sagte: „Herr Hauptmann, ich werde gehorchen — aber leben Sie wohl!" „Was?" versetzte der Hauptmann — „was wollen Sie unternehmen?" — „Ich werde gehorchen," wiederholte der Lieutenant, „aber leben Sie wohl, denn in diesem Leben sehe ich Sie nicht wieder."

Wichtigkeit der Abtheilungs-Zeichen. Ein junger Mensch wollte die Thier-Arznei studiren. Er schrieb an seine Tante: Schicken Sie mir Geld, da ich Vieh Arzt werden will.

Adressen. Auf dem Pesther Postamte lief ein Brief aus Galizien unter folgender Adresse ein: „An Herrn v. E., pensionirten Rittmeister zu Gödöllö, zwei Stunden hinter Ungarn."

— An einen Vagabunden, der in Spandau von seinen Thaten ausruhte, richtete Jemand einen Brief mit der Adresse: „An den königl. preuß. Baugefangenen Herrn N. N., Wohlgeboren in Spandau."

— Man zeigte mir die Adresse eines Briefes, welcher von einem italienischen Handlungshause an die Pottendorfer Spinnfabrik abgesandt war. Die Aufschrift lautete wörtlich: „Alli Signori Pottendorf e Spinn."

— Als ein Muster der Deutlichkeit kann wohl folgende Adresse gelten, die dem Titelblatte eines in Prag, bei Gottlieb Haase Söhne, erschienenen Katalogs wörtlich entnommen ist: „Technische und akademische Farben- und Kunstsachenhandlungs-Niederlage des Jos. Fr. Konvalina, Kauf- und Handelsmann in Prag, wohnhaft Anfangs der langen Gasse, unter dem rothen Krebsen, im Eckhause No. 612, seitwärts dem Röhrkasten, wo die Schildwache steht, im 2. Hofe, die ganz große steinerne Stiege, dem Haupteingange gegenüber, wo der Nußbaum steht, im ersten Stockwerke, und die Firmatafel seine Wohnung anzeigt."

— An die Frau des bekannten Sängers Reichel in Hamburg kam einst ein Brief mit der Adresse: „Ihro Wohlgeboren, der Frau Bassistin Reichel zu Hamburg."

Aesthetik ist, nach Kästner, eine Kunst, von Gegenständen, die Jeder fühlt und empfindet, so zu sprechen, daß es Niemand verstehen kann.

Aesthetische Studien. Ein Professor der Aesthetik hatte eine schöne Tochter, in welche ein Student verliebt war; sie erwiederte diese Liebe und that in einem Briefchen ihrem Geliebten kund, daß dieser jedesmal, während ihr Vater Kolleg lese, sie besuchen könne. Diese Besuche dauerten das ganze Semester fort, und der Professor hatte jedesmal den Studenten in seiner Vorlesung vermißt. Da fragte er ihn eines Tages, als der Student sein Honorar entrichtete: „Aber Herr Kandidat, was treiben Sie denn, während ich in der Universität Vorlesungen halte, die Sie besuchen sollten?" Der Student antwortete: „Ich studire während dieser Zeit jedesmal die Aesthetik nach Ihrem ältesten Werke."

Affentheater und Theateraffen. Seitdem die Klischnigge uns bewiesen haben, daß die Menschen vollkommene Affen seyn können, sind in der Welt entweder die Affen, oder die Menschen, oder die Künstler überflüssig. Wenn das Kunst ist, daß ein Mensch ein Affe ist, so ist jeder Affe ein geborner Künstler. In der Kunst ist Alles von

Digitized by Google

Wechselwirkung. Zuerst kom der Hund ons's Theater, dann kam das Theater auf den Hund; donn kam ein Wolf und heulte wie die dramatischen Künstler, donn kamen die dramatischen Künstler und heulten wie die Wölfe; dann kamen stampfende Rosse und machten Glück wie die ersten Kunst-Helden, dann kamen stampfende Helden und machten ein Roßglück; dann kamen die Affen-Theoter und zeigten, daß die Kunst den Affen zum Menschen erhebt, dann kamen die Theater-Affen und zeigten, daß die Kunst den Menschen zum Affen erniedrigt!

Affekt. Die gewaltige Bewegung des Darstellers auf der Bühne, wodurch er Alles mit fortreißt — ein Glück daher, wenn er zuweilen noch die Coulissen stehen läßt.

Alphönser. Zu einem Kapellmeister in B. kom einst ein Opernsänger mit der Bitte, ihm bei dem dortigen Theater ein Engogement zu verschaffen. „Was für Partien singen sie?" frogte ihn der Kopellmeister. — „Ich bin zwor kein Heldensänger," erwiederte Jener, — „ich singe oder gewöhnlich die Alphönser in den meisten Opern." — „Was singen Sie?" — „Nun, die Alphönser, nämlich die Rolle des Alphonso in „Zampa", in der „Stummen von Portici", „Lucrezia Borgio" u. s. w.

Alter. Jüngst starb ein Mann in einem Alter von hundert und sechs Jahren. Darüber wunderte mon sich in einer Gesellschaft höchlich; nur eine Frau meinte, „man dürfe darüber nicht so außerordentlich erstaunen." „Mein Vater," sagte sie, „wenn er noch lebte, wäre jetzt schon hundert und fünfzehn Jahre alt."

Amor. Geselle. „Amor ist ein loser Knabe!"

Köchin. „Ich will's meinen; bei meiner früheren Herrschoft wor ouch o Mohr; Sie, der war bös!"

— Professor Ehrhardt zu Leipzig, von der Herzogin von Kurland einst aufgefordert, ouf die Wörter, die sich ouf Amen enden, schnell ein Stegreifgedicht zu machen, sprach bald olso:

Kennt Ihr, Freunde, wohl den Samen
Alles Bösen? Woher kamen
Alle Uebel, deren Nomen
Jetzt nicht Zeit ist, ouszukromen?
Kennt Ihr ihn, der Herrn und Domen —
So die wilden wie die zahmen,
Selbst die blinden wie die lahmen —
Fängt mit Angel und mit Homen?
Seht ihn unter Glas und Rohmen
Auf des Weltall's Panoramen;
In Komödien und Dramen
Sucht man seine gonz infamen
Kleinen Künste nachzuahmen.
Und wie heißt er? — Amor! Amen

Mannigfaltiges.

In Amerika, schreibt die „Darfzeitung", setzt man die Armee auch in Kriegsbereitschoft, vor der Hand wird sie aber blos auf den Strumpf gebracht. Das Kriegsdepartement hat 80 000 Poar Strümpfe angeschofft, die mit Strickmaschinen gemacht werden. Die kleinste derartige Maschine, mit der Hand getrieben, strickt 3500 Maschen in der Minute oder ein Paar Strümpfe in weniger als 10 Minuten; wird sie mit Dampfkraft getrieben, so strickt die Maschine doppelt so viel.

Ein Theil der grünen Uniformen, welche die englische Regierung für die englisch-deutsche Legion am Kap der guten Hoffnung anfertigen ließ, ist von Hamburg nach Breslau verkaust worden. Mon hat die Bewohner des städtischen Arbeitshauses damit bekleidet.

Spanische, englische und französische Blätter rühmen folgendes Heilmittel gegen Steinbeschwerden als ganz probot. Auf Madeiro hot man gefunden, daß die trockenen Fasern des türkischen Weizens, zu einem Aufgusse gleich Thee benutzt, jenes Uebel, wenn auch veraltet, rodikal kuriren. Den Aufguß läßt man kalt werden und trinkt Morgens und Abends ein Glas dovon. Versuche in London sollen die Wirkung des Heilmittels bestätigt haben.

Aufforderung. Derjenige Herr, welcher gestern Mittag auf der Promenode einer jungen Dame im Rosabut beinahe fünf Minuten lang nachsoh, wird gebeten, so fern er reele Abslchten hot, seine werthe Adresse mit Nachweis seiner Vermögens- und sonstigen Verhältnisse unter A. Z. poste restante franco niederzulegen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kronzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 61. Sonntag, 22. Mai 1859.

Humboldt's Scheiden.

Ein wundervoller Bau, in Pracht gegründet,
Stand auf vier hohen Pfeilern mächtig da;
Und Himmelsglanz war drinnen angezündet,
Daß man umstrahlt des Baues Wunder sah!
Und ringsum ward das Wunderwerk verkündet,
Es eilete herbei von fern und nah'
Der Schauenden ein wogendes Gedränge,
Und von den Wundern ward entzückt die Menge.

Doch umgestürzt vom wilden Sturm der Zeiten
Ein Pfeiler nach dem andern endlich ward;
Das Irdische muß Ewiges bereiten,
Der Geist zerstört den Stand, dem er gepaart. —
Ein Pfeiler doch steht fest im mächt'gen Streiten
Und hat sich kraftvoll stets im Kampf bewährt;
Und wie den Pfeiler auch die Stürm' umrasten,
Er trägt allein des ganzen Baues Lasten.

Und Alles staunet ob der mächt'gen Trümmer,
Und Alles staunet ob des Pfeilers Kraft,
Der ruhig glänzt in hellem Strahlenschimmer,
Der nicht in dem gewalt'gen Streit erschlafft.
Doch ach! auch Er behütet sich nicht immer,
Wird von der eignen Macht dahingerafft;
Denn all' sein Glanz entzündet sich zu Flammen,
In Feuer stürzt der mächt'ge Bau zusammen.

Da schwingt sich aus dem Flammengrabe prächtig
Ein Phönix hoch, der Zeit zum Trotz empor;
Der schüttelt sein Gefieder stolz und mächtig,
Und helle Strahlen schießen draus hervor;
Und Licht verbreitet er der Welt allmächtig,
Zum Jubelglanz der Tag sich ihn erkor.
So schwingt er ewig jubelnd sein Gefieder,
Und ewig strömt der Welt sein Glanz hernieder.

Waldfischbach, 1859. A.

Leoniſſa.

(Fortſetzung.)

Während unſere beiden Wanderer ihrer Heimath zueilen, haben wir einen Augenblick Zeit, uns einige frühere Ereigniſſe zu vergegenwärtigen, ohne deren Kunde unſere vorhergegangene und nachfolgende Erzählung nicht verſtändlich iſt. Wir wiſſen bereits, daß der Oberſt della Rebbia, Orſo's und Leoniſſa's Vater, einige Jahre zuvor durch Mörderhand ſeinen Tod gefunden hatte. Wenn man aber in Korſika ermordet wird, ſo geſchieht dies nicht etwa durch Straßenräuber, die den Wanderer anfallen, um ihn zu plündern, ſondern durch Feinde. Woher aber eine ſo blutdürſtige Feindſchaft komme, iſt in den meiſten Fällen ſchwer zu ſagen. Es iſt in der Regel ein alter, angeſtammter Familienhaß, deſſen erſte Anfänge um ein Paar Jahrhunderte zurückliegen können, und eine Beleidigung, die dem Ur-Urgroßvater widerfahren iſt, kann der Beweggrund werden, der den Ur-Urenkel zur Rache treibt. So war es in der Familie della Rebbia und in der eines andern korſiſchen Edelmannes, des Advokaten Barricini. Beide Familien haßten ſich ſeit undenklichen Zeiten tödtlich. Dieſer Haß brach, nachdem er ein halbes Jahrhundert lang unter der Aſche geklommen hatte, im Jahre 1814, alſo zwei Jahre vor den bereits erzählten Begebenheiten in hellen Flammen aus. In dieſem Jahre ward der Oberſt della Rebbia, der als abgedankter Offizier Napoleons ſich in ſeine Heimath zurückgezogen hatte, als heimlicher Bonapartiſt denunzirt. Die Folge dieſer Verdächtigung war, daß die Regierung ihm ſeine Penſion entzog und den Barricini zum Maire des Dorfes Pietranera erhob. Der Oberſt zweifelte keinen

Digitized by Google

Augenblick, daß er dieſes Schickſal eben dieſem ſeinem Erbfeind zu verdanken habe, und Barricini fürchtete den entſchloſſenen, energiſchen Mann als ſeinen gefährlichſten Gegner und verſah ſich von ihm des Schlimmſten. Um endlich ſeiner Todesangſt vor ihm ein Ende zu machen, hielt er es für das Kürzeſte, ihm zuvorzukommen. Eines Abends, als der Oberſt das Grab ſeiner Gattin auf dem Kirchhofe von Pietranera beſuchte und unter den Cypreſſen, die daſſelbe umſchatteten, zum Gebete niederkniete, ſtreckten ihn zwei ſchnell auf einander folgende Schüſſe tödtlich verwundet nieder. Eine alte Frau Namens Pietra, welche in der Nähe im Felde arbeitete und nichts Gutes ahnte, eilte herbei und fand den Unglücklichen noch lebend, aber ſprachlos, in ſeinem Blute. Er krümmte und ſtemmte ſich krampfhaft gegen den Tod, brachte aber, weil ein Blutſtrom aus ſeiner getroffenen Lunge ihn zu erſticken drohte, keinen vernehmlichen Laut hervor. Da deutete er auf ſeine Bruſttaſche hin. Die Frau verſtand den Wink, griff hinein und zog eine Briefſtaſche hervor, in die der Verwundete mühſam einige Worte ſchrieb, die aber die Frau nicht zu leſen vermochte. Bald darauf gab er, erſchöpft von dieſer letzten Anſtrengung, den Geiſt auf.

Frau Pietra hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu dem Maire Barricini zu laufen, ihm die Anzeige von dem Geſchehenen zu machen und die Briefſtaſche einzuhändigen. Der Maire nahm ſie haſtig, öffnete ſie und riß, nachdem er die Frau entlaſſen hatte, mit zitternder Hand ein Blatt heraus. Darauf eilte er auf das Rathhaus, legte ſeine Schärpe um und berief ſeinen Schreiber und die Gendarmerie. Als dieſe ſich eingefunden, ſchlug er an ihrer Spitze den Weg nach dem Kirchhof ein. Noch ehe er ihn erreicht hatte, geſellten ſich ſeine beiden Söhne Vincentello und Orlanduccio zu ihm, welche, mit Flinten bewaffnet, von der Jagd zu kommen ſchienen. Alle traten jetzt zur Kirchhofthüre hinein und auf das Grab zu. Hier ſaß, mit dem Schmerz der Verzweiflung im Antlitz, eine weibliche Geſtalt, ſtarr auf das Haupt des Todten hinblickend, das auf ihrem Schooße lag. Es war Leoniſſa, die Tochter des Ermordeten, und neben ihr ſtand Frau Pietra, die ihr die Schreckensbotſchaft ſogleich nach ihrem Weggange vom Barricini gebracht hatte.

Die Polizeimänner traten näher. Leoniſſa ſtarrte ſie lautlos an und machte mit der rechten Hand eine abwehrende Bewegung, während ihre Linke noch immer das Haupt ihres Vaters unterſtützte. Da trat ein Wundarzt heran und Leoniſſa ließ es geſchehen, daß er die Wunden des Todten unterſuchte.

„Herr della Rebbia," unterbrach der Arzt das Stillſchweigen, „iſt von zwei Seiten getroffen: denn hier iſt eine Schußwunde in der Bruſt und hier eine gleiche im Rücken."

Leoniſſa drückte das bleiche Antlitz des Vaters feſter an ihre Bruſt und warf dabei einen durchbohrenden Blick auf die beiden Söhne Barricini's. Dieſe bemühten ſich vergeblich, den Blick auszuhalten. Vicentello wandte ſeine Augen ab und in Orlandurcio's Zügen zuckte ein halb verlegenes, halb teufliſches Hohnlächeln.

Unterdeſſen hatte ſich auf dem Friedhofe eine beträchtliche Volksmenge verſammelt. Ein Theil derſelben, unter denen viele Bewaffnete waren, ſtellte ſich auf die Seite Barricini's, ein anderer Theil umſtand den Leichnam della Rebbia's und ſeine Tochter in ſtummer Trauer. Beide Parteien warfen ſich drohende Blicke zu und man konnte deutlich wahrnehmen, wie verſchieden der Antheil war, den ſie an dem Ereigniß nahmen.

Jetzt wurde eine Bahre hereingebracht, um den Leichnam aufzunehmen und nach Hauſe zu tragen. Als della Rebbia's Diener ſich anſchickten, ihrem Herrn den traurigen Dienſt zu leiſten, trat der Maire Barricini zu Leoniſſa hin, um ſie aufzurichten; aber in dem Augenblick, als er die Hand ausſtreckte und ſich niederbückte, fiel ein Blättchen Papier unter ſeinem Gewande hervor. Er wollte ſchnell es aufheben; aber ſchon hatte Leoniſſa es aufgenommen und nach dem erſten Blick, den ſie darauf geworfen, rief ſie mit lauter Stimme und zum Himmel erhobenen Händen: „Heilige Mutter Gottes, meine Ahnung!"

Barricini erblaßte. Er wagte nicht mehr, ſich der Jungfrau zu nähern, die jetzt, umdrängt von der weinenden Schaar ihrer Angehörigen, der Leiche ihres Vaters folgte.

Noch unter der Thüre des Friedhofes wäre es zwiſchen den Bewaffneten beider Parteien beinahe zu Thätlichkeiten gekommen; aber die Gegenwart des Maire, der zwiſchen ihnen hindurchſchritt, hielt ſie auseinander.

Einige Tage hernach kam der Präfekt von Korſika aus Ajaccio, um den Hergang zu unterſuchen. Leoniſſa erſchien vor ihm in Trauer gekleidet, bleich und mit verweinten Augen, als Klägerin gegen die Barricini's und legte, zum Zeugniß ihrer Ausſage, das Blatt aus der Briefſtaſche ihres Vaters auf den Tiſch des Gerichtsſaales. Der Präfekt nahm es auf und las darauf die Namen Vincentello und Orlanduccio.

Digitized by Google

„Was soll dieses Blatt beweisen?“ fragte er.

„Auf dieses Blatt hat mein armer Vater die Namen seiner Mörder geschrieben. Es gehört in seine Brieftasche; lassen Sie sich dieselbe von dem Maire einhändigen, dem sie Frau Pietra gebracht hat.“

Die Barricini's wurden vorgeladen, die Untersuchung eingeleitet. Die Brieftasche ward vorgelegt und es zeigte sich deutlich, daß das herausgerissene Blatt in dieselbe gehörte. Auch Frau Pietra erschien vor Gericht. Sie sagte aus und beschwor, daß der sterbende della Rebbia noch einige Worte in seine Brieftasche geschrieben habe, die sie zwar nicht habe lesen können, weil sie des Lesens unkundig sey, daß aber seine Blicke dabei deutlich genug gesagt hätten: „Dies sind die Namen meiner Mörder!“

Dagegen traten die Söhne Barricini's auf und bewiesen durch Zeugen, daß der Oberst della Rebbia die Gewohnheit gehabt, seine Cigarren mit herausgerissenen Blättern aus seiner Brieftasche anzuzünden und daß sie selbst an dem Tage seiner Ermordung draußen im Walde auf der Jagd gewesen und erst nach geschehener That zurückgekommen wären.

Diese Aussagen genügten dem Präfekten, die Untersuchung niederzuschlagen und bis auf Weiteres ad acta zu legen. Die unglückliche Leoniſſa ward mit ihrer Klage abgewiesen und der Maire Barricini bekam von der Regierung zu Ajaccio ein Belobungsschreiben wegen seiner guten Haltung und Amtsführung gegen Aufrührer.

(Fortsetzung folgt.)

Saphir's Konversationslexikon für Geist, Witz und Humor.

II.

Amphitheater. Auf einer Eisenbahn fragte ein Bürger seinen Nachbar: „Warum hat denn das Stadttheater zu N. kein Amphitheater?“ — „Zu was auch,“ war die Antwort. „Besuchen Sie eine Probe und hören Sie, wie der Direktor den Souffleur als Schwein und Hund, die Choristen als Schafe, Kameele, Ochsen, Esel, Schöpse, die Choristinnen als Gänse titulirt: Sie glauben da gewiß, am Viehtheater zu seyn.“

Die höfliche Anfrage. Ein Polizeivogt vom Lande schrieb an den französischen Polizeiminister Marville:

„Vielgeliebter Herr Amtsbruder!

Als ich gestern meinen Amtstag hielt, sprach Einer so anzüglich, daß er mich einen Spitzbuben nannte. Ich bitte Sie, mir zu schreiben, wie Sie sich in solchen Fällen verhalten ꝛc.“

Ankündigung eines Menageriebesitzers. In W. kam ein Ehepaar zusammen, von welchem sowohl der Mann, wie die Frau mit einer Menagerie auf eigene Rechnung umherreiste. Der Gatte ließ nun auf den Anschlagzettel setzen: „Durch das zufällige Zusammentreffen mit meiner Frau hat sich meine Menagerie bedeutend vermehrt.“

— In einem Kaffeehause las man folgenden Anschlag: „Die Herren, welche erst lesen lernen, werden ersucht, sich der gestrigen Zeitungen zu bedienen.“

— „Im gestrigen Kasino ist ein Regenschirm in Gedanken stehen geblieben.“

— An der Kirchthüre zu Ludfort las man folgende auffallende Annonce: „Allen diens zur Nachricht, daß auf diesem Kirchhofe Niemand beerdigt werden kann, außer wer im Kirchsprengel selbst lebt. — Diejenigen, welche hier beerdigt zu werden wünschen, werden ersucht, sich deßhalb an mich zu wenden. Ephraim Grub, Küster des Kirchsprengels.“

— Ein Handschuhmacher ließ in den öffentlichen Blättern bekannt machen: „Bei mir sind zu bekommen Handschuhe für Herren von Bockleder.“

— Eine hilflose verlassene Wittwe sucht eine Stelle als Kammerjungfer.

— Gestern hat es dem Schicksal gefallen, meine mir treu ergebene Frau und zärtliche Mutter von 3 Kindern und einem Mädchen durch ein Schleimfieber zu entreißen. Indem ich mein Geschäft mit Korsetten ohne Rahl fortsetze, bitte ich alle Freunde, denen der unersetzliche Verlust nahe geht, mich ferner mit ihrem Vertrauen zu beehren; denn es gibt ein Wiedersehen.

— Aus Berlinischen Zeitungen: „Heute wird in meinem Saal aufgeführt: „die Schlacht bei Leipzig“. Darauf „Hasenbraten“.

Todesanzeige. (Magdeb. Zeit.)

„Am ꝛc. verschied mein Mann, A. Helms, im eilften Jahre unserer Ehe. Blos das fernere Zutrauen meiner Kunden, da ich die Profession fortsetze, kann meinen Schmerz lindern. Die Wittwe des Schneiders Helms.“

Digitized by Google

— Elbinger Anzeiger. „Wenn der Schauspieler, Herr Kehl, welcher zwei Monate bei mir gewohnt, mir nicht binnen 14 Tagen seine Schuld bezahlt, so werde ich seinen Namen öffentlich nennen.

Holzer, Schuhmacher."

Anrede. Jemand, der französischen Sprache nicht sehr kundig, wurde beauftragt, eine Bittschrift an eine regierende Fürstin zu entwerfen. Wohl wissend, daß man den König „Sire" betitelt, schrieb er ohne langes Besinnen: „Sirene!"

Der Antheil des Teufels. Ein Schauspieler gastirte als Mephistopheles und bekam dafür den dritten Theil der Einnahme, welchen ihm der Direktor am andern Tage zuschickte, und zwar in dem Theaterzettel: „des Teufels Antheil" gewickelt.

Antik. Im Kanal'schen Garten ging ein Prager Fischhändler mit seiner reizenden Tochter spazieren. Ein Stutzer, die Vorübergehenden durch die Lorgnette musternd, rief, als er die Schöne erblickte, in Extase überlaut: „O ihr Götter! welch' antiker Kopf!" und der Fischhändler, dieses auf sich beziehend, entgegnete zornig: „San Se selber dickkuppige Flegel."

Aus einem Architekten-Examen:

Worauf baut man gegenwärtig am meisten? — Auf Papier.

Auf was würden Sie ein Staatsgebäude gründen? — Auf die Liebe des Volkes.

Wozu erbaut man die Tempel der Kunst? — Zum Erbauen.

Wie sind aber die meisten? — Zum Herunterreißen.

Wodurch erbaut sich der gemeine Mensch? — Dadurch, daß er einen Stein auf den Andern wirft.

Welcher Boden eignet sich im Allgemeinen zum Bauen am besten? — Kies.

Darf eine Börse hoch gebaut werden? — Nein, man wird ohnehin vom Schwindel darin befallen.

Wie viel Stock hoch würden Sie eine Schule bauen? — Eine gute Schule darf keinen Stock haben.

Was finden Sie am schönsten in Deutschland gebaut? — Die Frauen-Zimmer.

Mannigfaltiges.

Am 1. Mai starb in Stockton (Durhamshire) 78 Jahre alt, der bescheidene Urheber einer Erfindung, welche nützlicher ist als manche andere, die größeres Aufsehen in der Welt gemacht hat — nämlich Hr. John Walker, Chemiker und Droguist, Erfinder der Streichhölzchen (lucifer matches). Das „Newcastle Chronicle" bemerkt dazu: „Die Erfindung wurde von Hrn. Walker gemacht, als er mit verschiedenen chemischen Substanzen experimentirte, und einige Zeit machte er sich mit dem Verkauf seiner Streichhölzchen in Schächtelchen zu 1 Sh. 6 Pence (54 kr.) eine hübsche Einnahme. Doch das dauerte nicht lange. Professor Faraday, der auf einer Reise in Nord-England durch Stockton kam, kaufte ein Schächtelchen, brachte es mit nach London, und erwähnte der Sache in seinen Vorlesungen. Bald kam man hinter das Geheimniß, und dieses nützliche Zündmittel ist seitdem weltbekannt geworden." Warum hat Hr. Walker kein Patent auf seine Erfindung genommen? Sie ist jedenfalls viel nützlicher als die der Armstrong-Kanone, welche der Staat unlängst mit 20,000 Pf. St. belohnt hat.

Heirathsgesuch. Ein routinirter Geschäftsmann, Bettler von Profession, der sein Fach gründlich versteht und sich bereits einer ausgebreiteten Kundschaft erfreut, wünscht, um sein Geschäft noch schwunghafter zu betreiben, sich mit einer Gattin zu verbinden, welche Liebe zum Geschäft hat, und bereits mit einigen Kindern versehen seyn muß. Anzutreffen vor dem Dresdner Thor, erster Eckstein rechts.

Viersylbige Charade.

Erstes Sylbenpaar.

Mein Erstes weht dich in die Schöpfung ein,
Verräth dich oft und kann die Herzen angeln.

Zweites Sylbenpaar.

Mein Zweites wirst du haben oder seyn;
Mein Erstes soll dem Zweiten niemals mangeln.

Das Ganze.

Doch darf es auch mein Ganzes werden? Nein!!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 62. Dienstag, 24. Mai 1839.

Leoniſſa.

(Fortſetzung)

Wir kehren zu unſern beiden Wanderern Orſo und Leoniſſa zurück, welche wir auf dem Wege nach ihrer Heimath verlaſſen haben. So lange der raſche Lauf ihrer Pferde eine ruhige Unterhaltung unmöglich machte, ritten ſie ſtill und ſchweigſam neben einander her. Als es aber bergan ging und die Thiere die ſteilen Abhänge im Schritte hinan kletterten, begann Leoniſſa das Geſpräch:

„Du ſcheinſt nachdenkend, mein Bruder; gewiß biſt Du noch mit Deinen Gedanken in Ajaccio?"

Orſo ſchwieg. —

„Nun, ich verdenke es Dir nicht," fuhr ſie fort; „Miß Lydia iſt eines braven Mannes werth, ſchön, anmuthig, liebenswürdig und einzige Erbin eines reichen Vaters, der Dir, wie es ſcheint, ſehr gewogen iſt. Unſere Familie war ehemals auch reich und gehört zu den älteſten und angeſehenſten der ganzen Inſel. Wenn ich an Deiner Stelle wäre, Orſo, ich würde bei dem General um ſeine Tochter anhalten. Von ihrem Heirathsgute würde ich alsdann die Waldungen von Faiſeito und die Weinberge kaufen, die an die unſrigen grenzen, würde ein ſchönes Haus von Quaderſteinen erbauen und einen neuen Stock auf den alten Thurm unſeres väterlichen Schloſſes ſetzen."

„Leoniſſa, Du biſt eine Närrin!" brach Orſo los und fing wieder an zu galoppiren.

„Du biſt ein Mann, Orſo Antonio, und weißt ohne Zweifel beſſer als ein Weib, was Du zu thun haſt; aber ich möchte doch wiſſen, was dieſer Engländer gegen unſere Verſchwägerung einzuwenden hätte. Gibt es auch Korporale in England?"

Orſo lächelte und verſank wieder in ſein Stillſchweigen.

Schon waren Beide nicht mehr weit von Pietranera, als ſie am Eingang in eine Bergſchlucht, durch welche der Weg führte, ſechs bis acht mit Flinten bewaffnete Männer erblickten, die rechts und links auf den Felſen ſaßen, während ihre Pferde an den Abhängen weideten.

„Ha, unſere Leute!" rief Leoniſſa fröhlich.

„Welche Leute?" fragte Orſo.

„Nun, unſere Hirten, die gekommen ſind, uns zu bewillkommnen und nach Hauſe zu geleiten. Es ſchickt ſich nicht für Dich, daß Du ohne Geleite in Pietranera einziehſt, und Du mußt wiſſen, daß die Barricini Alles fähig ſind."

„Leoniſſa," erwiederte Orſo mit ſtrengem Tone, „ich habe Dich ſchon oft erſucht, mir weder dieſen Namen zu nennen, noch von dem ungegründeten Verdacht zu reden, der ſich an ihn knüpft."

„Ungegründeter Verdacht? Du weißt nicht, was Du ſprichſt, und kennſt das Land nicht mehr, in dem Du geboren biſt. Darum muß ich über Dich wachen, wenn Deine Unbeſonnenheit Dich Gefahren ausſetzt."

In dieſem Augenblick beſtiegen die Hirten ihre Pferde und galoppirten mit lautem Jubelrufe den Ankommenden entgegen.

„Hoch lebe Orſo Antonio!" rief ein Greis, Namens Polo Griffo, mit weißem Barte und kräftigen Schultern. „Er iſt das wahre Abbild ſeines Vaters, nur noch größer und ſtärker wie er. Ha, welche Flinte! Von der wird man reden, Orſ' Anton!"

„Hoch lebe Orſ' Anton!" ſtimmte der Chor der Hirten ein. „Wir wußten wohl, daß er wiederkomme!" und ein halb Dutzend Flintenſchüſſe begleiteten den hoch aufſchallenden Zuruf.

„Ja," ſagte ein hochſtämmiger, bärtiger Geſelle mit wildglühendem Geſichte, „wenn Euer Vater noch lebte, der theure Mann, wie würde er ſich jetzt freuen! Aber er hat mir nicht glauben wollen;

Digitized by Google

Hätte er nur mich machen lassen mit dem Richter.... Jetzt weiß er wohl, daß ich Recht hatte."

Orso's Züge verdüsterten sich. „Ich danke Euch, lieben Leute," sprach er, indem er die dargereichten Hände der ihn umdrängenden Schaar herzlich drückte, „ich danke Euch für Eure Anhänglichkeit an mich und meinen Vater. Aber laßt den Todten ruhen, ich weiß, was ich zu thun habe."

„Er hat Recht, hat Recht! Er ist Manns genug," riefen die Hirten, „und weiß, daß er auf uns zählen kann."

„Ja, ich zähle auf Euch; aber eben darum begebt Euch wieder ruhig zu Euren Heerden und laßt mich allein in Pietranera einziehen. Ich weiß den Weg und brauche kein Geleite."

Die Hirten entfernten sich und trabten dem Dorfe zu. Von Zeit zu Zeit aber hielten sie still und schauten nach allen Seiten um, ob nicht irgendwo ein Feind im Hinterhalt lauere. Endlich sagte der alte Polo Griffo zu seinen Gefährten:

„Heute hält die Maus sich in ihrem Loche; denn der Kater kommt nach Hause. Er sagt zwar Nichts; aber ich verstehe ihn. Für die Haut des Maire gebe ich von dieser Stunde an keine Feige mehr."

Unter solchen Aussichten ritt der Abkömmling der della Rebbia in seinem Heimathsdorfe ein und bezog das alte Schloß der Korporale, seiner Vorfahren. Die Rebbianisten erschienen in großer Menge auf den Straßen und in ihren triumphirenden Mienen las man die Freude, ihr Haupt wieder zu haben. Die Barriciniſten hielten sich still in ihren Häusern und schauten durch die Oeffnungen ihrer geschlossenen Fensterläden, welche wie Schießlöcher in denselben angebracht waren.

„Die Feiglinge!" rief Leoniſſa. „Sieh' nur, mein Bruder, wie sie sich verschanzt haben. Aber sie sollen schon hervor müssen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mütterliche Eifersucht.

Nach dem Englischen von L. Du Bois.

1.

In einer stillen Gasse der Vorstädte von Manchester, die jetzt eine geräuschvolle Straße geworden ist, stand vor ungefähr dreißig Jahren eine reizende kleine Hütte. Das graue Moosdach, die mit Epheu und anderen Schlingpflanzen dicht bedeckten und aus roh gehauenem Stein errichteten Wände, die alterthümlichen Gitterfenster und die tiefe, ländliche Vorhalle verliehen dem Gebäude ein malerisches Aeußere, während auch ein nur flüchtiger Blick in das Innere desselben entdeckte, daß feine Bildung, Behaglichkeit und glückliche Liebe darin wohnten. Alles war nur einfach, aber überall ließ sich Geschmack und die Hand der Liebe erkennen. Der Reichthum an Blumen, dem hauptsächlichsten Schmucke des einzigen Wohnzimmers, — der feine Geschmack in der Wahl der wenigen Kunstgegenstände, die darin enthalten waren, und aus reicheren, aber nicht glücklicheren Tagen des Besitzers stammten, — ja, selbst die anmuthigen Falten der Gardinen von fleckenloser Weiße, welche vor dem Fenster niederfielen, als sollten sie das von außen spähende, neugierige Auge verhindern, die innen wohnende Glückseligkeit zu belauschen, waren unverkennbare Zeichen, daß hier wenigstens der Ausdruck „Liebe in einer Hütte," kein eitler Traum, keine leere Phantasie war.

Die Geschichte des jungen Paares, welches diesen schönen Ort der Zurückgezogenheit bewohnte, ist mit wenigen Worten erzählt. Robert Livingstone war der einzige Sohn eines jener Kaufmannsfürsten, deren kühne kaufmännische Unternehmungen schon damals Liverpool zu der hervorragenden Stellung zu erheben begannen, welche es jetzt unter den Häfen und Städten Großbritanniens einnimmt. Er sollte seinem Vater im Besitze dieses bedeutenden Geschäftes und seines noch größeren Grundeigenthums folgen und die Erbin irgend einer alten Familie heirathen, um dadurch die niedrige Abkunft vergessen zu machen, aus der sein Vater, als Emporkömmling, hervorgegangen war; allein Robert vernichtete alle jene Hoffnungen und verscherzte alle diese glänzenden Aussichten dadurch, daß er Edith Blair liebte und heirathete. Edith war die Tochter eines armen, aber tapferen Offiziers, der bei Waterloo sein Leben geopfert hatte. Sie wohnte mit ihrer verwittweten Mutter, der einzigen ihr noch gebliebenen Anverwandten, in Liverpool, wo sie durch Zeichnenunterricht die dürftige Pension derselben etwas zu verbessern suchte. Bei Gelegenheit, daß sie diesen Unterricht den jüngeren Töchtern im Livingstone'schen Hause ertheilte, lernte Robert sie kennen. Beide wußten nur zu wohl, daß der alte Kaufmann nie seine Einwilligung zu ihrer Verbindung geben würde, und beschlossen deßhalb zu warten. Worauf sie eigentlich warten wollten, mochte ihnen vielleicht selbst nicht recht klar seyn; allein Liebende, wenn sie nicht ganz verzweifeln,

Digitized by Google

sind immer geneigt zu hoffen. Das Schicksal störte jedoch diesen weisen Entschluß. Ediths Mutter starb plötzlich und ließ sie freundlos und schutzlos auf der Welt zurück. Robert erkannte nunmehr deutlich den Weg, den die Pflicht ihm vorschrieb. Er sagte seinem Vater Alles. Die Antwort des alten Kaufmannes bestand nur in wenigen Worten, aber sie sagten genug.

„Heirathe Edith Blair," lautete sie, „und Du bist nicht mehr mein Sohn."

Diese Erklärung wurde in so ruhigem Tone gesprochen, als wenn er nur ein kaufmännisches Anerbieten ablehnte; allein Robert wußte, daß diese kalten Worte einen unabänderlichen Entschluß ausdrückten.

Noch an demselben Morgen führte er seine weinende Braut zum Altare, verließ dann Liverpool und brachte sie nach der bereits beschriebenen Hütte in einer der Vorstädte von Manchester.

Edith war allerdings ein Wesen, das zu gewinnen ein Mann wohl stolz seyn konnte, viel zu wagen und zu opfern. Die Natur hatte ihr seltene Reize verliehen. Mit der Gestalt einer Nymphe verband sie feenartige Grazie und Anmuth, während die breite, offene Stirn, die fein gezogenen Brauen, über denen ihr goldenes Haar in dichten Flechten herabfiel, der sanfte aufrichtige Mund und die tiefblauen zärtlichen Augen, von langen seidenen Wimpern beschattet, ein Weib von treuem Herzen und warmem Gefühl in ihr erkennen ließen.

Robert war kein schöner Mann zu nennen, aber sein Gesicht war eins von denjenigen, die für das andere Geschlecht besonders anziehend sind; es verrieth einen festen Charakter und ein zärtliches Herz.

Durch einen der Korrespondenten seines Vaters wurde es ihm leicht, eine Stelle als Kommis in einem Geschäftshause von Manchester zu erlangen. Während der langen Stunden seiner Abwesenheit beschäftigte sich seine junge Frau mit der Anfertigung kleiner Gemälde in Wasserfarbe, welche ein Kunsthändler in London, ein ehemaliger Bekannter ihrer verstorbenen Mutter, zu verkaufen sich erboten hatte. Nichts war reizender an ihr, als die Miene eines gewissen Stolzes, mit dem sie von Zeit zu Zeit ihrem Gatten die Früchte ihres Fleißes überreichte.

Allein, wenn die Tagesarbeit für sie süß war, obgleich von einander getrennt, wie läßt sich das Glück des Abends schildern, wo Beide wieder vereinigt waren? Könnte man Etwas vollkommen auf Erden nennen, so würde ihr Glück diese Bezeichnung am meisten verdient haben. Keine Reue um die Vergangenheit, keine Sorge um die Zukunft trübte es. Ihre Gedanken schweiften nie über die Gegenwart hinaus. Ediths ganzes Wesen war Hingebung für ihren Gatten. Welche Art weiblicher Beschäftigung sie auch vornahm, trug sie stets Sorge, sich so zu setzen, daß ihre Augen, wenn sie sie aufschlug, den Blicken Roberts begegnen mußten. Sie las keine anderen Bücher als diejenigen, welche er las. Dann pflegte sie schmeichelnd ihren Kopf auf seine Schulter zu legen, während ihre Blicke den Zeilen folgten, auf denen auch die seinigen ruhten.

Allein dieses stille Glück sollte nicht lange währen. Eines Tages, als Robert damit beschäftigt war, die Ablieferung verschiedener Waaren vor dem Waarenlager zu beaufsichtigen, riß plötzlich das Seil, mittelst dessen ein Kolli in das obere Stockwerk gezogen werden sollte, und der schwere Ballen stürzte herab, traf Robert und zerschmetterte ihn unter seinem Gewichte. Als man ihn aufhob, war er bewußtlos; allein das Leben schien den Körper noch nicht ganz verlassen zu haben. Er wurde sogleich nach Hause geschafft. Edith empfing die Nachricht des Unglücksfalls mit einer Ruhe, die schrecklicher war als der wildeste Schmerzensschrei. Sie ließ ihn auf das Sopha ihres kleinen Wohnzimmers legen, beugte sich sprachlos über ihn und verweilte regungslos in dieser Stellung, während ihre Augen starren Blickes an seinen Zügen hingen, bis der herbeigerufene Arzt erschien. Bei seinem Eintritt rief sie Nichts als: „Herr Doktor!"

Dieser kurze Ausruf wollte sagen: „Lebt er noch?"

Der Arzt untersuchte den Puls des Verunglückten, legte seine Hand auf das Herz desselben und — schwieg. Als sein Schweigen sich von Augenblick zu Augenblick und selbst zu Minuten ausdehnte, ließ Edith das Haupt sinken, wankte und fiel, auch jetzt noch lautlos, ohnmächtig auf den Leichnam ihres Gatten nieder.

Viele Stunden lag sie ohne Bewußtseyn auf ihrem Bett, und als sie endlich wieder erwachte, blieb ihr Schmerz so lautlos und thränenlos als er vorher gewesen war. Sie schlug die Augen auf, — aber schloß sie gleich wieder und verweilte regungslos in ihrer Lage. Nur als der Arzt ihren Lippen einen Trank vorhielt, den sie nehmen sollte, wandte sie den Kopf und drückte ihre Weigerung durch eine leise Handbewegung aus.

„Denken Sie an das Kind unter Ihrem Herzen!" flüsterte der Arzt.

Digitized by Google

Edith schlug die Augen auf, stützte sich auf einen Arm, trank die Medizin und sank dann wieder nieder, leise murmelnd:

„Ich muß warten, bis jenes andere Leben nicht mehr von dem meinigen abhängt.“

Sie sprach kein Wort mehr und blieb im Bett scheinbar bewußtlos liegen; allein sie befolgte mechanisch alle Anweisungen des Arztes und der Wärterin, deren Pflege sie anvertraut worden war.

Roberts-Prinzipals schrieben an den Vater desselben und zeigten ihm den Tod seines einzigen Sohnes an; es erfolgte jedoch keine Antwort und fremde Hände legten den jungen Mann in sein frühes Grab.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der jüngst erschienene Jahresbericht des englischen Generalpostamtes ist in vieler Beziehung interessant. Die Briefbeförderung in London selbst, die in den zehn Jahren vor 1857 nur weniger als $1^1/_2$ Millionen jährlich zugenommen hatte, ist im Jahre 1857 um 4,239,000, und im Jahre 1858 um 6,270,000 Briefe gestiegen. Die Gesammtzahl der im vereinigten Königreiche während des vergangenen Jahres beförderten Briefe betrug 523,000,000, was ungefähr 18 Briefe auf jeden Bewohner macht. Die Zahl der beförderten Zeitungen macht 71,000,000, der Bücherpackete 7,250,000, der Geldpost-Anweisungen (Money Orders) 6,689,396, und die Summe des auf Postämter angewiesenen Geldes betrug 12,662,105 Pfd. St. Nach Abzug der Beförderungskosten bleibt der Post dafür ein Gewinn von 25,936 Pfd. St.

In der Adelsgesellschaft der polnischen Emigration in Paris machte eine Broche der Gräfin R. von sich reden. Von 20 Brillanten umschlossen sah man auf dem tiefblauen Grunde des Lapis lazuli, der wieder mit einem Glase überdeckt war — vier ganz verborgene, halb verrostete messingene Stecknadeln wie zu einem Stern zusammengefügt. Der seltsame Schmuck fand seine Lösung in Folgendem: Der Graf hatte in seiner Heimath in dem Verdacht gestanden, zu viel Politik getrieben zu haben, und wurde in einer Nacht von Polizeibeamten seiner Familie entrissen. Eine Kibitka brachte ihn nach einer Festung; dort warf man ihn in ein feuchtes, dunkles Gefängniß. In Todtenstille und Dunkelheit begraben, fühlte er seine Kräfte schwinden, seinen Geist sich verwirren — eine namenlose Angst ergriff ihn; er zitterte nicht mehr vor seinen Richtern, er zitterte vor sich selbst. In der Erkenntniß dieser Gefahr war sein Sinnen darauf gerichtet, etwas zu finden, das ihn der doppelten Qual — des Müßig- und Alleinseyns, entriß und vor Irrsinn zu bewahren vermöchte. Vier Stecknadeln, in seinem Rock, hatten sich den Blicken seiner Peiniger entzogen. Sie sollten seinem Geist zur Rettung werden. Er warf die Nadeln auf die Erde seines düsteren Kerkers und bemühte sich, die verstreuten wieder aufzufinden. Als er sie nach mühevollem Suchen gefunden, warf er sie von Neuem aus — und immer wieder und wieder! Tage lang, sitzend, liegend, kniend und mit den Händen herumtastend, gelang es ihm, die ausgeworfenen zu sammeln. Dieses furchtbare und doch so oft wohlthätige Spiel dauerte — sechs Jahre! Da endlich eröffnete ein großes politisches Ereigniß den Kerker. Der Graf hatte die Nadeln ausgestreut, er wollte aber sein Gefängniß nicht verlassen, ohne sie, die ihn vor Verzweiflung und Irrsinn bewahrt, mit sich zu nehmen. In der hereinströmenden Tageshelle fand er sie schnell. Als er seiner Gattin diese Geschichte erzählte, griff sie nach diesen Nadeln. Diese gelbmessingenen, verkrüppelten Nadeln, sechs furchtbare Jahre hindurch ausgestreut und gefunden, waren ihr eine Reliquie, die sie in einem Rahmen von Brillanten, 10,000 Fr. an Werth, als ungleich höheren Schatz auf ihrer Brust trägt.

Gefährliche Küsse. Frau Professor: Denke Dir, Mann, wie ich eben aus der Küche komme, küßt unsere Tochter sich mit Deinem Famulus...

Professor eloquentiae: In welchem Metrum?

Frau Professor: Du bist närrisch...

Professor: Keineswegs. Ein trochäischer Kuß ist schlechterdings ungefährlich; aber der Jambus beim Küssen — Frau, da steckt's!

Auflösung der vierfylbigen Charade in № 61:

Augendiener.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 63. Freitag, 27. Mai 1859.

Leoniſſa.

(Fortſetzung.)

Die Wiederkehr Orſo's ward in ganz Pietranera als eine Probe ſeiner Unerſchrockenheit bewundert, zumal da er ganz hart an dem Hauſe der Barricini's vorbei zu reiten gewagt hatte, und als am Abend die Dorfbewohner unter der Eiche auf dem Hauptplatze ſaßen, ſagte ein alter Mann: „Erinnert Euch, Nachbarn, was ich Euch ſage. Ich habe heute in dem Geſichte Leoniſſa's geleſen, daß ſie etwas im Sinn hat. Es riecht nach Pulver in der Luft, und in kurzer Zeit wird es in Pietranera wohlfeiles Fleiſch geben!"

Die Nacht war hereingebrochen. Orſo ſaß am Tiſche in dem großen Lehnſtuhl, in welchem einſt ſein Vater beim Familienmahl zu ſitzen pflegte. Die alten Wände mit den Bildniſſen ſeiner Ahnen, das Hausgeräthe, das ſeine geliebte Mutter noch gebraucht, und die Stille des väterlichen Hauſes weckten in ſeiner Seele tauſend ſüße Erinnerungen, mit denen ſich jedoch eine ſchmerzliche Wehmuth verband, wenn er bedachte, daß ſeine kleine ärmliche Wohnung nicht würdig ſey, die an Pracht und Behaglichkeit des Reichthums gewöhnte Miß Lydia aufzunehmen. Hierzu kamen noch die Eindrücke des vergangenen Tages. Es war offenbar, daß man in Pietranera von ihm mit Gewißheit erwartete, er werde den Tod ſeines Vaters und die der Familie zugefügte Unbill rächen; er lief Gefahr, für einen Feigling zu gelten, wenn er dieſen Erwartungen nicht entſprach. Beſtürmt von allen dieſen Gedanken und Empfindungen, ſtützte er ſein Haupt auf ſeine linke Hand, während er an der rechten den Talisman betrachtete, den ihm Miß Lydia gegeben hatte.

„Das Leben iſt ein Kampf," rief er, „aber ich will als Sieger aus ihm hervorgehen."

Mit dieſen Worten erhob er ſich und ergriff die Lampe, um ſein Schlafgemach aufzuſuchen.

Da hörte er plötzlich ein lautes Pochen an der Hausthüre. Leoniſſa erſchien, und mit den Worten: „es iſt Nichts!" eilte ſie die Treppe hinab. Auf ihre Frage, wer draußen ſey, antwortete eine ſanfte Stimme: „Ich bin's." Alsbald öffnete ſie die Hausthüre, und einige Minuten ſpäter trat ſie in den Speiſeſaal zurück in Begleitung eines kleinen Mädchens von etwa zehn Jahren. Das Kind war barfuß, in Lumpen gekleidet und ſein Haupt mit einem ärmlichen Tuche umwunden, unter welchem eine Fülle rabenſchwarzer Locken hervorwallte. Sein Antlitz war mager, blaß und von der Sonne gebräunt; aber aus ſeinen Augen blitzte das Feuer des Verſtandes. Als ſie Orſo erblickte, ſtand ſie ſchüchtern ſtille und verneigte ſich in ländlicher Weiſe; dann ſprach ſie leiſe zu Leoniſſa und händigte ihr einen friſch geſchoſſenen Faſan ein.

„Danke, Chili," ſagte dieſe. „Schönen Dank auch Deinem Oheim. Iſt er wohl?"

„Sehr wohl, Signora, Ihnen zu dienen. Ich habe nicht früher kommen können, weil er mich drei Stunden im Maquis auf ſich warten ließ."

„Haſt Du ſchon gegeſſen?"

„Blitz nein! Dazu war keine Zeit."

„Man wird Dir zu eſſen geben! Hat Dein Onkel noch Brod?"

„Wenig, Signora; aber Brod fehlt ihm weniger, als Pulver. Es gibt ja reife Kaſtanien draußen."

„Nun, er ſoll Brod und Pulver haben. Aber ſage ihm, er möge ſparſam damit umgehen, denn es iſt theuer."

„Leoniſſa," fragte Orſo in franzöſiſcher Sprache, „wem erweiſeſt Du dieſe Chriſtenliebe?"

„Einem armen Banditen aus unſerm Dorfe," erwiederte dieſe; „dieſe Kleine da iſt ſeine Nichte."

Digitized by Google

„Es kommt mir vor, als könntest Du Deine Wohlthaten besser anbringen. Warum schickst Du einem Spitzbuben Pulver, der es nur zu Verbrechen mißbrauchen wird? Ohne diese beklagenswerthe Schwäche, die hier Jedermann für die Banditen hat, wäre dieses Gesindel schon längst in Korsika ausgerottet."

„Das sind noch lange nicht die schlechtesten Menschen, die draußen in den Maquis wohnen."

„Gib ihnen meinetwegen Brod, das soll man Keinem versagen; aber Schießbedarf . . ."

„Bruder," fiel Leoniffa in ernstem Tone ein, „Du bist der Herr dieses Hauses und Alles gehört Dir zu, aber sey versichert, eher werde ich meinen Mezzaro verkaufen, ehe ich einem Banditen Pulver verweigere. Das hieße ihn ja der Polizei ausliefern."

Das kleine Mädchen verschlang mit Begierde ein Stück Brod und schaute dabei mit aufmerksamen Blicken bald den Bruder, bald die Schwester an, wie wenn sie den Inhalt ihres Gespräches in ihren Augen zu lesen suchte.

„Und was hat denn Dein Bandit verbrochen, daß er in den Gebüschen bleiben muß?"

„Brandolaccio hat kein Verbrechen begangen," rief Leoniffa. „Den Giovanni Opizzo hat er erschossen, weil er ihm seinen Vater ermordet hat, während er bei der Armee war."

Orso wandte das Haupt hinweg, nahm seine Lampe und stieg in sein Zimmer hinauf. Leoniffa reichte dem Kinde Pulver und Lebensmittel und führte es wieder zur Hausthüre, wo sie ihm die Worte nachrief: „Dein Oheim soll ja über Orso wachen! Hörst Du!" —

Orso konnte lange nicht einschlafen und erwachte deßwegen erst, als die Morgensonne schon hoch über den Bergen stand. Als er den ersten Blick durch das Fenster warf, sah er das mit noch größerer Sorgfalt als gestern verschanzte Haus der Barricini. Die Läden waren zwar wieder geöffnet; aber innerhalb der Fenster waren sogenannte Archen, oder Brustwehren mit Schießscharten angebracht. Unmuthig stieg er die Treppe hinab und fragte nach seiner Schwester.

„Sie ist in der Küche und gießt Kugeln," antwortete die Magd Saveria. So konnte der Unglückliche keinen Schritt thun, ohne durch die Bilder des Krieges und Mordes verfolgt zu werden. In die Küche eintretend, fand er Leoniffa auf einem Schemel sitzend und von frisch gegossenen Kugeln und großen Stücken Blei umgeben.

„Was machst Du denn da?" fragte er.

„Du hattest keine Kugeln mehr für die Büchse des Generals, und da habe ich eine passende Kugelform gefunden, so daß Du heute noch 24 Patronen haben wirst."

„Ich brauche sie nicht, Gott sey Dank."

„Man muß immer gefaßt seyn. Bedenke nur, wo Du bist."

„Leider muß ich es, da Du es mir immer in's Gedächtniß rufst. Aber komme mit mir herein in den Saal."

Leoniffa folgte und leistete dem Bruder Gesellschaft beim Frühstück. Ihr Wesen hatte etwas Ernstes und Feierliches, wie er sie nie gesehen. Plötzlich stand sie auf und warf Orso einen bedeutungsvollen Blick zu und ging in ihr Zimmer. Zehn Minuten nachher kam sie wieder, mit dem Mezzaro auf dem Haupte und einem Kästchen in der Hand. Sie schloß es auf, machte das Zeichen des Kreuzes und zog ein von großen Blutflecken entstelltes Gewand hervor. Orso erbleichte.

„Das ist das Kleid Deines Vaters," sprach sie mit hohler Stimme und warf sich auf die Kniee. „Hier ist auch das Blei, das ihn getroffen hat" — und sie legte auf das Gewand zwei verrostete Kugeln.

„Orso, Bruder!" rief sie, sich in seine Arme werfend und ihn gewaltsam umschlingend. „Orso! Du wirst ihn rächen!" Ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen; sie küßte die Kugeln und das blutige Kleid und verschwand aus dem Zimmer.

Orso stand wie versteinert; er wagte die fürchterlichen Reliquien nicht von sich zu entfernen und schaute lange unverwandt auf sie hin. Endlich ermannte er sich, schloß dieselben wieder in das Kästchen und eilte, wie wenn er einem Gespenste entfliehen wollte, in sein Zimmer, wo er sich auf sein Bett warf und sein Haupt in das Kissen verbarg. Die Worte seiner Schwester hallten unaufhörlich in seinen Ohren wieder und es war ihm, als hörte er die prophetische Stimme seines Schicksals, das Blut von ihm forderte und zwar unschuldiges Blut. Nach einem entsetzlichen Seelenkampfe raffte er sich endlich auf und stürzte zum Hause hinaus, um unter Gottes freiem Himmel frische Luft und Stärkung zu suchen. Ohne zu wissen, wohin er ging, durcheilte er mit raschen Schritten die Felder, und schon begann sein Herz sich zu erleichtern, als er an dem Rande eines Gehölzes die Silberstimme eines kleinen Mädchens hörte, die daraus hervortönte:

„Dem Sohne, dem Sohne in der Ferne weit,
„Bewahrt das Geschoß und das blutige Kleid!"

„Was singst Du da, Kleine?" rief Orso zornig und trat plötzlich vor sie hin.

Digitized by Google

„Ah, Sie sind's, Orso Antonio!“ antwortete das Kind erschrocken. „Es ist ein Gesang von Leovissa.“

„Daß Du es mir nicht mehr singst!“ sagte Orso mit fürchterlicher Stimme.

Das Kind schaute angstvoll nach allen Seiten hin um, als ob es entfliehen wollte.

„Bleib' nur, Chilian,“ setzte er begütigend hinzu; „sey ohne Furcht. Was trägst Du denn da auf dem Kopfe?“

„Ein Brod für meinen Oheim.“

„Ist Dein Oheim nicht Bandit?“

„Zu dienen, Herr Orso Antonio.“

In diesem Augenblick erschien auf dem Fußpfade aus dem Gebüsch ein Hund. Das Kind pfiff durch zwei Finger, der Hund kam herbei, liebkoste es einen Augenblick und verschwand wieder blitzschnell im Maquis. Gleich darauf erhoben sich hinter einem Busche, wenige Schritte von Orso, zwei schlecht gekleidete, aber gut bewaffnete Männer. Man hätte denken sollen, sie wären wie die Schlangen unter den Cistus- und Myrtengebüschen, welche den Platz bedeckten, herbei geschlichen.

„Willkommen, Orso Antoni, recht willkommen!“ sagte der ältere der beiden Männer. „Was! Sie erkennen mich nicht?“

„Nein,“ sprach Orso, ihn scharf ansehend.

(Fortsetzung folgt.)

Mütterliche Eifersucht.

(Fortsetzung.)

Einen Monat nach dem Tode ihres Gatten wurde Edith Mutter eines Sohnes. Als das Kind ihr zum ersten Male in den Arm gelegt wurde, rief die junge Wittwe, fast selbst noch ein Kind, nur das einzige Wort: „Robert!“ und Thränen, die ihr so lange versagt waren, strömten brennend heiß über ihre Wangen.

Der Knabe empfing in der Taufe den der Mutter so theuren Namen seines Vaters. Seine kleine Wiege stand neben ihrem Bett, und Edith, die anfangs nur noch so lange hatte leben wollen, bis das Daseyn des Kindes von dem ihrigen getrennt seyn würde, wünschte jetzt auch noch länger zu leben, um es durch ihre Liebe beschützen zu können. Ganze Tage und Nächte brachte sie an der Seite der Wiege zu, denn alle ihre Gedanken beschäftigten sich nur mit dem Kinde; jede Furcht, jede Hoffnung, von der ihr Busen bewegt wurde, bezogen sich nur auf ihren Sohn, und Niemand durfte seiner warten, als sie selbst. Nur Eins vermochte sie nicht für ihn zu thun: sie war nicht fähig, ihm die Wiegenliedchen zu singen, mit denen glückliche Mütter ihre Kinder in den Schlaf lullen.

Armes Kind! Wie schön es war! Sein Gesicht trug den sanften Ausdruck der Züge seines Vaters; aber auch ein trüber Schatten breitete sich darüber, als wenn das arme Wesen schon vor seiner Geburt vom Schmerz der Mutter berührt worden wäre. Es weinte selten, aber es lächelte auch nie. Es war ungewöhnlich, — fast unnatürlich ruhig. Wenn der gutherzige Arzt, der Edith behandelte, den Knaben betrachtete, auf dessen stillen Zügen die ängstlichen Blicke der Mutter ruhten, wurde sein Gesicht oft so traurig, wie das des Kindes, und nicht selten schwamm eine Thräne in seinem Auge.

2.

Obgleich der alte Livingstone keine Kenntniß von dem Briefe genommen hatte, in dem ihm der Tod seines Sohnes angezeigt worden, und auch nicht einmal die äußeren Zeichen der Trauer um den Dahingeschiedenen trug, so waren doch sein Stolz, und vielleicht auch sein Herz, durch den Verlust des einzigen Erben seines Namens innerlich tief verwundet worden. Der Ehrgeiz, eine Familie zu gründen, findet sich in den höheren Klassen der kommerziellen Welt viel häufiger, als man gewöhnlich glaubt. Vermöge seines starken Willens und der gewohnten Kälte seines Wesens konnte er alle äußeren Zeichen seines inneren Leidens unterdrücken, allein seine Gesundheit wurde dadurch allmälig angegriffen und sein bisheriger Eifer in Geschäftssachen erschlaffte. An der Börse begann man sich zuzuflüstern, der alte Livingstone gehe seinem Ende entgegen. Sein Hausarzt rieth ihm endlich Entfernung von allen Geschäften und Luftveränderung für längere Zeit an. Er ging deßhalb nach London und bezog dort ein möblirtes Haus in dem aristokratischen Quartier Belgravia. Seine älteste Tochter, Mrs. Archer, begleitete ihn. Sie war auch Wittwe, und hatte einen Sohn von ungefähr demselben Alter, in welchem Ediths kleiner Sohn, Robert, stand.

Bei allen seinen Fehlern fand sich in Mr. Livingstone's Charakter auch eine Lichtseite. Er war ein großer Verehrer der Kunst und ein freigebiger Gönner und Beschützer ihrer Jünger. In

Digitized by Google

London, von allen Geschäftssorgen befreit, konnte er sich ganz seiner Lieblingsneigung hingeben. Als er sich eines Tages in dem Laden eines Kunsthändlers befand, bemerkte er daselbst zwei vortreffliche Gemälde in Wasserfarbe, weiche Scenen aus der Umgebung Liverpools darstellten. Er kaufte sie augenblicklich beide. Während der Händler ihn zum Wagen begleitete, erwähnte derselbe beiläufig, daß diese Gemälde das Werk einer jungen Wittwe seyen, weiche sich und ihr Kind lediglich durch die Produktionen ihres Pinsels erhalte. Mr. Livingstone's Theilnahme, für Künstler stets rege, wurde dadurch lebhaft in Anspruch genommen. Indem er deßhalb dem Manne seine Karte gab, trug er ihm auf, die Dame zu ersuchen, sich ihm in seiner Wohnung vorzustellen, um ihr die Ausführung einer größeren Arbeit übertragen zu können. Erst als sein Wagen schon abgefahren und im vollen Laufe war, fiel ihm ein, daß er vergessen hatte, nach dem Namen der Dame zu fragen. Dieser Name aber, wenn er ihn gehört hätte, würde ihn unangenehm überrascht haben, denn die Künstlerin war — Edith.

Wenige Monate nach dem Tode ihres Gatten hatte die junge Wittwe Manchester verlassen und wohnte seitdem in London, in einer stillen Straße des Stadtviertels Soho, wo sie durch unermüdliche Ausübung ihrer Kunst einen dürftigen Lebensunterhalt gewann. Anfangs war der Erlös, den sie aus ihren Arbeiten zog, so gering, daß er kaum zur Bestreitung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse für sie selbst und ihr Kind ausreichte; allein Edith besaß nicht nur Herz und Muth, sondern auch Talent. Während sie für Brod malte, war sie zugleich bemüht, sich in ihrer Kunst weiter auszubilden. In ihren Zeichnungen, die anfangs nur das Verdienst des Fleißes und der Sorgsamkeit in der Ausführung hatten, zeigte sich bald wahre Originalität und Kraft der Darstellung. Dazu kam, daß Künstlerfreunde sie durch die Prophezeiung noch größeren Fortschrittes ermuthigten; und was ihr als noch ein genügenderer und werthvollerer Beweis für ihre zunehmende Ausbildung galt, war der Umstand, daß die Erzeugnisse ihres Pinsels nach kurzer Zeit mehr gesucht und zu höheren Preisen gekauft wurden. So arbeitete sie unermüdlich fort, und obgleich der Schatten, den der plötzliche Tod ihres Gatten über ihr junges Gemüth gebreitet hatte, nicht wieder wich, so trug diese angestrengte Thätigkeit doch viel dazu bei, ihr in gewissem Maße Heiterkeit und Zufriedenheit zurückzugeben. Ueberdies besaß sie den größten Trost für ein Mutterherz in ihrem Kinde. Der Knabe war zwar immer noch still und traurig, aber er war auch zugleich so sanft, hing mit so inniger Liebe an ihr und schien sein ganzes Glück so sehr in ihrer Nähe zu finden, daß in ihren Augen der einzige Unterschied zwischen ihm und anderen Kindern in seiner größeren Liebe und Anhänglichkeit für sie bestand.

Eines Nachmittags, als Edith mit ihrer gewöhnlichen Arbeit beschäftigt war, während Robert, auf einem hohen Stuhle thronend, an ihrer Seite saß, trat der Diener des Kunsthändlers ein, um ihr anzuzeigen, daß ein reicher Kaufmann, welcher bereits zwei von ihren Gemälden gekauft habe, sie am nächsten Morgen in seiner Wohnung zu sehen wünsche. Beim Empfange dieser Nachricht konnte sie ein vorübergehendes Gefühl des künstlerischen Stolzes nicht unterdrücken; aber noch lebhafter erfüllte ihren Busen innige Dankbarkeit bei dem Gedanken, daß sich ihr jetzt die Aussicht eröffne, ihren Sohn in einer seines Vaters würdigen Weise erziehen zu können.

Beide Empfindungen schwanden jedoch schnell wieder, als der Diener ihr Mr. Livingstone's Karte mit dem Bemerken überreichte, daß ihr eigener Name dem neuen Gönner noch unbekannt sey. Die Vergangenheit mit aller ihrer Bitterkeit stieg vor ihr auf, und einige Augenblicke lang überließ sie sich ganz den Eingebungen ihres tiefen, leidenschaftlichen Schmerzes. Sie wollte das Haus des Mannes nicht betreten, der ihren verstorbenen Gatten von sich gestoßen und verleugnet hatte! — Allein schnell kehrte der Gedanke an ihr Kind zurück. Um seinetwillen mußte sie das Gefühl der erlittenen Kränkung unterdrücken und sich zu einem schweren Schritte rüsten, der, wenn glücklich ausgeführt, ihrem Sohne das verlorene Erbtheil seines Vaters zurückgeben konnte.

Bleich, zitternd, aber von einem hohen und edlen Muthe beseelt, nahm Edith am nächsten Morgen ihr Kind auf den Arm und begab sich nach Mr. Livingstone's Wohnung. Sie wurde sogleich in das Zimmer geführt, in welchem sich der alte Mann befand. Er saß im Lehnstuhl und las, während Mrs. Archer mit weiblicher Arbeit beschäftigt war, und ihr Kind, ein hübscher und lebhafter Knabe von ungefähr drei Jahren, auf dem Fußboden des Zimmers spielte.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 64. Sonntag, 29. Mai 1839.

Leoniſſa.

(Fortſetzung.)

„'s iſt doch kurios, wie ein Bart und ein Spitzhut einen Menſchen entſtellen können! Schauen Sie doch nur auf, Herr Leutenant. Haben Sie denn die Alten von Waterloo ganz vergeſſen? Erinnern Sie ſich nicht mehr Ihres Brando Savelli, der an dieſem Unglückstage mehr als eine Patrone an Ihrer Seite abgebiſſen hat?"

„Was! Du biſt's?" ſagte Orſo. „Du biſt im Jahre 1815 deſertirt?"

„Richtig, Herr Leutenant! Ja, ſehen Sie, der Dienſt iſt eben langweilig, und dann hatte ich auch eine Rechnung in dieſem Lande abzumachen. Ha, ha! Chili, biſt doch ein braves Kind. Mach hurtig, bediene uns; denn wir haben Hunger. Sie können ſich gar nicht vorſtellen, mein Leutenant, was man in ſo einem Maquis für einen Appetit hat. Wollen Sie mithalten? Wir haben zu den Zeiten des armen Landsmannes, den man reformirt hat, öfters noch ſchlechter mit einander gegeſſen."

„Schönen Dank! Man hat mich auch reformirt, weißt Du?"

„Weiß wohl. Aber ich wette, Sie werden ſich darüber die Haare nicht ausraufen. Haben ja auch ſo eine Rechnung in Ordnung zu bringen. Friſch heran, geiſtlicher Herr," rief der Bandit ſeinem Kameraden zu, „heran zu Tiſche. Herr Orſo, ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Pfarrer vorzuſtellen — heißt das, ich weiß nicht recht, ob er Pfarrer iſt; aber er hat geiſtlich ſtudirt."

„Aufzuwarten, Herr," rief der andere Bandit „ein armer Licentiat der Theologie, den man verhindert hat, ſeinem Berufe zu folgen. Wer weiß, ich hätte vielleicht Biſchof werden können, Brandolaccio."

„Aus welcher Urſache hat man denn die Kirche Ihrer Talente beraubt?" fragte Orſo.

„Eine Kleinigkeit, eine rechte Kleinigkeit; ſehen Sie, ich hatte eben auch ſo eine Rechnung abzumachen, wie mein Freund Brandolaccio ſagt. Eine Schweſter von mir hatte einen dummen Streich gemacht, während ich meines Vaters goldene Füchſe auf der Univerſität zu Piſa durchjagte. Der Liebhaber wollte ſie nicht heirathen, da reiſte ich nach Haus, machte kurzen Prozeß und — —"

„Und?"

„Nun, was weiter! Ich ſchoß ihm eine Kugel durch den Kopf."

Orſo zuckte zuſammen. Sein Schickſal hatte ihn mit zwei Menſchen zuſammengeführt, von denen jeder wenigſtens einen Mord auf der Seele hatte. Neugierig jedoch, was er noch in dieſer guten Geſellſchaft erfahren werde, ſetzte er die Unterhaltung fort.

Brandolaccio ſchnitt Brod und Schinken ab, theilte ſeinem Kameraden, dann ſeinem Hunde Brusco und endlich auch der kleinen Chilina ein Stück mit.

„Es gibt doch kein ſchöneres Leben, als das Banditenleben!" rief der Studioſus, nachdem er einige Schnitte Schinken verſchlungen. „Sie werden's auch bald koſten, Herr della Robbia, und ſich überzeugen, wie ſüß es iſt, keinen andern Herrn über ſich zu haben, als ſeine eigene Laune. Korſika mag für jeden Andern ein ſchlechter Boden ſeyn, für einen Banditen iſt es ein Paradies. Abſonderlich," fuhr er in franzöſiſcher Sprache fort, „abſonderlich ſind die Weiber auf uns verſeſſen. Schauen Sie mich an, Leutenant, ſo garſtig ich bin, ſo habe ich doch drei Liebchen und darunter iſt die Frau eines Gendarmen."

„Ihr ſprecht viele Sprachen, Herr," ſagte Orſo.

„Wenn ich franzöſiſch ſpreche, ſo geſchieht dies aus Rückſicht auf den alten Spruch: maxima

Digitized by Google

debetur pueris referentia. (Vor Kindern muß man die größte Scheu haben.) Brandolaccio und ich sind darin einverstanden, daß die Kleine da gut erzogen werde."

„Wenn sie 15 Jahre alt seyn wird," fuhr Chilina's Oheim fort, „so werde ich sie verheirathen. Ich weiß schon den Mann . ."

„Nun und der wird . . .?"

„Zugreifen, dafür stehe ich," rief der Bandit, auf sein Gewehr klopfend. „Oder wenn er meine Michelina Savelli ausschlägt — beim Blute der Madonna! man kennt den Brandolaccio! — Aber Herr, es wird spät; die Sonne sitzt schon dort auf dem Hügel. Nach Sonnenuntergang ist nicht gut nach Hause gehen. Warum gehen Sie auch ohne Flinte aus? Heute freilich thut es nichts, denn der Präfekt ist bei den Barricinis eingekehrt, und hält sich morgen in Pietranera auf, um einer Grundsteinlegung beizuwohnen. Aber sonst, mein Leutenant, hüten Sie sich: Vincentello und Orlanduccio sind schlimme Gesellen."

„Ich danke für den guten Rath, aber wir haben ja nichts mit einander auszumachen."

Der Bandit schnalzte mit der Zunge und sprach nicht weiter. Orso erhob sich und wollte gehen.

„Apropos," sagte Brandolaccio, „ich habe Ihnen noch für das überschickte Pulver zu danken. Es kam mir sehr gelegen. Jetzt brauche ich Nichts mehr . . . das heißt, neue Schuhe könnte ich noch brauchen! aber ich werde mir ein Paar von Mouflonhaut machen."

Orso, der den Wink zu verstehen glaubte, ließ ein Paar Fünffrankenthaler in die Hand des Banditen gleiten.

„Das Pulver kam von meiner Schwester," rief er; „das hier ist für Schuhe!"

„Herr Leutenant, was fällt Ihnen ein?" rief Brandolaccio, indem er ihm die Geldstücke zurückgab. „Halten Sie mich für einen Bettler? Ich nehme Brod und Pulver an; aber nichts Anderes."

„Unter alten Soldaten, meinte ich, nähme man es nicht so genau. Also Adieu!"

Aber ehe er fortging, hatte er das Geld unvermerkt in die Tasche des Banditen gesteckt.

„Adieu, Orso Antonio!" rief der Theologe. „Wenn wir wieder im Maquis zusammen kommen, wollen wir den Horaz mit einander lesen."

(Fortsetzung folgt)

Mütterliche Eifersucht.

(Fortsetzung.)

Sobald sich die Thüre öffnete, stürzte oder wankte vielmehr Edith auf ihren Schwiegervater zu. Ihr Muth sank fast, als sie das Kind auf seinen Schooß legte, leise murmelnd: „Es ist sein Sohn!"

Das war Alles, was sie sagte; ihre Thränen drückten das Uebrige aus. Einige Minuten lang herrschte Todtenstille, denn Beide, Mr. Livingstone sowohl wie Mrs. Archer, hatten Edith im Augenblicke erkannt, als sie das Zimmer betrat; allein es war ihnen keine Zeit geblieben zu sprechen, ehe das Enkelkind sich auf dem Schooße seines Großvaters befand.

Mrs. Archer wagte nicht, die lange, lautlose Aufmerksamkeit zu unterbrechen, mit der der Vater das Gesicht des kleinen Robert prüfte. Allmälig die Züge seines verlorenen Sohnes wiedererkennend, wurde sein Auge feucht und seine strenge Miene nahm einen milderen Ausdruck an, bis er endlich, sein Alter, die verflossene Zeit und die Kämpfe und Leiden seines eigenen Lebens vergessend, sich in Gedanken in jene glückliche Zeit zurück zu versetzen schien, als er zum ersten Male seinen einzigen Sohn an das Herz drückte.

„Robert, Robert!" murmelte er und fügte hinzu: „meine Tochter!" indem er der zu seinen Füßen weinenden Mutter des Kindes die Hand reichte.

Edith hatte einen Beschützer, eine Familie und ein Vermögen für sich und ihr Kind wieder gewonnen. Ihr Herz war zu voll, — zu froh, um Worte finden zu können; sie bedeckte nur mit Küssen die Hand des alten Mannes.

Inzwischen blieb der Knabe auf dem Knie seines Großvaters ruhig sitzen, ohne die geringsten Zeichen von Furcht oder Freude zu verrathen.

„Willst Du mich lieb haben?" fragte der alte Mann.

Das Kind schlug seine Augen zu ihm auf, aber gab keine Antwort.

„Verstehst Du mich? ich will Dein Vater seyn," fuhr er fort.

„Ich will Dein Vater seyn," wiederholte der arme Knabe mit leiser Stimme.

„Verzeihen Sie seine Schüchternheit," sagte die Mutter; „er war von jeher allein und ist noch so sehr jung; vor Fremden fürchtet er sich, aber in kurzer Zeit wird er gewiß Ihre freundlichen Worte verstehen."

Digitized by Google

Während dessen hatte Mrs. Archer das Kind beobachtet, in dem sie einen Nebenbuhler ihres Sohnes erkannte. Ihre Blicke waren so scharf auf dasselbe gerichtet, als wollte sie bis in sein Innerstes dringen. Allmälig wurde ihr Blick leuchtender, ihr Mund öffnete sich, wie zum Lächeln, und ihr Athem begann zu stocken, wie bei Jemanden, der eine wichtige und freudige Entdeckung macht. Der Ausdruck von Hoffnung und Zweifel wechselte mehrere Minuten lang in ihren Zügen, bis endlich die Schärfe des Hasses ihrem Erkennungsvermögen einen helleren Blick zu verleihen schien. Entzücken füllte plötzlich ihr Herz, obgleich kein Wort über ihre Lippen kam. Sie stand auf, ließ unbemerkt einen Blick tiefer Verachtung auf Edith fallen, wie auf eine bereits besiegte Feindin, und trat dann, ihr gewöhnliches kaltes Wesen wieder annehmend, vor, und begrüßte mit der anscheinend aufrichtigsten Höflichkeit eine, wie sie glaubte, wenig gefährliche Widersacherin.

Edith versuchte zu lächeln und erwiederte ihr mit der Herzlichkeit einer Schwester. Wie hätte auch sie, deren ganzes Leben nur Liebe gewesen war, den Haß ihrer höflichen Feindin ahnen können.

Mr. Livingstone verließ bald darauf das Haus, um einer Einladung Folge zu leisten, und die beiden Damen, mit ihren Kindern, brachten den Rest des Tages bei einander zu.

3.

Als am folgenden Morgen die beiden Knaben in das Frühstückszimmer geführt wurden, um ihren Großvater zu begrüßen, nahm Mrs. Archer den kleinen Robert auf den Schooß. Es war die Tigerin mit ihrer Beute.

„Was für ein hübsches Kind!“ sagte sie. „Sehen Sie nur sein schönes, seidenes Haar, Vater, wie es in der Sonne glänzt! Aber ist er denn immer so still, meine liebe Edith? Er verräth nicht die natürliche Lebendigkeit und Fröhlichkeit seines Alters.“

„Er ist immer traurig,“ erwiederte Edith; „von mir konnte er natürlich nicht lernen zu lachen.“

„Wir wollen ihm recht viel Unterhaltung verschaffen, um ihn aufzuheitern,“ versetzte ihre Schwägerin. „Komm', Kind, küsse Deinen Großvater! Schlinge Deine Arme um seinen Hals und sage ihm, wie lieb Du ihn hast.“

Robert blieb unbeweglich.

„Kannst Du nicht küssen?“ fuhr sie fort. „Lieber Karl, komme Du her, küsse Deinen Großvater, und gib Deinem kleinen Vetter ein gutes Beispiel.“

Karl sprang augenblicklich auf seines Großvaters Knie und überschüttete ihn mit den Liebkosungen eines dreisten, gutherzigen Kindes.

„Jetzt mußt Du es auch thun, Robert,“ wiederholte Mrs. Archer.

Allein Robert blieb unbeweglich sitzen, ohne auch nur die Augen zu seinem Großvater aufzuschlagen.

Eine schwere Thräne rann über Ediths Wange.

„Es ist meine Schuld,“ sagte sie, „ich habe ihn schlecht erzogen,“ und dann den Knaben auf ihren Schooß nehmend, ließ sie ihre Thränen auf die Stirn des Kindes fallen, das, anscheinend unempfindlich für den Schmerz der Mutter, ruhig an ihrer Brust entschlief.

„Versuchen Sie Roberts Schüchternheit zu beseitigen,“ sagte Mr. Livingstone.

„Ich will Alles thun, was ich kann,“ erwiederte Edith, „und vielleicht wird es mir gelingen, wenn Mrs. Archer mir die Mittel angeben will, durch die sie ihr Kind so heiter und glücklich gemacht hat.“

Während sie sprach, blickte die unglückliche Mutter auf Karl, der am Lehnstuhle seines Großvaters spielte, und ließ dann ihr thränenschweres Auge auf ihr eigenes schlummerndes Kind fallen.

„Er litt schon, noch ehe er geboren war,“ fügte sie hinzu. „Wir waren Beide sehr unglücklich; aber ich will mich bemühen, nicht mehr zu weinen, damit Robert eben so heiter werden möge, wie andere Kinder sind.“

Zwei Tage verflossen, Tage voller Angst und Unruhe, geheimer Hoffnungen und Befürchtungen. Am Morgen des dritten brachte Mrs. Archer verschiedene Spielsachen in das Zimmer und legte sie den beiden Kindern vor. Karl ergriff sogleich einen Säbel und rannte unter lautem Freudengeschrei im Zimmer umher; Robert dagegen blieb schweigend und unbeweglich sitzen, das Spielzeug in der Hand behaltend, welches ihm hineingelegt worden war, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich damit zu unterhalten oder es zu beschauen.

„Halt!“ sagte Mrs. Archer zu ihrem Vater, „nehmen Sie das Bilderbuch und zeigen Sie es Ihrem Enkel; vielleicht wird Das seine Aufmerksamkeit erregen.“

Mit diesen Worten brachte sie den Knaben zu Mr. Livingstone. Das Kind war ganz fügsam;

Digitized by Google

es ließ ſich zum Großvater führen und blieb wie eine Steinfigur da ſtehen, wo es hingeſtellt worden war.

Mr. Livingſtone öffnete das Buch. Sein Geſicht trug einen ernſten, aber freundlichen Ausdruck. Langſam ſchlug er mehrere Blätter um, ließ jedes Bild eine Zeit lang liegen und betrachtete Robert, deſſen Augen nicht einmal auf das Buch gerichtet waren. Noch einige Blätter ſchlug der alte Mann um und hielt dann inne; — das Buch glitt von ſeinem Knie auf den Boden hinab, und einige Augenblicke herrſchte Todtenſtille im Zimmer.

Mrs. Archer unterbrach ſie zuerſt. Mit leiſem, aber feſtem Tone, der ihren inneren Triumph verrieth, ſagte ſie:

„Das Kind iſt blödſinnig!“

Ein gellender Schrei antwortete ihr. Edith ſprang auf, als wäre ſie von einer Schlange gebiſſen worden, und den Knaben ergreifend, den ſie krampfhaft an ihren Buſen drückte, rief ſie mit funkelnden Augen:

„Blödſinnig? blödſinnig? Weil er vom erſten Augenblick ſeines Lebens an unglücklich geweſen iſt, — weil er nichts als Thränen geſehen hat und nicht ſo fröhlich ſpielen kann wie Ihr Sohn, den immer nur heitere Geſichter umgaben? Sie kränken die Unglücklichen! Komm', mein Sohn, laß uns gehen! Hier iſt kein Herz für uns, kein Mitleid für unſer Unglück zu finden!“

Das Kind dicht an ſich gedrückt, rannte die unglückliche Mutter in ihr Zimmer, ſetzte es dort nieder und blieb vor ihm knien.

„Mein Kind! mein Kind!“ jammerte ſie.

Robert legte ſeinen Kopf auf ihre Schulter.

„Ja!“ rief ſie halb freudig, halb verzweifelnd, „Du liebſt mich, Du kommſt zu mir, wenn ich Dich rufe, und umarmſt mich! Bisher ſind Deine Liebkoſungen mir genügend geweſen und haben mich ſo glücklich gemacht, wie ich überhaupt noch werden konnte! Aber das iſt jetzt nicht mehr genug! Sprich, mein Liebling! Nur ein Wort des Troſtes ſage mir, — ein Wort des Troſtes, um Deine Mutter von Verzweiflung zu retten! Bisher ſah ich nur in Dir das Bild Deines Vaters, deſſen Verluſt ich beweine; aber jetzt, Robert, muß ich Worte von Dir haben. Siehſt Du nicht meine Thränen, meine Angſt? Mein geliebtes Kind, ihm ſo ähnlich, ſprich — ſprich mit mir!“

Der Knabe blieb unbeweglich; die leidenſchaftliche Anſprache ſeiner Mutter ſchien nicht den geringſten Eindruck auf ihn zu machen; nur ein geiſtloſes, unnatürliches Lächeln lag verzerrend um ſeinen Mund.

Edith barg ihr Geſicht in den Händen und von Schmerz zerriſſen, ſank ſie faſt zu Boden: ſie konnte ſich die entſetzliche Wahrheit nicht länger verhehlen.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Erfindung des Luftballons.) Chambre erzählt in ſeinen Erinnerungen, wie Montgolfier auf ſeine Erfindung des unten offenen, mit warmer, verdünnter Luft angefüllten Ballons gebracht worden ſey, was den Liebhabern der Krinoline zu einer gewiſſen Befriedigung gereichen wird. Eine Wäſcherin nämlich in der Rue aux Juifs dans les Marais ſtülpte einen naſſen Unterrock über ein Korbgeſtell und ſetzte dieſes zum Trocknen auf einen heißen Ofen. Um alle Wärme gehörig aufzufangen, zog die Wäſcherin das Gürtelband des Rocks oben zuſammen und ſchloß ſomit die Oeffnung für die Taille. So wie nun bei fortgeſetzter Heizung des Ofens die Luft ſich innerhalb des vom Rock bedeckten Korbgeſtells verdünnte, fing dieſes zu hüpfen an und ſtieg endlich bis an die Decke des Zimmers zu allgemeiner Verwunderung der Wäſcherin und ihrer Nachbarinnen. Zufällig war auch Montgolfier, der Papiermacher von Annonay, zugegen, in deſſen erfinderiſchem Geiſte der Vorgang zündete und der bald begriff, daß ein Papierballon, unter dem man Feuer anmache, nicht minder ſteigen würde, als ein Unterrock der Wäſcherin. Er ſtudirte emſig weiter, probirte fleißig und erhob ſich endlich in die Lüfte.

Zweiſylbige Charade.

Das erſte Wörtchen zeigt Geſellſchaft an,
Das zweite fördert auf die Todtenbahn.
Das Ganze aber kann zum frohen Leben
Dir Mittel oft und Kräfte geben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No 65. Dienstag, 31. Mai 1859.

Leoniſſa.

(Fortſetzung.)

Orſo hatte die ſaubere Geſellſchaft bereits ſeit einer Viertelſtunde verlaſſen, als er hinter ſich her einen Mann aus allen Kräften laufen hörte. Es war Brandolaccio.

„Das iſt zu arg, Herr Leutenant," rief er athemlos, „zu arg, wahrhaftig. Da ſind die zehn Franken wieder. Hätte mir's ein Anderer gethan, ich würde keinen Spaß verſtanden haben. Viel Schönes an Fräulein Leoniſſa! Sie haben mir doch entſetzlich heiß gemacht. Guten Abend."

Als Orſo nach Hauſe kam, benachrichtigte ihn ſeine Schweſter, der Präfekt von Ajaccio ſey da geweſen und habe ſehr angelegentlich nach ihm gefragt. „Er wohnt bei den Barricini's," fügte ſie hinzu. „Wirſt Du ihm einen Gegenbeſuch machen?"

„Da es der Anſtand erfordert, jedenfalls."

„Aber bedenke, in das Haus unſerer Todtfeinde —"

„Ich beſuche nicht ſie, ſondern einen Mann, der mich achtet und den ich achten muß."

„Ahneſt Du denn nicht, was er im Sinne hat? Er wird eine Verſöhnung zwiſchen uns und den Barricini's ſtiften wollen."

„Er thut ſeine Pflicht. Dem Stellvertreter der Regierung kommt es zu, die Ordnung und den Frieden im Lande zu erhalten. Es muß uns erwünſcht ſeyn, Aufklärung über das unglückliche Ereigniß zu erhalten, das uns in Trauer verſetzt hat. Wer weiß, vielleicht ſind die Barricini's doch daran unſchuldig."

„Unſchuldig?" fiel Leoniſſa mit ſchneidendem Tone ein, „unſchuldig? Nimmermehr!"

„Wenn Du Recht haſt, werde ich wiſſen, was ich zu thun habe."

„Alſo Du gehſt? —"

„Ich gehe morgen früh."

Leoniſſa ſtand auf und ließ ſich den ganzen Abend nicht mehr ſehen. Am andern Morgen aber ſchickte ſie einen Diener an den Präfekten ab und ließ ihm ſagen, ihr Bruder habe ſich den Fuß übertreten und könne deßwegen nicht die Ehre haben, dem Herrn Präfekten aufzuwarten. Der Präfekt ſandte den Diener mit der Botſchaft zurück, er werde um zehn Uhr mit den Herren Barricini's im Hauſe della Rebbia erſcheinen, denn er habe dem Herrn Leutenant Orſo einen Brief von Miß Grant einzuhändigen und eine wichtige Angelegenheit in Ordnung zu bringen.

„Da, ſie werden zu uns kommen!" rief Leoniſſa triumphirend. Darauf eilte ſie zu ihrem Bruder, theilte ihm die Nachricht mit und ſandte gleich darauf die kleine Chilina, die ſich ſchon ſeit Aufgang der Sonne im Hauſe eingefunden hatte, mit Aufträgen an ihren Oheim ab.

Schlag zehn Uhr öffnete ſich die Thüre des Hauſes Barricini, und heraus traten der Präfekt in Reiſekleidern, und nach ihm der Maire Barriciui und ſeine beiden Söhne. Zum größten Staunen der Bewohner von Pietranera ſchritt der ganze Zug über den Platz und trat in das Haus della Rebbia ein. „Jetzt wird Friede gemacht," riefen die Politiker des Dorfes. „O weh," ſeufzte ein Greis von der Partei della Rebbia. — „Orſo Antonio hat zu lange in der Fremde gelebt, um als ein Mann von Herz zu handeln. Ach, die Zeiten werden doch immer ſchlimmer."

„Nun," ſagte ein Anderer, „es iſt noch nicht Alles verloren. Kommen doch die Barricini's zu ihm und er nicht zu ihnen."

Der Präfekt war nicht wenig überraſcht, den Leutenant Orſo ſtehend auf zwei geſunden Füßen zu finden. Leoniſſa aber entſchuldigte ſich ohne die geringſte Verlegenheit: „Wenn der Herr Präfekt wo anders gewohnt hätte, ſo wäre mein Bru-

Digitized by Google

der schon heute Morgen in aller Frühe gekommen, um ihm seine Verehrung zu beweisen."

Orso verwickelte sich in Entschuldigungen und versicherte heilig und theuer, daß er an der lächerlichen List seiner Schwester keinen Theil habe. Der Präfekt, der an die Aufrichtigkeit seiner Versicherung glaubte, überreichte ihm den Brief Lydia's und versuchte hierauf in höchst versöhnlicher Weise, das gute Vernehmen der beiden feindlichen Häuser herzustellen. „Herr della Rebbia," sagte er, sich an den Maire wendend, „hat nie daran gedacht, daß die Familie Barricini direkten oder indirekten Antheil an dem beklagenswerthen Ereigniß genommen, das ihn seines Vaters beraubt hat. Er ist darum, wie ich fest überzeugt bin, bereit, mit Herrn Barricini und seinen Söhnen in freundnachbarliche Verhältnisse einzutreten."

Orso verbeugte sich ernst; der alte Barricini stammelte einige Worte, die kein Mensch verstand und seine beiden Söhne sahen nach den Balken der Decke empor. Leoniffa stand mit gespannter Aufmerksamkeit an der Thüre, die zur Küche führte, und sagte:

„Es würde für mich im höchsten Grade erfreulich seyn, wenn ich die Feindschaft zwischen unsern beiden Familien aufhören sähe; aber wenn eine aufrichtige Versöhnung zu Stande kommen soll, müssen noch einige Erklärungen stattfinden, welche nichts im Zweifel lassen. Herr Präfekt, Sie sind noch im Besitz der Papiere, welche ich Ihnen nach dem Tode meines armen Vaters eingehändigt habe. Wollten Sie wohl die Güte haben und meinem Bruder eine Einsicht in das Blatt gestatten, auf welches der Sterbende die Namen seiner Mörder geschrieben hat?"

Der Präfekt zögerte, Vincentello und Orlanduccio schossen wüthende Blicke auf die Jungfrau, die wie ein Engel der Rache vor ihnen stand. Orso, der auf der Stelle einsah, daß die Einsicht in das verhängnißvolle Blatt ihm nicht verweigert werden dürfe, bestand auf seinem Rechte, und so wurde denn die Brieftasche des Obersten della Rebbia sammt dem in ihr liegenden Blatte aus dem betreffenden Aktenstoße hervorgezogen, den ein Schreiber herbeigebracht hatte. Orso nahm sie mit zitternden Händen; sein Antlitz erbleichte und er starrte wie versteinert auf die bekannten Schriftzüge hin.

„Das hat mein Vater geschrieben," sprach er mit dumpfer Stimme. „Wehe, wenn es die Namen seiner Mörder sind!"

„Sie sind es!" rief Leoniffa. „Wollen die Herren Richter auch der Frau Pietra nicht glauben, so gibt es noch andere Zeugen. Hier sind sie!"

Mit diesen Worten riß sie die Thüre der Küche auf und plötzlich traten in den Saal der Bandit Brandolaccio, der Licentiat der Theologie Castriconi und der Hund Wenceo. Beide Banditen waren unbewaffnet. An ihrem Gürtel hing zwar die Patrontasche, aber weder Dolch, noch Pistolen waren zu sehen. Beim Eintritt in den Saal zogen sie respektvoll ihre Mützen ab.

Man kann sich den Eindruck vorstellen, den ihre Erscheinung hervorbrachte. Der alte Barricini taumelte halb ohnmächtig rückwärts; seine Söhne sprangen ihm zu und griffen in ihre Seitentaschen, wo ihre Dolche steckten. Der Präfekt machte eine Bewegung nach der Thüre und Orso faßte mit kräftiger Hand den Brandolaccio an der Brust und rief: „Was hast Du hier zu thun, Elender?"

„Liebe Leute!" sagte Brandolaccio, „fürchtet Euch nicht! Ich bin nicht so schwarz, wie ich aussehe. Wir kommen in guter Absicht. Herr Präfekt, Ihr gehorsamster Diener — Herr Leutenant, lassen Sie mich doch gefälligst los; Sie erwürgen mich ja! Wir kommen als Zeugen. Geistlicher Herr, rede Du: Du hast die geläufigste Zunge."

„Verrätherei!" rief der Maire und wollte die Thüre öffnen; aber Saveria hatte sie von außen verschlossen und verriegelt.

„Herr Präfekt," sagte der Licentiat, „ich habe nicht die Ehre, von Ihnen erkannt zu seyn. Ich heiße Giocanco Castriconi, bekannter unter dem Namen des Pfarrers ... Ach, Sie wollen nichts von mir hören? Fräulein Leoniffa, die ich auch bisher zu kennen nicht die Ehre hatte, hat mich ersuchen lassen, Ihnen klaren Wein über eine gewisse Sache einzuschenken, über die Sie bisher falsch unterrichtet waren."

„Sparet Euch die Mühe," rief der Präfekt, „ich nehme von Leuten, wie Ihr seyd, kein Zeugniß an."

„Herr Präfekt," fiel Leoniffa ein, „verschmähen Sie nicht, diesen Mann anzuhören. Sie sind hier, um Gerechtigkeit zu üben, und Ihre Pflicht ist, die Wahrheit an's Licht zu bringen. Redet, Castriconi."

„Hören Sie ihn nicht," riefen einstimmig die drei Barricini's.

„Wenn Alle zumal reden," sagte der Bandit lächelnd, „so wird man sich freilich nicht verständigen können. Aber sehen Sie, Herr Präfekt, wir Banditen wissen viele Dinge, von denen die Behörden nichts wissen, wenn wir es ihnen nicht offenbaren. Manchmal finden wir freilich für gut, reinen Mund zu halten; manchmal aber kommt

Digitized by Google

mir auch die Laune zu reden. Dies Mal zum Beispiel halten wir es für ersprießlich, die Wahrheit zu sagen. So vernehmen Sie also: wir Beiden, Brandolaccio und ich, wissen ganz genau, wer vor zwei Jahren über die Mauer des Kirchhofs geschossen und den edlen della Robbia tödtlich getroffen hat."

„Glauben Sie ihm nicht!" riefen die beiden Mörder Barricini. „Er lügt!"

„Zwei Negationen bejahen!" fuhr Cafriconi mit eiserner Kälte fort. „Brandolaccio, haben die beiden jungen Herren, die dort vor dem Alten stehen, uns Beide nicht für 2000 Franken dingen wollen, den Herrn Obersten von der Welt zu schaffen?"

„Freilich," bestätigte Brandolaccio, „und wenn ich so ein Schuftenherz gehabt hätte, wie sie, so hätte es auch geschehen mögen. Aber der selige Herr, dem Gott gnädig seyn möge, war mein Chef bei Waterloo und hat mich mehrmals einen braven Kerl genannt, und darum blieb ich ihm treu bis an sein Ende, ob ich mich gleich nicht vor ihm sehen lassen durfte. Wären mir nur an seinem Todestage eines kleinen Unfalls halber, der nicht hierher gehört, die Gendarmen nicht auf den Fersen gewesen, mein ehemaliger Chef lebte noch. Jetzt haben wir genug gesagt."

(Fortsetzung folgt.)

Mütterliche Eifersucht.

(Fortsetzung.)

Von jenem Tage an ging jeden Morgen nur ein Kind in Mr. Livingstone's Zimmer hinab. Zwei Frauen waren da, aber nur eine schien von Leben erfüllt zu seyn, die andere sprach und bewegte sich wie eine Maschine. Die Eine trug ihren Kopf hoch, und die Andere ließ ihn auf die Brust hinabsinken, um desto besser ihre Thränen verbergen zu können; die Eine war schöner und glänzender als je, und die Andere bleich und von Schmerz niedergebeugt. Der Kampf war zu Ende, Mrs. Archer hatte triumphirt.

Karl durfte unter Ediths Augen umher spielen. Es lag darin eine Grausamkeit, aber ihre Nebenbuhlerin that noch mehr. Ohne sich um die Pein zu kümmern, die sie der Letzteren dadurch zufügte, ließ sie den Knaben seine Aufgaben in Gegenwart des Großvaters und der Tante hersagen, und pries die Fortschritte, welche er machte. Schlau und berechnend ließ sie kein Mittel unbenutzt, was dazu dienen konnte, ihr die Erreichung des gewünschten Zieles zu sichern, und während sie der armen Edith süße Worte des Trostes zuflüsterte, hörte sie nie auf, das Herz derselben zu peinigen. Mr. Livingstone, in seinen liebsten Hoffnungen getäuscht, fiel bald in seine kalte Unempfindlichkeit zurück, die seinem Wesen eigen war, und obgleich stets höflich gegen seine Schwiegertochter, hatte er doch nie ein herzliches Wort für sie. Die arme Künstlerin konnte nur als Mutter seines Enkels einen Platz in seinem Herzen finden; allein dieser Enkel war für ihn bereits so gut wie todt. Er wurde immer finsterer und schweigsamer, und schien es bitter zu bereuen, daß er sich in seinem hohen Alter noch einmal von einer nutzlosen und zugleich peinlichen Gefühlserregung hatte hinreißen lassen.

So verstrich ein Jahr. Eines Tages ließ Mr. Livingstone Edith zu sich rufen und lud sie ein, neben seinem Lehnstuhl Platz zu nehmen.

„Hören Sie mich an," sagte er, und zwar mit Ruhe und Festigkeit. „Mein Wille ist, ehrenhaft gegen Sie zu handeln und Ihnen Nichts zu verhehlen. Ich bin alt und meine Gesundheit beginnt zu wanken. Es ist deßhalb nöthig, daß ich meine Angelegenheiten in Ordnung bringe und Bestimmungen über die Vererbung meines Eigenthums treffe. Die Erfüllung dieser Pflicht ist sowohl für mich wie für Sie peinlich. Ich will Nichts von meinem gerechten Unwillen über Ihre Verbindung mit meinem Sohne sagen; er wird durch Ihr Unglück entwaffnet. Ich wollte Ihren Sohn Robert als den meinigen lieben und ihn zum Erben meines Vermögens machen, aber die Vorsehung ist grausam gegen uns gewesen. Der Wittwe und dem Kinde meines einzigen Sohnes sollen nicht die Mittel fehlen, um sich alle Bequemlichkeiten und selbst alle Annehmlichkeiten des Lebens verschaffen zu können; allein es steht mir das Recht zu, einen Erben des Vermögens zu bestimmen, welches ich durch meinen eigenen Fleiß erworben habe. Als solchen setze ich meinen Enkel Karl ein. Ich bin jetzt im Begriff, nach Liverpool zurückzukehren und wieder an meine Geschäfte zu gehen. Begleiten Sie mich dahin, Edith; mein Haus soll das Ihrige seyn. Es wird mir stets das größte Vergnügen gewähren, Sie als ein Mitglied meiner Familie zu sehen."

Jetzt, bei dieser neuen Prüfung für ihre Festigkeit, fühlte Edith zum ersten Male den Kleinmuth schwinden, der sie seit dem Tode ihres

Digitized by Google

Gatten stets niedergedrückt hatte. Ohne die geringste Bewegung zu verrathen, hörte sie ihren Schwiegervater ruhig an, und wenn sich in ihrer Haltung nicht der Stolz der Mrs. Archer ausdrückte, so war wenigstens die Würde des Unglücks darin unverkennbar.

„Gehen Sie," erwiederte sie, „ich werde Ihnen nicht folgen, denn ich mag nicht Zeugin von dem Untergang der gerechten Hoffnungen meines Sohnes seyn. Ich glaube, Sie haben das verdammende Urtheil seines ganzen Lebens zu schnell ausgesprochen. Wer kann in die Zukunft blicken? Heißt das nicht zu schnell an Gottes Güte und Gnade verzweifeln?"

„Die Zukunft?" wiederholte Mr. Livingstone. „Für mein Alter kann die ganze Zukunft im Laufe und der Dauer eines Tages liegen. Wenn ich überhaupt handeln soll, so muß ich am Morgen handeln, und nicht erst abwarten, was der Abend bringen werde."

„Wohl, so thun Sie Das," entgegnete Edith. „Ich werde in die Wohnung zurückkehren, die ich inne hatte, ehe ich Sie kennen lernte, und zwar mit Ihrem Enkel, Herr Livingstone. Seinen Namen — sein einziges Erbtheil — kann ihm Niemand rauben."

Acht Tage später verließ Edith das prachtvolle Gebäude, ihr Kind im Arme tragend, in demselben Zustande, in dem sie es vor Jahresfrist betreten hatte. Mrs. Archer begleitete sie bis zur Thür und affektirte ein Bedauern, unter welchem sie nur sehr schwach ihre innere Freude über das Scheiden der Nebenbuhlerin verhehlen konnte; während der aufrichtige Kummer in den Gesichtern der Dienstboten beurkundete, in wie hohem Grade sie sich deren Liebe in der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes erworben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Ernst der Lage und die Begeisterung für das Vaterland lassen den fröhlichen Wienern doch immer noch den Raum für gute und schlechte Witze über ihre Feinde. Die „Deutsche Reichs-Ztg." theilt davon folgende Probe mit. „Thue das nicht!" — sagte ein Bürger zu einem andern, der eben einen Guldenzettel zerschneiden wollte, um kleines Geld zu machen. „Warum nicht?" — Das Gottesurtheil über Napoleon III. steht darauf. Siehst Du: „EIN GUELDER," d. h. „Ein Jeder Napoleon Geht Unter, Lang Dauert Es Nicht!"

„Wie finden Sie unsere Gesellschaft?" fragte man in einer Soiree einen reichen Wucherer, der hier zum ersten Male geladen wurde. „O sehr gewählt, sehr geistreich," gab dieser zur Antwort; „besonders haben mehrere Herren hier für mich sehr viel Interesse; ihre Namen sind bei mir hoch angeschrieben!"

Cäcilien-Verein.

Sonntag, den 5. Juni

Concert mit Ball

im Stadthaussaale.

PROGRAMM.

I. Abtheilung.

1) C-Dur-Sinfonie von Beethoven.
2) Baßarie aus „Elias", Oratorium von Mendelssohn-Bartholdy, gesungen von Herrn Stephan, Hofopernsänger in Mannheim.
3) Altdeutscher Schlachtgesang, Männerchor mit Orchester-Begleitung.

II. Abtheilung.

1) Ouverture zum „Ahnenschatz" von Reissiger.
2) Lieder für Baß, gesungen von Herrn Stephan.
3) Concert Nr. 7 für Violine von Beriot, vorgetragen von Herrn Müller aus Gerhardsbrunn.
4) 2. Abtheilung aus „Messias", Oratorium von Händel.

Anfang des Concerts 5 Uhr, Ende nach 7 Uhr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 66. Freitag, 3. Juni 1859.

Leoniſſa.

(Fortſetzung.)

„Alles, was der Kerl ſagt, iſt rein erlogen," wiederholte Orlanduccio. „Wären wir draußen auf freiem Felde, jeder mit ſeiner Flinte, er würde nicht mehr ſo reden."

„Hoho!" rief der geiſtliche Herr; „verderbt es nur nicht mit Brandolaccio; der redet ſonſt mit Euch Fraktur!"

„Werden Sie uns endlich hinauslaſſen, Herr della Rebbia?" rief der Präfekt ungeduldig, indem er mit dem Fuße an die Thüre ſtampfte.

„Saveria, Saveria!" rief Orſo, „öffne die Thür, bei allen Teufeln!"

„Noch einen Augenblick," ſagte Brandolaccio, „erſt wollen wir Beide uns aus dem Staube machen. Herr Präfekt, es iſt bei uns Brauch, wenn man bei gemeinſchaftlichen Freunden zuſammenkommt, ſich noch eine Viertelſtunde Waffenſtillſtand zu geben."

Der Präfekt warf ihm einen höchſt verächtlichen Blick zu.

„Nun denn, Ihr Diener, meine Herren," ſagte Brandolaccio und ſtreckte den Arm wagrecht aus. „Jetzt, Brusco, iſt's an Dir. Allons, ſpringe für den Herrn Präfekten."

Der Hund machte einen gewaltigen Bogenſprung über den Arm ſeines Herrn, darauf ertönte ein gellender Pfiff durch die Finger Caſtriconi's, die Thüre ſprang wie durch einen Zauber auf, und die Banditen ſtürzten hinaus, nahmen in der Küche ihre Waffen mit und entflohen durch den Garten in's Freie.

„Ihr Herren Barricini," rief Orſo mit donnernder Stimme. „Ich halte Euch für die Mörder meines Vaters!"

„Und ich, Herr della Rebbia," entgegnete der Maire, „ich werde eine Klage wider Sie erheben wegen Verrätherei und Gemeinſchaft mit Banditen."

Mit dieſen Worten verließ der alte Barricini ſammt ſeinem Sohne Vincentello den Saal. Orlanduccio ſtellte ſich, um den Rücken zu decken, mit frechem Blicke vor Orſo hin.

„Ihr Vater iſt ein Greis," rief dieſer, „den ich mit einer Ohrfeige zerſchmettern würde; aber Ihnen ſind Ohrfeigen zugedacht, Ihnen und Ihrem Bruder."

Statt einer Antwort zog Orlanduccio ſeinen Dolch und ſtieß wie ein Wüthender nach Orſo; aber ehe die Waffe dieſen erreichte, war Leoniſſa herbeigeſprungen und hatte den Arm Orlanduccio's ergriffen und mit Löwenkraft verdreht. Orſo holte aus und verſetzte ſeinem Gegner einen ſo fürchterlichen Fauſtſchlag in's Geſicht, daß dieſer an's Thürſchloß mit dem Kopfe hintaumelte und ſeiner Hand der Dolch entfiel. Jetzt aber ſprang Vincentello wieder in den Saal und ſtürzte mit ſeinem Dolche auf Orſo zu; aber ſchon hatte Leoniſſa eine Flinte ergriffen, ſich zwiſchen ihren Bruder und ſeinen Feind geworfen und dieſem den Lauf vor das Geſicht gehalten. Vincentello ſtand wie angedonnert. Jetzt trennte die Stimme des Präfekten die Streitenden.

„Auf Wiederſehen, Orſo Antonio," riefen die beiden Brüder, riſſen die Saalthüre auf und ſchloſſen, um ſich den Rückzug zu decken, von außen zu.

Orſo und der Präfekt blieben noch eine Viertelſtunde beiſammen, ohne ein Wort zu ſprechen. Leoniſſa ſtand von ferne, mit dem Stolze des Triumphes auf der Stirne und auf die Flinte gelehnt, welche den Sieg entſchieden hatte.

„Was für ein Land! was für ein Land!" rief endlich der Präfekt, ſich ſtürmiſch erhebend. „Herr della Rebbia, Sie haben Unrecht gehabt

Digitized by Google

und ich fordere von Ihnen Ihr Ehrenwort, sich aller Gewalt zu enthalten und abzuwarten, bis die Gerechtigkeit entschieden haben wird."

„Ja, Herr Präfekt, ich habe Unrecht gehabt, den elenden Menschen zu schlagen; aber ich habe ihn nun einmal geschlagen und kann ihm deßwegen die Genugthuung nicht verweigern, die er von mir gefordert hat."

„So ist's nicht gemeint. Er will sich nicht mit Ihnen schlagen; aber wenn er Sie ermordet...."

„Wir werden uns hüten," fiel Leoniffa ein.

„Hören Sie, Herr Orso," fuhr der Präfekt fort, „ich nehme an Ihnen lebhaften Antheil. Was ich von Ihnen verlange, ist eine Kleinigkeit: halten Sie sich ruhig, bis ich mit dem Prokurator des Königs zurückkomme; dann soll Ihre Sache zu Ihrer Zufriedenheit entschieden werden. Versprechen Sie mir, sich bis dahin aller Feindseligkeiten zu enthalten?"

„Das kann ich nicht versprechen, mein Herr, wenn, wie ich denke, Orlanduccio mich fordert. Sie wissen das selbst, denn Sie sind ein Ehrenmann."

„Nun, so will ich noch weniger verlangen: suchen Sie wenigstens Orlanduccio und Vincentello nicht auf... Schlagen Sie sich meinetwegen in ehrlichem Zweikampf mit ihnen, wenn Sie von ihnen gefordert werden."

„Oder, wenn sie meine Forderung annehmen."

„Nun ja!"

„Neue Ohrfeigen sollen sie keine mehr bekommen. Das verspreche ich."

„Was für ein Land!" wiederholte der Präfekt, mit großen Schritten auf- und abgehend. „Wann werde ich mein schönes Frankreich wiedersehen?"

„Herr Präfekt," sagte Leoniffa mit sanfter Stimme, „es ist schon bald Mittag, wollten Sie uns nicht die Ehre erzeugen, mit uns zu frühstücken?"

Der Präfekt konnte sich des Lachens kaum erwehren. „Signora della Rebbia," sagte er, „Sie können unter solchen Stürmen an ein Frühstück denken? — Was werde ich noch in Korsika lernen müssen! Doch für dies Mal muß ich danken, so gerne ich bei Ihnen verweilte: man könnte es mir als Parteilichkeit auslegen. Darum Adieu! auf baldiges Wiedersehen. Apropos! Herr della Rebbia, vergessen Sie den Brief des Fräuleins Lydia nicht!"

Wie nach einem heftigen Gewitter bisweilen ein heiterer Sonnenblick durch die düsteren Gewölke bricht und Wald und Fluren mit seinen goldenen Streiflichtern anlächelt, so fiel jetzt ein freundlicher Lichtstrahl in die umnachtete Seele Orso's, als er in dem ersten ruhigen Augenblicke nach dem Weggange des Präfekten den Brief Lydia's öffnete.

„Mein Vater," so lautete der Inhalt, „war ein wenig krank, und da er nicht gerne schreibt, muß ich sein Sekretär seyn. Er hat sich neulich, an dem letzten Tage Ihrer Anwesenheit in Ajaccio, beim Abendspaziergang am Ufer des Meeres das Fieber zugezogen und mich nicht wenig in Schrecken versetzt. Jetzt aber ist er, dem Himmel sey Dank, durch einen geschickten Arzt, den uns der Präfekt empfohlen, hergestellt und will wieder auf die Jagd gehen. Da er sich fortwährend erinnert, daß Sie ihm Damhirsche, Eber, Mouflons und anderes Gewild versprochen haben, so besteht er darauf, einen Streifzug in Ihre Gebirge zu machen und Sie in Pietranera zu besuchen. Nun, wie geht es denn bei Ihnen? Wie haben Sie Ihr Schloß angetroffen? Steht der alte Thurm noch auf seinem Platze und gibt es Gespenster darin, wie man sagt? Ich sehe Sie in Gedanken schon Vorkehrungen zur Vertheidigung treffen und Ihren Dolch hervorholen; aber ich hoffe, Sie haben und brauchen keinen mehr. — Und Ihre liebenswürdige Schwester? Grüßen Sie sie vieltausend Mal und sagen Sie ihr, daß ich mit ihrem Stilet die Blätter eines Romans aufschneide, daß aber das schreckliche Eisen, sich über diesen Mißbrauch empörend, mir die Blätter des Buches auf eine bejammernswerthe Weise zerreißt.

Nachschrift. Eben kündigt mir mein Vater an, daß er es in Ajaccio nicht länger aushalte und deßwegen schon morgen seine Reise zu Ihnen antreten werde. Sagen Sie also Ihrer lieben Schwester, daß wir auf einige Tage ihre Gastfreundschaft anzunehmen und übermorgen, um 11 Uhr Vormittags, den Bruccio bei ihr zu essen gedenken, den sie mir zum Willkommen versprochen hat.

Adieu, auf baldiges Wiedersehen!

Lydia Grant."

(Fortsetzung folgt.)

Mütterliche Eifersucht.

(Fortsetzung.)

4.

Indem Edith jenes Haus verließ, schied sie auch von den einzigen menschlichen Wesen, die sie auf Erden kannte und deren Theilnahme sie zu beanspruchen

Digitized by Google

sprachen ein Recht hatte. Die Welt lag wüste und leer vor ihr.

Wenige Tage nach ihrer Entfernung kehrte auch Mr. Livingstone nach Liverpool zurück.

Man kann sich kein edleres, kein in höherem Grade von ruhiger Kraft durchwehtes Leben denken, als das war, welches Edith von dem Tage an führte, an dem sie in ihre ärmliche Wohnung und zur Malerpalette zurückkehrte. Sie arbeitete emsig und nicht ohne Erfolg, aber sie vergaß auch nicht, oft und innig zu Ihm zu beten, der sie auf so geheimnißvolle und schmerzliche Weise in ihrem Kinde heimgesucht hatte, dessen Heilung oder Erleuchtung sie nur von oben erflehen konnte, da kein irdisches Mittel dazu ausreichend schien. Während sie betete, ruhte häufig ihr Auge mit dem Ausdrucke warmen Glaubens auf seinen Zügen, als erwarte sie plötzlich das Licht darin erwachen zu sehen, das sie so inbrünstig erflehte.

Unmöglich ist es, die Anstrengungen zu schildern, denen Edith sich unterzog, um den seinen Geist umhüllenden Nebel zu zerstreuen. Kein Mittel ließ sie unversucht, durch das eine schlummernde Geistesthätigkeit erweckt werden konnte. Sie las ihm vor, sie spielte mit ihm und stellte Gemälde und Figuren jeder Art vor seine Augen; aber Alles, was er that, bestand darin, die letzten an ihn gerichteten Worte mechanisch zu wiederholen. Sie sprach mit ihm von der Gottheit und bemühte sich, ihn beten zu lehren; aber obgleich es ihr gelang, seine Hände zusammenzulegen, konnte sie ihn doch nie dahin bringen, seine Augen zum Himmel aufzuschlagen.

Eines Tages machte sie einen Versuch, der für sie selbst im höchsten Grade schmerzlich seyn mußte. Sie erzählte ihrem Sohne von dem plötzlichen Tode seines Vaters, in der Hoffnung, dadurch wenigstens eine Thräne seinen Augen zu entlocken; allein noch während sie sprach, entschlummerte er. Thränen wurden allerdings vergossen, aber sie strömten aus Ediths Augen.

Inzwischen wuchs der Knabe schnell heran und entwickelte eine ungewöhnliche Schönheit. Wenn man ihn nur kurze Zeit sah, so war man geneigt, die Bewegungslosigkeit seiner Züge für natürliche Ruhe zu halten; allein an dem fortwährenden leeren Lächeln in seinem Gesichte sahen Diejenigen, welche ihn näher kannten, daß er wirklich „ein armer Blödsinniger" war. Mütter ahnen selten, wie sehr sie sich darüber freuen sollten, ihre Kinder weinen zu sehen. In jeder Thräne liegt der Ausdruck eines Schmerzes oder eines Verlangens; sie ist das sichere Anzeichen, daß ein mit Bewußtseyn verbundenes Leben im Kinde begonnen hat. Robert dagegen war immer still. Nur, wenn er lange von seiner Mutter getrennt war, verrieth er eine gewisse Unruhe; und kam er wieder in ihre Nähe, so drückte er keine Freude aus — er wurde nur wieder ruhig.

In dieser schwachen Liebesäußerung fand Ediths Leben seine einzige Nahrung; sie verlieh ihr Kraft zu arbeiten, zu hoffen und zu warten.

So verflossen die ersten Jahre von Roberts Kindheit. Als er jedoch das achte Jahr erreicht hatte, ging eine traurige Veränderung mit seiner Mutter vor — sie hörte auf zu hoffen, und begann zu verzweifeln. Alle die bisher angewandten zärtlichen Mittel, seinen Verstand zu erwecken, gab sie auf und wurde noch trauriger und stiller als bisher; aber gleichzeitig nahm ihre Liebe zu ihm noch zu, insofern es überhaupt möglich war.

Als Robert sein eilftes Jahr zurückgelegt hatte, trat die letzte Phase im Leben seiner Mutter ein. Groß und kräftig für sein Alter, bedurfte er nicht mehr der fortwährenden Aufmerksamkeit und Pflege, welche seine Kindheit erfordert hatte. Er ging allein in den nachbarlichen Gärten umher, oder begleitete auch zuweilen die wenigen Freunde, von denen seine Mutter dann und wann Besuche empfing. Ihr Kummer fand nicht mehr, wie früher, Zerstreuung in ihrer angestrengten Thätigkeit als Wärterin; ihr Geschäft als solche war beendet. Dann geschah es, daß sich bei ihr die Wirkungen der lange Jahre fruchtlos fortgesetzten, erschöpfenden Bemühungen zeigten. Ihre Gesundheit begann zu wanken — die Auszehrung hatte sie als Beute erlesen.

Nichts kann die Angst schildern, welche sie bei jedem Gedanken empfand, Robert allein in der Welt, ohne Freunde, ohne Existenzmittel und ohne Beschützer, zurücklassen zu müssen. Alle ihre Kräfte bot sie auf, um zu leben; aber es war vergeblich, die erbarmungslose Krankheit machte täglich schnellere Fortschritte.

Als sie ihr Ende deutlich nahen fühlte, wollte sie Robert nicht mehr von ihrer Seite lassen; sie konnte keinen Augenblick ohne ihn seyn.

„Bleibe bei mir," pflegte sie bittend zu sagen, und Robert, stets zufrieden in der Nähe seiner Mutter, weigerte sich nie, seinen Platz zu ihren Füßen zu nehmen. Dann ruhten ihre Augen unverwandt auf ihm, bis ein Thränenstrom sie verdunkelte, und sie, ihr Kind an die Brust drückend, in fast wahnsinnigem Schmerze auszurufen pflegte:

„O wenn doch die Seele, die meinen Körper bald verlassen wird, in den meines geliebten Kindes

Digitized by Google

übergehen könnte, — wie glücklich würde ich dann sterben!"

Edith besaß zu viel wahre Religiosität, um an der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit ganz zu verzweifeln. Während sie dem Grabe mehr und mehr zusank und sich dem Himmel näherte, erwachten die Träume früherer Tage wieder in ihr. Es gab Momente, in denen sie von neuem die Hoffnung nährte, daß der Nebel um Roberts Geist doch noch einmal zerreißen werde. Aber ein trauriger Anblick war es, die arme Mutter langsam vor den Augen eines Sohnes hinsterben zu sehen, der sie nicht verstand und in ihren thränenreichen Umarmungen nur wahnsinnig lächelte.

„Er wird nicht um mich trauern," pflegte sie zu sagen; „er wird keine Thräne an meinem Grabe vergießen; er wird sich kaum meiner erinnern."

Eines Morgens ließ sie in früher Stunde den Geistlichen des Kirchsprengels zu sich rufen, welcher ihr bereits während der ganzen Dauer der Krankheit unermüdlich Beistand geleistet hatte. Unfähig, das Bett zu verlassen, deutete sie, als er kam, mit ihrer abgezehrten Hand auf einen theilweise beschriebenen Bogen Papier.

„Mr. Acton," sagte sie mit schwacher Stimme, „ich konnte nicht weiter schreiben; wollen Sie den Brief für mich beendigen?"

Das Schreiben lautete folgendermaßen:

„Mein Herr! — Es sind Dies die letzten Zeilen, welche Sie von meiner Hand empfangen. Während Ihrem vorgerückteren Alter Gesundheit wiedergegeben wurde, bin ich krank, — am Rande des Grabes. Ich lasse Ihren Enkel, Robert Livingstone, ohne Beschützer zurück. Ehe ich sterbe, muß ich ihn noch einmal in Ihr Gedächtniß zurückführen. Ich erbitte für ihn nicht sowohl einen Antheil an Ihrem Reichthum, als vielmehr einen Platz in Ihrem Herzen. Während seines ganzen Lebens hat er nur Eins verstanden, — die Liebe zu seiner Mutter. Dennoch muß ich ihn jetzt für immer verlassen! O, ich flehe Sie an, mein Herr, wenden Sie ihm Ihre Liebe zu! Er versteht nur Liebe! —"

Hier brach das Schreiben ab. Der Geistliche fügte hinzu:

„Mrs. Livingstone hat nur noch wenige Tage zu leben. Welche Absichten haben Sie in Bezug auf das Kind, das Ihren Namen trägt?"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Neues Waschverfahren. Das Württembergische Wochenblatt für Land- und Forstwirthschaft macht mit einem neuen Waschverfahren bekannt, welches aus dem Elsaß stammt und in Hohenheim wie in Stuttgart seit einem Jahre sehr vortheilhaft angewendet wird, indem es große Ersparniß an Zeit, Arbeit und Holz gewährt, die Wäsche mit der fatalen Reibung viel mehr verschont und dennoch sehr rein und weiß macht. Dieses Waschverfahren, welches angewendet zu haben keine gute Hausfrau bereuen wird, besteht in Folgendem: „Man verkocht 2 Pfund Seife zu einem Seifenbrei, verdünnt diesen mit 25 Maß warmem Wasser, gießt dazu einen Eßlöffel voll Terpentingeist und zwei Eßlöffel voll Ammoniak (Salmiakgeist) und peitscht diese Mischung mit einem kleinen reinen Besen tüchtig durcheinander. Darein legt man die Wäsche, läßt sie darin 2 Stunden liegen, deckt den Zuber gut schließend zu und beginnt alsdann das Waschen. Ist Alles herausgewaschen, so bringt man die Wäsche in laues Wasser und hiernach in ein Blau-Wasser." Die obige Brühe kann man zweimal gebrauchen, wenn man sie wieder aufwärmt und dazu einen halben Eßlöffel Terpentingeist und einen Eßlöffel Ammoniak gießt.

In Elberfeld hat ein 14jähriger Knabe, der Strafe fürchtete, weil er einige Groschen mit dem Spiel des Kippens verthat, sich 8 Tage im Keller seiner Eltern versteckt gehalten. Da er in dieser Zeit die Stiefel nicht abgezogen, waren die Füße so in Entzündung gerathen, daß die Aerzte schon zu deren Abnahme schreiten wollten, als er an einer Halsentzündung, die gleichfalls eingetreten war, verstarb.

Im Jahre 1858 sind in Siebenbürgen 123 Bären und 834 Wölfe erlegt und hiefür 4359 fl. Taglien ausgezahlt worden.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 64:

Mitgift.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 67. Sonntag, 5. Juni 1839.

Leoniſſa.

(Fortſetzung.)

Mit freudeſtrahlendem Geſichte zeigte Orſo dieſes Schreiben ſeiner Schweſter und bedauerte nur, es könnte vielleicht der Wiederausbruch der Feindſeligkeiten mit der Familie Barricini ſeinen werthen Gäſten die Zeit ihrer Anweſenheit in ſeinem Hauſe trüben. „Ich habe mit den beiden jungen Herren," fügte er hinzu, „noch ein kleines Geſchäft abzumachen; das muß ſo bald als möglich geſchehen."

„Was," erwiederte Leoniſſa, „Du willſt die Elenden zum Zweikampfe fordern? Sie verdienen nicht, den Tod eines Ehrenmannes zu ſterben."

„Leoniſſa, meine Theure, Du biſt eine Heldenſeele und haſt mich vor einem Meſſerſtiche bewahrt. Gib mir Deine kleine Hand, daß ich ſie küſſe. Aber ſiehſt Du, laß mich gewähren. Es gibt gewiſſe Dinge, die Du nicht verſtehſt. Jetzt gib mir etwas zum Frühſtücken, und dann ſende mir die kleine Chilina: ſie muß mir einen Brief beſtellen."

Während ſeine Schweſter die Zurichtungen zum Frühſtück machte, ſchrieb Orſo an die beiden Brüder Barricini folgende Zeilen:

„Es muß Ihnen ſehr daran gelegen ſeyn, mich zu treffen. Mir iſt es eben ſo. Morgen früh um 6 Uhr finden Sie mich im Thale Aquaviva. Die Wahl der Waffen überlaſſe ich Ihnen und erwarte umgehend Ihre Antwort.

Orſo Antonio della Rebbia."

Chilina beſtellte den Brief, brachte aber keine Antwort zurück. Erſt am Abend des folgenden Tages kam ein Schreiben mit der Unterſchrift des Maires Barricini, in welchem er ankündigte, daß er den Drohbrief an ſeine Söhne dem Prokurator des Königs einhändigen und Gerechtigkeit gegen die Verleumdungen und Bosheiten Orſo's verlangen werde.

„Willſt Du Dich denn noch länger von dieſen Memmen hinter das Licht führen laſſen?" redete Leoniſſa ihren Bruder an, als ſie das Schreiben des Maires geleſen hatte. „Ich habe Dir geſagt, ſie werden ſich nicht in ehrlichem Zweikampfe ſtellen, wie dies auf dem Feſtlande der Brauch iſt, darum laß uns keine Umſtände machen. Siehe, wir haben wenigſtens eben ſo viele Leute, wie die Barricini's. Brandolaccio und Caſtriconi werden auch bei der Hand ſeyn, wenn wir ſie brauchen. Sturmleitern und Feuerbrände, Petarden und Patronen ſind in Fülle vorhanden. Wie, wäre es, Orſo Antonio, wenn wir morgen unſern Freunden, den Engländern, gleich nach ihrer Ankunft, das Schauſpiel eines Sturmes auf das Haus der Barricini's gäben? Miß Lydia hat ohnedies ein Mal geäußert, ſie möchte Korſika nicht verlaſſen, ohne vorher eine hübſche Vendetta geſehen zu haben. Jetzt wäre dazu die ſchönſte Gelegenheit . . . . . ."

„Weißt Du," entgegnete Orſo, „daß die Natur übel daran gethan hat, aus Dir ein Weib zu machen? Du hätteſt einen trefflichen Soldaten abgeben können. Doch für dies Mal ſpare Deine militäriſchen Talente und gehe hin und bereite für unſere Gäſte einen guten Bruccio. Es iſt recht ſchön, wenn eine Frau Muth hat, aber ſie ſoll ſich auch des Haushaltes annehmen. Komm, gib mir einen Kuß und laß mir morgen den Apfelſchimmel zur Reiſe ſattlen, denn ich will dem General und ſeiner Tochter eine Strecke Weges entgegenreiten."

„Geduld," ſeufzte Leoniſſa, indem ſie mit der Hand nach ihrem Herzen fuhr. „Gute Nacht, Orſo!"

Noch war am folgenden Tage die Sonne nicht aufgegangen, als der Grauſchimmel geſattelt vor der Thüre ſtand. Zwei bewaffnete Hirten hielten das feurige Thier, das ungeduldig mit dem Fuße ſtampfend, die Ankunft ſeines Herrn kaum erwar-

Digitized by Google

ten konnte. Orso erschien unter der Thüre in seiner Uniform. An seiner Seite hing eine zierliche Patrontasche und über seiner Schulter die englische Doppelbüchse des Generals. Leoniſſa hielt seine Hand.

„Gott geleite Dich, mein Bruder," sagte sie kaum hörbar, schlang ihre Arme um ihn und drückte ihn an ihr Herz, wie wenn es einen Abschied gälte.

„Auf Wiedersehen, theure Schwester," rief er heitern Muthes und schwang sich in den Sattel. „Bestelle das Haus, daß es unsern Gästen darin behaglich werde."

Die Landleute erboten sich, ihren Herrn zu Fuß zu begleiten, Orso aber verbat es sich, trotz des bittenden Blickes, den seine Schwester auf ihn warf, ließ seinem Pferde die Zügel und dieses trabte in raschem Laufe davon. Leoniſſa schaute ihm unverwandt nach, bis ihr Auge ihn nicht mehr erreichen konnte; dann faltete sie die Hände, blickte einige Sekunden lang zum Himmel empor und kehrte in das Haus zurück.

Orso mochte ungefähr eine Stunde lang geritten seyn, als sein Pferd seitwärts in ein Thal einbog, durch welches ein klarer Bach sich hinschlängelte. Das sanfte Murmeln seiner dahinrollenden Silberwellen, die Frische der Morgenluft, der erquickende Hauch der Waldbäume, in deren heiliges Dunkel die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne drangen und in Millionen funkelnder Thautröpfchen farbig wiederglänzten, wiegten seine Seele in jene sanfte Harmonie, in welcher das jugendliche Herz so gerne jene süßen Jugendträume beschleichen, welche vielleicht das schönste Erbtheil der glücklichsten Jahre unseres Lebens sind. Wie gewebt aus Sonnenlicht und Morgenthau traten sie, gleich Erscheinungen aus einer höhern Welt, vor unsere Phantasie, gaukeln ihr tausend liebliche Bilder und Gestalten vor und hinterlassen in dem reinen, unentweihten Gemüthe jene selige Stimmung, die es zu allem Großen und Edeln begeistert und zum Kampfe des Lebens stärkt. Auch in Orso's Seele ward es licht und hell, und alle Bilder und Empfindungen seines inneren Lebens waren das Wiederspiel des farbigen Abglanzes der ihn anlächelnden Morgenwelt. Er sah sich an der Seite Lydia's im Schatten eines jener mächtigen Kastanienbäume, welche in einiger Entfernung seinen Pfad begrenzten. Sie saß im schwellenden Grase umgeben von duftenden Waldblumen, welche rings umher dem Boden entsproßten. Und er pflückte die schönsten derselben, himmelblaue Gentianen, welche ihren sanften Augen glichen, wand sie zu einem Kranze und drückte sie in ihre blonden Locken, welche in ihrer glänzenden Fülle die Sonne beschämten, deren Strahlen sich neidisch und bewundernd in das innere Heiligthum stahlen, das in seinem hehren Dunkel die göttliche Gestalt der Geliebten verbarg. Und sie lächelte gleich einem Engel des Himmels und ließ es geschehen, daß er ihre weiße Hand ergriff, und versank erröthend in Gedanken, als er zitternd das erste Wort der Liebe stammelte, und zürnte ihm selbst dann nicht, als er die schöne Hand an sein Herz drückte . . . Alle diese lieblichen Bilder und Träume verhinderten Orso, Acht auf seinen Weg zu geben, und noch immer wiegte sich seine Seele in ihnen, als sein Pferd plötzlich stille stand und eine sanfte Stimme ihn anredete.

Er schaute auf und vor ihm stand die kleine Chilina.

„Wohin wollen Sie, Orso Antonio?" sagte die Kleine. „Wissen Sie nicht, daß Ihr Feind nahe ist?"

„Mein Feind?" rief Orso, entrüstet sich in einem so seligen Augenblick gestört zu sehen. „Wo ist er?"

(Fortsetzung folgt.)

Mütterliche Eifersucht.

(Schluß.)

5.

Der auf diese Weise beendigte Brief wurde abgeschickt. Angstvoll erwartete die Sterbende den Erfolg. Sie konnte jetzt nicht mehr das Bett verlassen, und Robert, an ihrer Seite sitzend, hielt den ganzen Tag ihre Hand in der seinigen. Von Zeit zu Zeit suchte sie ihm zuzulächeln und begann, wie sie früher gepflegt, mit ihm zu sprechen, als hoffte sie, daß nach ihrem Tode vielleicht ihre Worte in sein Gedächtniß zurückkehren möchten. Sie ertheilte ihm Rath und Belehrung, wie sie einem im vollen Besitz des Verstandes befindlichen Kinde in ihrer jetzigen Lage ertheilt haben würde.

„Wer weiß!" sagte sie zu Mr. Aeton; „vielleicht wird er doch eines Tages meine Worte in sein Herz eingegraben finden."

So verstrich eine Woche. Der Tod nahte sich ihr immer deutlicher, und so ergeben auch Edith unter dem Einflusse der Religion war, so konnte sie sich doch in manchen Augenblicken nicht des

bitterſten Schmerzes über die Trennung von ihrem Kinde und deſſen ungewiſſem Schickſal erwehren.

Endlich kam ihr letzter Lebenstag. Die Sonne war untergegangen, Dämmerung erfüllte bereits das Zimmer, und ſie lag auf dem Sterbebett, ihren Sohn im Arme haltend, auf deſſen Stirn ſie von Zeit zu Zeit unter bitteren Thränen einen Kuß drückte.

„Armes Kind!“ ſagte ſie; „was wird aus Dir werden? O, höre mich, Robert, ich muß ſterben, und Dein Vater iſt auch bereits todt. Du wirſt in Zukunft allein ſeyn; — Du mußt zu Gott beten. Ich laſſe Dich in ſeinen Händen. Er, der über das geringſte ſeiner Geſchöpfe wacht, wird auch Dich, die arme Waiſe, beſchützen. Geliebtes Kind! blicke mich an, — höre mich! Suche zu verſtehen, daß ich jetzt ſterben muß, damit Du Dich einſt meiner erinnern mögeſt.“

Ihre Stimme brach; ſie konnte ihren Sohn nur noch krampfhaft an das Herz drücken.

In dieſem Augenblick kam ein Wagen vor das Haus gefahren. Livingſtone und ſeine Tochter, Mrs. Archer, ſtiegen aus und traten in das Haus. Kein Zeichen von Trauer ſprach aus den kalten, ſtrengen Zügen des alten Mannes, oder aus denen des ſelbſtſüchtigen, ſtolzen Weibes, welches ihm folgte, und gekommen war, um ein ihr willkommenes Ereigniß, das Verſcheiden einer Nebenbuhlerin, mit anzuſehen. Sie betraten Edithe einfaches, ſauberes Zimmer mit den ärmlichen Mobilien, — ſo verſchieden von den Prachtgemächern im Hauſe ihres Schwiegervaters, die ſie freiwillig verlaſſen hatte. Sich dem Bette nahend, unter deſſen weißen Decken Edith, bleich, ſterbend und doch noch immer ſchön, ihren Sohn an die Bruſt drückend, lag, blieben ſie auf beiden Seiten deſſelben ſtehen; aber kein herzliches, tröſtendes Wort hatten ſie für das arme Weib, das flehend ſeine Augen zu ihnen aufſchlug. Nur einige kalte Redensarten, bedeutungsloſe Phraſen kamen ſtotternd über ihre Lippen. Ueberzeugt, daß Edith ſie weder ſehe, noch verſtehe, wandten ſie kalt ihre Augen ab, um zu warten, bis die Sterbende verſchieden ſeyn werde, ohne auch nur das leiſeſte Gefühl von Bedauern und Mitleid in ihren Zügen auszudrücken.

Edithe brechendes Auge haftete auf ihnen, und ein plötzlicher Schrecken ergriff ſie. Jetzt zum erſten Male durchſchaute ſie Mrs. Archer's wahre Empfindungen, ſo wie die kalte Gleichgiltigkeit, den tiefgewurzelten Egoismus Mr. Livingſtone's. Verzweiflung und Todesangſt drückten ſich in ihren Zügen aus, aber kein bittendes Wort richtete ſie mehr an dieſe herzloſen Weſen. Mit krampfhafter Bewegung Robert dichter an ſich ziehend und ihre letzten Kräfte ſammelnd, rief ſie nur:

„Mein Kind, mein armes Kind! Du haſt keine Stütze mehr auf Erden! Gott allein iſt gut! Möge er Dich beſchützen!“

Mit dieſem Sterberuf hauchte ſie den letzten Athem aus. Ihre Arme fielen auf die Decken zurück, ihre Lippen blieben regungslos auf Roberts Stirn haften, und Edith lag todt vor den Augen ihrer gefühlloſen Nebenbuhlerin, deren Sieg jetzt vollſtändig zu ſeyn ſchien.

Mehrere Minuten lang herrſchte tiefe Stille im Zimmer; Niemand ſprach oder bewegte ſich. Im Angeſichte des Todes empfindet auch das kälteſte und gefühlloſeſte Herz einen Ehrfurcht gebietenden Schauer. Mr. Livingſtone und ſeine Tochter knieten am Bett ihres Opfers nieder. Nach mehreren Minuten erhob ſich Erſterer und ſagte zu der im Zimmer befindlichen Wärterin:

„Führen Sie den Knaben hinaus und folgen Sie mir. Ich werde Ihnen ſagen, was mit dem Kinde geſchehen ſoll.“

Die Dienerin näherte ſich Robert und verſuchte ihn ſanft aufzuheben und hinwegzuführen; allein er widerſtand und klammerte ſich feſt an den Leichnam ſeiner Mutter. Sie wiederholte ihren Verſuch, und Robert gab endlich nach und folgte ihr. Sein ſchönes Geſicht war in Thränen gebadet. Bis zu dieſem Augenblick hatte er nie geweint. Alle Anweſenden waren ſtumm vor Erſtaunen, und Keiner hinderte ihn, als er ſich von Neuem auf den Leichnam ſeiner Mutter warf.

„Führen Sie ihn hinaus!“ wiederholte endlich Mr. Livingſtone.

„Ach, Herr, er weint ja!“ entgegnete die Wärterin; „laſſen Sie ſeine Thränen ungeſtört fließen.“

Dann ſich über ihn beugend und ſeine Hand faſſend, fragte ſie ſanft:

„Warum weinſt Du, mein lieber Robert?“

Der Knabe erhob das Geſicht, aus deſſen Zügen der tiefſte Schmerz ſprach, und antwortete mit leiſer Stimme:

„Meine Mutter iſt todt!“

Aus ſeinen Augen leuchtete ein plötzlich erwachter Verſtand; ſeine Thränen floſſen aus der Quelle eines bewußten Schmerzes, und ſeine Stimme war gebrochen, wie die eines leidenden Herzens.

„Ja, meine arme Madame hatte doch Recht,“ ſagte die Wärterin; „man ſoll nie an der Güte und Gnade Gottes verzweifeln.“

Mr. Livingſtone traute ſeinen Augen kaum, und Mrs. Archer wurde ſo bleich wie die vor ihr liegende todte Edith.

Digitized by Google

„Meine theure Mutter! — meine theure Mutter!“ jammerte der Knabe, und dann jene letzten Worte ihres Mundes wiederholend, die er, wie sie richtig prophezeit hatte, einst in sein Herz gegraben finden sollte, fuhr er fort: „Ich sterbe mein Sohn. Dein Vater ist auch bereits todt; Du wirst in Zukunft allein seyn, — Du mußt zu Gott beten!“

Er kniete nieder, faltete die Hände, schlug seine Augen zum Himmel auf, in denen jetzt keine Geistesleere mehr zu erkennen war, und rief:

„Gott, Gott! erbarme Dich meiner!“

Edith, obgleich todt zu den Füßen ihrer Nebenbuhlerin, war dennoch Siegerin. Jetzt war es Mr. Livingstone selbst, der seinen Enkel in die Arme nahm und aus dem Zimmer führte.

Es bleibt jetzt nur noch zu erwähnen übrig, daß Robert, zu vollem Verstande erwacht, der Liebling und Abgott seines Großvaters wurde, dessen Zärtlichkeit für ihn sich vielleicht durch reuevolle Erinnerungen an die Vergangenheit steigerte. Der alte Mann lebte noch viele Jahre und fand sein einziges Vergnügen darin, die Erziehung und Ausbildung des Kindes seines früh verstorbenen Sohnes zu überwachen und für jedes mögliche Bedürfniß desselben Sorge zu tragen. Nach seinem Tode wurde Robert Universalerbe seines bedeutenden Vermögens.

Die ärztlichen Annalen enthalten vielfache Beispiele, in denen schlummernde Geistesfähigkeiten durch eine plötzliche, heftige Erschütterung erweckt wurden. Die hier geschilderten Thatsachen sind also einer natürlichen Erklärung fähig; allein die Armen, deren Helferin und Trösterin Edith, ihrer eigenen dürftigen Umstände ungeachtet, stets war, hielten an dem Glauben fest, daß die Bitte der sterbenden Mutter erhört worden und ihr scheidender Geist in den des Kindes übergegangen sey. Es ist ein schöner, rührender Glaube, und wenn wir ihn auch nicht theilen können, so dürfen wir ihn mindestens ehren.

Mannigfaltiges.

(Eine chinesische Todesstrafe.) Ein chinesischer Kaufmann, der Ermordung seiner Frau überführt, wurde dazu verurtheilt, durch Entziehung des Schlafes zu sterben. Zu diesem Zwecke wurde er in einen Kerker gebracht und unter die Aufsicht von drei Wächtern gestellt, die sich von Stunde zu Stunde ablösen mußten und ihm Tag und Nacht keine Minute Schlaf gönnen durften. So lebte der Unglückliche neunzehn Tage; dann aber wurden seine Martern so groß, daß er die Behörden anflehen ließ, ihn zu erdrosseln, zu hängen, zu köpfen, zu verbrennen, zu ertränken, kurz auf irgend eine Weise zu tödten, nur ihn nicht länger unter gleichen Qualen leben zu lassen.

Jemand bemerkte, ein Küfermeister eigne sich am Besten zu einem Redner, weil er Alles reiflich überlege und faßlich darstelle.

Landwirthschaftliches.

Die französischen Zeitschriften über Gartenbau zeigen eine neue wichtige Entdeckung in der Behandlung der Weinreben an, welche darin besteht, das Gebiet des sogenannten pomologischen Zauber- oder Befruchtungsringes auf den Weinbau anzuwenden. Man soll von dem innern Ende jedes Zweiges (Rebschenkels) einen schmalen Ring von Rinde hinwegnehmen, welcher rings um den ganzen Zweig herumlaufen und bis über den Bast hineinreichen soll. Diese Manipulation hat den Zweck, die Bildung des Blattes zu beeinträchtigen, und hierdurch das Wachsthum der Trauben zu befördern und ihre Reife mindestens um 14 Tage zu beschleunigen. Angestellte Proben, deren Produkte auf der Obst- und Traubenausstellung des vorigen Jahres zu Paris gezeigt wurden, haben an den vorgezeigten ganzen Stöcken dargethan, daß die Trauben von den geringelten Schenkeln um ein Beträchtliches größer waren, als diejenigen von den Zweigen, welche man nicht so behandelt hatte. Andere schlagen vor, anstatt des Ringelns des Zweiges, das zu Anfang August's geschehen muß, lieber einen Messingdraht ziemlich dicht um die bezeichnete Stelle zu legen, welcher mit der Drahtzange ziemlich scharf angezogen werden muß, so daß er einschneidet. Dieser Draht muß aber nach der Traubenernte wieder abgenommen werden, damit das Holz noch gehörig ausreifen kann. — In derselben Quelle wird auch der sogenannte Chilesalpeter (salpetersaures Natron) als gutes Düngmittel für Weinrebenspalier empfohlen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 68. Dienstag, 7. Juni 1859.

Leoniſſa.

(Fortſetzung.)

„Orlanduccio iſt ganz nahe. Er erwartet Sie. Kehren Sie um, kehren Sie um!“

„Was, er erwartet mich? Haſt Du ihn geſehen?“

„Ja, Orſo Antonio, ich lag im Farrenkraut, als er vorüberging. Er ſchaute nach allen Seiten mit ſeinem Fernrohr um.“

„Wohin hat er ſich gewendet?“

„Er ging da hinab, wo Sie hingehen.“

„Schönen Dank!“

„Orſo Antonio, wollen Sie nicht meinen Oheim abwarten? er kann ja jeden Augenblick kommen.“

„Nein, mein Kind, ich brauche ihn nicht.“

„So erlauben Sie doch, daß ich vor Ihnen hergehe.“

„Danke, mein Kind, danke!“

Und Orſo ſpornte ſein Pferd an und ſchlug raſch den Weg ein, den die Kleine ihm bezeichnet hatte. Sein erſtes Gefühl war eine blinde Aufwallung von Zorn, der ſich aber allmälig durch die Ueberlegung abkühlte, daß er dem Präfekten ſein Wort gegeben habe, keine neuen Feindſeligkeiten zu beginnen. Ja er wünſchte ſogar, Orlanduccio nicht zu begegnen, weil er befürchtete, darüber Miß Lydia und ihren Vater zu verfehlen. So von entgegengeſetzten Gefühlen bewegt, ritt er vorſichtig weiter, Anfangs durch Büſche und Hecken, dann über das Aſchenfeld eines niedergebrannten Maquis und endlich bergan, über angebaute Felder. Hier nöthigte ihn bald die Steile des Weges, abzuſteigen und den Zügel auf dem Halſe ſeines Pferdes zu laſſen, das ihm Schritt vor Schritt nachfolgte. Als er nur noch etwa zwanzig Schritte von einer jener Mauern entfernt war, mit welchen man in Korſika die Felder einzufaſſen pflegt, bemerkte er rechts von dem Wege, gerade vor ſich, einen Flintenlauf und gleich darauf einen Kopf, der über die Mauer ſich erhob. Die Flinte neigte ſich und er erkannte Orianduccio, bereit, Feuer zu geben. Schnell ergriff er ſeine Doppelbüchſe, legte ſie an die Wange und zielte. Einige Sekunden ſtanden ſich beide Gegner bewegungslos gegenüber. Orſo's Herz ſchlug immer heftiger.

„Elender Feigling!“ ſchallte ſeine Donnerſtimme dem lauernden Feinde entgegen. Noch war das Wort ſeinen Lippen nicht entflohen, ſo ſah er das Feuer aus der Flinte Orlanduccio's und faſt in demſelben Augenblick krachte ein zweiter Schuß zu ſeiner Linken, von der andern Seite des Pfades, der von einem Manne herrührte, den Orſo bis jetzt nicht bemerkt hatte. Beide Kugeln trafen. Die von Orianduccio durchfuhr ſeinen linken Arm, der auf der Stelle gelähmt an der Seite hing; die andere traf ihn an der Bruſt, zerriß ſeinen Rock, begegnete aber glücklicherweiſe dem Griffe ſeines Dolches, wo ſie ſich abplattete und nur eine leichte Kontuſion verurſachte. Orſo's Flinte ſank ein wenig abwärts; aber faſt in demſelben Augenblick erhob er ſie wieder und gab, allein mit der rechten Hand ſie richtend, Feuer auf Orlanduccio. Der Kopf ſeines Feindes verſchwand hinter der Mauer. Hierauf ſich zur Linken wendend, ſandte er ſeinen zweiten Schuß auf einen Mann ab, den er vor der ihn umhüllenden Rauchwolke kaum wahrnahm. Auch dieſer verſchwand. Die 4 Flintenſchüſſe waren mit einer unglaublichen Schnelligkeit auf einander gefolgt, gleich einem guten Peiotonfeuer. Nach dem letzten Schuſſe Orſo's wurde Alles wieder ſtill; der den Gewehren entſtiegene Rauch wallte, langſam ſich zertheilend, zum Himmel empor, und hinter der Mauer war weder eine Bewegung noch ein Geräuſch wahrzunehmen. Hätte Orſo nicht den Schmerz ſeiner Wunde empfunden, er hätte glauben können, die

Digitized by Google

Männer, auf die er geschossen hatte, seyen nur Gebilde seiner Phantasie gewesen.

In der Erwartung eines ferneren Angriffs zog er sich jetzt hinter einen Baumstamm zurück, nahm sein Gewehr zwischen die Kniee und lud es eiligst. Bald aber brannte seine Wunde heftiger; sein getroffener Arm dünkte ihm schwer wie Blei, und je mehr sein Blut daran herabrieselte, desto schwärzer wurde es ihm vor den Augen. Dennoch ermannte er sich, kniete auf einem Fuß nieder, legte sein Gewehr auf einen seitwärts herausragenden Baumast und verharrte in dieser Stellung, mit dem Zeigefinger auf dem Drücker seiner gespannten Büchse und unverwandt nach der Mauer schauend, von welcher die Schüsse gekommen waren. Die Minuten dünkten ihm Jahrhunderte. Endlich ließ sich weit hinter ihm ein verworrenes Geräusch hören; es kam näher und näher, und alsbald sah er einen Hund, der schnell wie ein Pfeil an einem Abhange herablief und mit dem Schweife wedelnd vor ihm stehen blieb. Es war Brusco, der Zögling und Gefährte der Banditen, der zweifelsohne seinen nahen Herrn anmeldete.

„Hierher Brando!" rief Orso, als er die Fußtritte des Banditen zu hören glaubte.

„He! Orso Antonio! Sie sind's, und verwundet?" rief Brandolaccio, als er ihn anblickte. „Zeigen Sie her, wo thut's weh?"

„Im Arm."

„Im Arm? Kleinigkeit! Und der Andere?"

„Ich glaube ihn getroffen zu haben."

Unterdessen hatte Brusco, mit hoch aufgehobener Nase schnuffelnd, sich der Mauer genähert und sie mit einem Satze übersprungen. Gleich darauf erschien er wieder und stieß ein dumpfes Geheul aus. Brandolaccio eilte dorthin, beugte sich nach der andern Seite der Mauer hinüber und rief indem er seine Mütze abzog:

„Schönsten Gruß dem Herrn Orlanduccio!"

Darauf wandte er sich gegen Orso hin, schwang die Mütze und grüßte ihn auf das Feierlichste: „Das heiß ich einen Mann regelrecht expediren!"

„Lebt er noch?" fragte Orso, schwer athmend.

„Ho, der wird sich hüten; denn die Kugel, die Sie ihm durch's Auge gejagt haben, würde ihm gar zu garstiges Kopfweh machen. Blut der Madonna, was für ein Loch! Gute Büchse, meiner Treu! Wetter, was für ein Blei! Das zerlegt ja ein ganzes Gehirn! Alle Teufel, Orso Antonio, was machen Sie für Arbeit! Anfangs, als ich hörte: „Piff! Piff!" da sagte ich mir: Blitz und Donner! die verwettern mir meinen Lieutenant. Als ich aber hörte: „Bum! Bum!" da dachte ich: Aha, die englische Büchse brummt, er antwortet... Aber Brusco, was heulst Du denn da drüben?"

Der Hund war über die andere Mauer gesprungen. Brandolaccio folgte ihm. „Nun, das muß ich sagen," rief der Bandit erstaunt, „so Etwas hab ich mein Lebtag nicht gesehen! Doppelschuß! wahrhaftig Doppelschuß! Man sieht wohl, daß das Pulver theuer ist. Sie spanen."

„Um Gottes Willen, was ist's denn?" fragte Orso.

„Nun, nun, thun Sie nur nicht so zimperlich, mein Lieutenant! Sie schießen das Wild nieder und wollen, daß man es Ihnen aufhebe.... Ich weiß Einen, der heute einen drolligen Nachtisch haben wird: das ist der Advokat Barricini. „Frisches Fleisch, direkt aus dem Schlachthaus. Beliebt's Alter? Da greif zu! Jetzt mag der Teufel wissen, wer ihn beerben wird."

„Was? Vincentello auch todt?"

„Sehr todt! Glück auf Allen, die da leben! Was recht schön von Ihnen ist, Orso, das ist der Umstand, daß Sie die Leute, die Sie in die andere Welt schicken, doch nicht lange leiden lassen. Sehen Sie nur einmal den Herrn Vincentello an. Da liegt er noch auf den Knieen und sein Haupt auf der Mauer, als ob er schliefe. Das nenn' ich einen bleischweren Schlaf. Armer Junge!"

Orso wandte entsetzt das Haupt ab. „Ist er wirklich todt?" fragte er mit bebender Stimme.

„Für den ist kein Kraut mehr gewachsen," erwiederte Brandolaccio. „Sehen Sie nur da an der linken Brust, — ich wette, gerade durch's Herz. Doppelschuß!.... Zwei mit zwei Schüssen. Beide Brüder!.. Hätte er einen dritten Schuß gehabt, er hätte den Herrn Papa auch dazu gelegt. O, ich alter Kerl; jetzt mach' ich Feierabend. Orso Antonio, ich habe meinen Meister gefunden. Ich thue keinen Schuß mehr — heißt das, wenn die Gendarmen mir Ruhe lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Pauline und Franz.

(Von H. Eller.)

1.

Ruhig spielten die Wogen des Genfer See's; hie und da fuhr ein Nachen pfeilschnell denselben entlang. Eine Bäuerin eilt mit ihrem Körbchen auf der Straße der Stadt J. zu. Neben ihr folgt das Söhnchen, den Arm in der Schlinge tragend,

Digitized by Google

mit verbundenem Kopfe. Er schien sonst ein kräftiger Junge zu seyn, der etwa das zehnte Jahr erreicht haben mochte. Mit heiterer Miene zeigte sie ihm das prachtvolle Schloß des Grafen H., an dem sie eben vorbeikamen und wo sie des Herrn Doktors Franz erblickten, der munter und fröhlich mit einem kleinen Mädchen im Garten spielte. Dieses in wirklich vortrefflichem Geschmacke aufgeführte Gebäude mit seinem flachen Dache, seinen großen Fenstern, die bis zum dritten und letzten Stocke mit den prachtvollsten Verzierungen bekleidet sind, aus behauenen Quadern aufgeführt, zu beiden Seiten ein Altan anstatt des letzten Stockes, inmitten eines beinahe 4 Morgen großen Gartens, in dem außer einem Teiche mit dem auserlesensten Federvieh und Fischen sich noch Pavillons, Garten- und Treibhäuser mit den Pflanzen eines eigentlichen südlichen Klima's befanden — wer sollte nicht das Werk von Menschenhänden bewundern? — Und doch wie viel mehr sind die Werke unseres himmlischen Vaters zu bewundern, der die ganze Welt erschaffen hat, erhält und regiert! — Durch solche stille Betrachtungen lernt der Mensch erst recht die Erhabenheit eines höchsten Wesens kennen, seine Allmacht, seine Güte und seine Größe.

Die beiden Kinder, die eben von der vorbeigehenden Frau in ihren Unterhaltungen gestört worden waren, wollen wir etwas näher in's Auge fassen. Der Knabe, ein kräftiger sechsjähriger Junge mit über die Schultern fallendem blonden Lockenhaare, seinen hellen, blauen Augen, seinem feinen Gesichtchen und seinem netten blauen Käppchen, nahm sich neben dem fünfjährigen Mädchen mit seinem schon kräftigen, schwarzen Haare, seinen lieblichen schwarzen Augen, zarten, rothen Wangen und seinem prachtvollen Rosakleidchen reizend aus.

Das Mädchen war die einzige Tochter des gräflichen Hauses und hieß Pauline, der Knabe hingegen war der Sohn des zunächst wohnenden Doktors D. und hieß Franz. — „Morgen, lieber Franz, ist meiner Mutter Geburtstag, dann kannst Du wieder zum Garten, dann bringe ich Dir etwas Ausgezeichnetes mit und dann lesen wir in unserm Büchlein weiter." Nachdem Franz sein Versprechen, zur bestimmten Stunde, also um halb 2 Uhr, da zu seyn, abgelegt, verabschiedete man sich, wie gewöhnlich, mit einem kindlichen Kusse. Daß Franz um die besagte Stunde erschien, läßt sich leicht denken, sie waren ja mit und neben einander aufgewachsen und dieses bewirkte auch in Beiden eine so reine kindliche Liebe, daß sie wie Geschwister beständig beisammen waren und Keines ohne das Andere auch nur einen Tag zubringen konnte; sie spielten Ball miteinander, lasen Paulinens schöne Bilderbücher, betrachteten auch die schönen Blumen des Gartens und Treibhauses; hie und da pflückten sie auch, wie Kinder sind, eine seltene Blume im Treibhause ab aber traten manchmal in ein eingefäßtes Beet.

So vergingen längere Jahre. Franz, der in Bälde das Gymnasium des Städtchens verließ, war inzwischen ein kräftiger Bursche, Pauline ein blühendes Mädchen geworden, die nun, nach der Ansicht ihrer Eltern, nur die nobelsten Bälle besuchen durfte und als eines der reichsten Mädchen in der Gegend auch entsprechende Tänzer genug finden konnte. Schon früher war ihr von der Mutter der Umgang mit dem Jungen des unvermögenden, blos von seinem Einkommen lebenden Doktoren untersagt worden; allein trotzdem sah man sie nach oft in einem oder dem andern Pavillon oder Treibhause beisammen, lesend oder erzählend, oder wenn die Mutter nicht zu Hause war, am Pianoforte, und da Franz mit einer ausgezeichneten Tenorstimme begabt und dadurch der Liebling in Gesellschaften war und auch auf der Violine bedeutende Fertigkeiten besaß, so fehlte es an Unterhaltung durchaus nicht.

Franz war besonders beliebt bei dem Vater Paulinens, der ein sehr gewandter und einsichtsvoller Mann war, und denselben ob seiner trefflichen Eigenschaften hoch hielt. Er nahm Abschied und reiste nach der Universität ab.

2.

Vier Jahre sind inzwischen verflossen. In der letzten Zeit hatte Franz beinahe keine Nachricht von sich gegeben. Traurig sah man heute Pauline am Fenster, stille zog sie wieder die Gardinen zu, die eine herabrollende Thräne verbargen, — wiederum lüpft sie die Gardine, da sieht sie um die Ecke dem Schlosse zu den Postboten kommen; eilig stob sie die Treppen hinab, und richtig, er brachte einen sehnlichst erwarteten Brief; kaum in ihrem Gemach angelangt, erbrach sie das Siegel; Franz schrieb, er komme in etwa 3 Wochen in die Ferien; seine seitherigen Haupt-Studien hätten ihn verhindert, privatim zu korrespondiren.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Die „Dorfzeitung“ schreibt: „Wäre es denn nicht möglich, auf unsern Gymnasien, Realschulen und Seminarien den Brillen Einhalt zu thun? Junge Theologen besteigen bei uns die Kanzel mit der Brille, junge Lehrer treten in die Klasse mit der Brille, junge Offiziere kommandiren vor der Fronte mit der Brille, sogar junge Forstgehilfen begehen ihren Forst mit der Brille, der Zahl der angehenden Staatsdiener, die ohne die Brille nicht arbeiten können, nicht zu gedenken. Geht das so fort, so wird bald kein Gebildeter unter uns mehr gefunden werden, der nicht durch die Brille sieht; selbst die erste und nothwendigste Waffe für die Vertheidiger des Vaterlandes wird hinfort seyn — die Brille. Sollten nicht die hohen Anforderungen, welche man heutzutage an die Zöglinge unserer höheren Bildungsanstalten macht, verbunden mit dem Mangel an entsprechender Bewegung im Freien, eine Hauptquelle dieses modernen Leidens seyn?“

(Ein Schützenkönig.) Unter allen Schützenkönigen Deutschlands, welche durch die alljährlichen Schießübungen der verschiedenen Gaue Deutschlands mit der vorübergehenden Monarchenwürde bekleidet werden, dürfte es wohl kein einziger mit dem Amerikaner King in Fort-Wayne aufnehmen, der nicht blos den Königs-Namen führt, sondern auch mit Recht seinen Beinamen: König der Schützen verdient. — Selbst die Tyroler und die Schweizer, welche so ausgezeichnete Schützen zu stellen vermögen, dürften vor diesem bescheiden zurücktreten müssen, wie die nachfolgende Wette beweist, die Herr King unlängst gewonnen hat. — Um die bedeutende Summe von 5000 Doll. hatte King gewettet, von 50 Vögeln, die man Paarweise fliegen ließ, innerhalb gewisser Grenzen durch Doppelschüsse mindestens 40 zu tödten. Das Resultat ging aber noch weit über diese Geschicklichkeit hinaus, denn von den 50 Vögeln stürzten 46 auf der Stelle getödtet innerhalb des bezeichneten Raumes nieder; 3 sanken verwundet auf den Tod jenseits der Grenzen dieser Strecke zu Boden und nur ein einziger entkam mit dem Leben.

Ein gegenwärtig aus der Umgegend von Königsberg in Berlin anwesender Doktor will die Erfindung eines Luftapparats gemacht haben, der einzelne Menschen gleich einem Luftballon fast fliegend in die Höhe hebt, eine Erfindung, welche namentlich bei Kriegszeiten von großem Nutzen seyn soll. Er verlangt für sein Geheimniß 40,000 Thaler und will binnen 4 Wochen ein ganzes Regiment mit solchen Apparaten versehen. Im Jahre 1849 wurden bekanntlich schon ähnliche Versuche zur Recognoszirung mittelst einer Art von Luftballon durch einen Oesterreicher in Italien angestellt.

Ein seltsames Point d'honneur haben die Chinesen in Kalifornien: wenn ein Schuldner nicht zahlen kann, so schneidet er sich den Hals ab und die Rechnung ist ausgeglichen. Es kommt vor, daß selbst Frauen, die ihren Verpflichtungen nachzukommen außer Stande sind, sich durch Opium vergiften. Es scheint auch eine Art geheimer Gesellschaften und verborgener Gesetze unter ihnen zu existiren, die ihre Handlungen leiten und Uebertretungen züchtigen. Stellt man sie zur Rede, kraft welcher Autorität und nach welchen Regeln sie es thun: so geben sie lügenhafte Ausflüchte. Will die Polizei zum Schutz des von seinen Landsleuten Gemißhandelten einschreiten, so weigert sich der Gemißhandelte selber, von dem guten Willen Gebrauch zu machen. Uebrigens fügen sie sich gänzlich den Staatsgesetzen und den Anordnungen der städtischen Behörden, und wenn sie dagegen fehlen, geschieht es meist aus Unkunde.

Die Frauen sagen so oft: ich bin nicht wie die andern Frauen. Ein Weltmann sagte einst: ich habe merkwürdigerweise immer nur „die Frauen“, aber noch nie „die anderen Frauen“ kennen gelernt.

Zweisylbige Charade.

Im Kommen und im Gehen macht dir die Erste Schmerzen,
Sie macht dich schön, und sie entstellet dich.
Die Zweite fühlest du, auch oft in deinem Herzen,
Wenn deines Glückes Stern in Nacht und Graus verblich.
Das Ganze kann dir nur die erste Sylbe geben,
Du fürchtest es mit Recht, oft kann kein Arzt es heben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 69. Freitag, 10. Juni 1859.

Leoniſſa.

(Fortſetzung.)

Während dieſer Herzensergießung unterſuchte der Bandit den Arm Orſo's und trennte den Aermel mit ſeinem Dolche auf. „Hat nichts zu bedeuten," rief er, — „ein Bischen Flickarbeit für Leoniſſa am Ueberrock. Laß ſehen: verſuchen Sie einmal, ob Sie Ihre Finger bewegen können. Spüren Sie was, wenn ich in Ihren kleinen Finger beiße?... Wenig? Nun, es thut Nichts! Laſſen Sie mich einmal Ihre Halsbinde abnehmen! Der ſchöne Ueberrock! Man meint ja, Sie hätten auf die Hochzeit reiten wollen! Da, trinken Sie einen Schluck Wein. Warum aber nehmen Sie keine Kürbisflaſche mit? Darf ein Korſe ohne Flaſche reiſen? Orſo Antonio, denken Sie nur, alle Beide. Nun, da kommt ja endlich die kleine Schildkröte Chilina."

Orſo antwortete nicht. Er war bleich wie der Tod und zitterte an allen Gliedern vor Fieberfroſt.

„Chili," rief Brandolaccio, „guck' einmal dort über die Mauer." Das Kind kletterte hinüber und machte vor Orlanduccio's Leichnam das Zeichen des Kreuzes.

„So, jetzt guck' auch einmal dort hinüber." Das Kind bekreuzte ſich abermals.

„Seyd Ihr's geweſen, Oheim?" fragte ſie ſchüchtern.

„Ich? leider nicht. Das iſt ein Stück Arbeit von dem Herrn da. Mach' ihm Dein Kompliment, Chili."

„Fräulein Leoniſſa wird ſich ſehr freuen," ſagte das Kind, „und ſich ſehr betrüben, daß Sie verwundet ſind."

„Friſch, Orſo Antonio," ſprach der Bandit, nachdem er die Wunde mit deſſen Schnupftuch verbunden hatte. „Chilina hat Ihr Pferd wieder erwiſcht. Sitzen Sie auf und reiten Sie mit mir in's Maquis von Stazzano. Dort findet Sie Niemand, der nicht Weg und Steg weiß. Wenn wir am Kreuze der heiligen Chriſtina angekommen ſeyn werden, machen wir Halt und pflegen Sie, ſo gut es geht. Chilina muß dann mit Ihrem Pferde heimreiten und Fräulein Leoniſſa von Allem in Kenntniß ſetzen. Sie können der Kleinen Alles anvertrauen. Sie ließe ſich lieber die Zunge ausreißen, ehe ſie ihre Freunde verriethe. „Gelt, kleine Hexe?" fügte er mit zärtlichem Tone hinzu. „Geh, ſey verwünſcht, excommunicirt, Rabenkind!"

„Warum fluchſt Du denn dem Kinde, Brando?"

„Ja ſeht," erwiederte der Bandit, „wenn unſer Eins Jemand was Gutes wünſcht, ſo ſchlägt's allemal in's Gegentheil um, darum wünſchen wir Denen, die wir gerne haben, nur Schlimmes und dann thut der Teufel das Beſte."

„Wo führſt Du mich denn hin?" fragte Orſo mit ſchwacher Stimme.

„Was iſt da zu fragen? Sie haben die Wahl zwiſchen dem Gefängniß oder dem Maquis. Aber ein della Robbia ſchlägt nie den Weg zum Kerker ein; alſo in's Maquis."

„Lebt wohl, alle meine Hoffnungen," ſeufzte ſchmerzlich Orſo.

„Ihre Hoffnungen? Alle Wetter, gedachten Sie vielleicht mehr als Zwei mit Ihrer Doppelbüchſe zu treffen? Wie haben denn die beiden Kerle nur noch ſchießen können? Die müſſen ja ein Leben gehabt haben wie die Katzen."

„Sie haben zuerſt geſchoſſen," ſagte Orſo.

„Ja ſo, ich hab's vergeſſen: Piff! Piff! Bum! Bum! freilich, freilich!"

Orſo gab ſeinem Pferde die Sporen. Um keinen Preis der Welt hätte er die Unglücklichen ſehen können, denen er den Tod gegeben hatte.

Digitized by Google

Brandolaccio führte das Pferd am Zügel, Chilina und der Hund Brusco folgten, und so ging es nach dem Gehölze von Stazzano.

Unterdessen hatte Leoniffa, bald nach Orso's Abreise, erfahren, daß die Barricini's draußen im Felde auf ihn lauerten, und von diesem Augenblick an schwebte sie in der peinlichsten Unruhe. Man sah sie hastig von den Zimmern in die Küche und aus dieser wieder zurück in die Zimmer, und jeden Augenblick an das Fenster laufen, um zu sehen, ob nicht eine ungewöhnliche Bewegung im Dorfe etwas Außerordentliches ankündige. Gegen elf Uhr ritt eine zahlreiche Gesellschaft in Pietranera ein. Es waren der General, seine Tochter und ihr Gefolge, nebst dem Führer. Leoniffa eilte ihnen entgegen, und ihr erstes Wort war: „Haben Sie meinen Bruder gesehen?"

„Nein," lautete die Antwort des Führers. „Wahrscheinlich hat er den obern Weg eingeschlagen; wir kommen auf dem untern."

Obgleich auf das Ernstlichste bemüht, ihre innere Bewegung zu verbergen, war es Leoniffa doch unmöglich, sich ganz zu verstellen, und bald errieth Lydia die Ursache ihrer Angst. Diese wollte sogleich Boten nach allen Seiten aussenden, und ihr Vater erbot sich, wieder das Pferd zu besteigen und Orso aufzusuchen. Die Besorgniß ihrer Gäste rief Leoniffa's ganze Seelenstärke zurück. Sie gedachte ihrer Pflichten als Wirthin des Hauses, nöthigte den General, sich zu Tische zu setzen und suchte tausend Gründe hervor, um das Ausbleiben ihres Bruders zu erklären.

„Ich wette," sagte der General, „Herr della Rebbia ist irgend einem schönen Stück Wild auf die Fährte gekommen und wird uns einen guten Braten mit nach Hause bringen. Ja so eben fällt mir ein, wir haben ja unterwegs vier Flintenschüsse gehört. Zwei davon krachten stärker, als die andern, und da habe ich zu meiner Tochter gesagt: Ich wette, dort drüben jagt Herr della Rebbia: nur mein Gewehr kann einen solchen Lärm machen."

Leoniffa erblaßte und Lydia, die es wahrnahm, errieth auf der Stelle die Besorgniß, die ihres Vaters Erzählung ihrer Freundin verursachte.

„Gingen die zwei stärkeren Schüsse voraus, oder folgten sie den andern nach?" fragte diese. Aber weder der General, noch seine Tochter hatten auf diesen wichtigen Punkt Acht gegeben.

Als nach Verlauf einer Stunde die ausgeschickten Boten noch nicht zurückgekommen waren, nöthigte Leoniffa wiederholt ihre Gäste, am Tische Platz zu nehmen; aber mit Ausnahme des Generals vermochte Niemand zu essen. Bei jedem kleinen Geräusch auf der Straße lief Leoniffa an's Fenster, kam aber jedes Mal wieder traurig zurück und bemühte sich vergeblich, ein Gespräch über gleichgiltige Dinge anzuknüpfen, das ihre Gäste unterhalten sollte.

Plötzlich hörte man den Tritt eines galoppirenden Pferdes. „Das ist er!" rief Leoniffa und sprang auf. Aber bei dem Anblick Chilina's, die auf Orso's Pferd saß, schrie sie mit herzzerreißender Stimme: „Mein Bruder ist todt!" Lydia stieß einen Schrei aus, der General ließ sein Glas fallen und alle eilten an die Thüre des Hauses. Ehe Chilina vom Pferde springen konnte, hatte Leoniffa sie krampfhaft umschlungen und wie einen Federball aus dem Sattel gehoben. Das Kind verstand ihren schrecklichen Blick, konnte aber, weil die zusammengepreßten Arme der Herrin es beinahe erstickten, nur das Wort hervorbringen: „Er lebt." Bei diesem Worte ließen Leoniffa's Arme nach und die Kleine fiel gleich einer zerquetschten jungen Katze zur Erde.

„Die Andern?" fragte Leoniffa mit dumpfer Stimme.

Chilina bekreuzte sich. Alsbald verdrängte eine lebhafte Purpurgluth die Todtenbläſſe von Leoniffa's Wangen; sie warf einen Feuerblick auf das Haus der Barricini's und rief lächelnd ihren Gästen zu: „Jetzt zum Kaffee!"

(Fortsetzung folgt.)

Pauline und Franz.

(Fortsetzung.)

3.

Es war ein stiller Herbstmorgen, rauhere Winde wehten über die schon leeren Felder, Zugvögel wanderten schon längst ihrer neuen Heimath zu, nur die Kobellerche ließ noch ihr einfaches Tick Tick hören. —

Stille waren die Straßen von J. Das Schloß des Grafen H. lag in friedlicher Einsamkeit unter den mit wenigem Laub bedeckten Bäumen, die Beete schon mit Stroh belegt, der liebliche Gesang der Vögel im Freien ist verstummt, nur in den Treibhäusern herrscht reges Leben, Alles ist dicht besetzt mit Pflanzen; eine angenehme Wärme durchdringt hier Alles; Diana, die aus weißem Gyps hier ausgegossen steht, ebenso Bacchus, Ceres und andere Götter der Mythologie treten.

Digitized by Google

überall dem Besucher in den verschiedensten Nuancen in die Augen. Hier blühen die prächtigsten Pflanzen, die nur der Süden hervorzubringen im Stande ist, unter der Sorgfalt und Pflege der Gärtner; bringen sie zuweilen Früchte, z. B. die Orangen, Pomeranzen, Feigen, der Lorbeer, die Palmen und Cactusarten ꝛc., so glaubt man sich in ein anderes Klima versetzt.

Pauline hatte heute ihre Toilette besonders reich entfaltet; denn heute sollte ein großes Diner stattfinden, da ihre Eltern eine 25jährige Ehe mit der sogenannten silbernen Hochzeit endigten; aber heute kam auch ihr Franz zurück. Das Diner war eben im besten Gange, Gratulationen vernahm man von allen Seiten; der Herr Vetter, Graf Z., der als Offizier in einem Regimente stand und bedeutende Güter im mittleren Frankreich besaß, war auch zugegen und fand besondern Gefallen an der lieblichen Tochter des Hauses, die zu seiner Rechten placirt war. Der Herr Onkel und andere Verwandte, ferne und nahe, beehrten dieses angenehme Familienfest durch ihre Gegenwart. Die letzten Süßigkeiten machen eben die Runde, wie der perlende Wein, durch den die Gemüther erheitert werden. Pauline wurde gebeten, etwas auf dem Pianoforte zum Besten zu geben, welcher Bitte sie auch mit Vergnügen entsprach. Mit der ihr eignen Grazie setzte sie sich zum Flügel und sang eine prächtige Arie aus der Zauberflöte. Erstaunt waren Alle über den herrlichen Gesang, wie über die Fingerfertigkeit Paulinens, besonders der Herr Vetter, der an der Seite ihrer Mutter, die ihre Tochter mit Lobsprüchen überhäufte, wie bezaubert den süßen Tönen lauschte und ganz Ohr zu seyn schien.

Die Mutter glaubte den geeigneten Tag gefunden zu haben, Pauline und Ludwig, so hieß nämlich der Herr Vetter, die von ihrer frühesten Jugend an für einander bestimmt waren, zu verloben, da der Herr Vetter sich erstens in einer trefflichen Karriere befand und schon zum Stabsoffizier ernannt war und zweitens die ganze Verwandtschaft aus Nah und Fern beisammen sey. Eine Berathung erfolgte und Pauline mußte, bei ihrer Mutter an eine gewisse Subordination gewöhnt, den Wünschen ihrer Eltern sich fügen. Die sonstigen weitläufigen Formalitäten wurden erfüllt, ein leises, kaum hörbares „Ja" aus dem Munde der geknickten Braut, und die Verlobung war zu Ende.

Um halb 6 Uhr rollte die Post mit den fernen Anverwandten des Hauses ab, worunter auch der glückliche Bräutigam. Noch immer waren einige nahe Verwandte und Bekannte beisammen und besprachen die treffliche Parthie Paulinens und gratulirten ihr dazu, allein sie saß noch immer stumm in ihrem Sessel und entzog sich sobald als möglich der Gesellschaft, um ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen. In ihrem Zimmer angelangt, weinte sie die bittersten Thränen, als sie plötzlich durch das Knarren des kleinen Hofthores aufgeschreckt wurde; — schnell sprang sie zum Fenster, doch die erwartete Person war verschwunden, als sie, im Augenblick, wo sie das Zimmer verlassen wollte, — todtenbleich in die Arme ihres Franz sank. Lange konnten Beide keine Worte finden, stumm saßen sie sich gegenüber, — endlich erfuhr Franz die Geschichte des heutigen Tages. Was sie bei ihm für einen Eindruck machte, läßt sich leichter denken, als beschreiben; seine schönsten Hoffnungen, seine herrlichsten Pläne waren dahin. Pauline brachte ihm jedoch als Zeichen ihrer Treue ein schwergoldenes Medaillon, das ihr der Großvater mit aus England gebracht hatte; — Franz, gerührt durch ihren edeln Charakter, zog seinen schweren Ring aus und stattete Paulinen seinen Dank ab. — Lang noch saßen Beide beisammen, ehe sie sich verabschiedeten, und Franz reiste einige Zeit später nach seinem Haupteramen ab.

4.

Reiner ist die Luft nach einem Gewitterregen; neubelebt erhebt sich die Blume und das Gesträuch, Alles ist wie neu erstanden. Keck stechen die zarten Keimchen aus dem Boden, höher noch rankt sich die Bohne, schneller noch breitet der Epheu seine Luftwurzeln an der steilen Wand aus, die Erdbeere, deren Ausläufer sich festgewurzelt haben, und der Quendel treiben an ihren Knoten ein neues Pflänzchen, kräftiger wird der Knollen der sogenannten Erdkastanie, kühner steigen die verschiedenen Farnkräuter empor, dicker wird der Saft der Schlüsselblume. Schön hellblau ist das Firmament; nur hie und da ziehen einige Silberwölklein als stille Verkündiger des Friedens der Elemente dahin. Freudig lenket Phöbus die Rosse, die feuerschnaubend stolz ihre Mähnen schüttelnd dahinfliegen; voran eilt die gütige Aurora, gnädig blicket Jupiter von seinem Olymp herab.

Belebt sind die Straßen von Dürkheim. Winzer ziehen froh in ihre Felder die Hacke auf dem Rücken, den Boden zu lockern, muntere Mädchen eilen geschäftig zur Arbeit und lassen ein liebliches Liedchen erschallen, Kinder zur Schule, den Ranzen auf dem Rücken oder die Tasche in den Händen, in denen sich ihre Utensilien befinden,

Digitized by Google

toben und springen, oder gehen zusammen, die nächste Angelegenheit zu besprechen. Rasch nahen zwei Wanderer, das weiße Käppchen mit der Goldbordur keck auf der linken Seite des Kopfes. Enge schwarze Beinkleider, der Rock nach neuestem Schnitte, der Plaid auf dem Arme und der Stock mit dem Gemshorn in der Rechten, das farbige Band, sowohl über die Brust, wie auch zu der Westentasche heraushängend, verräth auf den ersten Blick, wer vor uns steht, — zwei studiosi juvenes. Der größere, ein kräftig aussehender junger Mann, der wohl seine sechs Schuh messen mochte, mit blondem, bis zu den Schultern herabwallendem Lockenhaare, schien ein schlechtes Auge zu haben, da er sich einer feinen Brille bediente, die den Blick des wirklich geistreich Aussehenden noch erhöhte, der Andere, kleiner und gesetzter, mit kurzem schwarzem Haare, zeigte eine etwas phantastische Miene.

Eben schlug es die erste Stunde des Nachmittags. Die letzten Töne ihres gemeinsam gesungenen Liedes: „Gaudeamus igitur“ waren verhallt, als man um die Ecke bog und das ganze Panorama der Stadt und Umgebung von Dürkheim sich ihren Augen darbot. Nicht wahr, lieber Freund Franz, Du bist in Deinen Erwartungen nicht getäuscht? Die Pfalz gehört gewiß unter die schönsten Länderstriche Deutschlands, besonders die Gegenden unsrer Vorder- oder Weinpfalz. Wohlhabende und reinliche Dörfer und Städte und der Frohsinn und die Aufgewecktheit der Bewohner geben ihnen vor vielen andern den Vorzug. Noch ruhet Dürkheim im Schooße des Thales verborgen und mit jedem Schritte entfaltet sich dasselbe lieblicher; immer schöner und großartiger tritt uns die Umgebung in die Augen. Solche Naturschönheiten zu schildern ist sehr schwer, indem sie bei der Beschreibung nicht gewinnen, nur verlieren können. Am Eingange des Dürkheimer Thales gelegen, durch das sich die Isenach zieht, an deren Ufer stete Regsamkeit herrscht, beschatten dich zu beiden Seiten dunkle Kastanien, und Berge nehmen dich traulich in ihren Schooß auf. Ein heiterer Himmel lacht über dir, und die grünenden Weinberge an die der Pfälzer besondern Fleiß verwendet, lohnen ihn dafür, daß sie ihm die köstlichen Trauben erzeugen, deren Saft der Manneskraft so zuträglich ist. Links, lieber Freund, erblickst du an dem mäßig sich erhebenden Hügel das Flaggenthürmchen, rechts die Heidenmauer, die noch aus Römerzeiten stammen soll, den Teufelsstein, dort im Hintergrund erblickst du auf dem kleinen Hügel die Limburg u. s. w. Von genannten Punkten genießt man eine herrliche Aussicht in die Ebene.

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltiges.

Zu Dieppe starb dieser Tage im Alter von 66 Jahren ein Engländer, der als der reichste und sonderbarste Kauz dieser Stadt bekannt war. Er wollte sich nie verheirathen; es hatte ihn kein Mensch je lachen sehen. Sein Geiz war so groß, daß er sich nicht das geringste Kleidungsstück anschaffte, sondern während seines ganzen Lebens die Garderobe seines Onkels trug, der ebenso geizig gewesen, als er es selber war. Selbst die Schuhe desselben paßte er sich an. Niemand hat in den fünf Jahren, die seinem Tode vorausgingen, sein Schlafzimmer betreten, und ebenso lange wurde sein Wohnzimmer weder gelüftet noch gefegt. Er schnäuzte sich niemals anders, als mit einem Stücke Papier, das er zu diesem Zwecke von den Maueranschlägen abgerissen hatte. Er bediente sich einer Speckschwarte, die er in kleine Streifen zerschnitten hatte, um sich die Schuhe zuzubinden; aber er mußte diese ganz neue Art von Schuhriemen bald wieder aufgeben, weil er einen ewigen Kampf mit den Hunden zu bestehen hatte, die sie ihm von den Füßen herunterfressen wollten. Eine ganz eigene Manier hatte er auch, um seine Katze zu füttern. Er bestrich sie nämlich gleichfalls mit einer Speckschwarte, und überließ es dann dem armen Thiere, sich stundenlang zu belecken. Und dieser Mann hinterließ, wie gesagt, große Reichthümer!

(Durchschnittliche Lebensdauer der Menschen.) Nach einer Berechnung des berühmten Statistikers Dieterici, welche derselbe am 9. Dezember v. J. der Berliner Akademie der Wissenschaften vorlegte, nimmt im Königreich Preußen die durchschnittliche Lebensdauer der Menschen zu. Sie betrug nämlich 1816 nur $28^1/_2$ Jahre, 1836 $28^9/_{10}$ Jahre, 1855 etwas über 30 Jahre.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No 70. Sonntag, 12. Juni 1839.

Leoniſſa.

(Fortſetzung.)

Die kleine Iris der Banditen mußte nun erzählen. Ihr Patois, das zuerſt Leoniſſa in's Italieniſche und dann Miß Grant in's Engliſche überſetzen mußte, entriß dem General mehr als einen Ausruf und ſeiner Tochter mehr als einen Seufzer. Leoniſſa hörte mit unbeweglichem Blicke zu, verdrehte aber dabei eine Serviette dermaßen, als wollte ſie ſie in Stücke reißen. Fünf bis ſechs Mal ließ ſie das Kind wiederholen, daß die Wunde ihres Bruders nicht tödtlich ſey. Endlich beſchloß Chilina ihren Bericht mit der Bemerkung, daß Orſo Papier zum Schreiben begehre und ſeine Schweſter erſuche, eine Dame, welche vielleicht in ſeinem Hauſe eingekehrt ſey, inſtändig zu bitten, doch nicht abzureiſen, ehe ſie einen Brief von ihm erhalten habe. „Das war es," fügte die Kleine hinzu, „was ihn am meiſten quälte, und ſchon war ich weggegangen, als er mich wieder zurückrief, um mir dieſen Auftrag wiederholt anzuempfehlen." Leoniſſa lächelte und drückte die Hand der Engländerin herzlich, die, obwohl ihr die Thränen in die Augen traten, doch nicht für gut fand, ihrem Vater dieſen Theil der Erzählung zu überſetzen.

„Ja, Sie werden bei mir bleiben, theure Freundin," rief Leoniſſa, Lydien umarmend, „und werden mir helfen." Mit dieſen Worten öffnete ſie einen Schrank, in welchem ſich eine Menge alter Leinwand befand, und fing an, Stücke davon zu Bandagen und Charpie abzuſchneiden. Lydia legte ſogleich Hand an und fragte alle Augenblicke die mithelfende Chilina, ob denn die Wunde dem Herrn Orſo große Schmerzen verurſache. Bisweilen blickte Leoniſſa abwechſelnd den General und ſeine Tochter mit funkelnden Augen an und rief: „Iſt mein Bruder nicht ein Held? Zwei ſo ſchlaue, ſo furchtbare Gegner! Beide er allein, verwundet und nur mit einem Arme. O, Miß Lydia, ich habe es Ihnen geſagt, daß Sie meinen Bruder erſt kennen lernen müſſen. Er hat ſich aufgeſchwungen wie ein Adler, der auf ſeine Beute niederſtürzt. Sie glaubten, er wäre ſo zahm und ſanft; er war es nur an Ihrer Seite. Ach, wenn er Sie jetzt für ihn arbeiten ſähe! Armer Orſo!"

Lydia arbeitete emſig fort, ohne ein Wort zu ſprechen. Ihr Vater fragte, warum man ſich denn nicht beeile, den Vorgang der Behörde anzuzeigen. Zuletzt wollte er gar wiſſen, ob denn das Landhaus des guten Herrn Brandolaccio, der dem Verwundeten ſo treulich beigeſtanden, nicht allzu fern von Pietranera liege, und ob er den edlen Freund nicht beſuchen könne.

Leoniſſa antwortete mit ihrer gewohnten Ruhe, daß Orſo im Maquis ſey, einen Banditen zum Pfleger habe und große Gefahr liefe, eingekerkert und ſtrenge gerichtet zu werden, wenn er ſich zeige, ehe der Präfekt und die Richter von dem wahren Thatbeſtand ſich überzeugt hätten. „Erinnern Sie ſich ja genau, Herr General," fuhr ſie fort, „daß Sie vier Flintenſchüſſe gehört und mir geſagt haben, daß Orſo zuletzt geſchoſſen hat."

Der Tag fing ſchon an, ſich zu neigen, als in dem Dorfe ein trauriger Zug anlangte: man brachte dem Advokaten Barricini die Leichname ſeiner Söhne, deren jeder über einem Maulthiere lag, das von einem Landmanne geführt wurde. Als der Zug ſich dem Hauſe näherte, umgab ihn eine Menge müßiger Clienten des Maire, und einige Frauen, unter denen ſich Orlanduccio's Amme befand, zerrauften ſich die Haare und ſtießen ein ſchreckliches Geheul aus. Ihr wilder Schmerz machte indeß noch einen weniger tiefen Eindruck, als die ſtille Verzweiflung eines alten

Digitized by Google

Mannes, der jetzt aus dem Hause trat. Es war der unglückliche Vater. Schweigend und thränenlos ging er von einem der Leichname zum andern, hob ihre staubigen Häupter empor, küßte ihre blauen Lippen und unterstützte ihre herabhängenden Glieder, damit sie nicht an den Steinen der Straße anstießen. Man sah, wie er den Mund öffnete, um zu sprechen, aber er vermochte keinen Laut hervorzubringen.

Das Geheul der Weiber und die Verwünschungen der Männer verdoppelten sich, als der Zug sich der Wohnung Orso's gegenüber befand, und da einige Rebbianisten sich nicht enthielten, ein Triumphgeschrei zu erheben, brach die Wuth ihrer Gegner in fürchterlicher Weise los. „Rache! Rache!" brüllten mehrere Stimmen, und nach dem Innersten des Saales, in welchem Leoniffa und ihre Gäste sich befanden, flog ein Steinhagel; zwei Flintenschüsse krachten dazwischen und die einschlagenden Kugeln zerschmetterten die Fensterrahmen, daß die auseinander fahrenden Splitter bis zu dem Tische hinflogen, an welchem die Frauen saßen. Lydia stieß einen gräßlichen Schrei aus, der General ergriff eine Flinte, Leoniffa aber, ehe er sie zurückhalten konnte, stürzte herab zur Hausthüre, öffnete sie stürmisch und rief auf der erhöhten Schwelle mit ausgestreckten Armen:

„Feiglinge, Ihr schießt auf Weiber, auf Fremde! Seyd Ihr Korsen? Seyd Ihr Männer? Elende, die Ihr nur hinterrücks zu morden versteht, kommt her! Versucht's, ich bin allein, mein Bruder ist fern. Tödtet mich, mordet meine Gäste, das ist Eurer würdig! Wie? Ihr wagt's nicht, Memmen! Ihr wißt wohl, daß wir Rache nehmen werden. Geht, heult wie Eure Weiber und dankt uns, daß wir nicht mehr Blut von Euch fordern!"

Die Geberde und Stimme Leoniffa's hatte in diesem Augenblicke etwas Grauenhaftes, und ihre hohe Gestalt erinnerte an die Erscheinung jener Unheil verkündenden Feen, von denen man in Korsika in den Winterabenden so viel zu erzählen weiß. Freunde und Feinde starrten sie erstaunt an und vergaßen den Kampf, zu welchem sie bereits ihre Waffen ergriffen hatten. „Bleibt ruhig, Gefährten," rief sie den Ersteren zu, „laßt die armen Leute dort weinen, lasset den schwachen Greis seine Kinder forttragen. Wozu den alten Fuchs tödten, der keine Zähne mehr zum Beißen hat? Richter Barricini, gedenke des 2. Augusts! Gedenke der blutigen Brieftasche und des herausgerissenen Blattes! Auf dieses hatte mein Vater Deine Schuld geschrieben; Deine Söhne haben sie bezahlt. Nimm jetzt meine Quittung, alter Barricini."

Mit gekreuzten Armen und einem Lächeln der Verachtung sah Leoniffa die Todten in das Haus ihrer Feinde tragen und die Menge sich zerstreuen. Sie schloß die Hausthüre wieder zu, trat in den Saal zurück und bat ihre Gäste um Verzeihung für ihre Landsleute. „Ich hätte nie geglaubt," sagte sie, „daß die Korsen in ein Haus schössen, wo Fremde sind, und ich schäme mich meines Landes."

(Fortsetzung folgt.)

Pauline und Franz.

(Fortsetzung.)

Da Franz seinen Freund Gustav nicht aus seinen poetischen Erklärungen stören wollte, gab er seine Zufriedenheit durch ein kräftiges „Ja" zu erkennen, was derselbe auch wohlwollend aufnahm, da er kurze, bündige Antworten gewöhnt zu seyn schien. Unterdessen war man in der Wohnung Gustavs angelangt, dessen Eltern eine bedeutende Oekonomie besaßen, und sogleich wurde das Band der Freundschaft durch einige Flaschen „Michaelsberger" auf's Neue befestigt; daß natürlich die schönsten Theile Dürkheims und der Umgegend besucht wurden, kann man sich denken. Da Gustavs Freund hie und da etwas mißgestimmt war, bemühte er sich, demselben recht viel Stoff zu Unterhaltungen zu bieten, um alle trübe Gedanken ferne zu halten. Am Abend saß einmal Franz traurig am Fenster und blickte in die Ferne, Niemand war zufällig zugegen, er konnte seinen Gefühlen freien Lauf lassen; eine Thräne rollte über seine Wangen, langsam und feierlich zieht er eine Reliquie aus der Westentasche, es war ein schwer goldnes Medaillon, das aus der guten alten Zeit zu stammen schien.

Du hast mich bis hierher geleitet, du wirst mich auch ferner leiten; du, mein theures Kleinod, erinnerst mich an goldene Zeiten, an — meine erste Jugendliebe. — — Eben wird die Thüre geöffnet und Gustav, der Eintretende, findet Franz in dieser mißstimmenden Traurigkeit. — „Komm', lieber Freund, erheitere Dich, verscheuche Deine trüben Gedanken, heute ist Wurstmarktsamstag und Vorgeschmack," und unter diesen und ähnlichen Ansprachen zog er den Freund von seinem Stuhle auf, der in der Eile kaum seine Mütze greifen konnte.

Digitized by Google

5.

Züge aus Stadt und Dorf bewegen sich durch die Straßen Dürkheims dem Wurstmarkte zu, der auf den Wiesen und der großen Allee am Fuße des Michaelsberges, woher sein eigentlicher Name kommt, abgehalten wird. Wurstmarkt heißt er nur, weil viele tausend Würste aller Art zu einem Schoppen häufig schon neuen Wein hier in Bordhütten gegessen werden.

Nachdem wir uns durch die in der Allee sich befindenden Stände, die mit fertigen, sowohl feinen wie auch geringern Artikeln gefüllt sind, hindurchgedrängt haben, biegen wir rechts in die Wiesen ein den Garküchen zu, aus denen ein angenehmer Geruch unsern Gaumen kitzelt. Links zeigen sich uns die Tanz- und größern Hütten, die dicht besetzt sind und aus denen der Schall der verschiedenen Musikbanden in unsere Ohren tönt, rechts die schon angeführten Garküchen, die so weit offen sind, daß man im Vorbeigehen sowohl alle Dastzenden, wie auch die Zurüstungen ins Auge fassen kann. An beide Theile schließen sich nun die verschiedenen Sehenswürdigkeiten an, Wachsfigurenkabinete, Reitereien, Welttheater ꝛc. Zwei weiße Mützenträger nahen, zu denen wir uns gesellen wollen und die aus einer Weinhütte zu kommen scheinen, im lebhaftesten Gespräch begriffen, denn es sind beide Freunde Franz und Gustav.

Vor einem Welttheater bleiben sie stehen; hier drängen sich eine Masse Menschen ein, und Beide gedenken des Spasses halber dasselbe auch anzusehen und rasch sind die Entschlossenen drinnen angelangt; denn kaum steht man unter dem Eingange, so schieben die Eindringenden so gut nach, daß man schneller und unliebsamer weiter gelangt, als es angenehm ist.

Die Scene beginnt, Herkules produzirt seine Kraftstücke, hebt die schwersten Gewichtsteine auf und dreht sie mit der Leichtigkeit eines Balls in der Hand und wirft sie endlich mit großem Geräusch auf den Boden der Bühne, fünf, ja sechs Künstler stellen sich auf die Schultern, Kniee desselben, mit denen er sich noch im Kreise drehr, und manches Andere. Schaudern erregend sind manche seiner Künste, die die allgemeine Verwunderung erregen. Wieder im Freien angelangt, hört man noch im Nachhausegehen in einer Hütte das bekannte schöne Lied singen: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben" ꝛc.

6.

Franz wollte des andern Tages in aller Frühe mit dem ersten Omnibus nach seiner Heimath abreisen und nahm herzlichen Abschied von seinem Freunde und seinen Eltern, die ihm einen Besuch abzustatten versprachen. Der Wagen war fertig zum Abfahren und die Pferde angespannt. Rasch bog er um die Ecke und war bald den Augen der neugierig nachsehenden Bewohner entzogen. Auf der Landstraße fuhr ein breiter grüner 2spänniger Wagen, an dem man nur wenige kleine Fensterchen erblickte und dem man deutlich ansah, daß er im Besitze einer reisenden Künstlerbande war. Der Kutscher, ein fideler Bursche, gab dem Wagen durch Knallen mit der Peitsche zu erkennen, auszuweichen, dieser schien es jedoch nicht beachten zu wollen und fuhr ganz langsam auf der mitten Straße fort. Kurz entschlossen, fuhr der Kutscher des dicht besetzten Omnibus vor, hart an dem Künstlerwagen vorbei und schlug dem Wagenlenker, der seine künstlerische Miene zu einem kleinen Fensterchen herausblicken ließ, etwas unzärtlich über die nachlässigen Arme. Ein Schrei — und er rief: Herkules, gehe hinaus, zerdrücke den Kerl, der sich zu dieser That erfrechte. Der Schlag geht auf und heraus tritt derselbe Herkules, den wir schon näher berührt haben, jedoch in einem stark zerlumpten alten Rock, hellen grauen, starkgeflickten Beinkleidern und eine Reisemütze ohne Schild über dem künstlerischen Gesichte, das durch einen kleinen Schnurr- und Knebelbart noch mehr verunziert wird. Langsam ist inzwischen der Kutscher abgestiegen und läßt den empörten, mit kecken Redensarten um sich werfenden Herkules näher kommen, dreht seinen Peitschenstecken um und züchtigt denselben dermaßen, daß ihm alle Lust verging zum Prahlen, stieg gelassen wie zuvor zu seinem Sitze empor und ließ den verbläuten Herkules stehen, der gewiß nicht mehr so voreilig seine Kräfte produziren will, ohne vorher eine Probe abgehalten zu haben. Alle im Wagen Sitzenden ergötzten sich an dem lobenswerthen Kunstpröbchen.

7.

Rasch fuhr heute ein Boot den Genfer-See hinab; düster war der Himmel, ein Gewitter schien zu nahen und dunkler wurde es mit jedem Augenblicke. Nur an einzelnen Stellen gewahrte man durch die schwarzen, schwer herabhängenden Gewitterwolken noch einiges Blau, das sich allmälig ganz verlor; Blitze erleuchteten grell auf Augenblicke die schaurige Scene und es fing schon an zu regnen, der herannahende Donner zeigte, daß das Gewitter nicht mehr ferne war. Bei

Digitized by Google

einem solchen Gewitter auf dem See zu seyn, ist eine sehr gefährliche Sache, deßhalb ruderte die Mannschaft thätig fort und kaum war man in sicherem Port angelangt, als dasselbe mit solcher Wuth ausbrach, daß man ruhig in seinem Versteck bleiben mußte, das Ende abzuwarten. Jedoch es war bald vorüber und die Eltern unsers Franz, die bald verzweifeln wollten ob seines Ausbleibens, drückten den vom Examen zurückgekehrten Sohn liebend in ihre Arme.

Glücklich war solches vorübergegangen und Franz hatte die erste Note errungen, und groß war die Freude seines Vaters, daß er später einmal sollte in die Fußtapfen desselben treten. So stund es in dem Hause des Herrn Doktors. Schon fühlte er sich heimlich am häuslichen Herd; er besuchte mit seinem Vater die Patienten der Stadt und Umgegend, seine alten Freunde und Bekannte, allein zu seinem Glücke fehlte Etwas und das konnte er nicht finden. — Er wollte auf Reisen gehen, und so sehen wir ihn denn wieder nach kurzer Zeit Abschied nehmen von seiner Heimath.

8.

Die Schlacht an der Alma ist geschlagen. Viele tapfere Häupter sind gefallen, viele liegen schwer verwundet darnieder. Englands und Frankreichs Söhne haben diese glänzende Waffenthat vollzogen und den Sieg errungen. Zweihundert Geschütze schwersten Kalibers sind zur Beschießung Sebastopols auf den Höhen aufgepflanzt und entladen beständig ihre verderbenbringenden Kugeln auf die Stadtmauer und Forts der kaltblütig ausbaltenden Russen. Sechs ihrer größten Linienschiffe haben die Russen am Eingange des Hafens versenkt, um der vereinigten Flotte das Einlaufen zu erschweren; jedoch damit haben sich dieselben nur Nachtheil gebracht, da die Verbündeten jetzt zu Wasser besser angreifen können. Zwei Forts sind schon zum Schweigen gebracht, eine Bresche ist geschossen; bei der zweiten gehts zum Sturm.

Einige Zeit später. — Lebhaft wird's in Sebastopol, Truppen ziehen ab, Bewohner, Alles bunt durcheinander, die Alliirten können kaum ihren Augen trauen, denn sie können nicht recht begreifen, was das Alles eigentlich bedeuten soll. Der allgemeine Sturm wird vorgenommen, jedoch mehrere Mal an allen Seiten abgeschlagen, die Gräben sind überfüllt mit Todten, die Lazarethe mit Verwundeten und Sterbenden. Friedlich liegen Russen, Türken, Franzosen und Engländer neben einander auf dem Kampfplatz. Ruhig wie ein Gott schleudert der Malakoff seine Geschosse, die überallhin Tod und Verderben bringen; thätig antworten die Alliirten. Der Sturm beginnt nochmals; rüstig steigen die Chasseurs die Leitern hinan, den Tod nicht achtend; die französische Fahne flattert auf dem Malakoff. Kaltblütig steht der Soldat in seinen Linien, ein Offizier der Chasseurs wird eben von zwei Soldaten aus dem Kampfgetümmel schwer verwundet fortgetragen. Die Kunst der Alliirten trug den Sieg davon. Die Südseite fällt in ihre Hände.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein französischer Naturforscher, Serres, hat in dem Harze des Achras balata, eines Baumes, der wild auf Guyana, Martinique und auf den westindischen Inseln wächst, einen elastischen Stoff gefunden, der geschmeidiger und elastischer ist, als Gutta-Percha und eine höhere Hitze erfordert, um zu schmelzen. Nach des Entdeckers Ansicht ist dieses Harz in vielen Anwendungen der Gutta-Percha vorzuziehen.

Was die Maschinen in der Baumwollenfabrikation leisten, wird man begreifen, wenn man hört, daß ohne Maschinen jetzt in England allein über 91 Millionen Menschen zu diesem Industriezweige erforderlich wären, d. h. so viel, als Oesterreich, Frankreich und Preußen zusammen Einwohner haben, während so nur 379219 Arbeiter damit beschäftigt sind.

Interessant für die Geschichte der Weinveredlung ist die Thatsache, daß während der letzten Jahre im Königreich Portugal in Folge des Oidiums an 40% Portwein weniger gewonnen worden ist, als sonst. Dennoch hat man nach den Ausfuhrtabellen 30% Wein mehr ausgeführt, als in gewöhnlichen Jahren. „Ein tiefer Blick in die Natur!"

Uhrmacher Richers in Karlsruhe hat in einem 6 Schuh hohen Uhrkasten eine Uhr aufgestellt, welche nach einmaligem Aufziehen ein ganzes Jahr lang geht, und dabei Stunden, Minuten und Secunden anzeigt.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 68:
Zahnweh.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 71. Dienstag, 14. Juni 1839.

Leoniſſa.

(Fortſetzung.)

Als am Abend Lydia ſich in ihr Zimmer zurückzog, folgte ihr der General nach und fragte ſie, ob ſie nicht wohl daran thäten, am nächſten Morgen einen Aufenthalt zu verlaſſen, wo man jeden Augenblick ausgeſetzt ſey, eine Kugel in den Kopf zu erhalten. Lydia ſah zur Erde und ſchwebte in keiner geringen Gelegenheit. Endlich ſagte ſie:

„Wie können wir dieſe unglückliche Dame in dem Augenblick verlaſſen, da ſie nur uns zum Troſte hat? Finden Sie nicht, daß dies grauſam von uns ſeyn würde?"

„Nun, nun, liebe Tochter," antwortete der Vater, „ich habe nur wegen Dir weggehen wollen. Wüßte ich Dich in Sicherheit im Gaſthauſe zu Ajaccio, ich verſichere Dich, es würde mir leid thun, dieſe verwünſchte Inſel zu verlaſſen, ohne dem braven della Robbia noch einmal die Hand gedrückt zu haben."

„Wohlan, mein Vater, ſo wollen wir noch bleiben und ſehen, ob wir ihnen nicht nützlich werden können."

„Gutes Herz!" rief der Alte entzückt und drückte einen Kuß auf die Stirn ſeiner Tochter — „ſo ſehe ich Dich gern, muthig und bereit, das Unglück des Nächſten zu lindern; eine vollbrachte gute That hat noch Niemanden gereut. Laß uns bleiben."

Der gewaltige Sturm von Empfindungen, den die ſchöne Lydia an dem Tage erfahren, bebte in leiſen Schwingungen die Nacht hindurch in ihrer Seele fort. Sie vermochte lange nicht einzuſchlafen, und wenn ſie auch einige Augenblicke in einen Halbſchlummer ſank, weckte ſie das leiſeſte Geräuſch, das auf der Straße ſich hören ließ, und verſetzte ſie in Angſt und Schrecken. Sie ſah im Geiſte den armen Verwundeten, in dieſer Stunde wahrſcheinlich auf kalter Erde liegend, ohne Obdach und andere Pflege, als die ihm ein Bandit zu leiſten vermochte. Sie ſagte ſich, daß er der fürchterlichen Gefahr, der er entronnen, ſich nur darum ausgeſetzt habe, um ſie einige Stunden früher zu ſehen.

Endlich, als der Schlummer ihr abermals die Augen ſchloß, erblickte ſie Orſo's Bild im Traume und zwar gerade ſo, wie ſie ihn bei der Abreiſe geſehen hatte, als er den Talisman, den ſie ihm geſchenkt, an ſeine Lippen drückte. Als ſie aus dieſem Traume erwachte, ſah ſie Leoniſſa lächelnd vor ihrem Lager ſtehen.

„Nicht wahr, Miß Lydia, Sie haben in unſerm Hauſe recht ſchlecht geſchlafen?" redete dieſe ſie an.

„Sind Nachrichten angekommen?" fragte Lydia, ſich erhebend.

„Ja, liebe Freundin. Giocanto iſt dieſen Morgen um vier Uhr angekommen und hat dieſen Brief für Sie gebracht. Denken Sie nur, mir hat er nicht geſchrieben. Nun, Schweſtern dürfen nicht eiferſüchtig ſeyn. Giocanto hat geſagt, daß er durch das Schreiben ſehr gelitten habe; denn er ſey auf dem Rücken gelegen und habe mit Bleiſtift geſchrieben. Giocanto habe ihn gebeten, ihm den Brief zu diktiren; aber er habe es ſich durchaus nicht nehmen laſſen, ihn ſelbſt zu ſchreiben. Hier iſt der Brief!"

Lydia öffnete ihn und las:

„Mich hat ein ſchreckliches Unglück getroffen und aus dem Schlummer geweckt, in welchen mich die ſüßeſte Hoffnung meines Lebens von dem Augenblick an eingewiegt, in dem ich Sie erblickt hatte. Ich ſehe nun klar und weiß, daß meine wahnſinnigen Träume niemals Wirklichkeit werden können. Welche Zukunft mich auch

Digitized by Google

erwartet, sie wird mich gefaßt und vernünftig finden. Den Ring, den Sie mir gegeben haben und der mir ein Talisman des Glückes werden sollte, wage ich nun nicht mehr zu behalten; denn ich fürchte, daß es Sie gereuen wird, Ihre Geschenke so übel angebracht zu haben, oder vielmehr, ich fürchte, daß er mich an die Zeit erinnern wird, in welcher ich ein Thor war. Leoniffa wird ihn Ihnen zustellen. Leben Sie wohl! Sie verlassen Corsica und ich werde Sie nicht mehr sehen; aber sagen Sie meiner Schwester, daß ich Ihre Achtung nicht verloren habe, und ich versichere Sie bei Allem, was mir heilig ist, daß ich Ihrer nicht unwürdig bin.

O. D. R."

Miß Lydia betrachtete den ihr von Leoniffa dargereichten Ring mit düsterm Schweigen und konnte sich lange nicht entschließen, ihn anzunehmen. Endlich griff sie darnach mit einem unbeschreiblich wehmüthigen Blicke und steckte ihn langsam an ihren Finger.

„Darf ich wissen, theure Freundin, was der Brief enthält? Spricht mein Bruder darin von seinem Befinden?"

„Ach ja — nein," sagte Lydia erröthend, „er sagt nichts davon. Sein Brief ist englisch geschrieben. Er trägt mir auf, meinem Vater zu sagen ... er meint, der Präfekt könne die Sache beilegen...."

Leoniffa lächelte schalkhaft, setzte sich auf das Bett, nahm beide Hände Lydia's und sagte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Hingebung und Liebe:

„Gute Miß Lydia, nicht wahr, Sie antworten meinem Bruder? Sie allein können ihn aufrichten und seine Schmerzen lindern. Ein Wort von Ihnen, und seine Seele wird genesen und seine Wunde heilen."

„Sie haben Unrecht gethan," erwiederte Lydia, „mich nicht zu wecken, ehe der Bote fortging. Wenn es nur eines Wortes von mir bedarf, könnte man nicht noch jetzt ..."

„Das geht nicht mehr, der Präfekt ist angekommen und Pietranera ist voll von seinen Lauschern. Ach, wenn Sie meinen Bruder kennten, Sie würden ihn lieben, wie ich. Er ist so gut, so tapfer. Denken Sie nur: er allein gegen Zwei und dabei noch verwundet."

Der Präfekt war angekommen und mit ihm eine Schaar von Gendarmen und Voltigeurs aus dem Bataillon zu Ajaccio, um die Unruhen beizulegen, welche das schreckliche Ereigniß der letzten Tage in Pietranera hervorgerufen hatte. Gleich nach seiner Ankunft besuchte er den General und seine Tochter und verbarg ihnen nicht, daß er eine schlimme Wendung der Dinge für della Rebbia fürchte, denn der Kampf habe keine Zeugen gehabt und der Ruf der Tapferkeit und Schlauheit der beiden Barricini sey in der öffentlichen Meinung so fest begründet, daß kein Mensch glaube, ihr Gegner habe sie allein und ohne Beistand der Banditen besiegen können, zu welchen er sich geflüchtet habe.

„Das ist unmöglich!" rief der General — „Herr della Rebbia ist ein Ehrenmann und ich bürge für ihn."

„Ich glaube es auch," erwiederte der Präfekt; „aber der Prokurator des Königs hat einen Drohbrief in Händen, den Orso an Orianduccio gerichtet und worin er ihm Ort und Stunde bestimmt hat. Darin scheint ihm eine Falle zu liegen."

„Nimmermehr!" rief Sir Grant leidenschaftlich — „Orianduccio hat sich geweigert, sich wie ein Ehrenmann zu schlagen."

„Das ist hier zu Lande nicht Brauch: man schlägt sich nicht in ehrlichem Zweikampf; man lauert sich auf und mordet sich hinterrücks," versetzte der Präfekt in rascher Rede, dann fuhr er ruhiger fort: „Da liegt freilich ein vortheilhafter Umstand vor. Ein Kind hat nämlich ausgesagt, es habe vier Schüsse gehört, von denen die beiden letzten stärker gewesen seyen, als die ersten, und dies komme daher, daß della Rebbia ein Gewehr von größerem Kaliber geführt habe, als seine Gegner."

„Ja, ja!" rief der General schnell — „das war meine Doppelbüchse und auch wir haben die Schüsse gehört. Sagte ich nicht gleich, Lydia," sprach er gegen seine Tochter gewendet, „Herr della Rebbia jagt in diesem Revier? Ich kenne meine Flinte."

„Das ist wichtig," versetzte der Präfekt erfreut, „und Sie haben also auch vernommen, daß die stärkeren Schüsse die letzten waren?"

„Freilich, freilich!" rief Lydia, hoch erröthend — „wir waren unterwegs. Ist es nicht so, lieber Vater?"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Pauline und Franz.

(Schluß.)

Der Sieg und die Eroberung der Veste war theuer erkauft. Der Kern des russischen Handels in der Krim ist mit der russischen Flotte vernichtet. Stöhnend liegen Tausende von Verwundeten am Boden, sterbend oder sich verblutend, gewiß in dem jämmerlichsten Zustande oft. Eben schreitet ein junger französischer Arzt daher und hilft zwei Soldaten einen schwer verwundeten Offizier ins Lazareth bringen. Schnell ist sein Verbandzeug zur Hand und Charpie, um die Wunden schleunigst zu reinigen und zu verbinden. Schwer athmet der Verwundete. So oft es nun unserm Arzt, der niemand anders war, als unser Franz, der in den französischen Spitälern praktizirte, möglich war, besuchte er seinen Patienten, den er in einer so traurigen Lage fand, denn überall suchte man die Hilfe der Aerzte, Unterärzte und Chirurgen. Für sie war mehr Arbeit vorhanden, als ihnen lieb seyn konnte.

Bei dem heutigen Besuche fand Franz seinen Patienten sehr schwach und wenig Hoffnung, sein Leben zu retten, und doch hätte er's so gern gethan, denn jener war ein allgemein bekannter tüchtiger Soldat. Eine Kugel war ihm durch die linke Seite der Brust gedrungen, eine hatte ihn der linken Hand beraubt.

„Sollte ich mein Vaterland nicht wieder sehen, lieber Herr Doktor," sagte der Patient mit schwacher Stimme, „so nehmt hier dieses Portefeuille; Ihr könnt dessen Inhalt für Euch verwenden, nur einen darin liegenden Brief übergebt meiner trauernden Gemahlin, es ist der letzte Brief, den sie von mir empfängt, denn ich fühle mich sehr schwach."

Franz versprach die Erfüllung seines letzten Wunsches und der Kranke verschied sanft in seinen Armen.

Ehrenvoll geleitete man die letzten Reste des muthigen Offiziers, der mit seinen Chasseurs zuerst die Leitern am Malakoff erklimmte, zu Grabe, denn er war allgemein geehrt und beliebt sowohl bei dem gemeinen Soldat, wie auch bei seinen Vorgesetzten.

9.

Noch eben waren die Straßen von Paris still und öde, denn die gemüthlichen Städter schliefen noch fest in ihren Behausungen, nur hie und da sah man einige Leute geschäftig die Straßen entlang eilen. Es wird heller und man erblickt eifrige Bewohner; Alles regt sich, Fahnen wallen von den Gebäuden herab, zu den Fenstern heraus werden prachtvolle Teppiche, Decken, Vasen mit den seltensten Blumen, Bilder, Kränze, überhaupt Alles, was nur zur Verzierung beitragen kann, gehängt. Wenn man in eine solche Straße einbiegt, gewahrt man Triumphbogen aller Art, prachtvoll aufgeführt; auf den Stadt- und Staatsbauten wehen Standarten und Fenster und Thüren sind an allen Seiten mit lebenden Kränzen umwunden; man sieht deutlich an Allem, daß etwas ganz Besonderes statthaben soll. Wer mochte nicht die Tuillerien, den Invalidendom und andere hervorragende Gebäude in Augenschein nehmen, die mit dem größten Aufwande und Luxus dekorirt waren! — Die Feder ist zu schwach, Alles, was der Kunstsinn und die Liebe den Söhnen des Vaterlandes spendete, die heute empfangen werden sollten, zu beschreiben. Ein anhaltender Kanonendonner endlich verkündigt den Einzug der ruhmgekrönten Armee und ihrer Commandeure. Tausende strömen die Straßen auf und nieder; kein Fenster ist leer, bis zu den Dächern und Mansarden wimmelt es von Menschen, die sich manchmal ihren Platz theuer erkauft haben, um Kränze herabzuwerfen. Manches treue Herz vermißt den Geliebten, mancher Vater seinen Sohn, die einzige Stütze seines Alters, manche Schwester den Bruder, so verschieden sind die Gefühle — auch mancher Taugenichts kehrt zum allgemeinen Leid zurück. Eine großartige Illumination und verschiedene Kunstfeuerwerke machen den Beschluß.

Langsam reitet Franz auf seinem Rappen seinem Logis zu, immer noch sind die Straßen sehr belebt, obgleich es inzwischen Abend geworden; Bürger, Militär, Alles rennt bunt durcheinander. In der Restauration angelangt, setzt er sich, sein Abendbrod zu genießen, nieder. Reisende aus allen Himmelsgegenden sind hier — Spanier, Russen, Deutsche u. s. w. — und parliren bunt durcheinander. Tief in das Kartenspiel vertieft lassen einige Amerikaner Hände voll Dollars über den Spieltisch fliegen, besonders schien es, als hätten es die andern Drei auf einen jungen Mann gepackt, dessen Dollars kein Ende nehmen wollten. Hastig wirft er die klingenden Münzen, welche die Andern mit ironischem Lächeln einschieben, auf das kleine runde Tischchen. Einige Offiziere hatten sich den Spielenden genähert und bemerkten die Betrügereien der Andern; das letzte Geld fährt eben über den Spieltisch, als die Betrüger das Geld wieder abgenommen bekamen und schimpflich

Digitized by Google

hinausgeworfen wurden. Durch die rasche Abhilfe ermuntert, erzählte der junge Mann, daß er aus der Schweiz stamme, direkt aus Amerika komme, von diesen aber zum Spiel verleitet wurde und nun nach seiner Heimath reisen wolle, wo seine Mutter noch lebe. Franz kam neugierig herbei und es zeigte sich, daß es derselbe Knabe war, der bei seinem Vater operirt wurde. Indessen füllten sich immer mehr die Zimmer mit Fremden. Eine verschleierte, schwarzgekleidete Dame tritt ein, von einem Bedienten begleitet, und nahm Platz. Sie schien schön und noch jung, aber sehr traurig. Still ging der Abend vorüber und Franz gedachte sich zu Bette zu legen, da er sehr ermüdet war. Da fand er noch seine Brieftasche unter seinen Utensilien. Vorsichtig öffnete er dieselbe und fand einige Banknoten in derselben von sehr bedeutendem Werth und einen Brief.

Adresse:

Madame Pauline Z.
geborne D.

Paris.
Rue St. Madeleine.

Erstaunt entfällt ihm die ganze Baarschaft, denn an wen war derselbe gerichtet? an seine theure Pauline.

Er schlief bis in den tiefen Morgen, als sein Landsmann zu seiner Thüre hereingestürmt kommt, nach dem Ausbleibenden zu sehen und ihm anzuzeigen, daß er gestern Abend die schwarz gekleidete Dame nach ihrer Reise gefragt und erfahren habe daß es Pauline D., die Tochter des Grafen in J. sey, die nach ihrer Heimath zu reisen gedenke, da ihr Gemahl bei Sebastopol umgekommen sey. Was diese Worte für einen Eindruck machten, läßt sich leicht denken. Rasch kleidete er sich an, um sofort seine sonstigen Geschäfte in Paris in Ordnung zu bringen, um mit seinem Landsmann nach der Heimath abreisen zu können.

Alles ist in Ordnung gebracht und Franz zur Reise fertig. Die Lokomotive pfeift und beide Bekannte sagen Paris Lebewohl. Im selbigen Wagen saß sonst Niemand, als die schwarz gekleidete niedergeschlagene Dame. Behutsam zog Franz seine Briefstasche aus der Tasche. Die Dame schien solche zu erkennen, und da Franz, solches bemerkend, ihr dieselbe übergab, erzählte er ihr noch, daß ihr Gemahl in seinen Armen sanft entschlafen sey und ihm noch besonders aufgetragen habe, ihr alle nähern Details mitzutheilen, was er auch sogleich treulich erfüllte.

„Erkennst Du mich nicht mehr, Pauline, Franz, den Sohn des Doktors in J.?"

Ein Freudenruf und die alten Bekannten lagen sich in den Armen.

Die Gefühle zu beschreiben, die in Beiden wakteten, ist nicht nöthig, da man sich leicht denken kann, daß sie sehr überrascht und glücklich waren. Noch prangte an Franzens Brust Paulinens Medaillon und an Paulinens Finger der Ring ihres treuen Franz.

10.

Einige Jahre später. — Franzens Eltern waren inzwischen bedeutend gealtert, jedoch noch immer rüstig; Franz hatte die starke Praxis seines Vaters übernommen und Pauline war seine Gemahlin geworden. Ein Knabe und ein Mädchen segneten ihre glückliche Ehe. So saß die ganze Familie, die Eltern Franzens und der Vater Paulinens, da die Gräfin inzwischen gestorben war, an einem schönen Sommertag in der großen Laube des gräflichen Gartens. Der Graf, ein noch immer munterer Mann, herzte den kleinen Theodor und die kleine Emilie. Ein Wagen fuhr die Straße entlang dem Schlosse zu. Franzens früherer Studienfreund aus Dürkheim, G. H., mit seiner Gemahlin und seinem Vater waren die Angekommenen. Er war inzwischen Rektor einer lateinischen Schule geworden. — Heiter verbrachte man die Stunden des Nachmittags und der Freund durfte erst nach längerem Aufenthalt nach seiner Heimath zurückkehren.

Mannigfaltiges.

Ein Jurist verklagte einen Mann, weil dieser gelegentlich und etwas spöttisch zu ihm gesagt hatte: „Sie mögen mir auch der „wahre Jakob" seyn!" Der Beleidiger wurde zu leichter Geldbuße und Widerruf verurtheilt und erklärte demgemäß vor Gericht: Er habe sich geirrt und die Ueberzeugung gewonnen, daß der Kläger N. N. der wahre Jakob nicht wäre.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 72. Freitag, 17. Juni 1839.

Leoniſſa.

(Fortſetzung.)

Da der gute Alte nicht eben das vortrefflichſte Gedächtniß hatte, ſo wagte er nicht, „nein" zu ſagen, wenn ſeine Tochter irgend etwas bejaht hatte.

„Das iſt ein ſehr wichtiger Umſtand," wiederholte der Präfekt; „man muß davon auf der Stelle dem Prokurator des Königs Nachricht geben. Ueberdies erwarten wir heute Abend einen Wundarzt, der die Leichname unterſuchen und nachweiſen wird, ob die Wunden mit der fraglichen Waffe verurſacht ſind."

„Daß ich dieſe Waffe doch lieber ins Meer geworfen, als Orſo geſchenkt hätte!" rief der General — „heißt das ... der brave Junge! ich war doch froh, daß er ſie in Händen hatte; denn ohne meine Doppelbüchſe weiß ich nicht, wie er es durchgefochten hätte."

Der Wundarzt kam erſt ſpät an, denn er hatte unterwegs ein Abenteuer beſtanden. Giocanto Caſtriconi war ihm nämlich begegnet und hatte ihn mit der größten Höflichkeit erſucht, ihm doch zu folgen und einen Verwundeten zu verbinden. So war er zu Orſo geführt worden und hatte ihm den erſten kunſtgerechten Verband angelegt. Darauf hatte ihn der geiſtliche Herr zurückbegleitet und unterwegs ſehr erbaut, indem er ihm von den berühmteſten Profeſſoren in Piſa erzählte, die alle, wie er ſagte, gute Freunde von ihm ſeyen.

„Doktor," ſo redete er ihn zuletzt an, „Sie haben mir ſo große Achtung eingeflößt, daß ich mir erlaube, Ihnen in das Gedächtniß zu rufen, daß ein Arzt ebenſo verſchwiegen ſeyn muß, wie ein Beichtvater."

Dabei ließ er den Hahn ſeiner Flinte merklich knacken und ſah dem Doktor ſcharf ins Geſicht. Dieſer verſtand ihn und legte den Finger auf den Mund.

„So," fuhr Caſtriconi fort, indem er vor ihm eine tiefe Verbeugung machte; „jetzt leben Sie wohl. Ich bin entzückt, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben."

Leoniſſa bat jetzt den General, doch der Sektion der beiden Leichname beizuwohnen.

„Sie kennen!" — ſagte ſie — „beſſer als irgend Jemand das Gewehr meines Bruders und können unſere Sache unſern Feinden gegenüber am kräftigſten vertreten."

Kaum war ſie mit Lydia allein, ſo beklagte ſie ſich über ein empfindliches Kopfweh und ſchlug ihr einen Spaziergang außerhalb des Dorfes vor.

„Die freie Luft" — fügte ſie hinzu — „wird mir wohl thun; ich habe ſie gar lange nicht mehr geathmet."

Miß Lydia zeigte ſich bereit, ſie zu begleiten, und Beide wandelten jetzt Hand in Hand eine Anhöhe hinan und unterhielten ſich ſo lebhaft von Orſo, daß Lydia nicht bemerkte, wie weit ſie ſich von Pietranera entfernten. Plötzlich aber ſtand die Engländerin ſtill, weil ſie wahrnahm, daß die Sonne untergegangen war.

„Wir müſſen umkehren," ſagte ſie, „denn es wird ſpät.

„Nun, da ſchlagen wir dieſen näheren Fußpfad ein," erwiederte Leoniſſa und trat in einen Hohlweg, der ſeitwärts bergan führte. Nach Verfluß einer Viertelſtunde aber ward der Hohlweg immer enger und ſteiler und die hereinhangenden Zweige des dichten Gebüſches machten das Fortſchreiten immer ſchwieriger.

„Ich glaube, wir ſind irre gegangen," ſagte Lydia, indem ſie einen dichtbelaubten Zweig zurückbog, der ihr das Geſicht ſtreifte.

Digitized by Google

„Fürchten Sie nichts, ich kenne den Weg," erwiederte Leoniſſa und zog ihre Freundin an der Hand hinter ſich her.

Nach abermals einer Viertelſtunde lichtete ſich der Pfad und Beide ſtanden auf der Hochfläche eines mit großen Granitblöcken bedeckten Bergrückens, zwiſchen welchen dichte Myrthen- und Brombeergebüſche üppig emporſproßten.

„Aber ich verſichere Sie, wir ſind verirrt!" rief Lydia — „das Dorf kann nicht hier liegen. Sehen Sie nur dort weit in der Ferne die Lichter! dort muß es ſeyn."

„Liebe Freundin," ſagte jetzt Leoniſſa mit bewegtem Gefühl, „Sie haben Recht; aber zweihundert Schritte von hier in dieſem Maquis ..."

„Nun?"

„Iſt mein Bruder; ich könnte ihn ſehen und tröſten, wenn Sie wollten...."

Lydia erſchrack.

„Ich bin aus Pietranera herausgegangen," fuhr Leoniſſa fort, „ohne beobachtet zu werden, weil Sie bei mir waren; ſonſt wäre man mir nachgefolgt. Jetzt bin ich ihm nahe und ſollte ihn nicht ſehen! Warum wollen Sie nicht mit mir gehen und meinen armen Bruder beſuchen? Sie könnten ihm eine ſo große Freude machen."

„Aber Leoniſſa ... das wäre von meiner Seite nicht ſchicklich."

„Ich verſtehe. Ihr Stadtdamen bekümmert Euch immer um Das, was ſich ſchickt; wir Landfrauen denken nur an Das, was gut und recht iſt."

„Aber es iſt ſo ſpät ... und Ihr Bruder, was wird er von mir denken?"

„Er wird denken, daß er nicht verlaſſen von ſeinen Freunden iſt, und das wird ihm Muth in ſeinem Leiden geben."

„Aber mein Vater wird ſich ängſtigen."

„Er weiß ja, daß Sie bei mir ſind."

„Ach nein, wahrhaftig nicht ... die Banditen, die dort ſind ..."

„Nun, die Banditen kennen Sie nicht; Sie haben ja ſolche ſehen wollen."

„Mein Gott!"

„Nun, dann wollen wir umkehren. Gott weiß, ob ich je meinen Bruder wiederſehe."

„Was ſagen Sie, Leoniſſa?... Nun, ſo kommen Sie denn, aber nur für eine Minute."

Leoniſſa drückte ihr die Hand und eilte mit einer Geſchwindigkeit vorwärts, daß Lydia ihr kaum zu folgen vermochte. Plötzlich aber ſtand ſie ſtill und pfiff durch zwei Finger. Alsbald erſchien die uns ſchon bekannte Schildwache der Banditen, der Hund Brusco. Er erkannte Leoniſſa auf der Stelle und eilte, ihr den Weg zu zeigen. Nach einigen beſchwerlichen Umwegen auf den ſteinigen Pfaden des Maquis zeigten ſich zwei wohlbewaffnete Männer.

„Seyd Ihr's, Brandolaccio?" fragte Leoniſſa. „Wo iſt mein Bruder?"

„Dort unten," antwortete der Bandit; „aber gehen Sie leiſe: er ſchläft und zwar zum erſtenmal ſeit ſeinem Unfall."

Die beiden Frauen näherten ſich vorſichtig und alsbald bemerkten ſie unfern eines Feuers, das man, um es zu verbergen, ſorgfältig mit einer Mauer von Steinen umgeben hatte, Orſo auf einem Lager von Farrenkraut und mit einem Teppich zugedeckt. Er war ſehr blaß und ſeine Athemzüge kurz und beengt.

Leoniſſa ſetzte ſich neben ihn und betrachtete ihn ſtill mit gefalteten Händen. Lydia ſchmiegte ſich neben ſie, bedeckte das Geſicht mit einem Schnupftuche und ſah von Zeit zu Zeit verſtohlen über ihre Schulter.

So verfloß eine Viertelſtunde, ohne daß Beide ein Wort ſprachen, während Brandolaccio und der geiſtliche Herr ſich in die dichteren Gebüſche zurückzogen, zur größten Befriedigung Lydia's, welche die Bärte der Banditen doch allzu „naturwüchſig" fand.

Endlich machte Orſo eine Bewegung und ſogleich beugte ſich Leoniſſa über ihn, küßte ihn auf das Innigſte und überhäufte ihn mit Fragen über ſeine Wunde, ſeine Schmerzen und die Art ſeiner Pflege. Als er geantwortet hatte, daß es ihm ſo gut als möglich gehe, fragte er, ob Miß Lydia noch in Pietranera ſey und ihm geſchrieben habe?

Leoniſſa, fortwährend über den Bruder hingebeugt, verbarg ihm ihre Gefährtin, welche überdies in der Dunkelheit ſchwer zu ſehen war. Dabei hielt ſie die eine Hand Lydia's, während ſie mit der andern das Haupt des Verwundeten leicht unterſtützte.

„Nein, mein Bruder, ſie hat mir keine Briefe für Dich gegeben. Aber Du denkſt ja immer an Miß Lydia ... liebſt Du ſie denn ſo ſehr?"

„Ob ich ſie liebe, Leoniſſa?... Aber ſie, ach, ſie verachtet mich vielleicht jetzt!"

In dieſem Augenblick ſuchte Miß Grant ihre Hand aus der Leoniſſa's zu ziehen; aber das ging nicht ſo leicht, denn dieſe obwohl kleine und zierliche Hand beſaß eine außerordentliche Kraft.

„Dich verachten?" rief die Schweſter — „nach Allem, was Du gethan haſt? Im Gegentheil,

Digitized by Google

ſie ſpricht gut von Dir! Ach, Orſo, ich hätte Dir viel von ihr zu erzählen!..."

Lydia's Hand wollte immer entſchlüpfen, aber die Freundin zog ſie immer weiter gegen Orſo hin.

„Aber" — fuhr der Verwundete fort — „warum auch nicht eine Zeile? ſie hätte mich ſo glücklich machen können!"

Mit immer größerer Gewalt zog die unerbittliche Leoniſſa Lydia's Hand heran, bis ſie in der ihres Bruders lag. Jetzt brach ſie plötzlich in lautes Lachen aus und rief:

„Nimm Dich ja in Acht, Orſo, Böſes über Miß Lydia zu ſagen; denn ſie verſteht vortrefflich Korſiſch!" ...

Die Engländerin zog ſogleich ihre Hand zurück und ſtammelte einige unverſtändliche Worte.

Orſo glaubte zu träumen.

„Sie hier, Miß Grant! Mein Gott, Sie haben gewagt ... o wie glücklich machen Sie mich!"

„Ich habe Ihre Schweſter begleitet," erwiederte dieſe verwirrt, „damit man nicht argwöhnen könnte, wo ſie hinginge. Dann wollte ich auch mich überzeugen ... ach, wie liegen Sie hier ſchlecht!"

(Fortſetzung folgt.)

Staatsminiſterium der Frauen.

Es iſt eine ausgemachte Thatſache, daß die Frauen nichts mehr lieben, als die unumſchränkteſte Monarchie: ſie wollen Alleinherrſcherin ſeyn, und wenn die Frauen-Emanzipation zu Stande kommt, werden wir in jeder Schönen ein Stück Czar von Rußland ſehen.

Die Waffen der weiblichen Diplomatie ſind Anmuth, Liebenswürdigkeit und jene unwiderſtehliche Ueberredungskunſt, welche die Männer ſo leicht zu Sklaven macht und ihnen Feſſeln anlegt, welche ſie ſo gerne tragen.

Die Frauen wiſſen auch den Staat nach außen vortrefflich zu repräſentiren und ebenſo führen ſie in ſehr vielen Fällen das Miniſterium des Innern, wo ſie denn ihre Männer als Angeſtellte betrachten, die pünktlich ihre Ordres befolgen müſſen; es wird da ſtrenge auf den Dienſt geſehen, denn die Frauen treten entſchiedener und kräftiger auf, als ihre Männer, weil dieſe nur in Pantoffeln umhergehen dürfen.

Viele Männer werden gewöhnlich erſt etwas durch ihre Frauen, beſonders wenn dieſe Kopf und Herz beiſammen haben; ſolche Männer gehen bei ihren Frauen in die Schule und lernen Dinge, die ſie früher gar nicht gekannt haben. Das iſt das Miniſterium des Unterrichts der Frauen.

Wo die Männer Nullen ſind, da müſſen die Frauen handeln: das iſt das Handelsminiſterium der Frauen. — Viele Männer möchten gern ihre Liebesbetheuerungen als baare Münze geben und ſie gegen Frauengunſt auswechſeln, ein Geſchäft, das oft ſeine größten Schwierigkeiten hat. Auch lieben die Männer heutigen Tages ganz beſonders das Wechſeln, ziehen aber die Wechſel nach Sicht vor; die Frauen jedoch haben nicht immer Nachſicht, wenn ſie falſche Wechſel erkennen, und es wird unbarmherzig proteſtirt. Gegen das Wechſelrecht der Männer ſträuben ſich die Frauen überhaupt ſehr; es kommt deßhalb oft zu Prozeſſen, die chemiſcher Natur ſind und mit Scheidung enden.

Wo die Männer mit dem Geld nicht Haus zu halten wiſſen, iſt's gut, wenn die Frauen die finanziellen Verhältniſſe ordnen. Sie führen dann das Finanzminiſterium. Die Gegner der Frauen-Emanzipation halten aber die Frauen darum nicht für taugliche Finanzminiſter, weil die Frauen ſo gerne mit dem Staat wechſeln, wodurch die Renten der Männer in Gefahr kommen.

Der Kultus der Frauen iſt die Sanftmuth und Milde, womit ſie die Männer an ſich ziehen: das iſt ihr Miniſterium des Kultus, dem ſie immerhin obliegen mögen. Zudem wiſſen die Frauen recht wohl, wie geduldig ſo ein frommes Schaf iſt.

Die Männer ziehen hinaus, den Herd des Vaterlandes zu vertheidigen, die Frauen führen aber gar oft am häuslichen Herde mit den Männern einen Krieg — ſie führen das Kriegsminiſterium. Zwar halten die Gegner der Frauen-Emanzipation die Frauen nicht zum Kriegsweſen geboren; aber an Muth fehlt es ihnen nicht, wie die Amazonen bewieſen haben und wie man das tagtäglich dort ſehen kann, wo die Männer, die unter weiblicher Disziplin ſtehen, bei jedem Angriff „geſchlagen" werden. Im Ganzen jedoch taugen die Weiber nicht zum ſtehenden Heere, da ſie ſich nicht an's Gehorchen, die erſte Pflicht des Soldaten, gewöhnen können. Auch würde ein ſolches Heer nicht viele Gemeine zählen, da jede Frau bekanntlich ſelbſt gerne das Regiment führt. Die Männer ihrerſeits verſtehen ſich deßhalb eher zum Dienſt, weil ſie das Anführen ſchon gewöhnt ſind. Was

Digitized by Google

das Anwerben betrifft, so lassen zwar die Frauen gerne um sich werben, aber die Männer sind es, die auf das Handgeld spekuliren. Die Freiwilligen, die aus reiner Liebe werben, sind heutzutage gar zu selten. Der Sold und das Avancement sind die Hauptsachen, um im Hafen der Ehe von den stürmischen Fahrten der bewegten Jugend auszuruhen. Dann heißt's auch immer: „Geld, mein Engel, wie lieb hab' ich dich!" was die einzige Aufrichtigkeit solcher Männer ist.

Das Ministerium, welches die Männer den Frauen am allerwenigsten zugestehen mögen, ist das der auswärtigen Angelegenheiten, weil es zu sehr verwickelten Verhältnissen führt und leicht Reibungen veranlaßt, welche zu schlichten viel diplomatischen Takt erfordert. In den Geschäften dieses Ministeriums fungiren die Männer mit besonderer Vorliebe, weßhalb es auch schon im Staate der Ehe durch aufgefundene kompromittirende Aktenstücke und Noten zum Bruch gekommen ist, weil die Herren Gemahls, trotz ihrer Friedensversicherungen, dem Ultimatum ihrer Frauen, das „neutrale Gebiet" zu respektiren, spotteten. Ihrerseits möchten die Männer in dieser Geschäftsbranche gar zu gerne das Prinzip der Nichtintervention aufstellen; aber sie müssen sich am Ende doch zu Konzessionen verstehen, wenn das Ehedonnerwetter mit seiner gehamnschten Macht auf sie loszieht. Dann heißt's wie beim weiland Bürgerkönig: „Friede um jeden Preis", um es ja nicht zu einem verderblichen Kriege kommen zu lassen. —

Mannigfaltiges.

Das Journal „Le Droit" erzählt folgenden merkwürdigen Vorfall: Ein Pariser Bürger liebte seinen einzigen Sohn mit der zärtlichsten Hingebung und fand seine Liebe durch das musterhafteste Betragen seines Sohnes erwiedert. Der Sohn kam in die Ziehung und wurde Soldat. Die Verzweiflung des Vaters war groß, er erklärte, er würde nie zugeben, seinen Sohn abmarschiren zu sehen. Alle Vorstellungen des jungen Mannes waren umsonst; zuletzt sagte der Vater, er würde schon ein Mittel finden, daß sein Sohn nicht Soldat werde. Was that der Vater? Er nahm sich selbst das Leben. Nach dem Gesetze braucht der einzige Sohn einer Wittwe nicht Soldat zu werden.

(Luxus.) Die Bewohner eines einzigen Viertels der Seinestadt, sagt die „Oester. Z." verbrauchen mehr hochfeine Luxuswaaren, als die ganze übrige Welt, und darum wird es nie und nimmer einer anderen Stadt gelingen, Paris das Scepter seiner Luxusindustrie zu entwinden (um das es Niemand beneiden wird). Die Pariser Ausstellung gab einen beiläufigen Begriff, wie groß dieser Luxus-Verbrauch von Paris ist. Es waren da Fächer zu 40,000, 20,000 und 10,000 Fr., allerdings nur in einzelnen Exemplaren; zu dem Preise von 1 — 2000 Fr. aber besteht in Paris schon eine Massenfabrikation. Ein solcher Kundenkreis, wie er eben nur in Paris allein zu finden ist, erklärt die Thatsache, daß ein Horace Vernet, ein Ingres und sonstige Kunstberühmtheiten für einen Pariser Fächerfabrikanten malen!

Aus Aegypten wird Pariser Blättern geschrieben, daß Herr Mariette, welcher die Ausgrabungen leitet, in Theben das noch unversehrte Grab des Pharao Amasis wieder aufgefunden hat. Der König lag in einem Sarge, der ganz mit Gold bedeckt und mit großen Flügeln geschmückt war. Etwa 30 Geschmeide von großem Werthe wurden in dem Sarge gefunden, darunter ist besonders erwähnenswerth eine goldene Axt mit erhabenen Figuren auf Lapis-Lazuli.

Der alte Streit, wer größer sey, Schiller oder Goethe, war heftig entbrannt und Schiller's „Handschuh" wurde hart mitgenommen. Schiller's Anhänger wehrten sich tapfer, aber sie erlagen und wie? Ein Unparteiischer trat in die Gesellschaft, man wählte ihn zum Schiedsrichter. Es ist keine Frage, entscheidet Dieser, daß Goethe's Faust größer ist, als Schiller's Handschuh.

Ein Zechbruder taumelte Nachts durch die Straßen. — „Hat Zwei geschlagen!" rief der Wächter. — „Fällt keinem Menschen ein. Eins hat's geschlagen! Ganz genau gehört! Es hat sogar zwei Mal Eins geschlagen — gar kein Irrthum möglich.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 73. Sonntag, 19. Juni 1839.

Leoniſſa.

(Fortſetzung.)

Leoniſſa erhob jetzt vorſichtig das Haupt ihres Bruders und unterſtützte es mit ihrem Arme.

„Kommen Sie doch näher," ſprach ſie zu Lydien; „ein Kranker darf die Stimme nicht zu ſehr anſtrengen," und da dieſe ſchüchtern zögerte, nahm ſie ihre Hand und zwang ſie, ſich ſo nahe zu ſetzen, daß dieſe Hand, die ſie nicht losließ, die Schulter des Verwundeten berührte.

„So ruht er gut!" rief Leoniſſa heiter. „Nicht wahr, Orſo, in einer ſo ſchönen Nacht, wie dieſe, iſt's im Bivouak des Maquis gar nicht ſo übel?"

„Ich werde ſie nicht vergeſſen, dieſe ſchöne Nacht," erwiederte Orſo.

„Wie müſſen Sie leiden!" ſeufzte Lydia.

„Ich leide nicht mehr und möchte hier ſterben!" ſagte Orſo und ſeine rechte Hand nahte ſich der Lydiens, welche Leoniſſa immer noch in der ihrigen gefangen hielt.

„Herr della Rebbia, man muß Sie unfehlbar weiter bringen, wo man Sie beſſer pflegen kann. Ich werde mein Haupt nicht mehr ruhig niederlegen können, da ich Sie ſo ſchlecht gebettet unter freiem Himmel geſehen habe."

„Wenn ich nicht gefürchtet hätte, Ihnen zu begegnen, ſo hätte ich verſucht, nach Pietranera zu gehen und mich daſelbſt als Gefangener geſtellt."

„Und warum fürchteteſt Du, ihr zu begegnen?" fragte Leoniſſa.

„Ich bin Ihnen ungehorſam geweſen, Miß Grant, und hätte daher nicht gewagt, Sie anzuſehen."

„Ich hoffe," entgegnete dieſe, „daß dieſe unglückliche Sache ſich aufhellen und noch vor unſerer Abreiſe damit endigen wird, daß man Ihnen Gerechtigkeit widerfahren läßt."

„Sie reiſen alſo fort? O ſagen Sie dieſes Wort nicht mehr!"

„Wie? mein Vater kann doch nicht immer jagen. Er will abreiſen."

Orſo ließ, wie gelähmt, die Hand zurückfallen, welche die Lydia's berührte, und es erfolgte ein Augenblick des Schweigens.

„Was?" fiel dann Leoniſſa ein — „wir werden Sie nicht ſo geſchwind abreiſen laſſen. Wir haben Ihnen noch Vieles in Pietranera zu zeigen. Ueberdies haben Sie mir verſprochen, mein Portrait zu malen, und ich habe verſprochen, Ihnen eine Ballade von 50 Strophen zu dichten, und dann ... aber Bruſco, was haſt Du denn zu murren? Da läuft Brandolaccio ihm nach. Laſſen Sie uns doch ſehen, was es gibt."

Alsbald erhob ſie ſich, indem ſie ohne Umſtände Orſo's Haupt in den Schooß Lydia's legte, und eilte den Banditen nach.

Lydia war nicht wenig betroffen, ſich auf einmal mitten im Maquis in ſolcher Lage zu ſehen und wußte nicht, was ſie anfangen ſollte. Orſo aber verließ ſelbſt die ſüße Stütze, welche ſeine Schweſter ihm gegeben hatte, indem er ſich auf ſeinen rechten Arm erhob.

„Sie reiſen alſo bald," ſagte er wehmüthig, „und ich darf nicht daran denken, Sie in dieſem unglücklichen Lande zurückzuhalten, und doch, ſeitdem Sie hierhergekommen ſind, leide ich hundertmal mehr bei dem Gedanken, daß ich von Ihnen ſcheiden muß. Ich bin ein armer Lieutenant, ohne Zukunft — ein Flüchtling jetzt. In welchem Augenblick werde ich Ihnen jemals wieder ſagen können, was mein Herz für Sie fühlt?"

Lydia wandte das Haupt ab, wie wenn die Dunkelheit nicht hinreichte, ihre Röthe zu verbergen.

Digitized by Google

„Herr della Rebbia," sprach sie mit zitternder Stimme, „würde ich an diesen Ort gekommen seyn, wenn ..."

Und indem sie so sprach, legte sie in Orso's Hand den ägyptischen Talisman, nahm aber alsbald wieder ihren gewohnten scherzhaften Ton an, indem sie sagte:

„Es ist gar nicht schön von Ihnen, so mit mir zu reden. Mitten im Maquis, umgeben von Ihren Banditen, wissen Sie wohl, daß ich nicht wagen werde, Ihnen zu zürnen...."

Orso wollte die Hand küssen, die ihm den Talisman zurückgab; aber da Lydia sie schnell zurückzog, verlor er das Gleichgewicht und fiel auf seinen verwundeten Arm, so daß er ein schmerzliches Stöhnen nicht zurückzuhalten vermochte.

„Sie haben sich wehe gethan, mein Freund," rief sie, ihn erhebend, „und es ist meine Schuld; verzeihen Sie mir!"

Beide sprachen noch eine kleine Weile mit leiser Stimme und sehr nahe an einander, und als Leoniffa wieder zurückkam, fand sie sie gerade wieder so, wie sie sie verlassen hatte.

„Die Voltigeurs!" rief sie — „Orso, auf! versuche, ob Du aufstehen und gehen kannst; ich helfe Dir!"

„Laß mich!" entgegnete dieser — „sage den Banditen, sie sollen sich retten. Mich mögen sie gefangen nehmen, was liegt daran; aber führe Miß Grant hinweg, daß man ja um Gotteswillen sie hier nicht trifft."

„Ich verlasse Sie nicht!" rief der herbeieilende Brandolaccio — „der Sergeant der Voltigeurs ist ein Neffe des Advokaten Barricini; statt zu arretiren, wird er Sie tödten und hintendrein sagen, er habe es nicht absichtlich gethan."

Orso versuchte, sich zu erheben, und ging sogar einige Schritte vorwärts; aber bald hielt er an und rief schmerzlich:

„Ich kann nicht weiter! Flieht! rettet Euch! Leben Sie wohl, Miß Grant! Noch einmal geben Sie mir Ihre Hand — leben Sie wohl auf ewig!"

„Wir gehen nicht!" riefen die beiden Frauen zugleich.

„Wenn Sie nicht gehen können," rief Brandolaccio, „so trag' ich Sie! Allons, mein Lieutenant, Muth! Wir werden Zeit haben, den Hohlweg hinab zu entkommen; der Herr Pfarrer gibt Denen draußen einstweilen Beschäftigung."

„Nein, laßt mich!" rief Orso, indem er sich zur Erde fallen ließ. „Leoniffa, ich beschwöre Dich, führe Miß Grant hinweg!"

„Fräulein Leoniffa," antwortete der Bandit, „Sie sind stark — ergreifen Sie ihn an den Schultern, ich packe die Beine! So! so recht! Jetzt vorwärts, Marsch!"

Trotz aller Protestationen trugen sie Orso fort. Lydia folgte angstvoll und bebend vor Schrecken nach, als ein Flintenschuß krachte, dem sogleich sechs andere antworteten. Sie stieß einen Schrei aus, Brandolaccio einen Fluch und verdoppelte seine Kräfte. Leoniffa folgte seinem Beispiel und so ging es quer durch das Maquis hindurch, ohne Rücksicht auf die Aeste und Zweige, welche ihr das Gesicht peitschten und das Kleid zerrissen.

„Bücken Sie sich, meine Liebe!" sagte sie zur Gefährtin — „es könnte Sie eine Kugel treffen."

Fünfhundert Schritte mochten etwa zurückgelegt worden seyn, da erklärte Brandolaccio, daß er es nicht länger mehr aushalte, und ließ sich, trotz der Ermahnungen und Vorwürfe Leoniffa's, zur Erde fallen.

„Wo ist Miß Grant?" fragte Orso.

Lydia hatte, in der Bestürzung über die Flintenschüsse und durch die dichten Gebüsche des Maquis am Weitergehen verhindert, die Spur der Fliehenden verloren und war in der entsetzlichen Todesangst allein zurückgeblieben.

„Sie hat nicht folgen können," sagte Brandolaccio; „aber sie ist nicht verloren, die Weiber finden sich immer wieder. Hören Sie nur, Orsi Anton', was der Herr Pfarrer für einen Lärm macht! Das ist Ihre Flinte, die so kannibalisch brüllt! Unglücklicherweise sieht man die Hand nicht vor dem Gesichte und thut sich in dieser Stockfinsterniß keinen großen Schaden."

„Horch!" rief Leoniffa — „ich höre ein Pferd, wir sind gerettet!"

In der That kam jetzt durch das Maquis ein Pferd dahergerannt, welches der Lärm der Flintenschüsse erschreckt hatte.

„Ja, wir sind gerettet!" versetzte Brandolaccio, sprang behend wie eine Katze dem Pferde an den Hals, hielt es an den Mähnen und legte ihm, unter Leoniffa's Beihilfe, statt des Zügels einen Strick zwischen die Zähne.

„Jetzt laßt uns dem Pfarrer telegraphiren!" rief er und ließ sofort zwei gellende Pfiffe erschallen.

Auf dieses Signal antwortete ein entferntes Pfeifen und alsbald hörte die Doppelbüchse auf, ihre mächtige Stimme ertönen zu lassen.

Brandolaccio sprang nun auf das Pferd. Leoniffa half ihrem Bruder hinauf, der sich vor Brandolaccio setzte. Dieser umschlang ihn mit

Digitized by Google

dem einen Arm, während er mit dem andern das Thier leitete. Durch ein paar kräftige Rippenstöße ermuntert, eilte dieses rüstig fort und lief in vollem Galopp einen steilen Abhang hinab, auf welchem jedes andere, nicht korsische Pferd hundertmal den Hals gebrochen hätte.

Leoniſſa eilte jetzt zurück, Lydia's Namen aus vollen Kräften rufend; aber keine Stimme antwortete der ihrigen. Nachdem ſie auf's Gerathewohl noch einige Schritte gegangen war, begegnete ſie in einem Fußpfade zwei Voltigeurs, die ſie mit „Wer da" anriefen.

„Nun, meine Herren," antwortete ſie ſpöttiſch, „das iſt ja ein gewaltiger Lärm; wie viele Todte gibt's denn?"

„Ihr wart bei den Banditen!" rief einer der Soldaten — „Ihr müßt mit uns!"

„Recht gern," antwortete ſie; „allein ich habe eine Freundin hier, die erſt geſucht werden muß."

„Eure Freundin iſt ſchon gefunden und Ihr werdet mitgehen, um bei ihr im Gefängniß zu ſchlafen."

„Ins Gefängniß? Warum nicht gar? ... Doch führt mich einſtweilen zu ihr."

Die Voltigeurs führten ſie nun in das Lager der Banditen, wo ſie die Trophäen ihrer Expedition ſammelten, nämlich den wollenen Teppich, mit dem Orſo zugedeckt geweſen war, einen alten Kochtopf und einen Waſſerkrug. Hier befand ſich auch Miß Grant, welche zitternd und halb todt vor Furcht auf alle Fragen der Soldaten über die Zahl der Banditen und den Weg, den ſie eingeſchlagen, mit Thränen antwortete.

Leoniſſa ſtürzte in ihre Arme und ſagte ihr ins Ohr:

„Sie ſind gerettet!"

Dann wandte ſie ſich an den Sergeanten der Voltigeurs und ſprach:

„Mein Herr, Sie ſehen wohl, daß das Fräulein von Allem nichts weiß, was Sie fragen, darum laſſen Sie uns in das Dorf zurückgehen, wo man uns mit Ungeduld erwartet."

„Man wird Euch ſchon dahin geleiten, früher, als Ihr's wünſchen möget, holdes Schätzchen!" ſagte der Sergeant — „dort werdet Ihr erklären müſſen, was Ihr zu dieſer Stunde im Maquis mit den entkommenen Banditen verhandelt habt. Ich weiß nicht, mit was für Hexereien dieſe Gauner die Weiber an ſich ziehen; denn überall, wo dieſe Spitzbuben ſind, kann man ſicher ſeyn, daß ſich auch Liebchen finden."

„Sie ſind recht höflich, Herr Sergeant," ſagte Leoniſſa; „aber Sie werden doch wohl thun, Ihre Worte etwas mehr abzuwägen, denn dieſe Dame iſt eine Verwandte des Präfekten."

„Eine Verwandte des Präfekten!" flüſterte ein Voltigeur ſeinem Führer zu — „wahrhaftig, ſie trägt einen Hut!"

„Der Hut thut nichts zur Sache," ſagte der Sergeant; „ſie waren beide in Geſellſchaft des Pfarrers, der der größte Strauchdieb dieſes Landes iſt; darum iſt es unſere Pflicht, dieſelben mitzunehmen."

Der Sergeant gab den Befehl zum Rückzuge und ſeine kleine Truppe ſchlug den Weg nach Pietranera ein.

Ein Voltigeur wollte den Arm Lydia's nehmen, aber Leoniſſa ſtieß ihn kräftig zurück.

„Daß mir Keiner ſie anrühre!" rief ſie mit gebietender Stimme. „Glaubt Ihr etwa, daß wir Luſt zum Entfliehen haben? Kommen Sie, meine theure Freundin! ſtützen Sie ſich auf mich und weinen Sie nicht wie ein Kind; es iſt ja nichts weiter als ein Abenteuer, das ganz gut ausgehen wird. In einer halben Stunde werden wir beim Abendeſſen ſitzen. Ich meines Theils verlange ſehr darnach."

„Was wird man von mir denken?" ſagte Lydia leiſe.

„Man wird denken, daß wir uns im Maquis verirrt haben, das iſt Alles."

„Was wird der Präfekt, was vor Allem mein Vater ſagen?"

„Der Präfekt? Dem ſagen Sie, er ſolle ſich um ſeine Präfektur kümmern. Ihr Vater? ... Nun, ich denke, dem werden Sie was zu ſagen haben...."

Miß Grant drückte, ohne zu antworten, den Arm ihrer Gefährtin.

„Nicht wahr," flüſterte Leoniſſa ihr ins Ohr, „mein Bruder iſt wohl werth, daß man ihn liebe? ... Sind Sie ihm nicht ein wenig gut? Geſtehen Sie mir's."

„O Sie böſe Freundin!" antwortete Lydia, trotz ihrer Verwirrung lächelnd — „Sie haben mich verrathen und ich hatte ſo viel Vertrauen in Sie geſetzt."

Leoniſſa ſchlang einen Arm um Lydia's Nacken, küßte ſie auf die Stirn und ſprach leiſe, kaum hörbar:

„Liebe, gute Schweſter, können Sie mir verzeihen?"

„Ich muß ja wohl, Sie ſchreckliche Schweſter," antwortete Lydia, den Kuß zurückgebend.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Eine ganz vortreffliche Kopirtinte, welche der aus England um schweres Geld bezogenen an Farbe und Güte kaum nachsteht, überdies sehr wohlfeil und von Jedermann leicht anzufertigen ist, auch weder Gummi noch Zucker als Verdikkungsmittel enthält, bereitet man, nach Angabe des Prof. Böttger, auf folgende Weise: Man koche in einer Porzellanschaale 1 Gewichtstheil Alaun, 2 Gewichtstheile Kupfervitriol und 4 ditto Campecheholzextrakt mit 48 Gewichtstheilen Regenwasser, bis eine vollständige Auflösung genannter Ingredienzien eingetreten ist. Sodann filtrire man das Ganze durch dichte Leinwand oder graues Filtrirpapier. Das violett röthlich gefärbte Filtrat, d. h. die nunmehr zum Gebrauche fertige Dinte fülle man in gut zu verschließende Gläser und halte diese auch beim Nichtgebrauch stets geschlossen, um einem Dichtwerden und einer Schimmelbildung vorzubeugen. Die beim Schreiben anfänglich etwas blaß erscheinenden Schriftzüge nehmen in ganz kurzer Zeit eine intensiv schwarzblaue Farbe an. Eine von solchen Schriftzügen genommene Kopie erscheint anfangs zwar gleichfalls etwas blaß, wird aber auch schon in wenigen Minuten intensiv dunkelblau.

Für die am höchsten gelegene menschliche Wohnung Europa's hält man gewöhnlich das dicht unter der Spitze des Faulhorns im Berner Oberlande gelegene Gasthaus, welches 8261 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Höher aber liegt bereits, nämlich 8610 Fuß, das Posthaus auf dem Paß des Stilferjochs und noch höher, 10,416 Fuß, liegt das neuerlich erbaute Sommerhäuschen auf der Höhe des Theodulpasses. Den Gegensatz bilden in den norddeutschen Marschen einige Bauernhöfe, welche, von Deichen geschützt, noch einige Fuß tiefer als der Meeresspiegel liegen. Außerhalb Europa, nämlich in Palästina, finden wir die merkwürdige und zwar die bedeutendste Tieflage der ganzen Erde im todten Meere, dessen Spiegel 1185 Fuß unter dem Mittelmeere liegt und dessen Ufer an einigen Stellen bis fast zu dieser Tiefe herab bewohnbar sind.

(Büchertitel.) „Samsonische Honigfladen für die schleckigen Adamskinder aufgetischet durch Adam Prancke". 1708. — „Vier zerschnittene Henkerstricke nebst ebensoviel zugeworfenen Liebesbanden". Frankfurt a. M. 1680. — „Geistliche Medizin wider den Vernunftqualm von Müller. 1. Doses ꝛc. Saulus schnaubt noch, 2. Doses".

„Sind die Korallenriffe in der That so äußerst gefährlich?' fragte eine junge Dame einen Schiffskapitän. — „Freilich, man scheitert leicht an den Korallenriffen, aber noch viel leichter geht man an den Korallenlippen zu Grunde."

Die „Dorfzeitung" schreibt: „Wer hat das schnellste Avancement? — Die Frauen! Unmittelbar nach der Werbung werden sie schon Gefreite, und wie lange dauert's, so führen sie schon das Kommando."

„Ihr sollt Eure Tugend nicht als eine Katzenpfote betrachten, um Eure Mitschwestern zu kratzen!" — predigte Sterne den Damen seiner Gemeinde.

Viersylbige Charade.

Die ersten Zwei geh'n leis' auf Vieren,
Gehören zu den wilden Thieren
Und sind doch zahm — wie mag das seyn?

Wenn Noth und Elend dich bestürmen
Und keine Freunde dich beschirmen,
Dann stellt das letzte Paar sich ein.

Das Ganze aber — wenn der Wein
Euch über Maß und Ziel begeistert,
Euch Geist und Sinne übermeistert —
Wird's End' vom Lied der Narrheit seyn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 74. Dienstag, 21. Juni 1839.

Leoniffa.

(Fortsetzung.)

Noch spät am Abend war der Prokurator des Königs von Bastia aus in Pietranera angelangt, um die Untersuchung fortzuführen, und befand sich bei dem Präfekten, bei welchem sich auch der über die Abwesenheit seiner Tochter ängstliche General Grant eingefunden hatte. Nachdem der gute Vater wohl zwanzigmal vergebens an das Fenster getreten war, um zu sehen, ob die Verlorene sich nicht einstelle, kam endlich ein Voltigeur, den der Sergeant als Boten vorausgeschickt hatte, und stattete einen langen Bericht über das fürchterliche Treffen ab, das man gegen die Banditen geliefert und in welchem es freilich weder Todte noch Verwundete gegeben, wobei man aber einen Kochtopf, einen Teppich und zwei Mädchen erbeutet habe, die, wie er sich ausdrückte, die Gesellschafterinnen oder Spioninnen der Banditen gewesen. Eine kleine Weile hernach erschienen auch die beiden angekündigten Gefangenen mitten unter ihrer militärischen Begleitung.

Man denke sich die strahlende Haltung Leoniffa's, die Verlegenheit Lydia's, die Ueberraschung des Präfekten, die Freude und das Erstaunen des Generals. Der königliche Prokurator machte sich das mittelmäßige Vergnügen, die arme, zitternde Lydia durch eine lange Reihe inquisitorischer Sachfragen zu schrauben und dermaßen zu verwirren, daß sie in lautes Schluchzen ausbrach.

Voll Mitleid mit der Verlegenheit des weinenden Mädchens nahm jetzt der Präfekt das Wort.

„Es scheint mir," sagte er, „daß wir wohl Jedermann in Freiheit setzen können. Die beiden Damen sind spazieren gegangen; nichts natürlicher bei so schönem Wetter. Sie sind zu weit in das Maquis gerathen und haben sich verirrt; auch ganz natürlich. Sie haben dort zufällig einen verwundeten jungen Mann gefunden. Sollten sie etwa, wie der Priester und Levite auf der Straße von Jericho, an dem Unglücklichen vorübergehen, der unter die Mörder gefallen war, oder sollten sie nicht lieber das Beispiel des barmherzigen Samariters nachahmen, der Oel und Wein in seine Wunden goß? Sie sehen, Herr Prokurator," fuhr er, an diesen gewendet, fort, „daß wir im Begriffe sind, über eine That christlicher Liebe zu richten, über die uns kein Gericht zusteht, weil in solchen Fällen die linke Hand nicht wissen soll, was die rechte thut. Darum glaube ich, könnten wir die Sache füglich auf sich beruhen lassen und die Arrestanten der Haft entlassen."

Hierauf nahm er Leoniffa bei Seite und sagte ihr: „Signora, Sie können Ihrem Bruder melden, daß seine Angelegenheiten eine bessere Wendung genommen haben, als ich hoffte. Die Untersuchung der Leichname und die Angaben des Generals beweisen, daß das, was er that, Nothwehr war und daß er im Augenblicke des Kampfes allein gewesen. Alles wird sich nun aufklären; aber er muß das Maquis verlassen und sich bis nach Austrag der Sache als Gefangener stellen."

Es war nahe eilf Uhr, als der General, seine Tochter und Leoniffa sich zu Tische vor ein kalt gewordenes Abendessen setzten. Die Korsin aß mit dem gesundesten Appetit, wobei sie ein Mal über das andere bald über den Prokurator und den Präfekten, bald über die Voltigeurs und ihren Sergeanten scherzte. Der General aß auch, sagte aber dabei kein Wort, sondern sah unverwandt seine Tochter an, welche die Augen nicht über ihrem Teller aufzuschlagen wagte. Endlich sagte er mit sanfter, aber ernster Stimme in englischer Sprache:

Digitized by Google

„Lydia, hast Du mir nichts zu sagen?"

„Ja, mein Vater," antwortete diese erröthend, aber mit festem Tone.

„Du bist also mit Herrn della Rebbia verlobt?"

„Ja, mein Vater, seit heute."

Darauf erhob sie die Augen, und da sie auf der Stirne ihres Vaters keine Falte sah, umschlang sie ihn mit der ganzen Innigkeit einer liebenden Tochter und hing unter Freudenthränen an seinen Lippen.

„Nun, nun," sagte der gute Alte, „der Junge ist mir schon recht; aber in dem Teufelslande da bleiben wir nicht, sonst . . ."

„Ich verstehe nicht Englisch," fiel Leoniffa ein, „aber ich wette, daß ich Ihre Gedanken errathen habe."

„Wir sagen," antwortete der General, „daß wir Sie mit uns nach England entführen werden."

„Warum denn nicht? Recht gern, und ich werde die Schutzpatronin für das junge Paar abgeben. Nun General, schlagen wir ein?"

„In solchen Fällen küßt man sich," antwortete er, und Leoniffa flog freudetrunken in die Arme des guten Vaters.

Was weiter geschah, wird der geneigte Leser leicht errathen. Daß Orso keinen Tag länger im Maquis blieb, daß er in Pietranera in die beste Pflege kam und, obwohl ein Gefangener, doch seine Gefangenschaft nicht zu bedauern hatte, das versteht sich von selbst. Auch darüber kann kein Zweifel seyn, ob er bei seiner Abreise von Pietranera mit dem General Grant und seiner Tochter dem Advokaten Barricini, der unterdeß seines Amtes entsetzt worden war, noch einen Abschiedsbesuch machte oder nicht. Anders aber war es mit seinen beiden Wohlthätern im Maquis, den Banditen Brandolaccio und Castriconi. Zwei Monate nach dem berühmten Doppelschuß nämlich sah man an einem schönen Morgen den Herrn della Rebbia und seine Schwester Leoniffa auf zwei munteren korsischen Pferden aus der Stadt Bastia gegen das Dorf Cardo reiten, in dem sich eine treffliche Heilquelle befindet. Der Erstere trug den linken Arm in einer Binde, und an dem Sattelknopfe seines Grauschimmels hing eine englische Doppelbüchse. Ueber den Sattel des glänzenden Rappen aber, den seine Schwester ritt, war eine bunte Decke gebreitet, unter welcher, wie es schien, verschiedenes Reisegepäck angeschnallt war. Unfern von Cardo ritten Beide eine Anhöhe hinan und traten in ein dichtes Gehölz ein, welches den Rücken des Gebirges umsäumte. Hier stiegen sie ab, banden ihre Pferde an den Stamm eines Kastanienbaumes und Leoniffa fing an, das Gepäck unter der Satteldecke loszuschnallen und unfern davon in das Gras zu legen. Kaum war dieses geschehen, so erschien aus dem Gebüsche der Hund Brusco und gleich nach ihm seine beiden Herren, Brandolaccio und Castriconi, beide schlecht gekleidet, aber wohl bewaffnet.

„Willkommen!" rief der Erstere — „noch einmal willkommen im Maquis! Nun, Alles ist gut gegangen und abgemacht. Sie sind freigesprochen, Orso Antonio, und der alte Advokat zahlt die Kosten? Ich gratulire! Und Ihr Arm?"

„In vierzehn Tagen" — erwiederte Orso, „werde ich meine Binde ablegen können. Mein treuer Brando, ich werde morgen nach Italien reisen und habe Dich und Deinen Freund hierher beschieden, um Euch nochmal zu danken und Lebewohl zu sagen."

„Sie sind ja gar zu eilig," sagte Brandolaccio. — „Gestern freigesprochen und morgen abreisen."

„Ja," sagte Leoniffa lächelnd, „es gibt eben Geschäfte. Meine Herren, ich habe Ihnen Etwas zu essen mitgebracht, dort in dem Gepäck . . . Greifen Sie zu; es gehört Alles Ihnen."

(Fortsetzung folgt.)

Die amerikanische Bügelmaschine.

Abermals kommt die Mechanik dem Schneiderhandwerk zu Hilfe. Als ein Seitenstück zur Nähmaschine ist in Amerika die Bügelmaschine erfunden worden. Der deutsch-amerikanischen Gewerbezeitung von Friedrich Gerhard zu New-York vom 15. März entnehmen wir folgendes Nähere über diese interessante Erfindung eines Master Storr:

„Sind wir auch mit der griechisch-englischen Benennung dieser Maschine, Automaton press mao, d. h. eine sich selbstbewegende Bügelmaschine, nicht einverstanden, so ist doch die Vorrichtung eine so kraft- und zeitersparende, namentlich der Gesundheit des Arbeiters wohlthätige, daß sie alle Empfehlung verdient. Danke doch Jeder dem Erfindungsgeist, wenn er ihm einen Theil harter Arbeit abnimmt und auf die Schultern der Maschine überträgt. Wir haben es hier in der That mit einer Schulter (Oberarm), Ellen-

Digitized by Google

bogen und Handgelenke an der Maschine zu thun, die, weil sie von der rechten Hand des Arbeiters geleitet wird, links arbeitet.

Die Maschine, welche neuerdings von L. B. Storr erfunden wurde, macht das altmodische Bügeleisen vollkommen überflüssig, natürlich wo es sich lohnt, die Kosten dafür aufzubringen. Alle Säume, Besetzungen und sonstige Nähte werden mit dieser Vorrichtung leicht und schnell ausgebügelt. Die Construction ist einfach, stark, kommt nicht leicht in Unordnung, und wird leicht gehandhabt. Das Bügeleisen hängt an einem gegliederten Arm — wie bemerkt, es sind daran dieselben Gelenke, wie am menschlichen Arm angebracht, — die Kraft des Pressens oder Andrückens des Bügeleisens gegen den Stoff, wird durch einen Tritt, auf welchen sich der Fuß des Arbeiters setzt, hervorgebracht, und die Hin- und Herbewegung des Bügeleisens, das am gegliederten Arm befestigt ist, von der Hand des Arbeiters geleitet. Soll das schwere Bügeleisen blos über den Stoff weggleiten, so steht der Arbeiter frei; er setzt blos seinen Fuß auf den Tritt, wenn dasselbe gegen den Stoff gepreßt oder gedrückt werden soll.

„Diese Bügelmaschine ist bereits schon in vielen Werkstätten der Stadt New-York und Umgegend in Gebrauch; in einigen ist das Bügeleisen gänzlich verschwunden. Es ist gar keine Frage darüber, daß diese Vorrichtung der Gesundheit des Arbeiters, der sich nach der alten Mode zusammenbücken und das schwere Gewicht des Eisens allein tragen und führen mußte, weit zuträglicher ist, und erblicken wir in dieser Erfindung ein nothwendiges Seitenstück zur Nähmaschine, die bereits so Großes leistet, und darum schon so viele mühsame Arbeit spart. Den Preis von 50 Dollars finden wir noch etwas hoch, indessen wird es auch hier wie bei den Nähmaschinen ergehen, sie wird bald wohlfeiler verkauft werden."

Mannigfaltiges.

An seine Verheirathung darf kein junger Tscherkesse denken, ehe er mündig ist, d. h. von seinem Erzieher den Eltern feierlich zurückgegeben und dann als selbstständiges Familienglied aufgenommen worden ist und bevor er bei irgend einem ernsten Waffentanze Proben seines ritterlichen Muthes abgelegt hat. Hat er dann ein Mädchen zur Lebensgefährtin sich ausersehen, so besprechen die beiderseitigen Eltern das Nähere, und die Höhe des Kalim oder Kaufpreises, welchen er den künftigen Schwiegereltern in Rinden, Schafen, edlen Pferden je nach den Vermögensverhältnissen zu entrichten hat und die Verlobung wird angesagt. Ein Theil des Kalim ist gleich bei derselben zu erlegen; der Rest folgt in Terminen, mit denen es aber nicht immer genau gehalten wird. Der Bräutigam, darf nun seine Braut besuchen, welche jedoch fortwährend unter strenger Aufsicht gehalten und wohl überwacht wird. Gelingt es dem Bräutigam, seine Erwählte zu entführen und glücklich in sein Haus zu bringen, ist endlich ein Gebet über das Paar gelesen worden, dem dies mit ineinander gelegten Händen zuhört, so ist die Heirath geschlossen. Die Verwandten der Entführten versöhnen sich mit ihrem Gatten und dieser ist von Erlegung der rückständigen Termine des Kalim entbunden. Die Mutter der Braut muß jedoch vor der Feier der Hochzeit noch ein Geschenk erhalten, welches Subgane heißt. Wird die Entführung zeitig entdeckt, so verfolgen die Verwandten die Flüchtigen. Werden diese eingeholt, so kann der Entführer sogar getödtet werden. Doch kommt das seltener vor. Gewöhnlich wird er weidlich ausgelacht und verspottet, das Mädchen wird ihm wieder abgenommen und nun doppelt streng bewacht, und der ganze Kalim muß nunmehr bezahlt werden, bevor er sie heimführen kann. Zur Hochzeit werden alle Verwandte in das Haus der Braut geladen.

Im Thiergarten des „Vereins für Hühnerzucht" zu Dresden ist unter dem Wassergeflügel auch ein Cormoran. Der Cormoran bewohnt ebensowohl die Ufer des Ganges als auch die Seeküsten Europa's. Bisweilen erscheint er in großer Anzahl an Küsten, die er sonst nur einzeln besucht, und dann thut er der Fischerei großen Abbruch. Er ist bei dem Fangen der Fische ungemein behende und beweglich. Einen querüber erfaßten Fisch schleudert er in die Luft empor und fängt ihn so geschickt wieder auf, daß der Kopf nach unten gerichtet bleibt, das Verschlingen gelingt ihm dann mit geringerer Anstrengung, indem sein Schlund und seine Kehlhaut viel Dehnbarkeit besitzen. Die meisten Fische erhascht er übrigens in solcher Lage, daß jenes Kunststück überflüssig wird. Aale frißt er vorzüglich gern. Die Cormorane treiben die Jagden auf Fische in Gesellschaften von 20 — 40 Stück, sind dabei unter einander verträglich, dulden aber andere, ebenfalls fischende Vögel nicht in ihrer Nähe.

Digitized by Google

Sie lassen sich leicht zähmen und zum Fischfangen abrichten. Karl I. von England besoldete außer den Falkonieren auch einen „Meister der Cormorane". In China werden dieselben noch jetzt zum Fischen benutzt. Staunton beobachtete dieses Verfahren daselbst. „Auf einem dem Kanal nahen See lagen Tausende von Booten und Flößen, die, für diese Art von Fischfang eingerichtet, zehn bis zwölf Cormorane an Bord hatten. Auf ein gegebenes Zeichen stürzten diese in das Wasser und kehrten bald nachher mit Fischen, von zum Theil erstaunlicher Größe, in den Schnäbeln zurück." Es ist interessant, diesen Vogel friedlich inmitten der übrigen daselbst auf dem Teiche befindlichen Wasservögel zu sehen.

(Die singende Maus.) Im Jahre 1843 ward ganz London durch eine eigenthümliche Erscheinung in Bewegung gesetzt — durch eine singende Maus. Die Frau eines Schneiders, welche das zweite (oberste) Stockwerk eines Hauses in Redroß Square bewohnte, hörte die ganze Nacht den Gesang eines Vogels. Sie glaubte, es singe ihr Canarienvogel und hing daher den Käfig vor das Fenster hinaus, um schlafen zu können. Bald aber begann der Gesang von Neuem. Er schien aus der Holzverschaalung über dem Fußboden herzukommen. Die Frau stellte eine Falle auf und nach einigen Stunden war die Sirene gefangen — eine Maus, die in täuschender Weise den sanften Gesang eines Vogels nachahmte. Die Maus ward sehr sorgfältig, auch unter dem Mikroskop beobachtet. Oft schwieg sie lange; hatte sie aber einmal angefangen zu singen, so ließ sie sich auch durch den größten Lärm nicht stören. — Daß die Besitzerin dieser seltenen Sängerin in wenigen Monaten reich wurde, versteht sich von selbst.

(Pikanter Doppelsinn.) In einer Gesellschaft wurden sogenannte Spiele des Geistes beliebt. Nach einigen anderen Versuchen sollte eine Person aus der Gesellschaft irgend ein Wort bildlich darstellen und eine andere es aus der Pantomime errathen. Es kam die Reihe des Rathens an einen als sehr geistreich bekannten Schriftsteller, und während er aus dem Zimmer geschickt wurde, sann die übrige Gesellschaft auf ein recht schweres Wort. — Man wählte Silberbrück, den Besuchern von Silberhütten gewiß bekannt, und um es darzustellen, nahm eine Dame einen silbernen Löffel in die Hand und blickte denselben an. Der Hereingerufene vermochte aber seines gerühmten Geistes ungeachtet das Wort nicht zu errathen und sah die Dame und ihren Löffel längere Zeit an, ohne zu wissen, was er sagen sollte. Da ging ein boshafter Spottvogel an ihm vorbei und rannte ihm zu: „Löffelgans!" Und „Löffelgans!" platzte der geistreiche Mann zum allgemeinen Vergnügen heraus, selbst zu dem der Dame, welche ihm für dieses Kompliment spöttisch dankte und sich an seiner gränzenlosen Verlegenheit weidete.

Wenn in der Bretagne die Mutter eines Säuglings stirbt, so wird das Kind von allen anderen Müttern der Gemeinde oder des Dorfes als ihr eigenes angenommen. Der Priester wählt eine Mutter aus, auf welche er sein besonderes Vertrauen setzt, und sie empfängt den heiligen Dienst, für das Kind zu sorgen, als ein Geschenk des Allmächtigen. Ist eine zu arm, als daß sie das Kind allein unterhalten könnte, so vereinigen sich Mehrere für diesen Zweck. Eine der Mütter nimmt das Kind in ihre Wohnung auf und die anderen warten und pflegen es stundenweise abwechselnd. Alles was auf die Kindheit Bezug hat, wird in der Bretagne mit frommen Gebräuchen umgeben. Niemand geht an einer Frau, die ein Kind trägt, vorüber, ohne zu sagen: „Gott segne Dich!" Selbst der eingefleischteste Haß wird durch diese Sitte entwaffnet. Der unversöhnlichste Mensch wird seinem Feinde ein Segenswort zurufen, wenn derselbe ein Kind auf dem Arme hat.

Ein französischer Gelehrter hat eine Zusammenstellung der heißen Sommer von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 1858 verfaßt, und ist zu dem Schlusse gekommen, daß sich heiße Sommer vom Jahre 1859 bis 1861 erhalten werden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 75. Freitag, 24. Juni **1859.**

Leoniſſa.

(Fortſetzung.)

Die Banditen ließen ſich dies nicht zweimal ſagen, öffneten die Säcke und zogen Brod, Schinken, Würſte und mehrere Flaſchen Wein hervor.

„Nun das muß ich ſagen," rief Caſtriconi, „Fräulein Leoniſſa, Sie verderben Ihre Leute — das iſt ja ein Göttermahl! Komm, Brusco, du bekommſt auch deinen Theil!"

„Freunde," ſagte Orſo, „ich möchte das Land nicht verlaſſen, ohne Euch in einer beſſeren Lage zu ſehen."

„Beſſeren Lage?" fiel Brandolaccio ein — „was fehlt uns denn? Sind wir nicht freie Männer? ſind wir nicht Herren, ſo weit unſere Kugeln reichen? Wahrlich, es wundert mich von Ihnen, Herr della Rebbia, daß Sie, der Sie doch ein Mann von Bildung ſind, nicht auch unſern Stand ergriffen haben.... War es nicht köſtlich, als wir noch zuſammen Tiſchgenoſſen und Schlafkameraden im Maquis waren?"

„Ich werde es nie vergeſſen," erwiederte Orſo lächelnd; „aber Ihr wißt, ich befand mich damals nicht in der Lage, die Reize Eures Waldlebens zu würdigen, und die Rippen thun mir noch wehe, wenn ich daran denke, wie Ihr mich in jener ſchönen Nacht wie einen Sack auf's Pferd packtet und über Stock und Stein mit mir davonſprengtet."

„Das hatte auch ſein Schönes!" rief Caſtriconi. „Sie ſind doch davon gekommen und würden gewiß den Reiz der abſoluten Freiheit jetzt beſſer erkennen, wenn nicht eine gewiſſe Engländerin, von der Alles in Baſtia mit Bewunderung ſpricht, Sie uns entführte...."

„Ja ſeht, meine Herren," ſagte Leoniſſa ſcherzend, „meine zukünftige Schwägerin kann eben die Waldluft nicht gut vertragen."

„Kann ich denn gar nichts für Euch thun, Freunde?" fragte Orſo wehmüthig.

„Nichts," erwiederte Brandolaccio, „nichts, als uns in gutem Andenken zu behalten. Haben Sie uns doch ſchon mit Wohlthaten überhäuft; hat die kleine Chilina doch ein ſtattliches Heirathsgut aus Ihrer Hand bekommen, und Ihre Pächter laſſen nicht nach, uns Brod und Pulver zu verabreichen, ſo viel wir brauchen."

„Aber für dringende Fälle, meine ich," fuhr Orſo fort, „könnten einige Goldſtücke Euch gute Dienſte thun. Sind wir doch alte Kameraden, Brando. Komm, ſey kein Kind!"

Und Orſo wollte eine ſchwere Goldrolle in ſeine Hand drücken.

„Kein Geld, Lieutenant, ein für alle Mal, kein Geld!" rief der Bandit in entſchloſſenem Tone. „Das Gold thut Alles in der Welt, aber das Maquis ſoll es nicht anſtecken. Hier gilt nur ein braves Herz und eine gute Flinte."

„Aber ich möchte nicht von Euch ſcheiden, ohne Euch ein Andenken gegeben zu haben. Friſch, Brando, ſag', womit könnte ich Dir eine Freude machen?"

Brando kratzte ſich am Kopfe und warf einen verlegenen Liebesblick auf della Rebbia's Doppelbüchſe.

„Wenn ich's wagen dürfte, Lieutenant ... aber nein ... Sie führen ſie zu gut ... Donnerwetter, wenn ich wieder an den verteufelten Doppelſchuß denke!..."

„Meine Büchſe alſo gefällt Dir? Du ſollſt ſie haben; aber nimm ſie ſo wenig als möglich in Gebrauch."

„O, ich verſpreche nicht, ſie gleich Ihnen zu handhaben; aber ſeyen Sie ruhig, wenn ſie aus meiner Hand in eine andere wandert, ſo mögen Sie ſagen: „der alte Brando hat das Gewehr geſtreckt."

Digitized by Google

„Und Ihnen, Castriconi," fragte Orso, „was gebe ich Ihnen?"

„Weil Sie mir denn absolut auch ein Andenken hinterlassen wollen," antwortete der geistliche Herr, „so bitte ich Sie um die Taschenausgabe des Horaz, damit ich bisweilen darin lesen und mein Latein auffrischen kann. In Bastia, ganz nahe am Hafen, wohnt eine kleine Freundin von mir, die Cigarren verkauft: der können Sie ihn geben, damit sie ihn mir einhändige."

„Sie sollen einen Elzevir haben, Herr Gelehrter; unter meinen Büchern, die ich einpacken will, befindet sich ein wahres Prachtstück von einem Sedezbande. Und nun, meine Freunde, es muß geschieden seyn. Noch einen Handschlag! So! Und wenn Ihr meiner bedürft, so schreibt mir; der englische Konsul weiß meine Adresse."

„Adieu, mein Lieutenant! Adieu, Fräntein Leonissa!" rief Brando halb weinerlich. „Aber Bruëco, was hängst du denn deine Ohren? Geschwind sey artig, komm her, nimm auch Abschied!"

Und indem er Orso's Doppelbüchse wagrecht vor sich hin hielt, rief er:

„Spring' für die Barricini!"

Der Hund achtete nicht darauf, sondern leckte an der Pfote.

„Jetzt spring' für die della Rebbia!"

Und der Hund sprang zwei Fuß höher, als es nöthig war.

So trennten sich die Schicksalsgefährten. Orso und seine Schwester kehrten nach Bastia zurück, die Banditen in das Gebirge.

* * *

Vier Wochen später — es war gerade Faschingszeit — sah man Abends um sieben Uhr den Palast des Duca di Torlonia in Rom in allen Stockwerken glänzend erleuchtet, und vor der hohen Doppelpforte fuhr nach einander eine ganze Reihe von Prachtwagen vor, aus welchen Herren und Damen der schönen Welt in festlichem Ballschmucke ausstiegen; denn der reiche Herr des Hauses gab an diesem Tage einen Ball, zu welchem er Hunderte von Gästen aus allen Theilen der gebildeten Welt geladen hatte. Der nach antiker Weise von Säulen getragene Festsaal war von drei kolossalen Kronleuchtern und zahllosen Kerzen erhellt, welche die Nacht in den lichten Tag umwandelten, und in dieser strahlenden Herrlichkeit wagte ein buntes Gewimmel von Menschen aller Nationen, denen die römische Karnevalsfreude aus den Augen leuchtete.

In der Mitte des Saales stand eine Gruppe junger Künstler um einen älteren, ungewöhnlich hohen und starken Mann mit ausdrucksvollen Zügen und einem Ehrfurcht gebietenden Wesen, dessen scharfer, ruhig ernster Blick in einem wunderbaren Contraste zu den heitern Gestalten stand, die vor ihm auf und nieder gingen. Zu diesem trat jetzt mit raschen Schritten ein junger Franzose heran, dessen geistreiches Auge und ganze Haltung unverkennbar den Künstler verriethen.

„Vater Thorwaldsen," redete er ihn an, „haben Sie schon dort oben unter dem Orchester die Gestalt der Gräfin Orsini ins Auge gefaßt, die heute alle Römerinnen überglänzt? Welche Schönheit, welche Gesundheit, welche vollendete Bildung aller Züge, welche Anmuth strahlt aus diesem Götterbilde!"

„Sie sehen gut, lieber Robert!" antwortete der Gefragte — „ich habe mir diesen Kopf bereits zum Modell einer Hygea ausersehen, die ich schon lange im Sinne trage. Heute freilich erinnert sie mich an eine Juno, und sie scheint dies auch seyn zu wollen; denn das leuchtende Diadem, das sie über ihrem schön geflochtenen reichen Haare trägt, und der stolze, majestätische und herausfordernde Herrscherblick, mit welchem sie um sich schaut, kommt mehr der Gemahlin des Herrschers im Donnergewölk, als der bescheidenen Genossin des Aesculap zu."

Kaum waren diese Worte gesprochen, da öffnete sich die Thüre des Saales und es traten zwei Paare herein, welche sogleich die Blicke aller Anwesenden auf sich zogen. Ein hochgewachsener junger Mann in der Uniform eines französischen Lieutenants der Infanterie führte eine junge Dame in blauem Atlaskleide, um deren Haupt eine reiche Fülle goldglänzender Locken wallte, welche das um sie gewundene Perlenband kaum zusammenzuhalten vermochte; unmittelbar nach ihnen folgte ein älterer Mann mit schneeweißem Haare in englischer Generalsuniform, die Brust reich mit Orden geschmückt, der eine Dame einführte, welche in seltsamem Gegensatze zu jener stand. Sie war um ein Bedeutendes höher als sie und trug ein Gewand von dunkelbraunem Sammet, welches ein mit Silber gestickter Gürtel umwand. Ihr Haupt war von einem dichten Geflechte dunkler Haare in altgriechischer Weise umwunden und mit einem blitzenden Diadem von Edelsteinen geschmückt. Als ihre hohe Gestalt in die glänzende Helle des Saales trat, schlug sie betroffen die Augen nieder und stand einige Augenblicke erröthend still.

„Ha! die hat noch die Lampenschen!" flüsterte eine halbverwelkte, überflitterte Französin ihrer Nachbarin zu. „Ich wette, sie ist noch in lei-

Digitized by Google

nem Salon gewesen; sehen Sie nur, mit welcher Verlegenheit sie ihre altmodischen Knixe macht. Wer ist sie denn?"

„Es ist eine Korsin," erwiederte die Andere, „und der Offizier dort, welcher die blonde Engländerin führt, ist ihr Bruder, der Lieutenant della Rebbia, der am vorgestrigen Tage im Palast des englischen Gesandten mit dieser Dame, der einzigen Tochter des Generals Grant, getraut wurde."

„Der Bruder scheint etwas mehr civilisirt zu seyn, als die Schwester," meinte die Halbverwelkte.

Unterdeß hatte sich die Korsin, in welcher wir sogleich unsere Leoniffa erkannt haben, von ihrem ersten Erstaunen gesammelt; das Zwillingsgestirn ihrer Augen leuchtete wieder in seiner ganzen Klarheit, und sie schritt, einer Göttin gleich, am Arm ihres väterlichen Begleiters durch die staunende Menge.

„Heute scheint sich ja der ganze Olymp hier versammeln zu wollen," sagte der junge französische Künstler zu Thorwaldsen, dessen Auge unverwandt den Schritten Leoniffa's folgte. „Zu unserer römischen Juno ist noch eine goldlockige Aphrodite, wie dem Schaume des Meeres entstiegen, und eine Pallas Athene hinzugekommen, wie sie einem Phydias vorschweben mochte. Sehen Sie nur dieses strahlende Auge, diesen schwebenden Gang, diese majestätische Haltung. Jetzt verstehe ich den alten Homer in den Beiwörtern, die er der ägishaltenden Beschützerin des Odysseus gibt."

„Was ich am meisten an ihr bewundere," erwiederte Thorwaldsen, „das ist die natürliche Grazie und das rein Plastische in allen ihren Bewegungen. Hier ist nichts Erlerntes, nichts, was an den Tanzmeister erinnert, wie die Stellungen und Schritte unserer Salondamen. Unbewußt, unbekümmert, ob sie gefalle oder nicht, bezaubert dieses jungfräuliche Bild schon durch sein bloßes Daseyn, und so feurig ihr glänzendes Auge leuchtet, so ist es doch wieder so mild, so anspruchslos, so rein, wie das eines Kindes."

„Eines Kindes?" fiel eine vorübergehende Neapolitanerin ein, welche die letzten Worte gehört hatte, „das meine ich nicht; im Gegentheil, dieses Auge hat etwas Unheimliches, Basiliskenähnliches. Sehen Sie nur, wie alle Vorübergehenden sie anstarren und insbesondere die jungen Herren angewurzelt stehen bleiben, wie vor dem Zauberblick einer Klapperschlange. Das geht nicht mit rechten Dingen zu und ich weiß schon, was ich darüber denke."

„Nun, Signora, was denken Sie denn?" entgegnete der Franzose.

„Sie hat das böse Auge!" lispelte geheimnißvoll die Neapolitanerin.

Ein lautes Lachen Roberts war die Antwort auf dieses Bekenntniß des in ganz Italien verbreiteten Aberglaubens, daß gewisse Menschen schon durch ihr Auge einen bösen Zauber auf Andere ausüben können. Allein das Schibboleth war gesprochen und wie die Losung eines Feldgeschreis wanderte von Ohr zu Ohr im ganzen Saale das Wort umher:

„Sie hat das böse Auge."

(Schluß folgt.)

Prometheus.

Eine mythologische Spielerei. Von Dr. Th. F.

Als Prometheus, einer der Söhne des Titanen Japetus, dessen Gemahlin die schlaue Klymene war, die Idee gefaßt hatte, seinen Namen durch ein großes Kunstwerk zu verherrlichen und mit unvergänglichem Ruhm zu bedecken, bildete er aus Thon zwei Gestalten, ein Männlein und ein Weiblein, und zu seiner nicht geringen Freude waren ihm diese Gebilde wirklich so meisterhaft gerathen, daß sie den Gebilden der unsterblichen Götter vollkommen ähnlich sich zeigten. Es läßt sich denken, daß der Künstler, welcher mit innigem Wohlbehagen sein genial geformtes Kunstwerk betrachtete, keinen geringeren Wunsch hatte als den, diesen starren und todten Stoff in belebten Zustand versetzt zu sehen und ihm eine fortdauernde Existenz gewähren zu können. Da aber Dieses doch allein nur durch den Beistand der Götter Erfüllung finden konnte, so faßte Prometheus den kühnen Entschluß, an diese sich zu wenden, flehentlich bittend, seine schönen Gebilde zu lebenden Menschen zu befähigen und ihnen himmlische Gaben zu spenden.

Die Unsterblichen, die gerade bei guter Laune und begierig waren, diese erste Kunstausstellung auf der Erde in hohen Augenschein zu nehmen, ließen sich wirklich herbei, die Bitte des Prometheus, obgleich sie solche ein wenig vorwitzig fanden, gnädig aufzunehmen, und stiegen nun insgesammt aus ihrem Olymp im feierlichen, pomphaften Zuge auf die Erde nieder, um die kunstvollen Gebilde des göttlichen Titanen zu besichtigen, die sie dann auch, nachdem Prometheus sie ihnen in gehöriger Unterthänigkeit vorgestellt hatte, einstimmig für ein vollkommenes, überaus gelungenes Kunstwerk erklärten und anerkannten, sowohl die männliche als die weibliche Figur.

Der Götterverein, von vornherein schon darüber einig, sich in dieser Sache nicht faul finden zu lassen,

Digitized by Google

hielt es doch für erforderlich, sich das Ding näher zu überlegen und zu berathschlagen, was denn nun eigentlich geschehen solle. Zeus, der in diesem großen Götterrath, welcher sogleich an Ort und Stelle, Angesichts der Gebilde, zusammentrat, wie sich Dieses von selbst versteht, den Vorsitz einnahm, sprach sich nun darüber aus, daß er wohl wahrnehme, daß die Götter und die Göttinnen bereit seyen, die Kunstgebilde des Prometheus zu beleben und zu begaben. Allein, sprach der gewaltige Donnerer, wie sehr auch diese Kunstgebilde es verdienen mögen, daß wir mit mächtiger Hand eingreifen, um den Stoff mit Kraft zu verbinden, so ist doch vorerst zu bedenken, daß sie schwerlich für immer uns dankbar bleiben werden, sind sie nur erst zu lebenden Menschen herangewachsen; denn Undank, das sehe ich jetzt schon, wird der Welt Lohn seyn. Auch Das wird nicht ausbleiben, daß nicht alle ihre Sprößlinge nach dem Stempel dieser schönen Mustergebilde gemodelt seyn werden. Es wird viel Krethi und Plethi sich versammeln, und viele monströse Gestalten, Männer von einigen und Frauen von Hunderten von Pfunden, mit unter zum Vorschein kommen, die gewiß alle im Olymp wenig Behagen finden werden. Und was dann erst aus dem Menschengeschlecht werden soll, wenn es einst der Modesucht verfallen seyn wird, von den steifen Zöpfen an, bis zu der furchtbaren und unausstehlichen Krinoline hin, läßt sich kaum, selbst mit unsern Götteraugen, vollkommen voraussehen. Zu diesen Betrachtungen, bei welchen ich die Zanksucht, die ihnen als Menschen eigen seyn wird, und den ewigen Hader, den sie bald hier, bald dort, unter einander auszufechten haben werden, ganz mit Stillschweigen übergehe, da diese Dinge leider auch unter uns Göttern zum Vorschein kommen, gesellt sich aber auch noch der Umstand, daß diese Gebilde, denen wir uns gnädig erzeigen sollen, das Werk eines Titanensohns sind. Der große und furchtbare Titanenkrieg, dessen Andenken in dem nunmehrigen neuen Götterstaat noch frisch sich erhalten hat, dieser schreckliche Krieg, in welchem ich, euer Vater, namentlich mit dem Ungeheuer Typhon einen so harten und schweren Kampf zu bestehen hatte, bis es mir endlich gelang, es unter den Aetna zu stürzen, ist gewiß wenig geeignet, unser Wohlwollen einen Titanensohn empfinden zu lassen. Diese Gründe dürften nun hinreichend seyn, mit dem Bescheid: „es kann dem Gesuch nicht willfahrt werden," in den Olymp zurückzukehren.

Trotzdem, sagte Zeus, auf seinen mächtigen Adler sich stützend, gibt es aber andererseits noch Gründe genug, die dem Gesuch des Prometheus kräftig das Wort reden. Was insbesondere den Titanenkrieg betrifft, so ist diese Trübsal überstanden, wir sind Sieger geblieben, haben die Revolution gebändigt, und sind nun, wie man zu sagen pflegt, als fait accompli zu Herren geworden. Den Göttern steht es gewiß schlecht an, und gereicht ihrer Würde nicht zum Ruhme, wenn sie nur der Gewalt und dem Gefühl der Rache huldigen, selbst dann, wo die Aufregung sich gelegt, und sogar die Opfer gefallen sind, die selbst uns vermeintlich und angeblich zu fürchten waren.

Was aber aus den schönen Gebilden hervorgehen wird, wenn sie durch uns zu lebenden Menschen geworden sind, so läßt sich ohne Uebertreibung wohl annehmen, daß sie nicht nur nicht alle sammt und sonders mißrathen werden, sondern daß auch die Zahl derer, die nicht anstehen werden, uns Tempel zu bauen, Altäre zu weihen und Opfer zu bringen, nicht gerade nur eine geringe seyn wird, so wie sicherlich auch Menschen, die für Recht, Wahrheit und Aufklärung ihre ganze Thätigkeit einzusetzen bereit sind, nicht ausbleiben werden.

„Ich, meiner Seits," sagte Zeus, „bin daher nicht weiter abgeneigt, Prometheus' Bitte zu gewähren, wenn die hohen Götterkollegen und Kolleginnen mit mir darin einverstanden seyn sollten, und die ganze Götterschaar gab durch namentliche Abstimmung ihre einstimmige Zustimmung zu dem gestellten Antrag zu erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Zele (in Belgien) hatte ein Taubenfreund eine Brut Schwalben auferzogen und zahm gemacht. Bei einer Taubenwette ließ er mit seinen Tauben auch drei seiner Schwalben in Chateauroux, das in gerader Richtung 120 Wegstunden von Zele entfernt ist, Morgens um 6 Uhr aufsteigen, und um 10½ Uhr Vormittags war die erste Schwalbe wieder in ihrem Neste, und bald darauf traf die zweite ein, ohne daß die Thierchen im Mindesten ermüdet schienen. Die erste Taube kam erst um 3 Uhr 45 Minuten Nachmittags heim. Die Schwalben hatten mithin die 120 Stunden in 4½ Stunde zurückgelegt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 76. Sonntag, 26. Juni 1859.

Leonissa.

(Schluß.)

Jetzt rauschte die Musik los und die tanzenden Paare wandelten in den anmuthsvollen Wendungen einer Polonaise, sich trennend und vereinigend, im Saale auf und nieder. Leonissa tanzte nicht mit, sondern setzte sich an der Seite des Generals auf einem Divan nieder und folgte mit heiterem Blicke und von Zeit zu Zeit beifällig zunickend den Schritten ihres Bruders und ihrer Schwägerin, die heute in dem ganzen Glanze ihrer Jugendfrische und Schönheit strahlte. Die neugierigen Blicke, welche die Vorübergehenden auf Leonissa warfen, hatten größtentheils etwas so Absichtliches und Auffallendes, daß diese auf eine höchst unangenehme Weise in ihrer harmlosen Unbefangenheit gestört wurde.

„Nicht wahr," redete sie erröthend ihren väterlichen Freund an, „nicht wahr, ich spiele hier eine recht alberne Rolle?"

„Wie kommen Sie zu dieser Frage, meine liebe Tochter? Im Gegentheil, ich bemerke in den Augen der Anwesenden ein Interesse an Ihnen, was Sie nur zu Ihrem Vortheil deuten können. Manche Damen freilich, wie zum Beispiel dort die Gräfin Orsini, die sich ohne Zweifel wieder einmal schmeichelte, Ballkönigin zu seyn, werden heute nicht ohne Neid auf ihre glückliche Nebenbuhlerin schauen."

„Ballkönigin? Nebenbuhlerin? Ich verstehe von alle Diesem nichts. Ich bin hieher gekommen, um unser junges, glückliches Paar tanzen zu sehen und habe deßwegen für Niemand Augen, als für meinen Bruder und meine liebe Schwester Lydia, die heute so überselig ist."

„Damit können Sie aber nicht verhindern," erwiederte der General lächelnd, „daß man Augen für Sie hat, und wenn ich nicht sehr irre, haben Sie schon eine sehr wichtige Eroberung gemacht. Sehen Sie nur dort den jungen Lord Akton aus Irland, der, in Ihrem Anschauen versunken, seine neben ihm stehende Tänzerin vergißt!"

„Der Blonde mit dem Fernglase dort? Ist denn der junge Mann so kurzsichtig?"

„Daß ich nicht wüßte; aber die Lorgnetten sind jetzt Mode, und unsere Damen fühlen sich zum Theil sehr geschmeichelt, wenn man sie damit beguckt."

„Wenn dies der Fall ist," erwiederte Leonissa, „so bitte ich Sie, dem Herrn Akton zu sagen, daß ich von ihm nicht bemerkt seyn will."

„Sie werden dadurch vielleicht eine gute Partie verscherzen, denn Lord Akton ist der Universalerbe der Lordschaft und aller Güter und Reichthümer seines Vaters."

„Also so eine Art von Korporal in Irland?"

„Richtig, der Sohn einer sehr alten Familie."

„Das mag seyn," antwortete Leonissa; „aber sehen Sie, wenn ich jetzt mit Ihnen nach England gehe, so geschieht es nur, um meine etwaigen Neffen korsisch zu lernen und sie zu tüchtigen Korporalen zu erziehen. Ja, General, korsisch müssen sie reden lernen . . ."

„Vielleicht auch mit Stileten spielen, wenn Sie meinen."

„Adieu alle Stilete," rief erheitert Leonissa; „jetzt führe ich nur noch den Fächer, um Ihnen damit auf die Finger zu geben, wenn Sie Uebels von meinem Vaterlande reden. Aber wer ist denn der alte Mann, der mich zwar nicht mit einem Fernglase, aber mit seinen großen blauen Augen so durchdringend ansieht, daß er mich beinahe verwirrt? Der hat einen wahren Korporalsblick und muß von uralter Abkunft seyn."

„Das ist der Sohn eines Steinmetzen von der Insel Island," entgegnete Sir Grant, „Thorwaldsen ist sein Name."

Digitized by Google

„Thorwaldsen?“ fiel Leoniſſa ein. „Iſt das nicht der berühmte Bildhauer, von welchem der herrliche Fries im päpſtlichen Palaſte auf Monte Cavallo und die drei Grazien herrühren, die wir geſtern geſehen haben?“

„Derſelbe,“ antwortete der General.

Mit ehrfurchtsvollem Staunen blickte die Korſin auf den Künſtler hin, und ſeine Augen begegneten den ihrigen mit einem ſo tiefen Ausdruck des Wohlwollens und der Bewunderung, daß von dieſem Augenblick an das mächtigſte Verlangen in ihr erwachte, ihn näher kennen zu lernen. Die Erfüllung ihres Wunſches ließ nicht lange auf ſich warten; denn als die Polonaiſe vorüber war und Orſo ſeine junge Gemahlin wieder zu ſeiner Schweſter führte, da trat Thorwaldſen zu ihm hin und begrüßte ihn als einen alten Bekannten. Entzückt über die Anweſenheit des hochgefeierten Mannes ſtellte ihn Orſo ſeiner Schweſter vor, und von dieſem Augenblick an reifte in Thorwaldſen's Geiſt der Entſchluß, dieſe Göttergeſtalt in Marmor zu verewigen.

Ohngefähr ein Jahr nach dem glänzenden Ball des Duca di Torlonia ſah man in dem Atelier des Künſtlers eine Minerva aufgeſtellt, die den Schmetterling auf das von Prometheus geformte Menſchengebilde ſetzt, und Jeder, der die ſchöne Korſin geſehen hatte, erkannte in dem vollendeten Kunſtwerk Leoniſſa's Züge.

Prometheus.

(Fortſetzung.)

Ganz jovial geſtimmt kamen die Götter aus dem Rath zurück zu Prometheus, und Zeus beſonders war in ſo guter Stimmung, daß er in die Worte ausbrach: „Siehe, Götterſohn, mir iſt ordentlich ein Stein vom Herzen genommen, ſeit ich die Gewißheit erlangt habe, daß jeder der anweſenden hohen Götter Dein Talent zu ehren und Deine vortrefflichen Gebilde zu begaben bereit iſt. Siehe, ich ſelbſt, ihr Herr und Meiſter, mache jetzt gleich den Anfang damit, indem ich Deine geformten Figuren mit meinem pfeilgezackten Donnerkeil berühre. Alſogleich durchſtrömte ſie ein inneres Leben, das Herz begann zu ſchlagen, die Bruſt ſich zu heben. Warum Zeus zu dieſer Berührung, ſtatt Szepter oder Hand, vorzugsweiſe von ſeinem Donnerkeil Gebrauch machte, darüber fand er es nicht gerathen, ſich auszuſprechen, und es ſteht dahin, ob die Vermuthung richtig ſey, daß er damit darauf anſpielen wollte, daß für die Folgezeit gar manche Donnerwetter zwiſchen vielen Männern und ihren Frauen in Ausſicht ſtehen.

Nun trat Venus, die holdſelige Göttin der Liebe, auf, und die Gebilde umarmend, ſprach ſie: „Habt Empfindungen, Ihr Menſchen.“ Momentan fingen die Wangen an ſich zu röthen, die Glieder ſich zu recken und zu bewegen, und das Auge ſich anmuthig zu beleben, das der Frau mit gefälliger Schalkheit, und das des Mannes mit einem gewiſſen Anſtrich von Ernſt.

Minerva, die Lieblingstochter Jupiters, aus deſſen Haupt ſie einſt entſprungen war, kam nun an die Reihe, ihre Gaben ebenfalls zu ſpenden. „Ich,“ ſagte ſie, „bin die Göttin der Weisheit, der nützlichen Künſte und der Wiſſenſchaften, und mit allen dieſen hohen und erhabenen Schätzen will ich, Ihr Menſchen, Euch beglücken, vor Allem mit der Weisheit.“ Möchten die Menſchen von ihr ſich leiten laſſen, ſowohl in ihren Rathsverſammlungen, diplomatiſchen Verhandlungen und Kongreſſen, als auch in ihren wiſſenſchaftlichen Forſchungen, beſonders wenn Tölpel ſie zur Umkehr verdammen wollen, wie in ihren geſchäftlichen Unternehmungen, zur Verhütung verderblicher kritiſcher Zuſtände, und ſelbſt in allen ihren häuslichen und traulichen Verhältniſſen und Einrichtungen. Und kaum hatte die hohe Göttin die Stirne der Gebilde mit ihrem Finger berührt, ſo legte ſich die des Mannes alsbald in denkende Falten, und nachdenkend blickte er auf die Götterſchaar hin, die ihn umgab. Auch das Weib blickte ſtaunend umher, da aber Minerva, abſichtlich oder zufällig, die Stirne des Weibes minder als die des Mannes berührt hatte, ſo ſpiegelte ſich in den Blicken derſelben mehr die Neu- als die Wißbegierde.

Verſtand und Weisheit, ließ jetzt Juno, die Königin der Götter, ſich vernehmen, ſind zwar ſchöne Gaben, aber auch Liſt und Schlauheit ſind nicht ohne Werth für die Menſchen. Ihre Hände auf das Haupt der Menſchen legend, ſprach ſie: „Ich ſpende Euch dieſe Gaben, die ich aus eigener Erfahrung zu würdigen gelernt habe, mit der Verſicherung, daß der Schlaue und Liſtige, der geſchickt ſich zu drehen, zu wenden, zu ſchmeicheln und zu kriechen, und überall den Verhältniſſen Rechnung zu tragen verſteht, ſehr oft über den Verſtändigen und Weiſen den Sieg erringen wird.“ Alsbald wurden in den Mienen des Mannes Juno's Gaben ſichtbar, und noch ausdrucksvoller ſpiegelten ſie ſich in den Geſichtszügen des Weibes ab.

Nun kam die Reihe an Fortuna, die Göttin des Glückes und der herrlichen Gaben. „Verſtand und

Digitized by Google

Weisheit, List und Schlauheit, alle diese Gaben," sagte sie, „so gut sie seyn mögen, spielen bei mir keine große Rolle. Wer es mit mir zu thun hat, muß auf die Gunst meiner Launen rechnen können, da ich nur von diesen mich regieren lasse. Wir Götter sind hier eben im Begriff, Menschen in's Daseyn zu rufen, um die Erde mit ihnen zu bevölkern, und so werden auch die Zeiten nicht ausbleiben, wo sie in ausgearteter Begierde nach meinem Füllhorn, in ewiger Hast und peinlicher Unruhe, rennen und wagen, Gewalt, Ehre, Reichthümer, das sogenannte Glück, wie sie es nennen werden, auf alle Weise zu erjagen. Ein Durcheinander von ehrlichen und verständigen Leuten, von schlauen und listigen, von Dummköpfen und Halunken werden, im blinden Vertrauen auf meine Gunst, Millionen zu gewinnen, mitunter selbst zu veruntreuen sich rastlos bemühen, oder gar darauf ausgehen, eine Krone zu stehlen. Doch Der nur, wer unter ihnen von diesen allen es auch seyn mag, wird seinen Zweck erreichen, wenn sein Vertrauen mit meinen Launen übereinstimmt. Meinerseits kann ich daher den Menschen Nichts weiter spenden, als die armselige Hoffnung auf mein zufälliges Wohlwollen." Verdutzt über diese eigenthümliche Gabe, trat bei den ersten Menschen, in ihrer Unfähigkeit sie jetzt schon vollkommen begreifen zu können, unwillkürlich das erste Nasenrümpfen ein.

An den Platz dieser launigen Göttin trat nun Merkur, der Herold der Götter, und berührte mit seinem Stabe die Lippen der Menschen. Die Zunge wurde augenblicklich gelöst, und das Erste, was ihr Mund hören ließ, waren schon spitzfindige Fragen. „Woher sind wir gekommen? Was ist denn eigentlich, so zu sagen, unsere wahre und vorzügliche Bestimmung, und wohin werden wir gelangen?" Lachend sagte Merkur: „Da haben wir es; kaum ist diesem ersten noch ganz unreifen Menschenpaar die Zunge gelöst worden, so ist auch schon das Pappelmäulchen im Gange und ein Anflug zur Disputirkunst vorhanden. Indessen erwartet von mir keine Antwort auf Eure Fragen, die wenigstens für Eueren jetzigen Zustand noch nicht reif sind." Ob sie es je werden, kann ich nicht sagen; ich glaube es auch nicht, daß es je dazu kommen wird.

Begleitet von den Musen kam nun Apollo zu dem ersten Menschenpaar, es belebrend im Gesang und Tanz, in des Liedes zauberndem Walten und in den zierlichen Schwingungen und Wendungen des regelmäßig dahin fliegenden Leibes. „Wo Gesang und Tanz sich die Hand reichen, da ist auch mein Revier mit im Spiel!" rief Amor, der kleine geflügelte Götterknabe, und indem der kleine Schalk seine Liebespfeile in die Herzen der Menschen senkte, fühlten sie sich plötzlich in eine unbeschreiblich süße und stürmische Liebeswonne versetzt. Aber rasch kamen sogleich die Grazien herbei und verbargen das Weib unter dem geheiligten Schleier der züchtigen Scham und des feinen Zartgefühls, unter dem das von Amors Pfeile angefachte brausende Feuer in sanfte Sehnsucht sich verlor. Ueber diesen Schleier erbost, machte der Mann Anstalt, ihn gewaltsam zu zerreißen, allein kaum hatte er ihn berührt, so war auch schon seine Wuth bezähmt; ein süßes Sehnen durchströmte sein Herz, und holde Worte lispelten seine Lippen.

Beide, Mann und Weib, sehnten sich jetzt sehr, vor den Augen der Götter sich verbergen zu können, da wurden sie, auf Flora's Wink, augenblicklich von einer prachtvollen Rosenlaube umgeben, reich durchschmückt von dem herrlichsten Blumenflor, wie seitdem keine Blumenausstellung sie mehr aufzuweisen hatte.

Der häßliche Vulkan, der Gott des Feuers und der Künste, hinkte jetzt ebenfalls heran und brachte den ersten Menschen das wohlthätige und unentbehrliche Feuer, ihnen zugleich über die weitumfassende Schmiedekunst Belehrungen ertheilend. Der gutmüthige Gott zeigte ihnen auch noch allerlei kunstvolle Arbeiten, die er zu Stande gebracht hatte, und unter diesen, als besonders merkwürdig, die goldenen Tische mit drei Füßen, die so außerordentlich künstlich gearbeitet waren, daß sie von selbst in den Olymp stiegen, wo die hungerigen Götter ihre Mahlzeiten daran zu halten pflegten, und nach Beendigung derselben ebenso wieder zurückgingen, wo dann weder ein steifer Kellner noch eine schönthuende Kellnerin nach einem Trinkgeld mit lüsternen Blicken zu sehen hatte. Nebst dem hatte er auch noch die schönsten und geschmackvollsten Modelle für allerlei Gegenstände in Metallarbeiten aufgestellt, mit der Versicherung, daß er für den Fall, wo sie einst bei den Menschen Nachahmer finden sollten, doch nie klagend dagegen auftreten werde, unbekümmert um die einstigen etwa bestehenden Gesetze zum Schutz der Kunstarbeiten. Zum Abschied beschenkte er den Mann mit verschiedenen nützlichen Geräthschaften, und das Weib mit Spangen, Ohrringen, Haarnadeln, Kettchen und sonstigen kleinen niedlichen Nipp- und Putzsachen. Von zwei goldenen Ringen, die er zuletzt noch zum Vorschein brachte, steckte er den einen an den Mittelfinger des Mannes, den andern an den des Weibes, mit der schalkhaften Bemerkung, es seyen dies die ersten Trauringe, die er zu verfertigen gehabt hätte.

Digitized by Google

„Nachdem mein Stiefsohn Vulkan Euch so schöne und nützliche Dinge gebracht hat," sprach Ceres, die Göttin des Feldbaues und die Stifterin der Staaten, „will auch ich Euch bedenken. Ich gewähre Euch meinen Beistand, wenn Ihr und Alle, die Euch noch folgen werden, nicht auf der faulen Haut liegen, sondern, mit den Geräthschaften Vulkans versehen, fleißig die Erde bebauen, den Acker bestellen und den Garten pflegen, und wenn das Weib dem Manne treulich zur Seite steht, sorgsam sammelt und waltet, nicht nur Sinn für wechselnden Putz hat und keine Modenärrin ist."

Mars, Juno's Sohn, des Krieges und der Schlachten Gott, rückte nun in die Fronte und senkte den Muth und die Kampflust in die Brust des Mannes, mit derber Faust darauf klopfend. Die Götter schienen zu ahnen oder jetzt schon zu wissen, wo auf der Erde die Zeiten nicht länger ausbleiben werden, in denen die Gewalt und die Despotie gegen Wahrheit, Recht und Freiheit sich erheben und alles Völkerwohl zertreten werden, um ihrem tyrannischen Herrscherstab einen Thron zu gründen, und daß dann der Mann mit Muth sich dagegen zu erheben stets bereit und gerüstet seyn müsse. Auch die Brust des Weibes ließ Mars nicht unbeachtet, denn die Götter sahen ein, daß in solchen herben Zeiten den muthigen Männern auch muthige und opferfähige Frauen zur Seite stehen müssen, um dem Sieg der guten Sache den rechten Nachdruck zu verschaffen.

„Wer für die edelsten Güter der Menschen kämpfen soll," sagte Diana, die jungfräuliche Göttin der Jagd, Zeus und Latona's Tochter, „mag auch dem edlen Waidwerk nicht fremd bleiben," und dem Manne Pfeil und Bogen überreichend, belehrte sie ihn zugleich über das dabei so unentbehrliche Jägerlatein, während Vesta, die älteste Tochter des Kronos und der Rhea, die Beschützerin des Hauswesens, die Menschen durch die Zusage erfreute, „daß sie, auch in kritischen Zeiten, es nicht unterlassen werde, den heimischen Herd unter ihren Schutz zu nehmen." Nur meinte sie, „dürfte der Mann auch nicht leichtsinnig es vernachlässigen, den Pantoffel, wie sich's gebührt, stets in Ehren zu halten."

Als Zeus Anstalt machte, die Götterversammlung jetzt wieder schließen zu wollen, vernahm man den Ruf: „Ach bitte, noch einen Augenblick, ihr hohen Götter!" Mit diesem Ruf kündigte sich Bacchus an, der eben, das Haupt mit einem Epheukranz geziert, auf seinem geschmückten, von Leoparden gezogenen Wagen angerollt kam. „Die schöne großartige That, die hier ihre Ausführung gefunden hat," sagte er, „muß mit edlem Rebensaft beschlossen und besiegelt werden, da es ja auch bei den Göttern Sitte ist, daß besonders bei großen Festen dieser Göttertrank nicht fehlen darf, der edle Wein, der das echte Chrisam und das feinste Mark der Welt ist." Mit großem Wohlbehagen schlürften die Götter den ihnen von Bacchus kredenzten, mit kostbarem Wein gefüllten Becher, wobei denn auch das erste Menschenpaar nicht leer ausging, und einige Becher sich schmecken ließ unter dem Rufe: „Welch' ein herrliches Bouquet!"

Nachdem die Götter das erste Menschenpaar so freigebig und reichlich bedacht, und Prometheus seinen innigsten Dank dafür in den verbindlichsten Worten ausgesprochen hatte, kehrten die Unsterblichen in den Olymp zurück, froh und zufrieden, die Erde mit einem götterähnlichen Geschlecht beschenkt zu haben.

Prometheus allein hatte aber noch einen schweren Stein auf dem Herzen. Daß das Fatum, das über die Götter selbst mit Allgewalt herrschende Schicksal, dem Götterrath den Rücken gekehrt und es vermieden hatte, sich ebenfalls an der kordialen und großgünstigen Spendesektion der Götter zu betheiligen, erfüllte sein Herz mit großen und schweren Besorgnissen. Um diesen schwerfälligen Gedanken, so viel Dies in seiner Macht lag, begegnen zu können, faßte er den Entschluß, in die heil. dunkle Grotte dieser mächtigen, so sehr gefürchteten Göttin hinabzusteigen, und den Versuch zu wagen, auch bei ihr einen guten Willen für seine Menschen zu erwecken. Von bösen Ahnungen erfüllt und fürchtend, vielleicht ungehört, mit der Bedeutung: „die Göttin ist nicht zu sprechen," wieder entlassen zu werden, betrat er die geweihte Grotte, und war nun nicht wenig und freudig überrascht, von der strengen Göttin mit sichtbarem Wohlwollen empfangen zu werden, und, daß es ihm gestattet wurde, sein Anliegen vortragen zu dürfen.

(Schluß folgt.)

Auflösung der viersylbigen Charade in №. 72:

Katzenjammer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 77. Dienstag, 28. Juni 1859.

Prometheus.

(Fortsetzung.)

Als die Göttin des Prometheus Begehren, auch ihrerseits das erste Menschenpaar zu begaben und somit dem Glücke desselben die Krone aufzusetzen, in ernster Ruhe angehört hatte, sagte sie ihm, zu seiner nicht geringen Freude, die Gewährung seiner Bitte zu.

„Du hältst das Schicksal für streng," sagte die ernste Göttin, „und in der That, das ist es auch. Allein so streng es ist, so gütig ist es auch, und obgleich es vielfach verkannt und sehr oft ganz falsch verstanden und beurtheilt wird, so gibt es doch immer, selbst wider Willen, die besten Gaben, und so sollen Deine Menschen es auch jetzt wieder von mir erfahren. Jeder der Götter spendete ihnen eine Gabe, von mir sollen sie deren drei auf einmal empfangen."

„Dank, innigen, herzlichen Dank, hohe Göttin, für Deine große, unendliche Güte!" stammelte Prometheus, von den freudigsten Gefühlen überwältigt.

„Geduld," sagte mit ernster Würde die Göttin, „spare Deinen Dank, bis Du meine Gabe vernommen hast, da sie sehr von den Gaben der Götter abweichen."

Von bangem Schauer befallen sagte Prometheus:

„Erhabene Göttin, gestatte mir, zu bemerken, daß die Götter nur Gutes gespendet haben."

Ohne einen Anstrich von Uebelwollen erwiederte die gewaltige Göttin:

„Höre mich ruhig an, Japetide, ich werde Dir jetzt meine Gaben nennen und es Dir überlassen, ob Du sie annehmen oder ausschlagen willst. Meine Geschenke beruhen auf der Art, wie Deine Gebilde entstanden sind. Du hast sie aus Thon geformt, und die Götter, durch welche sie zu lebenden Menschen geworden sind, rüsteten sie aus mit unvergänglicher Kraft und unausgesetzter Thätigkeit. Dieser Zustand paßt aber durchaus nicht für Dein Machwerk. Das erste Menschenpaar, sowenig als alle, die nun die Erde bevölkern sollen, ist ganz und gar nicht geeignet, ein ununterbrochenes Götterleben zu führen, vielmehr werden Zustände eintreten, wo die Kraft erschlaffen wird und erst durch angemessene Erholung wieder erfrischt werden kann, oder gar nicht mehr erfrischt zu werden fähig seyn wird. Daher ist der Schlaf mein erstes Geschenk, das ich den Menschen zu ertheilen für nöthig erachte. Von diesem Zustand, der von Tag zu Tag sich einstellen soll, bleibt Niemand ausgeschlossen, er wohne in dem glänzendsten Palast oder in der ärmsten Hütte, während jedoch der Schlaf der Unschuld gegen den des Schuldbeladenen Vieles voraus haben wird. In diesem Zustand soll aber der Mensch, wer er auch sey, daliegen mit verschlossenen Sinnen, ohne äußere Empfindungen, ohne sich vom Platz bewegen und ohne Etwas, weder Gutes noch Böses, unternehmen zu können; sein Auge sey geschlossen, seine geistigen Fähigkeiten seyen gelähmt und sein ganzes Leben offenbare sich allein nur in den milden und sanften Schlägen seines Herzens."

Ganz konsternirt über dieses fatale Geschenk, rief Prometheus:

„O furchtbare Göttin! sagtest Du nicht vorhin, Du seyest gütig und bereit, die Menschen zu beglücken? Und doch reichst Du ihnen jetzt eine Gabe, durch welche ihnen Empfindungen, Thätigkeit und der ganze Lebensgenuß beseitigt, gleichsam geraubt wird? Ich bitte, das sey fern von Dir."

Das Schicksal, welches, wie es schien, über diese Bemerkungen etwas pikirt geworden war, erwiederte strengen Tones:

„Ich bin, wie Du wohl wissen mußt, eine

Digitized by Google

absolute Autorität, ein unbeschränkter Selbstherrscher, dessen Anordnungen zu kritisiren sehr gefährlich ist. Viel Federlesens zu machen, ist in dieser heiligen Grotte nicht eingeführt und zeitraubende Diskussionen sowie unberufener Beirath werden von mir, die nur blinden Gehorsam fordert, ein- für allemal zurückgewiesen. Ich lasse mich nur von dem Gesetze der Nothwendigkeit und nicht, wie Fortuna, von Launen regieren. Mit meinem Geschenk hat es also sein unabänderliches Bewenden, aber die Annahme desselben steht, wie gesagt, bei Dir."

„Darf ich bitten," sagte ganz kleinlaut Prometheus, „mir Deine zweite Gabe zu nennen?"

„Es sey," sagte die Göttin mit Milde, „obgleich ich es schon zum voraus weiß, daß auch diese Dir nicht genehm seyn wird, Du sie wahrscheinlich wieder als einen Raub an den Göttergaben betrachten wirst. Die Götter haben Deine zerbrechlichen Figuren mit Erinnerungen begabt, die sich nie verwischen, sondern ewig hell und unumkort in ihnen thätig bleiben. Ich mäßige und beschränke diese Gabe. Die ungeschwächte, ewig frische und hellleuchtende, stets gleich lebendige Erinnerung vergangener Begebenheiten und Ereignisse des Lebens soll bei den Menschen einer heilsamen Vergessenheit Platz machen. Nicht, wie bei den Göttern, sollen die Menschen reine und ungetrübte Blicke in die Vergangenheit, gleichviel, ob sie eine gute oder eine schlimme war, zu senden vermögen, sondern diese soll ihnen allmälig nur in einem sanften Dämmerlicht, nur schattenartig vor die Seele treten."

„Ach, wie sehr zittere ich vor Deinem dritten Geschenk, wenn es Dir beliebt, mir auch dieses zu verkünden," sagte jetzt Prometheus, dem die Lust, Etwas einzuwenden, vergangen war.

„Ja," sagte die Göttin, „es wird Dir wieder nicht gefallen, Du wirst es abermals als einen Raub an den Göttergaben beklagen, und gerade dieser Raub wird Dich am meisten betrüben, denn mit dieser meiner dritten Gabe, die ich den Menschen spende, beraube ich sie des Lebens. Das Leben, welches die Menschen von den Göttern empfangen haben, sie mögen es behalten, mögen seiner sich erfreuen und, soviel sie es vermögen, unter Lust, Gesang und Tanz zu genießen suchen, mögen, wenn es ihnen behagt, nur ihr liebes eignes Ich als das Höchste schätzen, ihren Namen mit Schmach und Schande bedecken oder mit Ehre und Ruhm krönen, allein wie auch das Leben eines jeden einzelnen Menschen sich gestaltet und bewährt haben mag, so soll doch zuletzt immer ein Moment eintreten, wo es zu Ende geht. Für Jeden, dessen Lebensuhr abgelaufen ist, kommt ohne Ausnahme und ohne Rangordnung für Ansehen, Geschlecht und Alter, eine letzte Stunde, in welcher das Leben erlöschen wird. Der Körper, den Du aus Staub und Erde so kunstreich gebildet hast, wird dann wieder in Erde und Staub zerfallen.

„Du kennst nun meine drei Gaben," setzte die Göttin sehr gelassen hinzu, „und Du kannst Dich überzeugt halten, daß ich, Deiner eigenen Meinung entgegen, doch gütig gewesen bin. Indessen habe ich es Deiner freien Wahl überlassen, meine Spenden auszuschlagen, wenn Du findest, daß die Menschen auch ohne dieselben fertig werden und beglückt leben können. Sollte es aber einmal anders kommen und ein Verlangen nach meinen Gaben in Dir rege werden, so fordere nur, und das Schicksal wird nicht säumen, Deinem Verlangen zu entsprechen. Hier ist Deine Mission zu Ende, und so bist Du nun in Gnaden entlassen."

Voll Unwille und in tiefer Trauer verließ nun Prometheus die Grotte des Schicksals, da er auf eine solche Audienz ganz und gar nicht gefaßt war.

„Nein," sagte er, „für diese schnöden Gaben, die alle meine Hoffnungen zertrümmern, muß ich schön danken, und ich werde mich wohl hüten, meinen Menschen des Schicksals Tücken zu verkündigen. Weit leichter mögen sie die Launen Fortuna's ertragen, als die hinterlistigen Streiche des Schicksals."

Noch eine geraume Zeit verweilte Prometheus im Kreise seiner Menschen, deren fröhliches Leben ihn ergötzte und ihm viele Freude gewährte, so daß er die Gaben des Schicksals schon völlig aus dem Sinn geschlagen hatte und sie verspotten zu können glaubte.

Allmälig jedoch bemerkte er, mit nicht geringem Schrecken, daß die Menschen anfingen, in einen Zustand zu gerathen, der ihre völlige Erschlaffung voraussehen ließ. Ihr Körper von Staub wurde immer mehr erschöpft und man sah es ihnen an, wie sehr sie nach einem Mittel sich sehnten, das ihnen wieder neue Kraft und Stärke zu verleihen im Stande sey. Unwillig über diese ärgerliche Wahrnehmung, bot Prometheus Alles auf, um diesen lethargischen Zustand zu beseitigen.

„Haben Euch nicht die Götter mit ewiger Kraft und unvergänglicher Stärke beschenkt? Wie stellt ihr Euch nun so erbärmlich an! Auf, ihr trägen Geister, ermannt Euch und laßt das schlaffe Wesen fahren, das sich Eurer bemächtigt hat!"

Digitized by Google

Prometheus hatte gut reden, der Zustand der Abspannung nahm immer mehr zu, der Geist war wohl willig, das Fleisch aber war schwach geworden. Verblüfft darüber, daß er kein Mittel finden konnte, um diesen verhaßten Zustand zu bekämpfen und zu heilen, ergab er sich endlich der Gnade des Schicksals und tief bekümmert rief er den Schlaf.

Von der Grotte her kam nun schnell ein holder mohnbekränzter Knabe, umhüllt mit einem Mantel, unter dem er phantastische Träume barg. Schon bei seiner Annäherung begann der Mensch zu nicken und das Haupt gegen die Brust zu neigen, und als der Knabe in immer engern Ringen die Menschen umkreiste, da fielen sie endlich ausgestreckt auf den weichen Rasen hin und fingen fest zu schlafen an.

Morpheus konnte der Lust nicht widerstehen, aus seinem wundersamen Horn voll von Mohnkörnern ein Heer von Träumen über die Schlafenden auszugießen, und führte ihnen ein Gewirr und Gewimmel von Menschen, einen unabsehbaren Bilderkram von Männern und Frauen vor die Seele, die zwar alle insgesammt so, wie sie, aussahen, während doch wunderbarer Weise Jeder ein anderes Gesicht hatte. In der unendlichen Menge, die um sie her wogte, bemerkten sie ungeheuer lange Züge, die mit gebeugtem Nacken zum Vorscheln kamen, auf welche ein Anderer, von einem hohen Sitze aus, seine Füße gesetzt hatte, ohne daß sie es auch nur zu bemerken und den Druck zu empfinden schienen.

Kaum war dieses phantastische Bild wieder verschwunden, so kam eine andere nicht minder große Reihe angezogen, deren Stellungen, Gruppirungen und Trachten so höchst eigenthümlich und sonderbar gestaltet waren, daß augenscheinlich der Traum der Schlafenden sehr erregt wurde, wie Prometheus wohl bemerkte, der ihren Zustand genau beobachtete. Während die Frauen, wie Pfauen mit weit ausgespreizten Schweifen, sehr in der Breite ausgedehnt sich Raum zu machen suchten, schienen die Männer mit ihren kleinen und dürren Gliedern Anbeter der Fortuna zu seyn, vor deren Altären, die das seltsame Ansehen von Kisten und Kasten hatten, sie inbrünstig betend auf den Knieen lagen. Prometheus machte es großen Spaß, als er die in Schlaf Versunkenen possierliche Geberden machen sah und sie über diese Spiele der Phantasie im Traum laut auflachen hörte.

Als sie wieder erwacht waren, fühlten sie sich wie neu belebt, der Zustand der peinlichen Erschlaffung war vorüber und neue Kraft durchströmte ihren Körper. Die Menschen fühlten sich ganz besonders beglückt über die Wirkungen des erquickenden Schlafes und glaubten denselben nicht genug preisen zu können.

„O," rief Prometheus, von den guten Erfolgen des Schlafes auf's Angenehmste überrascht, „o möchten doch alle Menschen, wie sie einst rund um die Erde wohnen werden, namentlich diejenigen unter ihnen, die auserkoren seyn mögen, eine hervorragende Rolle zu spielen, eines so ruhigen, süßen und festen Schlafes sich zu erfreuen haben, wie Ihr ihn gefunden habt und durch ihn erquickt worden seyd im Stande Eurer Unschuld!"

Der süße Schlaf, aus dessen Armen sie immer neu gekräftigt wieder aufstanden, galt fortan den Menschen als eine der besten Gaben der Götter, und kaum hatte Helios seinen goldenen Wagen in den Ozean gesenkt, so eilten sie schon schlaftrunken nach ihrer Ruhestätte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Thilo von Trotta war Stallmeister bei dem Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg und wurde im Jahre 1556 auf 8 Jahre zum Mit-Kammerrathe angenommen, wobei ihm als Jahresbesoldung ausgesetzt wurde: 400 fl., 10 Ellen Sammet, 17 Ellen gut ländisches Tuch, 11 Ellen Barchent, 7 Ellen Futtertuch „als auf sein laib", dazu 2 Fuder Landwein, 30 Scheffel Korn, 35 Scheffel Maiz, 2 Ztr. Karpfen, 1 Ztr. Hechte, 1 guten Ochsen, 1 Speckschwein, 4 Fässer gesalzenes Wildpret, halb Hirsch, halb Schwein, 60 Klafter Holz aus der Dresdener Haide, welche auf kurfürstliche Kosten ihm in das Haus geschafft werden sollen, und endlich noch „den gewöhnlichen schlaftrunk". Worin dieser bestanden, nachdem ihm, wie oben gemeldet, bereits 2 Fuder Wein zugesagt waren, ist nicht ersichtlich. Ueberdies wurden ihm jährlich 5 Hengste, 2 Klepper, 3 Knechte und 2 Buben mit Futter, Essen, Kleidung, Hufschlag, Eisen, Stallmiethe, Lohn, Sattel und Zeug, „Spornwegk und sonst aller andern Notdurft" auf kurfürstliche Kosten unterhalten.

Digitized by Google

Eine nette Hochzeit. Vor kurzem feierte in Berlin, wie der „Publicist" erzählt, ein Handwerker seine Hochzeit, zu welcher eine große Zahl von Verwandten und Bekannten geladen waren. Die Angehörigen waren mit seiner Wahl nicht einverstanden und konnten ihren Mißmuth so wenig unterdrücken, daß sie sich sogar am Hochzeitstage in Sticheleien über die Braut ergingen, so daß diese einer der Spötterinnen eine tüchtige Ohrfeige verabreichte. Dies war das Signal zu einem allgemeinen Kampfe, bei welchem schließlich die spöttelnden Anverwandten zur Thür hinausgeworfen wurden. Die übrige Gesellschaft setzte sich nun zu Tische, wo bald eine allgemeine Fröhlichkeit herrschte, die durch die inzwischen eingetroffenen Musiker noch erhöht wurde. Nach einiger Zeit entspann sich aber zwischen diesen und der Gesellschaft aus einem geringfügigen Anlaß Streit, welcher die gewaltsame Entfernung der Musiker zur Folge hatte. Die Gesellschaft amüsirte sich nun ohne Tanz durch einige Gesellschaftsspiele; hierbei trat aber einer der Gäste der Braut auf den Fuß, so daß diese laut aufschrie und der Bräutigam sich veranlaßt fand, dem Ungeschickten einen Stoß vor die Brust zu geben. Jetzt ging die Prügelei von Neuem an und endete damit, daß das Brautpaar tüchtig durchgebläut und dann von der Gesellschaft verlassen wurde. Ein netter Anfang zu glücklicher Ehe!

Ein „Mauerbrecher" aus dem Reiche der Pflanzen. Die „India" enthält einige interessante Angaben über die vernichtende Macht eines Baumes, dessen Anblick nicht im Entferntesten auf eine so schlimme Begabung schließen ließe. Der Papayabaum — sagt sie, kommt sehr häufig in Indien vor, wo er, wie man vermuthet, spontan aufwachsen soll. Er wächst oft an den ungewöhnlichsten Stellen empor und zerstört in seiner weiten Entwickelung ganze Gebäude durch den heftigen Druck, den seine Wurzeln ausüben, die in den Kitt, der die Steine und Ziegel aneinanderhält, weiter und weiter nach allen Richtungen hin sich ausdehnen; so sieht man ihn oft über Wasserleitungen, über den Kuppeln der Moscheen, über Gartenmauern emporragen. Kein Christ, kein Hindu würde es wagen, die oberen Theile des noch jungen Baumes abzuhauen, und kein Mohamedaner würde sich dazu verstehen; es würde indeß auch eine vergebliche Mühe seyn, welche nur das Herannahen jenes verhängnißvollen und unvermeidlichen Tages um einige Zeit aufschieben könnte. Den Wurzeln des Baumes wohnt eine solche Kraft des Wachsthums inne, daß sie unaufhörlich neue Zweige treiben, die, sind sie einmal tief in einem Baue eingedrungen, dann im Innern desselben ihre Angriffe mit einer nicht ermattenden Energie fortsetzen, mit welcher Sorgfalt man auch ihre Zweige abhauen mag. Da die Laubkrone des jungen Papayabaumes einen angenehmen Schatten bietet, so beschützen und begünstigen die Indianer sogar sein Wachsthum. „Es ist nichts Ueberraschendes," versichert Oberst Sleemann, „daß der Aberglaube diesen anmuthigen, zartgeformten Baum den Göttern geweiht habe, denn Paläste, Tempel, Grabgewölbe, alle Denkmale, die der Mensch zur Verherrlichung und Verewigung seines Namens aufrichtet und auf die er so stolz ist, sie alle zerbröckeln zu Staub vor jenem furchtbaren Drucke, vor dem nichts sie zu retten vermag. Triumphirend richtet er sich über ihnen empor, entfaltet seine prachtvolle Anmuth und läßt unter seinem saftigen grünen Laubwerke die Trümmer der von ihm vollbrachten Zerstörung in Staub zerfallen, als wollte er damit zeigen, wie nichtig die menschlichen Dinge und wie vergeblich all unsere Anstrengungen seyen."

Nachruf.

Lebe wohl! aus unserer frohen Mitte
Unaufhaltsam, trotz der heißen Bitte
Deiner Pflicht gehorchend, ziehst Du fort.
Wie ein aus der Urne nie er'orner
In der Ruh behaglicher Geschworner —
Ganze Tage saßest Du oft dort.

Hörst Du nicht bei Dürr die Kegel rappeln,
In dem Schatten alter grauen Pappeln,
Lockt es nicht nach Hornbach hin?
Glänzt am Bahnhof nicht bei bitterm Plempel
Einsam im Gebüsch der Musentempel?
Rinnet Zähren, rinnt, denn er muß ziehn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 78. Freitag, 1. Juli 1859.

Der Sohn des Verräthers.

Nach dem Französischen.

1.

An einem schönen Frühlingsabende des Jahres 1660 schritt ein Greis, dessen mehr als bescheidene Tracht weit entfernt war, seine edle Abkunft zu verrathen, und neben ihm ein junges Mädchen von ausgezeichneter Schönheit, schweigsam auf dem schmalen Wege einher, der, am rechten Ufer des Clyde hinlaufend, von Lanark nach Stone-Byres führt. Eine eigenthümliche Feinheit der Form, das gewöhnliche Erbtheil vornehmer Geburt, ließ bei Lord Graham und seiner Tochter die Gewohnheit des verweichlichenden, von Unthätigkeit und Langweile sich nährenden Hoflebens blicken. Auch schien der Greis sich lebhaft nach dem Ziele seiner Reise zu sehnen. Was Lucy betraf, so begann ihre zarte Gestalt zwar ebenfalls der Ruhe bedürftig zu werden: allein mit zwanzig Jahren besitzt man noch den Stolz der Ausdauer und beklagt sich nur im äußersten Nothfalle. Sie wollte sich nicht für besiegt erklären und tausend Kunstgriffe gebrauchend, um den Weg zu verkürzen, suchte sie sich der Volksmelodieen zu erinnern, welche sie mit dem Eintritt in schottisches Gebiet vernommen hatte, oder sie lachte über ihre eigene Ermüdung und bestrebte sich, ihrem Vater einige der Empfindungen mitzutheilen, welche durch den ungewohnten Anblick einer fremdartigen, wilden Natur, einer Art magischen Welt, die abwechselnd von Ueberraschung zum Schrecken und von diesem zur Bewunderung hinriß, in ihrer Seele hervorgerufen wurden.

„Welch' großartiges Bild," sagte Lucy, „wie arm und kleinlich würden all' die funkelnden Herrlichkeiten unserer Städte neben dieser düstern Pracht der Einöde erscheinen! Wie erheben sich diese Tannen so stolz über unsere Häupter und wie deutlich zeichnet sich ihr schwarzer Umriß vom Horizonte ab! Und diese ungeheuern Felsen, die sich uns neigend zu betrachten scheinen, möchte man sie nicht für unbewegliche Riesen halten, welche, die Arme über den zürnenden Sturzbach ausbreitend, bereit sind, zum Abgrund niederzustürzen? Findest Du nicht, mein Vater, daß der kühle Schatten dieses Pfades, von dem aus wir die klare Fluth des Clyde erblicken, etwas besitzt, das die Seele durchdringt und die Phantasie erhebt?"

„Ich habe nicht mehr Deinen Enthusiasmus, Lucy," entgegnete der Graf mit düsterm Lächeln, „und das Alter, indem es den Geist kälter macht, wandelt auch die Gegenstände um, welche das ermüdete Auge berührt. Lange bevor das Blut in den Adern gerinnt, erlöscht im Herzen die Poesie. Diese schöne Natur, welche Du bewunderst, redet eine Sprache, die ich nicht mehr verstehe, und könnte es anders seyn, Lucy? Wir Beide blicken auf das Leben: Du mit dem Jauchzen der Hoffnung, ich mit dem Seufzer der Entmuthigung. Du trittst hinein, ich werde es bald verlassen. Und ich habe kein Bedauern dafür, denn das Grab wird mir geben, was das Leben mir so lange verweigert hat — die Ruhe."

„Mein Vater, verbanne diese traurigen Vorahnungen; wird unser Loos sich nicht bald ändern? geht unsere Verbannung nicht zu Ende? Wissen wir nicht aus sicherer Quelle, daß der Einfluß des langen Parlamentes von Tag zu Tag abnimmt, und daß England, durch so viele Wunden geschwächt, seine bittenden Hände gegen den glänzenden Stern des Königthums wendet, der von Neuem am Horizonte aufsteigt? Wird mit dem Triumph Karls des Zweiten nicht Deinen alten Tagen sichere Ruhe wiedergegeben werden, mein Vater?"

Digitized by Google

„Ja, die Wiedereinsetzung Karls steht bevor; aber wisse, Lucy, die reinste Sonne zieht glühende Dünste nach sich und diese bilden sich zuletzt zu Ungewittern. Karl wird König seyn, allein die Erinnerung von Cromwell's wildem Vorbeizuge wird, gleich einem Gewittersturme, noch lange die Volksfluth aufregen. Da wird noch Streit, noch Kampf entstehen. Dann wehe dem gealterten Piloten, dessen Blick durch Langsamkeit oder Unsicherheit getrübt ist — die Fluth wird ihn verschlingen."

„Was Du eben sagtest, mein Vater, könnte geschehen, wenn Du nicht beschlossen hättest, Dich künftighin von den politischen Zuckungen fern zu halten, welche die Zukunft für England bergen könnte. Wir werden erst nach der vollständigen Wiedereinsetzung des rechtmäßigen Oberhauptes nach Edinburg zurückkehren. Bis dahin, was haben wir zu fürchten? Wir werden in völliger Zurückgezogenheit leben und ich glaube nicht, daß der Lärm des Bürgerkrieges jemals das Echo des alten Schlosses Loch-Tall aus seinem Schlummer stören dürfte."

„Ach, mein armes Kind," sagte Lord Graham mit düsterer Stimme, „Du vergißt, daß, wenn die Gegenwart uns auch verschont, uns doch die Vergangenheit mit ihren Erinnerungen verfolgt. Indem ich die Schwelle des Schlosses Loch-Tall überschreite, werde ich mich nicht enthalten können, meines Bruders zu gedenken, dessen Geschichte ich Dir so oft erzählt habe. Beim Anblick dieser verödeten Höfe, dieser kalten, leeren Säle, deren Thüren sich seit seinem Tode nicht mehr öffneten, werden unsere Augen sich mit Thränen füllen, denn wir werden uns erinnern, daß die Art den edelsten Zweig unseres Geschlechtes abgehauen und wir diese Erbschaft dem Henker verdanken."

Diese Worte erfüllten Lucy mit trauriger Bewegung. Schweigend schritt sie vorwärts; doch bald hielt sie an und gab ihrem Vater ein Zeichen, einem Geräusch zu lauschen, welches sich mit jedem ihrer Schritte verstärkte.

„Wenn ich mich nicht sehr irre," sagte das junge Mädchen, „so hören wir nichts Anderes, als das Brausen des Wasserfalles von Stone-Byres."

„Wir werden im Dorfe anhalten," sagte der Graf, den Schritt verdoppelnd.

In weniger als einer Viertelstunde erreichten sie den Wasserfall, dessen wildes Tosen sich in das erste Pfeifen des Abendwindes zu mischen begann. Aus dem Hintergrunde des Thales blitzten einige zerstreute Feuer durch das Dunkel; Lord Graham athmete auf. — In Stone-Byres war Festtag, einfach und bescheiden, wie alle Feste armer Oerter in Schottland. Des Morgens ein gemeinsames Gebet zum Schutzheiligen des Ortes, des Abends Tanz beim Sternenlicht, unter den großen Eichen. Die Ankunft der beiden Fremden zu solcher Stunde war fast ein Ereigniß und verursachte eine leichte Unterbrechung in den Spielen der Landleute. Aber Lucy ließ ihnen keine Zeit, ihre Neugierde zu befriedigen; denn nachdem sie ein Gebäude von leidlichem Aussehen erspäht hatte, wendete sie sich an einen vor der Thür desselben sitzenden Greis und erkundigte sich, ob ihr Vater und sie selbst im Hause ausruhen dürften.

„Beim heiligen Andreas!" sagte der Hochländer lächelnd — „der alte Burk-Staane müßte ja blind und taub geworden seyn, um sich nicht durch so liebe Augen und lockende Stimme fangen zu lassen. Tretet ein, mein schönes Kind, Ihr scheint sehr ermüdet. Das Abendessen wird gleich bereit seyn; darf man es Euch anbieten?"

„Mein Vater und ich bedürfen hauptsächlich nur der Ruhe."

„Ei," entgegnete Burk, „es wird die Sache eines Augenblicks seyn. Essen wir zuerst zu Nacht und sorgen wir dann für das Weitere. Ich werde sogleich wieder da seyn."

Burk entfernte sich.

Zur selben Zeit erschien ein junger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren vom andern Ende des Gemachs. Obwohl man auf seinem Antlitz einen gewissen, den Kindern des Hochlandes eigenthümlichen Typus der Rauhheit wahrnehmen konnte, so trug doch seine ganze Erscheinung den Stempel der Auszeichnung, welcher Umstand dem Scharfblicke Lucy's keineswegs entging. Nachdem er sich versichert hatte, daß Burk-Staane ihn nicht hören konnte, näherte er sich geheimnißvoll dem vornehmen Reisenden und sagte:

„Ihr seyd Lord Graham?"

„Es ist so," stammelte der verwirrte Graf.

„Ihr werdet vom Schlosse Loch-Tall Besitz nehmen?"

„Auch das ist wahr."

„Weiß der Mann, mit dem Ihr soeben gesprochen habt, wer Ihr seyd?"

„Nein."

„Desto besser. Ich übernehme es, ihn davon zu unterrichten."

„Aber, Herr," sagte Lord Graham, ihn von Kopf bis zu Füßen messend, „was sollen wir von solchem Ausforschen denken? Habt Ihr vom Himmel die Gabe empfangen, der Menschen Geheimnisse

Digitized by Google

zu durchdringen, oder vielmehr, hat Euch die Polizei dieser armen, in den letzten Zügen liegenden Republik beauftragt, uns zu folgen und zu überwachen?"

„Ich bin weder Hellseher noch Spion, und die Aufgabe, deren ich mich entledige, ist eine Mission des Friedens und des Heils. Ich werde Euch wohl in Erstaunen setzen, denn nichts, was Euch in der gegenwärtigen Stunde betrifft, ist mir fremd. Ihr wart zu Dernstall in der Verbannung, als eine Nachricht des Generals Monk Euch nach London zurückrief. Dort kündigte man Euch die baldige Wiedereinsetzung Karls des Zweiten, Eures Königs und des meinigen, an und Euer erster Wunsch war, das geliebte Schottland wieder zu sehen, welches so viele Erinnerungen für Euch birgt. Man hat Euere Ansprüche auf das Lehen von Loch-Tall wieder hergestellt, und gestützt auf diese heiligen Rechte, kommt Ihr jetzt, die lange geschlossenen Pforten zu öffnen und dem alten Herrenhause den Gebieter wieder zu geben."

(Fortsetzung folgt.)

Prometheus.

(Schluß.)

Versöhnt mit dem ersten Geschenk des Schicksals, war Prometheus sehr erfreut bei der Wahrnehmung des jetzt so glücklichen und gesunden Zustandes seiner Menschen, der nun noch einen großen Zuwachs erhalten hatte durch das neue Geschlecht, das um sie her sich zu bilden begann, und überließ sich der Hoffnung, die andern Gaben des Schicksals für immer entbehren zu können.

Nach und nach, als das erste Menschenpaar allmälig in ein hohes Alter getreten war, trat jedoch das traurige Bild vor die Augen Prometheus', daß die Liebe und Zärtlichkeit, von denen sie in den jüngeren Jahren beseelt waren, sich gewaltig verwischt, dagegen sich aber auf die Jünglinge und Mädchen übertragen hatten, von denen sie umgeben waren. Dabei entging es ihm auch nicht, wie sehr das erste Menschenpaar jetzt gepeinigt und gemartert wurde durch die helle, durch Nichts gemilderte Erinnerung an die Zeit, wo ihre Herzen noch frisch, ihre Jugendkräfte noch unverwelkt waren. Mit dieser unumflorten Erinnerung an die schöne Zeit ihrer jungen Liebe behaftet, sahen sie mit neidischer Begierde auf die entzückte Jugend hin, auf die fröhlichen Jünglinge und die muthwilligen Mädchen, und bitterer Jammer erfüllte ihre Seelen bei diesem Anblick, den sie stets vor Augen hatten, während doch ihre Gefühle jetzt so abgestumpft waren. „Solche Ansichten, verbunden mit einer so klaren Erinnerung an unsere dahingeschwundene Zeit, stürzen uns in einen wahrhaft bejammernswerthen Zustand!" rief das erste Menschenpaar.

Prometheus, tief erschüttert von diesem unseligen Zustand des ersten Menschenpaares, dem abzuhelfen er kein Mittel besaß, mußte jetzt nothgedrungen auch die zweite Gabe des Schicksals in Anspruch nehmen.

Gehüllt in einen Nebelmantel, bewegte sich ein schöner Jüngling von der Grotte des Schicksals her, in leisem Flügelschlage das mattgewordene erste Menschenpaar umkreisend. Mit jedem Ringe, mit denen er seine Flügel um sie schwang, wurden die hellen Erinnerungen an die erloschene Jugendzeit immer mehr aus ihrem Vorstellungsvermögen verbannt, bis sie zuletzt nur noch schattenartig, wie in Nebel gehüllt, ihnen vor die Seele traten. Die martervolle Vergleichung zwischen dem jetzigen und dem ehemaligen Zustand ihrer zärtlichen Herzen hatte ihr Ende erreicht, und statt die fröhliche Jugend mit neidischen Blicken zu verfolgen, freuten sie sich vielmehr in dem Anblick der beglückten Jünglinge und Mädchen.

„Ja," sagte Prometheus, „das Schicksal hat wohl Recht, der Mensch kann ebensowenig die hellen, ungemilderten Erinnerungen ertragen, als er den stärkenden Schlaf zu entbehren vermag, und glücklich wird das Menschengeschlecht auf der Erde zu preisen seyn, wenn es nur auf das Ausmerzen solcher Erinnerungen beschränkt bleibt, wie das gegenwärtige erste Menschenpaar, und nicht auch helle und klare Rückblicke auf solche Thaten zu werfen hat, die den Urheber mit Schande und Fluch bedecken."

Seufzend setzte er hinzu:

„Nun habe ich nur noch geringe Hoffnung, dem dritten Geschenke des Schicksals entgehen zu können."

Und in der That, die Zeit, wo Prometheus auch dieses dritte Geschenk zu begehren hatte, ließ nicht mehr so lange auf sich warten.

Das erste Menschenpaar war allmälig in ein sehr hohes Greisenalter getreten; schwach, gebeugt und erschöpft wankte es nur noch mit zitterndem, welk gewordenem Körper einher und von der ihm verliehenen Götterkraft war keine Spur mehr wahrzunehmen; laut wünschte es selbst, nun endlich von der ihm verhaßt gewordenen Bürde der Unsterblichkeit sich befreit und erlöst zu sehen. Wohl oder übel sah Prometheus ein, daß es nothwendig

Digitized by Google

geworden sey, abermals die Hilfe des Schicksals anzurufen.

Aus der Grotte dieser gefürchteten Göttin kam gleich darauf ein Genius geflogen, in der Hand eine nur noch glimmende Fackel haltend, und indem er bei dem ersten Menschenpaar verweilte, umschwebte er es in leisem Fluge.

Als Beide, Mann und Weib, auf das Rasenbett, wo sie so oft den erquickenden Schlaf gefunden hatten, hingesunken waren und sich gänzlich ermattet die zitternden Hände reichten, da erlosch des Genius Fackel, und augenblicklich stockte der Athem, das Herz hörte zu schlagen auf und das Leben, das ihnen eine drückende Last geworden, war entflohen.

Prometheus, obgleich von Kummer und Trauer erfüllt über das Hinscheiden seiner geliebten Gebilde, mußte sich jedoch gestehen, daß er sehr mit Unrecht so voll Unmuth die heilige Grotte des Schicksals verlassen habe, und daß die Gaben, welche die mächtige Göttin zu spenden für gut fand, Schlaf, Vergessenheit und Tod, für die aus Thon geformten Menschenkinder gleich unentbehrlich nothwendig seyen. Nur den Wunsch hegte er noch, daß jeder Mensch, bei dem in der Folge der Genius mit seiner erlöschenden Fackel einkehrte, mit eben so ruhigem Herzen und schuldlosem Bewußtseyn den Schauplatz des Lebens verlassen und entschlafen möge, wie er Dieses bei dem ersten Menschenpaar vor Augen hatte, konnte aber der Hoffnung nicht Raum geben, daß dieser Wunsch bei Wesen, die von den Göttern, neben der Weisheit, auch List und Schlauheit empfangen haben, zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen jemals ganz in Erfüllung gehen werde.

Zu seinem Troste ertönt jetzt die Stimme des Schicksals, die ihm zurief: „Beruhige Dich, Prometheus! Sic transit gloria mundi, des Lebens Herrlichkeiten müssen zwar vergehen, und Keiner, wer er auch sey, weder der elende Tyrann, der mit eiserner Hand die Freiheit der Völker zernichtet und mit barscher Gewalt sie zu unterdrücken seine blinde Macht anbietet, noch der edle Menschenfreund, der für die höchsten Güter der Menschen mit Gut und Blut zu kämpfen bereit ist, weder der hartherzige Reiche noch der gedrückte arme Schelm, der verschämt und hilflos einher wankt, bleibt davon ausgenommen: der Tod hält seine Ernte in allen Regionen. Er bringt jedoch nicht Vernichtung, sondern nur Verwandlung. Wer aber von den Sterblichen auf der Erde in der That Gott ähnlich gelebt, nicht Gottähnlichkeit geheuchelt hat, dessen Geist wird, von der Hülle getrennt, von dem Schleier befreit, der ihn umnebelt hatte, zum purpurnen Licht gelangen."

Prometheus verkündete den hinterbliebenen Menschen diese inhaltschweren und schwer begreiflichen Trostworte, hinzufügend:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld."

Gemeinnütziges.

(Fleisch bei großer Hitze zu erhalten.) Man lege das Fleisch, gekochtes oder rohes, in einen Topf mit Deckel, decke das Gefäß fest zu und schlage alsdann um das Ganze ein nasses Tuch. Hierauf stelle man das Gefäß an einen kühlen Ort, in den Keller oder, wer dessen entbehrt, in den Ofen. Auf diese Art erhält sich das Fleisch frisch und wohlschmeckend.

Dreisylbige Charade.

Ich kenne einen Quell, der ist
Der Mutterliebe heilig.
Und Alles, was geboren ist,
Das schöpft aus ihm so eilig.
Was nun aus diesem Quell dir rann,
Das zeigt die erste Sylbe an.

Zwei andre laufen fort und fort,
Thal ein, Berg auf, Berg nieder.
Der Mensch führt sie von Ort zu Ort,
Dann führen sie ihn wieder.
Er kömmt im stärksten Lauf' nicht vor,
Sie zieh'n mit ihm zugleich durch's Thor.

Nun geh' hinaus um Mitternacht
Und suche dir das Ganze:
Dort grüßt es dich in seiner Pracht
Und seinem stillen Glanze;
Und weißt du, wie das Ganze heißt,
So bet' ihn an, den großen Geist.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 79. Sonntag, 3. Juli 1859.

Der Sohn des Verräthers.

(Fortsetzung.)

„Alles, was Ihr sagt, ist wahr," versetzte Lord Graham, „und morgen hoffe ich —"

„Nein, nicht morgen," unterbrach ihn der junge Hochländer, „und hört, weßhalb. Während Ihr Euch in kleinen Tagreisen hierher begabt, dem Lauf unserer flüchtigen Ströme folgend, den Blick begrenzt durch die Spitzen unserer unwegsamen Felsen, blieb Euch fremd, was sich in London zutrug, konntet Ihr nicht wissen, daß ein neuer Ausbruch die Krater des unvollkommen erstickten Vulkans von neuem geöffnet hatte. Ja, Mylord, die Republik hat das Schwert wieder aufgenommen, und unsere Sache, die Sache Karls des Zweiten, hat einen gewaltigen Stoß erhalten. General Lambert ist aus dem Tower entwichen und hat seine zerstreuten Truppen gesammelt; ohne Zweifel ist es nur ein vorübergehender Umschlag und Gottes Gerechtigkeit wird triumphiren. Unterdessen gilt es, das Haupt beugen und von der Klugheit den Sieg erwarten, den blinder Muth nur gefährden würde. Und nun bleibt mir noch übrig, Euch zu sagen, um Euch das Natürliche und Menschliche meines Wissens zu beweisen, daß ich diese Nachrichten von Eurem Freunde Sir Horace Ashley, Kapitän der royalistischen Armee, erhalten habe, welcher sie mir durch einen Kurier zuschickte, dessen Pferd im Galopp die große Landstraße verfolgte und daher keine Mühe hatte, Euch um dreißig Stunden zuvorzukommen."

„Sir Horace Ashley!" rief Lucy mit einer Bewegung der Freude, die sie jedoch sogleich wieder unterdrückte; dann fuhr sie traurig fort: „Also neue Gefahren! Mein Gott! was sollen wir thun?"

„Euch mir anvertrauen, Mylord," erwiederte in ernstem Tone der junge Schotte, dessen stolzer Blick dem feuchten Auge Lucy's begegnete. „Was Euch betrifft, Mylord, so traget Sorge, dieses Oberkleid besser zu schließen, welches Euer goldgesticktes Sammtwamms blicken läßt; und wenn mein Vater zurückkehren wird, — denn es ist mein Vater, den Ihr eben gesehen habt, — so behandelt ihn wie Euresgleichen, stoßt beim Trinken mit ihm an, aber vor Allem, laßt ihn nicht wissen, wer Ihr seyd."

„Aber warum sollen wir Euern Vater fürchten?" fragte Lucy schüchtern.

„Weil —"

Burk-Staane kehrte trällernd zurück. George verschob seine Antwort auf später und des Lords und seiner Tochter halbgeöffnete Lippen schlossen sich wie von plötzlicher Erstarrung betroffen. Der alte Hochländer brachte Speisen herbei, welche er mit einer Art koketter Symmetrie auf den Tisch stellte, indem er sagte:

„Ihr werdet keine besonders gute Mahlzeit halten, meine geehrten Gäste. Ein Rehviertel und einige gedörrte Früchte sind Alles, was mir übrig geblieben, Euch zu bedienen. Aber es ist Euch mit fröhlichem Herzen geboten und der Appetit, sagt man, ersetzt die Qualität. Zu Tische! zu Tische! und wenn Ihr es erlaubt, so werden mein Sohn und ich Euch Gesellschaft leisten."

„Unsere Absicht war, Euch darum zu bitten," sagte Lucy.

„Eben so gütig als schön!" murmelte Burk-Staane lächelnd. „Aber wir verlieren die Zeit mit eiteln Reden und ich würde besser thun, Eure Gläser zu füllen. Jedoch noch ein Wort. Möchte es meinen werthen Gästen gefallen, mir ihre Namen zu sagen, damit ich sie in meinen Gedanken der Erinnerung dieses Abends beigesellen könne?"

Digitized by Google

Lord Graham und Lucy betrachteten einander mit Entsetzen.

„Vater," sagte George nach kurzem Schweigen und mit besonderem Nachdruck, „ich glaubte, daß die Gastfreundschaft der schottischen Hochländer vor Allem Standesunterschiede verabscheue, und daß sie sich niemals zu unbescheidener Neugierde herabließe. Muß der Zögling der Universität Oxford diesen edlen Grundsatz dem Puritaner von Stone-Byres ins Gedächtniß rufen?"

Burk antwortete nicht, aber ein nervöses Zusammenziehen seiner Gesichtsmuskeln verrieth die heftige Anstrengung, welche es seinem Zorn kostete, nicht sofort loszubrechen.

„Uebrigens kommt Eure Frage zu spät," fuhr George mit Sicherheit fort, „denn Eure Gäste haben schon im Voraus darauf geantwortet. Eure Tischgenossen sind Sir James Lindsay, ein guter Bürger Edinburgs, und seine Tochter Lucy. Mit einer Vollmacht der Republik versehen, kommen sie, sich im Schlosse Loch-Tall als Gebieter niederzulassen."

„In Loch-Tall!" sagte Burk mechanisch, indem er sich zu Lord Graham wendete, aber noch von dem Verweis seines Sohnes aufgeregt war. „Das ist ganz nahe. Diesen Morgen noch hat mich Tom-Trick, George's Pferd, im Nu hingebracht. Ach, es ist ein schönes Leben und hat auf zehn Meilen in der Runde nicht seines Gleichen. Bei meiner Treu, wenn es eine Großmuth der Republik seyn sollte ..."

„Es ist keine Großmuth," unterbrach ihn der Sohn zum zweitenmal, „noch weniger eine Gunst. Die Republik, indem sie Sir Lindsay das Leben von Loch-Tall übertrug, gedachte ihn für die ausgezeichneten Dienste zu belohnen, welche er ihr bei verschiedenen Gelegenheiten geleistet hatte, namentlich beim Prozeß und der Verurtheilung Königs Karl des Ersten."

Lord Graham und seine Tochter wußten noch nicht, was sie von der neuen Taufe denken sollten, welche man sie anzunehmen nöthigte, als der alte Burk-Staane sie schon durch einen Toast besiegelte.

„Auf das Wohl Sir James Lindsay's," rief er, sein Glas erhebend, „und auf das der Republik, welche, wie ich sehe, ihn unter ihre eifrigsten Vertheidiger zählt."

Lucy schlug die Augen nieder und Lord Graham, den wir vorläufig Sir Lindsay nennen wollen, ließ, auf ein Zeichen George's, sein Glas gegen dasjenige Burk's erklingen; doch fehlte ihm die Kraft, den Trinkspruch zu wiederholen.

2.

Ehe wir fortfahren, ist es nöthig, die Ursache des seltsamen Zwiespalts zu erklären, welcher zwischen Burk-Staane und seinem Sohne George bestand.

Der Erste war Puritaner; der Zweite suchte nicht seine Ergebenheit für die Sache der Stuarts zu verbergen. Diese Art offenen Krieges zwischen Vater und Sohn datirte schon von lange. Elisa Ryle, welche Burk aus Liebe geheirathet hatte, gehörte zu einer dem alten regierenden Hause seit lange dienstbar ergebenen Familie. Sie war es, welche es vormals über ihren Gatten vermocht hatte, daß George, anstatt sich in der Einöde von Stone-Byres zu vergraben, in Oxford seine Studien machen durfte. Sie fürchtete für ihren Sohn den Einfluß der Rathschläge Burk's, dessen Idee, wie unbestimmt sie auch war, sich doch damals schon der Reform zuzuwenden begann.

Im Jahre 1649 hatte der Puritaner sein kleines Haus in einen lärmenden Klubb umgewandelt. Elisa Ryle, deren sanfte, friedliche Natur diesen düstern Streitsachen widerstrebte, bei denen ihr nicht einmal die Freiheit der Rede vergönnt war, hatte, in Folge eines stürmischen Auftrittes, das Haus ihres Gatten verlassen, entschlossen, nie wieder dahin zurückzukehren; denn was sich daselbst zutrug, schien ihr eine Entweihung, von der sie weder Zeugin noch Mitschuldige seyn wollte. Um diese Zeit verließ George eines der Collèges in Oxford und begab sich zu seiner Mutter nach London. Die Mutter vollendete die Erziehung des Sohnes, und pflichtgetreu tröstete der Sohn die Mutter. Sie brachte ihn zu einem alten Diener Karls des Ersten, dem Chevalier William Moor, welcher ihn liebgewann und ihm eine Lieutenantsstelle in der Armee Hamilton's verschaffte. George war damals neunzehn Jahre alt und würde ohne Zweifel solch große Gunst gerechtfertigt haben, wenn der Degen, den man in seine Hände legte, ihm nicht fast sogleich nutzlos geworden wäre. Die Hinrichtung Karls des Ersten verurtheilte ihn zur Ruhe. Seine Mutter, die arme Elisa Ryle, welche bis dahin alle Ungunst des Schicksals mit Würde ertragen hatte, fühlte bei dieser letzten Prüfung ihren Muth brechen. Acht Tage nach der Katastrophe von White-Hall — der Enthauptung Karls des Ersten — starb sie in George's Armen. Ihre letzten, feierlichen Worte wurden von dem jungen Manne mit frommer Ehrfurcht aufgenommen. Sie hinterließ ihm ihre Liebe für die Stuarts.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Papier.

Aus Charles Dickens' Household Words.

Das Morgenland hat ſtets eine beſondere Vorliebe für Pflanzenpapier gehabt. Die cingaleſiſchen Schreiber ſchrieben die ihnen diktirten Liebesbriefe auf die Blätter der Talipotpalme; die brahmaniſchen Manuſkripte, die zu Anfang dieſes Jahrhunderts aus Fort St. George nach Oxford geſandt wurden, ſind auf die Blätter der Ampana, oder Palma malabarica, geſchrieben; auf den Koralleninſeln der Maldiven iſt das gewöhnliche Schreibpapier das der Macaraquapalme, deren Blätter neun Fuß lang und anderthalb Fuß breit ſeyn ſollen, und in Oſtindien iſt es der Muſabaum, oder der Piſang, nach der Trocknung an der Sonne. Bis zur Ankunft der Franzoſen mit ihrem Luxuspapier pflegten die Algerier Papier aus den Faſern der Agave, einer urſprünglich in Mexico heimiſchen Pflanze, zu machen. In der That ſind alle Palmarten ſehr werthvoll für Schreibmaterialien. Hermannus gibt einen Bericht über eine Rieſenpalme, genannt Codda pana, oder Palma montana malabarica, deren runde gefaltete Blätter zwanzig Fuß breit ſind, und von der ganzen Bevölkerung eines Bezirks zu Häuſerdeckungen, zu Mänteln und zu Papierwaaren gebraucht werden. Schon ein Theil eines Blattes iſt hinreichend für ein Buch von mäßiger Größe. Man benutzt es ſo, daß man zwiſchen die Falten ſchreibt und die Buchſtaben durch das äußere Häutchen hindurch macht. Einige amerikaniſche Bäume haben dieſelben Eigenſchaften. Einer von ihnen, Xagua genannt, bildet einen ſpaniſchen Mantel von nicht gewöhnlicher Güte, während man aus ſeiner innerſten Subſtanz eine feine, weiße, durchſichtige Membran gewinnt, die der Haut eines Eies gleicht, eben ſo groß, wie unſere Pergamenthäute iſt und unſerm beſten Papier nicht nachſteht. Man gebraucht ſie als Papier, und ſie entſpricht allen Zwecken unſeres Poſt- und Propatriapapiers.

Die alten Aegyptier gebrauchten, wie alle Welt weiß, jenes berühmte Ried, Cyperus Papyrus, mit welchem ſie ſpäter Griechenland und Rom verſahen. Der Papyrus ward in Streifen oder Schichten geſchnitten, auf einen mit Nilwaſſer befeuchteten Tiſch gelegt, auch mit Nilwaſſer zuſammengeklebt, gepreßt und dann in der Sonne getrocknet. Dies alſo war der Papyrus, durch welchen die Welt mehr gelernt hat, als die heutigen Ikonoklaſten zuzugeben geneigt ſind. Die Vollendung erhielten die Papyri durch eine Art Kleiſter, gemacht aus Brod, das man in ſiedendem durch ein Tuch abgeſloſſenem Waſſer erweichte, und den man ſorgfältig darüber ausbreitete. Aus den Fabriken kamen ſie dann, ſo wie wir ſie jetzt in den Mumienſärgen ſehen, in die ägyptiſchen Kaufläden und an das ägyptiſche Publikum. Einige dieſer Papyri waren 30 Fuß lang, und ſelbſt noch länger. Der längſte, den wir bis jetzt beſitzen, mißt 30 Fuß. In ſpäteren Zeiten hatte jede bedeutendere Stadt im Delta ihre beſondere Art Papier. Sais war berühmt ob ſeiner Charta Saitica, und andere Städte, deren Namen zu ſehr der Gelehrtenwelt angehören, als daß ſie in einem allgemein gehaltenen Aufſatz angeführt werden könnten, lieferten zu den Zeiten der Ptolomäer ebenfalls ihr „Bath-Poſtpapier." Das beſte aber war die Charta Claudia, ſo genannt nach dem Kaiſer Claudius, welcher der Rolle ein weiteres Häutchen beifügte — es waren früher nur zwei — und den Bogen auf dreizehn Zoll erweiterte. Ferner gab es die ſogenannte Amphitheatrica, darum berühmt, weil es ſich bis vor zwanzig Jahren (und vielleicht noch jetzt) in der Abtei St. Germain des Près mit einem darauf geſchriebenen Theil des Evangeliums des heiligen Auguſtin erhalten hat. Dieſes Manuſkript muß wenigſtens 1200 Jahre alt ſeyn. Sodann gab es das geheiligte Papier, das ſeinen Namen von dem Gebrauch hatte, zu dem es beſtimmt war, ſpäter aber, als man die Menſchen zu Göttern machte und ihnen die Erde und die Fülle ihrer Reichthümer zu Füßen legte, „Auguſtus und Livia" genannt wurde. Dieſe Papiergeſponſe verbeſſerten ſicherlich ihren Sprößling, denn ſie machten es weißer und breiter, und erhoben es zu größerer Vortrefflichkeit. Ferner gab es das blaue Ladenpapier, buchſtäblich Ladenpapier genannt, ſo wie das alte Bombycina- oder Baumwollpapier, welches dem Verkauf des Cyperus Papyrus ein Ende machte. Dieſes Baumwollpapier war eine ägyptiſche Erfindung, und zwar eine für die damalige Zeit ſehr ſegensreiche. Es kam gerade, als man ſeiner am meiſten bedurfte, und lieferte der Welt ein gutes, wohlfeiles und brauchbares Papier zu einer Periode, in welcher der Papyrus über alle Maßen theuer, ungebührlich geſchätzt und nur ſehr ſchwer zu bekommen war. Das Baumwollpapier ſeinerſeits wurde beſeitigt durch eine noch beſſere Erfindung; allein bis auf den heutigen Tag iſt es ein Artikel des levantiniſchen Gewerbfleißes und Handels, ja es gehörte einmal unter die ergiebigſten Quellen levantiniſchen Reich-

Digitized by Google

thums. Wie sehr man dieser oder irgend einer andern derartigen Erfindung benöthigt war, mag man aus dem Umstand abnehmen, daß bei den Griechen die Sitte herrschte, die Schriften eines Polybius, Diodorus Siculus und anderer Schriftsteller, von denen jedes Wort dem Entdecker jetzt mit einem Talent Goldes aufgewogen würde, auszulöschen, um des Pergaments willen, auf dem sie niedergeschrieben waren. Die Römer hatten dieselbe Gewohnheit. Sie benützten sowohl den ägyptischen Papyrus als das Pergament, und als beide theuer und selten wurden, löschten sie der Sparsamkeit halber die frühere Schrift aus. Man nannte dies dann einen Palimpsest. Cicero lobt seinen Freund Trebantius, daß er so sparsam war und auf einen Palimpsest schrieb, „wundert sich aber doch, daß man den ausgelöschten Schriften eine geringere Bedeutung beilege, als einem Brief." Das älteste Manuskript auf Baumwollpapier ist dasjenige, welches Pater Montfaucon in der Bibliothek der französischen Könige sah und das Datum von 1050 trug, von dem man aber mutmaßte, daß es dem neunten Jahrhundert angehörte. „Roger, König von Sizilien, sagt," um einen alten Autor anzuführen, „in einem im Jahr 1145 geschriebenen Diplom: daß er auf Pergament eine Charte erneuert, welche im Jahr 1100 auf Baumwollpapier geschrieben worden sey, und eine andere, welche das Datum 1112 getragen habe. Ungefähr um dieselbe Zeit, sagt Irene, die Kaiserin, in den Satzungen für irgendwelche religiöse Häuser in Konstantinopel: daß sie drei Abschriften derselben Satzungen hinterlassen, zwei auf Pergament und eine auf Baumwollpapier." Das Baumwollpapier ist stark, weiß und feinkörnig. Es wird oft mit Leinwand gemischt, was indeß nicht ganz passend ist.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In einem in Louisiana erscheinenden Blatte protestirt der entthronte Kaiser Faustin gegen die Nachricht, daß er mit Barnum einen Handel abgeschlossen habe, um seine kaiserliche Person zur Schau stellen zu lassen. „Es ist mir sehr peinlich gewesen," heißt es in seinem Protest, „meinen Namen mit dem eines sächsischen Impresario *) zusammen genannt zu sehen, dessen Charlatanerie die Welt kannte, und dem ich den Zutritt in meine Staaten verboten hatte. Obwohl von der hohen Stufe, die ich eingenommen, herabgestürzt, schwebt doch noch der kaiserliche Heiligenschein um mich, und es bleibt mir noch genug Macht, um einen solchen Seiltänzer zu züchtigen; da ich aber meinem Range, den Beispielen meiner Meister Nichts vergeben will, und da ich der Nachwelt angehöre, so ziehe ich die Verzeihung der Rache vor."

Eine englische Familie, die sich lediglich in der Absicht nach Como begeben hatte, um Garibaldi zu sehen, wurde von dem berühmten Parteigänger sehr freundlich empfangen und zeigt jetzt in Mailand mit großem Stolz eine Visitenkarte, worauf derselbe geschrieben hatte: „Garibaldi attestirt, daß ihn die Engländer gesehen haben."

---

*) Es ist „angelsächsisch" gemeint. Der Kaiser gehört bekanntlich einer reineren Kaste an — der Negerrace.

Dreisylbige Charade.

Erste Sylbe.

Ich bin im Besitze der Menschen und Affen.
Man gibt mich den Freunden, man wünscht mich von Schönen.
Ich bin als ein dienendes Werzeug geschaffen,
Sowohl zu dem Streite, als auch zum Versöhnen.

Zweite und dritte Sylbe.

Luft ist unsre Nahrung, auch haben wir Flügel
(Jedoch nicht mit Federn, noch Häuten versehen),
Die bei dem Besteigen der Berge und Hügel
Geschäftiger sind, als beim Sitzen und Gehen.

Das Ganze.

An uns stets erkennt man den Thoren und Weisen.
Ehr' oder Verachtung und Reu' oder Freude
Sind unser Gefolge — nur glücklich zu preisen
Der Brave, den keine von uns noch gereute.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 78:

Milchstraße.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 80. Dienstag, 5. Juli 1839.

Der Sohn des Verräthers.

(Fortsetzung.)

Um die Zeit des zuletzt erzählten Herganges hatte George's Beschützer, William Moor, durch die siegende Partei beunruhigt, die Flucht ergriffen, indem er ihm als Geschenk und Andenken das Pferd zurückließ, welches, wie bereits erwähnt, Burk-Staane „Tom-Trick" genannt hatte. George war damit nach Stone-Byres zurückgekehrt, wo er seinen Vater wiedergefunden hatte, den er kaum kannte. Alle Keime des Widerstandes, den die Mutter in seine Seele gesäet hatte, entwickelten sich mit jedem Tage mehr. Ein trauriger Vorfall, von dem bald die Rede seyn wird und bei welchem der alte Burk-Staane eine Rolle spielte, die dem ritterlichen Geiste George's Abscheu einflößte, vernichtete den Vater vollends in der Meinung seines Sohnes und seitdem, obwohl in scheinbarer Gemeinschaft vereinigt, aber in Wirklichkeit im Herzen verfeindet, lebten die Beiden, der Eine von dem Ertrag seines Pachtgutes, der Andere von einer mäßigen Rente, welche der Tod seiner Mutter ihm gesichert hatte.

Jetzt, nachdem der Leser die gegenseitige Stellung der Personen kennen gelernt hat, wird er ohne Mühe das peinliche Schweigen begreifen, welches über dem unter so seltsamen Umständen begonnenen Mahle herrschte.

Der neugetaufte Lindsay war außerordentlich zerstreut durch die schlimmen Nachrichten, die er erfahren hatte, sowie durch die möglichen Folgen, welche sein Namenswechsel, der früher oder später entdeckt werden würde, für ihn haben könnte. Lucy, ähnlichen Betrachtungen hingegeben, fühlte alle Hoffnung im Grunde ihrer Seele ersterben, oder sah vielmehr dieselbe vor ihr entfliehen, gleich jenen Funken, welche auf dem Meere dem Schiffe vorangleiten, das sie verfolgt. George seinerseits fürchtete, daß eine Unvorsichtigkeit die Wirkung der List zerstören möchte, welche Lord Graham und seiner Tochter als Schutzgeist dienen sollte. Was Burk betraf, so schrieb er die Einsylbigkeit seiner Gäste einem heftigen Appetit zu, und selbst von Hunger angetrieben, dachte er wenig daran, die geheimen Gedanken zu errathen, welche diese äußere Ruhe barg. Indessen war er nicht gesonnen, diese erste Begegnung zu Ende gehen zu lassen, ohne mit seinem Gaste einige Reden ausgetauscht zu haben, und obschon die Stellung Sir Lindsay's, des Repräsentanten der schottischen Nation beim Londoner Parlament, die seinige weit überragte, so glaubte er denselben doch zu sehr erfüllt von den strengen Prinzipien des Puritanismus, um nicht mit ihm fraternisiren zu können. Bei Mahlzeiten übrigens nähern sich die Extreme und werden Standesunterschiede vergessen. Der Tisch ist der wahre Altar der Gleichheit.

Burk gelangte dahin, Lindsay als Genossen zu behandeln, und dieser war trotz seiner Abneigung gezwungen, Jenen gewähren zu lassen.

George kam Lindsay von Zeit zu Zeit zu Hilfe, antwortete statt seiner oder ermuthigte ihn durch Blicke, in der Verstellung zu beharren, deren Nothwendigkeit er allerdings weit entfernt war, zu begreifen.

Der alte Puritaner, welcher nichts argwöhnte, sprach, wie es ihm eben einfiel, mit um so mehr Geläufigkeit und größerem Schwall, als seine Zuhörer ihm nur mit halben Sylben antworteten. Es gelang ihm auch, während er dem Mahle fleißig zusprach, ein vollkommenes Bild der Reform und ihrer mehr oder minder befriedigenden Resultate aufzustellen. Er sprach der Reihe nach von den „Levellers" oder Vertheidigern des agrarischen Gesetzes, den Papisten, den Anhängern der „fünften Monarchie" mit einer Geläufigkeit und

Digitized by Google

Sicherheit, welche dem Discours eines erleuchteten Gelehrten keinen Abbruch gethan haben würden. Bei Cromwell angekommen, anerkannte er in dieser großen politischen Persönlichkeit zwei wohlgesonderte Individualitäten, zwei ganz verschiedene Männer: den Königsmörder und den Protektor; mit Freimuth erklärte er, daß er den Ersteren unendlich achte, daß er aber auch den Letzteren mit Vergnügen an den Galgen geschickt haben würde, wenn nicht ein bösartiges Fieber denselben zu höchst gelegener Zeit hinweggerafft hätte. Mit Karl dem Zweiten geruhte er kaum sich zu beschäftigen. So innig war er überzeugt von der Abneigung ganz Englands gegen die Stuarts, daß er alle Versuche der Royalisten als Thorheiten und den König selbst als einen Thoren ansah.

Als Burke-Staane seinen Vortrag beendet hatte, blieb die Unterhaltung, welche Niemand sonst ein Interesse fand, fortzusetzen, für diesmal geschlossen. Der Redner konnte ganz nach Belieben dieses freiwillige Verzichten auf das Recht der Gegenbemerkung der überzeugenden Gewalt seiner Schlußfolgerungen zuschreiben. Er ging auch nicht weiter, sondern einen Schnitt Rehfleisch auf seinen Teller legend, schickte er sich an, die verlorene Zeit nachzuholen.

Die erste Wirkung dieses Waffenstillstandes war, daß Lindsay sich für den Augenblick vom Gewicht dieser ihm fremden Gedankenfolge erleichtert fühlte und sich ganz seinen eigenen Betrachtungen überlassen konnte. Nach und nach indeß verdunkelten sich seine Ideen, ein dichter Schleier legte sich über seine Augen, die Ermüdung siegte: er schlief ein.

„Herr," sagte darauf Lucy mit leiser Stimme zu George, „das Schloß Loch-Tall liegt also ganz in der Nähe?"

„Mit unserem Wagen könnt Ihr in weniger als einer halben Stunde dort seyn."

„Wenn wir schon diesen Abend abreiseten?" fuhr sie nach einigem Zögern fort und mit wachsender Angst den alten Burk betrachtend, dessen ganze Aufmerksamkeit auf ein Glas Ale gerichtet zu seyn schien, das er sich soeben eingeschenkt hatte.

„Ich verstehe Euch," sagte George. „Wenn Ihr es wünschet, so will ich Alles zu Eurer Abreise in Bereitschaft setzen. Tom-Trick wird bald geschirrt seyn."

„Aber eben fällt mir ein ... in welchem Zustande ist das Schloß? werden wir wenigstens Betten finden?"

„Diejenigen, welche es sonst hatte, können nicht entfernt worden seyn; seit mehr als zehn Jahren sind die Thüren des Schlosses sicher nicht geöffnet worden."

„Wie?" rief Lucy erstaunt — „Niemand hat es demnach seit dem Tode des Marquis von Montrose betreten?"

Lucy hatte kaum diesen Satz beendet, als George schon die Hände gegen sie ausstreckte, wie um ihr Stillschweigen aufzuerlegen. Aber es war zu spät.

Burk-Staane hatte sich erhoben und ließ seinen verglasten, entsetzten Blick in allen Richtungen herumwandern. Man hätte sagen können, daß ein geheimnißvolles Geräusch sein Ohr getroffen habe und daß er dessen Ursache zu errathen suche. Lucy wollte von George eine Erklärung verlangen, aber dieser legte den Finger auf den Mund und näherte sich mit Vorsicht Lindsay, dessen tiefer Schlaf durch die regelmäßige Langsamkeit seines Athems bestätigt wurde. Er überzeugte sich, daß die Augen des Schlummernden fest geschlossen waren, und begnügte sich, gegen Lucy gewendet, zu sagen:

„Glücklicherweise schläft er!"

Burk achtete nicht auf George's Worte. Eine schreckliche Stimme war in der Luft erklungen; er hörte nur sie, er wollte nur sie hören. Seine Züge hatten einen peinlichen Ausdruck des Leidens und der Zerstörtheit angenommen. Er näherte sich Lucy und sagte in tief bewegtem Tone:

„Ihr habt einen magischen Namen ausgesprochen. Dieser Name ist zugleich der Ruhm und die Qual meines Lebens. Um dieses Namens willen wird mir der Himmel geöffnet seyn, oder erwartet mich die Hölle."

„Was wollt Ihr damit sagen?" stammelte Lucy, an allen Gliedern bebend.

„Hört mich an. Vor zehn Jahren, 1650, begann der englische Boden, befruchtet durch den Thau von White-Hall, sich mit den ersten Keimen der Freiheit zu bepflanzen. Schottland allein, rebellisch gegen den großartigen Aufschwung, klammerte sich an ein Phantom, ergriff Partei für ein Scheinbild des Königthums und proklamirte sich zur Sklavin Karls des Zweiten. Die Macht des Puritanismus erstarkte dennoch im Schooße dieses Chaos. Um diese Zeit landete ein eifriger Parteigänger des Königs, entschlossen, Schottlands Unabhängigkeit in der Wiege zu ersticken, auf den arkadischen Inseln und entfesselte gegen unser schon so unglückliches Land ein barbarisches Heer, zusammengesetzt aus fremden Abenteurern und fast allen Mißvergnügten des Landes. Dieser entscheidende Schlag berührte nahe die ganze Sache. Der Angreifer ward nicht als vereinzelter Eiferer für Karl betrachtet: man bezeichnete ihn den Purita-

Digitized by Google

nern als den gefährlichen Repräsentanten des royalistischen Prinzips, welches gegen die Volkswünsche Opposition machte. Die Unabhängigen griffen ihn mit Heftigkeit an und trugen einen glänzenden Sieg davon. Vielleicht war die Schmach der Niederlage eine genügende Strafe für den Rebellen; Gott allein wird später darüber richten, und Euch frage ich heute um Eure Ansicht. Als freiwilliger Kämpfer der siegreichen Armee war ich seit einiger Zeit in meine Heimath zurückgekehrt, in meine ärmliche Hütte am Abhange der Berge von Loch-Tall, als an einem Winterabende ein Mann, in den Plaid eines Bauern gehüllt, mit Schnee bedeckt und auf einen Knotenstock gestützt, demüthig eine Zuflucht für die Nacht erflehte. Er schien auf's Aeußerste ermüdet und düsteren Empfindungen zur Beute. Kaum vermochte er einen Namen hervorzustammeln, den ich nicht einmal zu hören versuchte; er streckte sich auf das Bett, welches ich ihm bereitet hatte, und zögerte nicht, einzuschlafen. Während er schlief, glitt ein vierfach zusammengelegtes Pergament unter dem braunen Kittel hervor, der ihn einhüllte. Ein höllischer Gedanke fuhr mir durch den Sinn. Ich dachte, daß dieser Mann sich verberge. Ich zögerte einen Augenblick, aber die Neugierde siegte. Ich hob das Pergament auf, welches verschiedene Papiere barg. Der Fremde machte eine Bewegung, sein Oberkleid öffnete sich und das reiche Kostüm, welches sichtbar wurde, überzeugte mich vollends. Der Zweifel war zur Unmöglichkeit geworden. Ich hatte den geächteten Häuptling der royalistischen Banden bei mir." ...

„Den Marquis von Montrose!" rief Lucy, entsetzt zurückweichend.

„Euern Oheim," fügte George flüsternd hinzu.

„Ja," fuhr Burk fort, dessen Aufregung sich bei dieser Unterbrechung des jungen Mädchens verdoppelte — „ja, den Marquis von Montrose. Ein Kampf, ein entsetzlicher, zerstörender Kampf erhob sich in meinem Herzen. Auf der einen Seite der Schrei des Mitleids, auf der andern das Gebot der Pflicht! Wie soll ich es Euch sagen? Ein Blitzstrahl fuhr durch meine Augen und in diesem zündenden Funken glaubte ich, daß Gott selbst mir die Waage der ewigen Gerechtigkeit zeige und daß das Leben eines Menschen darin weniger Gewicht hätte, als das Heil eines Volkes. . . . Ich verrieth den Flüchtling. . . . Ihr wißt das Uebrige: James Graham, Marquis von Montrose, wurde nach Edinburg geführt, um dort gerichtet zu werden. Und aus den Händen, die ihn ausgeliefert hatten, ging er in diejenigen des Henkers über." ...

Hier endete Burk's Bekenntniß. Eine Thräne glänzte an seinen Wimpern, aber er trocknete sie schnell. Schwere Angsttropfen indeß bedeckten die Stirne George's, und Lucy, unbeweglich und farblos wie eine Statue, schien von einem Blitzstrahl getroffen zu seyn.

„Was denkt Ihr von meiner That?" fuhr der alte Burk kühl fort — „und welchen Preis glaubt Ihr, daß die Ewigkeit dafür aufbewahrt?"

George erbebte; Lucy aber hatte ihren Muth zurückgerufen und erwiederte in einem von inniger Ueberzeugung erfüllten Tone:

„Vor dem göttlichen Gesetz kann Eure Handlung strafbar seyn; allein wer weiß? die Liebe zum Vaterlande ist eine zweite Religion, und da ich nicht zweifle, daß Ihr auf dem eingeschlagenen Pfade nur Eurer Pflicht zu folgen glaubtet, obwohl sie vielleicht ein Irrthum war, so hoffe ich, daß Gott Euch die Absicht anrechnen und Euch, gleich fern von Verdammung wie von Vergebung, als einen des Erbarmens würdigen Sünder in seine unerschöpfliche Gnade aufnehmen werde."

Diese Antwort, deren würdige Ruhe George's Bewunderung erregte, ließ in Burk's Seele die Saiten einer geheimen Traurigkeit erbeben.

(Fortsetzung folgt.)

Papier.

(Fortsetzung.)

Die Römer machten zuerst Gebrauch von Rinde, von langen Rindenrollen nämlich, oder der dünnen Membran, welche man in einigen Bäumen zwischen der Rinde und dem eigentlichen Herzholz fand. Ahorn, Platane, Ulme, Buche, Linde und Maulbeerbaum waren die vorzüglichsten Hölzer, die man gebrauchte; man schlug das Häutchen dünn und trocknete es dann, um so alle Feuchtigkeit zu zerstören, oder die Neigung zum Verfaulen zu mindern. Sie beschrieben nur eine Seite ihrer Bücher oder Rollen, und überdeckten die andere mit Safranfarbe oder mit dem Gelb der Zeder. Was würde der stattliche alte Römer, der selbst nicht auf die Rückseite seiner Rolle schreiben wollte, zu unsern gekreuzten und übergekreuzten, ja oft dreifach gekreuzten Briefen gesagt haben? Wie würde er mit seinen halbstiefelbekleideten Füßen auf den Boden gestampft und bei Hades und Bacchus geschworen haben, er könne eine solche Unwürdigkeit nicht dulden, wenn ein

Digitized by Google

eben erst aus den griechischen Schulen kommender sentimentaler Jüngling ihm Plato und Aristoteles auf dem Valimpsest vorgesagt hätte, und dieser noch dazu in einer mehr mathematischen Zeichen als wirklichen Buchstaben ähnlichen Handschrift, die Kreuz und die Quer, und obenein mit einem schlecht gespitzten Griffel geschrieben gewesen wäre? Gerade so aber handeln unsere Jünglinge gegen ihre Freunde, mit denen sie auf dem Fuß geistiger Vertraulichkeit stehen, und es ist eine harte Aufgabe für diese Freunde, wenn der Tag des Lesens und der Beantwortung herankommt. Wir könnten uns unsere lateinischen Vorfahren in dieser Verschwendung des Schreibraums, zum großen Vortheil für uns selbst und für das ganze durch die Post korrespondirende Publikum, zum Muster nehmen. Die Rolle wurde in einem gewöhnlich purpurn oder gelb bemalten Pergamentfutteral aufbewahrt, das man buchstäblich Purpurkleid oder Purpurmantel für die Rolle nannte. Der Titel war auf kleinen und oft mit dem Portrait des Verfassers geschmückten Pergamentstreifen darauf geschrieben. Rindenpapier war zerbrechlich und schälte sich leicht ab; Pergament, Papyrus und Baumwollpapier waren insgesammt weit besser, was die alten Latiner bald erkannten. Sie gebrauchten Lindenholz für ihre Diptycha oder Taschenbücher, indem sie dasselbe in sehr dünne Brettchen schnitten, auf deren beide Seiten sie unbedenklich schrieben; diese Brettchen hatten große Aehnlichkeit mit unseren Elfenbeintäfelchen, waren aber nicht so klein und nicht so elegant.

Die Chinesen haben verschiedene Papierarten, je nach der Provinz, in der es verfertigt wird. Einige Arten werden aus leinenen Lumpen (denn die „Himmlischen" sind uns in vielen Entdeckungen, welche dem Westen eine andere Gestalt gaben, zuvorgekommen), andere aus jungem Bambu gemacht; im Norden bereitet man sie aus der innern Rinde des Maulbeerbaums, in andern Provinzen aus der äußern Umhüllung des Seidenwurmcocons, und wieder in einem andern Theil aus einer eigenthümlichen, hauptsächlich zur Papierfabrikation daselbst benützten Baumart, dem sogenannten Treepaper, sowie aus der Baumwollstaude. Auch das berühmte Reispapier ist ein Erzeugniß des Reichs der Mitte. Die chinesische Methode der Papierverfertigung, nämlich aus dem Bambu, der gewöhnlichsten Substanz, besteht darin, daß man die ganze Pflanze, nachdem dieselbe vierzehn Tage lang in Wasser eingeweicht und zuerst in trockenen, dann in gelöschten Kalk gelegt worden, durch Keule und Mörser in einen Brei verwandelt. Diesem wird dann ein gummiartiger Aufguß aus einer den Namen Koteng führenden Pflanze beigefügt, worauf die ganze Masse wieder zu einer klebrigen Flüssigkeit geschlagen, in Formen gelegt und an der Sonne oder mittelst künstlicher Wärme getrocknet wird. Der Kleister wird aus Fischbein, aufgelöst in heißem Wasser, und mit dem Doppelten seines Gewichts Alaun gemacht, und die Papiere werden durch ein geheimes Verfahren verstibert. Alle Pflanzenpapiere aber, wie gut sie auch bereitet seyn mögen, sind zerbrechlicher, als die aus Lumpen verfertigten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein in St. Louis stattgehabter seltsamer Prozeß macht großes Aufsehen. Ein gewisser Henry Shaw, ein Mann von 65 Jahren, dessen Vermögen auf 1 500 000 Dollars geschätzt wird, ist von dem Geschworenengericht verurtheilt worden, einer Miß Eisie Carstang, der er die Ehe versprochen, sein Versprechen jedoch nicht gehalten hatte, eine Entschädigungssumme von 100,000 Doll. zu zahlen.

Ein Engländer versicherte bei einer Feuerassekuranz 1000 Stück Cigarren, rauchte dieselben auf und forderte dann die Versicherungssumme des durch Feuer vernichteten Versicherungsobjekts. Als man ihn abwies, klagte er. Da reichte die Direktion der Feuerassekuranz eine Gegenklage gegen den Engländer ein wegen absichtlicher Brandstiftung an den von ihm aufgerauchten Cigarren.

In Marktheidenfeld (Unterfranken) hat am 16. Juni der Kaminfegermeister Joh. Schlotterbeck, 68 Jahre alt, sein sechsunddreißigstes Kind taufen lassen. Es wurden ihm in erster Ehe 7, in zweiter 11, in dritter 18 Kinder geboren, zusammen 36, und zwar gerade 18 Knaben und 18 Mädchen.

Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 79:

Handlungen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 81. Freitag, 8. Juli 1859.

Der Sohn des Verräthers.

(Fortsetzung.)

Lucy's Worte bewirkten keine vollständige Reinigung seines Gewissens. Burk fand sich durch den nachsichtigen Ausspruch des jungen Mädchens nicht hinlänglich gerechtfertigt. George, der ihn in eine jener stummen Betrachtungen versenkt sah, an die er seit lange gewöhnt war, klopfte ihm auf die Schulter, indem er ihn bat, ihm beim Anschirren Tom-Trick's behilflich zu seyn. Zerstreut, wie er war, erhob sich der alte Schotte sofort und folgte seinem Sohne, ohne ein Wort zu sagen.

Einige Minuten nachher öffnete sich die Thüre von Neuem. Ein hübsches, rosiges, höfliches Landmädchen, schmuck angethan in einem rothen Leibchen, welches die anmuthigste, schlankste Taille hervorhob, trat eilig ein, und stand dann plötzlich still, als ob der Anblick der beiden Fremden sie erschreckt hätte. Sie war unschlüssig, ob sie fliehen oder bleiben solle, aber eine freundliche Bewegung Lucy's beruhigte sie rechtzeitig. Dann schritt sie auf den Fußspitzen vorwärts, wie ein Kind, das Versteckens spielt und mit der Miene einer Person, die eine Andere verfolgt. Sie blickte in allen Richtungen um sich, sah aber nicht denjenigen, den sie suchte. Ihr Verdruß fand in einem reizenden Schmollen Ausdruck. Plötzlich erschien von Neuem offene Heiterkeit auf ihrer Stirn und man hätte auf den verrätherischen Lippen die drei ihrem Herzen entwichenen Worte lesen können: „Da ist er!"

In der That ertönte George's Stimme im Hofe. Das junge Mädchen eilte dorthin und war bald bei ihrem Verlobten.

„Was machst Du da, George? Warum hast Du mich so lange vergessen? Abscheulicher! Du willst also nicht mehr mit mir tanzen?"

Zum ersten Mal fühlte George sich unbehaglich neben Anna.

„Du siehst, meine gute Anna," sagte er in einem Tone, der schlecht seine Verlegenheit verbarg, „daß mein Vater mich braucht; ich muß in's Schloß gehen."

„In's Schloß! Aber warum? Es wohnt ja Niemand darin."

„Es ist jetzt Niemand im Schlosse, es ist wahr," entgegnete George, „aber in einer Stunde wird es von Sir Lindsay und seiner Tochter bewohnt seyn. Es sind die beiden Fremden, welche Du wohl bei Tische gesehen haben wirst. Ich geleite sie und kehre dann zurück."

In diesem Augenblick erschien Lucy, welche ihren Vater erweckt hatte, im Hofe. Beide besorgten eiligst den Wagen, indem sie Burk-Staane Lebewohl sagten. George nahm den Vordersitz ein und Tom-Trick, ganz erfreut über diese unerwartete Promenade, schüttelte den Kopf, stampfte ungeduldig die Erde, neigte beim ersten Peitschenknall seinen Hals mit eleganter Biegung und schoß wie ein Pfeil vorwärts.

Anna blieb zurück, allein und vereinsamt; denn ihre Schönheit und geistige Ueberlegenheit hatten ihr in Stone-Byres viel mehr versteckten Neid als offene Freundschaft erworben.

Seit drei Jahren war Anna eine Waise und lebte in Zurückgezogenheit bei einem ehrwürdigen Greise, Namens John Care, der von ihrer sterbenden Mutter die heilige Mission empfangen hatte, über sie zu wachen; welche Mission er mit der Zärtlichkeit und Wachsamkeit eines Vaters erfüllte. Dennoch hätte sie ihm nicht alle jene kleinen Betrübnisse eines jugendlichen Mädchenherzens anvertrauen mögen, deren Bekenntniß oft so schwer fällt. Anna begnügte sich daher, in ihrem Innern den widrigen Vorfall als solchen zu verdammen, der sie zu einer Stunde von George

Digitized by Google

trennte, wo sie so sehr auf ihn gerechnet hatte, um in ihrem unschuldigen Stolz als Verlobte ihre Rivalität mit den andern Bräuten des Dorfes zu unterstützen. Schon im Voraus hatte sie so sehr das Vergnügen gekostet, sich im kurzen Rocke, dem goldenen Kreuz und den blonden Flechten, die ihre weißen Schultern küßten, in der Mitte ihrer Gefährtinnen zu zeigen; sie hatte sich so viele Mühe gegeben, sich schön zu machen nicht um ihrer selbst willen, auch nicht für diejenigen, welche sie betrachten würden, sondern um George mit Stolz und Glück zu erfüllen! Eine schmerzliche Entmuthigung berührte eisig ihr Herz als alle diese kleinen Hoffnungen der Täuschung begegneten, als die lieben Träume in Nichts zerflossen. Wenn sie ihm nur hätte folgen dürfen! Aber nein! sie mußte traurig und allein, ohne Wunsch und Zweck, zum Tanz zurückkehren; und um den letzten Tropfen in den schon zur Genüge vollen Kelch der Bitterkeit zu gießen, mußte sie ihren Verdruß in fremde Lustigkeit mischen und während des ganzen Abends das verletzende Glück Anderer vor Augen haben. Zum Ueberfluß hatte ein neugieriger, geschwätziger Bauer das Gerücht verbreitet, daß als George sich entfernte, Anna zu weinen angefangen hatte. Die Neuigkeit brachte einen ungeheuren Erfolg hervor; in weniger als einer Viertelstunde war sie in Jedermanns Munde, und als Anna zum Tanz zurückkehrte, konnte sich Jeder beim ersten Blick versichern, daß ihre Augen roth und ihre Züge verstört waren. Die Basbasten beklagten sie ganz laut, und befragten sie mit heuchlerischer Theilnahme um die Ursache ihres Kummers. Die Andern bekümmerten sich nicht darum. Im Allgemeinen betrachtete man George's Abwesenheit als Vorläufer eines Bruches, und dieses Ereigniß, vergrößert durch alle Auslegungen, zu denen es nothwendigerweise Anlaß gab, verlieh ein pikantes Interesse diesem armen Feste von Stone-Byres, welches sonst sicherlich das einförmigste und langweiligste von der Welt gewesen seyn würde.

Indeß, als der Tanz zu Ende ging, erschien George auf dem Platze. Anna eilte ihm entgegen und die Promenade, welche sie Arm in Arm und mit einander plaudernd, vor Aller Augen machten, vernichtete bis zu einem gewissen Grade den nachtheiligen Eindruck, den des jungen Mannes Abwesenheit hervorgebracht hatte. Anna dachte Anfangs nur daran, ihrer Freude vollen Lauf zu lassen, und in dieser ersehnten Minute Vergessenheit für mehrere Stunden des Verdrusses zu schöpfen; bald aber bemerkte sie, daß George kühl und nachdenklich war und kaum ihre Fragen beantwortete. Nach und nach sprach sie weniger . . zuletzt schwieg sie ganz. Alsdann nahm George die Unterhaltung wieder auf, allein in einer so gezwungenen, fremden Weise, daß sie dunkel begriff, er spreche nur aus Anstandsgefühl und um sie nicht zu betrüben. Die schmerzliche Angst ihres Herzens netzte ihre Augenlider: sie weinte. Und sollte man es glauben? George sah es nicht; George war nicht mehr derselbe. Um Anna's Qualen zu errathen, bedurfte es des mitempfindenden Scharfblicks der Seele und George's Seele war fern; sie verlor sich in Träumen des Unmöglichen, sie irrte suchend umher, ohne eigentlich zu wissen, was sie suchte, verfolgte tausend unbestimmte Hoffnungen .... und Anna sah, daß dem so war. Sie fühlte nicht mehr den sanften Druck von ihres Verlobten Arm. Eine abergläubische Furcht ergriff sie: sie dachte, ein böser Däman habe vielleicht nur seine äußere Gestalt angenommen, um sie irgend welchem Unglück zuzuführen. Verstohlen betrachtete sie ihn. Arme Anna! wohl war es George, allein ohne seine Treue, sein Herz und seine Liebe.

Dann kam der Abschied und das Scheiden. Schon empfanden diese beiden Seelen nicht mehr dasselbe Leben. Die eine fühlte sich vernichtet, die andere glaubte wiedergeboren zu werden. Das bedauernswerthe Kind, von den ersten Stacheln der Eifersucht gepeinigt, konnte nicht einmal in der Vergessenheit, die der Schlaf bringt, Erleichterung finden. Thränen verhinderten ihre Augen, sich zu schließen.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Freiherr v. Heß.

Aus der »Neuen Hannover'schen Zeitung«.

Heinrich Freiherr von Heß, k. k. österreichischer Feldzeugmeister und Chef des Generalquartiermeisterstabes der österreichischen Armee, wurde im Jahre 1788 zu Wien geboren. Im Jahre 1805 begann er seine militärische Laufbahn im kaiserlich österreichischen Heere, in der es ihm beschieden war, gleich anfänglich an den großen vaterländischen Kämpfen, wenn auch in den untersten Offiziersgraden, mit Auszeichnung Theil zu nehmen. Seine hervorragende Intelligenz verschaffte ihm sehr bald den Eintritt in den Generalquartiermeisterstab, in welcher Stellung er den Feldzügen von 1805, 1809, 1813, 1814 und 1815 beiwohnte.

Digitized by Google

Im Jahre 1809 zum Oberlieutenant und für bewiesene Tapferkeit in der Schlacht bei Wagram noch in demselben Jahre zum Kapitänlieutenant in diesem Korps ernannt, begleitete Heß 1813 u. A. den General Graf Bubna in dessen bekannter diplomatischer Mission nach Dresden; später machte er, in dessen Stabe zum Hauptmann aufgerückt, die Schlacht bei Leipzig, 1814 die Gefechte bei Genf und Lyon mit. 1815 befand er sich im großen Hauptquartier, wo er zum ersten Male Gelegenheit fand, in die Operationspläne großer Armeen Einsicht zu nehmen.

Noch im nämlichen Jahre ward er Major, und nach Beendigung des Krieges schmückten bereits vier Orden die Brust des 27jährigen Stabsoffiziers. Kriegsgeschichtliche und militär-geographische Arbeiten bildeten die mit Vorliebe betriebenen wissenschaftlichen Beschäftigungen in den nun folgenden Friedensjahren.

1819 ward Heß zum 23. Infanterieregiment versetzt, 1822 Oberstlieutenant in demselben Regimente, 1829 Oberst und Kommandant des 2. Infanterieregiments. 1830 erfolgte seine abermalige Versetzung zum Generalquartiermeisterstabe und zwar zum Chef der Generalstabsabtheilung der mobilen Korps in Oberitalien. Diese wichtige Stelle führte ihn an die Seite des kommandirenden Generals Grafen Radetzky, dessen Vertrauen er sich im höchsten Grade erwarb, und dessen Ideen und Entwürfe er mit seltenem Verständniß ausführte.

Radetzky's klarem Geiste waren die Gebrechen und Uebelstände nicht unbekannt, welche der österreichischen Armee, namentlich in Betreff der Manövrirfähigkeit anhingen, und die so oft die Niederlagen der Oesterreicher trotz ihrer Tapferkeit noch in den letzten Kriegen herbeigeführt hatten. Aber erst in der unabhängigen Stellung eines kommandirenden Generals war es ihm möglich seine auf die Beseitigung der Gebrechen gerichteten Ideen in Ausführung zu bringen. Heß wurde das geschickte Werkzeug, dieselben schriftlich in's Leben zu rufen, denn aus seiner Feder flossen die „Feldinstruktion" und die „Manövririnstruktion", welche die Augen aller intelligenten Offiziere Europa's bald auf die italienische Armee richteten, als dieselbe in der praktischen Einübung dieser Vorschriften deren Vortrefflichkeit bekundete.

Trotz aller Widersprüche der Anhänger des Hergebrachten wurden dieselben endlich bei der ganzen österreichischen Armee eingeführt, und durch sie ist an die Stelle der früheren Schwerfälligkeit und Unbehoifenheit eine Gewandtheit getreten, welche die Siege der Oesterreicher 1848 und 1849 wesentlich mit herbeiführen half und ihnen unter allen kontinentalen Armeen eine große Bedeutung verschafft hat.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Dieser Tage machte König Max von Bayern einen Spaziergang in der nach Nymphenburg führenden Allee, und gewahrte vor einem Hause mehreres Hausgeräthe ꝛc., bei dem eine Frau mit Kindern stand und weinte, daß sie nun, weil sie den Zins nicht zahlen konnte, mit ihren kümmerlichen Habseligkeiten auf die Straße gesetzt sey, ohne zu wissen, wohin. König Max wendete sich tröstend an die arme Frau mit den Worten, „sie solle guten Muthes seyn, in seiner Residenz sey noch Raum genug, um sie unterzubringen."

Ein junges Frauenzimmer behauptete einst, das schöne Geschlecht, wenn es nicht durch zu große Leiden früh dahin welke, bleibe immer länger jung, als das männliche. „Daher kommt es wohl," sagte Gleim, „daß man unverheirathete Frauenzimmer, wenn sie auch schon 25 Jahre alt sind, immer noch schöne Kinder nennt."

Tripps-Trill war und ist wohl noch ein bekannter Scherzname für das Städchen Triptis im Neustädter Kreis des Großherzogthums Weimar. Wie die gute Stadt dazu gekommen, ist uns nicht bekannt; wohl aber verdient bemerkt zu werden, daß es im würtembergischen Oberamte Brackenheim wirklich einen kleinen Marktflecken gibt, der den Namen Tripps-Trill oder Treffentrill führt und früher bedeutend war, jetzt aber ganz verödet ist. Der Erbauer desselben war der römische Hauptmann Trepdo, den der Kaiser Probus um 278 n. Chr. in jene Gegend gesendet hatte. Dieser Hauptmann nannte den Ort nach seiner Gemahlin Trutilla Namen: Trepbonis Trutilla, woraus Trippstrill entstanden ist. Von den Gebäuden findet man noch Ruinen, auch sieht man noch Brunnen und Viehtränken; hin und wieder gräbt man auch Alterthümer aus der Römerzeit hervor.

(Giftstoffe des Tabaksrauchs.) In einem Artikel der Westermann'schen illustrirten

Digitized by Google

Monatshefte macht uns August Vogel jun. auf zwei neue Bestandtheile des Tabaks aufmerksam, welche er unter dessen Verbrennungsprodukten, also im Tabaksrauche, dessen chemischer Erforschung er eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet zu haben scheint, gefunden haben will. Es sind dies der Schwefelwasserstoff und die Blausäure. Indem uns derselbe die Beweise für seinen Fund durch angegebene Proben nachweist, macht er die Bemerkung, daß beide Substanzen wohl nicht in jener Menge im Tabaksrauche vorkommen, um eine direkte schädliche Einwirkung auf die Gesundheit zu bedingen; er scheint aber ihre, wenn auch sehr unmerkbare, Influation auf den Organismus als nicht fördernd andeuten zu wollen.

Cäcilien-Verein.

Sonntag, den 10. Juli 1859

Musikalisches Waldfest

im

Kroeber'schen, jetzt Schmidt'schen Parke.

PROGRAMM.

I. Abtheilung.

1) Marsch von Brandes.
2) Männerchöre:
   a. „Du Schwerdt an meiner Linken" — Th. Körner's letztes Lied — componirt von C. M. v. Weber.
   b. „Das ist der Tag des Herrn" von K. Kreutzer.
3) Ouverture zu „Jakob und seine Söhne" von Mehul.
4) Männerchöre:
   a. „Wo Muth und Kraft" ꝛc.
   b. „Was schimmert dort auf dem Berge" von K. Kreutzer.
5) Motorquadrille von Strauss.
6) Lützow's wilde Jagd, Gedicht von Th. Körner, componirt von C. M. v. Weber (mit Instrumentalbegleitung).
7) Steier'scher Ländler von Enzinger.
8) Bayerischer Schützenmarsch, Gedicht von König Ludwig, componirt von Stunz, (mit Instrumentalbegleitung).

II. Abtheilung.

1) Cavatine aus „Lucretia Borgia" von Donizetti.
2) Männerchöre:
   a. „Wohl schuf des lieben Gottes Hand" von J. Otto.
   b. „Wem Gote will rechte Gunst erweisen" von Mendelssohn-Bartholdy.
3) Sänger-Quadrille von Schubert.
4) Walhallalied von Stunz, Männerchor mit Instrumentalbegleitung.
5) Marsch von Labitzky.
6) Männerchöre:
   a. „Laut tönet durch Berg und Thal" von Winter.
   b. „Fröhlich tönt der Becher Klang", Trinklied von Mich. Keller.
7) Walzer, „die Hydropathen" von Gungl.
8) „Wer hat dich du schöner Wald" von Mendelssohn-Bartholdy.

Die Instrumental-Stücke und Begleitung der Gesänge werden ausgeführt durch die vollständige Musik des kgl. bayer. 4. Jägerbataillons.

Anfang 3½ Uhr. — Ende 8½ Uhr.

Eintrittspreis für Nichtmitglieder des Vereins: 30 kr. — Die Mitglieder des Vereins zeigen ihre Karten vor.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 82. Sonntag, 10. Juli 1859.

Der Sohn des Verräthers.

(Fortsetzung.)

Die Nacht verging, schnell für ihn, langsam für sie. Sie wußte noch nicht, welches Unglück sie zu fürchten hatte, aber sie begriff, daß ein Unglück da war, bereit, sie zu treffen in dem, was das Heiligste für sie war, die Illusion ihrer Liebe. George, im Gegentheil, fand sein ersehntes Traumbild wieder und als beim Erwachen er sich seine Erinnerungen zu erklären suchte, erkannte er, daß er von Lucy geträumt hatte.

Am Morgen verwandelte die Sonne die grauen Bergeesspitzen in rothe Feuerkronen.

Alles verkündete einen noch schöneren Tag, als den vorhergehenden.

„Wie wär's, wenn wir unsere neuen Nachbarn besuchten?" sagte Burk beim Aufstehen zu seinem Sohne. „Das Wetter ist herrlich. Wir können zu Fuß gehen und Tom-Trick bis morgen ausruhen lassen."

George hätte gewünscht, daß Burk niemals den Fuß in's Schloß Lock-Tall setzen möchte; aber die Furcht, Argwohn einzuflößen und vielleicht auch der eigene Wunsch sich dorthin zu begeben, siegten mühelos über seine Bedenklichkeiten.

„Gern," erwiederte er, „Miß Lindsay rechnet ohnehin auf uns, ihr die Anstrengung der ersten Einrichtung zu ersparen."

„Ein Grund mehr," sagte Burk, „um nicht auszubleiben."

Sie begaben sich auf den Weg. Hundert Schritte vom Dorfe entfernt bemerkten sie ein junges Mädchen auf einem Rasenhügel sitzen, dessen grüne Oberfläche, verdunkelt durch den Schatten einer Gruppe Eschenbäume, sich zu der schäumenden Fluth des Clyde niedersenkte. Burk rief von Weitem:

„Guten Morgen, Anna!"

George erröthete aus einem unbestimmten Gefühl der Beschämung und hatte nicht den Muth, sie anzureden; unwillkürlich wandten sich Beide, nur mit der Hand grüßend, von einander ab.

Als Vater und Sohn, vier Stunden später, zurückkehrten, saß Anna starren Auges, träumerisch und regungslos, noch an derselben Stelle. Sie war während der ganzen Zeit mit Blick und Gedanken dem Strom gefolgt, der zu ihren Füßen rollte.

3.

Die edle und rührende Gestalt des Marquis von Montrose beherrscht so ausschließlich den weiteren Verlauf dieser Erzählung, daß es nöthig ist, einen Blick zurück zu werfen, um dem Leser eine Uebersicht dieses reinen und loyalen Daseyns zu bieten, welches eine ununterbrochene Reihenfolge von Opfern und Hingebung bildete und im Märtyrthum erlosch.

Cromwell regierte, und die Anhänger der Sache der Stuarts lebten zerstreut im Exil. James Graham, Marquis von Montrose, war nach Paris gegangen, woselbst er freundschaftliche Beziehungen mit dem Cardinal Retz unterhielt. Darauf besuchte er Deutschland. Dort hatte er die Hinrichtung Carl's des Ersten vernommen und zugleich erfahren, daß dessen jugendlicher Nachfolger ihn zum Anführer der schottischen Armee ausersehen hatte. Seine Ernennung zum Oberbefehlshaber war von Karl dem Zweiten unterzeichnet. Montrose war eine jener kriegerischen Naturen, welche der Gedanke an Kampf stets heftig aufregt. Ueberdies begann seine Unthätigkeit ihm unerträglich zu dünken. Den Boden wieder betreten zu können, über den er einst als Sieger gestritten war, noch einmal die erfrischende Luft Schottlands, in der seine Thaten wiederhallten, einzuathmen, waren Wer-

Digitized by Google

suchungen, welche dem jungen Helden weder Fähigkeit noch Zeit zum Ueberlegen ließen. Ohne Zweifel in dem Glauben, daß die beste Garantie des Sieges im festen Willen liegt, reiste er ab und landete auf den Orkaden. Seine Truppe, zusammengesetzt aus deutschen Abenteurern, tapfer wie ihr Schwerdt, und einigen durch die bloße Macht seines Namens gewonnenen Inselbewohnern, zählte nicht mehr als fünf- bis sechshundert Mann. Seltsame Expedition, welche das Meer auf vom Prinzen von Oranien gelieferten Schiffen durchkreuzt hatte, deren Waffen Christine von Schweden bezahlte, und welche sich vom Gelde des Königs von Dänemark nährte! Traurige Expedition, welche mit Freudengeschrei das Land betrat, und von der nicht ein verwunde er Kämpfer übrig blieb, um die Niederlage zu verkünden!

In der That war der Ausgang dieses ungleichen Kampfes keinen Augenblick zweifelhaft. Holborn und Lesley, Generale im Dienste Cromwell's, wurden mit vierzigtausend Mann gegen Montrose's Truppe abgesandt. Es war nichts Anderes, als das Duell eines Riesen mit einem Zwerge. Man kämpfte mit wüthender Erbitterung und der Boden bewahrte von diesem Tage blutige Spuren, welche sich lange nicht verwischten. Sechshundert Leichen bezeugten am anderen Morgen auf dem Schlachtfelde von Caithneß den Triumph Cromwell's.

Ein Mann indeß, wie durch ein Wunder der entsetzlichen Metzelei entronnen, hatte getroffen, im Schutz der Verkleidung, Karl dem Zweiten die Nachricht des Unglücks und den letzten Seufzer der Tapferen überbringen zu können, welche seinen Namen ausrufend und sein Banner schwingend, gefallen waren. Dieser Mann war der Chef der Expedition, der Marquis von Montrose. In der Nähe von Loch-Tall ankommend, hatte er von Burk ein Obdach erbeten und dieser, wie schon berichtet, das Geheimniß des Flüchtigen entdeckt und ihn seinen Feinden verrathen.

Montrose war sofort arretirt und in demselben Kostüm nach Edinburg geführt worden, welches er angelegt hatte, um den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen. In jedem Ort, den er passiren mußte, stachelten die Soldaten Cromwell's die Bevölkerung auf, den Gefangenen mit Vorwürfen und Beleidigungen zu überhäufen. Der Eifer der Puritaner ging zuweilen sogar so weit, daß man Koth und Steine auf ihn warf. Diejenigen, welche den Gefangenen bewachten, hatten als einzige Instruktion den Befehl erhalten, ihn vor einem gewaltsamen Tode zu schützen, um dem Henker nichts zu entziehen.

Als der Zug in die Nähe von Edinburg gelangte, wurde, auf Befehl des Parlamentes, Alles versucht, was den Marquis auf's Empfindlichste zu demüthigen vermochte. Der Magistrat der Stadt befand sich am östlichen Thore derselben. — Dort wurde der Gefangene in einen neuen, eigens dafür verfertigten Wagen und auf dessen erhöhten Sitz placirt, um ihn den Blicken des Volkes möglichst frei auszusetzen. Ein Strick, der um seine Brust und Schultern lief und dessen Enden zu beiden Seiten des Wagens befestigt waren, hielt ihn gewaltsam auf seinem Platze fest. Der Vollstrecker der öffentlichen Gerechtigkeit entblößte den Kopf des edlen Gefangenen und ging, seinerseits mit der Henkersmütze bedeckt, vor ihm her.

Nichts könnte an Größe der grausamen Unverschämtheit der Feinde Montrose's verglichen werden, wenn nicht die edle Ergebung und der verachtende Gleichmuth, die derselbe inmitten der maßlosesten Beleidigungen standhaft bewahrte. Ohne Aufschub begann der Prozeß vor dem Parlament; allerdings war dies nur eine leere, grausame Förmlichkeit, lediglich bestimmt, die Gewaltthätigkeiten, deren Opfer der Angeklagte geworden, zu sanktioniren und das Todesurtheil auszusprechen. Man beschuldigte ihn in aller Form und er vertheidigte sich, ohne einen Erfolg zu hoffen. Er wußte, daß er im Voraus verurtheilt war. Verhör und Spruch erfolgten in derselben Sitzung; der letztere war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

„James Graham ist folgenden Tages auf den „Richtplatz zu führen, um an einem dreißig Fuß „hohen Galgen gehängt zu werden. Darauf soll „sein Kopf vom Rumpf getrennt und an das Thor „des Gefängnisses genagelt, sein Körper aber unter „denjenigen der gemeinen Missethäter beerdigt wer„den, wenn nicht, auf Grund eines Anzeichens „der Reue, die Kirche seine Exkommunikation wie„der aufhebt."

In seinen Kerker zurückgekehrt, dachte der Marquis keineswegs daran, Fehler zu bereuen, die er nicht begangen hatte. Er verlangte nur, sein Urtheil mehrere Male durchzulesen und als er sich mit jedem Worte desselben hinlänglich bekannt gemacht hatte, äußerte er den Wunsch, einen Theil der Nacht allein zu bleiben. Man bewilligte ihm zwei Stunden. Wie aber wendete er sie an? Ueber den Tisch gebeugt, die Feder in der Hand, das Auge begeistert, suchte er denen Mitleid einzuflößen, die ihn noch begnadigen konnten, oder schrieb er seinen letzten Willen nieder? Nichts von alldem. Montrose war entschlossen, zu sterben und nahm vom Leben in einem Gedicht Ab-

Digitized by Google

schied, dessen Manuskript mit frommer Verehrung aufbewahrt worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Freiherr v Heß.

(Schluß.)

Das Jahr 1834 rief Heß als Generalmajor und Brigadier der Infanterie nach Mähren, aber schon 1839 ward ihm die Leitung der Geschäfte des General-Quartiermeisterstabes übertragen, in welcher Eigenschaft er 1842 zum Feldmarschallieutenant aufrückte. 1849 ward er zum Oberkommandeur der in's Leben gerufenen Nationalgarde designirt, als ihn Radetzky's Wunsch, ihn wieder zur Seite zu haben, einem ihm mehr zusagenden Wirkungskreise zuführte. Er ward im Mai 1848 zum General-quartiermeister der Armee in Italien berufen, und in dieser Stellung war es, wo ihm unvergängliche Lorbeeren zu pflücken beschieden war. Nicht mit Unrecht ist seine Stellung zu Radetzky während der italienischen Feldzüge 1848 und 1849 mit der Gneisenau's zu Blücher verglichen worden. Gleich Gneisenau entsprangen seinem genialen Kopfe die lichtvollen und schönen Operationsentwürfe, die sein alternder, aber energischer und von den Soldaten vergötterter Feldherr zur Ausführung brachte; eben so herzlich wie bei jenen Helden des Befreiungskrieges war das Vertrauen Beider zu einander, und wenn die aus der Feder des Generaladjutanten FML. von Schönhals herrührenden „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen" in der sonst trefflichen Darstellung jener Feldzüge die Verdienste und den Einfluß des FML. v. Heß mit keiner Sylbe erwähnen, so ist darin mehr der beklagenswerthe Einfluß persönlicher Verfeindung, als historische Treue zu suchen. Heß fand bei seiner Ankunft in Italien die österreichische Armee zwar nicht entmuthigt, aber hilflos und zerstückelt hinter die Etsch zurückgezogen. Nur 35,000 Mann stark, auf drei Seiten von feindlichen Armeen bedroht lagerte sie innerhalb des wichtigen Festungsvierecks Peschiera, Verona, Mantua und Legnano. Als aber am 25. Mai die erste Reserve (19,000 Mann unter Graf Thurn) vom Isonzo eingetroffen war, begann Radetzky die tiefdurchdachten Pläne seines neuen Generalquartiermeisters in Ausführung zu bringen. Die erste schöne Operation, welche Heß entwarf, war der kühne Flankenmarsch, den die österreichische Armee fast unter den Augen des Feindes von Verona auf Mantua ausführte. Sie führte zu den Kämpfen von Curtatone und Montanara, strebte aber als höheres Objekt den Entsatz von Peschiera an. Daß dieser nicht gelang, lag in General d'Aspres eigenmächtigem Abgehen vom Entwurfe, doch führte er zu strategischen Nachtheilen für die feindliche sardinische Armee. Noch ehe sie dieselben ausgeglichen hatte, erfolgte ein zweiter unerwarteter Schlag.

Die Oesterreicher gingen eiligst zurück, aber nicht in ihre alten Stellungen bei Verona, wie die Sardinier wähnten, sondern mit der Hauptmasse auf das neun Meilen entfernte, in ihrem Rücken gelegene Vicenza, welches 15 000 Mann päbstliche und Nationaltruppen unter Durando besetzt hatten. Die kühne und unerwartete Wegnahme dieses Platzes, die mit einem Male das venetianische Festland vom Feinde säuberte, ist eine der schönsten Waffenthaten der italienischen Armee.

Als die Sardinier sie erfuhren, standen die Oesterreicher bereits wieder bei Verona. Eine Periode der Unthätigkeit trat jetzt ein, den Oesterreichern erwünscht, um Verstärkungen an sich zu ziehen. Als dieselben Mitte Juni eingetroffen waren, ward von ihnen die Offensive ergriffen. Die ausgedehnte Stellung der Sardinier führte zu dem Gedanken, diese bei in der Mitte zu durchbrechen und dann in Flanken und Rücken anzugreifen. Das Manöver gelang vollständig; in den dreitägigen Kämpfen von Custozza ward die sardinische Armee zersprengt und eine energisch betriebene Verfolgung wies dieselbe nach großen Verlusten in ihre Grenzen zurück.

Die ganze Operation hatte nur siebzehn Tage gedauert, worauf ein am 19. August abgeschlossener Waffenstillstand den Kampf bis auf Weiteres vertagte.

Am 16. März 1849 kündigte ihn Sardinien, wie Radetzky erwartet hatte. Heß hatte indeß seinen Plan längst fertig, doch blieb er ein tiefes Geheimniß bis zum Moment der Ausführung; auch gehörte zu dieser letzteren eine Umsicht, Schnelligkeit und ein Nachdruck, wie sie nur gute Armeen und Führer gewähren.

Man wollte von Pavia aus mitten durch den Feind auf Turin operiren, vor der Front des Gegners aber, sowie überhaupt in der Lombardei nur 10,000 Mann stehen lassen. Der Erfolg des Planes war vollkommen. Die gesammte österreichische Armee, bei Pavia schnell und geheim konzentrirt, ging hier über den Po und drang über Mortara gegen Novara vor. Das sardinische

Digitized by Google

Heer ward in seinem Vormarsche vollständig durchschnitten und der rechte Flügel von der Armee getrennt.

Am 23. März kam es zur Schlacht bei Novara, in der die sardinische Armee vollständig geschlagen wurde. Schon am 26. bat Viktor Emanuel um den Frieden, nachdem der ganze Feldzug kaum fünf Tage gedauert hatte.

Nie ist ein Krieg rascher begonnen und beendigt worden, und immer wird er lehrreich für das Studium bleiben. Mit edler Bescheidenheit meldete Radetzky seinem Kaiser: „Dem Feldmarschalllieutenant v. Heß — ich bezeuge es hiermit von ganzem Herzen — gebührt der bei weitem größte Antheil an den Erfolgen, den die Waffen des Kaisers in dem letzten Feldzuge errungen haben."

Die Wahrheit dieses Zeugnisses war es auch wohl, die den Kaiser veranlaßte, außer andern Belohnungen, Heß den 27. Sept. 1849 zum Chef des Generalstabes der gesammten Armee und später zum Feldzeugmeister zu ernennen. Meisterhaft sind seine Anordnungen zu der Konzentrirung der österreichischen Armeen 1850 zu nennen, als die Verwicklungen mit Preußen drohten. 1855 berief ihn der Kaiser zum kommandirenden General der zur Zeit des orientalischen Krieges gegen Rußland aufgestellten österreichischen Armeen. Auch hier bewährten sich seine großartig politisch-strategischen Kombinationen.

Durch die Aufstellung zweier Armeen, von denen die eine von Galizien aus Polen bedrohte, die andere in der Bukowina und Siebenbürgen Front gegen die Donaufürstenthümer machte, wurden die Russen ohne Schwerdtstreich genöthigt, den Vormarsch gegen den Balkan durch die Dobrudscha aufzugeben und die Donaufürstenthümer zu räumen. Oesterreichs Einfluß war gesichert und der Krieg von seinen Grenzen entfernt.

Feldzeugmeister v. Heß, seit 1849 in den Freiherrnstand erhoben, ist ein noch rüstiger Greis und wohl die erste im österreichischen Heere befindliche militärische Fähigkeit, der es bei einem größeren Kriege des Kaiserreichs gewiß beschieden seyn dürfte, an die Spitze der Armee zu treten mit der er schon so Großes verrichtet. Er ist seit April 1841 mit Marianne Freiin v. Diller verehelicht.

Mannigfaltiges.

Ein Werk, den berühmtesten Arbeiten der Kunsttischlerei des Mittelalters an die Seite zu setzen, ein wahres Meisterwerk in der Benützung des Raumes und der Vielseitigkeit der Arbeit ist der von einem Russen gegenwärtig in Berlin ausgestellte Schrank. Der Verfertiger, Kunsttischler Rudolphy aus Riga, hat erst 3 Jahre allein am Modell, und dann zwei Jahre mit 17 Gesellen an dem Werk selbst gearbeitet. Der Schrank von elegantem Aeußern aus Mahagoni, ist 5 Fuß hoch, $3^1/_2$ Fuß breit und $1^1/_2$ Fuß tief, und birgt in seinem Innern ein Möbiement von 150 Gegenständen in normaler Größe, z. B. einen großen Gerichtstisch mit 6 gepolsterten Sesseln, 2 große Damentoiletten, 12 größere Tische verschiedener Art, überaus schön gearbeitet, einen großen Kronleuchter, Himmelbett, Kinderwiege, einen Spieltisch zu 24 Personen, vollständig mit allen Geräthen servirt, einen Thron nebst Thronstuhl, Schämel, Kommode, Pulte, Spiegel, Schreibzeuge, Blumentöpfe, kurz eine Masse der verschiedensten Gegenstände, alle kunstvoll und fest, soweit es ihre Natur zuläßt, aus Holz gearbeitet. Die Seiten des Schrankes öffnen sich auf einen Druck des Erfinders — vor den staunenden Augen der Zuschauer wächst ein Kästchen zu einem großen Tisch empor, Räume und Gegenstände finden sich, wo kein prüfender Blick sie geahnt, und Bosko's Zauberhut, der alle möglichen Spielereien liefert, ist ein Kind gegen diesen Schrank und seinen Inhalt, dessen ganze Entfaltung etwa Fünfviertelstunden in Anspruch nimmt.

Ein Witzwort von ehedem. Jetzt, da Napoleon in Mailand eingezogen und es einstweilen in Besitz genommen, werden die französischen Blätter wohl nicht säumen, ein Bonmot aufzufrischen, das zur Zeit Napoleon I. im Schwunge war, nachdem er Ober-Italien und die Lombardei erobert. Man sagte nämlich damals: Napoleon sey der älteste Mann der Welt, denn er habe Milan (Mailand, was im Französischen klingt wie mille ans: tausend Jahr).

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 83. Dienstag, 12. Juli 1859.

Ein Krieger-Codex.

Vernimm die zehn Gebote,
Die Gott dem Kriegsmann gab;
Sie mögen bis zum Tode
Ihm Richtschnur seyn und Stab.

„Du sollst von Herzen lieben
Gott und den Bruder dein;
Ein Feind dem Feinde drüben,
Ein Hort Bedrängten seyn!

„Du sollst auf Du' und Wache,
Auf Zahl und Zeug nicht bau'n;
Du sollst der guten Sache
Und deinem Recht vertrau'n!

„Gehorchen sollst du kindlich
Dem Feldherrn, der gebeut;
Dem Feind unüberwindlich
Ist, wer den Führer scheut!

„Du sollst ein Leu mit Leuen,
Ein Lamm mit Lämmern seyn,
Ein Wetterstrahl im Freien,
Daheim wie Sonnenschein!

„Du sollst kein Held im Prahlen,
Nicht keck seyn mit dem Maul;
Mit Thaten sollst du zahlen;
Wer schwatzt, wird hohl und faul.

„Du sollst den Feind nicht lästern;
Baß kleiden Maß und Glimpf;
Der Feind ist nicht seit gestern
Geübt auf Ernst und Schimpf.

„Du sollst den Feind nicht richten;
Ihn richten darf nur Gott.
Dir ziemt, ihn zu vernichten,
Magst du's, mit Kraut und Loth!

„Du sollst in frommen Sprüchen
Nicht sprudeln Gift und Gall';
Gebet stimmt nicht zu Flüchen,
Christ nicht zu Belial.

„Trag' nicht das Kreuz im Munde,
Trag's nicht auf Hut und Latz;
Heimlich im Herzensgrunde
Trag' den verborg'nen Schatz!

„Und gilt es nun, ihr Brüder,
Zieht hin und schaut nicht um;
Wer's Leben wagt, kommt wieder,
Wer's Leben spart, kommt um!“

Der Sohn des Verräthers.

(Fortsetzung.)

Endlich begann der Tag, an dem der kriegerische Poet sich mit der Märtyrerkrone schmücken sollte. Die Geschichte liefert darüber die rührendsten Details. Da Alles, was die Rohheit der Feinde bisher versucht hatte, diese edle Seele zu beugen, ohne Wirkung geblieben war, machten sie noch einen letzten Versuch in dem traurigen Augenblick, wo jeder, irdischen Motiven entsprungene Haß, sich sonst zu mildern und zu entwaffnen pflegt.

Der Henker brachte ein Buch herbei, in dem die Heldenthaten des Generals Montrose in vortrefflichem Latein gepriesen waren, und befestigte es mit einem Strick an dessen Hals. Diese neue, kleinliche Bosheit entlockte dem Verurtheilten ein Lächeln. Er ging sogar so weit, seinen Verfolgern für ihren Dienstfeiter zu danken.

„Ich rühme mich,“ sagte er dabei, „dieses Zeugnisses meiner Tapferkeit und Treue, es schmückt mich besser, als der höchste Orden.“

Digitized by Google

Darauf sprach er ein kurzes Gebet und erlitt gelassen das letzte Verfahren des Henkers.

Das war der Mann, den Burk-Staane's blinder Eifer der ungeregelten Strenge des Protektors überliefert hatte.

4.

Während eines Monats besichtigte James Lindsay sein neues Besitzthum in Begleitung Burk-Staane's, der ihm die Vorzüge und Mängel des Terrains auseinandersetzte und gleich dem geschicktesten Intendanten einen klaren und bestimmten Ueberschlag der Lasten und Einkünfte desselben zusammengestellt hatte. Lindsay liebte es, sich bei kleinen Ausflügen innerhalb seines Grundbesitzes von seiner Tochter begleiten zu lassen. Allein Lucy fand einen flüchtigen Blick, auf ihres Vaters Eigenthum geworfen, für vollkommen genügend. Ihre junge Seele verstand noch nicht den Genuß des Geizigen, der seinen Schatz betrachtet, um des bloßen Vergnügens willen, es thun zu können. Eingewiegt in einen Liebestraum, dessen Verwirklichung noch das Geheimniß der Zukunft war, gefiel sie sich vor Allem in der Einsamkeit, welche den Horizont ihrer Gedanken vergrößerte und das Feld ihrer Hoffnungen erweiterte. Sie hatte ihrem kleinen, gothischen Zimmer volle Zuneigung zugewandt; seine beiden Fenster beherrschten eine der prächtigsten Fernsichten Schottlands, und wenn zuweilen sie sich ihren träumerischen Betrachtungen entriß, in welchen ihre Lippen den Namen eines Entfernten murmelten, so geschah es, um mit dem Blicke George Staane zu verfolgen, den Sohn des trotzigen Puritaners und der einzige aufrichtige Freund, der eine schützende Hand über sie gebreitet hatte. Fast jeden Abend kam Burk in's Schloß und eine fast vertraute Annäherung gedieh zwischen diesen beiden Männern, welche eine Lüge zusammengeführt hatte, und welche die geringste Unvorsichtigkeit zu jeder Stunde gegen einander bewaffnen konnte. George benutzte das Zusammensein seines Vaters mit Lindsay, um Lucy die geheimen Nachrichten mitzutheilen, die ihm von Lanark über Karl's des Zweiten Bewegungen zukamen. Auf diese Weise widmeten die beiden Hochländer fast ihre ganze Zeit den neuen Bewohnern von Loch-Tall.

Anna sah George nur noch während des Augenblicks, wo er das Dorf durchschritt, um sich zu Lucy zu begeben. Immer erwartete sie einen Blick, einen Gruß, ein Lebewohl .... aber stets umsonst. George schien völlig vergessen zu haben, daß, wenn er in's Schloß ging, Anna's Wohnung auf seinem Wege lag.

Eines Abends gelangte Lindsay, als er seine Nachforschungen bis zur äußersten Grenze des grundherrlichen Bodens ausdehnte, zu einer Art Vorsprung, von wo aus man zwischen zwei von einander weichenden Bergen eine ziemlich große Lichtung ebenen Rasens entdeckte. Die Sonne stieg langsam am Horizonte nieder und halb durch Wolken verhüllt, welche ihren Rückzug verfolgten, warf sie nur noch jene gelblichen, dunstigen Strahlen zur Erde, die der Dämmerung Vorläufer sind. Durch diesen zweifelhaften Schimmer, der noch nicht Nacht und nicht mehr Tag ist, konnte der Graf eine Ruine unterscheiden, welche aus vier zerbröckelten Mauerresten und einigem den Einsturz drohenden Eichengebälk gebildet wurde. Es war übrigens leicht in diesen Ueberbleibseln den Rest einer verlassenen Wohnung zu erkennen. Rings um dieselbe erhob sich eine lebendige Hecke, und wehrte der Annäherung auf einen nicht unbeträchtlichen Umkreis.

„Was bedeutet jene Hütte?" sagte Lindsay nach genauer Prüfung, „und wem mag sie gehören?"

Diese so einfache Frage setzte Burk seltsam in Verlegenheit. Er geberdete sich wie ein Mensch, der nichts gehört haben will und einem zweiten Angriff nicht besser ausweichen zu können glaubt, als, indem er eine andere Frage aufwirft.

„Habt Ihr über den Rath nachgedacht," sagte er, „den ich Euch gestern gab? Der Boden über den Basaltlagen des Felsens ist vortrefflich und eine Krone Ulmen und Tannen würde von dieser Seite Euere Domäne herrlich einschließen. An Euerer Stelle ...."

„Bevor ich meine Domäne verschönere," fiel Lindsay ein, „will ich sie vorerst möglichst vortheilhaft abrunden. Und deshalb, Burk, fragte ich Euch, wem diese zerfallene Hütte gehört, deren Eigenthümer sich gar nicht um ihre Erhaltung zu kümmern scheint. Dieser Platz hat für mich tausend Verlockungen. Ich besitze das Schloß, ich muß auch die Umgebung haben. Seht Ihr, Burk, die Berge sind der Luxus für Phantasie und Auge; die Ebene ist die Quelle des Reichthums. Die Ebene ernährt den Berg. Von diesem brachliegenden Terrain will ich einen Gemüsegarten machen. Die Hütte, deren Holzreste wir nächsten Winter verbrennen würden, möchte ich durch eine Meierei ersetzen, deren Pächter Ihr seyn könntet. Was denkt Ihr von diesem Plan? scheint er Euch nicht ebenso weise ausgedacht als vortheilhaft?"

„Nicht so sehr als Ihr glaubt," erwiederte Burk. „Diese Niederung ist häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Nichts könnte verhindern, daß

Digitized by Google

an einem Gewittertage sieben oder acht benachbarte Sturzbäche sich vereinigten, um in der Mitte der Ebene ein tiefes Bett zu höhlen und dann, Ihr begreift .... adieu Meierei, Pächter und Vieh; Alles würde andern Morgens verschwunden seyn."

„Ihr scherzt," erwiederte lebhaft Lindsay. „Die Sturzbäche haben seit lange ihren Weg gewählt, und werden nicht gerade in dem Augenblick eine andere Richtung nehmen, wo ich von einem Platz Besitz ergreife, den ihre Wuth stets verschont hat. In Wahrheit, Burk, man möchte schwören, daß ein persönliches Interesse Euch antreibt, diesen armen Fleck Erde gegen die Besitznahme neuer Ankömmlinge zu vertheidigen."

(Fortsetzung folgt.)

Papier.

(Fortsetzung.)

Die Japanesen machen ihr Papier aus dem Maulbeerbaum, und das Material, aus dem es bereitet wird, ist von solcher Stärke, daß man Tauwerk daraus verfertigen kann. Sie machen auch Papier für Bettvorhänge, Zelte, Schirme, Kleider, Mäntel ꝛc., und zwar in so vortrefflicher Nachahmung der Seiden- und Wollenstoffe, daß man sie oft mit letzteren verwechselt. Es wird durch Farben und Firnisse wasserdicht gemacht und zu allen erdenklichen Bedürfnissen verwendet.

Man hat mit allen möglichen und unmöglichen faserigen und unfaserigen Stoffen Versuche angestellt. So hat sich ein Hr. Edward Lloyd ungemein viel Mühe gegeben, um aus Asbest ein unverbrennbares Papier zu verfertigen. Der Asbest wurde zermalmt, bis er einem feinen Flaum glich, dann gesiebt und in eine grobe Papierart gepreßt, welche unverbrennlich seyn sollte, wie ein Salamander. Allein der Versuch entsprach den Erwartungen nicht, und wurde bald wieder aufgegeben. Unentflammbar, wenn auch nicht unverbrennbar, kann Papier seyn, und wird eben jetzt dadurch hergestellt, daß man eine starke Alaunauflösung, oder doppelt schwefelsaures Thonkali und Kali, oder Thonkali und Natron dazu verwendet. Die beste Substanz hiefür aber ist das kieselsaure Kali. Zauberpapier hingegen — Papier, das ohne Flamme, blos funkenartig brennt — wird dadurch hergestellt, daß man es in eine Auflösung entweder von Salpeter oder weinsteinsaurem Blei taucht, welches letztere das beste ist, da es nicht, wie der Salpeter, Neigung zum Auffangen von Feuchtigkeit aus der Luft besitzt.

Brennesseln, Heu, Rüben, grüner Kohl, das Mark von Disteln, die Rinde der Sahlweide, Hanf, die Hanfschäben, Hopfenranken, Flachs, Kohlstengel, die Stengel der Malve, des Getraides, des Ginsters, der Sonnenblume, des Beifußes (Artemisia vulgaris L.) und des Immergrüns, der Flaum des Katzenschwanzgrases (Phleum L.), die Kätzchen der Weißpappel, die Schoten des Maises, Stroh — in der That, alles Faserige ist in die Hand genommen worden, um damit die mehr und mehr sich vermindernden Lumpen zu ersetzen, von deren Vorhandenseyn ein so großer Theil unsers geistigen und sittlichen Fortschritts abhängt. Stroh dürfte wahrscheinlich in umfangreichen Gebrauch kommen. Die Verwendung dieses Materials ist indeß keine ganz neue Erfindung, sondern schon um das Jahr 1799 gemacht worden. Im Jahr 1801 gab die „Gesellschaft der Künste" dem Hrn. Thomas Willmott, von Shorebam, Sussex, eine Belohnung von 20 Guineen für die Verfertigung von zehn Ries Papier aus der Paut-Pflanze von Bengal, dem Chorchorus olitorius der Botaniker. Eine Probe dieses Papiers wurde in den neunzehnten Band ihrer Verhandlungen gelegt, wo man es bis zur jetzigen Stunde noch sehen kann. Es ist ein weißbraunes, einigermaßen dem Theepapier ähnliches Papier, verträgt aber die Dinte nicht gut. In dem Bande der Verhandlungen für das Jahr 1812 führt die Gesellschaft an, sie habe zwei Bände mit einer großen Mannigfaltigkeit von Papiermustern, die aus rohen Pflanzensubstanzen, nämlich aus Kartoffelkraut, Pappeln, Hopfenranken ꝛc., gemacht worden seyen.

Die Verfertigung von Strohpapier hat jetzt eine große Wichtigkeit erlangt, und ist für die Wohlfeilheit der Presse von wesentlichem Nutzen. Ohne das Strohpapier hätten sich wenige der sogenannten Pennyunternehmungen halten können. Es ist zerbrechlicher, als Leinenpapier, hat für den Leser ein minder gefälliges Aeußere, zeigt den Druck der Rückseite zu deutlich, und bringt so die Buchstaben oft wirr untereinander. Allein es war eine große Wohlthat, und ist von unberechenbarem Nutzen, indem es gerade in dem Augenblick in Gebrauch kam, wo uns ein wohlfeileres, als das aus Lumpen verfertigte Papier besonders noththat, und wo man wirklich ernste Befürchtungen hegte, daß die künftigen Lumpenlieferungen für den Begehr nicht ausreichen würden. Eine andere große Entdeckung ist die der Wiederverwendung alten Papiers zur

Digitized by Google

Herstellung von neuem. So sollte es auch seyn. Zeigt uns ja die ganze Natur das wundervollste System der Erneuerung, endloser Umgestaltungen und beständiger Wiederbelebungen; das Alte fördert stets das Neue, und das Abgelebte wird für und für zu Jugend und Gebrauch wieder hergestellt. Der Phönix ist keine Fabel: er ist eine sehr verständliche Allegorie natürlicher Umwandlungen. Ohne daher großrednerisch zu seyn, können wir sagen, daß die Wiederherstellung des alten, gedruckten, verachteten, abgenützten Papiers, das seine Pflicht erfüllt und seine Aufgabe vollbracht hat, in neues, reines, weißes, das seine Pflicht erst zu thun, seine Mission erst zu erfüllen hat, wohl die glücklichste Anwendung der Phönixfabel ist, die wir kennen.

Die Wassermarken im Papier verdienen einen Artikel für sich allein, obgleich die ursprüngliche Geschichte vieler derselben verloren ist. Niemand weiß, warum das Volk, das einst eine Trinkkanne — ein ziemlich verständliches Sinnbild — trug, jetzt das königliche Wappen in einfachem Schild und ohne Motto und Träger eingedruckt hat; oder warum das Propatriapapier durch die Britannia, auf einem aufgerichteten Löwen und in einem Oval die Krone tragend, gestempelt ist. Wollte sich der Formmacher, welcher zuerst seine Drähte in das Bildniß des Genius Britanniens als Wassermarke für sein Propatriapapier verflocht, einen boshaften Scherz machen, indem er die Haube und die Schellen, welche vor Alters und passender dieses achtungswerthe Papier zierten, hinwegnahm? Dieser Formmacher war ein Schalk in seiner Weise, und noch dazu ein ehrenrühriger. Das Postpapier ist mit einem Posthorn, in einem Schild mit einer Krone, markirt. Dies ist eben so verständlich wie das alte Zeichen des Post. Kopirpapier hat nur eine Lilie. Demypapier und mehrere größere Sorten haben eine Lilie in einem gekrönten Schild; Royal hat einen Schild mit einem linken Schrägebalken und einer Lilie als Kamm. Allein gemeiniglich sind die Namen oder Anfangsbuchstaben der Fabrikanten, nebst dem Datum der Produzirung des Papiers, diesen technischen Zeichen beigefügt. Ungefärbtes Papier wird, der gebrauchten Form gemäß, gelb gelegtes oder gelb gewobenes genannt; das blau gelegte oder blau gewobene ist mit Malz (blaues, feingepulvertes und Kobaltoxyd enthaltendes Glas), oder mit Ultramarin, einer künstlichen Komposition aus Soda, Thonerde und Schwefel, und nicht nur wohlfeiler, sondern auch wirksamer als Kobalt gefärbt. Rosenrothes Fließpapier wird aus allen rothen Lumpen in der Fabrik, hauptsächlich aber aus Adrianopler Taschentüchern gemacht; blaues Packpapier in gleicher Weise aus blauen Lumpen, so weit sie reichen, das Fehlende wird dadurch ersetzt, daß man weiße mit Preußisch-Blau färbt. Weißbraunes Papier wird aus hänfenen Lumpen erzeugt, und das tief reichbraune Packpapier rührt, wenn es nicht durch natürlichen Oker gefärbt ist, von getheerten Schiffstauen, die purpurfarbigen Zuckerpapiere unserer Spezereihändler von Kampescheholz, und die gelbliche Patronenfarbe von ungebeichter Leinwand her.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Vor einiger Zeit kehrte ein aus Preußen gebürtiger Tischler, welcher mehrere Jahre lang in einer Hafenstadt Südamerika's gelebt hatte, in seine Heimath zurück. Unterwegs verstarb derselbe plötzlich, und sein Nachlaß wurde, nach der Ankunft des Schiffes in Hamburg, dem dortigen preußischen Konsulate übergeben. Dieses ließ, wiewohl die Verlassenschaft nur aus Kleidungsstücken und Handwerksgeräthschaften bestand, die Ermittelung der Erben sich angelegen seyn, und stellte die Sachen zu deren Disposition. Schon hatten die Erben bestimmt, daß Alles an den Meistbietenden in Hamburg verkauft werden solle, als von einem Freunde des Verstorbenen in Amerika die Nachricht einging, daß derselbe seine nicht unbedeutenden Ersparnisse in einem Hobel künstlich verborgen habe. Die angestellten Ermittelungen ergaben alsbald die Richtigkeit dieser Angabe, denn man fand in einem Hobel in der That eine beträchtliche Summe Goldes, die den Erben zu deren nicht geringer Freude zugestellt wurde.

Räthsel.

Lieblos quält man mich durch Feergluthen,
Schlägt mir Narben dann mit Stein und Stahl,
Schleppt mich über Berg und Thal,
Ueber Länder, über Meeresfluthen;
Und kaum endiget die Reise sich,
Wird der Tod schon über mich verhängt:
Ja, je freundlicher man mich empfängt,
Um so schneller nur vertilgt man mich.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No 81. Freitag, 15. Juli 1839.

Der Sohn des Verräthers.

(Fortsetzung.)

Burk sah sich in seinen letzten Verschanzungen angegriffen und fand Lindsay zu scharfsichtig, als daß er hoffen konnte, ihn durch neue Ausflüchte zu täuschen. Er dachte, daß es besser sey zu kapituliren, und daß das einzige Mittel, sein Geheimniß zu retten, darin bestände, einen Theil desselben preiszugeben.

„Weil ich es Euch durchaus sagen muß," hub er an, „so wißt, daß dieses Stück Land niemals und Niemandem verkauft werden wird. Für fremde Blicke steht dort nichts, als eine verlassene Hütte, ein Ueberbleibsel, den die Gleichgültigkeit der Menschen der Zerstörung von Wind und Wetter anheimgegeben hat. Für mich, für meine Meinungsgenossen, für denjenigen besonders, der sie seit zwanzig Jahren besitzt, ist es ein durch seine Berühmtheit unverletzlich gewordenes Asyl, ein durch die Erinnerung geheiligter Tempel. Dieser mit Unkraut überwucherte Platz könnte, unter einer geschickten Hand, sich mit reicher Ernte bedecken. Aber der Mann, von dem ich spreche, wird den Pflug nie dahin gelangen lassen. Er verzichtet, um des Bewußtseyns willen, auf einige Stücke Geldes, welche ihm wenig Nutzen auf Erden, aber viel Schaden im Himmel bringen würden. In dieser Hütte vollbrachte er die verdienstvollste oder strafbarste Handlung seines Lebens. Die Hälfte seiner Existenz ist dort; jeden Tag kommt er, als reuiger Pilger, mit unruhigem Blick diese wankende Ruine befragend, und wenn er sie noch aufrecht steht, wenn er findet, daß der Sturm sie noch nicht gestürzt und das Feuer des Himmels sie noch nicht zerstört hat, kehrt er weniger traurig, weniger von Gewissensbissen gebeugt, zurück, denn er glaubt in der Nachsicht der Elemente ein sichtbares Zeichen der Huld Gottes zu erkennen. Mit einem Wort, Sir James, in dieser Hütte schlief der Marquis von Montrose als Flüchtling ein und erwachte als Gefangener ...."

Bei dieser zum ersten Mal in seiner Gegenwart berührten Erinnerung fühlte der Bruder des Gemordeten eine eisige Bläße sein Gesicht überziehen und war nahe daran, umzusinken. In der nächsten Minute fuhr ein schrecklicher Argwohn durch seine Seele. Die Verlegenheit Burk's, die ungeachtet aller Anstrengung nicht zu unterdrückende Bewegung seiner Stimme, diese auffallende Wärme in der Vertheidigung ihm fremd seyn sollender Interessen, schienen Lindsay lauter Räthsel, welche die Sorge für seine eigene Sicherheit ihm aufzuklären gebot. Er erlangte bald seine Geistesgegenwart wieder und gedachte auf geschickte Weise Burk ein Geständniß zu entreißen, das dieser nicht geneigt schien, freiwillig zu machen.

Auf dem Punkte, wohin der Kampf zwischen Burk und Lindsay gelangt war, galt es vorwärts zu gehen, um nicht unvermeidlich besiegt zu werden; Sir James sah dies deutlich und alle Hilfsmittel der Diplomatie zusammennehmend, hub er an:

„Wenn ich mich Euerer Reden recht entsinne, gehört dieser wüthende Puritaner zu Eueren Freunden?"

„Ich widerspreche dem nicht .... ein alter Waffenbruder," entgegnete Burk mit einer so großen Absichtlichkeit in der Gleichgültigkeit, daß des Grafen Verdacht sich verstärkte.

„Sein Name?"

„Das ist mein Geheimniß."

„Möchtet Ihr ihm meine Vorschläge überbringen?"

„Warum nicht? Ich zweifle nur, daß er sie annimmt."

„Weil Ihr der Vertraute seiner Gedanken seyd, so ist es ganz einfach, daß ich mich an Euch wende."

Digitized by Google

„Ganz nach Euerem Belieben."

„Wenn ich ihm zweihundert Kronen böte?"

„Er würde sie nicht nehmen."

„Dreihundert?"

„Eben so wenig."

„Vierhundert?"

„Erwartet seinen Tod, er wird Euch zum Erben einsetzen. Das wäre billiger für Euch."

Dieser Vorschlag konnte nicht verfehlen, Lindsay zu verletzen. Er sah darin sogar einen absichtlichen Hohn und ohne sich Zeit zum Nachdenken zu nehmen, erwiederte er mit verächtlichem Lächeln:

„An dieser Erbschaft klebt Blut und sie würde von einem Verräther herrühren. Ich könnte sie nicht annehmen ..."

Diese Antwort verrieth ihn. Burk machte einen Satz rückwärts, als ob er von einem elektrischen Schlage getroffen worden wäre, und richtete auf seinen Begleiter einen jener scharfen Blicke, welche die verborgensten Abgründe der Seele erforschen zu wollen scheinen. Es war in der That seltsam, wo nicht unmöglich, daß der Puritaner Lindsay den begeisterten Mann als Verräther bezeichnete, welcher, indem er Montrose auslieferte, den Triumph der puritanischen Sache gesichert hatte. Dieses Wort strafte seine Vergangenheit Lügen und errichtete eine Scheidewand zwischen Burk und ihm.

Lord Graham seinerseits hatte, indem er sich mit Burk verband, nur einer gebieterischen Nothwendigkeit gehorcht; er erzitterte beim Gedanken, den Meuchler seines Bruders vor sich zu haben und dieser Gedanke ließ ihn fast die Rolle vergessen, welche die Rathschläge George's und die Furcht seiner Partei zu schaden, ihm bisher aufgenöthigt hatten.

Diese Bekanntschaft, welche überdies nur eine Scheinhülle war, und zwei der Vermischung unfähige Elemente enthielt, mußte früher oder später der Auflösung anheimfallen. Der Vulkan war da: der Ausbruch sollte seiner Zeit erfolgen.

„Ich sehe nicht ein," sagte Lindsay, plötzlich alle Grenzen der Vorsicht überspringend, „warum Euerem Waffenbruder so viel an diesem Fleck Erde und verrotteten Mauerwerk gelegen ist. Sollte er nicht vielmehr die Gewässer beschwören, dort einen bodenlosen Abgrund zu öffnen, oder vom Blitz verlangen, diese schmackvollen Ueberreste zu verzehren, und dann dem Winde Dank wissen, daß er die Asche zerstreut? Ist es nicht genug, das Verbrechen begangen zu haben und soll dessen Andenken noch verlängert werden? In welchem Evangelium findet sich diese schmackvolle Profanation berechtigt? Seit wann und im Namen welcher Religion errichtet man dem Verrath Altäre? Ach! dort hat der Marquis von Montrose, verfolgt, entmuthigt, geächtet, sein Haupt in Sicherheit niederlegen zu können geglaubt, und dort fand er sich beim Erwachen geknebelt, verkauft durch den Mann, oder vielmehr das wilde Thier, von dem er im Vertrauen auf schottische Ehre, eine Handvoll Stroh und einen kargen Bissen erbettelt hatte, um nicht vor Hunger und Ermüdung umzukommen! Und dieser Mann, welcher ihm sein Bett geliehen und von seinem Brode gegeben hatte, dieser Mann, der den Flüchtling von Gott empfangen, denn die Gesetze der Gastfreundschaft sind göttlich, hat seinen Schlummer benutzt, das Geheimniß zu stehlen, und es dem Henker zu verrathen! Und dieser von Fanatismus Verblendete glaubt sich einen Helden und ist dennoch nur ein gemeiner Angeber! Wenn Ihr diesen Mann sehen werdet, Burk, sagt ihm, daß das verrätherisch vergossene Blut eine brennende Spur auf der Erde zurückgelassen, nicht zu tilgen durch menschliche Thränen, nicht durch die Wasser des Himmels! Sagt ihm, daß ein Angeber ein Feigling ist, und daß die Feigheit vor Niemandem Gnade findet, nicht einmal vor denen, welchen sie Vortheil bringt! Man nimmt wohl den Verrath an, wenn er nützt; aber immer und überall verleugnet man die Verräther."

„Und wenn das Vaterland diesem Manne sein Heil verdankt, kann ihn die Erkenntlichkeit nicht lossprechen?"

„Nein," entgegnete mit Feuer Lord Graham, „denn das Vaterland muß die Hand verfluchen, welche seine Macht nur auf Kosten seiner Ehre retten konnte, und in diesem Falle wird die Undankbarkeit ihm zur Pflicht!"

Während dieser scharfen Verurtheilung hatte Burk schweigend das Haupt gebeugt, denn jedes der strengen Worte hallte tief in seinem Herzen wieder, als ob Gott selbst sie ausgesprochen hätte. Er fühlte sich schuldig und der überzeugende Ton Lindsay's raubte ihm sogar die Kraft, sich zu vertheidigen und zu rechtfertigen. Der Schatten Montrose's war der Erde entstiegen, drohend, unerbittlich. Der Verräther verfiel wiederum in die wahnsinnigen Schrecken des Aberglaubens, denen er oft zur Beute wurde, und für einen Augenblick wurden die Illusionen seines blinden Wahnes durch die Heftigkeit seiner Gewissensbisse vertrieben.

„Wer hat von Montrose gesprochen?" rief er mit gebrochener Stimme. „Warum ist dieser Name stets vor meinen Ohren und dieses Gespenst stets vor meinen Augen? Menschliche Gerechtig-

Digitized by Google

keit hat ihn doch verurtheilt und der Henker seine Pflicht gethan ...."

„Ja," entgegnete der Graf, „aber unter Martern sterbend, hinterließ Dir Montrose eine schrecklichere als die seinigen, und unter welcher Du Dich vergebens krümmst, ... die Reue!"

„Die Reue!" wiederholte Burk, indem er mit einer Bewegung unbeschreiblichen Stolzes den Kopf erhob, „die Reue! Sie ist der Gast befleckter Gewissen und das meinige ist rein, hört Ihr? Montrose war der Feind Gottes und Gott hat ihn durch meinen Arm getroffen! Als Mitglied der heiligen Ligue, deren Pflicht es ist, Schottland dem reinen Glauben zu erhalten, konnte ich meine Sache verlassen und die Erde, auf der ich geboren, der Wuth eines Abtrünnigen preisgeben? Ich hatte keine Wahl als den Verrath, ich wählte den, welcher den reinen Glauben rettete. Warum sollte ich bereuen, Montrose geopfert zu haben, da dieses Opfer dem Herrn des Himmels gefallen mußte?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von Magenta.

Nach einem nachträglichen Bericht der Times.

Am 3. Juni bemächtigten sich die Franzosen der breiten steinernen Brücke über den Tessin zwischen San Martino und Buffalora, welche durch die österreichischen Minen fast unverletzt geblieben war, und überdies hatten sie zwei Schiffbrücken über den Strom geschlagen, mittelst deren sie im Stande waren, bis zum 4. Morgens etliche 60,000 M. und eine große Artilleriemasse auf die Ostseite des Flusses zu bringen. Damit beeilten sie den Angriff, während die Oesterreicher ermüdet und zerstreut waren. Am Morgen des 4. Juni waren Clam's drei Brigaden und Liechtenstein's drei die einzigen Truppen, von denen man eigentlich sagen kann, daß sie konzentrirt waren zum Widerstand gegen die von Turbigo und Trecate anrückenden Franzosen, während jene bei Buffalora und Magenta standen. Zobel's Korps (4 Brigaden) stand zu Castelletto, nahe bei Abbiategrasso, Schwarzenberg's Korps in Abbiategrasso, und Stadion's (5 Brigaden) bei Fallavecchia. Benedek war weit weg, und Urban stand in Galarate, ohne herbeschieden zu seyn. Zobel's Korps war das einzige, das vor Anfang der Schlacht in Bewegung gesetzt wurde; es marschirte auf Corbetta. General Clam wußte nicht, wie gänzlich die Sprengung der Brücke mißlungen war, sonst würde er die Brücken über den großen Kanal zerstört haben, der, fast parallel mit dem Tessin, an dem Städtchen vorbeifließt. Dieser Brücken sind es fünf: eine bei Bernate, eine bei Buffalora, eine für die Fahrstraße von Mailand nach Novara, eine für die Eisenbahn, und eine bei dem Dorf Ponte di Magenta. Alle diese Brücken waren vom höchsten Werth für die Franzosen. Den Kanal weiter hinab ist eine Brücke bei Robecco, welche den Oesterreichern nützlich wurde. Die Schlacht begann um 11 Uhr damit, daß die Franzosen Buffalora, die vier erstgenannten Brücken und das Dorf Ponte di Magenta nahmen, welches sie sogleich verschanzten. Sodann drangen sie vor gegen Magenta, wurden aber hier mit großem Verlust zurückgeschlagen, indem die Oesterreicher eine Batterie am Eisenbahnhof aufgeführt hatten, da es den Franzosen natürlich um den Besitz des Schienenwegs zu thun war; 6- bis 7000 Mann von Clam's Korps wurden von Buffalora nordwärts geworfen, und so beinahe abgeschnitten; Generalmajor Lebzeltern jedoch mit seiner Brigade (von Zobel's Korps) rückte von Corbetta heran und nahm Buffalora und die nächste Brücke wieder. Er war vom Pferd gestiegen, um seine Leute persönlich zum Angriff zu führen, wobei er schwer verwundet wurde. Graf Gyulai langte in Magenta an, als er eben hereingebracht wurde. „Es lebe der Kaiser!" sprach er, indem er sich an einen Baum stützte; „ich habe Ew. Excellenz zu melden, daß meine Brigade Buffalora wieder genommen hat, es aber nicht behaupten kann, wenn sie keine Verstärkung erhält." „Ich bin nicht sehr verwundet," fügte er bei und sank ohnmächtig zu Boden. Verstärkungen standen aber nicht zur Verfügung, da Generallieutnant v. Reischach eben angewiesen worden war, das Dorf Ponte di Magenta mit jedem gerade in Magenta befindlichen Mann anzugreifen, während eine Abtheilung von Zobel's Korps in Corbetta zurückgelassen war, um für den Fall eines Unglücks die Rückzugslinie zu sichern, und eine von Liechtenstein's Brigaden (Generalmajor Kinzel mit dem Sigismund-Regiment italienischer Infanterie) nöthig war, um Robecco zu halten, über dessen Brücke Schwarzenberg's Korps in einer oder zwei Stunden von Abbiategrosso her kommen sollte.

Graf Gyulai sandte seinen Lieblingsadjutanten, den jungen Nevill, einen Engländer, an Fürst Schwarzenberg ab, daß er seinen Anmarsch beschleunige, und folgte mit seinem Stab nach Ro-

Digitized by Google

becco, um ihn zu erwarten. Der Oberbefehlshaber war kaum dort angelangt, als ein Stabsoffizier heransprengte, und ihm eine Patrone von einer der französischen gezogenen Kanonen präsentirte, die soeben von General Reischach bei Ponte di Magenta genommen worden; leider war dieser General, indem er zu Fuß seine Truppen zum Sturm führte, schwer verwundet worden. Wiewohl Schwarzenberg noch nicht eingetroffen war, entsandte Gyulai das Regiment Sigismund auf die Westseite des Kanals gegen die französische Flanke zwischen Ponte di Magenta und dem Tessin. Ich bestieg nun den Kirchthurm von Robecco und bekam da eine gute Aussicht auf die Schlacht. Reischach's Division, sah ich, war bereits auf Magenta zurückgedrängt; die Spitze von Schwarzenberg's Korps rückte gerade in Robecco ein, während sein Nachtrab noch nicht in Bewegung war. Im Nordwesten drang das Regiment Sigismund stetig vor, aber weiterhin im Westen sah ich mit bloßem Auge deutlich, wie ein Bataillon Franzosen nach dem andern entgegenrückte. Auf der von Novara her ziehenden Eisenbahn, die mein Auge bis Trecate übersah, verkündigten Staubwolken die rasche Ankunft von Verstärkungen. Das Schicksal der ohne Unterstützung gelassenen Sigismunder konnte nicht zweifelhaft seyn; bald waren sie dezimirt, aber ihr Angriff auf die französische Flanke lenkte die eben gegen Magenta vordringenden Truppen ab. Schwarzenberg's Korps nahm Stellung während eines heftigen Gewitters, so daß es am Himmel und auf Erden zu gleicher Zeit donnerte und blitzte. Ramming's Brigade lehnte sich an den Kanal auf der Ost-, Dürfeld's auf der Westseite; Hartung's Brigade stand näher nach dem Tessin; aber alle drei Brigaden griffen Ponte di Magenta, den Schlüssel der französischen Stellung, an. Fünfmal wurde das Dorf genommen. Das Regiment Hessen allein (von Hartung's Brigade) stürmte neunmal, indem Fürst Schwarzenberg es zu Fuß führte, neben ihm sein Adjutant Siechenyi, der in seiner von Kugeln durchlöcherten Uniform unverletzt blieb. Nach ungefähr dreistündigem verzweifelten Kampfe wichen die Franzosen auf allen Punkten zurück, und 10,000 Mann frische Oesterreicher würden einen entschiedenen Sieg gesichert haben. Aber kein Mann war in Reserve; denn Schwarzenberg's vierte Brigade war abgesendet, um den französischen Nachtrab am Tessin anzugreifen. Das fünfte Korps, unter Graf Stadion, war im Anmarsch von Fallavecchia her, aber noch nicht einmal zur Hälfte durch Abbiategrasso vorgerückt. Da es auf einer einzigen Straße heranzog, blieb sein Nachtrab nothwendig weit hinter seiner Vorhut zurück.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Graf Schulenberg lobt in seinen „Denkwürdigkeiten" die Mannszucht, welche Karl XII. von Schweden in seinem Heere gehalten habe, und führt als Beispiel Folgendes an: „Als er mit seiner Armee aus Sachsen aufbrach, erhielt jeder Soldat auf eine bestimmte Zeit den ganzen Sold ausbezahlt. Die Hauptleute gaben jedem ihrer Leute sein Geld in einem fest zugenähten Sacke von Leinwand, den der Soldat stets mit sich trug. Wollte er Etwas ausgeben, mußte der Hauptmann den leinenen Schatz öffnen, um ihn dann wieder zuzunähen und zu versiegeln, wie vorher. Das waren seltsame, beschwerliche Sparbüchsen!"

In Tessin und selbst in Graubündten hat man eine merkwürdige Thatsache beobachtet. Nie hatte man dort eine beträchtliche Zahl kleiner Vögel gesehen. Der Krieg scheint ihnen Angst gemacht zu haben, darum haben sie sich in die Schweiz geflüchtet. Sicher ist, daß die italienischen Vogelfänger nicht im Stande sind, ihrer gewöhnlichen Beschäftigung nachzugehen.

Der Rektor Kastendieck in Hameln gab 1818 den Versuch einer — in Versen bearbeiteten Erdbeschreibung von Europa ꝛc. heraus, in welcher er unter Anderen von Weimar singt:

Gelehrte und Künstler sind hier hochgeschätzt,
Indem man auf Bildung sehr großen Werth setzt,
Nicht weit davon ist auch die Stadt Apolda,
Wir sehen eine wichtige Strumpffabrik da.

Auflösung des Räthsels in № 83:

Siegel.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kranzbühler in Zweibrücken

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 83. Sonntag, 17. Juli 1839.

Der Sohn des Verräthers.

(Fortsetzung.)

Entrüstet über so viel verblendete Anmaßung, wollte Sir James Lindsay eine Antwort geben, welche, nach dem Funkeln seines Auges zu urtheilen, wie ein Blitzstrahl die letzten Täuschungen Burk's zerstreuen sollte, als die Töne schallender Musik im Hofe des Schlosses Loch-Tall erklangen. Zu gleicher Zeit sah der Graf einen mit Staub bedeckten Reiter auf sich zusprengen, dessen scharf gespanntes Pferd mit unerhörter Schnelligkeit dreist über Hecken und neugerfügte Felder setzte. Ein reiches Wamms mit Atlasspuffen, ein Hut mit aufgebogener Krempe und von einer großen, im Winde spielenden Feder beschattet, endlich eine gewisse Geberde der Koketterie, welche sich über die ganze Gestalt verbreitete, deutete an, daß der Fremde weit entfernt war, der Sekte der Rundköpfe anzugehören, und daß ihm wenig daran lag, auf seinem Wege die Sympathie der Puritaner zu erregen. Das Herz des Grafen erglühte vor Freude beim Anblick dieses frischen, schmucken Kostüms, welches ihn an dasjenige der alten Ritter erinnerte, und er warf auf Burk-Staane einen verstohlenen Blick, in dem sich alle Befriedigung neuerwachender Hoffnung spiegelte. Während dieser Zeit war der junge Offizier abgestiegen, und Lindsay, ihn erkennend, warf sich in seine Arme.

„Wie, Kapitän Horace, Ihr seyd es? Welche Nachrichten bringt Ihr mir? Warum diese Fanfaren, dieser unerwartete Besuch?"

„Gestattet mir," sagte Horace, „erst Athem zu schöpfen, und um Euere Ungeduld zu dämpfen, lest diese Zeilen, welche ich Euch in der Befürchtung schrieb, vielleicht keine Zeit zu finden, in Loch-Tall anzuhalten."

Lindsay griff hastig nach dem Blatte, welches ihm Horace reichte und überflog mit dem Blick die ersten Zeilen, aber an's Ende gelangt, erleuchtete ein Strahl der Befriedigung sein Gesicht und laut las er die letzten Worte, indem er die Wirkung belauschte, welche dieselben auf die ruhige Haltung des Hochländers hervorbringen würden.

„Freut Euch, mein lieber Graf, oder vielmehr mein lieber Vater, denn bald werde ich Euch so nennen können," sagte Horace. „Die Sonne unseres Glückes ist endlich aufgegangen. Karl der Zweite ist im Triumph in White-Hall eingezogen, als König, den Degen an der Seite, den Kopf erhoben, wie es einem ächten Sprossen der Stuart geziemt. London hat freudig seine Rückkehr begrüßt, die Straßen verschwinden unter Blumen. Ich habe dieses herrliche Schauspiel gesehen, und mein Auge ist noch geblendet, meine Seele berauscht. Nichts hat den friedlichen Verlauf des Tages gestört; es war zu gleicher Zeit ein Fest des Königs und ein Fest des Volkes; denn Volk und König datiren von diesem Tage, der Eine das Ende des Exils, das Andere die Rückkehr zur Vernunft. An uns ist es jetzt, diesen Sieg zu befestigen, und ich glaube, es dürfte das beste Mittel seyn, dahin zu gelangen, wenn man diesen eigensinnigen Träumern, diesen Narren voll lächerlichen Ernstes, welche sich pomphaft mit dem Namen „Puritaner" bekleiden, die größte Strenge entgegensetzt. Karl der Zweite will, so sagt man, dem hartnäckigen Widerstande mit großmüthiger Vergebung begegnen. Gebe Gott, daß diese Huld ihm nicht verderblich werde! Wenn aber diese unermüdlichen Kämpfer wieder ihre Krallen zeigen, werden unsere Schwerdter aus der Scheide fliegen und nur blutig dahin zurückkehren. Wir werden die Schlange in Ruhe lassen, so lange sie im Schatten des Friedens schläft; wenn aber sie wieder erwacht, um uns mit ihrem giftigen

Stachel zu verwunden, soll ihr der Kopf zertreten werden."

Während dieser Zeit hatte sich ein wahres Ungewitter in Burk's Seele zusammengezogen. Lucy's Herbeikommen verzögerte dessen Ausbruch. Sie eilte mit freudiger Miene auf Horace zu und überhäufte ihn mit tausend Fragen, welche der junge Cavalier in möglichster Kürze beantwortete, da seine Dienstpflicht ihn zu schleuniger Abreise nöthigte. Der Herzog von York hatte ihn mit einer wichtigen Mission betraut, und er sich mit seiner Ehre verbindlich gemacht, dieselbe noch in der nämlichen Nacht dem Militärgouverneur von Glasgow zu überbringen.

„Ich verlasse Euch," sagte Horace zu Lucy, indem er wieder sein Pferd bestieg. „Aber Ihr seyd mit Eurem Vater in Edinburg erwartet, und dort hoffe ich Euch bald wieder zu sehen."

„In Edinburg," rief Lucy hocherfreut, „und wann reisen wir ab?"

„Sobald," erwiederte Lindsay, „als Stone-Byres und Loch-Tall durch ein glänzendes Fest das glückliche Ereigniß gefeiert haben werden, welches uns Horace so eben verkündet hat."

„Oh, so bald als möglich, nicht wahr, mein Vater? ich sehne mich so sehr, Edinburg wieder zu sehen."

„Ihr werdet indeß nicht lange dort bleiben," fiel Horace ein, „denn der Platz Eueres Vaters, Lucy, der Platz Lord Graham's, des Bruders des unglücklichen Marquis von Montrose, ist in London, am Hofe Karl's des Zweiten."

Bei diesen Worten fuhr Burk einen Schritt zurück und legte die Hand auf die Stirn.

Der Abschied ging schnell vor sich. Sir Horace, von Eile getrieben, gab seinem Pferde beide Sporen und war bald hinter dem hügeligen Terrain verschwunden. Sobald er sein Gefolge erreicht hatte, wurde der Lärm der Cymbeln und Trompeten plötzlich unterbrochen und machte dem eiligen Hufklang der Pferde Platz, welche in gestrecktem Galopp ihre Reiter nach Glasgow trugen.

„Ihr habt mich also getäuscht!" rief Burk mit Donnerstimme, „Ihr habt Euch eines falschen Namens bedient, um mir Geständnisse zu entreißen, deren Unvorsichtigkeit ich ohne Zweifel werde theuer bezahlen müssen! Bei der Ehre Schottlands, Ihr habt eine schmachvolle Rolle gespielt und wenn Ihr mir den Namen eines Verräthers in's Gesicht geschleudert habt, so gebe ich Euch den eines Spions zurück!"

(Fortsetzung folgt.)

Papier.

(Schluß.)

Das dünnste Papier, das gemacht wird, ist Seidenpapier, das schwächste der ungeleimten oder Wasserblattart; dem Wesen nach am nächsten, aber immer noch zu derselben Gattung gehörig, steht ihm das Kopir-Postpapier, das gebraucht wird, um Kopien von mit gezuckerter Dinte geschriebenen Briefen zu nehmen; dann kommen unsere alten Freunde, die Adrianopeler Taschentücher, in der Verkleidung von Fließpapieren; hierauf die Filtrirpapiere, deren sich die Chemiker in ihren Laboratorien bedienen, und endlich das Kupferdruckpapier, um Abdrücke von Metallplatten und Lithographien abzunehmen. Alle andern weißen Papiere sind planirt. In China, Japan und andern Ländern gebraucht man einen Pflanzenleim, z. B. den Kleberstoff des Reises ꝛc.; auf dem europäischen Festland hauptsächlich eine Mischung von Mehl, Harz und Soda; in England haben wir sorgfältig bereitete thierische Gelatine. Allein sowohl die vegetabilischen als die animalischen Kleberstaffe erheischen Alaun, um sie vor Fäulniß zu bewahren. Nach dem Leimen werden die Schreibpapiere geglättet, heiß gepreßt, gewalzt, oder sonst gerollt oder geglättet, und will man den Luxus auf's äußerste treiben, auch noch glasirt.

Durchzeichnungspapier wird dadurch gemacht, daß man die Poren des gewöhnlichen Seidenpapiers mit einem aus Terpentin und Canada-Balsam bestehenden Firniß ausfüllt. Ist es getrocknet, so nimmt dieses Papier Dinte und Farbe vollkommen an, bekommt aber zuweilen einen gelblichen Schein, ist stets zerbrechlich und ermangelt der Geschmeidigkeit. Eine hellere und geschmeidigere Art wird bereitet mittelst Nußöls, dem man Terpentin beifügt; allein dieses ist fettig und will Dinte oder Wasserfarben nicht annehmen. Die Franzosen machen ein sehr vortreffliches Durchzeichnungspapier ohne Fett oder Harz, papier végétal (Pflanzenpapier) genannt. Es wird aus neuem Flachs verfertigt. Das stärkste Papier, welches gemacht wird, ist das schottische Banknotenpapier, das schwächste das Fließpapier. Dem schottischen Banknotenpapier zunächst steht das Patronenpapier; in der Reihe unmittelbar über dem Fließpapier kommt das Zeichnungspapier. Eines von diesen ist ein Wasserblatt; allein die Schwäche des Zeichnungspapiers rührt von dem übermäßigen Bleichen durch Chlor, dem man es unterzogen, und auch von der Kürze der Faser her, indem es in sehr kurze und sonach

Digitized by Google

geschwächte Fasern geschlagen worden. Wasserdichtes Papier wird mittelst dreier Auflösungen bereitet: einer aus weißer Seife, einer zweiten aus Alaun, und einer dritten aus Leim und arabischem Gummi. Vereinigt man diese drei Auflösungen, so füllen sie die Poren so gänzlich aus, daß sie das Papier vollständig wasserdicht machen. Was alle die marmorirten, schattirten, gekämmten, gelockten und gekämmten, regenbogenfarbigen und sämmtliche Papiere neueren Gebrauchs betrifft, so ist es unmöglich, selbst nur ein Verzeichniß von den verschiedenen bei Verfertigung derselben in Anwendung kommenden Methoden zu geben. Der breite Umriß des Verfahrens in England ist ein Schleimbad aus Tragantgummi und Wasser; ein Arbeiter mit verschiedenen Bürsten voll verschiedener Farben, welche in Tropfen von verschiedener Größe auf die Oberfläche des Bades gestoßen oder geschüttelt werden; ein Bogen Papier, den man flach auf das Bad legt, dann geschickt umdreht und quer über einen Stock bringt, und der alle die Farben aufnimmt, mit welchen die Flüssigkeit bereits besprengt ist. Nun ist das Papier marmorirt nach dem Muster und den Farben des Bades. Regenbogenfarbiges Papier wird gemacht durch Hinzufügung von silberfarbigem Glimmer; fein gepulverte Krystalle, metallischer Staub, und in einigen Fällen eine glänzende Art Talk, sind darüber gestreut worden. Metallischer Staub wird gemacht aus den Feilspänen verschiedener Metalle, welche zuerst in einer starken Lauge gewaschen, dann in einer Eisen- oder Kupferplatte über ein starkes Feuer gebracht werden, wo man sie beständig herumrührt, bis ihre Farbe sich ändert. Die Feilspäne von Zinn erhalten durch dieses Verfahren ein ganz goldfarbiges Aussehen, mit metallischem Glanz; die von Kupfer verschiedene Schattirungen von Roth und Flammenfarbe; die von Eisen und Stahl werden blau oder violett, und die von Zinn und Wißmuth weiß und blau-und-weiß. Flockentapeten werden aus Abfällen von Tuch oder gefärbten Wollen gemacht, die man in Pulver verwandelt und auf ihre gehörigen, bereits mit starkem Gummi überzogenen Stellen streut; gepulverten Speckstein, oder französische Kreide, verwendet man zu Atlaspapieren, Papiertapeten werden entweder mit Blockrollen gedruckt, wie dies bei Kattunen und Tüchern in Mustern geschieht, oder mittelst geschnittener Formen (Schablonen) bemalt.

Das beste aber, was wir vom Papier sagen können, ist, daß es mit jedem Tag wohlfeiler und schöner wird; erst dann aber kann es für England ein Artikel von äußerster Wohlfeilheit und Schönheit werden, wenn seine Anfertigung nicht mehr durch den Accisebeamten gehemmt wird, denn von allen den verschiedenen Arten Papier muß das besteuerte das schlechteste und theuerste seyn. Es mag für den Schatzkammerkanzler Schwierigkeiten haben, anderthalb Millionen Pfd. Sterl. Einkommen zu opfern; allein trotzdem dürfte es ihm leichter werden, irgend eine andere Quelle für diesen Einkommensbetrag aufzufinden, als eine Last fortdauern zu lassen, gegen welche sich das Haus der Gemeinen bereits ausgesprochen, und die den Gemeinen selbst mit jedem Tag unerträglicher wird.

Mannigfaltiges.

Königsberg, 30. Juni. Vor dem gegenwärtig hier tagenden Schwurgericht wurde ein unerquicklicher Fall, wie er jedoch gewiß äußerst selten vorkommt, verhandelt. Ein 26jähriger Mann heirathete eine 67jährige Jungfrau um ihres nicht unbeträchtlichen Vermögens willen. Nachdem der Ehemann einen Theil desselben vergeudet hatte, wollte die Frau nichts mehr hergeben; da zwang der Gatte die unglückliche Matrone durch achttägige Einsperrung, Entziehung von Lebensmitteln und körperliche Brutalitäten, einen Wechsel über 5000 Thlr. zu unterzeichnen. Der gewaltsamen Erpressung schuldig befunden, wurde der junge Ehemann zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt.

In diesen heißen Tagen wird es für die Leser vielleicht eine kühlende Lektüre seyn, etwas von dem großen amerikanischen Eismarkte zu hören. In New-York allein waren im vergangenen Jahre über 300 000 Tonnen aufgespeichert. Ueber den Prozeß, den es zu durchlaufen hat, bis es zum Export fertig ist, erfahren wir Folgendes: Während der Zeit, wo das Eis sich bildet, in den Monaten Dezember und Januar, wird es so viel wie möglich frei vom Schnee gehalten. Ab und an werden Löcher in das sich bildende Eis gebohrt, damit das Wasser über dasselbe fließe und so die Formation des Eises beschleunigt werde. Bevor das Eis gehauen wird, säubert man mit Holzkratzern seine Fläche noch einmal vom Schnee. Der zu Eis gewordene Schnee wird mit eisernen Kratzern entfernt, worauf das also präparirte Eisfeld mittelst eines eisernen Pfluges in Quadrate von ungefähr fünf Fuß getheilt wird. Dem Pfluge

folgt ein von Pferden gezogenes Schneidewerkzeug in den von ersterem angedeuteten Furchen, und Handsägen lösen zuletzt die Eisquadrate völlig ab, welche nun an die Küste geschafft werden. Von dort bringt man sie zu den Eishäusern. In einem Tage können vierzig Menschen und zwölf Pferde 400 Tonnen schneiden und aufspeichern. Der hölzerne Eisspeicher der Wenham-Lake-Kompagnie hat Raum für 20,000 Tonnen Eis.

(Eichen in England.) Die Parlaments-Eiche im Park zu Clipson soll nicht weniger als fünfzehnhundert Jahre alt seyn. Der Park bestand schon vor der Invasion der Angelsachsen und gehört gegenwärtig dem Herzog von Portland. Die höchste und zugleich die älteste Eiche, welche indeß vor einigen Jahren eingegangen ist, gehörte ebenfalls dem Herzog von Portland; sie war höher als der höchste Thurm der Westmünster-Abtei. Man hatte ihr den Namen „Spazierstock des Herzogs" gegeben. Die dickste Eiche Englands ist die zu Caltborpe in Yorkshire, sie hat am unteren Ende des Stammes einen Umfang von 78 Fuß. „Die Eiche der drei Grafschaften" wird so genannt, weil sie auf einem Boden steht, der zugleich zu Nottingham, Derby und York gehört. Dieser Riesenbaum bedeckt mit seinem Laubwerk einen Flächenraum von 777 Quadratmetern. Die produktivste Eiche war die 1810 gefällte zu Gelenes in der Grafschaft Monmouth. Die Rinde allein wurde für 1400 Thlr. (200 Pfd. St.) und das Holz für 4690 Thlr. (670 Pfd. St.) verkauft. — In derselben Grafschaft ist in dem Herrensitze zu Tredegar ein Saal von 42 Fuß Länge und 27 Fuß Breite mit dem Holze einer einzigen, aus dem dortigen Park geschlagenen Eiche parkettirt und lambrirt.

London ist die Stadt der Reklame und der Annonce — zu all den verschiedenen Arten aber, wie man bisher auf den Häusermauern und Omnibuswänden, auf den Schildern und tragbaren Holzplakaten, mit gigantischen Buchstaben und Riesenbildern die Schau- und Kauflust des Publikums anzuregen suchte, wird in Kürze eine neue Erfindung kommen, die zunächst von den großen Musikalienverlegern ausgeht, sich aber weiterhin auf mehrere Gewerbe verbreitet und das Geschäft der Reklame endlich einmal auf gemeinschaftliche Kosten betreiben wird. Es ist nämlich die Absicht dieser Herren, in den frequentesten Theilen der Stadt Säulen von 14 bis 16 Fuß Höhe zu errichten, deren Basis als Briefkasten benutzt werden soll. Die acht Seitenflächen der Säule werden von Glas seyn, auf welches in geschmackvollen Verzierungen die Konzert- und Musik-Annoncen geschrieben sind; die acht Ecken sind reich vergoldet. Auf der Spitze der Säule wird eine Uhr aufgestellt seyn, welche das Jahr, den Monat, die Woche, den Tag, die Stunde, Minute und Sekunde anzeigt. Diese Uhren werden von den großen City-Uhrmachern, die gleichfalls damit Reklame zu machen beobsichtigen, gratis geliefert werden. Ueber der Uhr befindet sich, gleichsam die Kuppel des Ganzen, eine prächtige Lampe — Gratisgabe der großen Reklame-machenden Lampenfabrikanten! Das Innere der Säule wird durch siebzehn Flammen erleuchtet, damit man die musikalischen Annoncen, die Uhr und die große Lampe auch bei Nacht in vollem Lichte sehen und obendrein auch auf dem Steinpflaster ringsum lesen könne, wer der Gratislieferant dieser prächtig ausgelegten Quadern sey. — Association der Reklame — das ist ein großer und neuer Gedanke.

Räthsel.

Mein Haus ist eng und dicht verschlossen,
Von keinem Menschen aufgebaut.
Ich harre darin unverdrossen,
Ob mir des Daseyns Morgen graut.

Ist mir das Leben aufgegangen,
Heb' ich mich über dich empor.
Sehnsüchtig folgt mir dein Verlangen,
Und gerne leihst du mir dein Ohr.

Nichts kann mich gegen dich beschützen,
Wenn deines Heerdes Feuer brennt.
Nach Laun' und Willkür mich zu nützen,
Ward dir vom Schicksal selbst vergönnt.

Man findet mich in jedem Lande,
Bald bin ich klein, bald groß zu sehn,
Doch weiß man an des Niles Strande
Am Besten mit mir umzugehn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 86. Dienstag, 19. Juli 1859.

Der Sohn des Verräthers.

(Fortsetzung.)

Lord Graham und Burk-Staane traten auf einander zu. Aber George kam zu rechter Zeit herbei, um sich zwischen die beiden Gegner zu stellen.

„Die Lüge, welche Ihr Mylord vorwerft, mein Vater," sagte er im Tone achtungsvoller Festigkeit, „ist ihm keineswegs beizumessen. Auf mich allein fällt das Unrecht und die Verantwortlichkeit. Ich habe nicht nöthig, Euch die Wichtigkeit zu erklären, welche das Verbergen dieses schrecklichen Geheimnisses vor Euch in meinen Augen haben mußte. Lord Graham und seine Tochter haben lediglich am Tage ihrer Ankunft in Stone-Byres in einen von mir vorgeschlagenen Namenswechsel gewilligt. Jetzt, wo der Wille Gottes und die Gewalt der Umstände das Geheimniß entschleierten und zwei Männer einander gegenüber stellten, welche sich niemals hätten begegnen sollen, weil ein ererbter Haß und bittere Erinnerungen zwischen ihnen stehen, jetzt beschwöre ich Euch, Mylord, und Euch, mein Vater, jede Spur des Zornes und Grolles aus Euerem Gedächtniß zu verwischen und indem Ihr Euch trennt, nur den Wunsch zu hegen, die Vergangenheit in Vergessenheit zu begraben. Ihr seht, daß ich mich keiner thörichten Hoffnung hingebe. Vergebung wie Freundschaft ist zwischen Euch unmöglich. Es gibt Elemente, welche sich nur vereinigen, um sich zu zerstören: deßhalb trennt Euch."

Burk, von George gefolgt, wendete sich langsam einem Seitenausgange des Besitzthums zu. Lord Graham und seine Tochter entfernten sich in entgegengesetzter Richtung.

„Himmlische Barmherzigkeit!" knirschte Burk zwischen den Zähnen, aber noch laut genug, um gehört zu werden, „die Wiedereinsetzung der Stuart ist eine Geißel, welche vom Himmel geschickt wurde, England für seine Sünden zu züchtigen; aber die Strafe wird nicht so lange dauern, als man glaubt."

Lord Graham verlor kein Wort dieser Drohung, welche der Puritaner ihm gleich einem ohnmächtigen Pfeile im Fliehen nachschickte. Er widerstand für einen Augenblick Lucy's Bemühen ihn fortzuziehen, und murmelte in gleichem Tone, Burk festwärts anblickend:

„Sir Horace hat Recht. Diese fluchwürdigen Theoretiker sind unverbesserlich; früher oder später wird man genöthigt seyn, der Schlange den Kopf zu zertreten."

Burk erwiederte nicht; aber sein ganzes Antlitz überzog sich mit galliger Blässe und er verdoppelte den Schritt, ohne sich zu bekümmern, ob George ihm folgte oder nicht.

Dieser zögerte und blickte rückwärts, und Lucy, nachdem sie einen Blick des Einverständnisses mit ihm gewechselt hatte, ließ ihren Vater allein in's Schloß zurückkehren. In einigen Minuten trafen der junge Mann und das Mädchen, welche sich nicht aus den Augen verloren hatten, wieder zusammen.

„Ich habe nicht fortgehen wollen," begann Lucy, „ohne Euch zu beruhigen. Mein Vater könnte allerdings das Gesetz anrufen, um seinen Bruder zu rächen .... diese Waffe würde in seinen Händen fürchterlich seyn .... aber ich werde ihn verhindern, sich derselben zu bedienen."

„Und ich," entgegnete George, von Dankbarkeit hingerissen, „ich las in meines Vaters Blick eine schreckliche Drohung; aber ich werde Wache bei ihm stehen und so lange ich lebe, hat Lord Graham nichts zu fürchten."

5.

Von diesem Tage an hörte jede äußere Verbindung zwischen dem Schlosse und dem Dorfe auf.

Der Allianzvertrag war gebrochen; aber die beiden Feinde, indem sie das Visir erhoben und sich erkannten, hatten die Waffen abgeworfen und sich in gemeinsamem Einverständniß zu einer Aufhebung der Feindseligkeiten bequemt, fest entschlossen immerhin, für den Fall eines Angriffs, sich in der Defensive zu halten. Lord Graham, welcher in der ersten Hitze des Zornes auf dem Punkte gewesen war, Burk-Staane an höchster Stelle in Anklagezustand zu versetzen, schien den Bitten Lucy's nachgegeben zu haben und auf sein Recht als Ankläger zu verzichten. Aber Burk hatte Lord Graham's Drohung nicht vergessen. Seit er dieselbe vernommen, gewöhnte er sich, ihn nicht als persönlichen Feind, sondern als lebendes Hinderniß der Wiedergeburt Schottlands zu betrachten. Von diesem trügerischen Gesichtspunkte aus glaubte er sich berufen, die Rolle der Vorsehung zu spielen, überredete er sich, daß Gott ihn zur Vollziehung eines ihm wohlgefälligen Opfers ausersehen habe, und lieh einer gemeinen Rache das Gewand erhabener Unterwerfung. Burk verblendete sich über die wahre Quelle dieses Hasses, der einen Abgrund um ihn erschuf. Von einem einzigen Gedanken gequält, seine alten Verbindungen vernachlässigend, stärkte er seine Energie in Schweigen und Einsamkeit. Er verbrachte ganze Tage, ohne mit seinem Sohne zu reden, und oft erzählten Abends beim Erscheinen der ersten Sterne die arbeitsamen Landleute, daß sie beim Heimwege den alten Burk-Staane allein und schweigsam um die verfallene Hütte von Loch-Tall hatten herumirren sehen.

Unterdessen schüttelte England das starre Joch ab, welches ihm die puritanische Partei auferlegt hatte. Die Maske hatte es erstickt: jetzt lebte es wieder auf und ergab sich von Neuem dem fröhlichen Daseyn früherer Zeiten, athmete in vollen Zügen die parfümirte Luft rauschender Feste und füllte wieder seinen Platz beim heiteren Bankett, welches Fasten und Enthaltsamkeit so lange unterbrochen hatten. Ueberall gab es Pferderennen, öffentliche Schauspiele, Turniere, Hahnen- und Bärenkämpfe, lauter weltliche Vergnügungen, welche als eben so viele Scenen des Scandals sogar von den wenigst strengsten Puritanern verdammt wurden.

Stone-Byres und Loch-Tall, unter den Einfluß Lord Graham's gestellt, konnten nicht in diesem Wettlauf von Belustigungen zurückbleiben, deren Glanz unter den Gemeinden eine Art Nebenbuhlerschaft hervorrief, und obwohl diese Feste bestimmt waren, ein Prinzip zu verherrlichen, welches England im Ganzen weit entfernt war, als das seinige anzuerkennen, so konnte man sich bei der plötzlichen Freude, die den Triumph desselben begrüßte, überzeugen, daß eine imposante Majorität dafür gewonnen war. Es muß auch bemerkt werden, daß, jede politische Frage bei Seite, man so vieler Ungewißheit, Entbehrungen und Einschränkungen müde war. Man war in solche Uebertreibungen der Tugend verfallen gewesen, und die Auseinandersetzungen der Gelehrten hatten die Begriffe über Recht und Unrecht so sehr verwirrt, daß der gedemüthigte Verstand sich empörte und beschloß, selbst das Labyrinth dieser düsteren Lehrsätze ergründen zu wollen. Es war daher nicht zu verwundern, daß nach einer so langen Nacht der erste Tagesstrahl mit Begeisterung begrüßt wurde, und daß alle frivolen, so lange durch puritanische Strenge unterdrückten Neigungen sofort einen Aufschwung nahmen, der ebenfalls als übertrieben erscheinen konnte. Mäßigkeit und Ausschweifung liegen näher bei einander, als man glaubt, jede Reaction ist ein Excess.

Lord Graham begegnete mithin keiner Opposition, als er sich beschäftigte, eine Festlichkeit in Stone Byres zu Stande zu bringen.

Die neuen Behörden wurden ohne Verzug installirt und man brauchte nur den Namenszug der Stuart auf den Wappenschildern wieder herzustellen, auf denen nach einander diejenigen Cromwells, Richard's und das verachtete Emblem der kurzen Herrschaft des Langen Parlamentes figurirt hatten. Am festgesetzten Tage eilte die ganze Jugend der Umgegend nach Stone-Byres, und diese einstimmige Theilnahme erregte nicht das geringste Murren der Mißbilligung. Sogar schien das Fest sich von der Erde dem Himmel mitzutheilen, denn die Sonne, sonst so karg mit ihrem Lichte inmitten der Nebel Schottlands, erhob sich ungetrübt aus den Schluchten der Berge und goß ihre fröhlichsten Strahlen über die Landschaft.

Seit zwei Stunden ungefähr waren eine Anzahl Hochländer in Verbindung mit einigen Dragonern von der Armee des Herzogs von Albemarle an einem Wettrennen betheiligt, welches eine große Zuschauermenge herbeigezogen hatte. Die Länge der zu durchlaufenden Strecke überstieg nicht eine Meile; aber zahlreiche Terrainschwierigkeiten boten sich in rascher Folge. Der Weg, den man erwählt hatte, stieg zuerst leicht abwärts, lief dann geradeaus, um weiterhin sich schnell zu erheben und endete in einer Art Landzunge, deren steiler Zugang auch den Kühnsten entmuthigen konnte. Noch weiter war die Erde aufgewühlt und gab unter dem Tritt der Pferde nach, welche dabei

Digitized by Google

den Rest der Kraft erschöpften, die sie nöthig hatten, um ihren Lauf durch kahles Felsenterrain zu beendigen. Hier, obwohl kaum zweihundert Schritte vom Ziel entfernt, erbot sich noch ein letztes, die Konkurrenten erschreckendes Hinderniß. Der Boden war in einen tiefen Riß gespalten, durch welchen eine sprudelnde Quelle ihr bläuliches Wasser den fernen Kaskaden des Clyde zuführte. Man mußte den Abgrund überspringen und über Gräben und Klüfte einen steilen Fels erklettern, auf dessen Gipfel als Siegerlohn eine seidene Fahne wehte, welche von Lucy Graham's zarter Hand eigens für diese Feierlichkeit reich gestickt worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von Magenta.

(Schluß.)

Mittlerweile strömten von Nord und West frische französische Truppen heran, und wieder rückte ihre Tirailleurlinie vor, und wieder nahmen sie Ponte di Magenta und drangen gegen Robecco heran. Aber gerade in diesem Augenblicke, wo Alles verloren schien, bat eine Schwadron Preußen-Husaren um die Erlaubniß, angreifen zu dürfen, und warf sich auf die Zuaven mit solchem Ungestüm, daß sie dieselben zersprengte, und wirklich, gefolgt von Hessen-Infanterie, in das Dorf eindrang. Diese Waffenthat war um so bewundernswerther, als die Attake durch einen Weingarten geschah. Eben vor eintretender Abenddämmerung konnte ich sehen, wie zahlreiche Gruppen Franzosen sich längs der Eisenbahn zurückzogen, und als ich bei zunehmender Dunkelheit von meinem Thurm herabstieg und mit den unten haltenden Stabsoffizieren plauderte, schien Jedermann überzeugt, daß der Tag zu unseren Gunsten geendigt habe, und daß für den andern Tag, mit den Korps Benedek und Stadion und mit Urban's ganz frischer Division, den Oesterreichern der Sieg gewiß sey. Baumgarten's Division (von Stadion's Korps) fing eben an, durch Robecco zu marschiren, aber es war zu spät. Die Franzosen setzten den Kampf fort bis 9 Uhr Nachts, und behaupteten sich schließlich in Ponte di Magenta, indem Schwarzenberg's ganze Streitmacht — d. h. die Reste derselben — nach Robecco zurückgezogen wurden, um für die am nächsten Tag erwartete Fortsetzung der Schlacht Position zu nehmen. Stadion's Korps, so wie es heranrückte, stellte sich ebenfalls auf zu diesem Zweck, während die Trümmer von Clam's und Liechtenstein's Korps bei Corbetta gesammelt wurden. Magenta wurde von den Oesterreichern gehalten bis 10 Uhr Nachts, wo der letzte Bahnzug mit ihren Verwundeten nach Mailand abgegangen war.

Die österreichischen Hoffnungen sollten jedoch getäuscht werden. Die Front der Franzosen war offenbar im Weichen gewesen, denn ihr Feuern sah mehr und mehr aus wie das einer bloßen Nachhut. Und wahrscheinlich befand sich eine größere Macht frischer Oesterreicher in der Nähe, als frischer Franzosen; aber — nach persönlicher Erforschung und Besichtigung mußte Graf Gyulay den Bericht Clam's als wahr anerkennen, daß der im Kampf betheiligt gewesene Theil seines Korps aufgehört hatte, eine geschlossene Streitmacht zu seyn. Von einem Bataillon war kein Offizier mehr übrig, ein anderes war theils nord-, theils südwärts so auseinander geworfen, daß es nicht mehr zu brauchen war. Das Korps Liechtenstein befand sich fast in demselben Zustand, und das Korps Schwarzenberg in einem nicht viel bessern. Eine Rast von einem oder zwei Tagen erschien als schlechterdings nothwendig. So hatte Gyulay sich zu entscheiden, ob er am 5. Juni eine neue Schlacht wagen wolle oder nicht. Die Aussichten waren 3 gegen 1 für den Sieg, aber eine Niederlage wäre gänzliche Vernichtung gewesen, da mit einem zerschmetterten Heer und durch die feindlich gesinnte Landesbevölkerung der Lombardei, ein Rückzug bis Verona unmöglich war. Darum befahl Gyulai den Rückzug, welchen eine Brigade Schwarzenbergs zu decken hatte. Am 5. Morgens um halb 5 Uhr erstürmte diese Brigade (abermals Hessen-Infanterie) Ponte di Magenta, und machte die Entdeckung, daß die französische Macht auf der Ostseite des Tessin ebenfalls, gleich der österreichischen, nur noch eine Nachhut war. Beide Armeen hatten sich, völlig erschöpft, in der Nacht zurückgezogen. Der Verlust der Oesterreicher, welche einen Theil des Tages über 13 Brigaden (ungefähr 55.000 Mann) im Feuer hatten, kann nicht unter 7000 Mann betragen; der der Franzosen, welche wenigstens 70,000 Mann im Kampf gehabt haben sollen, muß vollauf doppelt so groß seyn. Die Oesterreicher machten ungefähr 300 Gefangene. Diese sagen aus: ihr Kaiser sey persönlich in der Schlacht gewesen und zwar im dichtesten Gefecht."

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Am 21. Juli, früh um 4 Uhr, wird eine seltene Himmelserscheinung eintreten. Die Venus wird den Jupiter auf seiner Bahn an der Grenze zwischen den Sternbildern der Zwillinge und des Krebses einholen und so nahe an ihm vorübergehen, daß es dem Auge erscheinen wird, als deckten sich beide Sterne völlig. Da die Annäherung sowie das Sichentfernen nur langsam geschieht und in 5mal 24 Stunden noch keine Sonnenbreite beträgt, so wird es selbst der Mühe lohnen, die Erscheinung einige Tage später zu betrachten.

Marschall Marmont, Herzog von Ragusa gedenkt in seinen Denkwürdigkeiten auch seines Aufenthaltes in Verona im Jahre 1833 und macht darüber folgende Bemerkung: „Als verschanztes Lager kann Verona diese kurze Linie zwischen dem Gardasee und dem Po, welche durch Peschiera, Mantua und den Minrio gedeckt ist, uneinnehmbar machen. Dann hat eine an die Etsch gelehnte und von Verona aus kommende Armee so leichte und so vielfältige Bewegungsmittel, daß sie unbesiegbar scheint. Der auf der linken Seite der Etsch gelegene Theil von Italien scheint mir in diesem Falle nur durch eine von Tyrol anrückende Armee zu erobern möglich." So lautet das Urtheil eines französischen Generals. Von Interesse ist auch das Urtheil Marmont's über die preußische Armee, das sich in seinen Denkwürdigkeiten findet. Der Marschall besuchte Preußen. Indem er nun des Umstandes gedenkt daß König Friedrich Wilhelm III. ihm zu Ehren Manöver vor ihm habe ausführen lassen, fügte er hinzu: „Was mich bei diesen Manövern in Erstaunen setzte, war der Umstand, daß ein Drittel der Soldaten aus Rekruten bestand, die erst am Ende des vorigen Jahres bei ihren Regimentern angekommen waren. In der Zeit von vier Monaten waren sie eingeübt und in die Bataillone eingestellt worden. Die Instruktion ist vollkommen und entspricht allen Anforderungen des Krieges. Der Marsch ist vortrefflich und leicht, die Distanzen und Richtungen werden mit großer Präzision eingehalten, das Feuer lebhaft und regelmäßig. So vieler Vorzüge bedarf es kaum, um Schlachten zu liefern und zu gewinnen."

Sehr unangenehm. Einem Manne, der dieser Tage oberhalb Deutz im Rheine badete, wurden, während er die erfrischende Kühle der Wellen genoß, sämmtliche Kleider, mit Allem, was darin, gestohlen. Er mußte einige Stunden in sehr hilfsbedürftiger Lage am Ufer weilen und die Ankunft anderer Garderobestücke abwarten, die er durch freundliche Vermittlung dritter Personen aus seiner Wohnung holen ließ.

Der „Moniteur" enthält einen Erlaß über die Stimmgabel, welcher vom Staatsminister Fould unterzeichnet ist und wonach jedes Exemplar der Normal-Stimmgabel mit einem Stempel versehen seyn muß, auf welchem eine Lyra mit den Buchstaben D und N (Diapason Norma) angebracht seyn soll. Artikel 2 bestimmt, daß diese Stempelungen unentgeltlich durch den Professor der Musik, Lissajous, im Lokale des kais. Konservatoriums für Musik und Deklamation erfolgen wird.

Aus Aegypten wird Pariser Blättern geschrieben, daß Herr Mariette, welcher die Ausgrabungen leitet, in Theben das noch unversehrte Grab des Pharao Amasis wieder aufgefunden hat. Der König lag in einem Sarge, der ganz mit Gold bedeckt und mit großen Flügeln geschmückt war. Etwa 30 Geschmeide von großem Werth wurden in dem Sarge gefunden, darunter ist besonders erwähnenswerth eine goldene Axt mit erhabenen Figuren auf Lapis-Lazuli.

Ein weiblicher Harpax in Berlin wollte dieser Tage 500 Thaler mit unter die Erde nehmen. Die alte Frau, ihres Geizes wegen bekannt, hatte bestimmt, daß ihr nach dem Tode die Haube nicht abgenommen werden sollte; die Erben muthmaßten hinter dieser seltsamen Bitte eine sie benachtheiligende Absicht und richtig: als die Haube abgenommen wurde, fanden sich darin 500 Papierthaler.

Auflösung des Räthsels in № 85:

Das Ei.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 87. Freitag, 22. Juli 1859.

Der Sohn des Verräthers.

(Fortsetzung.)

Die Bemühungen der Bewerber waren bis dahin erfolglos geblieben. Die größere Anzahl machte vor dem Wasser Halt. Die Anderen gelangten zwar darüber hinaus, konnten aber dennoch nicht das Endziel erreichen. Lord Graham, der sich als oberster Richter des Wettlaufs unter die Gruppen mischte, war auf dem Punkt, ein anderes Spiel vorzuschlagen, da zu befürchten stand, daß die Fahne als Zeugniß der Ungeschicklichkeit schottischer Reiter auf dem Felsen verbleiben würde. Er berathschlagte schon darüber mit Lucy, als der Hufschlag eines Pferdes dicht hinter ihnen erscholl. Die Massen öffneten sich, um George Platz zu machen. Anna folgte ihm in einiger Entfernung, begleitet von ihrem Pflegevater John Care.

„Habt Ihr den Muth zu concurriren?" fragte Lord Graham. „Alle Euere Freunde haben es bereits aufgegeben."

„Ich will es versuchen," erwiederte George. „Ich verlange nur einen Augenblick, um Tom-Trick zu Athem kommen zu lassen."

Tom-Trick war ein prächtiges Thier, welches, wie schon erwähnt, George von seinem Beschützer, dem Chevalier Moor, erhalten hatte. Indem er ihm den Namen Tom-Trick beilegte, glaubte George ihn als Schotten zu naturalisiren; aber man erkannte in ihm ohne Mühe den unzweideutigen Typus arabischer Abstammung. Sein lebhaftes Auge, die elegante Biegung seines Halses, seine dunkelbraune, vom Sonnenstrahl leicht vergoldete Farbe, legten das deutlichste Zeugniß seiner Herkunft ab. Als George sich anschickte, das Wagniß zu bestehen, näherte sich ihm Lucy, welche niemals aufhörte, sich ihrer Schuld der Dankbarkeit gegen ihn zu erinnern, und sagte in einem Tone, welcher die Seele des jungen Mannes elektrisch durchzuckte:

„Ich habe für die Erfolge der Anderen noch keinen Wunsch gehegt. Aber für Euch, George, hoffe ich, daß die von mir gestickte Fahne Euch zu Theil werden möge, und ich werde dann nicht die Zeit bedauern, die es mich gekostet hat, sie zu arbeiten."

Diese Ermuthigung war für George ein sicheres Pfand des Sieges. Tom-Trick machte seinen Anlauf mit der Schnelligkeit eines Pfeiles und führte in einer Viertelstunde seinen Reiter inmitten des rauschendsten Beifalls zurück. George hatte den Preis gewonnen.

Um diese Zeit bedeckte ein plötzlich vom Ostwinde herbeigejagtes Gewölk die Strahlen der Sonne. Dasselbe verdichtete sich nach und nach und der lachende Anblick des Festes trübte sich unter dem grauen Wiederschein eines Gewitterhimmels. Schon zwangen einige dicke Regentropfen die Mehrzahl der Anwesenden, sich nach verdeckten Plätzen umzusehen. Die jungen Bursche zogen George zu einem Wagenschoppen, unter welchen man beim ersten Ausbruch des Unwetters das Festmahl verbracht hatte, das die Gemeinde dem Sieger bot, und welches man Anfangs unter einer reich verzierten Laube hatte einnehmen wollen. George hätte wohl gewünscht, bei Lord Graham bleiben zu dürfen, mußte sich indeß dem Verlangen der Gefährten fügen. Das Mahl ging bereits zu Ende, als man ihn benachrichtigte, daß Jemand ihn an der Thüre zu sprechen wünsche. Er ging hinaus und fand Anna

„Vergebt," sagte sie, „daß ich Euch störe, George; aber es ist nicht um meinetwillen ...."

George antwortete nicht. Er war sich so sehr seines Unrechtes gegen Anna bewußt, daß er sie ohne ein Zusammenziehen des Herzens, oder qualvollen Gewissensbiß weder sehen noch hören konnte.

Digitized by Google

„In diesem Augenblick," fuhr sie fort, „bedroht Lord Graham und seine Tochter ein großes Unglück. Ich allein weiß darum und Ihr allein könnt sie retten."

„Sprich schnell!" rief George, indem er sie bei der Hand nahm, „sprich schnell!"

Anna entzog ihm leise und ruhig ihre Hand und sagte:

„Vor einer Stunde ungefähr saßen mein Pflegevater Burk und ich am Heerde, als einer von Lord Graham's Dienern eintrat und sagte, daß sein Herr bei John Care anfragen lasse, ob er ihm einen Wagen nebst Pferd zur Verfügung stellen könne, um sich darin mit seiner Tochter ins Schloß zurückzubegeben. John erwiederte, daß er wohl einen Wagen, aber kein Pferd hergeben könne, da das Seinige untauglich geworden, daß er indeß ein solches aus dem Dorfe verschaffen wolle und der Lord auf ihn zählen könne. „Ihr habt Recht gehabt, es zu versprechen," sagte darauf Euer Vater zu John, als sich der Bote zurückgezogen hatte, „denn Tom Teick steht Euch zur Verfügung und sogar, wenn es Euch genehm ist, will ich Eueren Platz einnehmen und Euch die Mühe des Fahrens ersparen. Es wird mich zerstreuen." John willigte ein und Burk ging, Tom Teick herbeizuholen. Ich weiß nicht, welch schrecklicher Argwohn sich plötzlich in meine Seele schlich, aber es schien mir, als sollte ich ihn beobachten. Ich stieg in den obern Raum von John's Scheune, steckte den Kopf zum Fenster hinaus und verlor, ungeachtet der immer mehr zunehmenden Dunkelheit, keine der Bewegungen Burk's. Seine Haltung verrieth Wuth und Rache; sein Mund murmelte Worte des Hasses und der Verwünschung. Und dann, George, meine Augen haben mich nicht getäuscht, ich bin gewiß, Burk ist bewaffnet; jetzt erwartet er Lord Graham."

„Oh, Anna! Du hast es errathen! Ein Verbrechen bereitet sich vor. Aber wie es verhüten, mein Gott!"

„Ich habe daran gedacht," sagte Anna. „Kommt mit mir! Ich werde Euch einen dicken Plaid geben, der John Care gehört. Ihr müßt ihn über Euere Schultern werfen. Ich werde Euch als einen Mitgesendeten vorstellen. Ihr werdet Euch neben Burk setzen .... Die Nacht ist dunkel .... er wird Euch nicht erkennen."

Dieser Plan wurde eben so schnell ausgeführt, als er erdacht worden war. Beide eilten zu John Care und gingen dann zu Burk-Stane, welcher seine Vorbereitungen vollendete.

„Laßt diesen armen Mann neben Euch aufsteigen," sagte Anna, George herbeiführend; „John Care empfiehlt ihn Euch an. Er wohnt zwei Schritte von Loch-Tall."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kopf.

Maler-Anekdote. Von August Corrodi.

„Wenn man die Sache beim Oberlicht betrachtet, liebenswürdigstes aller Objekte, so ist Dein theuerer Oheim denn doch einer der allergrößten Schwernöther, die mir auf meinem ölfarbigen Lebenspazierensitzen je vorgekommen, und so wahr ich gegenwärtig ein Würstlein Dunkelocker ausdrücke, um damit Dein Haar zu übermalen, eben so wahr wollt' ich" ...

„Ach was, ich weiß gar nicht, wie Du immer noch so spassen kannst, Othmar, mir drückt's fast das Herz ab vor Kummer und ich sehe gar keinen Ausweg."

„Ausweg? — Bah, Auswege nach allen Richtungen der Windrose. Emma — ruh' ein wenig aus, so. — Auswege? — Schau' mich einmal an, Kind, was siehst Du an mir?"

„Nichts Neues."

„Ist auch nicht nöthig, etwas Neues, der Alte könnte mit dem Alten zufrieden seyn. — Oder was fehlt mir denn? Bin ich nicht ein gesunder, starker Kerl von gehörigem Alter und Maß, um in den Dienst der Ehe zu treten, was?"

„Ach ja."

„Gut. Weiter. Bin ich denn, trotzdem, daß mein Vater ein armer Bauer gewesen ist und mir nichts hinterlassen hat, als einen alten Dreschflegel und zwei alte Kalender — Emma, ich bitte Dich, bin ich denn trotz dieser üppigen Erbschaft nicht ein Mensch geworden, der alle Jahre verschiedene Male seine Taschen voll Thaler vom Kunstverein heimträgt für verkaufte Bilder und nebenbei sich hauptsächlich mit der Art Schriftstellerei abgibt, meinen Namen unter Empfangsbescheinigung und in Postbüchern zu schreiben, wenn angekommene Geldsendungen aus aller Herren Länder mich zwingen, den Dintenkübel hervorzukramen — he, bin ich das nicht, gute Nichte des bösen Onkels, der mich verstder Weise zu einem Flachmaler stempeln wollte? Bin ich's, Kind?"

„Ach ja!"

Digitized by Google

„Ach ja. — Ja eben ach ja. — Noch mehr. Wird zum Ueberfluß nicht der Name Othmar Moser im „deutschen Kunstblatt" und wo weiß ich noch mit Emphase genannt und haben denn die Narren nicht letzthin in eine Zeitung gesetzt, das Land dürfe stolz seyn, besagten Moser *sein* zu nennen? — Und da geht dieser Onkel hin und verbietet seiner Emma, sie dürfe den Othmar Moser nicht lieben . . Der Müller, Du kennst ihn ja, der Dichter, der hat letzthin gesagt, es komme ihm der Herr Onkel vor wie ein Mann, der in der reizendsten Landschaft eine hundert Schuh hohe Mauer um sein Landgut baut, damit die Leute nicht hineinsehen können. 's ist was Wahres daran, was der Müller gesagt hat... Komm', gib mir einen Kuß, ich werde nachher rauchen — so!"

„Ach Gott," rief Emma, nachdem sie geküßt hatte, „das ist ja Alles recht und gut und wahr und das weiß ja der Onkel Alles auch, und glaube mir nur, er hat eigentlich gar nichts wider Dich"..

„Sooo?" sagte Othmar, „schau', schau', wie nett! — Wirklich nichts?"

„Als daß Du ein Maler seyest, das ist das Einzige; das kann er nun einmal nicht leiden. Er mag die Maler nicht und" . . .

„Nun?"

„Nichts. — Doch, er sagt immer, die Maler nützten gar nichts auf der Welt und das sey nichts, daß ein Mann sich mit Farben abgebe, das sey „Weiberwerk", wie's Klavierspielen, und er traue dem Maler nichts Gutes zu, es sey Alles auf den Schein berechnet."

Othmar lachte, daß es in dem weiten Zimmer ein Echo gab, warf seine schottische Mütze in die Luft, packte dann sein Mädchen und tanzte mit ihr ausgelassen zwischen den Staffeleien umher. Bei dieser heilsamen Bewegung stießen sie an die Staffelei, auf der Emma's angefangenes Bild stand; die stürzte mit großem Gepolter auf die ungünstige Seite und eine Sekunde später ragte die Kante des Malkastens frei aus der Rückseite des Bildes hervor. Emma lief mit einem Schrei hinzu und hob das Bild auf. „Da sieh nun, was Deine Wildheit angerichtet hat!"

„Eine vollendete Hafenscharte," lachte Othmar und riß langsam aber sicher die Leinwand von dem Blendrahmen. — „Wir müssen halt wieder anfangen, haben noch zwei volle Tage Zeit — nicht wahr, der Onkel bleibt noch zwei Tage fort?"

„Ja, aber" . . .

Es pochte draußen. Erschrocken rannte Emma hinter einen großen Karton in den tiefsten Winkel, denn es war ihr während der ganzen heimlichen Sitzung nicht wohl zu Muth gewesen, oder wie wir bei uns daheim präziser sagen, es hatte ihr fortwährend „gebötterlet", der Onkel möchte unversehens kommen. Denn der Onkel hatte sehr viele Sonderbarkeiten und die sonderbarste davon war, daß man nie wußte, woran man mit ihm sey; es war ein lebendiges Kaleidoskop, und ein boshafter Mensch wollte sogar behaupten, wenn man in „Kaleidoskop" das „l" in ein „k" verwandle, so ändere dies zwar den Begriff etwas weniges auf Kosten der Schönheit — aber man müsse vor Allem *wahr* seyn. Dieser scharfsinnige Scholiast hatte nämlich einmal ein namhaft Sümmchen von dem alten Herrn entlehnen wollen, war aber, wie man wisperte, bedeutsam abgeschnoben worden. Hierauf hatte er dies philologische Produkt zornig ausgebrütet und brachte es nun statt des nicht erhaltenen Geldes in Umlauf.

Emma's Onkel war aber nicht klug oder dummgenug, auf das Gerede der Leute über ihn zu hören; das ging ihn Alles nichts an, er ging seine Wege und verlangte natürlich, daß auch seine Nichte auf den onkeligen Pfaden walle. Aber die gute Emma war in neueren Zeiten bedenklich abgeschweift von der trockenen, langhin geradeauslaufenden Pappelallee der Denk- und Lebensart ihres Onkels; das Mädchen hatte viel Sinn für frisches grünes Leben und hatte daher ganz heimlich ein malerisches Seitenpfädlein eingeschlagen, an dessen Ende sie in der wohlgebauten sonnenreichen Herzkammer von Othmar Moser fröhlich aufgenommen und mit Speis und Trank solider Liebe gefüttert wurde. Es gefiel Emma so gut in dieser neuen Wohnung, daß sie nach und nach heimlich alle ihre Habseligkeiten von Gefühlen, Empfindungen, Ansichten, Absichten, Aus-, Ein- und Rücksichten in diese malerische Herzkammer hinüberrettete und endlich dem Oheim von seiner Nichte nur die Nichte übrig blieb, wie eine alte Raupenhaut. Emma erschrack zwar oft beim Gedanken an eine Entdeckung des Onkels, ihr neuer Hausherr aber tröstete sie immer wieder und das schüchterne und verschüchterte Kind hatte bei Othmar oft Anwandlungen von einer Keckheit und einem Muthe, die wirklich Pflege und Ausbildung verdienten. Othmar pflegte zu sagen: wenn der alte Herr einen so überwindlichen Abscheu vor den Malern hege, so solle er sich auch Dessen entledigen, was er Malerisches im Hause habe, und begriff nie, warum der Herr dies nicht selber einsehe, daß er da höchst inkonsequent verfahre. Es half aber nichts; der Onkel blieb konsequent bei

Digitized by Google

seiner Inkonsequenz, und da er äußerst kräftig und gesund war, konnten sich die jungen Leute nicht auf einen nahen Leichenkonduct verlassen, „und entführen thu' ich Dich nicht, Emma, darauf kannst Du Dich heilig verlassen, das ist dummes Zeug, was höchstens Poeten und andere überschwengliche Häupter thun; aber deßwegen wirst Du doch meine Frau, wart' jetzt nur noch ein bischen, die Sonne ist noch nicht unter und das Blättlein dreht sich immer noch." Othmar war viel zu selbstständig und unabhängig, um romantisch zu seyn; er hatte Emma kennen gelernt und eingesehen, daß sie eine prächtige kleine Hausfrau für ihn seyn würde; er wolle sie daher sofort über die Gasse holen. Schmückte sich darum eines Tages sehr sauber, winkte aus seinem großscheibigen Mansenster zu Emma hinüber, er komme jetzt und ging dann zum Onkel, sagte seinen Spruch und wartete auf Antwort. Der Oheim war liebenswürdig und lud Othmar ein, ihn in's Zimmer seiner Nichte zu begleiten.

„Donnerwetter, ist das ein Kauz," dachte Othmar, „ich bin doch ein rechter Narr gewesen. Guten Abend, Emma!"

„Ja, ich dachte mir," sprach der Oheim nun in Emma's Zimmer, „ich dachte mir wirklich, daß Sie einander schon kennten, das ist recht schön, recht, recht schön."

„Sind's auch," sprach der Maler.

Emma kam nicht aus dem Staunen.

„Geniren Sie unsere Fenster nicht, Herr — äh"...

„Moser, — Othmar Moser heiß' ich. — Geniren? Ihre Fenster? — Nicht im geringsten."

„So, nicht? Kann es nicht recht begreifen. Sie müssen Sie geniren, blenden, bei der Arbeit stören. Sehen Sie, darum wollt' ich Sie wirklich heute herbitten lassen, dieser Fenster wegen. Sie sind Maler?"

„Kann mich augenblicklich nicht erinnern; ich glaub' aber, zu Hause hab' ich's aufgeschrieben," sprach Moser.

„Hähä, spaßhaft," sagte der Onkel. „Gut aber, ich weiß schon, was Sie sind. Kennen Sie auch die Glasmalerei?"

„Ja."

„Wollen Sie mir gefälligst einen Aufschluß hierüber mittheilen, Herr, — nicht wahr, Moser?"

„Entschieden dauerhaft, Moser. — Glasmalerei? Die neue oder die alte?"

„Beide, bitte, beide, wir können dann das Dauerhaftere wählen. Gibt es nicht eine ganz einfache Methode?"

„O ja, man nimmt einen Kübel voll weißer Farbe und einen zweckmäßigen Borstpinsel und streicht das Glas an — etwas Einfacheres wüßt' ich nicht."

„Kommt das ziemlich hoch?"

„Kommt auf die Zahl der Scheiben an."

„Wie viel würden Sie verlangen, Herr Moser, die Scheiben in diesem Zimmer anzustreichen?"

„Ich würde das Zehnfache verlangen; aber Sie würd' ich gratis übertünchen! — Adieu, Emma!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In einer Gesellschaft sprach man viel von einem berühmten Manne, und es wurden eine Menge Anekdoten zu seinem Lobe erzählt. — „Ich erinnere mich, ähnliche Anekdoten schon von andern berühmten Männern gehört zu haben," sagte Kant, „aber das wundert mich gar nicht, große Männer sind wie hohe Kirchthürme, um beide ist gewöhnlich viel Wind."

Dreisilbige Charade.

Wenn in lieblich schönen Träumen
Zauber Dich umfangen hält,
Und Du wähnst Dich in den Räumen
Einer lichten Geisterwelt,
Kannst Du an den ersten Beiden
Dich erfreu'n, die Augen weiden.

Gerne möchtest Du entschweben
Dann des Lebens Dürftigkeit;
Doch die Dritte wird Dich heben
Nie zu jener Seligkeit.
Wohl vermag auch sie zu tragen,
Doch nur in den Erdentagen.

Aus dem Ganzen schon vor Jahren
Schuf der Musen höchste Gunst
Formen, die wir stets bewahren
Als das Schönste in der Kunst.
Geist und Körper sind vereinet
In dem Wort, das so erscheinet.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 88. Sonntag, 24. Juli 1839.

Der Sohn des Verräthers.

(Fortsetzung.)

Burk empfand lebhaften Verdruß über den Zwischenfall und versuchte, sich bei Anna mit irgend einer Ausrede zu entschuldigen. Was man von ihm verlangte, war indeß ein Dienst, der sich schwer verweigern ließ. George bestieg den Wagen, ohne eine Einwilligung abzuwarten.

Es war Zeit, daß er es that. Lord Graham und seine Tochter hatten bereits ihre Plätze eingenommen und wurden über die verzögerte Abfahrt ungeduldig. Der Regen fiel mit Heftigkeit und Lucy sehnte sich, das große Thor des Schlosses Loch-Tall zu erblicken, denn seit einigen Augenblicken kreuzten sich in ihrem Innern düstere Vorahnungen und eine geheimnißvolle Stimme flüsterte ihr die seltsamsten Befürchtungen zu. Endlich machte man sich auf den Weg. Schweigend passirte man das Dorf. Jede Spur des Festes war verschwunden; alle Häuser waren geschlossen, und man konnte hie und da durch niedere Fenster die vor Kurzem noch so heiteren Tänzerinnen traurig ihren Schmuck ablegen und mit Verdruß den zu schnell verblühten Strauß wegwerfen sehen. Der Regen, dieser unerbittliche Feind ländlicher Feste, hatte in seinem Strome alle diese einfache Freude, all' den Blüthenschmuck dieses Festes ertränkt und fortgerissen.

Der Wagen rollte vorwärts. Das Geräusch der Räder, in den tiefen Aushöhlungen des bergigen Bodens von Stone Byres zu schärferem Laut verstärkt, erfüllte Lucy's Seele mit neuem Entsetzen. Der Mann, welcher zuletzt gekommen war, sprach nicht mit dem, der die Zügel hielt, aber hatte beständig die Augen auf ihn gerichtet. Ein aufmerksamer Beobachter hätte vielleicht die furchtbare Bedeutung dieses düsteren Schweigens gearg wöhnt; er hätte aus dem stockenden Athem des Einen und dem starren Schweigen des Andern geschlossen, daß ein großes Unglück im Anzuge war, und ein Strom, bereit seine Dämmung zu durchbrechen und die Umgegend zu verwüsten, in nächster Nähe fluthete. In nächtlicher Stille gibt es Augenblicke, wo das Schweigen entsetzlich und unaushaltbar ist und die Einbildung mit erschreckenden, nicht zu bannenden Truggestalten bevölkert. Einmal der Welt und stummer Gebilde anheimgefallen, glaubt man den Bann zu brechen, wenn man die Stimme erhebt und laut zu sprechen beginnt. Man hat das Bedürfniß sich selbst zu hören, um sicher zu seyn, daß man noch ein wirkliches Daseyn lebt, und sobald die Stimme ertönte, hört man auf zu fürchten, weil das Bewußtseyn der Kraft und Vernunft wiederkehrt. So ging es Lucy: das Schweigen beängstigte sie; sie hatte aber auch den Muth, es zuerst zu brechen.

„Wo sind wir, mein Vater? Glaubst Du, daß wir uns Loch-Tall nähern?" sagte Lucy.

„Auf Ehre, mein gutes Kind, Du weißt davon so viel als ich. Ich sah niemals eine so schwarze Nacht. Der Regen fällt in dichten Massen und der Wind ist so heftig, daß ich fürchte, er hat nicht nur die Freudenfeuer des Dorfes, sondern sogar die Sterne des Himmels gelöscht. Kein Licht am Himmel und keines auf Erden! Beide sind in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt."

„Du täuschest Dich, mein Vater," sagte Lucy, „ich sehe ganz deutlich ein weißliches Licht seitwärts schimmern .... zur rechten Seite des Weges."

„In der That," entgegnete der Graf, „je mehr wir weiter kommen, vergrößert sich der Schimmer. Ah!" setzte er nach kurzer Ueberlegung und im Ton eines Mannes hinzu, der sich einer vergessenen Sache erinnert, „ich weiß, was es ist; aber beim heiligen Georg! Ich werde es Dir nicht sagen, Lucy, und Du kannst es errathen, wenn Du

Digitized by Google

willst; es wird Dir die Zeit vertreiben. Nun, erräthst Du es nicht?"

„Keineswegs."

„Weil Dein Kopf so widerspenstig ist," sagte Lord Graham, „so quäle ihn nicht unnöthig, und begnüge Dich, das imposante Schauspiel zu betrachten, welches würdig das Fest des Tages schließe, und welches durch einen Befehl meinerseits, dem Verwalter von Loch-Tall diesen Morgen gegeben, veranlaßt wurde. Es freut mich zu sehen, daß er pünktlich ausgeführt wurde."

„Ein Befehl, von Dir, mein Vater?"

„Gewiß. Aber anstatt zu fragen, Lucy, betrachte doch das nächtliche Schauspiel und sage mir, ob es nicht alle Naturschönheiten aufwiegt, welche Du bisher bewundert hast?"

In der That hatte niemals ein mehr schauerlich anziehendes Schauspiel Lucy's Auge geblendet. Ein rothes Feuer loderte im Dunkel der weiten Einöde. Das zuckende Leuchten des Waldes begegnete den Blitzen des Himmels. Firmament und Erde schienen sich in einer großen Gluthmasse zu vereinigen.

„Mein Vater," sagte Lucy mit Ungeduld, „warum stellst Du meine Neugierde auf eine so vergebene Probe? Ich kann nicht errathen, woher diese Flammen kommen."

„Lucy," entgegnete ihr Vater, „Du wolltest, daß ich Burk-Staane Gnade angedeihen ließe, und ich habe sie Dir bewilligt. Aber indem ich den Tiger verschonte, beschloß ich seine Mörderhöhle zu zerstören, damit er aufhöre, Loch-Tall spähend zu umschleichen. Ich wollte noch vor meiner Abreise nach Edinburg aufhören, das verfluchte Gebäude zu sehen, und dessen Untergang in Rauch und Asche sollte Burk und seines Gleichen verkünden, daß die Vergeltung darüber hinweggeschritten."

Bei diesen letzten Worten wendete sich der Mann, der den Wagen lenkte und richtete sich in seiner ganzen Höhe vor Lord Graham auf. Lucy stieß einen durchdringenden Schrei aus.

„Ihr sprecht von Vergeltung," schrie Burk mit tönender Stimme, „denket an diejenigen, welche Euch England für die vielen Wunden schuldet, welche Ihr ihm geschlagen. Ihr habt also vergessen, daß wir Heilige und Ihr Gottlose seyd? Der Himmel öffnet sich demjenigen, der ihn von einem Feinde befreit und ich will den Himmel verdienen! Bereitet Euch zum Tode...."

Im nämlichen Augenblicke erschien der Mond hinter einem vor dem Winde fliehenden Gewölk und warf seine Strahlen auf die Karabine, welche Burk auf Lord Graham gerichtet hielt. Es war ein grelles, flüchtiges, blendendes Licht und erfüllte die Seele des Grafen und seiner Tochter mit eisigem Schauer. Der Tod starrte ihnen in's Antlitz. Aber in dem kurzen Raum dieser Sekunde fanden sie dennoch die Zeit, jede Hoffnung aufzugeben und sie wieder zu erlangen. Der Schuß versagte, und als Beide, stumm vor Schreck und Entsetzen, wieder um sich zu blicken wagten, sahen sie Burk's Gefährten mit der einen Hand die Zügel, mit der anderen die Karabine halten, welche er dem wüthenden Schotten entrissen hatte.

„Wer Du auch seyst," keuchte Burk mühsam heraus, „wer Du auch seyst, feige Schlange, die sich zwischen die gerechte Strafe und ihr Opfer stellen will, Dein Triumph wird von kurzer Dauer seyn und der meinige nicht ausbleiben!"

„Halt!" rief der Graf, „halt! Wir wollen absteigen...."

„Ihr werdet nicht absteigen," rief der Puritaner mit teuflischem Hohn; „Ihr glaubt Euch gerettet, ... seht hier!"

Burk-Staane hatte die Zügel durchgeschnitten. Das Pferd war frei.

Das erschreckende Bild einer drohenden Todesgefahr stieg zum zweiten Male vor den Augen des Grafen und seiner Tochter auf. Ihr Untergang schien unvermeidlich. Diese Qual konnte eine Stunde dauern, länger vielleicht, mit einem Wort so lange, als die Vorsehung die Schritte des Pferdes lenkte, welches, sich selbst überlassen, die Krümmungen und Unebenheiten des halsbrechenden Weges mit rasender Schnelligkeit verfolgte. Die überströmende Rache Burk-Staane's erweiterte sich zu großartigen Verhältnissen. Vier Opfer statt Eines! Der verblendete Puritaner wollte lieber bei seinem Vorsatze umkommen, als ihn aufgeben. Vier Seelen mußten ihr letztes Gebet zu Gott emporsenden. Keines durfte hoffen, vom Tode verschont zu werden.

In diesem verhängnißvollen Augenblick fühlte sich Jedes von seinem Lieblingsgedanken bestürmt: es war ein Chaos von herzzerreißendem Lebewohl, geliebten Personen zugerufen, von theueren Erinnerungen, glühenden Wünschen. Besonders die arme Lucy, mit einem Herzen so voll von der Vergangenheit, so verlangend nach der Zukunft, und welche kaum das Leben gekostet hatte! Ganz leise fragte sie den Himmel, welches ihr Verbrechen sey; weßhalb sie einem solchen Tode anheimfallen, in dunkler Nacht an den Felsen zerschellt und dann dem reißenden Strom zur Beute zugeworfen werden sollte! Der Graf hatte nur einen Gedanken,

Digitized by Google

murmelte nur einen Namen: Lucy! Seine Blicke ruheten unbeweglich auf ihr. Der Vater wollte sterben, indem er sein Kind betrachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kopf.

(Fortsetzung.)

Das war vor mehreren Monaten geschehen und Emma's Fenster waren wirklich inwendig angestrichen worden, wie die Fenster am Institut der englischen Fräulein in München. Die ganze Nachbarschaft hatte gelacht und Othmar Moser hätte den boshaften alten Herrn gern mit einer großen Blase ergiebigen Pariseeblau und Trockenfirniß sanft eingerieben. Aber Moser hielt sich und wartete auf seine Zeit, verdiente unterdessen eine schwere Menge Geldes und lachte den Onkel aus. „Kommt schon!"

Vorgestern endlich nach drückend langweiliger, trauriger Zeit für die eingesperrte Emma hatte der Onkel seine solide steeblicke (aber lange nicht!) Hülle der Eisenbahn anvertraut und war für verschiedene Tage verreist. Was denn zur Folge das oben Gelesene hatte, nämlich, daß das arme Kind sehr früh über die Straße hüpfte und Othmar, statt vieler Zeitvergeudung mit Küssen und Kosen, seiner Geliebten eine passende Vorträtstellung empfahl und feurig zu malen anfing. Woraus denn ein einsichtiger Leser leicht entnehmen kann, daß Emma malfähig war, und mir dadurch ihre Personalbeschreibung freundlich erspart wird. Denn es gibt nichts Langweiligeres, als diese geschriebenen „Rabenhaare", „schmachtenden Iriden", „blühendes Incarnat" und übrige Almanachreize, und wahrhaftig, wenn Emma grundhäßlich gewesen wäre, so möchte sie sich vielleicht mit Eifer und einer gewissen fröhlichen Breite federskizziren lassen wie ein knorrig Wurzelwerk. Aber —

Es klopfte. Emma fuhr in den dunkelsten Winkel und kauerte zwischen altem Waffenwerk, Gewandung, Rahmen und Leinwandrollen ängstlichsten Herzens nieder und flüsterte nur noch in aller Hast: „Ich bin bei der Cäcilie, wenn's der Onkel ist!" Sodann hörte sie, wie Othmar öffnete, vernahm die Worte: „Ein Kompliment vom Herrn Lindfuß senior und da wär' ein Billet für Herrn Moser."

„Antwort?"

„Hat nichts gesagt, — pfehl' mich."

„Ditto."

„Komm' Du hervor, Befürchterin bittrer Schmerzen,
Mir theures Kleinod — 's ist keine Gefahr im Land!" rief Othmar.

Staubbeladen und spinnwebreich kroch Emma hervor; Othmar brannte seine Cigarre an, denn ohne zu rauchen las er nie einen Brief; man könne nicht wissen, welcher Teufel aus so einem zusammengelegten Stück Papier spuken könne, und das Rauchen sey das beste Antidiabolicum. Und so unrecht hat er wohl nicht. Denn der Anblick eines unerbrochenen Briefes hat unstreitig etwas Grauenhaftes, auch wenn wir aus der Aufschrift schon ersehen, von wem er ist. Unser bester Freund oder unsere liebste Freundin kann ja ganz leicht nur die Adresse geschrieben haben und im Innern meldet uns eine fremde Hand, daß der Freund oder die Freundin das Bein zweimal gebrochen, oder morgen auf Pistolen gefordert sey, oder gestern früh um dreiviertel auf zehn Uhr fallirt habe, oder der Adressator berichtet uns, ob es denn wirklich wahr sey, was man sich über uns erzähle, daß wir den und den Meineid geschworen oder mit der jungfräulichen Vierhundertleibwache des Königs von Siam einen bedauerlichen Strauß bestanden, oder noch mehr aus dem reichen Zedelkasten der Dame Adversita. Darum ist es heilsam, daß man in solchen bedauerlichen und höchst aufregenden Fällen und Dintenhochwassern sich an den Rettungsbalken einer Cigarre oder eines Pfeifenrohrs halten kann.

Während sich Emma am Waschbecken die staubigen Hände wusch, sah sie nach dem Lesenden zurück und bemerkte, daß Othmar mit steigender Verwunderung zu Ende las. Dann lachte er laut auf und sprach: „Dem Manne kann geholfen werden; hör' einmal diesen Brief:

„„Mein lieber Herr Othmar Rafael ꝛc. ꝛc.!

„„Ein alter, gichtgebrochener Mann, der mit seinen flz- und wattenumwickelten Beinen in seinem Zimmer mühsam herumschlarpend (verzeihen Sie den Provinzialism), die Quadratur des Zirkels sucht, — ein solcher Mann hat seine Einfälle mitunter. Sie wissen, ich habe von je die Höllenbreughel, die E. T. A. Hoffmanniaden, den Peter Schlemihl und die Versuchungen des heiligen Antonin, benebst etlichem aus der Apokalypse liebreich gepflegt und studirt und meine ziemlich namhafte Sammlung von allerlei Teufeleien und fieberhaften Auswüchsen hat auch Ihnen schon oft Freude gemacht. Nun fehlt mir aber immer noch etwas von Ihrer Hand. Aus langer Weile habe ich in meinem Zimmer ein vollständiges Changement vorgenommen und dabei ein Plätzchen erobert, ein

bellziöses, gutbeleuchtetes Mädchen, das ich nun gar zu gern durch etwas von Ihnen bekleidet sehen möchte. Bitte, kommen Sie nach Empfang dieser Zeilen für zwei Minuten zu mir herüber. Es geht mir ein Kopf im Kopf herum und zu diesem Kopf soll mir Ihr Kopf verhelfen. Nicht wahr, Sie kommen?"

„P. S. Unter dreißig Louisd'or will ich aber nichts. Dies als vorläufiges ideales Maß, das materielle hab' ich mit einer rothen Federschnur genommen. Kommen Sie? — Kommen Sie! — Lindfuß sen.""

„In einer Viertelstunde bin ich wieder da," sprach der Maler, „bleib nur hier und schließ' die Thür ab, ich werde draußen die magna charta „Abwesend!" anstecken. Cigarren findest du überall, liebes Kind, und gute Gedanken fliegen in der Luft herum. Riverisco, Schatz!"

Emma blieb und verriegelte von innen. Dann fing sie an zu wandeln und Inspektion zu halten über Othmar's häusliche Eigenschaften. Denn diese kleine Emma hatte trotz ihres höchst harmlosen Anstrichs und der maßlosen Verschüchterung beim Onkel, trotz des Anscheins, daß sie sich aller Meinungen und Selbstständigkeiten gänzlich begeben, — diese kleine Emma hatte denn doch noch ein Paar fette, tönende und scharfsichtige Mücklein im Kopf, die zwar fast immer eingesperrt, dann aber bei feierlicher Gelegenheit nur um so ausgiebiger und nachholender tönten. Und trotz des äußersten Verlangens der ersten Mücke, die aber nun in Emma's Kopfkissenbereich tönte: „Es wäre doch sehr wünschenswerth, daß ich sehr bald Frau Emma Moser heiße," — kam auch die zweite hervor und summte: „Wollen doch einmal sehen, was dieser Othmar für häusliche Eigenschaften hat und was die Dame Moser erwarten und ersehen kann."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Nachrichten aus den verschiedenen Gegenden Belgiens stimmen darin überein, daß die Erndte im Durchschnitt ein starkes Drittel mehr einbringen wird, als im vorigen Jahre. Die Heuerndte ist allenthalben so ergiebig gewesen, daß die Landwirthe den Segen nicht unterzubringen wissen. Außerordentlich gut stehen aller Orten die Kartoffeln. Die in jüngster Zeit in Flachsfelder umgeschaffenen Heiden bieten ebenfalls eine kaum erwartete Erndte.

In einem Weinberge zu Burrweiler findet sich eine Traube, deren Länge 42 und deren Breite 32 Centimeter beträgt. Dieselbe besteht außer dem Hauptkamme aus 15 Zinken, deren jeder die Größe eines ausgewachsenen Gutedels hat; die Rebe, welche vom Cap der guten Hoffnung, der Südspitze Afrika's, vor ungefähr neun Jahren in deutsche Erde verpflanzt wurde, zeigt erst in diesem Jahre Frucht in der Größe, wie solche in ihrer Heimath erzielt wird.

Der größte Feigenbaum befindet sich nach einer Mittheilung in der „Bonplandia" in Dekhan in Indien. Man denke sich einen Baum, der bis vier Morgen Landes bedeckt. Es thun sich unter ihm zahllose Visras auf, welche vollkommene Alleen bilden, und der Schatten ist so vollständig, daß man selbst um die Mittagszeit unbedeckten Hauptes unter ihm sitzen kann. Ein Dutzend Viknik-Partieen können sich in seine waldigen Abgeschiedenheiten gleichzeitig zurückziehen, ohne daß die eine von der Anwesenheit der andern etwas erfährt. Der Baum bildet in der That einen kleinen Wald für sich selbst. Die Eingeborenen betrachten ihn als eine Gottheit, und man kann ihn leicht für einen Tempel halten; denn die tausend Schosse, die von allen Seiten emporwachsen, sehen aus wie Säulenreihen, welche die gebogenen Aeste stützen, und da und dort zeigen sich offene Plätze, welche Kapellen gleichen, während das büschelartige Blätterwerk ein düsteres religiöses Licht über das Ganze verbreitet.

(Gespräch in einem Schnittwaarengeschäft.) Eine Bauersfrau mit einem Knaben tritt ein. — Was wünschen Sie? — Ach, Herr V., geben Sie mir doch einen Stoß (Kleiderbesatz), aber einen recht tüchtigen. — Der Händler, verwundert, fragt freundlich: Meine liebe Frau, ist das Ihr Ernst? — Nein, das ist mein August, lautet die Antwort. — Die Geschichte klingt wie ein Kalenderwitz, ist aber richtig.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 87:

Elfenbein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 89. Dienstag, 26. Juli 1839.

Der Sohn des Verräthers.

(Fortsetzung.)

Das Unwetter nahm zu. Gewaltsam von den Bäumen losgerissene Aeste brausten durch die Luft, gleich abgeschossenen Pfeilen. Truggestalten vervielfältigten sich im flüchtig wiederkehrenden Schimmer des Mondes, und die Gipfel der Felsen warfen tausend bizarre Schattengebilde auf die Ebene. Die Stimmen der Natur, gewöhnlich so sanft und schwermüthig, vermischten sich in einem aufruhrvollen Hymnus der Verzweiflung. Es waren klagende Seufzer, schmerzerfülltes Aechzen, eine ganze Trauerharmonie bangen Scheidens.

Tom-Trick verdoppelte seinen Lauf; die Räder des Wagens streiften den Fluß, man mußte sich ohne Widerstand ergeben. Plötzlich erhob sich der Unbekannte. Hundert Schritte weiter wendete sich der Weg und des Pferdes Instinkt mußte machtlos werden.

„Mylord," rief Burk's verhüllter Begleiter in feierlichem Tone, „betet zu Gott und Eure Tochter wird gerettet werden."

Burk erkannte die Stimme seines Sohnes; er blieb sprachlos vor Entsetzen und folgte unverwandten Blickes allen seinen Bewegungen. George ergreift die Karabine, welche er seinem Vater entrissen hatte, lud sie, zielte auf Tom Trick, und streckte das edle Thier todt zu Boden.

Man war nur drei Schritte vom Abgrunde entfernt.

Der Stoß war so stark, daß Burk weit über die Felsen hinausgeschleudert wurde. George stürzte auf ihn zu, seine Vergebung zu erflehen; allein der erbitterte Puritaner war bereits eine Leiche.

Ein Anfall wahnsinnigen Schmerzes bemächtigte sich alsdann des unglücklichen jungen Mannes. Er stieß die Stirn gegen den harten Fels und rief den Tod zu seiner Erlösung an. Lucy empfand tiefes Mitleid mit ihm und sagte, seine Hand ergreifend:

„George, Ihr müßt diese Gegend verlassen; wir reisen morgen nach Edinburg, kommt mit uns."

Er glaubte, der Himmel öffne sich vor ihm, als er diese Worte vernahm, niemals hatte Lucy so zu ihm gesprochen. Er ließ seine Blicke über die beiden auf der Erde liegenden Opfer schweifen und mit wahnsinnigem Entzücken des jungen Mädchens Hand küssend, sagte er mit bebender Stimme:

„Ich werde mit Euch gehen, ich folge Euch; denn hier ist die Hölle! . . . ."

Ein Schäfer kam in diesem Augenblick vorbei; auf Lord Graham's Rath beauftragte ihn George, nach Stone-Byres zu gehen, um John Care die Nachricht der Katastrophe zu überbringen. Der junge Hochländer wollte bei seinem Vater bleiben, allein Lucy bewog ihn, sie sogleich nach Loch-Tall zu begleiten. Bevor er sich entfernte, kniete er noch einmal neben der Leiche seines Vaters nieder und umarmte weinend Tom-Trick.

Eine Stunde nachher kamen John Care, Anna und einige Landleute von Stone-Byres, von dem Schäfer geleitet, auf der Stelle an, wo die Begebenheit sich zugetragen hatte. Man trug Burk-Steane hinweg. Zwei der Bauern wollten das Pferd an's Ufer ziehen und in den Strom werfen. Allein Anna nahm John Care bei Seite, flüsterte ihm einige Worte zu und sagte dann, sich dem armen Thiere nähernd und mit einer Bewegung der Hand diejenigen, welche ihr gefolgt waren, verabschiedend:

„Vielen Dank für Eure Sorgfalt; John Care und ich werden das Nöthige für Tom-Trick veranlassen."

6.

Karl der Zweite saß nun endlich auf dem Throne, den so viele Umwälzungen erschüttert hatten. Ueberall

war die Autorität des Königs anerkannt. Dennoch konnte der Sährstoff der Uneinigkeit nicht als ganz erstickt betrachtet werden, und unter der noch warmen Asche der besiegten Revolution barg sich manch' glühender Funke. Wenn auch keine geordneten Schlachten mehr, so gab es doch vereinzelte Kämpfe, deren Zahl sich ohne Maß vermehrte und jeden Tag einer der beiden Parteien eine feste Stütze nach der andern raubte. Der Parteienkampf hatte sich in Einzelkampf, Mann gegen Mann, verwandelt.

So war die Lage der Dinge gestaltet, als Lord Graham mit seiner Tochter in Edinburg ankam. Der edle Graf, als lebendiges Andenken des ruhmvollen Mißgeschicks seines Bruders, ward von der ganzen schottischen Aristokratie mit offenen Armen empfangen. Lucy überließ sich anfänglich ganz dem Vergnügen, die große Stadt wieder zu sehen, welche zugleich ihr Geburtsort war. George seinerseits, als Geheimsekretär Lord Graham's installirt und in eine neue Welt des Glanzes und der Verführung geworfen, berauschte sich in blendenden Hoffnungen, nicht wissend, welche Zukunft seiner Liebe harre, aber mit Entzücken die süße Ungewißheit der Gegenwart genießend.

Eines Morgens begegnete George Sir Horace Ashley, als er gerade Lord Graham verlassen hatte. Niemals hatten diese beiden Männer Sympathie für einander empfunden; allein die Gleichheit ihrer politischen Ansichten bewirkte zwischen ihnen eine jener gewöhnlichen Freundschaften, wie sie in den Zeiten öffentlicher Umwälzungen sich öfters erzeugen. Horace war zerstreut und bemerkte nicht George. Dieser hingegen, schon beunruhigt durch die häufigen Besuche des Kapitäns im Hause des Lords, bemerkte dessen Verwirrung, und unfähig sie sich erklären zu können, fühlte er in seinem Innern alle Qualen der Eifersucht entbrennen. Diese Qualen stachelten seinen Muth auf und ließen ihn einen kühnen Vorsatz fassen. Er wollte von Lucy Aufklärung verlangen.

Er trat ein. Das Mädchen saß mit gesenktem Kopfe da und schien von der Wucht eines bitteren Gedankens gebeugt. Sobald sie George bemerkte, eilte sie ihm entgegen, drückte seine Hand und sagte:

„Ihr kommt im rechten Augenblick; man könnte sagen, Gott habe Euch ausersehen, mich stets in trüben Zeiten zu stützen .... George, ich habe von Euerer Ergebenheit noch ein Opfer zu verlangen."

Diese Ansprache mußte natürlich des jungen Mannes Absicht hemmen. Anstatt zu sprechen, horchte er.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kopf.

(Fortsetzung.)

Diese Mücke flog durch das ganze weite Atelier, von da in's zweite Zimmer, dann in's dritte und vierte, und je weiter sie kam, desto größer wurde der Lärm der ersten Mücke: es wäre doch wirklich über alle Maßen entsetzlich wünschenswerth, — das gab zuletzt einen Bruit in Emma's Köpfchen von dieser eitzigen, ehesüchtigen Mücke, daß deren Besitzerin sich seufzend in einem kleinen Salon niederließ und an die Decke starrte. Es ließ sich aber aushalten in diesem Salon und Emma gerieth in eine solche Wuth über ihren ganz verblendeten, wahnwitzigen und malerwidrigen Onkel, daß sich bei dieser feierlichen Gelegenheit abermals ein Mücklein entfaltete und heftig herumtönt und stechen wollte. Aber das Stechopfer war ja über Land gefahren. Und wirklich konnte auch ein mückenlos Mädchen (es gibt aber nach Vega's Logarithmen keines) in diesem Gemach mückhaft werden. Denn Othmar Moser, der einsame Maler, hatte eine ganze Wohnung gemiethet, dieselbe mit doppelt purifizirtem (nicht Terpentinöl, sondern) Geschmack dergestalt möblirt und mit allen menschenfreundlichen Geräthschaften versehen, daß der kleinen Emma sich ein höchst kühnes viertes Mücklein auf die Stirn setzte und übertaut fragte: „Dummes Ding, warum bleibst Du nicht sofort da für immer und fängst an, hausfraulich stark zu walten?"

Wie aber Emma noch eine Thür öffnete und in eine zierliche Küche trat, worin der vollständigste Kochapparat veinlich reinlich funkelte, und sie sogar Holz und Zündhölzchen bereit liegen sah, — da konnte sich das arme Kind nicht länger halten und die Mücken mußten sich flüchten vor einem ergiebigen Platzregenguß, hinter welchem die Pfannen und Kannen, die Töpfe, Teller, Schüsseln, Platten, Becken, Tassen, Flaschen, Salzfässer, Mehlfässer, Tortenmodel, Schwungbesen, Wahlhölzer und Bratspieße wie frische nahe Gestirne hervorleuchteten und verlockend flimmerten.

Das Alles hatte Othmar ohne Emma's Wissen so geordnet und sie damit überraschen wollen. Und nun saß das arme Kind weinend auf dem Küchenschemel und ein gefühlsvoller Philologe denkt dabei an Odyssee 11, 588 ff., wo vom bedauernswerthen Papa Tantalos gesungen und gesagt wird:

Digitized by Google

„Ragende Bäum' auch neigten ihm fruchtbare Aest' um die Scheitel,
Voll der saftigen Birne, der süßen Feig' und Granate,
Auch voll grüner Oliven und rothgesprenkelter Aepfel.
Aber sobald aufstrebte der Greis, mit den Händen sie haschend,
Schwang ein stürmender Wind sie empor zu den schattigen Wolken."

Wie Emma aber die schneeweiße Küchenschürze an der Wand hängen sah und an deren Rand ein gothisches rothfadiges „E. M." eingenäht. — da versiegte der Thränenguß augenblicklich und statt der kleinen Mücken brummte mit großem Aufwand eine dicke zornige Hummel aus dem Mädchenkopf hervor und äußerte sich in dem heimeligen, schlagfertigen Kochlaboratorium folgendermaßen:

„Unausstehlich, entsetzlich, gefühllos, sklavenhaltenisch, unmenschlich! — Mich hinter angestrichenen Schriben gefangen zu halten, wo hier jede Pfanne, jede Kelle und die Schürze meiner harret, — Othmar, der Besitzer einer solchen paradiesischen Küche, bei fremden Leuten essen müssen, nur weil der Onkel es will, nur weil er eine ungegründete, dumme, erbärmliche Malice hat gegen den Namen „Maler" und er selber nicht einmal weiß warum, — deßwegen soll ich einsam zu Hause sitzen und könnte hier sofort nützend die Hände in den Teig stecken — entsetzlich!!"

Mit geschwungener Schaumkelle schritt Emma durch den Raum und brach zuletzt wieder in Weinen aus, setzte sich in den Winkel hinter den Wasserkessel und verharrte, das schluchzende Gesicht in beiden Händen und die Schaumkelle auf dem Schooß, in zweifter Betrübniß weiter.

Der schüchterne Erzähler dieser langweiligen, aber wahrhaften Geschichte spricht vor den geneigten unverehelichten Leserinnen die maßgebliche Vermuthung aus, daß unter denselben hier und da eine leben werde, die unter obwaltenden Umständen gelinde aus der Haut hätte schlüpfen mögen und ganz anders gehandelt haben würde, als mit der Schaumkelle im Arm hinter dem Waschkessel zu weinen, und Emma wird hier wahrscheinlich als eine höchst beschränkte Gans verunglimpft. Es macht aber nichts. Denn Emma ist nichts weniger als dumm, aber sehr abhängig von ihrem starrköpfigen Oheim, von Natur scheu und durch Erziehung noch scheuer geworden, aber sonst weiß Gott ein recht tüchtiges Ding, das zwischen einem Zentner Reis und einem Roman von der Ida Hahn-Hahn einen namhaften Unterschied zu machen weiß. Wie es denn bei einem tieferen Forscherblick in den heimlichen heimlichen Herzgrund sich fast bis zur offiziellen Gewißheit darthut, daß nicht nur Maler Othmar Moser dem Onkel ein Anstoß ist, sondern noch fast mehr der Gedanke, seine so exzellente, geschmack- und erfindungsreiche Köchin an der Nichte Emma zu verlieren mit einer Heirath. Denn der Oheim ist ein Gourmand und sehr froh und dankbar, daß er nicht unter dem schweren Joch des alten Fannischen *) Gesetzes sich beugen muß, welches unter anderem Bedrückenden auch die Festmahlzeiten der Römer auf ein armselig und dazu noch ungemästetes Hühnlein reduzirt wissen wollte. Onkel Gerhord liebte das nicht, und so scharf er auch seine Nichte in allem Uebrigen im Zaum hielt, im Kochbuch durfte sie mit verhängten Zügeln herumrennen. Diese häusliche Tugend Emma's war auch dem Maler bekannt, und um auch gegen ihn gerecht zu seyn, muß erzählt werden, daß dem Othmar ebenfalls ein genialer Kochlöffel willkommner war als eine Seicknadel, und daß er in einer Frau mehr die ausgebildete Kunde des Nahrungsstoffwechsels als des Kleiderstoffwechsels verehrte und wollte und zwar merkwürdiger Weise ohne Moleschott.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das furchtbare Erdbeben, welches die Stadt Erzerum verwüstet hat, steht nicht vereinzelt da: Ein eben so schreckliches Erdbeben hat in Schemacha, der Hauptstadt des gleichnamigen transkaukasischen Gouvernums, am 11. Juni gewüthet. Am gedachten Tage um 4 Uhr Nachmittags erfolgte der erste Stoß und nach anderthalb Minuten war in der Stadt allgemeine Verwüstung. Sie glich, während sie kurz vorher noch im Schmuck der Paläste und Gärten prangte, urplötzlich einem Haufen durcheinandergewürfelter Trümmer. Ein großer Theil der Häuser war entweder völlig zerstört oder sehr beschädigt. Die Bäume waren aus dem Boden gehoben und kehrten die Wurzeln zum Himmel. Unter den Ruinen waren mehr als hundert Menschen begraben; besonders in den Karavanserais und in einer Moschee, wo das niederstürzende Gewölbe den Mullah mit seinen Zuhörern

*) Theuerer Setzer, ich flehe, denke nicht etwa an einen Faun und kehr' mir also das u nicht um; ich mache mich sonst auf Deine Kosten lächerlich!

begrub. Entsetzen ergriff alle Bewohner; wer sich retten konnte, eilte auf die Straße und fast die ganze Bevölkerung beweinte entweder den Tod der Angehörigen oder den Untergang des Vermögens. Während der ganzen folgenden Nacht wagte sich Niemand in die Häuser, um so weniger, als eine halbe Stunde nach dem ersten starken Stoße ein anderer gefolgt war. Später erfolgte noch ein dritter, und noch während der Nacht waren Schwankungen des Bodens und leichte Stöße bemerklich. Am 12. Juni, um 7 Uhr Morgens, erfolgte wiederum ein sehr heftiger Stoß, der die Zerstörung noch allgemeiner machte und die meisten Gebäude umstürzte, die bisher Stand gehalten hatten. Die neue griechische Kathedrale barst trotz ihrer festen Mauern mitten entzwei. Am 15. Juni, wo der Bericht abging, dauerte das Erdbeben noch immer fort und leichte Stöße erfolgten noch beständig in Pausen von einigen Stunden. Ueber die Zahl der Umgekommenen, so wie über den Verlust an Vermögen lassen sich noch keine Angaben machen. Die Einwohner (Perser, Grusier, Armenier, Tataren ꝛc.) und Beamten (Russen) kampiren auf den Straßen unter freiem Himmel und suchen Schutz gegen Unwetter, Regen und die nächtliche Kälte unter Teppichen und Kleidungsstücken aller Art. Bereits sind Kibitken aus dem ganzen Kreise requirirt, zur Errichtung temporärer Wohnungen. Die Polizei ist Tag und Nacht thätig, um die Verunglückten herauszuschaffen und das verschüttete Eigenthum der Einwohner zu beschützen. Es gingen dieser Naturerscheinung andere Phänomene voraus, furchtbare Gewitter nämlich mit Hagelschlägen, die ebenfalls ihresgleichen nicht haben. So hat in Zaskie-Kolodzy am 8. (20.) Mai ein Hagelunwetter stattgehabt, wobei Eisstücke in der Größe eines Kameelhufes vom Himmel fielen, welche die ganze Erndte zermalmten und sämmtliche Scheiben, Fensterkreuze, und Dächer der Stadt zertrümmerten. Alles Vieh auf dem Felde, auch die hütenden Hirten, wurde erschlagen, und die Verwüstungen würden noch nachhaltiger geworden seyn, wenn nicht das Gewitter nach etwa 10 Minuten langem Rasen, so plötzlich, wie es gekommen, aufgehört hätte.

Die große Todtenfeier für Humboldt in den Vereinigten Staaten sollte am 11. Juli abgehalten werden; zu den Gegenständen, welche laut öffentlicher Aufforderung hierzu beschafft worden, gehört auch ein schwarzer Katafalk, bespannt mit sechs weißen Pferden in Trauer, ein antiker Sarkophag und ein Lorbeerkranz.

Am 7. Juli hat sich zu Paris in einer Bade-Anstalt am Pont Neuf der bedauerliche Fall zugetragen, daß ein kopfüber in's Wasser springender Schwimmer auf einen anderen, der aus der Tiefe eben emportauchte, Kopf gegen Kopf aufstieß und sich dabei schwer verletzte.

Die Steuern auf Spielkarten und Würfel brachten in dem mit dem 31. März endigenden Jahre in England 15046 Pfund 12 Shilling auf, und die Abgabe auf Rennpferde in derselben Frist 5771 Pfund 3 Shilling.

Von St. Louis aus hat am Abend des 1. Juli ein Hr. Wise in einem Luftballon eine Luftreise nach Europa angetreten. Am 2. Juli, um 9 Uhr Morgens, segelte der Ballon bei Fairport am Erie-See (Staat Ohio, etwas östlich von Cleveland) vorbei und setzte dann die Fahrt in nordöstlicher Richtung fort.

(Neueste Uebersetzungsprobe.) Jetzt kratzt sich der Italiener hinter den Ohren und spricht wehmüthig: adesso siamo in pace. Der Deutsche übersetzt es ihm sinn- und wortgetreu nach mit den Worten: „Jetzt sind wir in der Patsche.“

Humboldt's Grabschrift lautet:

Da er Alles umfaßt und erkannt, was in Licht sich bewegt hier,
Steig' er nun auch in die Nacht, weiter zu forschen, hinab.

Dreisilbige Charade.

Weißt du, wann die ersten Beiden
Auch mit Recht die Letzte werden?
Wann das Ganze stets mit Freuden
Sie als Richter hier auf Erden
Und als Vater anerkennt,
Sind sie, was die Letzte nennt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 90. Freitag, 29. Juli 1859.

Der Sohn des Verräthers.

(Fortsetzung.)

„Es ist eine traurige Sache," fuhr Lucy fort, während Thränen ihre Augen netzten, „den Folgen einer Revolution preisgegeben zu seyn. Wenn man auch den Feind todt wähnt, er ist doch nur zu Boden gestreckt. Man glaubt an den Frieden und dieser Friede ist nur ein verhüllter Krieg; Keines will sich als besiegt bekennen und sich ehrlich dem Sieger fügen. Diese müssen beständig die Hand am Schwerdtesgriff halten. Denkt nur, George, daß diesen Morgen mein Vater mit Sir Horace an der Minstrel-Taverne vorüberging, deren Fenster vom Geschrei der Zecher und seltsamen Trinksprüchen wiederhallten. Einer dieser Männer, dessen Name wie ich glaube O'Neal ist und der sich jederzeit als eifriger Anhänger des Puritanismus gezeigt, redete Sir Horace an und forderte ihn auf, in einen Toast auf die Verbindung der Rechtgläubigen einzustimmen. Statt jeder Antwort hat ihm Sir Ashley den Handschuh in's Gesicht geschleudert und ein feindliches Rendezvous ist auf morgen bei Tagesanbruch verabredet worden."

„Nun?" fragte George, welcher bebend den Grund von Lucy's Gedanken begriff.

„Nun!" erwiederte sie, ohne George's Aufregung zu bemerken, „mein Vater versichert mich, daß O'Neals Geschicklichkeit ohne Gleichen ist, und daß, wenn Horace sich schlägt, er getödtet werden wird."

„Und worin kann ich ihm nützlich seyn?"

„Weiß ich es?" sagte Lucy, von des jungen Mannes kühlem Ton betroffen, „begreift Ihr nicht, daß ich Euch Alles dies sagte, weil ich allein bin, leidend, fürchtend, und Mittheilung mich erleichtert. ... Man hat mir wohl gesagt, daß nichts zu machen sey, ... allein täuschte ich mich, wenn ich hoffte, ein Wort des Trostes von Euch zu hören?"

„Nein, ... oh nein, ..." erwiederte zärtlich George. „Ihr nehmt also viel Antheil an Sir Horace?"

„Es ist natürlich, daß ich mich für den Mann interessire, den mein Vater mir zum Gatten auserwählt hat."

„Und Ihr liebt ihn?" rief George mit Heftigkeit.

„Wie sollte ich ihn nicht lieben? Wir sind unter demselben Dache, unter denselben Augen aufgewachsen; er ist mir wie ein Bruder, ich ihm gleich einer Schwester."

„Ah! ich verstehe ... Sir Horace soll Euer Gatte werden. Ihr wollt nicht, daß er sterbe, ..." sagte George mit verwirrten Sinnen. „Wohlan! Sir Horace wird nicht sterben, ... wenigstens nicht, wenn ich ihn retten kann.... O'Neal ist geschickt? oh! um so besser. Habt Ihr mir nicht gesagt, daß dieser Streit bei der Minstrel-Taverne stattfand?"

„Gewiß, George. Aber was ist Euch?"

„Ich," sagte er, mit Entsetzen zurückweichend, „ich wollte, ... oh! nichts! Wenn Ihr wüßtet! Ich hatte gehofft, ... ich glaubte.... Aber nein, nein, ich glaubte nichts, ich hoffte nichts, ... ich bin nur namenlos unglücklich. Lebt wohl, Miß Lucy, lebt wohl! Betet für Sir Horace Ashley!"

Eilend entfernte er sich. Lucy's Erstaunen war unbeschreiblich. Sie ging an's Fenster und sah ihm nach, so lange er sichtbar war. Er hatte nicht ein einziges Mal den Kopf gewendet.

„Er ist unglücklich," dachte sie, „unglücklich! aber warum...."

Eine Viertelstunde später betrat George die Schenke, ließ sich einen Trunk bringen und fragte den Wirth, ob O'Neal im Lauf des Tages wiederkehren würde.

„Er wird nicht ausbleiben," erwiederte Jener. „O'Neal ist einer meiner besten Kunden, er ver-

Digitized by Google

läßt mich kaum anders als um ſich zu Bett zu legen. Er iſt jetzt nur fortgegangen, um ſeine Waffen zu holen, die er morgen brauchen wird. Wahrſcheinlich hat er die Abſicht, die Nacht in der Schenke zuzubringen, eine Abſicht, die ich vortrefflich finde. Seht, dort kommt er eben."

Der Wirth neigte ſich zum Ohre George's und ſagte ihm:

„Seht Ihr den großen, dunklen Mann, deſſen Haare kurz geſchoren ſind und der den Büffelrock, das ſchwarze Wehrgehänge, das Schwerdt mit kupfernem Griff, mit einem Wort, das ganze Coſtüm Cromwell'ſcher Soldaten trägt? Das iſt O'Neal. Er würde eher ſterben, als ſich ein Seidenwamms, oder eine einzige Bandſchleife kaufen. Ich möchte ſogar ſagen, daß ich an Euerer Stelle nicht hier bleiben würde, denn offenherzig geredet, Euer Anzug wird ihn zum Zorn reizen."

„In Wahrheit," erwiederte George mit einem Lächeln, welches den dienſtfertigen Rathgeber erzittern machte, „ich möchte gern wiſſen, was der tugendhafte O'Neal von meinem Coſtüm denkt, denn das ſeinige mißfällt mir außerordentlich und meine Antwort wird ganz bereit ſeyn."

Der Schenkwirth dachte es gerathener, die Unterhaltung nicht weiter fortzuſetzen und begab ſich bei Seite.

„Ich habe es euch vorhergeſagt," rief prahleriſch O'Neal, „daß ich ſie nach einander bekämpfen würde, wie die Sichel des Schnitters das Korn zu Boden legt. Ich weiß wohl, meine Laufbahn iſt gefährlich und wer weiß, ob ich an ihrem Ende nicht die Art, vielleicht die des Henkers Karl's des Erſten, finden werde. Dann bleibt mir nur übrig, mein Schwerdt zu zerbrechen und meine Seele Gott zu empfehlen. Dort oben hält man eine genaue Rechnung meiner Thaten und dort oben werde ich dafür belohnt werden. Schon Mancher hat durch meinen Arm mit ſeinem verabſcheuungswürdigen Daſeyn den Sieg der Gottloſigkeit bezahlt. Morgen kommt Sir Horace Aſhley an die Reihe, dieſer Jungfernknecht, der ſeine Fechthandſchuhe parfümirt und wie man ſagt, Montroſe's Nichte heirathen wird. In der That, ich glaube nicht, daß ſeine Hochzeit jemals gefeiert werden wird."

„Warum nicht?"

Dieſe beiden Worte, ſichtlich in der Ironie geſprochen, kamen aus der entfernteſten Ecke des Schenkzimmers. Die Puritaner erhoben ſich in Maſſe, George ebenfalls ſtand auf.

„Mit wem ſpricht dieſer Narr?" ſagte O'Neal mit verächtlichem Ausdruck.

„Mit Euch," erwiederte heftig George, indem er dem Andern einen ſeiner Handſchuhe in's Geſicht ſchleuderte.

Ein dumpfes Geheul erhob ſich unter O'Neal's Gefährten. George fuhr mit Ruhe fort:

„Dieſer Handſchuh iſt ebenſo parfümirt, wie derjenige Sir Horace's. Ihr habt, Meiſter O'Neal, jetzt eine Gelegenheit, die Kraft verweichlichter Jungfernknechte mit derjenigen robuſter Puritaner zu vergleichen. An's Werk daher! Ihr habt Euer Schwerdt, ich das meinige!"

„Nicht ſo viel Uebereilung, ich bitte. Ich habe Verbindlichkeiten. Sir Horace kömmt vor Euch. Er hat das Recht, vor Euch zu ſterben."

„Jeder Aufſchub iſt unmöglich. Ich verlaſſe dieſen Abend Edinburg."

„Dieſer Wahnſinnige hat ohne Zweifel großen Kummer," ſagte O'Neal mit höhniſchem Lächeln zu ſeinen Freunden, „und ſucht Jemand, der ihn von der Laſt des Lebens befreit. Ich bin zu höflich, um ihm dieſen kleinen Dienſt zu verſagen. Zu Befehl, mein Herr! Und Ihr, Wirth, bereitet uns ein gutes Nachteſſen!"

Die Menge verließ ſchweigend die Schenke. Man wählte einen Punkt der Meeresküſte zum Kampfplatz. Es war der gewöhnliche Schauplatz von O'Neal's Waffenthaten.

Während ſich dieſes zugetragen, ſuchte Lucy, über ihre eigene Verblendung erſtaunt, ſich die geringſten Umſtände von George's Benehmen in Stone-Byres, Loch-Tall und Edinburg zurückzurufen. Dieſe Prüfung, von dem plötzlich veränderten Geſichtspunkte aus betrachtet, enthüllte ihr, wie durch Zauberei, den verborgenen Sinn dieſer ſo zärtlichen Ergebenheit, dieſer Selbſtverleugnung ohne Grenzen. Ein weiterer Vorfall ſollte ihr noch am nämlichen Tage ihre letzten Zweifel zerſtreuen und ſie vollends aufklären. Sie erhielt aus Stone-Byres einen Brief vom alten John Care. Dieſer arme Greis, welcher Miß Graham nur dem Rufe nach kannte, hatte ſich ermuthigt, ſich direkt an ſie zu wenden, um ſeine Pflegetochter, das einzige Weſen, welches ihn an die Welt feſſelte, zu retten. Anna ſey in Verzweiflung, weil ſie keine Nachrichten von George erhalten, wage aber nicht ſelbſt zu ſchreiben. Der Greis war muthiger als das junge Mädchen. Sein Brief endigte in folgender Weiſe:

„Seit George mit Eurem Vater, Mylady, abreiſte, hat er uns noch kein Wort der Erinnerung geſandt. Er hat Stone-Byres, wo er geboren wurde und man ihn liebt, vergeſſen; ja, Mylady, wo man ihn liebt: denn meine

Digitized by Google

sanfte Anna, die Ihr so oft gesehen habt, deren Auge so klar, deren Wange so rosig war, ist jetzt bleich und düster, als wie vom nahenden Hauch des Todes berührt. In den letzten Tagen hat sie viel gelitten; ich pflegte sie mit unermüdender Sorgfalt; allein ich sehe, daß alle meine Hülfe, alle meine Gebete fruchtlos sind, denn die Krankheit liegt im Herzen. Wohl ist Anna heute besser, allein ich hoffe nicht mehr. Es ist kein Körper, welcher hinsiecht, es ist eine Seele, welche erlischt. Die Liebe allein ist die göttliche Flamme, die sie wiederzubeleben vermöchte. Vergebt mir daher, Mylady, wenn ich Euren Beistand anzuflehen wage. Man hat mir gesagt, daß Ihr gütig seyd, und bei Eurem blassen Anblick hätte ich es errathen. Ich habe an George geschrieben, er hat mir nicht geantwortet. Jetzt ruft meine Verzweiflung Euer Mitleid an! Wenn George seinen ehrgeizigen Träumen entsagt, wenn er zurückkehrt, wird Anna gerettet seyn!"

Das Lesen dieses Briefes versenkte Lucy in einen Abgrund düsterer Gedanken und lange wußte sie nicht, welchen Entschluß sie fassen solle. Sie fühlte, daß sie nur zu sprechen brauchte, um ihren Willen befolgt zu sehen; allein sollte sie George heißen zu bleiben oder zu gehen?

Sie wurde in ihrem Nachdenken durch den Eintritt ihres Vaters und Sir Horace Ashley's unterbrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kopf.

(Fortsetzung.)

Während Emma also thränenreich hinter dem Waschkessel saß, war ihr geliebter Verweigerter in einem tiefsinnigen Gespräch mit Herrn Lindfuß begriffen und mußte einige Male gründlich zu dem Madeiraglas Zuflucht nehmen, um so recht innig zu verstehen, was der alte Herr denn eigentlich wollte. Dieser war mit Aufwand aller seiner Philosophie bemüht, dem Maler überzeugend vor zu demonstriren, daß das Häßliche auch seine Berechtigung habe im Bereich der Aesthetik.

„Sehen Sie, Herr Moser, nur darum will ich einen kolossalen gemalten Kopf von den knotenbezeichneten Dimensionen dieser rothen Federschnur, einen Kopf, der in die dritte Potenz erhobene Häßlichkeit mir zeigen soll, nur darum, Herr Othmar Moser, um mich, davorsitzend, nach dem Schönen zu sehnen. Gegensatz, Herr, nichts als Gegensatz!"

„Aber der Teufel möcht' es ja sonst nicht in diesem Zimmer aushalten," entgegnete der Maler, „es hängt ja des Idealhäßlichen weiß Gott schon eine üppige Fülle an Ihren Wänden umher, was wollen Sie denn mehr? Ich kann's nun einmal nicht, Herr Lindfuß senior, wirklich, ich kann's nicht, es widersteht mir wie Salat mit Brennöl angemacht."

„Aber bester Herr Moser."

„Wie ich Ihnen sage, eine solche Abenteuerlichkeit ist mir unmöglich auszuführen, es wäre bei Gott schade für die Farben."

„Sie verstehen mich immer noch nicht recht," sprach der alte Herr geduldig. „Was will ich von Ihnen?"

„Eine unästhetische Absurdität."

„Nein, einen ästhetischen Gegensatz."

„Gut, dann soll ich wahrscheinlich den auch noch malen."

„Nein, Herr Moser, der ist in mir, den schaff' ich mir bei Betrachtung des Häßlichen von innen heraus, konstruir' mir aus dem angeschauten Idealhäßlichen Zug für Zug das Idealerhabene, und ich versichere Ihnen, Herr Moser, daß ich die Sixtinische Madonna nie lebhafter vor mir sehe, als wenn ich meinen Blick in jenen gründlich, genialhäßlichen alten Hexenkopf bohre."

„Sie sind ein Kauz, Herr Lindfuß."

„Nun, ich habe sonst nichts Besseres zu thun."

„Aber, zu welchem Gegensatz sollte Ihnen denn die geforderte neue Schöpfung verhelfen?" fragte Moser.

„Später das, Herr, später. Ich will Ihnen nicht vorgreifen, es könnte Sie verwirren . . . ."

„Bin schon verwirrt genug."

„Nein, nein," triumphirte der alte Herr, „schaffen Sie jetzt nur, Bester! Ich sag' Ihnen, es gibt ein Fest nachher, Sie werden Großes hören, Sie werden staunen. Tauchen Sie Ihre Phantasie in den Urschlamm des Häßlichsten, Schrecklichsten und malen Sie es mit Ihrer ganzen Virtuosität. Zum Teufel, Herr, es ist keine Kunst, Schönheiten zu malen . . . à propos, kennen Sie Fräulein Emma Gerhard? — Das gäbe auch etwas" . .

„Häßliches?" rief Moser.

„Nein, nein, — das ist aber nichts für meine Sammlung."

„Aber für die meinige. Ich male sie eben."

„Jetzt ist gewonnen!" jubelte der alte Herr, „nun, da Sie sich an der Schönheit satt gesehen haben" . . .

Digitized by Google

„Oho, wer sagt Euch das?"

„Wird Ihnen das Idealhäßliche tausendmal besser gelingen. Gehen Sie, gehen Sie, Herr Moser, Sie sind in entzückendster Stimmung; nehmen Sie die fünfzig Louisd'or sofort mit und legen Sie dieselben neben sich, sonst vergessen Sie die Sache wieder. Eilen Sie, bester Herr, eilen Sie, — uff, mein Bein! — Aber wie gesagt, eilen Sie!"

Moser lachte und sagte: „Ja, das geht nicht so geschwind, Herr Gegensatzkonstruktor. Einstweilen behalten Sie Ihr Geld noch; denn es könnte leicht seyn, daß meine Natur zu schwach wäre und mein Kunsttalent zu gering, um etwas über alle Begriffe Häßliches zu produziren. Inzwischen empfehl' ich Sie dem Bösen, der dürfte einstweilen aushelfen mit seiner Häßlichkeit."

„Ganz auf dem rechten Wege," rief entzückt der alte Herr.

Mit sonderbar getheilter und zerklüfteter Empfindung kehrte der Maler heim. Er besaß zwar Humor genug, um die Laune des Häßlichkeitsenthusiasten zu verstehen, und hätte allenfalls mit einem passenden Stoßgebet an die Göttin der Schönheit sich vor sich selber wegen der geforderten momentanen Verlassung ihres Dienstes rechtfertigen können, wenn — er aus sich einer solchen Laune nachgegeben, um sich von irgend etwas Drückendem auf groteske Art zu entledigen, nach Dichterart zu objektiviren. „Daß mir aber der alte Zipperlicus so etwas diktirt und aufzwingt, das ist der Item und ich glaube . . . hoho!"

Er war gesenkten Blickes über die Straße gegangen und an einen Vorübergehenden scharf angerannt. Es war der Philologe.

„Was leucht Dein Blick auf finsterem Grund?" begann dieser. Othmar erzählte ihm die ganze Geschichte und seine Bedenken dagegen; auch die Stoffwahlverlegenheit.

„Nichts leichter als das," sprach sein Freund, „so eben ist ein passend Modell in Dein Haus getreten."

„Wer?"

„Der alte Gerhard. Seyd Ihr denn versöhnt?"

Aber schon war Moser verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Man schreibt der „Preuß. Ztg." aus Frankfurt a. O.: In unserer militärischen Dichterstadt der beiden Kleist und Gaudy's ist ein neuer preußischer Tyrtaeus entstanden. Diesmal ein Landwehrmann, welcher das „Zündnadelgewehr" zum Besten der Landwehrfrauen in „anmuthige Verse" gebracht und zum Besten der Landwehrmänner in ein Taschenformat von 2 Zoll Länge und 1 Loth Schwere verwandelt hat. Schon aus diesem Grunde hat der humoristische Scherz hier den allgemeinsten Beifall gefunden, und täglich kommen von außerhalb Bestellungen auf das „leichte und billige Percussionsgewehr" bei Trowitzsch und Sohn an. Die technische Instruktion ist hier à la Jumyt in eine Reihe von amüsanten Knittelversen gebracht, welche alle Bestandtheile des Gewehrs auf launige und zugleich vollkommen richtige Weise erklären und dadurch die schwere Aufgabe der Herren Instruktoren wesentlich erleichtern werden. Von jetzt ab wird der §. 1 lauten:

Das leichte Percussionsgewehr
Ist 10 Pfund 20 Lothe schwer,
Und wenn man's Bajonnet mit mißt,
Es 6 Fuß und 2 Zoll lang ist. —
Fünf Sinne hat das Menschenkind,
Fünf Hauptheil am Gewehre sind: ꝛc.

und der §. 5:

Das Bajonnet sticht fürchterlich,
Drum nehm' in Acht ein Jeder sich ꝛc.

§. 9:

Nun seht Euch den Gewehrriem an,
Der Dummste ihn behalten kann,
Weil er, wie Ihr hier Alle seht,
Aus Leder einfach nur besteht.

§. 11:

Nun ist das Flinten-Liedchen aus,
Jetzt, Leute, gehet still nach Haus
Und merket Euch, was ich gesagt:
Denn werdet Ihr danach gefragt
Und könnet Ihr nicht Rede stehen,
Dann müßt Ihr gleich zu Kahne gehen,
Dort leidet Ihr viel Angst und Qual,
Das ist vom Liede die Moral!

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 89:

Königreich.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 91. Sonntag, 31. Juli 1859.

Den deutschen Auswanderern.

Ein Tempel und Altar der Wissenschaft,
Der Poesie ein trauter Zufluchtsort,
Ein hehres Bild der Treue und der Kraft,
Der Künste und der Bildung reichster Hort,
An seiner Stirn des Dulders Dornenkranz,
In seiner stillen Größe oft verkannt,
Und dennoch strahlend wie im Silberglanz:
Das ist dein oft geschmähtes Vaterland!

Und bist du fern der deutschen Heimathsflur,
So fühlst du tief des Vaterlandes Werth,
Und dir ersetzt der Tropen Prachtnatur
Nicht deiner Heimath trauten, stillen Herd;
Du siehst im Geist den grünen Buchenwald
Und legst beschwichtigend auf's Herz die Hand;
Was dich ergreift mit Sturmes Allgewalt,
Die Sehnsucht ist's nach deinem Vaterland!

Was treibt dich fort von Deutschlands grünen Au'n?
Von seinen Strömen, seiner Wälder Schmuck?
Im Land der Freiheit willst du Tempel bau'n
Und fühlst nur mehr der Knechtschaft herben Druck!
Dem Schiffer gleich, der auf dem weiten Meer
Vom Mast sucht sehnsuchtsvoll den grünen Strand,
So wird auch dir das Herz so voll und schwer
Bei dem Gedanken an dein Vaterland!

Das wilde Drängen ohne Ruh' und Rast,
Es zieht auch dich verlockend über's Meer;
Dein Sinnen hat's umgarnt und hat's erfaßt,
Jedoch dein Herz bleibt kalt, dein Herz bleibt leer!
Einst kommt die Zeit, mag sie auch fern noch seyn,
Wo du mit Gold aufwögst das Häufchen Sand,
Darin den Schlummer fände dein Gebein
Auf deutschem Grund im deutschen Vaterland!

Der Sohn des Verräthers.

(Fortsetzung.)

„Große Neuigkeiten," sagte Lord Graham, „Horace wird sich morgen nicht schlagen."

„Wirklich! wie ging es zu?"

„Weil mein Gegner nicht mehr lebt," entgegnete Horace.

„George hat ihn getödtet," fügte der Graf hinzu.

Lucy wollte sprechen, allein die Worte erstarben auf ihren Lippen. Lord Graham und Horace priesen den Muth George's und der Kapitän erzählte die Einzelheiten des Kampfes, von dem er Zeuge gewesen war.

Der Abend kam. Lucy zog sich frühzeitig in ihr Zimmer zurück. Dort gedachte sie, von der Einsamkeit begünstigt, der Vergangenheit, forschte in die Zukunft, befragte ihr Herz, und nach langer Ueberlegung entschloß sie sich zu schreiben. Vorher aber kleidete sie das Ergebniß ihres Nachdenkens in die Worte:

„Ich liebe Horace; aber George, und George allein, soll der Herr meines Schicksals seyn."

Unterdessen verbreitete sich das Gerücht von O'Neals tragischem Ende in Edinburg.

„Der Tod O'Neals," so klagten die abergläubigen Puritaner, ist das Leichentuch der Verzweiflung, welche sich auf die verfluchte Erde niedersenkt. Der Puritanismus ist mit O'Neal für immer verloren."

„Und ich," so lamentirte der Wirth der Minstrel-Taverne, „bin um die Bezahlung des Nachtessens betrogen; es bleibt mir nichts übrig, als mein Wirthshaus zu schließen."

7.

„Ich habe errathen," so lautete Lucy's Brief an George, „daß Ihr mich liebt und nicht wagt,

Digitized by Google

es mir zu gestehen. Oh! warum verstand ich Euch nicht früher! Ich reichte Euch die Hand und ermuthigte Euch, ohne es zu wollen, ohne es nur zu wissen, mir zu dienen, mir zu folgen, mich zu lieben. Weit entfernt, Euch einen Vorwurf zu machen, beklage ich Euch, George, denn Ihr seyd nicht schuldig: alles Unrecht liegt auf meiner Seite. Betrachtet daher diesen Brief nur als eine mir sowohl wie Euch nöthige Erklärung. Er enthält ein aufrichtiges Bekenntniß. Leset es und richtet mich.

Ja, George, ich wiederhole es, da ich nicht täuschen kann, ich liebe Horace und bin von ihm geliebt. Unsere Vereinigung war der Traum unserer Jugend und unsere Trennung würde uns ohne Zweifel großen Schmerz verursachen; denn die langgenährte Hoffnung, indem sie mit uns Eins wurde, erfüllte unsere Seelen, wo nicht mit der tiefen Gluth der Leidenschaft, so doch mit dem süßen Vorgefühl ruhigen Glückes. Indeß, ich will es Euch eben so wenig verbergen, seit ich Euch kenne, habt Ihr einen Antheil an meinem Herzen erlangt. Horace hat zärtlichere und ältere Rechte auf mich; die Euerigen sind indeß eben so heilig.

Denn wer war es, der uns bei unserer Ankunft in Schottland vor sicherem Untergange bewahrte? Wer war stets da, wenn Gefahr uns bedrohte, wer stellte sich immer zwischen uns und unsere Feinde? Wer erleidet heute um unsertwillen schwere Gewissensbisse beim Andenken an eines Vaters gewaltsames Ende, ohne sich zu beklagen? Wem sind wir das Leben, wem das Glück schuldig? Oh George! diese Schuld ist unermeßlich, und welches auch der Preis sey, den Ihr für Euere Aufopferung verlangt, wir werden bereit seyn, ihn zu gewähren. Ein einziges Wort hat mir Euere Leiden enthüllt. Ihr seyd unglücklich, weil ich einen Andern liebe. Ihr seyd so unglücklich, daß Ihr den Tod in einem ungleichen Zweikampfe gesucht habt. Was verlangt Ihr zum Lohn für so viel Selbstverleugnung? Ist es der Titel eines Sohnes und Gatten? Weder mein Vater noch ich haben ein Recht, ihn Euch zu verweigern. Wenn ich also Euere Wünsche recht errieth, so kommt, mein Vater wird Euch mit offenen Armen empfangen. Sir Horace wird, auf meine Bitte, seine Ansprüche opfern. Was mich betrifft, wenn meine Freundschaft sich nicht in Liebe wandelt, so wird sie doch alle ihre Pflichten erfüllen. Wenn Ihr aber die Ueberraschung besiegt habt, welche diese Erklärung Euch ohne Zweifel verursachen wird, wenn Ihr Euch der gesicherten Aussicht auf ein Glück erfreut habt, welches Ihr nur mit bebender Ungewißheit erflehtet, werdet Ihr dann nicht, George, derjenigen gedenken, deren Seligkeit Ihr zerstört, deren Elend Euer Werk seyn würde? Ich spreche nicht von Sir Horace: dies hieße Euerer Liebe die Fesseln der Großmuth anlegen; es kömmt mir nicht zu, Euch dieser Probe zu unterwerfen, die einer Schlinge ähnlich sähe. Ich spreche auch nicht von mir: dies würde einer ganz natürlichen Handlung das Ansehen eines Opfers verleihen. Ich spreche nur von denen, welche Ihr in Stone-Byres zurückgelassen, und welchen Ihr durch Gewohnheit, durch Erinnerung, durch Schwur vielleicht, ja durch Schwur, verbunden seyd. Denkt ernst darüber nach, denn es genügt nicht, glücklich zu seyn, man muß sich auch hüten, grausam zu werden, und wenn die Güte Gottes uns erlaubt, die öde Wüste zu verlassen, um in den blumigen Schatten eines lockenden Pfades einzugehen, so muß man nicht vergessen, George, einen Blick zurückzuwerfen, um gewiß zu seyn, daß auf dem brennenden Sande nicht ein armes Geschöpf, kniend, mit emporgehobenen Armen, uns nachweint; ein unglückliches Wesen, das sein Leben an das des Scheidenden gekettet, und dessen Angstschrei oft nur das Echo eines verrathenen Schwurs ist.

Um mich besser zu verstehen, öffnet den Brief, den meine Zeilen umschließen; Ihr werdet dann Alles begreifen. Der Brief ist aus Stone-Byres, von John Care; es ist die Rede von Anna. Zwei Wege stehen Euch offen, zweifach winkt Euch das Glück. Wählet."

8.

„Ich habe meine Liebe befragt," so schrieb George zurück, „sie hat mich geheißen zu bleiben; meine Vernunft, — sie hat mir nicht geantwortet; Gott, — er gebietet mir, zu gehen.

Ich scheide.

Das Glück, welches Ihr mir bietet, macht mich nicht blind, Ihr liebt Sir Horace; es macht mich auch nicht grausam, ich kehre zu Anna zurück.

Ach! ich brauche große Kraft, Euch in dem Augenblick zu verlassen, wo Ihr mich ruft. Aber ich fühle, daß Euer Heil und das meinige davon abhängen. Es scheint mir, daß, wenn ich diese erhabene Hingebung annähme, ich vor mir selbst und den Rechten, welche sie

mir gebracht, erröthen müßte. Seyd glücklich, Lucy. Der Gedanke Euerer Wohlfahrt wird mich in meiner Zurückgezogenheit trösten. Ich scheide übrigens nicht, ohne ein Andenken an Euch zu besitzen. Ich habe Euren Brief. Er hat mir die Schönheit Euerer Seele enthüllt, er erhebt mich zu Euch; ich werde mit Stolz ihn wieder und wieder lesen. Lebt wohl!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kopf.

(Fortsetzung.)

Vor der Abwesenheitskarte stand Emma's Oheim und donnerte mit eifriger Faust an die Thür, als Moser die Treppe heraufgeeilt kam.

„Na, na, soll's biegen oder brechen?" rief Othmar „wofür ist denn die Karte „abwesend" da? Können Sie nicht lesen? Und überhaupt was wünschen Sie?"

„Vorwärts, aufgemacht, Sie heimtückischer Mensch!" schrie Onkel Gerhard, „Schlüssel her, oder beim Himmel, es geht nicht gut."

„So? Was suchen Sie denn hinter meiner Thür, Herr Gerhard?"

„Unverschämter, jetzt fragt er noch! Emma ist hier!"

„So? Wissen Sie das so gewiß?"

„Ja, das weiß ich gewiß, ich!"

„Woher, wenn ich fragen darf?"

„Geht Sie nichts an. Aufgemacht, sag' ich, oder ich weiß nicht, was ich thue."

„Das glaub' ich Ihnen, daß Sie das nicht wissen."

„Aufgemacht, sag' ich Ihnen zum letzten Mal."

„Bin froh, ich weiß es bereits auswendig. Es presstirt mir aber gar nicht, Herr Gerhard; die Gangluft ist sehr kühlend, auch für Sie. Sie sehen ja aus wie ein weischer Hahn, Herr Gerhard! Nehmen Sie sich in Acht! Bei Ihrer Leibesbeschaffenheit ist man zum Schlagfluß geeignet, gewiß, Herr Gerhard! Schonen Sie sich, Herr Gerhard!"

Außer sich vor Wuth, packte der Onkel den Maler am Kragen. Dieser aber schüttelte ihn ab, wie Schnee vom Mantel.

„Ich hole die Polizei und den Schlosser," schrie der alte Herr, „Sie sollen mir büßen!" Hiermit entschwand er.

Nach einer Viertelstunde rasselte ein großer Schlüsselbund an Othmar's Thür und verschiedene Stimmen wurden laut und lauter.

„Ich kann nicht aufmachen," erklärte der Schlosser, „der Schlüssel steckt inwendig."

„Dann brechen wir auf!" kreischte Herrn Gerhard's Stimme. Mit ganzer Wucht eines Gourmands ging dieser sofort an's Werk; die Thür krachte unter der Leibmasse des Onkels, am Onkel schob der Schlosser, und die Landjäger wollten sofort auch ihre Kräfte ansetzen, als sich die Thür rasch und leis öffnete und die beiden Schiebenden mit großem Aufwand in's Atelier auf die Nasen stürzten.

Drinnen aber stand Othmar Moser seelenruhig vor der Staffelei, kümmerte sich um nichts und pfiff durchdringend freudig das erhebende Lied: „O du lieber Augustin, Augustin, Augustin."

„Meine Herren," schrie Onkel Gerhard, „suchen Sie, arretiren Sie, packen Sie!" Dann raffte er sich mühsam zusammen und ließ auf dem Boden nichts weiter von sich übrig, als die Füße und einige Tropfen Nasenblut vom Fall. Das Uebrige ragte wieder frei, menschlich, schöpfungsherrlich empor, und knisterte wie der Herrscher im Donnergewölk, Zeus, als er gegen die Titanen zu Feld zog mit den elektrischen Batterien und der Voltaischen Säule als Kommandostab. Also stand Herr Gerhard da, der Hundstagsonne vergleichbar, nur mit dem Unterschied, daß der Gerhard'sche Sonnenkörper selber glühte und die ihn umgebende Atmosphäre frostig genug blieb, wie ein sonniger Januarmorgen bei — 23° R.

Doch bewegte sich nun ein Trabant der Centralsonne gegen den Fixstern, stieß ihn leise an und sprach: „Mein Herr, Sie hätten also Herrn Gerhard's Nichte herauszugeben, wenn's gefällig ist!"

„Was?" fragte Othmar, indem er drei Schritte von der Staffelei zurücktrat und mit Hinundherschwenkung des Kopfes einen Kohlenentwurf prüfte. — „Wer spricht da unten?"

„Er verhöhnt Sie," keuchte Herr Gerhard, „legen Sie ihm doch Handschellen an!"

Der Polizeimann wiederholte sein Begehr etwas markirter. Der Andere nebst dem Schlosser forschte umher.

„So?" sprach Moser, indem er einen Bund Cigarren ergriff. „So? — Rauchen Sie, Herr Polizei? ... Bedienen Sie sich, — es läßt sich rauchend viel besser plaudern. Also der Dieb ist gefunden worden? Das freut mich, sehen Sie, das freut mich wirklich. Wird auch Herrn Gerhard lieb seyn, — kennen Sie Herrn Gerhard? Er wohnt vis-à-vis von mir. Charmanter Nachbar! — Ich erhalte also meine Uhr wieder? Haben Sie dieselbe bei sich?"

Ein solcher Delinquent war dem alten Wachtmeister neu und diese ernsthafte falsche Auffassung des Gegebenen verblüffte den Mann einen Augenblick. Doch faßte er sich, eingedenk seiner maßgebenden Würde, und sprach:

„Herr Moser“ —

„Warum packen Sie denn den Kerl nicht beim Kragen?“ interpellirte schäumend Nachbar Gerhard. „Ich muß mir wohl selber helfen!“

Sprach's und begann durch Moser's Zimmerreihe zu stürmen gegen die Küche.

„So, meine Herren,“ sprach der Maler, „jetzt schauen Sie gefälligst durch dieses Fenster. Was sehen Sie?“

„Alle Hagel, die Jungfer Gerhardin ist ja daheim!“ rief der Wachtmeister; „warum haben Sie dies nicht zuerst gesagt? Hätten sich ja Alles ersparen können!“

„Ich spare nie zur Unzeit,“ sprach Moser, „lassen Sie den alten Herrn suchen und nehmen Sie diese Cigarren mit, — adieu, adieu! — Nein, rufen Sie dem Herrn nicht, ich habe noch ein Wörtlein mit ihm allein zu sprechen.“

Die Gewappneten und der Schüsselbund ab. Moser stellte sich wieder vor die Staffelei, nimmt die abgeschnappte Augustinische Melodie von Neuem auf und läßt Herrn Gerhard suchen und rufen, hört vergnügt zu, wie drinnen Schrankthüren auf und zu rasseln, wie die Schritte stocken, wieder beginnen, wie heiße Verwünschungen zwischen die Bestrebungen gesäet werden, wie endlich die Schritte gegen das Atelier zurückkehren und in seiner Nähe aufhören.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus einem der Berliner Hospitäler erzählt der „Publicist“ eine Wundermähr von einer Tochter, die ihren seit 30 Jahren für sie verlorenen Vater wiederfand. Ein Hospitalit feierte eben seinen Geburtstag im Kreise seiner Stubenkameraden, als eine nicht mehr ganz junge Dame in das Zimmer trat und nach ihm fragte. Nachdem er ihr gezeigt worden, gratulirte sie ihm herzlich und beschenkte ihn mit Tabak, Wurst und Geld. Der Hospitalit war nicht wenig erstaunt, bei einer ihm ganz unbekannten Dame eine so wohlwollende Theilnahme zu finden, und fragte, wen er die Ehre habe vor sich zu sehen. Die Dame antwortete: „Ich kann es mir wohl erklären, daß Sie mich nicht mehr erkennen; es sind nun 30 Jahre her, daß Sie mich zum letzten Male sahen. Ich bin Ihre Tochter, die in einem Alter von 7 Jahren von Ihnen in einer Tonne auf dem Wasser ausgesetzt wurde.“ Der Alte wurde bei dieser Eröffnung sichtbar verlegen, und seine Stubenkameraden rissen Mund und Augen weit auf. Aus den weiteren Erzählungen der Dame, denen der Alte nicht widersprach, ergab sich nun, daß der Hospitalit vor 30 Jahren, als er, ein blutarmer Handwerksgeselle, nach dem Tode seiner Frau mit seiner 7jährigen Tochter dem Hungertode nahe war, die letztere wirklich bei Köpenik in einer Tonne auf's Wasser gesetzt und vom Strome hatte forttreiben lassen. Das Mädchen war von einem Schiffer aus dieser gefährlichen Arche gerettet und als Pflegekind aufgenommen worden. Als sie erwachsen war, hatte sie Jahre lang vergeblich den Aufenthalt ihres Vaters zu ermitteln gesucht, der inzwischen Berlin verlassen hatte. Erst neuerdings hörte sie, daß ein Mann von dem Namen ihres Vaters in Berlin Hospitalit sey, und fand dann den Verlorenen wieder.

Der seltene Fall, daß eine Erbschaft von einigem Belang beim Mangel gesetzlicher oder testamentarischer Erben an den Fiscus fällt, ist kürzlich in Schlesien eingetreten, indem ein Rittergutsbesitzer von Brandeck mit Hinterlassung eines Vermögens von 150,000 Thalern verstorben ist, ohne daß selbst entfernte Verwandte desselben zu ermitteln gewesen wären.

In Leipzig werden Einleitungen getroffen, um für die Musiker Deutschlands eine ähnliche Stiftung in's Leben zu rufen, wie eine solche in der „Perseverantia“ in Berlin für die deutschen Bühnenmitglieder besteht.

Dreisilbige Charade.

Ein Feldmaß sind die ersten Zwei
Und ist die Dritte noch dabei,
Die jene Zwei in sich enthalten,
Des Mannes Nam' wird nie veralten.
Wie man der Tage Zahl vermehre,
Gab er so manche schöne Lehre.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 92. Dienstag, 2. August 1859.

Der Sohn des Verräthers.

(Fortsetzung.)

9.

George wußte, daß Lord Graham die Gewohnheit hatte, früh aufzustehen; er suchte ihn daher auf, noch ehe Jemand im Hause sichtbar war.

Der Graf glaubte, daß es sich um ein dringendes Geschäft handle, und des jungen Mannes verwirrte Miene befestigte ihn in seiner Meinung.

„Was gibt es?" fragte er beunruhigt.

„Nichts was Euch zu erschrecken brauchte," erwiederte George, „ich reise sogleich ab und komme, mich von Euch zu verabschieden."

„Ihr reist ab! Ihr, George, wie könnt Ihr daran denken! In dem Augenblick, wo Ihr den Lohn Euerer Dienste empfangen sollt, es ist unmöglich."

„Es ist unerläßlich, Mylord; schon in einer Stunde werde ich fern von Edinburg seyn."

„In einer Stunde! Diese Uebereilung muß eine Ursache haben und mir steht das Recht zu, sie zu kennen. Habe ich ein Unrecht gegen Euch? Hat Jemand sonst sich Euer Mißfallen zugezogen?"

„Niemand," sagte George mit Lebhaftigkeit, „Niemand, und Ihr weniger als irgend Einer, Mylord."

„Das freut mich," sagte Lord Graham, ihm die Hand drückend, „denn ich liebe Euch wie einen Sohn und hätte Euch stets als solchen behandelt. Seit meiner Ankunft in Edinburg sind alle meine Wünsche, alle meine Anstrengungen, alle meine Schritte Euch gewidmet gewesen. Ich wollte Euch nichts vorher verrathen, um die Freude der Ueberraschung zu haben. Ich muß mich, wie Ihr wißt, bald an den Hof nach London begeben, allein jetzt muß ich es Euch sagen, ich wäre nicht ohne Euch gegangen, es war meine erste Bedingung und mir bereits bewilligt. Und jetzt wollt Ihr abreisen, jetzt wo Alles geglückt ist, wo meine Freundschaft Euere Zukunft gesichert hat!"

„Ich werde dennoch abreisen," murmelte George.

„Und Ihr verweigert mir jede Erklärung?"

„Ich bin Euch eine solche schuldig! allein es ist Miß Lucy, Euere Tochter, welche sie Euch geben wird...."

Eine Stunde nach dieser Unterredung verließ George Edinburg mit geringerem Bedauern, als er erwartet hatte. Der edle Freimuth Lucy's hatte ihn zur Besinnung gebracht; er fing an deutlicher in seinem Herzen zu lesen. Es schien ihm, daß, gleich dem zum heimathlichen Heerde zurückkehrenden Verbannten, er mit größerer Leichtigkeit athmete. In dem Maße, daß er sich von der Hauptstadt entfernte, fühlte er die fieberhafte Anregung des Ehrgeizes und der Liebe sich dämpfen. In dem Maße auch, wie das Glockengeläute der Kirchen im Nebel erstarb, verschwand Lucy's Bild vor der Erinnerung an Anna.

Er kam mit sinkender Nacht in Lanark an und wollte einige Ruhe genießen, allein die Ungeduld folterte so grausam sein Herz, daß es ihm unmöglich war, die Augen zu schließen. Seine Schlaflosigkeit trug alle Anzeichen des Fiebers. Endlich erschien der Tag und brachte einige Erleichterung.

Um fünf Uhr verließ er Lanark und begrüßte bald mit kindischer Freude den herrlichen Weg nach Stone-Byres; er erblickte sie wieder diese an Erinnerungen so reiche Heimath, die Berge, auf denen so oft sein Auge geweilt, und alle Schmerzen verschwanden vor den lockenden Bildern neuer Hoffnungen.

Als er von Weitem die bläulichen, über den Dächern aufsteigenden Rauchsäulen sah, mäßigte er seinen Schritt; es war dies schon ein so großes Glück für ihn, daß er es genießen mußte, ehe er dem Endziele entgegeneilte. Der Hügel, auf dem

er so oft Anna getroffen hatte, erhob sich schon vor seinen Blicken, mit seinen hohen Pappelreihen, die im Winde schwankten, sich im Clyde spiegelten und ihm tausend süße, geheimnißvolle Worte zuwehten, Worte, welche Niemand hören konnte und die er doch schweigend in seine Seele aufnahm. Für ihn schien die Natur, zu dieser lieblichen Stunde, in ein strahlendes Gewand gehüllt; für ihn war Alles Freude, Glück, Bezauberung. Der Zauber war überall: in dem Rauschen des Laubwerks, in der Wellenlinie der Ebene, im Zwitschern der Vögel, und schon glaubte er am Bergesabhang Anna nachdenkend und traurig sitzend zu erblicken, wie an jenem Tage, wo er sich zum ersten Mal mit seinem Vater nach Schloß Loch-Tall begeben hatte.

Er täuschte sich indeß. Der Platz, wo sonst Anna zu sitzen pflegte, war verlassen und öde. George empfand ein Vorgefühl, von dem er sich keine Rechenschaft ablegen wollte. Er setzte träumerisch seinen Weg fort und bestrebte sich, die wandelbaren Gebilde mit dem Auge zu verfolgen, die gleich Nebelschleiern die Bergesspitzen umschwebten.

Der Morgenhimmel, noch vor Kurzem so funkelnd und heiter, begann sich zu umdüstern, und schon brachte das ferne Echo dumpfes Donnerrollen zu George's Ohr. Dieses Geräusch zog ihn aus seinem Nachdenken; er verdoppelte den Schritt und gelangte bald, an der Kaskade von Stone-Byres vorbei, in das Dorf.

Eilig betrat er Anna's Hütte und das Zimmer, in dem er sie zu finden glaubte, als eine Hand sich an seinen Arm klammerte und ihn am Weitergehen hinderte. George wandte sich um.

Es war John Carr.

„George," sprach er mit dumpfer Stimme, „Ihr kommt zu rechter Zeit, denn Anna liegt im Sterben."

George, gebeugt, vernichtet, konnte keine Silbe hervorbringen. Fragend deutete er auf das nächste Zimmer.

„Ja," sagte der Greis, „sie ist dort. Sie schläft."

„Oh, es ist entsetzlich," rief George. „Aber nein, ... es ist unmöglich, ... sie ist krank, doch kann sie wieder genesen, nicht wahr? Der Arzt ..."

„Hat sie aufgegeben, George. Uebrigens, kommt und seht sie so bst ... Oh, Ihr habt Recht gethan, ich glaube, heute anzukommen."

Schweigend folgte der junge Mann dem Greise. Ein eisiger Nebel verschleierte seine Augen, heftiger Schmerz zuckte in seinem Gehirn. Plötzlich öffneten sich die Vorhänge und er erblickte seine Verlobte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kopf.

(Fortsetzung.)

„Hören Sie, alter Herr," begann jetzt Moser, ohne von der Arbeit aufzuschauen, „Sie sind denn doch eine überaus originelle Persönlichkeit, eine höchst brauchbare Genrebildfigur.

Keine Antwort.

„Wenn Sie nicht ein so abgesagter Feind von allem Malerischen, ausgenommen die höchst gelungenen Fenster Ihrer Emma, wären, ich möchte Sie wirklich bitten, mir einmal zu sitzen."

Rücksichtsloses Schweigen.

„Ueberhaupt sind Sie an allem Elend selber Schuld, denn" —

Tiefes Stöhnen aus dem Nebenzimmer, erstickendes Stöhnen. Wie Moser unter die Thür tritt, sieht er den leidenschaftlichen Nachbar in einem Lehnstuhl zusammengesunken, dunkelroth, fürchterlich.

„Sapperment, was machen Sie denn?"

„Luft, Luft, ich ersticke," keuchte Herr Gerhard.

Othmar öffnete die Fenster, holte kölnisch Wasser, reibt die Stirn des Patienten, löste seine Cravatte und erzählte ihm, daß Nichte Emma schon eine halbe Ewigkeit zu Hause sitze. Letzteres beseitigt augenblicklich wenigstens theilweise die obwaltenden Athmungshindernisse. Othmar hätte nun herrlichen Anlaß, dem Apoplektiker eine scharfe Erbauungsrede angedeihen zu lassen und ihn schlachtopferfroh zu behandeln. Othmar thut das aber nicht, theils aus Gutmüthigkeit, theils aus Klugheit. Er läßt den alten Herrn ruhig wieder den regulären Athmungsprozeß gewinnen, und wie dieser endlich schweigend sich erhebt und fort will, ergreift Moser seinen Arm und geleitet ihn sorgfältig hinab bis vor Gerhard's Hausthür. Die Nachbarschaft fährt allerseits an die Fenster und den Rest des Tages verschlingen gefräßige Conlecturen über dies höchst auffallende, unmotivirte Phänomen. Herrn Gerhard aber packte ein gerade unbeschäftigter Fieberdämon und plauderte mit ihm einige Tage höchst unsinniges und unwirksames Zeug, bis der Arzt mit kräftigen Exorcismen den Geist verscheuchte und eines Tages Herrn Gerhard mit dem festen Vorsatz besuchte, ihn als dämonfrei zu erklären und in die entstandene Lücke der

vernunftbegabten Wesen wieder feierlich einzuschalten.

„Und nun, Herr Gerhard," sprach der Arzt nach diesem erhebenden Akt, „ehe wir scheiden, noch eine Frage: Wissen Sie, wem Sie Ihr Leben zu verdanken haben?"

„Bah, denk' wohl Ihnen, wem denn sonst?"

„Nein, Ihrem Nachbarn, dem Maler Moser."

„Warum nicht gar," sprach Herr Gerhard und bemühte sich zu lachen.

„Ich habe im Gegentheil meine Krankheit dem Maler zu verdanken, — was schwatzen Sie denn für dummes Zeug?"

„Gut, das ist zum Theil richtig; das, was ich aber sage, ist noch viel richtiger. Ich will Ihnen erzählen. Diesen Morgen früh um drei Uhr komm' ich von einem Patienten heim; da begegnet mir ein Mann und bittet mich, mit ihm zu kommen; es liege einer seiner Gesellen in seinem Haus, der habe die schrecklichsten Krämpfe und behaupte steif und fest, er habe den Teufel gesehen. Ich begleite den Mann und finde bestätigt, was er mir erzählte. Nun wissen Sie, Herr Gerhard, langen wir Aerzte, wenn's Noth thut, auch in's psychologische Gebiet hinüber, und da ich lange Zeit Irrenarzt war, packt' ich den Gesellen in die scharfen Krallen des Verhörs. Kam folgendes erbauliche Histörchen an's Licht, das nicht sowohl in's psychiatrische, sondern in's kriminelle Fach einschlägt. Es dauerte aber lange, bis der Mensch mit einem zusammenhängenden Bericht ausrückte; dann aber, als ich ihm schärfer auf's Fell rückte, erzählte er mir wundersam geläufig, wie er vor einer Stunde bei Gerhard, — das sind Sie natürlich, — habe einbrechen wollen."

„Einbrechen?" schrie Herr Gerhard entsetzt.

„Einbrechen, — setzen Sie sich wieder. In seiner Angst kramte der Mann alle Details aus, wie er erfahren, daß Sie krank lägen, und entwickelte bei dieser Gelegenheit einen Ortssinn in Bezug auf Ihr Bureau, der einem vollendeten Hausfucher Ehre gemacht hätte."

„Aber um Alles in der Welt, wer ist denn der Kerl?" fragte Herr Gerhard schaudernd.

„Es ist ein Schlossergesell," sprach der Arzt und aus der Personalbeschreibung erkannte Gerhard den Nämlichen, der seine neue Kasse hatte aufstellen helfen und jenesmal mit ihm in Moser's Atelier gepurzelt war.

„Mit der Miene eines Verdammten, der bis über die Halswirbel im Fegfeuer steht, berichtete mir nun der Schlossergeselle mit sichtbar progressiver Erleichterung, daß er also bei Ihnen habe einbrechen wollen. Die Gelegenheit sey günstig gewesen, die Straße ruhig, der Mond hinter den Wolken verborgen. Er habe schon ein Erkleckliches gebohrt gehabt an Ihrem Fensterladen und bereits seine Hand durch die Oeffnung gesteckt, um die Scheibe einzudrücken, als auf einmal ein heller Schein entstanden sey, und wie er, der Schlossergeselle, umgeschaut, habe aus dem Fenster des Herrn Moser der leibhaftige Teufel geschaut und die Zunge gegen ihn herausgestreckt, worauf er schreiend heimgerannt."

Ohne weiteres rannte auch Herr Gerhard hinab in sein Bureau und da leuchtete ihm wirklich durch die noch geschlossenen Läden eine handgroße Taghelle entgegen. Der Arzt war ihm gefolgt und fand den alten Herrn in einer vollständigen Erstarrung, aus welcher er aber höchst unerwartet aufschnellte und nun mit fieberischer Hast die Kasse, den Schreibtisch und Alles untersuchte und dann mit einem tiefgeholten: „Gott Lob und Dank, es ist nichts fort!" in einen Stuhl sank. — Nach einiger Zeit erhob er sich wieder, öffnete die Läden und blickte etwas furchtsam zu Moser's Malfenster hinauf. Es saßen aber nur einige schreiende Spatzen auf demselben und von einem Herrn der Finsterniß war gar nichts zu erblicken.

„Was," rief Herr Gerhard, „der Narr hatte ein schlechtes Gewissen, Doktor, es ist ja gar nichts drüben, sehen Sie selber!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Vom Kriegsschauplatze werden von Oesterr. Blättern manche seltsame Spiele des Zufalls oder Miracula, wie man sie nun eben nennen will, gemeldet. Ein wackerer Offizier des Regiments Hohenlohe hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als in den Besitz eines ausgezeichneten Chronometers zu gelangen. Längere Zeit hindurch sparte er von seiner Gage Gulden auf Gulden; beim Ausbruche des Feldzuges hatte er einen sehr ansehnlichen Betrag verfügbar, und verwendete ihn zum Ankaufe des langersehnten Gegenstandes, eines goldenen Chronometers von sehr hohem Werthe, der bald der Stolz und maßgebende Stundenmesser des Regiments wurde. Selbst an Schlachttagen konnte sich der Besitzer nicht von seinem Kleinode trennen, denn eine innere Stimme flüsterte ihm zu, die Uhr wie einen Talisman zu hüten und nich

aus der Hand zu geben. In der Schlacht von Solferino trifft den Offizier eine Kugel gerade in die Herzgrube; es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn nicht die massive goldene Uhr die Kraft des Geschosses geschwächt und selbes abgeplattet hätte. Die Uhr, die Frucht jahrelanger Entbehrungen und so sehnsüchtiger Wünsche, hat die ihr zugewendete Neigung gelohnt — denn sie rettete ihrem Herrn das Leben, der die Trümmer des Gehäuses mit wehmüthiger Dankbarkeit betrachtet. — Ein nicht minder eigenthümlicher Fall trug sich in der Schlacht von Solferino zu. Ein bei Magenta schwer verwundeter Offizier gab einem alten Kameraden die aus seiner Wunde herausgeschnittene Kugel als Andenken, mit der Bitte, sie während des Feldzuges nie wegzugeben. Das Versprechen wird dem sterbenden Offizier nicht blos gegeben, sondern auch gehalten; in einem ledernen Säckchen in der Tasche des Mantels verwahrt, machte die Kugel den Rückzug hinter den Mincio und den Tag von Solferino mit. Als Abends das furchtbare Unwetter hereinbrach, nimmt unser Offizier den Mantel um und kämpft tapfer weiter bis zum Schlusse der Schlacht. Zufällig in die Tasche greifend, findet er, daß seine sardinische Kugel sich in Gesellschaft einer französischen befinde; erstere war von letzterer getroffen und plattgeschlagen worden, hat aber dadurch dem Offizier den Oberschenkel gerettet, denn dort traf die französische Kugel die in der Tasche des Mantels aufbewahrte sardinische.

Der „Times" wird aus Mailand, 8. Juni geschrieben: Gestern Nachmittag bin ich mit einem Trän Verwundeter, die von Magenta hereingeschafft wurden, hier angekommen. Auf der Eisenbahnstation waren Aerzte beschäftigt, den ersten Verband anzulegen, und die Züge fuhren ab und zu. Lauter Wagen dritter Klasse, theils offen, theils gedeckt. In diese wurden die Verwundeten unter höllischen Schmerzen gebracht, grüne Zweige darüber geflochten, um die versengenden Sonnenstrahlen abzuhalten, und ein großes Faß mit Wein oder anderm aus Wasser und Syrup gemischten Getränk hereingestellt, um den brennenden Durst zu löschen. Auf diesem Wege sah ich die furchtbarsten Szenen, die sich denken lassen: die Nachtheile des Sieges, Verwundete in allen Stadien von Schmerz und Todespein, halbnackt, zerfetzt, verstaubt, und unkenntlich gemacht in ihrem geronnenen Blute. Mitten darin die Priester, die den Sterbenden die letzte Oelung reichten. Hier das verglaste Auge des eben Verschiedenen, dort der irre Blick des in den letzten Zügen Liegenden; daneben Andere, von denen sich's nicht gut sagen ließ, ob sie ihrer Leiden schon entbunden waren oder nicht. Wer da hinzutrat, ward stille beim Anblick dieses Elends und entblößte mechanisch sein Haupt. Selbst die beweglichen Franzosen wurden ernsthaft und schweigsam; nur die Worte der Geistlichen, ein wüthender Schmerzensschrei oder ein verhauchendes Stöhnen unterbrach die feierliche Stille. Es war eine furchtbare Szene. Noch gräßlicher anzuschauen aber war's, als diese armen Leute in die Wagen geschafft wurden. Dieses Jammern, diese zerfleischten Glieder und diese schmerzverzerrten, blassen Gesichter! Noch einmal wurde ihnen ein kühlender Labetrunk gereicht; dann ging's fort mit Dampf und der Lärm auf den Schienen übertönte alles Andere.

Ganz Paris ist in der größten Bewegung: das Nilpferd im Jardin des Plantes hat ein Junges geworfen, welches ganz munter mit seiner sorgsamen Mutter im Schlamme spielt. Die Mutter trug 14 Monate. Der Vater ist eben so besorgt um sein Kleines, wie die Mutter selbst.

Die Preußische Regierung wollte eine telegraphische Leitung durch Lippe-Detmold nach Westphalen führen, die Lippe'sche Regierung versagte ihre Einwilligung. Im Hinblick hierauf bringt die „Elberf. Ztg." folgendes Gedicht:

Deutsche Einheit.

Ich bin der Hegemon,
Bin Deutschlands erster Sohn;
Ich kann auf Deutschlands Wällen,
Aus meinem eigenen Bann,
Wohl 400,000 Mann
Zu Aller Schutz aufstellen.
Drum, Deutschland, sey nicht bange,
Erhebe dein Gesicht;
Doch eine Telegraphen-Stange
In Lippe-Detmold aufzustellen —
Vermag ich nicht!

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 91:

Hufeland.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 93. Freitag, 5. August 1859.

Der Sohn des Verräthers.

(Fortsetzung.)

Das Leiden hatte Anna's Schläfen gehöhlt und die Rosen ihrer Wangen in bläuliches Weiß verwandelt. Alle Fülle ihrer Gestalt war geschwunden, ihr Athem kurz und unterbrochen. Es schien, als ob jeder Augenblick einen Theil ihrer Lebenskraft aufzehrte. Dennoch war sie schön. Der geschickteste Maler hätte nichts Himmlischeres und Poetischeres ersinnen können, als den bleichen, leblosen, in starrer Todesqual befangenen Kopf des jungen Mädchens. Man sah den erbarmungslosen Flügelschlag des Todes über dieser jungfräulichen Stirne wehen, und diese Stirn war ruhig und heiter und lächelte im Sterben.

„George, ... George!" murmelte sie.

Bei diesem Wort erhob sich der Greis und sagte mit leiser Stimme:

„Der Arzt konnte niemals sagen, weßhalb unsere Anna sterben müsse! Aber ich, ich weiß es!"

„Ihr wißt es?" fragte George erbleichend.

„Ja, und Ihr auch, nicht wahr? Oh, man geht nicht ohne Ursache so jung von hinnen ... Das arme Kind, man hat es getödtet und Ihr seyd es, George ...."

„Barmherzigkeit!" rief George, „und laßt mich den sterbenden Engel anflehen, mein Verbrechen zu vergeben! Oh, meine Gewissensbisse haben sie schon genug gerächt!"

Er fiel auf die Kniee und benetzte die Hand der Kranken mit bitteren Thränen. Bald flehte er zu Gott, bald sprach er zu ihr und suchte ihren Blick auf sich zu ziehen. Er redete lange, ohne daß sie ihn verstand. Allmälig jedoch öffneten sich ihre Augen und es schien, als ob sie ihn betrachtend, seine Züge erforschen und längst vergangene Zeiten zurückrufen wollte. Zuletzt umspielte ein schwaches Lächeln ihren Mund, sie machte eine Bewegung voll unschuldiger, kindlicher Freude und rief, seinen Arm fassend:

„Ja, er ist es wirklich, ... es ist George!"

Dieser bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Warum weinst Du, mein Freund? Liebst Du mich nicht und sind wir nicht glücklich? Du weißt nicht, welch' entsetzliche Träume ich hatte, seit Du uns verließest. .... Alle sagten, Du würdest nicht mehr wiederkehren, Du wärest todt. .... Oh! Du vermagst die Qual dieses Gedankens nicht zu fassen! Aber Alle irrten sich und Du bist wieder da.... Man glaubte im Dorfe, daß ich krank sey, und ich war doch nur traurig; man zwang mich, das Bett zu hüten. Aber jetzt kann ich aufstehen, nicht wahr, George? Und wir werden uns wieder zusammen an den im Sonnenstrahl funkelnden Kaskaden des Clyde erfreuen.... Mit Dir will ich meine Wälder, meine Felsen und Thäler wiedersehen! .... Nicht wahr, der Schnee ist geschmolzen, das Laub überall erneut? Oh, ich will Alles wiedersehen! Führe mich in's Freie, George, dort werde ich genesen und erstarken. Du wirst mich nicht mehr verlassen, Du wirst mir folgen, oder vielmehr ich werde Dir folgen, ... überall, hörst Du, George, nur nicht nach Loch-Tall ..."

„Du liebst mich also?" rief George, seine Lippen auf Anna's bleiche Hand pressend, „Du liebst mich immer noch?"

„Ich liebe Dich."

Sie hauchte dies Wort ganz leise, mit einer Stimme, die nicht mehr von dieser Welt schien und die mehr zum Herzen als zum Ohre redete.

Dann folgte ein dumpfes, banges Schweigen. Anna hatte während der Aufregung des Augenblicks sichtlich die wenigen Kräfte verloren, welche die lange Ruhe ihr bewahrte. Ihre Finger preßten krampfhaft George's Hand und ihre wieder schweigsamen Lippen verloren plötzlich den Glanz

mit dem der Freudenstrahl sie flüchtig bekleidet hatte. Das arme Mädchen schöpfte die Kenntniß des Glückes an der Quelle eines furchtbaren Leidens, dessen grausamer Druck sie erstickte. Sollte sie erliegen oder siegreich bestehen? Sie war nahe dem Tode, aber George war da; sie hatte ihre Hand in der seinigen erwärmt, sein Athem ihre Stirne umweht. Brauchte es mehr, um die erlöschende Flamme wieder anzufachen, um das Leben der Erde zurück zu geben, das die Verzweiflung bereit war, dem Himmel zu weihen?

Die folgende Nacht war indeß eine unruhige, ein beständiger Wechsel von guten und bösen Momenten. Gegen Tagesanbruch richtete sie sich von ihrem Lager auf, schien ihre Gedanken zu sammeln und betete mit lauter Stimme. John Care, welcher schlief, hörte sie nicht. Aber George stürzte auf sie zu. In diesem Augenblick trat der Arzt ein. Der junge Schotte weckte den Greis, und Beide richteten auf den Mann der Wissenschaft jenen aufmerksamen und unruhigen Blick, der eine günstige Antwort verlangt und ein Todesurtheil fürchtet. Lange Zeit betrachtete der Arzt die Kranke, horchte auf die Schläge ihres Herzens und forschte in dem Ausdruck ihrer Züge. In tiefem Schweigen wurde sein Nachdenken geachtet. Endlich sich von der Kranken zu John Care wendend, sagte er:

„Beruhigt Euch, sie wird leben."

(Schluß folgt.)

Ein Kopf.

(Schluß.)

In diesem Augenblick erschien der Maler an einem anderen offenen Fenster, lüpfte seine schottische Mütze und rief:

„Morgen, Herr Nachbar! — Wieder gesund? Freut mich ausnehmend."

Herr Gerhard zog sich zurück, ohne zu danken, und sprach nach langem Besinnen: „Man könnte den Maler eigentlich doch ein wenig fragen, was es mit diesem Teufel für Bewandtniß habe. Ein Teufelskerl ist er schon lange."

„Besuchen wir ihn," sagte der Arzt, „es wundert mich selber."

Emma staunte nicht wenig, als sie von ihrem offenen Fenster aus die beiden Herren bei Moser eintreten sah, und auch dieser war überrascht und sah seinem Nachbar zweifelhaft in die Augen. Herr Gerhard wollte eben eine passende Anrede hervorwälzen und den Besuch nicht sowohl als einen freundnachbarlichen, sondern mehr offiziellen motiviren; aber der Arzt schnitt das künstliche Sprachgewebe schon im Entstehen entzwei und rief schon unter der Thür: „Ist der Teufel daheim?"

„Ja wohl," war die Antwort Moser's, der nach einem langen Blick auf seine Arbeit langsam zum Bewußtseyn einer Besuchanwesenheit erwachte.

„Sie machen saubere Geschichten, Sie!" rief der Doktor. „Haben heut Nacht Einen in's Toll- oder besser Zuchthaus gebracht."

„Ich?"

„Ja, Sie, nicht wahr, Herr Gerhard?"

„Gottlob!" sagte dieser.

„Zuchthaus? — Was schwatzen Sie da? — Aber bitte, setze man sich," sprach der Maler und wischte eine Unzahl Papiere von einem uralten Sopha, geradeüber seiner Staffelei. „Erlauben die Herren nur noch ein Paar Drucker, ich male mit Trockenfirniß, und da muß es schnell gehen."

Die Herren schritten hinter der Wagenburg der sieben Staffeleien gegen den Sopha und wollten sich setzen, als Beide zugleich riefen: „Da ist der Teufel!"

Während der weiteren Fragen und Antworten wollen wir diesen Teufel auch ein wenig anschauen. Auf einem Rahmen von 4 Schuh 6 Zoll breit und 5 Schuh 9 Zoll hoch, gemäß und laut der rothen Federschnur des Herrn Lindfuß senior, ist ein Kopf gemalt, bloß ein Kopf, bei dessen Studium dem Besteller nothwendig der idealste Zeus sich gegensätzlich ergeben muß. Loth's Weib wurde zur Salzsäule beim Anblick Gomorrha's, Medusa's, Forkyn's schrecklicher Tochter, Haupt schuf kalten Stein aus warmem Fleisch, und wenn der Herr Gerhard sammt seinem Gesundmacher beim Anblick der Lindfuß'schen Bestellung nicht sofort in Fasergyps oder Flözkalkstein sich umschuf, so sind an dieser Menschenrettung nicht sowohl sie selber schuld, als vielmehr unseres Jahrhunderts immense Aufklärungen und Natürlichkeitstheorien.

Im Uebrigen, wenn der unglückseligste aller Dietrichabeuter in seiner partiellen Gedankenfinsterniß und Gewissenumwölkung noch an der gehörnten, geschweiften und geflauten Lehre hängend, dieselbige auf das Moser'sche Kunstprodukt übertrug und benamste, so verfuhr er höchst eigenmächtig, denn Moser hatte etwas ganz Anderes malen wollen, nämlich gar nichts Bestimmtes, menschlich Benennbares. Und eben deßwegen hatte er auch freier schalten können. Mit großer Un-

bekümmertheit hatte der Maler einen giftiggrünen Hintergrund gebraut, aus welchem nun ein kaltgelber Kopf hervorlugte.

Daß aber auch das Gräßlichste zum Guten führen kann, bezeigte sich hier nicht nur an dem Schlossergesellen, sondern auch an Herrn Gerhard.

„Alle Hagel," sprach er, „das ist ja entsetzlich! Ich glaub's, wirklich, ich glaub's. — So was macht ja sogar auf Unsereins einen gewissen Eindruck!"

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus," dachte Othmar zu dieser naiven Offenbarung Gerhard'schen Kunstsinnes, freute sich aber über den alten Herrn; denn das scharfe Malerauge entdeckte in dem Onkelantlitz eine so günstige Veränderung für die Sache der Kunst, daß dem Othmar die Worte, die nun Herr Gerhard sprach, gar nicht unerwartet kamen. Herr Gerhard sprach zu seinem Arzt:

„Wie das nur menschenmöglich ist, so etwas Gräßliches zu machen; ich könnt's einmal nicht!"

Weiter aber offenbarte sich Herr Gerhard für diesmal nicht. Er schied bald, und zwar mit sichtbarem Grauen, und die Hand, die er Othmar zum ersten Mal in seinem Leben bot, zitterte merklich.

Wieder vergingen einige Tage. Herr Lindfuß sen., den die Erwartung fast tödtete, hatte sich in's Atelier tragen lassen, und es gab eine große Stunde in diesem Atelier; denn Herr Lindfuß weinte, er weinte, nicht förmlich, sondern unförmlich. Herr Lindfuß weinte vor Entzücken; denn aus diesen verzerrten, angsthaft höhnischen, „kaltheißen", „siedendgefrornen" Gegensätzen des Moser'schen Bildes konstruirte er sich die höchste Sehnsucht seines Lebens, das neugeschaffene uralte Ideal des Olympiers, und mit Macht donnerte er das Bild an:

„Und die ambrosischen Locken des Königes wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höhn des Olympos!"

„Herr Moser, Herr Moser, Sie sind mehr als Prometheus; Sie haben mir den Zeus geschaffen. Auch mehr als Phidias sind Sie! Sie sind der Selbstherrscher im erhabenen Reiche des Idealhäßlichen!"

„Bitt' mir's aus!" sprach Moser. Herr Lindfuß weinte neuerdings, weinte rücksichtslos weiter, als Herr Gerhard mit seiner Nichte Emma eintrat und an den Maler folgende Anrede hielt:

„Herr Moser . . . Herr Moser! Ich — bin gekommen, Ihnen zu danken. Ich habe allerdings, seh'n Sie, ich habe eingesehen, daß Ihre Kunst, die Kunst der Malerei, wirklich nicht ohne Nutzen ist. Der Schlossergeselle hatte, wie es sich nun im weiteren Verhör ergab, allerdings gestanden, daß Ihr Haupt seine verbrecherischen Absichten auf mein Vermögen vernichtet habe. Dieses hat meine Ansicht von der Tüchtigkeit und dem staatlichen Nutzen Ihres Lebensberufes wesentlich — ich möchte sagen, bereinigt, Herr Moser, und — da ich . . . da ich auch neuerlich bei . . . jenem Vorfalle gesehen habe, daß Sie wirklich — wie — wie soll ich sagen . . im Stande seyn möchten, eine Frau zu halten, so . . ."

„Phidias, Phidias!" schrie Herr Lindfuß.

. . . „So habe ich, auch in Anbetracht, daß Sie auch sonst ein gesetzter Mann sind, auch neben ihrer Kunst — ich weiß nicht, aber wie gesagt, Sie können die Emma, meine Nichte Emma, Emma Gerhard, gewissermaßen haben jetzt, denn wie gesagt . . ."

„Herr Gerhard," antwortete Maler Othmar Moser, „Herr Nachbar Gerhard, es ist für uns verkannte Leute — immer ein erhebendes Gefühl, wenn wir mit unseren schwachen Kräften so starke selbstständige Naturen wie im vorliegenden Fall die Ihrige, davon überzeugen zu können Gelegenheit bekommen, daß unsere Kunst wirklich etwelche Berechtigung, ja wie Sie sich zu äußern beliebten, einige Nützlichkeit habe. Indem dies in der heutigen Stunde sich erhebend abklärt und ich mir mit Freuden erlaube, Sie als einen zur erhabenen Kunst Bekehrten freundlich zu begrüßen, füg' ich noch bei, daß ich wirklich nicht ohne Absicht bin, Ihre liebe Nichte Emma Gerhard als meine liebe Frau anzunehmen und . . ."

„Schwatz doch nicht so närrisch, Du!" jubelte das glücklichste aller Mädchen und fiel dem endlich Gewonnenen ohne Federlesen an den Hals.

Herr Lindfuß hatte von Allem nichts gemerkt. Moser aber führte seine Eroberte vor ihn und sprach:

„Herr Lindfuß, mit den fünfzig Louisd'ors ist's denn nichts; Papa Gerhard hat mich schon honorirt und seh'n Sie mal wie!"

Mannigfaltiges.

Eine schreckliche Nacht. Hamburger Kaufleute, die auf der Leipziger Messe waren, erzählen nachstehende Geschichte, die sich dort zugetragen.

Ein Fremder, der zur Messe kam, brachte seine achtzehnjährige Tochter mit. Der Gasthof, woselbst er einkehrte, war fast gefüllt und der Wirth konnte dem Vater nur ein Zimmer im zweiten, der Tochter eins im dritten Stocke einräumen, welcher Vorschlag acceptirt ward. Abends spät geleitete der Vater die Tochter hinauf und sagte, er wolle die Thüre von Außen abschließen und am andern Morgen, wo er sehr zeitig ausgehen müsse, erst noch einmal heraufkommen. — Der Vater schloß von Außen ab und begab sich auf sein Zimmer; die Tochter fing an, sich zu entkleiden. Plötzlich entfiel ihr ein Garderobestück und indem sie sich bückte, es wieder aufzuheben, bemerkte sie zu ihrem größten Entsetzen, daß unter dem Bette ein Kerl lag. — Mit großer Entschlossenheit unterdrückte sie jede Kundgebung, als habe sie den Versteckten nicht bemerkt und überlegte, welches Verfahren für sie am Gerathensten. Daß es ein Spitzbube, der sich ins Haus geschlichen, stand nicht zu bezweifeln. Machte sie Lärm, so war mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der Kerl über sie herfallen würde, ehe Hilfe kommen konnte, ja, ehe man sie noch hörte. Alle diese Gedanken drängten sich pfeilschnell in ihrem Kopfe und sie kam zu ihrem Entschlusse. Sie nahm alle ihre Schmuckgegenstände ab, legte sie auf den im Zimmer stehenden Tisch und begab sich dann zu Bette. Die Arme streckte sie über die Decke, damit der Spitzbube sich durch den Augenschein überzeugen konnte, daß sie keine Ringe oder sonstige Schmuckgegenstände an sich habe; dann schloß sie die Augen und that, als ob sie schliefe. Nach kurzer Zeit kroch der Kerl hervor, beschaute sie und als er sich überzeugt hielt, daß sie schlafe, ging er zum Tische, nahm die Werthsachen zu sich und versteckte sich dann in einen nah der Thür stehenden Garderobenschrank. In einer solchen Situation verstrich die Nacht, die dem geängstigten Mädchen wohl ewig lang erscheinen mochte. Früh Morgens kam der Vater, wie er versprochen. Kaum hatte er die Thür geöffnet, als der Spitzbube ihm entgegensprang, ihn umstieß und die Flucht nahm. Er entkam dem Bestürzten. Das geängstigte Mädchen liegt in Folge dieser Schreckensnacht schwer erkrankt darnieder und ihr dunkles Haar ist in dieser Nacht grau geworden.

Es ist jetzt möglich, von Basel aus in einem Tage ohne besondere Anstrengung nach dem Faulhorn zu gelangen. Diese Tour wurde jüngst von einem Basler Herrn ausgeführt. Er fuhr von Basel mit dem ersten Zug 5 Uhr 40 Minuten ab, kam in Interlaken gegen halb 2 Uhr an und machte da zu Mittag einen Aufenthalt von anderthalb Stunden. Um 3 Uhr fuhr er mit einem einspännigen Fuhrwerk nach Grindelwald, kam daselbst um halb 6 Uhr an, wo man Zeit findet, bis das Pferd gesattelt ist, etwas zu genießen. Um 6 Uhr in Marsch gesetzt, gelangte er um 9¼ Uhr auf die Spitze des Faulhorns.

Auch in Graubündten hat sich der Sommer mit einer Sonnengluth eingestellt, wie man solche viele Jahre hindurch nicht mehr erlebte. Die Bäche rauschen gleich Strömen von den Bergen, welche täglich viele Ellen ihres Schneemantels abstreifen. Im Engadin erlebte man seit 14 Jahren keine heißeren Tage, als die letzten.

Ein Herr Blondin ist in Gegenwart von vielen Tausend Zuschauern auf einem straffen Seile über den Niagara und wieder zurück gegangen. Er ging von der amerikanischen Seite ab, hielt in der Mitte an, zog an einem Seile von dem unten befindlichen Dampfboote „Maid of the West" eine Flasche herauf, deren Inhalt er, rittlings auf dem Seile sitzend, leerte und marschirte dann weiter; in 17½ Minuten gelangte er hinüber, in 12 wieder herüber.

Frau v. X.: „Erlauben Sie mir, Herr Doktor, wie können Sie den kleinen Augenblick, den ich gestern wegen der Erbschaft auf der Straße mit Ihnen verplauderte, in der Rechnung so hoch anschlagen?" Rechtsanwalt: „Weil ich weiß, gnädige Frau, daß man einen Augenblick, den man mit einer schönen Frau zubringt, nie zu hoch anschlagen kann."

Zweisilbige Charade.

Mein Erstes zu seyn, ist mein Letztes bestimmt,
So sehr es die Weiber mag schmerzen.
Den kraftvollen Namen des Ganzen vernimmt
Der Deutsche mit klopfendem Herzen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 91. Sonntag, 7. August 1839.

Der Sohn des Verräthers.

(Schluß.)

10.

John Lare hatte richtig vermuthet und der Arzt sich nicht getäuscht. George's Wiederkehr war das Zeichen zur Genesung Anna's. Die Freude des Herzens warf neue Rosen auf die erblichene Wange. Der nämliche Balsam wirkte auf Seele und Körper. Im Verlauf weniger Wochen verständigten sich John Lare und George über die Festsetzung des Hochzeitstages, um ihn Anna zu verkünden.

George geleitete sie beim ersten Ausgange.

„Wo gehen wir hin?" fragte er.

„Beginnen wir," entgegnete Anna, „mit einem Besuch bei denen, die uns geliebt haben. Ich will Dich zum Grabe Deines Vaters führen. Wir wollen dort zusammen beten."

Schweigend schritten sie zur Ruhestätte der Todten. — George, indem er an dem noch frischen Hügel niederkniete, begriff, daß, wenn der Schmerz einmal in die Seele eingedrungen, er sich vor einen Abgrund höhlt, um ewig darin zu wachen, und daß die Erinnerung an seinen Vater für immer die Klippe bilden würde, an der seine Hoffnungen ruhigen Glückes scheitern müßten. Dieser Gedanke entsetzte ihn. Wenn er indeß sich daran erinnerte, daß dieses Schmerzenserbtheil nur eine schwache Sühne des Leidens war, welches er Anna bereitet, so fand er sich weniger unglücklich und resignirte. Als er sich erhob, um heimzukehren, sagte Anna:

„Wir haben noch eine andere Pflicht zu erfüllen; wir müssen jede Vernachlässigung wieder gut machen."

Bei diesen Worten deutete sie auf den Weg nach Loch-Tall. Aber statt die Richtung einzuschlagen, die gerade aufs Schloß führte, wählte sie einen einsameren Pfad, den George sich nicht erinnerte, je betreten zu haben. Plötzlich aber erwachte sein Gedächtniß. Das Bild der letzten, unheilvollen Nacht, die er vor seiner Abreise nach Edinburg in Stone-Byres verbracht hatte, stieg wie ein blutiger Schatten über der Morgenröthe seines Glückes auf. Er erkannte jenen entsetzlichen Abhang, auf dem die Räder des Wagens nahe daran gewesen waren, zu brechen, die zerstreuten Felsblöcke, die verschlungenen Eibenbäume, den sich wie ein Labyrinth windenden Pfad, welchen von der einen Seite hoch zu den Wolken aufsteigende Granitmauern, auf der andern das schäumende Gewässer brausender Kataraкte begrenzten. Dieser Weg sprach zu der Erinnerung des jungen Hochländers. Aus dem Laub der Bäume, dem Funkeln der Kaskaden, den Brüchen der Felsen flüsterten tausend Stimmen ihm die Geschichte der Vergangenheit zu, und senkten ihn in eine Art starrer, trauriger Sinnesverwirrung. Anna erweckte ihn daraus, indem sie auf eine verborgene Stelle des Pfades und einen Stein deutete, dem eine ungeübte Hand einen Namen eingegraben hatte.

Georg stieß einen Ruf der Ueberraschung aus.

„Er hat Dich gerettet," sagte sie mit sanfter Stimme, „und ich schulde es ihm, daß Du jetzt bei mir bist. Und dann war es Dein Liebling. Ich habe es verhindert, daß man ihn in den Strom warf."

George fühlte sein Herz brechen. Er fiel vor Anna nieder, denn dieser Zug rührender Güte veredelte und erhob sie noch in seinen Augen.

Von diesem Augenblick war Anna's Sieg gesichert. Er wollte ihr danken, allein seine Stimme erstickte in seinen Thränen.

Das arme junge Mädchen hatte an Alles gedacht, sogar an Tom Trick's Leichenbegängniß.

Sie kehrten zum Dorfe zurück, diesmal für immer. — Nahm George indeß in der ganzen

Aufrichtigkeit seiner Seele das Glück der Ruhe und tiefen Friedens an, welches der Himmel ihm nach so vielen Prüfungen zu Theil werden ließ? Empfand er niemals in einsamen Momenten, den Betrachtungen des wachen Traumes, den man das Leben nennt, hingegeben, jenen inneren Kleinmuth der sich selten auf der Oberfläche spiegelt? Wendete sich niemals sein Herz, gleich der ewig zum Nordpol richtenden Magnetnadel, heimlich den Erinnerungen Edinburgs zu? Wenn dem so war, so wird wohl nur Gott allein die Selbstanklage vernommen haben.

Während dieser Zeit warf Lucy, nunmehr Horace's Gattin, und am Hofe Karl's des Zweiten gefeiert, wie es der Nichte des Marquis von Montrose gebührte, ungezählt ihre Tage den Festen und Zerstreuungen zu. Der Duft der Blumen umgaukelte ihre Locken, ihr feiner, leichter Fuß ließ sich gleich dem Fittich eines Vogels ohne Widerstand von den heiteren Tönen der Ballmusik hinreißen. Dennoch bemerkte Sir Horace mehr als ein Mal ihren träumerischen, starren Blick nach den Stunden rauschender Freude. Was suchten ihre Augen? Wohin wanderten ihre Gedanken? Wußte sie es selbst? ....

In diesem uneingestandenen Bedauern Lucy's, in dem verschwiegenen Schmerz George's, liegt die Geschichte aller menschlichen Sympathien. Es gibt kein Herz auf dieser Welt, keine Seele, ohne ein anderes Ich. Unglücklicherweise suchen sich Herzen und Seelen, ohne sich zu finden. Zwei getrennte Existenzen athmen, entwickeln sich und vergehen .... und weiter Raum liegt zwischen ihnen. Ein Zufall hätte die für einander Bestimmten einander nähern können. Aber meist begegnen sie sich nimmer, oder wenn es je geschieht, trennt sie ein fremdes Interesse, verscheucht sie ein Irrthum zerbricht sie die Nothwendigkeit.

Im Uebrigen gelangte keine Klage in die Außenwelt.

Die Thränen George's, ... Anna sah sie nicht fließen; das Sehnen Lucy's, ... Horace errieth wie dessen Quelle. In aller Augen waren es zwei beglückte, gottgesegnete Ehen.

Wie hätte man auch anders urtheilen können? Die Resignation gleicht so sehr der Zufriedenheit!

Eine Sklaven-Auktion.

(Nach der New-York Tribune vom 9. Mai.)

Die größte Versteigerung zweibeiniger Waaren, die seit langer Zeit im freien Amerika vorgekommen ist, fand am Mittwoch und Donnerstag in voriger Woche auf der Rennbahn bei der Stadt Savannah in Georgia statt. Die zur Steigerung gebrachte Quantität bestand aus 436 Männern, Frauen, Kindern und Säuglingen, die Hälfte der Negerhinterlassenschaft des Major Butler.

Der Erbe, Herr Pierce M. Butler, der in der freien Stadt Philadelphia kaufmännische Geschäfte betreibt, hatte durch die Krisis und sonstige Konjunkturen schwere Verluste erlitten, und dies nöthigte ihn, seine Kapitalien im Süden flüssig zu machen, um seine Gläubiger zu befriedigen.

Der „große Ausverkauf" war schon seit Monaten in den Zeitungen angekündigt worden, und da die Neger von den Butler'schen Plantagen als excellente Waare bekannt waren, so hatte sich eine beträchtliche Zahl Kauflustiger eingefunden.

Schon seit mehreren Tagen vor dem zur Auktion angesetzten Tage waren alle Gasthäuser in Savannah voll von Negerspekulanten aus Nord- und Südkarolina, Virginien, Georgia, Alabama und Louisiana.

Tagelang hörte man in den Gastzimmern und Schenkstuben nichts anderes, als Bemerkungen über die zum Verkauf gebrachten Waaren, die muthmaßlichen Preise, die Vermögensangelegenheiten des Herrn Butler ꝛc.

Kleine Gesellschaften fuhren nach der drei englische Meilen von der Stadt gelegenen Rennbahn, um dort die Waaren in Augenschein zu nehmen, zu untersuchen und sich ihre Notizen darüber zu machen.

Die Kauflustigen waren größtentheils ein roher, ungehobelter Schlag Menschen von den tief im Hinterlande gelegenen Plantagen, wohin die feine Gesittung noch nicht gedrungen ist.

Um seine Beobachtungen anstellen zu können, ohne sich der Gefahr des Gelynchtwerdens auszusetzen, war Referent genöthigt, die Rolle eines Kauflustigen zu spielen, denn die leiseste Vermuthung, daß er für ein nördliches „Abolitionisten"-Blatt berichten wolle, würde ihn in die ernstlichste Lebensgefahr gebracht haben.

Die Neger kamen von zwei Plantagen, — eine Reis-Plantage bei Darien im Staate Georgia und eine Baumwoll-Plantage von dem an der Küste dieses Staats gelegenen St. Simons-Island.

Die meisten waren Feldarbeiter, indessen war doch eine nicht ganz geringe Zahl von Handwerkern unter ihnen, namentlich Böttcher, Zimmerleute, Schuhmacher, Grobschmiede, die in solcher ordinärer Arbeit, wie sie auf Plantagen vorkommt, recht geschickt waren. Dazu gehört nun freilich

nicht viel, indessen ward doch die Handwerksgeschicklichkeit der Leute durchschnittlich eben so hoch veranschlagt, wie der Mann selbst, d. h. ein Mann, der als gewöhnlicher Feldsklave auf 900 Doll. zu taxiren gewesen wäre, wurde, wenn er sich auf das Schmiede- oder Böttcherhandwerk verstand leicht mit 1600 bis 1700 Doll. bezahlt.

Fast alle waren ganz schwarz, und das war ein Vortheil, denn diejenigen „Neger", die mehr oder weniger kaukasisches Blut in ihren Adern haben besitzen in der Regel mehr Intelligenz, als sich für eine „Waare" ziemt und zeigen eine für den Herrn nichts weniger als erfreuliche Gelehrigkeit im Verständnisse des Wortes „Freiheit", während die Volldiutneger sich mittelst der Peitsche viel leichter im Zug und Trab erhalten lassen.

Nie zuvor waren Sklaven von den Butler'schen Plantagen verkauft worden. Hier hatten sie ihr ganzes armseliges Leben von ihrer Geburt an zugebracht, hier waren sie herangewachsen, hatten gefreiet, Kinder gezeugt und waren alt geworden in der Nähe der Gräber ihrer Eltern. Alle ihre Kindheitserinnerungen, an denen der Neger vielleicht mit noch größerer Innigkeit hängt, als der Weiße, ließen sie hier zurück; alle Bande, welche ihre lebendigen Herzen aneinander knüpften, wurden zerrissen, denn nur die Hälfte des Völkchens war unter den Hammer gebracht, um nach allen Himmelsgegenden hin verzettelt zu werden, während die andere Hälfte daheim blieb. Und wer will sagen, wie innig und fest die Empfindungen und Neigungen eines so kleinen von der ganzen übrigen Welt abgeschiedenen, auf einen engen Raum zusammengedrängten Völkchens mit einander verwachsen sind?

Allerdings war angekündigt worden, daß sie „in Familien" verkauft werden sollten, doch was ist darunter zu verstehen?

Mann und Frau gelten für eine Familie, aber ihre Eltern und sonstigen nahen Angehörigen nicht. Der Mann und die Frau werden nach den Föhrenwäldern Süd-Karolinas verkauft, die Brüder und Schwestern über die Baumwollfelder von Alabama und Reissümpfe von Louisiana zerstreut, während die betagten Eltern ihr freudeloses verkümmertes Daseyn auf der alten Plantage ausseufzen müssen, um endlich in Gräbern zu vermodern, die niemals von den Thränen ihrer Kinder benetzt werden.

Auf Liebesbündnisse aber, die noch nicht durch die Ehe besiegelt sind, wird vollends keine Rücksicht genommen. Wie viele sehnende Herzen durch diese gewaltsame Trennung gebrochen seyn mögen, weiß der Himmel. Und die Trennung ist eine vollkommene, so hoffnungslos wie der Tod. Denn diese Armen können weder schreiben noch lesen und könnten sich also keine Mittheilungen machen, selbst wenn sie wüßten, wohin sie diese richten sollten.

Die Neger wurden in kleinen Trupps nach Savannah gebracht, wo der Auktionator und Negermäkler Bryan sie in Verwahrung nahm. Man brachte sie auf der Rennbahn in den bretternen Schuppen unter, worin die den Pferderennen bewohnenden Gäste ihre Pferde und Kutschen einstellen. Dort quartirte man sie pêle-mêle ein, ohne mehr Rücksicht auf ihre Bequemlichkeit zu nehmen, als nöthig war, um zu verhüten, daß sie krank und unverkäuflich würden. Sie saßen, aßen und schliefen auf den groben unbehobelten Dielen, ihre kleinen Bündel oder Taschen als Kissen und Sessel benutzend. Reis und Bohnen, gelegentlich auch ein Stück gesalzenes Schweinefleisch und ein Maisfladen bildeten ihre Beköstigung.

In Aller Gesichtern ließ sich der Ausdruck tiefer Bekümmerniß und Seelenangst wahrnehmen; Manche saßen mit stieren, auf den Boden gehefteten Blicken, gegen alles um sie her Vorgehende theilnahmlos, da, und nur zuweilen sah man eine Thräne sich aus ihren Augen drängen: — doch nur verstohlen, denn die Aufseher waren nahe und duldeten solche Sentimentalität nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein österreichischer Offizier geräth in Gefangenschaft in der Schlacht bei Montebello. Auf dem Transport nach Frankreich wird ihm Toulon zum Aufenthalt bestimmt. Bei einer liebenswürdigen Kaufmannsfamilie nimmt er Quartier. Es dauert nicht lange, man ist gut Freund. Der Zufall spielt eines Abends auf Namen, Umstände, Verhältnisse der Familie des Offiziers, der ein gutes, frisches Wiener Blut. Der Offizier ist nicht wenig erstaunt, die Hausfrau über seinen Namen in Nachdenken verloren zu sehen. Einige Augenblicke darauf verläßt die neue Hausfrau den Tisch, um bald mit einem sammetnen Etui wiederzukehren. Der Offizier erstaunt nicht wenig, da man ihm ein silbernes Medaillon reicht. Er überfliegt die eingravirten Worte und schreit vor Freuden auf. Auf dem Medaillon stand: „Zum Andenken an die Gefangenschaft in Wien. Vinzenz H....."

auf der einen Seite; auf der andern las man die Worte: „Dem Sergeant-Korporal Eugen C.... 1809.“ Unser Offizier war nicht wenig überrascht. Siehe da, er war ein Sohn des Vinzenz H....., in dessen Einquartirung der Großvater seiner Wirthin, Sergeant-Korporal Eugen C...., während seiner Wiener Gefangenschaft gewesen, und von dem er dieses Angedenken behielt. Vier Wochen sind seit diesem Abende verflossen. Unter den Gefangenen, die diese Woche Wien passirten, befindet sich ein Sergeant der Linie, ein junger Bursche Etienne C.... Kaum in der Kaserne, bittet er einen sich an ihn drängenden Neugierigen um Auskunft über einen Namen, den er an einem auf der Brust befestigten Medaillon eingezeichnet vorzeigt. Der Wiener war nicht wenig überrascht, den Namen seiner Familie auf dem Medaillon zu sehen. Er war ein Bruder des gefangenen Offiziers in Paris. Merkwürdiger Wurf, der die Enkel jener, die sich vor Jahrzehnten in der Gefangenschaft kennen und lieben gelernt, wieder in der Gefangenschaft zusammenführt. Zu Hause angekommen, erzählte unser Wiener Neugieriger das merkwürdige Zusammentreffen mit Etienne C...., den er leider nicht mitnehmen konnte. Und da lag eben auf dem Tische der Brief des theuern Bruders in Paris, der von dessen Anwesenheit im Hause des alten Sergeanten C.... erzählt.

Cäcilien-Verein.

Montag, den 8. August
im
Stadthaus-Saale:

CONCERT

zur
Vorfeier des 300jährigen Jubiläums des Gymnasiums zu Zweibrücken.

PROGRAMM.

I. Abtheilung.

1) Ouverture zum „Ahnenschatz“ von Reissiger.
2) Prolog.
3) Arie für Sopran mit Klavier- und Violoncellbegleitung von Carl Oberthür.
4) Burschenfahrten von Otto: a. Studentenlied „Gaudeamus igitur“; b. das Lied von der Kneipe; c. der Commerce; d. das Ständchen; e. Walcher.

II. Abtheilung.

5) Sinfonie aus C-Dur von Mozart, opus 38. Erster Satz, Allegro vivace.
6) Sonate in D-Dur für Klavier und Violine von Beethoven.
7) Terzett aus „Freischütz“ von Carl Maria v. Weber, „Wie, was Entsetzen“, für 2 Soprane und Tenor.
8) Aus Paulus, Oratorium von Mendelssohn-Bartholdy: a. Chor: „Mache dich auf, werde Licht“; b. Choral: „Wachet auf, ruft uns die Stimme“; c. Schlusschor des ersten Theils: „O welch eine Tiefe des Reichthums, der Weisheit“.

Anfang 6 Uhr. — Ende nach 8 Uhr.

Eintrittspreis für Nichtmitglieder à Person 36 kr. Familienbillets zu 4 Personen sind bei dem Vereinskassirer Herrn Faber für 1 fl. 45 kr. zu haben. — Die Mitglieder des Vereins zeigen beim Eintritt nur ihre Karten vor.

Mittwoch Abend 8 Uhr gibt der Verein zum Schlusse des Festes einen

BALL.

Eintrittspreise: a. für die Mitglieder 30 kr.; b. für Abonnenten 1 fl.; c. an der Kasse 1 fl. 12 kr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 93. Dienstag, 9. August 1859.

Alfma.

Erzählt von H. M. Hertheny.

1.

Dicht, doch in leichten Flocken stäubte Novemberschnee auf das Straßenpflaster von Berlin herab, und die krystallisirten Flaumen berührten kaum den Boden, als sie sich schon in schmutziges Wasser auflösten, in dem Tausende von Füßen rücksichtslos umherwateten. Die Kaufmannsläden waren hell erleuchtet, und viele Personen noch geschäftig auf den Beinen. Ein großer, junger Mann, an dem durchaus nichts Auffallendes zu bemerken war, trat in einen Cigarrenladen unter den Arkaden der Schloßfreiheit, und nachdem er sich einige Havannah erhandelt, zündete er eine derselben an und ging seiner Wege. Er lenkte durch die breite Straße endlich in die Schornstraße ein und trat in eines der schlechtbeleuchteten, alten Häuser. Auf der hölzernen Treppe brannte kaum ein Licht, denn die Oellampe warf nur matten Schein um sich. Bereits am Fuß der Treppe hörte man oben Stimmen in monotonem Gleichklang, und als der junge Mann im ersten Stockwerk angelangt war, blieb er lächelnd stehen, — die Lampe strahlte eben ihren ärmlichen Schein auf ihn, — und hörte eine Weile zu. Innerhalb jener Thüre sang eine Versammlung von Gläubigen mit halbem Tone, doch im ganzen Chore. Einer der vielen Muckervereine Berlins war hier zu gemeinsamer Kontemplation versammelt. Sonst herrschte im ganzen Hause lautlose Stille. Die schmutzige Treppe, die halbe Beleuchtung, und der vorschlagende Rattengeruch gaben dem Ort einen widerlichen Lokalton. Der junge Mann stieg aber noch einige Stufen höher, und hielt erst auf dem Absatze des zweiten Stockwerkes. Hier brannte ebenfalls eine Oellampe matt und verdrossen, kein Laut war rege, blos das Sanggemurmel tönte abgeschwächt herauf, und die drei verwittert dunklen Thüren, welche der kahle Treppengang aufwies, schienen mit ihren Thürpfosten verwachsen zu seyn. Das ganze Haus, welches sichtbar kaum über ein halb Jahrhundert alt war, trug alle Spuren jener Veralterung an sich, welche Vernachlässigung so rasch herbeiführt. Der junge Mann schellte an der von der Treppe aus links gelegenen Thüre, und wartete dann geduldig einige Minuten; als sich durchaus Nichts regte, wollte er Kehrt machen, griff aber vorher noch unwillkührlich an die Klinke, um zu probiren, ob die Thüre blos angelehnt sey. Die Thüre ging durch den Druck sogleich auf, und der junge Mann, der Dies mit einigem, doch nicht auffallendem Erstaunen bemerkte, befand sich nun vor einer zweiten, inneren Thüre. Auch diese war offen, und führte in ein ziemlich leeres, dunkles Vorzimmer; da jedoch der junge Mann in der Stube nebenan halbhellen Lichtschein bemerkte, so ging er nunmehr ruhig und sicher darauf los, beruhigt, daß die Wohnung nicht leer sey. Er trat also in die nächste Stube. Es war Dies ein ziemlich großes, schlecht bemaltes Gemach, blos beleuchtet durch eine Studierlampe mit verdecktem Schirm, welche auf einem großen, runden Tische rechts zunächst dem Ofen stand. Weiters befanden sich moderne Sammtmöbel, und eine Chaise longue von Chagrinleder in der Stube, doch unordentlich umhergestellt; eine Pendule lag noch unaufgehangen auf einem anderen Tische, und mitten in der Stube befand sich ein großer Reisekoffer, dessen reicher Inhalt auf dem Boden umherlag. Prächtigfarbige, offenbar orientalische Seidenstoffe hingen über den Kofferrand, elegante Bücher lagen zuhauf daneben, dazwischen einige blitzende Waffen, und auf dem Tisch mit der Lampe ein langes Rohr mit mächtigem Bernsteinmundstück, und zugleich eine schlanke, farbige

Randlah, mit umwundenen Schläucken. Der junge Mann bemerkte im ersten Augenblicke Niemanden im Zimmer, blieb daher ziemlich erstaunt und neugierig im Halbdunkel umherforschend stehen, als er plötzlich ein leises, ächzendes Gewinsel vom Bette her vernahm, das in der düstersten Ecke seinen wohlbekannten Platz hatte. Der Besucher schrack heftig zusammen, und rief dann, halb schon zur Thüre gewandt: „Alfma! Sind Sie hier?"

Eine sekundenlange Pause trat ein, darnach ließ sich ein lauteres, unverkennbares Röcheln vernehmen, wie es Schlafende ausstoßen, wenn Alpdruck auf ihnen lastet, oder auch wie ....; der junge Mann war mit einem Satze am Bett, und im selben Momente wankten ihm auch bereits die Kniee; er stand eine kurze Weile wie gelähmt durch Schreck, fast bewußtlos da, — dann griff er rasch nach der Lampe auf dem Tische zunächst, hob den Schirm ab und leuchtete auf das Bett hin. Die Lampe zitterte so arg in seiner Hand, daß sie beinahe verlöschte. Auf dem Bette lag, in einen großen weißen indischen Kaschmir halb gehüllt, ein anderer junger Mann, offenbar fremder Race angehörend, — der Schädel klein, und ungemein scharf in allen Zügen ausgearbeitet, von der Stirne schwarzem, kurzem Haare kranzförmig eingefaßt war, und die Nase raubvogelartig gebogen, doch sehr zierlich — und wie er so dalag, glotzte er den sich über ihn Neigenden mit großen, schwarzen Augen wie im Starrkrampfe an. Der Mund stand voll von Blut, er röchelte schwer, und mitten in der entblößten, haarigen Brust stack ein dickes, fremdartiges Messer, bis an den Griff eingebohrt, der von ziseliertem Silber war. Und der Mann lag ruhig und resignirt da, und nur seine beiden Hände, die auf dem weißen Kaschmir starr ausgestreckt waren, zitterten fieberhaft. Ebenso schlug er manchmal die Kinnbacken wie im Frost zusammen, wobei er leise winselte. Sonst war er regungslos.

Dieser Anblick bot sich dem Beschauer eine Sekunde lang in ganzer gewuchtiger Totalität dar; doch schon in nächster Sekunde sank der hinzugetretene junge Mann vor dem Bett auf das Knie, setzte die Lampe auf den nächsten Stuhl und flüsterte mit tieferschrockener, bebender und lallender Stimme: „Alfma! um des Himmels willen, was ist denn geschehen? Träume ich, oder bin ich wahnsinnig? Sehe ich recht? Sie im Blute, sterbend? Was ist hier geschehen? O, ich mache sogleich Lärm!" Er hatte hiebei des Verwundeten Hand erfaßt, welche ihn sogleich wie eine eiserne Klammer festhielt, mit all' der Kraft krampfhafter Agonie, und der sichtbar schon rettungslos Daliegende sagte mit schwerer Stimme, leise und mit seltsam fremdklingendem, kaum verständlichem deutschen Accente: „Still, still! — fliehen Sie — fort, Borody — darf Niemand — wissen, wird — auch — Niemand er- — fahren! Fort! — retten Sie sich — sie kommen gleich — sprechen Sie — nichts! Räthsel! — nicht zu lösen — und . . ."

Allmälig erlangte der Verwundete mehr Kraft der Stimme, er spuckte heftig Blut, erlangte wieder etwas Macht über seine Glieder und wollte sich das Kopfkissen zurechtrichten.

Borody, noch immer wie verdonnert vor Entsetzen, schob rasch Alfma die Kissen zurecht, wodurch dieser höher lag und leichter athmete, und wollte eben in heller Verzweiflung losbrechen, als der offenbar bereits Agonirende mit fast klarer Stimme in gebrochenem Deutsch hinzusetzte: „Ich sterbe — mein Freund! — Sie ahnen das furchtbare Räthsel kaum — aber — fliehen Sie rasch — noch sah Sie Niemand — rasch — Miardala kommt gleich — fort — o, Miardala! — Leben Sie wohl! — fort — fort — fort — [illegible] sich agonistisch, aus seinem Munde entquoll eine ganze Lache von Blut.

Borody stand minutenlang rathlos und unentschlossen, er zitterte am ganzen Leibe; plötzlich richtete er sich voll auf, nahm des Sterbenden Hand, küßte sie, indem ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen, sprach auch nicht ein Wort, sondern ging rasch der Thüre zu, durchschritt eben so rasch das Vorzimmer, ließ die beiden Außenthüren geräuschlos hinter sich zufallen, und eben, als er am Treppenabsatz angekommen war, fühlte er erst, daß ihn die Kraft verließ, die Kniee schlugen aneinander, er hatte keinen Halt an den Beinen und klammerte sich, dem Umsinken nahe, an den Mauerpfeiler. Jedoch rasch raffte er sich zusammen, strich sich mit der Handfläche über die Augen und das Gesicht, schüttelte sich bebend am ganzen Körper und ging langsam und vorsichtig die Treppe hinab; anfangs schwankend, dann festen Fußes.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Sklaven-Auktion.

(Fortsetzung.)

Die Kleidung der Sklaven war so mannigfaltig und grotesk, als möglich, namentlich bei den Männern durchweg von den rohesten und gröbsten Stoffen, wie sie in den Neu-England-Fabriken eigens für den Bedarf der Plantagen gefertigt werden.

Die Uebereinstimmung bestand nur darin, daß Keinem irgend eines seiner Kleidungsstücke zu passen schien. Man ist geneigt, die Kostüme des „Neger-Minstrels", wenn sie die Plantagen-Neger darstellen, für übertriebene Karrikaturen zu halten, doch in Wirklichkeit bleiben sie an phantastischer Abenteuerlichkeit noch hinter den Urbildern zurück. Die Kleider sitzen Allen so lose und schlotterig an, daß man meinen sollte, sie müßten sie abschütteln können, ohne nur die Hände aus den Taschen zu nehmen.

Die Frauen, ihrem natürlichen Instinkt getreu, hatten fast sämmtlich irgend einen Putz zu erübrigen gesucht. Alle trugen turbanartig um den Kopf gewundene bunte Tücher und manche hatten noch einige Glasperlen oder bunte Bänder umgebunden. Einige trugen auch Ohrringe und eine konnte sich sogar einer Halskette von gelben und blauen Perlen rühmen. Die Kleider der meisten waren von grobem blauen Drill, manche indessen auch von grellfarbig bedrucktem Kattun. Die kleineren Kinder und Säuglinge waren meistens sorgfältiger und gefälliger gekleidet, als die älteren; einige trugen recht niedliche, mit einem Streifen rothen Tuchs besetzte Jäckchen.

Die Sklaven waren schon 4—6 Tage vor der Versteigerung an Ort und Stelle, damit die Kauflustigen sie besichtigen und ihre Auswahl treffen konnten.

Und in der That waren während dieser Tage die Schuppen gedrängt voll von Besuchern, darunter viele Spekulanten, die sich einen Vorrath zum Wiederverkauf einlegen wollten. Die Neger wurden mit so wenig Gêne untersucht, als ob es deren so viele Pferde gewesen wären. Man öffnete ihnen den Mund, um ihre Zähne zu sehen, kniff sie in Arm und Beine, um die Stärke ihrer Muskeln zu prüfen, ließ sie auf- und abgehen, um zu sehen, ob sie nicht vielleicht lahm seyen, ließ sie sich nach allen Richtungen bücken, biegen und wenden, um zu ermitteln, ob sie irgend einen Bruch, eine Wunde und dergl. hätten, und zum Ueberfluß richtete man an sie selbst noch eine Menge Fragen über ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten.

Alle diese Demüthigungen ertrugen sie ohne Murren und wenn ihnen die äußere Erscheinung des Käufers gefiel, sogar mit großer Bereitwilligkeit, in der Hoffnung, einen guten Herrn zu bekommen.

Hier eine einzelne Szene, als Beispiel für hunderte von ähnlichen.

„Elias", dem Katalog zufolge Nro. 5, hatte an einem ältlichen Manne von wohlwollendem Gesichtsausdrucke Gefallen gefunden und suchte ihn zu überreden, daß er ihn sammt Frau und zwei Kindern (Nummer 6, 7 und 8) kaufen möge. Doch an das Herz und die menschlichen Gefühle des Mannes zu appelliren, daran konnte der arme Teufel nicht denken, seine ganze Hoffnung beruhte darauf, ihn zu überzeugen, daß die Muskeln und Knochen ihren Preis werth seyen.

„Schaut's her, Herr; bin ein excellenter Reisspflanzer; könnt keinen bessern finden; bin noch gar nicht alt; kann mehr schaffen, wie je; kann auch ein bischen zimmern; kauft mich doch ja, guter Herr; will auch ein guter Knecht seyn. Und da, die Molly, meine Frau; tüchtiges Menschenschafft beinahe so viel wie ich. Da tritt her Molly, zeig' Dich dem Herrn!"

Molly tritt mit über die Brust gekreuzten Händen heran, macht einen kurzen plötzlichen Knicks, wie es den Negerinnen eigenthümlich ist und schaut den wohlwollenden Mann mit stummem Flehen an.

Elias ist unermüdlich in seinen Anpreisungen: „Zeig dem Herrn Deinen Arm, Molly; — prächtiger Arm das, lieber Herr; kann furchtbar schaffen damit; zeig dem guten Herrn Deine Zähne, Molly; — da schaut's her, Herr, alle Zähne in Ordnung, alle fest und gesund; sie ist noch ganz jung. Komm her, Du, Israel, Junge, spazier' herum, daß der Herr sehen kann, wie flink Du bist."

Dann, auf sein dreijähriges Mädchen zeigend, die sich ängstlich an ihrer Mutter Schürze klammert und an ihrem fetten Händchen saugt: „Kleine Wandy, ist noch ein Kind; wird noch ein Allerweltis-Mädel werden. Bitte, lieber Herr, kauft uns; macht ein gutes Geschäft mit uns" u. s. w.

Doch der wohlwollende Mann fand, daß er eine andere Nummer des Katalogs etwas wohlfeiler bekommen kannte und so war die Beredtsamkeit von No. 5 vergebens.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die in Wien erscheinende Zeitschrift „der Fortschritt“ (redigirt von Isidor Heller) hatte, wie sie jüngst mittheilte, Gelegenheit, ein aus Verona vom 7. Juni datirtes Schreiben zu lesen, welches ein junger österreichischer Soldat an seine in Wien wohnenden Eltern richtete. Er schildert den Abzug der Oesterreicher aus Mailand und erzählt dabei folgende interessante Szene: „Mitten in der ziefaufgewühlten, lärmenden, tobenden Stadt, welche mit dreifarbigen Fahnen und Blumen sich schmückte um den Feind zu empfangen, steht auf einem weiten Platze ein Trupp kroatischer Soldaten. Sie hatten sich verirrt und wissen nicht ein nicht aus in der großen weiten Stadt, deren Sprache sie nicht kennen. Sie halten kurzen Rath und beschließen sich zu wehren. Sie bilden ein Carré, um gegen alle Seiten hin gedeckt zu seyn, laden ihre Gewehre und erwarten mit trotzigen Mienen, was das Schicksal über sie verhängt haben mag. Der Anblick des kleinen, aber unverkennbar entschlossenen Häufleins flößt der großen Masse des [illegible] Respekt ein und Niemand wagt es, sie anzugreifen oder zu beleidigen. — So mögen sie etwa eine Stunde gestanden haben, als sie einen österreichischen Stabsarzt, Namens H. bemerkten. Sofort eilten einige von den Soldaten auf ihn zu, theilten ihm in wenigen Worten ihre Verlegenheit mit und baten ihn, sie aus der Stadt herauszuführen. Der Stabsarzt erklärte sich bereit, stellte sich an ihre Spitze, zog den Säbel und kommandirte „Marsch!“ Die energische Haltung, welche die Soldaten zeigten, ihr festes Auftreten scheint mißverstanden worden zu seyn, denn alsbald entstand Lärm und Geschrei, als gelte es einen Angriff abzuwehren. Die Folge davon war, daß man hie und da anfing, aus den Fenstern auf die kleine Truppe zu schießen. Die Sache drohte eine mißliche Wendung zu nehmen. Die Soldaten wollten mit ihren Kugeln antworten und nur mit Noth konnte H. sie davon abbringen, der kalten Blutes die gefährliche Situation überblickte. Da, in dem kritischsten Momente, fliegt eine Thüre auf, und eine ganze Schaar plaudernder, lachender, schreiender Mädchen verläßt die Schule. Sie kümmern sich weder um die Verbündeten, noch um die Oesterreicher, und laufen munter an den Kroaten vorüber. In diesem Augenblicke wendet H. sich um, richtet einige Worte an die Soldaten, diese fahren auseinander, fallen über die Kinder her und — jeder nimmt eines von ihnen auf den Arm. Die Kleinen sind erschreckt, doch einige Worte des Arztes und mehr noch die freundlichen Gesichter der Kroaten beruhigen sie. So ziehen die Soldaten weiter, mit der Rechten „Kolben hoch“, auf dem linken Arme die Knospe einer reizenden Italienerin der Zukunft tragend. Die Volksmenge, welche Zeuge dieser Szene war, ist im ersten Augenblick entsetzt. Bald jedoch erräth man die Absicht des Führers der Soldaten, man ist angenehm überrascht, man lacht, man applaudirt, man ruft Evviva! In allen Straßen wird der interessante Zug auf's freundlichste aufgenommen und unbehelligt gelangt die kleine Truppe, gefolgt von einer großen Schaar Neugieriger, vor's Thor. Hier küßt jeder Kroate sein kleines Schätzchen und die niedlichen Italienerinnen scheinen dagegen nicht protestiren zu wollen. H. kauft Kirschen und Melonen, beschenkt die Kinder reichlich und mit artigen Knixen empfangen sie das Präsent. H. bittet schließlich die anwesenden Mailänder, die Kinder heimgeleiten zu wollen und zieht dann mit seinen Schutzbefohlenen weiter.

Vor Kurzem starb in Berlin einer jener ausgebildeten Wucherer, welche der Volksmund „Blutsauger“ oder „Halsabschneider“ nennt. Am letzten Tage seines zinsenreichen Daseyns versammelte derselbe seine Söhne um sich und theilte ihnen mit, daß drei Monate nach seinem Tode Jeder von ihnen die Summe von 30,000 oder (es kommt hierbei auf die Richtigkeit der Größe des Erblasses durchaus nicht an) 40,000 Thaler erhalten würde. „Aber Vater,“ fragte einer der Söhne bittend, „wozu diese lange Frist? Können wir denn unser Erbe....“. „Gut,“ unterbrach ihn der Sterbende, „gebt mir 3½ Prozent Disconto, und Ihr sollt das Geld sofort erhalten!“ — Außer dieser bezeichnenden Anekdote erzählt man sich auch in der Stadt die merkwürdige Naturerscheinung, daß das Gras, welches auf das Grab des Entschlafenen gelegt war, bereits nach drei Tagen zu wuchern begann. (Glasbr. „Berlin“.)

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 93:

Hermann.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 96. Freitag, 12. August 1859.

Alfma.

(Fortsetzung.)

Alles war ringsum still. Im ersten Stocke währte noch der halbverhaltene Muckergesang fort. Borody blieb wieder einen Moment stehen, um aufzuathmen, nach Ruhe und Gleichmuth ringend, dann ging er ziemlich sicher hinab, und trat durch's Hausthor in die nasse Straße; glücklicherweise war es eine der wenigbelebtesten, dennoch blendete ihn der Lichtschein der Laternen, und er nahm unwillkürlich das Sacktuch vor's Gesicht. Er ging raschen Schrittes, in einen Wirbel von Gedanken hinabgezogen, vorwärts. Er hatte bisher durchaus Niemanden begegnet. Erst auf der Straße sah er Menschen um sich, indifferente Leute, welche unaufmerksam vorbeikamen. Er ging immer weiter. Mit einem Male bemerkte er das königliche Rathhaus vor sich und wurde nun erst inne, daß er nach ganz anderer Richtung zu gewollt. Er machte also Kehrt und ging rasch, doch nicht ungewöhnlich eilig durch die nächsten Straßen auf's Schloß zu und von da nach den Linden in sein Hotel. Auf seinem Zimmer angekommen, hatte er kaum mehr Kraft, Licht zu machen, und warf sich dann auf den Divan mit dem Gesicht voraus, und sein ganzer Körper zuckte. Er war eine Weile gar nicht mächtig, einen klaren Gedanken zu fassen. Es schien ihm, als wäre sein Hirn jäh in einen siedenden Brei aufgelöst, in dem alle Gedanken durcheinander brodelten. Plötzlich klopfte Etwas an der Thüre. Borody fuhr entsetzt auf und horchte. Nach einer kurzen Weile klopfte es wieder, doch sehr bescheiden. Borody raffte sich auf und rief herein. Ein hübscher junger Bursche in Garçontracht trat mit brennenden Armleuchtern lächelnd ein und frug höflich, doch zutraulich, ob der Herr Baron Nichts befehle, er habe erst jetzt durch das Stubenmädchen das Nachhausekommen des Herrn auf Nr. 13 erfahren. Borody starrte den lächelnden Jungen Anfangs ganz gedankenlos an, und als dieser theilnehmend frug, was dem Herrn Baron sey, indem er so erschreckend blaß aussehe, schrack der Baron heftig zusammen und sank auf den Divan zurück. Der Kellner staunte, blieb noch momentan erwartungsvoll stehen und wollte sich dann entfernen. Doch Borody erhob sich jetzt völlig gefaßt, ging auf den Jungen zu, und indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, sagte er fast scherzhaft:

„Mein hübscher Jean, bringen Sie mir eine Flasche ungarischen Rothwein, recht viel Briefpapier und sagen Sie dem Portier, daß er ja gewiß Niemanden zu mir herauf lasse; hier haben Sie, mein Freund! eine Kleinigkeit für sich, aber in fünf Minuten muß Alles auf dem Tische stehen, und ich will allein seyn. Allons!"

Als die Thüre sich schloß, ging Borody heftig in der Stube umher. „Ich stehe da ganz ohne alle Ahnung und Schuld plötzlich auf einem Pulverfasse!" murmelte er laut; „hier kann nur ein schneller, energischer Entschluß retten! Ich werde mit mir selbst Kriegsrath halten. Welche entsetzliche, und zugleich welche tiefräthselvolle Geschichte! Ich kenne ja kaum diesen Perser oder Indier, oder was Teufel er eigentlich ist! Armer Alfma! als wir uns vor acht Tagen noch so jubelnd beim Souper mit den niedlichen Tänzerinnen erfustigten, wie hätte ich da ahnen können! Und in jenen stillen Abendstunden, die ich mit dem mir so sympathischen zierlichen Fremden auf seinem Zimmer zubrachte, sagte er mir doch eigentlich gar Nichts, was zur Lösung dieses Räthsels beitrüge. Offenbar liegt hier kein gemeiner, auch durchaus kein deutscher Mord vor. Es kann kein Raubmord seyn und keine That etwa eines Berliner Verbrechers — denn Alfma's Worte, — er hätte

gewiß bei einem ähnlichen Anfall um Hilfe geschrieen und auf Verfolgung gedrungen, läge ein hiesiger, ein gewöhnlicher Angriff vor. Und nannte er nicht einen Namen? — den Namen von Jemanden, dessen nochmaliges Kommen er erwartete oder fürchtete? Und war es nicht derselbe Namen, den er in jener Nacht ausstieß, als wir so heiter die Linden hinab lustwandelten und Alfma plötzlich aufschrie, als wäre er auf eine Schlange getreten? Ich sah freilich Nichts, als den Schutzmann, der auf den Schrei herbeieilte, weil er Unglück befürchtete — und wie betrank sich der sonst so nüchterne Alfma in jener Nacht! Räthselhaftes Entsetzenswerk! Ei was, zum Teufel mit allem Räthselhaften! Was gehen mich diese persischen oder indischen Blutromane an, wenn ich nur nicht so unvorhergesehen in die ganze Geschichte hineingetappt wäre. Ich — der ich durch diesen gräßlichen Vorfall das Aergste für mein eigenes Geheimniß und somit selber namenloses Verderben zu fürchten habe! Der Gedanke macht mir das Blut zu Eis gerinnen, daß ich, als Zeuge bei dieser Mordthat, meinen eigentlichen Namen nennen müßte und, so ehrenwerth ich als Zeuge bei einem mir völlig fremden Vorfall bestehen könnte, welch eigenes Drama hätte ich mit Bezug auf meine Heimath abzuspielen, sobald die Identität meiner Person sich erheben ließe. Nein — das darf ich nicht wagen; das würde alle meine Pläne, meine Hoffnungen, mein geheimes Streben, meine persönliche Sicherheit vereiteln, in Frage stellen! Nein, nein, nein!"

Im selben Momente, als Borody heftig stampfte, klopfte es wieder an die Thüre. Er fuhr erschrocken zusammen; doch im gleichen Augenblicke trat der Kellner mit dem Gewünschten ein und entfernte sich wieder rasch.

Der Baron schloß die Thüre ab, entkorkte die Flasche, trank hastig ein Glas hinab, zündete sich eine Cigarre an und wollte sich neuerdings auf den Divan werfen, als er mit lautem Schrei zurückprallte, denn er sah auf dem Divan ein weißes Tuch liegen, das mehrere Blutflecken aufwies. Er stürzte auf dasselbe los und hob es behutsam auf, stieß aber zugleich einen neuen stärkeren, doch halb verhaltenen Schrei aus, als er unter dem Tuche einen rothen runden Klumpen sah. Er leuchtete neugierig darnach nieder und fand zu nicht geringem Erstaunen eine blutrothe, knapp am Stengel abgebrochene Kamellie. Was war Das? Wie kam dies Sacktuch hierher? Er untersuchte das Tuch genau; es war vom feinsten Battist. Da die jüngste Mode Mitteleuropa's den Battist auch den Herren der Schöpfung gestattet, so ließ sich schwer entnehmen, ob dies Tuch einem Manne oder einer Frau gehört haben mag. Als Merkzeichen fand sich, blau gestickt, ein anscheinend lateinisches großes R vor, welches aber eben so gut ein griechisches oder russisches ρ hätte seyn können. Und diese Kamellie? Und der Umstand, daß Alfma, zu Tode verwundet, aber im tiefsten Negligee im Bette lag? Borody sprang auf und warf das Tuch auf den Divan und rief wüthend: „Zum Teufel mit all dem romanhaften Spuck! Wie kommt denn nur dies Sacktuch und diese äffende rothe Blume in meine Stube? He! wo habe ich jedoch mein eigenes Sacktuch?" Und der Baron durchsuchte emsig alle seine Taschen. „Bei Gott!" rief er endlich, „das Tuch muß bei Alfma geblieben seyn und ich nahm baar aller Sinne dies Tuch statt des meinen mit und da ich es natürlich die ganze Zeit über krampfhaft in der Faust hielt, überhaupt kaum wußte, was ich that, so bemerkte ich auch die Verwechslung nicht. Nun ist guter Rath theuer! — Kopf hoch! jetzt muß ruhig und überlegt gehandelt werden! Gut, machen wir den Anfang!" Und der Baron nahm das Battisttuch an einer der vier Spitzen auf und hielt es über das brennende Licht; im Nu ioderte das leichte Gewebe auf und verkohlte zu Zunder. Die Wachsblume widerstand stärker, aber so sehr der Pflanzensaft spritzte und übel roch, zuletzt verkohlte der ganze Klumpen. Dann nahm Borody seine Kasette hervor, leerte deren Inhalt an Gold und Noten und sonstigen Papieren, steckte das Alles in einen Ledergürtel, den er sich unter der Kleidung an den bloßen Leib schnallte, zog unterm Hemde eine dicke Flanelljacke an, nahm Juchtenstiefel und zuletzt einen einfachen, doch innen mit kurzem schwarzen Astrachan gefütterten Winterrock, setzte auch eine simple Mütze auf und als er so völlig reisefertig war, schloß er seine Koffer und die Laden an den Kasten, welche voll Wäsche und Kostümen waren. Dann trat er an den Tisch und prüfte seine Brieftasche.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Sklaven-Auktion.

(Fortsetzung.)

Aehnliche Auftritte ereigneten sich auf allen Seiten: hier Eltern, welche die Kraft und Ge-

schicklichkeit ihrer Kinder anpriesen und alle Muskeln und Sehnen aufwiesen, nicht in verzeihlichem Elternstolze, sondern um sie dem Menschenkäufer um so begehrenswerther zu machen; dort wieder Kinder, welche die Schwäche und das Alter ihrer Eltern entschuldigten, um sie verkäuflicher zu machen und ihnen gute Herren zu verschaffen.

Die Frauen redeten Niemanden aus freien Stücken an, sondern antworteten nur, wenn sie gefragt wurden. Und nicht eine von ihnen hörte ich auch nur mit einem unzarten oder unweiblichen Worte auf die rohen Fragen antworten, die an sie gerichtet wurden; ihr Benehmen war so sittsam und anstandsvoll, als gehörten sie den besten Gesellschafts-Klassen an.

Unter den Besuchern der Ausstellung ward auch die Frage der Wiedereröffnung des afrikanischen Sklavenhandels häufig besprochen und fast Alle sprachen sich mit wahrer Begeisterung für diese schöne Idee aus. Namentlich war da ein rothnasiger Major, oder General, oder Korporal — denn mit diesen militärischen Bezeichnungen nimmt man's im Süden nicht so genau, und es thut's die eine so gut wie die andere — der seine Bemerkungen mit den nachdrucksvollen Worten schloß: „Binnen drei Jahren müssen wir alle Nigger aus Afrika hier haben, — 's dürfen, Gott straf' mich, nicht genug zur Aussaat drüben bleiben."

Die Versteigerung selbst ging in einem großen, auf einer Seite, nach der Rennbahn zu, offenen Raume vor sich, der mit dem Sklavenpferch durch zwei große Thüren in Verbindung stand.

In der Mitte war eine kleine, drittehalb Fuß hohe Bühne errichtet, auf welcher die Schreiber an ihren Pulten saßen und der Auktionator die zu verkaufenden Waaren vorführte.

Ein großer, wohlbeleibter Mann mit branntweingeröthetem Gesichte besteigt die Bühne, verliest die Verkaufsbedingungen (ein Drittel baare Anzahlung, zwei Drittel binnen 2 Jahren abzutragen und durch Hypothek oder Wechsel zu sichern) und beginnt die Versteigerung. Die anwesenden Käufer, etwa 200 an der Zahl, drängen sich dichter um die Bühne, während die Neger, die weiter hinten auf dem Katalog stehen und fürerst nicht gebraucht werden, sich im Hintergrund in trübseligen Gruppen sammeln, um dem Verlauf der Auktion zuzusehen, an dem sie selbst ein so trauriges Interesse haben.

Der Wind heult draußen, ein kalter Regen drängt durch die offene Seite des Saales herein, so daß der Schnapswirth in der Ecke ein gutes Geschäft macht, die Käufer stecken sich frische Cigarren an, nehmen den Katalog und ihre Bleistifte zur Hand, und das erste „Gebinde" der zweibeinigen Waare wird von einem fetten Mulatten — selbst ein Sklave — auf die Bühne geführt. Es besteht aus 4 Nummern; „1. George, alt 27 Jahre, vorzüglicher Baumwollenpflanzer; 2. Susanna, alt 26 Jahre, dito Reispflanzerin; 3. Georg, alt 6 Jahre; 4. Harry, alt 2 Jahre. Geboten wird per Stück und dann das Höchstgebot mit der Zahl der Nummern im „Gebinde" multiplizirt. So wird vorstehendes „Lot" zu 620 Doll. per Stück, insgesammt also für 2480 Doll. zugeschlagen.

Alle möglichen Typen der Sklavenhalter-Aristokratie des Südens sind unter den Bietern vertreten.

Da ist der flotte junge Mann aus Georgia, seine Hosen in die Stiefeln gesteckt, die Sammtmütze verwegen auf der einen Seite herabgezogen, den Mund voll Kautabak, den er von einem, einer schmierigen Wagendeichsel ähnlichen Stück abbeißt; — aus der Brusttasche oder dem Gürtel schaut die Pistole oder das Hirschfänger-ähnliche Bowiemesser hervor.

Daneben schleicht ein fromm aussehender weißhaariger Mensch mit goldener Brille und weißem Halstuch, in seiner äußeren Erscheinung einem Traktätchenvertheiler oder frommen Kollektensammler ähnlich; leise gleitet er umher, drängt sich vorzüglich an die Weiber und richtet an sie so schamlos freche Fragen, daß den, der sie zufällig hört, die Lust anwandelt, dem weißhaarigen Sünder einen Denkzettel für's ganze Leben zu verabfolgen.

Dann wieder alle Varietäten des hinterwäldlerischen Raufbolds, die in dem Maße lauter und zügelloser werden, als sie dem Schenktische zusprechen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Vergangenheit der Lombardei. Es dürfte jetzt nicht ohne Interesse seyn, die Schicksale der Lombardei kurz zu skizziren. Das Mailändische fiel nach den langen und gräßlichen Kämpfen der Ghibellinen und Guelfen unter die Herrschaft der Familie Fisconti, die ihm mehrere Herzoge gab. Die letzte Erbtochter dieses Hauses, Valentine, heirathete den Herzog von Orleans

und wurde so Großmutter des Königs Ludwig XII. von Frankreich. Da Ludwig XI. auf alle Prinzen von Geblüt eifersüchtig war und sie verfolgte, unterließ es der Herzog von Orleans, seine Rechte auf dies reiche Land zu verfolgen, in dessen Besitz sich Franz Sforza setzte. Vergebens bemühten sich später die Könige Ludwig XII. und Franz I., das Mailändische wieder zu erhalten. Als die Familie Sforza ausstarb, belehnte Kaiser Karl V. als Oberlehensherr seinen zweiten Sohn Don Philipp II. mit dem Herzogthum, der bei Vermählung seiner Tochter mit einem Herzoge von Savoyen diesem das Versprechen gab, Mailand seinem ältesten Sohne zu übergeben. Dieser Erbe starb aber ohne Nachkommen, worauf sich Philipp seines Versprechens entbunden glaubte. Der Herzog von Savoyen protestirte vergebens dagegen und das Herzogthum blieb bei der spanischen Krone bis zum Jahre 1713, wo der Frieden von Utrecht die italienischen Länder von Spanien trennte und dem deutsch-österreichischen Hause zubeschied, das vom Lüneviller Frieden bis zum Frieden von Paris zwar Mailand verlor, nachher aber wieder erhielt. Mantua, dessen Gebiet ebenfalls Theile der Lombardei bildet, kam nach der erwähnten Anarchie an die Familie Gonzaga. Ein Mitglied derselben erbte das Herzogthum Nevers in Frankreich und bildete dort eine französische Linie, welche später das Herzogthum Mantua erbte, aber erst 1631 im Frieden von Chierasco den Besitz bestätigt erhielt. Der letzte Herzog von Mantua ergriff im spanischen Erbfolgekriege Partei für Frankreich und wurde daher von Kaiser Joseph I. in die Reichsacht erklärt, seine konfiszirten Staaten aber mit der österreichischen Monarchie vereinigt, seit welcher Zeit sie dasselbe Schicksal theilten wie Mailand.

Ein gewisser John Calvert schreibt aus Paris an die „Morning-Post", er habe eine Erfindung in der Tasche, die alle Kanonen verdrängen und als Kriegswaffe so furchtbar wirken werde, daß Kriege fortan kaum möglich seyn dürften. Das zerstörende Agens dieses Hrn. Calvert ist die Elektrizität. Wie er sie benützen will, sagt er für's Erste nicht, aber nach dem, was er schreibt, scheint es, als ob er vermittelst Elektrizität ein weittragendes Geschoß abfeuern und vermittelst der elektrischen Strömung oder dergleichen eine Vibration erzeugen könne, so stark, daß viele Yards im Umkreise alles Lebende vernichtet werden müsse. — Mit anderen Worten: eine „Erdbeben-Maschine".

Die früher mitgetheilte „Grabschrift Humboldt's" rührt von dem Feuilletonisten eines Wiener belletristischen Blattes her, welcher sie auf einer Bank im Tegeler Park mit Bleistift angeschrieben gefunden haben will. Von einer Inschrift auf dem Grabe Humboldt's, das, nach des Verewigten ausdrücklichem Wunsche, überhaupt kein Stein drückt, kann daher keine Rede seyn.

Regen-Menge. Wie hoch das Wasser aus Regen, Schnee und Thau jährlich stehen würde, wenn es weder abfließen, noch verdunsten könnte? In Petersburg, dem trockensten Orte in Europa, fallen jährlich 12 Zoll Regen, in Wien 44 Zoll, in Philadelphia, der trockensten Stadt in Nordamerika, 30 Zoll, in Charlestown in Südkarolina 71 Zoll. Noch feuchter ist Westindien und Südamerika. Die Zahl der Regentage ist in Europa viel größer, hingegen stürzt der Regen in Amerika in größeren Massen herab und wird so der Gesundheit viel nachtheiliger.

Geschwindigkeit des Wallfisches. Die Wallfische schwemmen mit solcher Schnelligkeit, daß sie, wenn sie mit gleicher Anstrengung fortschwämmen, in der kurzen Zeit von 14 Tagen die ganze Tour rings um den Erdball vollendet haben würden. — Das höchste Insektenalter erreicht der Krebs, nämlich 10 bis 12 Jahre. Es gibt Insekten, die nur Augenblicke leben.

Das vor ein paar Tagen im Pflanzengarten zu Paris geborne Nilpferd lebt nicht mehr. Die eigene Mutter hat es in einem Wuthanfalle mit ihren Zähnen zu Tode gebissen und gestoßen.

Dreisilbige Charade.

Die Erste: Gebäude von fester Gründung,
Die Zweite: Ein Mittel zur Verbindung,
Die Dritte halb in der Erde ruht;
Mit Lust vergießt man des Ganzen Blut.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 97. Sonntag, 14. August 1859.

Die letzten Sieben eines Jäger-Bataillons.

In Böhmen ist ein Städtchen,
Das kennt fast Jedermann,
Denn wohl die schönsten Mädchen
Trifft man darinnen an.
Und dieses liebe Städtchen
Hat eine Garnison
Von hübschen, schmucken Jägern,
Ein ganzes Bataillon.

Und Jeder von den Jägern
Liebt dort sein Schätzlein fein,
Denn Jede von den Mädchen
Möcht' einen Jäger frei'n.
Den Vätern, wie den Müttern
Ist das 'ne große Ehr,
Kommt so ein schmucker Jäger
In seiner blanken Wehr.

So lebten in dem Städtchen
Die guten Leute fort
Viel Jahre, und die Jäger
Sie hielten treulich Wort.
Sie holten sich den Segen
Im väterlichen Haus,
So wie sie brav gedienet
Und ihre Zeit war aus.

Im Mai-Mond neun und fünfzig,
Da ging der Jammer los,
Da jammerten die Mädchen,
Da weinte Klein und Groß.
Zum Abmarsch wurd' geblasen
Hinaus zum blut'gen Krieg,
Zu streiten für den Kaiser,
Zu kämpfen um den Sieg.

Vom Abmarsch laßt mich schweigen,
Von diesem Trauertag,
Trotz seinen Kränz' und Bändern
Ich dran nicht denken mag.
Beim letzten Händedrücken,
Beim letzten Scheideblick
Rief Jeder: Lebet glücklich!
Wir kommen bald zurück. — —

Die kommen nimmer wieder,
Die bleiben ewig fort;
Da hilft auch kein Verlesen
Und kein Kommando-Wort.
Am Hag dort bei Magenta
Grub man ein tiefes Grab,
Dort senkte man die Braven,
Die Tapfern all' hinab.

Dort liegen sie beisammen,
Zwölf Hundert an der Zahl,
Und warten, bis erschallet
Einst der Posanne Schall;
Dann blasen die Hornisten,
Die dort geblieb'nen auch,
Dann heißt es: Aufmarschiren
Nach der Soldaten Brauch.

Noch Sieben sind am Leben,
Die kehren jetzt zurück
In die verlass'ne Heimath
Mit thränenvollem Blick.
Noch zwei Hornisten drunter,
Die blasen hell und laut:
Da freuen sich die Mütter,
Da freut sich jede Braut.

Sie laufen bis zum Thore
Und drängen sich hinaus,
Denn Jede hofft zu finden
Den Lang-Ersehnten draus.
Doch starr von Todes-Schrecken
Sie Hände ringend steh'n,
Als sie das kleine Häuflein,
Das invalide, seh'n.

Es flackert keine Fahne,
Es dringt zu keinem Ohr
Das klingende Kammando,
Wie sonsten vom Major.
Nur zwei Hornisten blasen
In dumpfem Trauertan:
„Dort, Mädchen, ruht dein Liebchen,
„Dort, Mutter, schläft dein Sohn.“ —

Alfma.

(Fortsetzung.)

Der Baron hatte viererlei Pässe bei sich, wahrscheinlich jeder auf einen andern Namen lautend, nahm einen derselben, den er genau durchsah, während er die andern drei in eine geheime Tasche, die am untern Rande des Astrachankutteis angebracht war, steckte, und sagte zu sich selbst fast ironisch: „Wahrlich, was sich diese Leute für Mühe geben, einen sicher eingreifenden, in jedem Rädchen genauen Staatsmechanism herzustellen, und wie viel Korn fällt doch unverfehrt durch die Zahnreihen der Maschine. Hier, mitten in Berlin, wo es mehr Polizei gibt, als vielleicht alle Handwerkerzünfte Mitglieder zählen, geschieht ja ein räthselhafter Mord, und dessen erster Entdecker, der zur eigenen Sicherheit wie im Interesse der gesammten Gesellschaft die Pflicht gehabt hätte, sogleich Lärm zu schlagen, weilt nun schon wochenlang mit einem falschen Passe in der guten Stadt Berlin, und muß schon dieses Umstandes wegen schweigen und fliehen, und zwar wieder mit einem andern falschen Passe. Diese Paßkontrolle des ganzen Kontinents ist wirklich nur da, auf daß alle Harmlosen unnöthig aufgehalten werden, wodurch Absichtsvolle Zeit und Gelegenheit finden, ja recht sicher zu entwischen. Und diesen Vortheil wissen sich die heterogensten Charaktere zu Gute zu bringen. Während ich, der politische Flüchtling, mit falschem Passe alle Grenzen passire, passirt sie vielleicht mit mir im gleichen Wagen ebenfalls mit falschem Passe der Mörder Alfma's, oder sonst ein evidenter Verbrecher. O über diese weisen Einrichtungen der Menschen! Doch Gott sorgte selber dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wie gut, daß unter tausend Personen neunhundertneunzig und neun frei von jeglicher Leidenschaft, phlegmatisch und indifferent wie Guttapercha sind, wie könnte sonst ein Staat bestehen und sich guter Bürger erfreuen? Freilich, die Noth in ihren tausenderlei Gestalten treibt einen guten Prozent der Phlegmatischen in die Reihen der Quecksilberflüssigen, und dieselbe Staatseinrichtung, welche diese gefährliche Mobilität hemmen will, drängt immer neue Objekte in ihre Kanäle, — ich selbst komme ganz unfreiwillig in diese Bahnen, nachdem ich einmal das sichere soziale Geleise in der Heimath verlassen mußte, aus den Schienen geworfen ward. Nun, Courage, nichts dauert ewig. Und nun nochmals: va banque, und diesmal wirklich mit klopfendem Herzen, denn ein Fehltritt, ein leises Schwanken, und ich bin von einem gordischen Knoten verrücktester Verwirrniß umsponnen. Am meisten bedroht mich was in der Luft, — diese Telegraphenstangen! Also einen Weg eingeschlagen, wo diese Eisenfäden noch nicht durch das Aethergewebe gezogen sind! Fort!“

Und der Baron schloß seine Thüre auf und dann von außen zu, ging ruhigen Schrittes durch die erleuchteten Gänge des Hotels, denn es war kaum erst über elf Uhr Nachts, erwiederte unten den Gruß des Portiers ohne weiteres Wort, schritt weiter, kehrte aber wieder um und sagte zu dem bereits in seine Loge zurückgetretenen Portier leichthin: „Apropos, ich gehe zu einem Freund schlafen, indem wir morgen sehr früh auf die Jagd fahren wollen. Sollte ich ein paar Tage nicht zurückkommen, so bleibt meine Stube verschlossen, da die Rechnung bis heute bezahlt ist und meine Bagage oben steht. Briefe an mich nehmen Sie an, und wer nach mir fragt, dem sagen Sie, ich sey gegen Stettin, nach der Uckermark. Gute Nacht!“ Und Borosky schritt durch das Thor des Hotels, hinaus unter die Linden.

2.

Einige Jahre nach diesem Vorfall saß in einem Hause in Berkeley Square in London, im Drawingroom zu ebener Erde am Cheminee eine Dame im schwarzen Atlasnegligee, und las, zurückgelehnt in das behagliche Fauteuil beim Lichte zweier Wachskerzen, die auf der Kaminsimse standen, in einem Bucke mit funkelndem Goldschnitt. Ein ältlicher Diener in Schuh und Strümpfen, Plüschkniehosen und gelber Nankingjacke, einen Wedel aus Pfauenfedern unter dem Arme, ging geräuschlos auf dem prachtvollen Teppich des Drawingroams umher, ordnete verschiedene Nippes, und stöberte auch manchmal mit dem Schüreisen an dem großen Holzstück umher, das hell im Kamin brannte, auf daß ein Schwarm von leichten Funken knisternd aufstob. Die beiden Fenster des Gemaches waren nach der Straße zu offen, durch

welche Flieder geruch balsamisch eindrang, während hohe exotische Pflanzen die Fensterlichtung verdeckten. „John," sagte plötzlich die Dame, ohne vom Buche aufzusehen, „lassen Sie die Fenster herab; es ist doch noch zu früh im Lenze, und des Abends kühl." Der Stewart entsprach eilig und geräuschlos dem Befehle. Im selben Augenblicke hörte man von außen her an der Eingangsthüre mit dem an jedem englischen Hause angebrachten metallenen Klopfer viermal in starken Schlägen pochen. Der Stewart ging nicht in den Vorgang, sondern an der Dame vorüber, welche ruhig weiter las, in ein rückwärtiges Zimmer, und verschwand, indem er die Thüre hinter sich zumachte. Im nächsten Momente öffnete sich die Thüre gegenüber dem Kamine, und vom Vorgang her trat ein gallonirter Bedienter ein, meldend: „Graf Malom." Die Dame nickte leicht dem Bedienten zu, welcher sodann wieder verschwand, und nach kurzer Weile trat der Angemeldete herein, ein junger schlanker Mann, englisch in Schwarz gekleidet, jedoch ausnahmsweise mit schwarzer Halsbinde, den Hut in der Hand, von fast düsterer Physiognomie, bot still freundlich der Dame, die sich nicht erhob, die Rechte, welcher Gruß ruhig und herzlich erwiedert wurde, nahm Platz in dem zweiten Chair am Kamine, der Dame gegenüber, wobei er den Hut in der Hand behielt.

„Wie befinden Sie sich, Lady Margaret?" frug der Graf theilnahmsvoll.

„Recht wohl," erwiederte die Lady, und dann setzte sie hinzu: „haben Sie Nachrichten aus Ungarn?"

„Merkwürdigerweise schon seit vierzehn Tagen keine, wenigstens keine Briefe, blos Zeitungen," meinte der Graf; „jedoch aus den Berichten jener, wenn auch zensurirter Blätter ersehe ich, daß ich bald nach Hause werde gehen können, denn wir stehen am Vorabend großer Ereignisse, deren Hereinbrechen alle Erinnerung an die Vergangenheit verwischen dürfte, und es wird doch endlich der Tag kommen, an dem das morsche Gerüst des alten Regime's zusammenstürzt und mit ihm die Schaar von Spionen fällt, welche allein sich noch entsinnt, daß Graf Malom vor Jahren einige fulminante Reden hielt, einige derbe Broschüren im Volk verbreiten ließ und geheim unter der Anklage steht, getrachtet zu haben, ein Attentatkomplott anzuzetteln. Die armen Narren; um sich unentbehrlich zu machen, müssen sie ihr schwaches Hirnchen zermartern, um pikante Romane zu erfinden, und würden sie dieselben durch die Presse veröffentlichen, statt geheim an große Herren verkaufen; sie hätten mehr Ruhm und Geld davon, und Sue und Soulié könnten an der Donau gefährliche Rivale finden."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Sklaven-Auktion.

(Schluß.)

Wer erinnert sich nicht aus „Uncle Tom" des Sklavenhändlers Legree?

Daß diese Figur in Nichts übertrieben ist, dafür kann man hier Belege in Fülle erhalten.

Eine Gruppe unterhält sich über die wichtige Frage, wie man widerspenstige Neger zu behandeln hat. Die einen empfehlen die Peitsche, andere das Brandmarken mit glühenden Eisen, wieder andere verschiedene andere Foltern.

Endlich bricht ein großer, brutal aussehender Mensch, der sich bisher nur durch ein beifälliges Nicken zu den grausamsten Vorschlägen an der Unterhaltung betheiligt hat, sein Schweigen: „Ihr könnt sagen, was Ihr wollt, ich bin selber Niggertreiber und habe meine Erfahrung. Einen ordinären Nigger kann man allenfalls mit der Peitsche und hin und wieder mit einem heißen Eisen mürbe machen, aber wenn sich ein Nigger wirklich gegen mich setzt, da hört der Spaß auf, da lange ich mein Pistol und schieße ihn auf dem Fleck todt; und das ist die einzige Art, wie man mit dem Hallunken fertig werden kann."

Und manche von den Zuhörern nickten mit weisem Einverständniß ihren Beifall zu dieser bestialischen Aeußerung.

Mittlerweile nahm die Auktion ihren Fortgang und der muntere und joviale Auktionator brachte durch seine Späße und Witze immer wieder Leben und Bewegung unter die Menge, wenn es mit dem Bieten einigermaßen flau gehen wollte.

Der Gesichtsausdruck der zum Verkauf auf die Bühne gestellten Neger war fast durchweg derselbe: peinliche Angst und Bekümmerniß, die deutlichen Merkmale zerstörten Lebensglücks und gebrochener Herzen . . .

Unter den Frauen waren manche, die erst seit einigen Tagen entbunden waren; manche waren so freundlich gewesen, niederzukommen, nachdem sie schon in den Katalog eingeschrieben waren.

Man rechnet, daß ein neugeborenes Sklavenkind seinem Herrn 100 Doll. werth ist und von da bis zu seinem 16. oder 17. Jahre, in welchem

Alter die Sklaven am werthvollsten sind, alljährlich um 100 Doll. im Werthe steigt. —

— — — — — — — — — — — —

Und so ging der große Auktionsverkauf zwei ganzer Tage lang fort.

Sieben Stück von den im Kataloge angeführten 436 waren durch Krankheit verhindert worden, zu kommen; der Erlös der übrigen 429, worunter einige 30 Säuglinge, war 303 850 Doll.

Der höchste Preis wurde erzielt für Sally Walker und ihre fünf Kinder, die meistens schon herangewachsen waren, nämlich 6180 Doll.

Der höchste Preis, der für einen einzelnen Mann bezahlt wurde, war 1750 Doll., und das war für William, der im Katalog als ein geschickter Zimmermann und Kalfaterer bezeichnet war.

Der höchste Preis für ein Frauenzimmer war 1250 Doll., es war für Johanne, Baumwollenpflückerin und Hausmädchen.

Der niedrigste Preis ward gezahlt für ein grauhaariges Ehepaar, Anson und Violet, jedes von beiden über 50 Jahre alt. Sie wurden für 250 Doll. per Stück zugeschlagen.

Als die Auktion vorüber war und die Sklaven abgeführt wurden, sah man sie vor der Thür sich um einen elegant gekleideten Mann drängen, der zwei Leinwandsäcke mit blitzenden neugeprägten Vierteldollarstücken neben sich stehen hatte. Das war Herr Pierce M. Butler. Um die von ihm verkauften Menschen für ihre gebrochenen Herzen und ihre zertrümmerten Hoffnungen zu trösten, schenkte er Jedem von ihnen — man staune über solchen Edelsinn! — einen Dollar in blankem Silber ....

Als die letzte Nummer des Katalogs von der Bühne herabtrat, hörte es zum ersten Male seit vier Tagen zu regnen auf, die Wolken zertheilten sich und das warme, helle Sonnenlicht drang hindurch.

Die meisten der armen Sklaven waren bereits fortgeführt und jetzt folgten auch die letzten ihren neuen Gebietern. Kein Bahnzug, kein Dampfboot verließ an jenem Abend die Stadt ohne eine Ladung dieser Unglücklichen, deren ganzes Verbrechen darin besteht, daß sie nicht stark und klug genug sind. Die Sterne aber schienen so hell und heiter über all' das Weh, und die blühenden Obstbäume verbreiteten ihre süßen Düfte durch die laue Abendluft, und eine so innige, wonnevolle Ruhe war über die ganze Natur gebreitet, als ob niemals der Mensch durch seine Grausamkeit und seine Verbrechen die Pracht und Herrlichkeit dieser schönen Erde verunziert hätte ....

Mannigfaltiges.

König Ludwig macht täglich Spaziergänge in der Umgebung von Berchtesgaden. Als er kürzlich zur Dultzeit durch die Volksmenge schritt, lief ihm die muntere Schuljugend zu, umringte ihn, küßte seine Hände und schrie und jubelte mehr als laut. Der König, um der kleinen Wegversperrer los zu werden, wußte sich schnell zu helfen. Auf ein in der Nähe stehendes Karoussel zeigend, rief er den Kindern zu: „Dahin! Reitet und fahret nach Lust, zahl' schon, zahl' schon.“ Im Nu war die kleine Schaar auf den Wägen und den hölzernen Pferden.

Ganz kürzlich hatte der regierende Herzog von Meiningen Gelegenheit, ein entsprechendes Zeugniß für das wahrhaft patriarchalische Verhältniß, welches seit langer Zeit zwischen dem Fürstenhause und der Bevölkerung des Landes sich befestigt hat, abzulegen. Als am 17. Dezember des Jahres 1800 der jetzt regierende Herzog geboren wurde, da sprach sich die Freude des ganzen Landes so laut aus, daß der dadurch um so mehr beglückte Vater, Herzog Georg, den mit großem Jubel aufgenommenen Entschluß faßte, das ganze Land zu entbieten, um bei dem Neugeborenen Pathenstelle zu vertreten. Es wurden demnach in den einzelnen Bezirken aus der Zahl der Confirmanden Abgeordnete gewählt, welche im Kreise der fürstlichen Familie der Taufhandlung beiwohnten. Einer dieser Pathen, der Rothgerber Schuffner zu Eisfeld, feierte am verflossenen 15. Juli seine goldene Hochzeit. Wie freudig erstaunte das Jubelpaar, als zu ihrem Ehrentage ein kostbarer Becher von dem geliebten Landesherrn ankam, auf welchem die Inschrift zu lesen ist: „Herzog Bernhard zu Sachsen-Meiningen seinem Pathen Timotheus Schuffner.“

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 96:

Burgunder.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 98. Dienstag, 16. August 1859.

Alfma.

(Fortsetzung.)

„Ich wünsche Ihnen von Herzen, lieber Graf," erwiederte die Dame nach kurzer Pause, „daß Sie wieder in Ihre Heimath zurückkehren könnten; unser englisches Klima scheint Ihnen nicht zu bekommen, Sie sehen auffallend blaß aus, und dann zehrt die Sorge, der Ehrgeiz, die fieberhafte Erwartung, und auch die Langeweile an Ihnen; denn gestehen Sie nur, Sie langweilen sich hier zu Tode, was ich natürlich finde. In England kann man als Fremder lernen, wenn man den Kopf so frei hat, um mit vollem Eifer alle Eindrücke zu prüfen und zu verwerthen; aber Antheil nehmen an unsern Verhältnissen kann man als bloser Tourist oder als zeitweiliger Asylgenießer nicht, dazu sind wir zu sehr an Formen oft drückendster und oft unscheinbarster Art sozial gebunden und bevor man in diesem Zickzack volle Sicherheit erlangt, vergehen Jahre und man muß sehr aufmerksam seyn, man muß uns alle Fremde vergessen machen, bis auch wir unsern passiven Gegendruck auflassen und uns so geben, wie wir eigentlich sind."

„Nun," meinte der Graf lächelnd, „so überaus schwer dürfte dieser Eiertanz der Etikette und Sitte doch nicht zu erlernen seyn, besonders da wir ja auf dem Kontinent auch schon englisirt sind und unsere Generation sogar an den fernsten Enden der europäischen Ausläufer bereits von Kindesbeinen an das Messer mit der linken und die Gabel mit der rechten Hand halten lernt." Die Dame klappte das Buch mit starkem Schlag zu und erwiederte fast verdrießlich: „Mein Herr Graf! Sie zählen direkt zu meinen Hausfreunden, was Sie nur der aufrichtigen Achtung verdanken, die ich vor Ihrem geprüften Charakter hege; ja," und ihre Stimme vibrirte bei den Worten, „Sie wissen, daß ich innigsten Antheil an Ihren Geschicken nehme; um so mehr bin ich in peinlicher Verlegenheit, mich beklagen zu müssen."

„Und über was, Lady Margarete?" frug der Graf mehr erstaunt als ängstlich.

„Es ist," erwiederte die Dame ruhig, „wenigstens nach englischer Sitte sehr verletzend, wenn Jemand, der kein Blutsverwandter ist, seine Briefe auf den Namen einer Frau adressiren, und in deren Haus abgeben läßt, welches er einfach blos als Besucher zu betreten das Recht hat."

„Wie, Lady Margarete?" fuhr der Graf verblüfft auf, „es wären Briefe für mich an Ihre Adresse eingelaufen? Das ist ja absolut unmöglich. Ich empfange nur bestimmte Briefe und diese kommen immer direkt an meine eigene Adresse. Wer sollte denn auch auf dem Kontinente überhaupt nur Ihren Namen und obendrein meine Bezügnisse zu Ihrem Hause wissen?"

„Ich enthalte mich jeglicher Untersuchung, genug es ist Fakt, daß ein Packet mit Londoner Poststempel, adressirt an „Graf Malom, abzugeben bei Lady Margarete Fullerton, 21, Berkeley Square" heute Morgen hier ankam. Hier ist das Packet."

Und die Dame nahm ein nicht sehr großes rundes, schachtelförmiges Päckchen vom Kamin und reichte es dem Grafen dar. Dieser drehte die Sendung eine Weile in der Hand umher, besah sie von allen Seiten und sagte erstaunt:

„Das ist sehr mysteriös, — oder etwa ein frecher Spaß! Wissen Sie, Mylady, daß man sehr vorsichtig im Eröffnen unbekannter Kolli seyn soll? Man hat da schon Allerlei erlebt! Ah bah! diese Bedenken klingen wie Feigheit; wenn mir auch immerhin eine platzende Bombe in's Gesicht fliegt, was liegt daran; nur erlauben Sie mir, Mylady, daß ich mich dieser Gefahr allein und in meiner

eigenen Wohnung aussetze, denn ich weiß ohnehin nicht, wie ich den wirklich empörenden Zug, Ihre Adresse zu mißbrauchen, sühnen oder abbitten soll."

„Nein, lieber Graf," sagte die Dame freundlich heiter, „irgendwelche Vergeltung muß mir denn doch für diese Beleidigung werden, und ich denke, die Schuld bleibt noch sehr groß, wird auch so viel davon abgetragen, daß man wenigstens meine verzeihliche Neugierde befriedigt und ich erfahre, was man dem Grafen Maiom unter dem Deckmantel meiner Freundschaft zusendet. Sie wissen, Engländerinnen sind noch eifersüchtiger als die Frauen des Südens, wenn auch darin nicht so leidenschaftlich, doch dafür um so zäher!"

Der Graf stand lächelnd auf, legte seinen Hut weg, reichte der Dame dankend die Hand hin, welche er erst nach minutenlangem Drucke zurückzog und in der andern Hand das Packet haltend, ging er auf den Tisch zunächst zu, wo eine Lampe brannte und bei Büchern ein Papiermesser lag. Er betrachtete nochmals die Aufschrift der Sendung und sagte: „Gar nichts Auffallendes; feste Züge, lateinische Schrift, blaue Tinte, blaues Wachs — das Siegel eine Schlange in Ringform, Symbol der Ewigkeit wie der Heilkraft." Dann schnitt er rasch die Fäden entzwei, zog die Papierhülle vom Packet herab und hatte etwa so groß wie ein Straußen Ei eine ovale, dosenartige Schachtel von Schildkrot in der Hand. Der Deckel ging leicht los, und als er ihn weghob sah er ... Der Graf zitterte plötzlich so heftig an den Händen und schien zugleich am ganzen Leibe zu wanken, daß die Dame, welche ihn bisher lächelnd, aber scharf beobachtet hatte, rasch aufsprang und auf ihn zueilte. Er hielt sich am Tischrand fest und starrte immer die offene Dose an und war so bleich, daß sich das Aergste besorgen ließ.

„Mein Gott," rief die Dame, „was fehlt Ihnen denn? Was haben Sie denn da so Furchtbares in der Schachtel?"

Und sie guckte ängstlich neugierig darnach, während sie ihre Linke auf die Schulter des Grafen legte. Dieser versuchte mehrmals zu sprechen, rang aber vergeblich nach Worten, der Kehlkopf schien ihm zugeschnürt. Plötzlich leerte er hastig den ganzen Kram auf den Tisch, — es war eine Handvoll weißer Baumwolle, — als er diese behutsam weghob, lag darunter — eine blutrothe Kamelia und ein abgebrochener silberner Dolchgriff; an diesem hing ein Zettel von blauem Briefpapier, auf dem Nichts stand, als in einer Zeile: „Alfuz, Borodz, Miardale."

Der Graf starrte eine Weile diese Gegenstände fast bar alles Gedankens an, die Dame sah erstaunt bald auf ihn, bald auf die räthselhaften Dinge; mit einem Male jedoch schlug er so heftig auf den Tisch, daß die Lady erschreckt zurückwich und rief zähneknirschend und fast weinerlich:

„Bin ich denn der Spielball eines tollen Spuckes? Will man mit mir einen grausen Roman durchmachen? Wer wagt es denn, alle meine Nervenfasern durch komödienhafte Wachrufung schwer überwundener Erinnerung bis zum Rasendwerden schmerzhaft zu berühren? Oder — ist das eine Justizfinte, und beobachtet man mich, indem ich diese Sendung eröffne?"

Und er raffte sich auf und sah bleich und bebend im Gemache umher, bis sein Blick fragend die eben so bestürzt als erstaunt dastehende Lady traf.

(Fortsetzung folgt.)

Peter Goldthwaite's Schatz.

Eine Skizze. Nach dem Englischen von L. Dubois.

„Also, Peter, Ihr wollt Euch die Sache nicht einmal überlegen?" sagte Mr. John Brown, den Rock über die behagliche Fülle seines Körpers zuknöpfend und die Handschuhe anziehend. „Ihr beharrt also bei Euerer Weigerung, mir dieses alte, baufällige Haus mit dem dazu gehörigen Grund und Boden für die erwähnte Summe zu überlassen?"

„Weder für diese, noch für die dreifache Summe," entgegnete der alte, hagere Peter Goldthwaite in seinem abgetragenen Rocke. „Ihr müßt Euch für Euer steinernes Gebäude eine andere Lage aussuchen, Mr. Brown, und zugeben, daß meine Besitzung ihrem jetzigen Eigenthümer verbleibt. Im nächsten Sommer beabsichtige ich ein prächtiges Gebäude auf dem Fundamente des alten zu errichten."

„Poch, Peter," rief Mr. Brown, während er die Thüre öffnete, „begnügt Euch mit Schlössern in der Luft, wo Kalk und Steine umsonst zu haben und die Bauplätze billiger als hier auf Erden sind. Ein solches Fundament ist fest genug für Euere Gebäude, während der Grund, auf dem wir stehen, gerade der passende für die meinigen ist. Uns Beiden wäre auf diese Weise geholfen. Was meint Ihr dazu?"

„Nichts anderes, als was ich schon gesagt habe, Mr. Brown," versetzte Peter Goldthwaite; „und was die Schlösser in der Luft betrifft, so mögen die meinigen zwar nicht so prächtig seyn, wie derartige Gebäude, aber wenigstens eben so solid, wie das Haus für Waarenlager, Schneiderläden, Wechsel- und Schreibstuben, welches Ihr zu erbauen beabsichtigt."

„Und die Kosten, Peter, he?" fragte Mr. Brown, während er sich etwas ärgerlich zum Gehen anschickte; „die werden wahrscheinlich durch eine Anweisung auf die Narrenbank bezogen!"

John Brown und Peter Goldthwaite waren in früherer Zeit der kaufmännischen Welt unter der Firma: Goldthwaite und Brown bekannt gewesen; allein dieses Kompagniegeschäft hatte sich in Folge der zwischen den Charakteren der Theilhaber herrschenden Unähnlichkeit nach kurzer Zeit aufgelöst. Seitdem hatte John Brown durch Umsicht und unermüdliche Thätigkeit sein Glück gemacht und war ein reicher Mann geworden; während Peter Goldthwaite nach unzähligen Plänen und Spekulationen, die alles gemünzte Geld und alle Banknoten in seine Koffer schaffen sollten, sich jetzt in so dürftigen Umständen befand, wie je ein Mann, der Flicken auf dem Ellbogen trug. Der Unterschied zwischen ihm und seinem früheren Kompagnon läßt sich kurz dahin fassen, daß Brown nie auf Glück rechnete, aber es immer hatte, während Peter das Glück zur Hauptbedingung seiner Pläne machte und es stets verfehlte. So lange seine Mittel ausreichten, waren seine Spekulationen großartig gewesen, aber in späteren Jahren bis zu kleinen Geschäften, wie Versuchen in der Lotterie und dergleichen, hinabgesunken. Einstmals hatte er eine Expedition nach Süden unternommen, um Gold zu suchen und hatte es richtig dahin gebracht, seine Taschen dabei noch gründlicher zu leeren als je zuvor, während Andere wahrscheinlich die übrigen dabei füllten. In neuerer Zeit war ihm durch Erbschaft ein Legat von einigen tausend Dollars zugefallen und zum Ankaufe von mexikanischen Ländereien verwendet worden, wodurch er in den Besitz einer ganzen Provinz gelangte; allein diese Provinz lag, so viel Peter später ermitteln konnte, da, wo er um denselben Preis ein ganzes Reich hätte bekommen können, d. h. im Nebel. Von einer Entdeckungsreise nach diesen werthvollen Besitzungen kehrte Peter so abgemagert und abgetragen zurück, daß ihm, als er Neu-England wieder erreichte, alle Vogelscheuchen in den Kornfeldern zunickten, als er daran vorüberging.

„Sie bewegten sich nur im Winde," brummte Peter. — Nein Peter, sie nickten, denn sie erkannten ihren Bruder!

Zu der Zeit, wo diese Erzählung beginnt, würde sein ganzes Einkommen nicht ausreichen, um die Abgaben von dem alten Gebäude zu bezahlen, in dem wir ihn finden. Es war eines jener alten moosbewachsenen, hölzernen Häuser, die noch hier und da in den Straßen der nordamerikanischen Städte zu finden sind und mit ihren düsteren, über das Fundament vorspringenden Stockwerken aussahen, als zürnten sie über die Neuerungen, die sie umgeben. Dieses von seinen Voreltern auf ihn vererbte Gebäude wollte Peter Goldthwaite, so arm er auch war, und obgleich es ihm, vermöge seiner Lage an der Hauptstraße, eine schöne Summe eingebracht haben würde, aus besonderen Gründen weder öffentlich, noch unter der Hand verkaufen. Es schien in der That, als wenn eine Art Fatum ihn an den Platz seiner Geburt binde; denn so oft er auch schon am Rande gänzlichen Ruins gestanden hatte, an dem er sich auch gegenwärtig befand, so hatte er doch nie einen Schritt darüber hinaus gethan, der ihn gezwungen haben würde, das Haus seinen Gläubigern zu überlassen. So blieb Peter hier mit seinem Unglück und wartete, daß das Glück ihn aufsuchen solle.

In der Küche, dem einzigen Gemache des Hauses, wo noch ein Feuer die winterliche Kälte vertrieb, hatte der arme Peter Goldthwaite den Besuch seines ehemaligen reichen Kompagnon empfangen. Als Letzterer fortgegangen war, schaute Peter mit etwas trübseligem Blicke auf seine Kleidung nieder, welche theilweise so alt, wie die Tage der Firma Goldthwaite und Brown zu seyn schien. Sein Oberkleid bestand aus einem Rocke, der bis auf den letzten Faden abgetragen und an beiden Ellenbogen mit neuerem Stoffe geflickt war. Unter derselben trug er eine kohle schwarze Weste, deren ursprüngliche seidene Knöpfe mehrfach durch andere von verschiedenem Muster und Material ergänzt worden waren, und obzleich er sich nicht ganz ohne ein Paar grauer Beinkleider befand, so waren diese doch sehr schmutzig und hatten durch Peters Gewohnheit, seine Vorderseite am Feuer zu wärmen, ihre ursprünglich grüne Farbe in Braun verwandelt. Peters Person befand sich in denselben Verhältnissen, wie sein trefflicher Anzug. Graulöpfig, hohlängig, blaß und abgemagert, war er das treue Abbild eines Menschen, der sich mit windigen Plänen und leeren Hoffnungen genährt hatte, bis er weder davon länger existiren, noch nahrhafte Speise verdauen konnte. Im Uebrigen

war er kein böser Mensch, sondern harmlos wie ein Kind, und so rechtschaffen und ehrenhaft, als einem Manne in so gedrückten Umständen möglich war.

Während Peter auf den zerbrochenen Ziegeln vor seinem Heerde stand und sich in der traurigen alten Küche umschaute, begann plötzlich das Feuer eines innerlichen Entzückens aus seinen Augen zu leuchten. Er erhob seine Hand, ballte die Faust und schlug mit aller Macht gegen die räucherige Wand des Heerdes.

„Die Zeit ist da!" rief er. „Im Besitze eines solchen Schatzes wäre es Thorheit, länger ein armer Mann zu bleiben. Morgen will ich mit der Dachstube anfangen und nicht eher ruhen, als bis das Haus niedergerissen ist!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine Gutsbesitzers-Gattin in Franken sammelte voriges Jahr einen Vorrath von Waldmeister (Asperula odorata). Sie legte ihn auf ein volles Weinfaß und ließ ihn mehrere Monate liegen. Beim Anstecken des Fasses fand sich, daß der Inhalt den vollständigen Maitrankgeschmack angenommen hatte. Unter Zusatz von Zucker gab er ein vortreffliches Getränk.

Mit der einleitenden Bemerkung: „Wozu das Hebräische gut ist", erzählt die „Bresl. Montagszeitung" folgende Anekdote: Eine weltberühmte Pariser Finanz-Notabilität jüdischen Stammes soll bereits mehrere Tage vor Abschluß des Waffenstillstandes im Besitz dieses hochwichtigen Geheimnisses gewesen seyn, von welchem nun auch ihrem Berliner Hause Mittheilung gemacht werden sollte. Da das Geheimniß aber selbst dem verschwiegenen Draht nicht anvertraut werden konnte und durfte, so wurde am Schlusse eines Telegramms der Satz hinzugefügt: „Herr Scholem wird nächstens eintreffen." „Scholem" ist ein hebräisches Wort und heißt Frieden. Das Berliner Haus, ebenfalls des Hebräischen kundig, konnte über die Bedeutung des „Herrn Scholem" nicht in Zweifel seyn.

Die Heidelbeeren, die in den Wäldern wachsen, sind dieses Jahr sehr gut gerathen und gewährten manchen armen Leuten einen schönen Verdienst. Doch hörte man die Verkäufer oft klagen, daß sie ihre Waare bei dem vorhandenen Ueberfluß nicht los werden konnten. Es rührt dies offenbar von der Unkenntniß des Publikums über den diätetischen Werth dieses Waldobstes her. Die Heidelbeere ist das leichtverdaulichste von allem Obste (natürlich nicht roh, sondern gekocht, als Compot, auf Kuchen u. dgl. und mit Zucker genossen). Ja, sie ist eine wahre Arznei für schwache Mägen, namentlich auch für solche, welche kein anderes Obst vertragen. Der Grund ist wohl hauptsächlich in der dieser Waldfrucht eigenthümlichen Gerbsäure zu suchen. Ebenso eignen sich die Heidelbeeren nächst den Trauben unter allen Obstarten am besten zur Wein- und Liqueurbereitung. Möchten daher unsere Hausfrauen dieser köstlichen Gabe der Wälder etwas mehr Zuneigung schenken und die Verkäuferinnen, welche dieselbe unter der tropischen Gluth der Sonne einsammeln, nicht so oft fortschicken!

Dreisilbige Charade.

Des Sängers Schmeichellaut,
Des Schülers Lernbegier
Wird dir in Eins vertraut,
Und hat oft Spott im Sinn.
Die Zwei drängt jedem Mann,
Wenn Du ihn nennst, sich vor;
Wo man ihn schauen kann,
Tönt oft sie scharf in's Ohr.
Eng zugewölbt erscheint
In Eins und Zwei vereint
Ein Flußbett zart und weich,
An Armen überreich.
Zum Diener wähle nie
Den, den die Drei verschrie;
Du fragst, ob Eins, Zwei, Drei
Dir zu empfehlen sey?
Ich Laie weiß Das nicht;
Doch wenn's der Leibrath spricht,
So brauche es beherzt,
Wenn's auch ein wenig schmerzt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 99. Freitag, 19. August 1859.

Mutterliebe.

O, mein Weib, wie hat das Leben
Deine Bürde schwer gemacht!
Keine Rast ist dir gegeben,
Keine Ruhe Tag und Nacht.

Schaffen, schaffen, sorgen, sorgen,
Tag an Tage, früh und spät;
Sorgen, schaffen, früh vom Morgen
Bis die Sonne niedergeht.

„Mutter!“ ruft es hüben, drüben,
Aller Augen harren dein;
Wo du fehlest, muß sich trüben
Allsogleich ihr heller Schein.

„Mutter!“ klingt es hin und wieder,
Klagend hier und bittend dort;
Und du eilest auf und nieder,
Und du bist an jedem Ort.

Also fiel dein Loos am Tage;
Und was ist der Nächte Loos?
O, wie oftmal, sonder Klage,
Blieb dein Auge schlummerlos!

O, wie oft in Sorg' und Schmerzen
Wachtest du die Nächte lang,
Wenn dein Kind an deinem Herzen
Mit den ersten Schmerzen rang!

Keine Rast ist dir gegeben —
Keine Ruhe Tag und Nacht! —
O, mein Weib, wie hat das Leben
Dir die Bürde schwer gemacht!

Alfma.

(Fortsetzung.)

„Graf Alfred,“ hauchte Lady Margarete besorgt, „sprechen Sie in Fieberphantasien?“

Wie erwachend bei diesem Tone fuhr der Angeredete auf, schwankte einen Moment lang, nahm dann rasch seinen Hut und sagte, indem er sich mit zitternden Händen über das Gesicht strich: „Lady Margarete! Ich bin einer Ohnmacht nahe, ich muß kühle Luft haben, mir brechen die Knies zusammen — leben Sie wohl!“

Die Dame aber schritt flugs auf den Grafen los und sagte: „Wie, und Sie wollen diese räthselhaften Dinge da in meiner Stube lassen, deren Anblick Sie so tief erschütterte und die ich, da ich deren Geheimniß nicht kenne, wie grinsende Todtenköpfe betrachten müßte? Nehmen Sie sie mit, oder besser, bleiben Sie selbst noch hier, bis Sie sich ein wenig erholt; ich lasse Sie so nicht die Straße betreten. Alfred, nehmen Sie hier in diesem Chair Platz.“

„Nein, nein!“ rief der Graf abwehrend, „ich muß fort, muß in die Luft, in die Einsamkeit, dort erst kann ich meine Gedanken wieder finden.“

Und er eilte auf den Tisch los, raffte die Dose auf, warf Blume, Griff, Zettel und Baumwolle in dieselbe, hob die Papierhülle auf, schob den Gegenstand wieder in dieselbe, nahm einen Bogen weißen Papieres, wickelte das Packet in denselben und sagte: „Ich bitte Sie, Mylady, zu gestatten, daß einer Ihrer Bedienten jetzt gleich all Dies, — er möge es vorher versiegeln, — in meine Wohnung bringe; und — Lady Margarete, — dann gestatten Sie noch Eines, — daß ich Ihnen noch heute über diesen Vorfall schreibe; wenn ich mich bemühe, dies Räthsel schriftlich zu erzählen,

so erlange ich vielleicht am besten wieder so viel Selbstbeherrschung, um klar und scharf über die neue Phase nachdenken zu können, in welche diese mysteriöse Geschichte durch diese Zusendung trat. Es ist jetzt erst 8 Uhr Abends, bis längstens 11 Uhr sende ich Ihnen einen Brief. Werden Sie ihn annehmen und geduldig lesen?"

Die Dame erwiederte warm und mitleidsvoll:

„Wenn es zu Ihrer Beruhigung dienen kann, Alfred, gerne! Aber ich schicke morgen in aller Frühe zu Ihnen, um zu erfahren, wie es Ihnen geht und ich hoffe, Sie bleiben gesund und besuchen mich, sobald Sie Ihr Haus verlassen."

„Dank, Lady Margarete!" stammelte der junge Mann gerührt, „und — doch nun Lebewohl!"

Die Dame bot die Hand und der Graf entfernte sich tief aufseufzend.

Lady Margarete Fullerton blieb noch eine Weile sinnend am Büchertische stehen, mit der Rechten auf denselben gestützt. Es war eine, nicht mehr mädchenhaft junge, doch junonisch schöne Erscheinung, mit dem Kopf einer Gemme und einer schlanken ätherischen Gestalt, wie sie Reinolds zu schaffen pflegte. Sie stand mehrere Sekunden wie in Gedanken verloren da, dann richtete sie sich empor und sprach zu sich selber: „Was diese Fremden doch für romanhaftes Leben führen. Dieser ungarische Graf bewies sich lange Zeit als Gentlemanslike im Denken und Fühlen, plötzlich schnappte er um und gebärdet sich wie ein Franzose in einem modernen Drama!"

Und sie ging, noch immer nachdenklich, dem Cheminée zu, setzte sich gemächlich an die Gluth' starrte eine Weile in dieselbe, dann nahm sie neuerdings den Prachtband auf und las ruhig weiter. Einige Zeit darnach trat der Stewart ein und präsentirte auf silbernem Theegrette das Goutté. Die Dame las dann weiter und es mag noch keine Stunde verflossen gewesen seyn, als sich der Thürklopfer wieder vernehmen ließ und der Bediente auf dem Teller einen dicken Brief brachte. Lady Margarete erbrach ihn und fand ein Heft loser Blätter, zusammengehalten von einem Papierstreifen, auf dem mit rother Tinte stand: „Gütigst vor Durchsicht des Briefes zu lesen!" Die Dame gehorchte lächelnd dem Fingerzeig und, indem sie schellte und sich zu Füßen ein Kissen zurecht legen ließ, vertiefte sie sich in die Lektüre. Anfangs las sie gleichgiltig, plötzlich zuckte sie unwillkürlich auf, dann griff sie an die Lehne des Fauteuils, neigte sich mehr dem Lichte zu und überflog hastiger die einzelnen Blätter. Zuletzt erhob sie sich rasch, ohne im Lesen aufzuhören, ging langsamen Schrittes im hellerleuchteten Gemache umher, schloß endlich die Blätter und eilte auf den Brief los. Sie lehnte sich an das Kaminsims und las: „Mylady! Sobald Sie sich mit dem Inhalte beifolgender Blätter bekannt gemacht haben, werden Sie die furchtbare und geheimnißvolle Geschichte kennen, in welche ich in Berlin so ahnungslos und unschuldig hineintappte, als ich, seit Jahren politischer Verfolgung wegen aus meiner Heimath flüchtig, unter dem Namen meiner seligen Mutter, die eine Baronesse Borody war, dort mit falschem Passe weilte, um, — lassen Sie es mich aufrichtig gestehen, — Verbindungen mit der übrigen revolutionären Jugend Europa's, namentlich mit den Polen, zu suchen. Für meine politischen Grundsätze bin ich Niemanden als meinen Landsleuten Rechenschaft schuldig. Genug, während ich selbst dunkle Wege, doch in ehrenwerthen Absichten ging, stürzte ich plötzlich und unversehens in eine Wolfsgrube sozialen Verbrechens und um mein eigenes Geheimniß zu retten, mußte ich dem natürlichen Drange, Lärm zu schlagen, entsagen und feige fliehen. All Das und alle Motivirungen dieses Schrittes enthalten beifolgende Blätter. Aber nicht, was jenem Ereignisse voranging und was seitdem ihm folgte. In Berlin gibt es einen großen öffentlichen Park, „Thiergarten" genannt, in dem ich des Abends zu flaniren pflegte. Es war für meinen romantischen Sinn, und oft auch für tiefere Zwecke amusant, mit wildfremden Menschen, wie man sie eben auf Promenaden trifft, Bekanntschaft zu machen und mich in Gespräche einzulassen, welche oftmals im Leben schon zu näheren Bezügnissen führten. So fand ich eines Abends einen höchst eleganten, doch der ganzen Race nach sichtbar fremdländischen jungen Mann auf einer der Bänke. Ein Wort gab das andere. Der Fremde sprach gebrochen deutsch, nur etwas besser französisch und englisch. Wir wurden rasch Freunde, vielleicht weil wir beide Ausländer waren. Er nannte sich Alfma, sagte aber nie bestimmt, wo er her sey, blos, daß er aus dem Orient gekommen und an vielen Orten Europa's geweilt hatte. So mittheilsam er sonst war, so vermied er aufmerksam jedes weitere Eingehen in die Frage seiner Nationalität. Wir dinirten und soupirten später vereint und genossen allerlei Vergnügungen des Residenzlebens. Ich besuchte ihn mehrmals, denn er hatte Privatwohnung bezogen und zwar in einem

Hause, wo er keine Stubennachbarn und einen eigenen Thorschlüssel besaß. Da ergaben sich denn auch stille Stunden gemeinsamer Betrachtung. Ich erzählte ihm von Ungarn, dessen Namen ihm selbst unbekannt war, explizirte ihm unsere Nationalzustände und gerieth öfter in politisirende Leidenschaftlichkeit. Er hörte mir mit der Naivität eines Kindes zu und klatschte bei all' diesem Eifer freudig in die Hände. Wenn ich in Rachsucht knirschte, dann funkelten auch seine Augen, plötzlich verstanden wir uns sympathisch.

(Fortsetzung folgt.)

Peter Goldthwaite's Schatz.

(Fortsetzung.)

Tief in der Kaminecke saß, wie eine Hexe in einer finsteren Höhle, ein kleines, altes Weib, damit beschäftigt, eines derjenigen beiden Paar Strümpfe auszubessern, mittelst deren Peter seine Füße gegen das Erfrieren schützte. Die Fußsohlen waren zu zerrissen, als daß sie noch hätten gestopft werden können, weßhalb die gute Frau Stücke aus einem abgelegten Flanellrocke schnitt, um neue Sohlen einzunähen. Tabitha war eine alte Jungfer, über sechszig Jahre alt, von denen sie fünfundfünfzig in der eben erwähnten Kaminecke verlebt hatte, nachdem sie von Peters Großvater aus dem Waisenhaus in das seinige aufgenommen worden war. Sie hatte keinen anderen Freund als Peter. So lange er ein Obdach für sein eigenes Haupt hatte, wußte Tabitha, wo das ihrige ruhen konnte und wenn sich nirgends mehr eine Heimath fand, so war sie bereit, ihren Dienstherrn bei der Hand zu nehmen und ihn zu ihrer eigenen Heimath, dem Armenhause, zu führen. Sollte die Nothwendigkeit es jemals erfordern, so besaß sie genug Liebe zu ihm, um den letzten Bissen mit ihm zu theilen, und obgleich sie nie von Peters Leichtsinn angesteckt wurde, so war sie doch an seine Thorheiten so sehr gewöhnt, daß sie sie als sich von selbst verstehend ansah. Als sie ihn die Absicht erklären hörte, das Haus niederreißen zu wollen, schaute sie ruhig von ihrer Arbeit auf und sagte:

„Dann thut Ihr wohl am besten, die Küche bis zuletzt zu lassen, Mr. Peter."

„Je eher wir Alles nieder haben, desto besser," rief Peter. „Ich bin dessen müde, noch länger in diesem kalten, finsteren und räucherigen alten Hause zu leben. Viel jünger werde ich mich fühlen, wenn wir erst in unserem neuen steinernen Gebäude wohnen, das, so Gott will, im nächsten August fertig seyn wird. Du, Tabby, sollst ein Zimmer auf der Sonnenseite haben, so eingerichtet und ausmöblirt, als Du es Dir nur immer wünschen kannst."

„Ich würde mir am liebsten einen Platz wie diese Küche wünschen," antwortete Tabitha. „Ich würde mich nie eher darin heimisch fühlen, als bis die Kaminecke so schwarz von Rauch ist, wie diese und das wird wohl in den ersten hundert Jahren nicht seyn. Wie viel gedenkt Ihr daran zu wenden, Mr. Peter?"

„Was hat das mit der Sache zu thun?" rief Peter stolz. „Hat mein Großonkel, Peter Goldthwaite, der vor ungefähr siebzig Jahren starb und dessen Name ich trage, nicht einen hinreichenden Schatz hinterlassen, um zwanzig solcher Häuser zu bauen?"

„Ich weiß nicht anders," versetzte Tabitha, die Nadel einfädelnd.

Sie wußte, daß Peter damit einen Schatz kostbarer Münzen meinte, der irgendwo im Keller, oder in den Wänden, oder unter dem Fußboden, oder in sonst einem abgelegenen Winkel des Hauses verborgen seyn sollte. Dieser Reichthum war, der Sache nach, von einem früheren Peter Goldthwaite gesammelt worden, dessen Charakter eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Peter unserer Erzählung gehabt zu haben scheint. Gleich ihm war er ein wilder Spekulant gewesen, der Gold nur nach Scheffeln und Wagenladungen aufzuhäufen wünschte, statt es stückweise zu sammeln. Gleich Peter dem zweiten waren seine Pläne fast regelmäßig fehlgeschlagen und würden ihm ohne den glänzenden Erfolg des letzten kaum einen Rock und ein Paar Beinkleider für seine magere Person übrig gelassen haben. Es herrschten verschiedene Gerüchte über die Art dieser glücklichen Spekulation. Manche sagten, daß der alte Peter Gold mittelst Alchymie erzeugt, — Andere, daß er es mit Hülfe der schwarzen Kunst aus den Taschen der Leute hervorgezaubert habe und wieder Andere wollten wissen, was noch unerklärlicher schien, daß der Teufel ihm einen Weg in die Schatzkammer der Provinz eröffnet habe. Dabei hieß es jedoch, daß irgend ein mysteriöses Hinderniß dem Genusse seiner Reichthümer entgegen gestanden, oder daß er einen geheimen Grund gehabt habe, sie vor seinem Erben zu verbergen, da er gestorben war, ohne Jemanden den Ort ihrer Aufbewahrung mitzutheilen. Peter nahm

keinen Anstand, die Sage für unbestreitbare Wahrheit zu halten. Sie hatte ihm in seinem vielfachen Mißgeschicke den Trost gewährt, daß er, wenn alle übrigen Hülfsquellen versiegt waren, sich dadurch helfen konnte, daß er das Haus niederriß, um den Schatz zu finden. Dennoch läßt sich, ohne anzunehmen, daß er vielleicht im Geheimen ein leises Mißtrauen gegen die goldene Sage hatte, kaum erklären, weßhalb er das väterliche Haus so lange stehen ließ, da es ihm noch nie in seiner eigenen Geldkiste an Raum für den vorväterlichen Schatz gefehlt hatte. Allein jetzt trat eine Krisis ein. Wenn er die Nachsuchung nur noch kurze Zeit verschob, so mußte das Haus aus den Händen des rechtmäßigen Erben in andere übergehen, und mit ihm der Goldhaufen, um dann in seinem Verstecke so lange verborgen zu bleiben, bis er durch das Einfallen der alten Mauern von einer späteren Generation gefunden werde.

„Ja," wiederholte Peter, „morgen will ich damit anfangen."

Je länger er über den Gegenstand nachdachte, desto sicherer fühlte er sich des glücklichen Erfolges. Sein Geist war von Natur so elastisch, daß er sogar jetzt noch, im welken Herbste seines Lebens, mit der jugendlichen Heiterkeit Anderer wetteifern konnte. Erfüllt von diesen glänzenden Aussichten, begann er wie ein Kobold mit den sonderbarsten Verrenkungen seiner mageren Glieder und den wunderlichsten Grimassen seiner verhungerten Züge in der Küche umherzuspringen. Hingerissen von seinen Empfindungen, ergriff er sogar Tabitha's beide Hände und tanzte mit der alten Dame so lange umher, bis die sonderbaesten Bewegungen ihrer etwas rheumatischen Gliedmaßen ihn in ein brüllendes Gelächter versetzten, welches aus allen den öden Kammern und Zimmern des alten Hauses wiederhallte. Endlich sprang er so in die Höhe, daß er beinahe in dem unter der Decke der Küche sich sammelnden Rauche verschwand, gelangte wohlbehalten wieder auf seine Füße und versuchte dann seinen gewohnten Ernst wieder anzunehmen.

„Morgen mit Sonnenaufgang," rief er, seine Lampe ergreifend, um zu Bett zu gehen, „will ich sehen, ob dieser Schatz in den Mauern der Dachstube versteckt liegt."

„Und da wir kein Brennholz mehr haben," fügte Tabitha, noch keuchend von ihren gymnastischen Uebungen, hinzu, „so will ich, so schnell Ihr das Haus niederreißt, mit den Stücken Feuer machen."

Glänzend waren Peter Goldthwaite's Träume in dieser Nacht. Einmal glaubte er einen schweren Schlüssel in einer eisernen Thür herumzudrehen, welche der Pforte eines Grabgewölbes nicht unähnlich war, aber beim Oeffnen ein Gemach sehen ließ, das mit Goldstücken so angefüllt war, wie ein Kornboden mit Getreidekörnern. Auch Becher, Terrinen, Teller und Schüsseln von Gold und in getriebener Arbeit befanden sich dort, sowie Ketten und andere Juwelen von unendlichem Werthe, aber sämmtlich befleckt von der feuchten Luft des Gewölbes; denn alle Schätze, die für die Menschen unwiderruflich verloren waren, gleichviel ob in der Erde begraben, oder in die See versenkt, hatte Peter in dieser einer Schatzkammer entdeckt.

Ein anderes Mal war es ihm, als sey er zu dem alten Hause arm, wie immer, zurückgekehrt und begegne an der Thüre der hageren Gestalt eines Mannes mit grauen Haaren, den er für sich selbst hätte halten können, wenn seine Kleider nicht von einem altmodischeren Schnitte gewesen wären. Allein das Haus war, ohne sein früheres äußeres Ansehen zu verlieren, in einen Juwelenpalast verwandelt worden. Der Fußboden, die Wände und Decke waren von glänzendem Silber; die Thüren und Fensterrahmen, die Geländer und Stufen der Treppe von reinem Gold, die Stühle von Silber mit goldenen Sitzen, die Bettstellen gleichfalls von Silber mit goldgestickten Bettüchern und Decken.

Das Haus war durch magische Kraft verwandelt worden; aber es trug noch alle die äußeren Zeichen an sich, wie das alte, nur jetzt in Gold und Silber. Selbst die Anfangsbuchstaben seines Namens, die Peter als Knabe in den hölzernen Thürpfeiler geschnitten hatte, waren ebenso tief in der goldenen Säule zurückgeblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 98:

A d e r l a ß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 100. Sonntag, 21. August 1859.

Alfma.

(Fortsetzung.)

„Als ich ihm einst," lautete es in dem Schreiben weiter, „die Maschinerie des europäischen Staatswesens, deren Sicherstellung von Person und Eigenthum deutlich zu machen strebte, hörte er sehr aufmerksam zu und machte dann jäh die, mich damals nicht so sehr als jetzt frappirende Bemerkung, daß all' diese Vorsicht Nichts tauge, setze sich einmal ein Orientale irgend etwas, Anderen unausführbar Scheinendes in den Kopf; die Schlange krieche nicht so geheimnißvoll und kein Tiger springe so unvorhergesehen und es gäbe Verbindungen, mittelst deren sich verschiedene Aufgaben von Generation zu Generation, von Land zu Land, von Glied zu Glied fortpflanzen und zuletzt werden sie doch gelöst, und suche man die Lösung noch so behutsam zu verhindern; besonders aber, wenn die Rache dabei im Spiele ist, dann sey an kein Entrinnen zu denken. Eines Abends ging ich mit Alfma übermüthig heiter die Linden hinab, als er plötzlich, ohne alle sichtbare Veranlassung, so furchtbar aufschrie, ja aufbrüllte und am ganzen Leibe zitterte, keinerlei Antwort auf alle dringlichen, ja zärtlichen Fragen gab, dagegen später so stark Wein trank, daß ich bangte, es werde ihn der Schlag rühren. Damals rief er aber denselben Namen aus, den er noch im Sterben nannte, und derselbe Name, Miardala, steht im Verein mit dem Alfma's und meinem in Berlin angenommenen, Borody, auf jenem Zettel, welcher der heutigen Sendung beilag. Soll das nun eine Aeffung oder eine Warnung seyn, Hohn oder Wink, Trost oder Drohung? Denn die ganze Geschichte wird noch mehr grauenvoll mysteriös durch das gänzliche Verschwinden des faktischen Vorfalls.

„Nachdem ich Berlin verlassen und glücklich in Ihrer Heimath, Mylady, angekommen war, hatte ich Nichts eifriger zu thun, als alle nur möglichen preußischen und sonstigen Journale zu lesen, sowohl zu eigener Sicherheit, wie um vielleicht noch irgend eine Lösung des Räthsels zu finden. Merkwürdig, fast merkwürdiger als der Vorfall selbst, ich stieß auch nicht einmal auf die leiseste Andeutung eines solchen zu Berlin geschehenen Mordes, so sehr es in jenen Zeitungsblättern von sonstigen Notizen und Berichten über Verbrechen wimmelte. Ich gab Unsummen aus, um mir ganze Jahrgänge allartiger Journale bringen zu lassen, es gelang mir, die geheimgedruckten Polizeiaviso's aus jener Zeit und bis heute zu verschaffen — nicht ein Wort ließ sich bezüglich dieser Geschichte entdecken. Zuletzt dachte ich, ich müsse damals von periodischem Irrsinn befallen gewesen seyn, oder Alfma war doch nicht tödtlich verwundet, sey vielleicht durch dieselbe Hand, die den Dolch in seine Brust stieß, gerettet worden und wieder genesen? Genug, die Zeit ist der beste Balsam und stärkste Lethe; zuletzt begann ich dies Schreckbild sogar schon zu vergessen, als Jahre verflossen und keine neuen Denkzeichen eingetreten waren. Ich wagte mich wieder in menschliche Gesellschaft, betrat die Welt, um Vieles abgekühlter in meinem leidenschaftlichen Patriotism, da ich unversehens mit dem Kopf an eine Gefahr angerannt war, die so schreckhaft, wirr und befremdend auf mich wirkte, daß ich lange Zeit hindurch, betäubt von Schmerz, andere Gedanken gar nicht recht fassen konnte. Ich wagte mich also wieder an's Tageslicht, — da begegnete ich Ihnen, Lady Margaret, und meine Seele kam endlich wieder zum Bewußtseyn, daß sie noch triebfähig sey; ich war glücklich, indem ich Ihr Hausfreund werden durfte und ward immer ruhiger unter der wohlthätigen Einwirkung dieses höheren freundschaft-

lichen Verhältnisses, welches keine Sekunde lang unklar wurde. Sie verstunden mich sogleich, Lady Margaret, und ich glaube Sie auch ohne alle Worte genau verstanden zu haben, — deßhalb kam es eben auch nie zu Worten und ich spiele nicht die Rolle eines Gecken, indem ich diesen beseligenden Umstand jetzt betone, wo wir scheiden müssen. Ja, ich darf Sie nicht wiedersehen, Lady Margaret, bis ich diesen grausen Spuck bewältige, der so fahl und gespenstig plötzlich neuerdings in das ruhige Halbdunkel meines besänftigten Gemüthslebens fiel und mich aufschreckt, wie ein weißer kalter Blitzstrahl. Wenn man ein schweres Schicksal verschuldete oder doch dessen Entladung auf unsere Individualität durch Leidenschaften herbeiführte, ohne die man vielleicht vom Schlage verschont geblieben wäre, so kann man auch das schwerste solcher Schicksale mit einer gewissen Resignation ertragen, da man den organischen Zusammenhang desselben mit der eigenen Individualität versteht, man es also als Auswuchs, als natürliche Folge, als Buße oder wenigstens als Bürde ansieht. Aber es ist zum Wahnsinn führend, wenn ein ganz fremdes, selbstständiges, völlig nur durch Andere verschuldetes Ereigniß sich plötzlich wie ein Keil in unser Daseyn schiebt, wie ein Pfahl im Fleische steckt und unser ganzes Daseyn störrig und brutal in zwei Hälften theilt, in Vergangenheit und Zukunft und alles Dazwischenliegende ganz willkürlich in beständiger Mitleidenschaft erhält. Was soll man aber erst zu solch' einem, jeden Gedanken erstarrenden Aeffen der Erinnerung nach Jahren sagen, so völlig ohne Motiv, ohne Veranlassung, ohne vernünftigen Zweck, ohne erkennbare Absichtlichkeit? Wer zwischen Himmel und Erde kann es bemerkt haben, daß ich an jenem Schauerabend Alma's Sacktuch statt des meinen mit mir nahm, was ich doch selbst nicht einmal ahnte, und wer kann gesehen haben, daß ich dann, allein auf meiner Stube, mit jenem blutbefleckten Tuche eine Kamellie fand? Wer kann errathen haben, daß ich Ihr Haus, Mylady, nicht blos als der indifferenteste aller Besucher betrat? Wer ... doch genug, wir leben ja im neunzehnten Jahrhundert, das Gas, der Dampf, die Elektrizität müssen uns doch endlich von allem aberwitzigen Spuck befreit haben, — ich will, — ich werde — Doch nochmals: genug! Was ich thun werde, sey mir überlassen, ich...

„Gute Nacht, Lady Margaret! Gelange ich je wieder aus der Nacht, die sich auf mein Daseyn geworfen und mir auch die Sinne bedroht, an's nüchterne klare Tageslicht, dann werde ich Sie auch wohl wiedersehen, strahlend im Licht der Sonne, die allein den wüsten Erdklumpen Blüthen treiben läßt. Wenn nicht... nun, mein Geheimniß ist jetzt einem zweiten lebenden Wesen miegetheilt... gehe ich unter in der Fluth von Spuck und Räthsel, dann haben Sie meine Tagebuchblätter gerettet! Denken Sie auch unterdessen manchmal mild und gütig an

Alfred."

(Fortsetzung folgt.)

Peter Goldthwaite's Schatz.

(Fortsetzung)

Peter stand frühzeitig auf, ergriff eine Axt, einen Hammer und eine Säge, die er an sein Bett gestellt hatte und begab sich ohne Säumen nach der Dachstube. Sie war erst schwach beleuchtet von dem frostigen Schimmer eines winterlichen Sonnenstrahles, der soeben durch die runden Scheiben des Fensters zu dringen begann. Ein Philosoph könnte in einer Dachkammer überreichen Stoff für seine Betrachtungen finden. Dort werden die Sammlungen abgelegter Mode, veralteter Spielereien und alles dessen aufbewahrt, was der einen Generation werthvoll gewesen ist, und wenn diese zu Grabe geht, in die Bodenkammer wandert, um aus dem Wege zu seyn. Peter fand Stöße von gelben, schimmeligen Rechnungsbüchern in Pergamentbänden, in die lange verstorbene und begrabene Gläubiger die Namen von todten und eingescharrten Schuldnern mit einer Dinte eingetragen hatten, die jetzt so verblaßt war, daß die Schrift ihrer moosbewachsenen Grabsteine leserlicher erschien. Er fand alte, von Motten zerfressene Kleider in Fetzen und Lumpen; sonst würde er sie angezogen haben. Hier war ein nacktes, rostiges Schwerdt; nicht eines, das Dienste geleistet hatte, sondern ein schmaler französischer Stoßdegen, der seine Scheide nicht eher verlassen hatte, als bis er sie ganz verlor. Hier waren Stöcke von zwanzig verschiedenen Arten, aber keine mit goldenen Knöpfen, und Schuhschnallen von verschiedenem Muster und Material, aber weder silberne, noch mit Juwelen besetzte. In jener Ecke stand ein großer Kasten, welcher eine Anzahl alter, hochhackiger, spitzig zulaufender Schuhe enthielt und dort ein Schrank mit noch halbgefüllten Medizinflaschen, die, nachdem die

andere Hälfte ihre Wirkung gethan hatte, aus dem Sterbezimmer hierher gebracht worden waren. Hier, — um kein längeres Inventarium von Gegenständen zu geben, die sich in keiner Auktion verkaufen lassen, — befand sich auch das Fragment eines Spiegels in ganzer Länge, welcher durch seine trübe und staubige Fläche das Abbild aller dieser Gegenstände noch älter erscheinen ließ, als sie wirklich waren. Als Peter, das Vorhandenseyn dieses Spiegels nicht bemerkend, durch Zufall die trüben Umrisse seiner eigenen Figur darin gewahrte, bildete er sich beinahe ein, der frühere Peter Goldthwaite kehre aus dem Grabe zurück, um ihm bei seiner Aufsuchung des verborgenen Schatzes entweder behilflich oder hinderlich zu seyn. Gleichzeitig glimmte noch ein anderer Gedanke in seinem Gehirne auf. Es war ihm, als wäre er derselbe Peter, der das Gold verborgen hatte und als müsse er daher wissen, wo es sich befinde. Allein das hatte er unerklärlicher Weise vergessen.

„Nun, Mr. Peter!" rief Tabitha auf der Treppe zur Dachkammer. „Habt Ihr das Haus weit genug niedergerissen, um Feuer zum Kaffeewasser zu machen?"

„Noch nicht, Tabby," antwortete Peter; „aber das soll bald geschehen seyn, wie Du sehen wirst."

Mit diesen Worten auf der Zunge, hob er die Art und hieb so kräftig um sich, daß der Staub umherflog, die Bretter krachten und das alte Weib in wenigen Augenblicken eine Schürze voll Schutt und Splitter hatte.

„Wir werden dieses Jahr unser Winterholz billig haben," bemerkte Tabitha.

Nachdem das gute Werk auf diese Weise begonnen hatte, fuhr Peter vom Morgen bis Abend fort, Alles vor sich nieder zu schmettern, Balken abzubauen, Nägel auszuziehen und Bretter unter furchtbarem Geraffel abzureißen. Er trug aber zugleich Sorge, die äußere Schaale des Hauses unberührt zu lassen, damit die Nachbarn nicht wahrnehmen konnten, was darin vorging.

Nie, in keiner seiner Grillen, obgleich eine jede ihn glücklich gemacht hatte, wenigstens so lange sie währte, hatte Peter sich so glücklich gefühlt, wie jetzt. Es war in seinem Inneren Etwas vorhanden, was ihm Entschädigung für alle äußeren Uebel gewährte. War er arm, schlecht gekleidet und selbst hungrig, so befand sich doch nur sein Körper in diesen traurigen Verhältnissen, während sich sein aufstrebender Geist im Sonnenscheine einer glänzenden Zukunft weidete. Es war seiner Natur eigenthümlich, stets jung zu bleiben. Graue Haare waren nichts, nein, selbst nicht Falten und Gebrechlichkeit; er konnte alt und abgelebt aussehen, allein der wahre und wirkliche Peter war ein junger Mann, der voll von großen Hoffnungen gerade in die Welt trat. Aus jedem neu angezündeten Feuer erhob sich seine ausgebrannte Jugendkraft wie ein Phönix aus der Asche. Nachdem er so lange — nicht zu lange, sondern gerade bis zum rechten Alter — als ein gefühlvoller Junggeselle mit warmen und zärtlichen Träumen gelebt hatte, beschloß er, sobald das verborgene Gold an das Tageslicht gebracht seyn werde, auf das Freien zu gehen und sich die Liebe des schönsten Mädchens der Stadt zu gewinnen. Welches Herz konnte ihm widerstehen? Glücklicher Peter Goldthwaite!

Jeden Abend pflegte er jetzt mit Tabitha häuslich beim Küchenfeuer zu sitzen. Dieses war hoch aufgehäuft vom Schutt und Abfall der Tagesarbeit und sandte seine breite Flamme mit so hellem Schein empor, daß die Dunkelheit aus den mit Spinnenweben gefüllten Ecken der alten Küche und den schwärzlichen Querbalken der Decke verschwand, während Peter wie ein froher, heiterer Mann lächelte und Tabitha ein Bild behaglichen Alters zu seyn schien. Alles dies war natürlich nur ein Vorspiel des größeren Glückes, welches die Zerstörung des Hauses seinen Bewohnern bereiten sollte.

Während das trockene Fichtenholz prasselte und die Flamme aufloderte, saß Peter im Zustande süßer Träumerei horchend dabei; aber wenn auf den kurzen Schein und das Toben des Feuers die stille, dunkelrothe Gluth folgte und erhöhte Wärme verbreitete, begann er gesprächig zu werden. Eines Abends quälte er Tabitha zum hundertsten Male, ihm etwas von seinem Großoheim zu erzählen.

„Du hast in jener Kaminecke fünfundfünfzig Jahre gesessen, alte Tabby," sagte er, „und mußt manches von ihm gehört haben. Hast Du mir nicht erzählt, daß damals eine alte Frau an derselben Stelle gesessen habe, wo Du jetzt sitzest, welche Haushälterin bei dem berühmten Peter Goldthwaite gewesen sey?"

„Allerdings, Mr. Peter," antwortete Tabitha. „Sie war beinahe hundert Jahre alt und pflegte zu sagen, daß sie und der alte Peter Goldthwaite manchen traulichen Abend am Kaminfeuer zugebracht hätten, — so ungefähr, wie Ihr und ich jetzt, Mr. Peter."

„Der alte Bursche muß mir in mehr als einem Punkte sehr ähnlich gewesen seyn," bemerkte Peter wohlgefällig, „sonst würde er nicht so reich gewor-

den seyn. Aber ich sollte meinen, er hätte sein Geld besser anlegen können, als er gethan hat. Keine Zinsen! — nur gute Sicherheit! — und auch noch das Haus niederreißen zu müssen, ehe man daran kommen kann! Warum hat er es so geheim versteckt, Tabby?"

„Weil er es nicht ausgeben konnte," erwiederte Tabitha; „denn so oft er die Kiste aufschließen wollte, kam der Böse von hinten und hielt seinen Arm. Es soll aus seiner Börse geflossen seyn und er verlangte deßhalb, daß Peter ihm eine Verschreibung des Hauses und der Ländere geben solle, was Euer Großoheim geschworen hatte, nie zu thun."

„Gerade wie ich meinem alten Compagnon, John Brown, geschworen habe," bemerkte Peter. „Aber das ist Alles dummes Zeug, Tabby, ich glaube die Geschichte nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Kapitän Grant hat einen neuen Kochapparat für Truppen auf dem Marsche erfunden und mit diesem wurden im Hyde-Park in Gegenwart des Ober-Kommandanten, Herzogs von Cambridge, praktische Versuche angestellt. Der Kochapparat kam auf vier Wagen von Woolwich herein und eine Stunde später sollte er einer Anzahl Truppen, die sich im Hyde-Park ein improvisirtes Lager aufgeschlagen hatten, das Mittagsmahl liefern. Das Kunststück wurde zur allgemeinen Befriedigung ausgeführt, die Soldaten erhielten zur anberaumten Stunde Suppe, Fleisch und Gemüse recht schmackhaft zubereitet. Als das Essen vorüber war, wurden die Kochöfen an den großen Teich gebracht und in wenigen Minuten waren aus ihnen Pontons zusammengesetzt, vermittelst welcher die Truppen über den Teich gebracht wurden. Es ist nämlich das Eigenthümliche dieser neuen Apparate, daß sie eben so gut als Pontons wie als Kochöfen auf dem Marsche verwendet werden können. Dabei soll sich beim Heizen eine namhafte Ersparniß an Brennholz herausstellen.

Von der Herrschaft eines tollen Aberglaubens wird aus Kolin in Böhmen berichtet. In dem Dorfe Hustacow bei Goltsch-Jenikau wird nämlich alljährlich auf dem Dachstuhle des daselbst auf einer kleinen Anhöhe befindlichen Wirthshauses ein Gerüst aufgestellt, um von demselben herab einen Ziegenbock zu stürzen, dessen Tod die ganzjährigen Sünden der Zuschauer sühnen soll. Aus allen Orten strömen Schaulustige herbei und umlagern stundenlang zuvor das kleine Wirthshaus. Unter dem Klange der Musik wird der genannte Sündenbock hinaufgeschleppt und als vermeintes Absolutionsopfer zum barbarischen Vergnügen der von Neugierde gefolterten Zuschauer von einem dickbackigen Metzgerjungen gravitätisch heruntergeworfen. Das Fleisch des also herabgestürzten Bockes wird vom Gastwirthe sodann zubereitet und den danach begierigen Gästen zum Verspeisen übergeben; das Blut des Sündenbockes aber wird von so mancher Sklavin des Aberglaubens aufgesammelt, die sich dadurch vor Krankheit zu schützen glaubt. Selbstverständlich füllen sich zum Schlusse des Festes die beschränkten Räume mit Tanzlustigen und Bacchus-Verehrern.

Die Spanier sagen: Mit achtzehn Jahren verheirathet man seine Tochter an einen Mann, der vornehmer ist, als sie, mit zwanzig an ihres Gleichen, und mit dreißig an den ersten Besten, der sie haben will.

Dreisilbige Charade.

Kaum kommt ein junger Bürger in die Welt,
So sorgen für das erste Paar die Alten;
Was es dir gibt, auch wenn dir's nicht gefällt —
Du mußt es doch dein Leben lang behalten.

Ein Ruf, der mir besonders wohl gefällt,
Das ist der Ruf zu meiner Dritten;
Auf Batterien, die dort aufgestellt,
Bin ich von jeher tapfer losgeschritten.

Nun wendet euren Blick mit mir zur Bühne,
So eben tritt ein Mime dort heraus,
Er zeigt das Ganze uns in Rede, Schritt und Miene —
Nur nicht zu viel, sonst lachen wir ihn aus.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 101. Dienstag, 23. August 1859.

Alfma.

(Fortsetzung.)

Die Dame stand nach Lesung dieses Briefes vielleicht eine gute Viertelstunde hindurch regungslos wie eine Statua am Kamine, hielt die Blätter in den gekreuzten Händen und starrte in die Glut. Ohne die Züge zu verändern, blickte sie in's Leere; der Blick ihrer Augen schien nach innen gekehrt, denn nach außen zu war er gläsern und nur daß sich die Augen allmälig mit Naß füllten, welches endlich in zwei schweren Tropfen in die Asche des Kaminrostes herabfiel. Dann wurden die Augen nach und nach von selbst trocken, der Blick schärfer und zuletzt wendete sich die Dame so ruhig um, als wäre ihr gar nicht mehr erinnerlich, an was sie jetzt so lange Zeit über gedacht hatte. Sie schellte und begehrte nach dem Stewart, während sie sich wieder völlig sorglos in das Fauteuil setzte:

„John," sagte sie zu dem Haushofmeister, „sehen Sie, ob mein Sekretär, Mr. Suthland, daheim ist; ich lasse ihn bitten, sich noch jetzt zu mir zu bemühen; ich werde warten, bis er kommt."

Und darnach nahm sie das Buch mit dem funkelnden Goldschnitt wieder auf und las weiter. Nach nicht zu langer Zeit meldete der Bediente: „Mr. Suthland." Es trat ein alter, etwas hinkender Herr mit weißer Kravatte und in weißen Handschuhen ein.

„Verzeihen Sie," sagte die Dame mit kühler Freundlichkeit, „daß ich noch so spät Ihrer Dienste bedarf; aber ich muß in den Schlaf eine Beruhigung mitnehmen. Bitte, hier ist ein Schlüssel und dort der Schreibkasten; im zweiten Fache links liegt schwarzes Wachs und das Petschaft mit meinem Familienwappen; Sie haben doch Ihren Siegelring mit sich? Gut. Nun bitte ich, geben Sie mir auch das erste Fach links her, in welchem sich die fremden Visitenkarten befinden. Ich danke. Wollen Sie nun freundlichst diese Blätter und Briefschaften allzusammen in einen großen Bogen Papier schlagen und das Packet mit meinem und Ihrem Petschaft versiegeln. Sehr gut. Jetzt schreiben Sie den Namen, welcher auf dieser Visitenkarte steht, auf jenes Packet und dann hinterlegen Sie dies Packet in meinem Familienarchive. Und merken Sie gut, Mr. Suthland, sobald ich Ihnen sage, daß jener Graf aus Ungarn England verließ, so wenden Sie sich an alle ausländischen Agenten der Regierung unserer verehrungswürdigen Königin, damit Sie mir stets genau berichten können, wo der Graf weilt und wie er sich befindet, und setzen Sie als Kodizill unter mein im Archive deponirtes Testament, daß, falls ich sterbe, bevor ich irgend welche weitere Disposition mit diesem Packete getroffen, dasselbe nach meinem Ableben uneröffnet dem Grafen Malom oder seinen gesetzlichen Erben ausgefolgt werde. Gute Nacht, Mr. Suthland!"

3.

In einem der östlichsten Komitate Ungarns befand sich das Stammschloß der Grafen Malom, eines der ältesten Geschlechter des Landes. Aber so viele Ahnen auch dieses Geschlecht zählte, der Name kam nie in besonderer Erwähnung in der vaterländischen Geschichte vor. Und nun war die nur von den Nachbarn und höchstens noch von den Heraldikern gekannte Familie beim letzten ihres Stammes angelangt. Der vorletzte Graf, Achatius Malom, war ein milder sanfter Herr, der nie sein Schloß verließ, weder Jagd noch Gelage liebte, sich nie mit Politik abgab, seine reichen Güter durch Beamte verwalten ließ und den ganzen Tag über, so lange der Sommer währte, am Erlenbach des Schloßparkes im Grase lag und franzö-

sische Romane las, wobei die Meerschaumpfeife nie kühl wurde, und des Winters las er in seiner Bibliothek. Er war mit einer Baronesse Borody vermählt, einer Dame, die den ganzen Tag über betete und mit den Mägden im Closet spann. Eines Tages meldete man dem Grafen Achatius, daß die Gräfin sich sehr übel befinde, indem sie sich auf den Steinplatten der Kirche eine heftige Erkältung zugezogen hatte. Der Gemahl erschien im Krankenzimmer seiner Frau mit einem französischen Romane in der Hand, und als sie in der Nacht nach geistlichem Trost verlangte, hatte man seine Noth, bis man für den Grafen ein französisches Gebetbuch fand, denn ungarische konnte er nicht mehr lesen und die Gebete seines Ritus hatte er vergessen. Bei der Leichenfeier der Gattin endlich stellte es sich heraus, daß der Graf blödsinnig geworden. Aus dieser Ehe blieb nur ein Kind über, der Knabe Alfred. Am selben Tage kam also der Vater unter Kuratel und der Sohn unter Vormundschaft; jedoch der alte Graf ließ nicht lange für sich sorgen, er schlief ruhig und ohne zum Bewußtseyn gekommen zu seyn, ein, während man den Sohn in ein Erziehungsinstitut nach Pesth gegeben hatte. Das Schloß blieb nun Jahre hindurch leer. Plötzlich jedoch erschien Graf Alfred als Majoratsherr, und da, während er unter Vormundschaft gestanden, das Vermögen sich beträchtlich vermehrt hatte, ohne daß man absichtlich sparte oder die Erträgnisse erhöhte, — man war vielleicht eben blos ehrlich, — so zählte Graf Alfred zu den reichsten Kavalieren der umliegenden Komitate. Er hatte aber nichts Eiligeres zu thun, als neben dem alten, nicht eben sehr geräumigen Kastell seiner Ahnen ein modernes Prachtgebäude im griechischen Profanstyle aufführen, den Schloßgarten in einen wirklich sehenswerthen englischen Park verwandeln zu lassen, und um zur Ausführung dieses Planes Raum zu gewinnen, zog er das ganze Terrän des an dem Schloß anliegenden Dorfes ein, rasirte alle Bauernhäuser und verlegte das Dorf eine halbe Stunde weiter vom Park weg auf gutes Ackerland, wo er genau dieselben Bauernhütten in gleicher Primitivität des ungarischen Landbaustyles aufführen ließ, in welche Versetzung sich also die sonst wohlbehandelten Unterthanen ziemlich ruhig fügten. Diese Schöpfung erforderte einige Jahre, und als sie schneller, als sonst in Ungarn ein Kirchthurm gebaut zu werden pflegt, in all' ihrer Weitläufigkeit komplett fertig war, ging der junge Graf, in dessen Residenz sich schon allerlei freundliche Nachbarn mit Gemahlin und Töchtern zu Besuche eingestellt hatten, plötzlich und wie es hieß nur auf ein paar Tage, nach der Hauptstadt des Landes, — kam aber nie wieder nach seinem eben erst geschaffenen Paradies zurück. Später erzählte man sich, Graf Alfred habe eine Weile in Pesth in den Reihen der politischen Opposition eine öffentliche Rolle gespielt und den Beifall aller Patrioten errungen, sey aber dann unversehens nach dem Auslande gereist und beziehe jetzt die Rente seiner Güter in der Fremde, was die Sympathien seiner Komitatsnachbarn sehr herabstimmte, denn man gewärtigte nun, daß der Graf etwa mit einer Gattin aus dem Auslande zurückkehren werde. Aber er kam weder verehelicht, noch als Junggeselle wieder. Der schöne Park verödete und verwilderte, der weiße Prachtbau wurde gelb und grau, die Vorhänge blieben herabgelassen und immer mehr der Fenster bekamen Lücken.

(Fortsetzung folgt.)

Peter Goldthwaite's Schatz.

(Fortsetzung)

„Nun, es mag vielleicht nicht ganz wahr seyn," versetzte Tabitha; „denn manche Leute sagen, daß Peter das Haus dem Bösen wirklich vermacht habe und daß dies der Grund sey, weßhalb es seitdem allen seinen Bewohnern so viel Unglück gebracht habe. Sobald er ihm die Verschreibung gegeben hatte, soll der Deckel der Kiste aufgeflogen seyn und Peter eine Hand voll Gold herausgenommen haben, das sich aber, wie es heißt, in seiner Faust augenblicklich in einen Knäul alter Lumpen verwandelt habe."

„Halt Deinen Mund, alberne Tabby!" rief Peter voller Wuth. „Es waren so gute Guineen, als je welche das Bildniß des Königs von England trugen. Es ist mir, als könnte ich mich des ganzen Hergangs erinnern, wie ich oder der alte Peter, meine Hand oder seine Hand hineinsteckte und voll von glänzendem Golde wieder herauszog. Alte Lumpen, warum nicht gar!"

Peter Goldthwaite ließ sich durch ein Altweibermährchen nicht so leicht entmuthigen. Die ganze Nacht schlief er unter süßen Träumen und erwachte mit so frohem Beben des Herzens, wie es wenige Glückliche über die Jahre ihres Knabenalters hinaus empfinden. Tag für Tag arbeitete er angestrengt, ohne einen Augenblick zu verlieren,

ausgenommen bei den Mahlzeiten, wenn Tabitha ihn zu einem Stück Schweinefleisch mit Kohl oder anderer Kost rief, wie sie sie gerade aufzubringen vermocht, oder die Vorsehung sie ihr gesandt hatte. Peter war ein wahrhaft frommer Mann und unterließ es nie, den Segen vor dem Essen zu sprechen und zwar, wenn die Kost nicht gerade die beste war, um so andächtiger, je mehr er nöthig schien, — und am Schlusse desselben, wenn es ihn auch nicht völlig gesättigt hatte, wenigstens für den guten Appetit Dank zu sagen, der mehr werth ist, als ein kranker Magen beim fetten Schmause. Dann eilte er zu seiner Arbeit zurück und verschwand im nächsten Augenblicke in einer Wolke von Staub. Wie beneidenswerth ist das Bewußtseyn, eine nützliche Beschäftigung zu haben! Nichts beunruhigte Peter, nichts als jene Phantome des Geistes, welche dunkle Erinnerungen zu seyn scheinen und doch auch Vorahnungen so ähnlich sind. Oft hielt er mit hoch in der Luft erhobener Art inne und sagte zu sich selbst: „Peter, hast Du nie diesen Schlag zuvor gethan?“ oder: „Peter, was nützt es, das ganze Haus nieder zu reißen? Besinne Dich ein wenig und Du wirst Dich erinnern, wo das Geld verborgen liegt!“ Tage und Wochen verflossen indeß, ohne daß eine erhebliche Entdeckung gemacht wurde. Nur eine halbverhungerte graue Ratte guckte zuweilen hervor auf den mageren, grauen Mann und wunderte sich, welcher Teufel in das alte Haus gefahren sey, das bisher immer so still und ruhig gewesen war. Aber kein Schatz zeigte sich!

Peter, entschlossen wie das Schicksal und fleißig wie die Zeit, hatte nunmehr die oberen Regionen beendigt und war in das zweite Stockwerk hinabgestiegen, wo er in einem Vorderzimmer die Arbeit fortsetzte. Es war früher das beste Gastzimmer gewesen; jetzt waren jedoch die Möbel gänzlich daraus verschwunden. An den Wänden hingen Ueberreste verblichener und zerfetzter Tapeten; aber noch größere Stellen der Wand waren ganz kahl und mit Kohlenzeichnungen bedeckt, welche meistens in menschlichen Köpfen bestanden. Es waren Proben von Peters jugendlichem Genius und es wurde ihm deßhalb schwerer, diese zu vernichten, als wenn es Malereien von Michel Angelo gewesen wären. Eine Skizze und zwar die beste, machte jedoch den entgegengesetzten Eindruck auf ihn. Sie stellte einen zerlumpten Mann vor, der sich auf einen Spaten stützte und seinen abgemagerten Körper über eine Grube beugte, während er die eine Hand ausgestreckt hielt, wie um nach etwas zu greifen, was er gefunden zu haben schien. Aber dicht hinter ihm stand mit teufliſchem Lachen eine Figur mit Hörnern, Schweif und Pferdefuß.

„Fort, Satan!“ schrie Peter; „der Mann soll sein Gold haben!“

Dann die Art aufhebend, versetzte er dem gehörnten Unhold einen solchen Hieb auf den Kopf, daß nicht nur er, sondern auch der Schatzgräber total vernichtet wurde und die ganze Scene wie durch Zauberei verschwand. Gleichzeitig brach der so kräftig geführte Hieb durch Kalk und Lattenwerk der Wand und offenbarte eine dahinter befindliche Höhlung.

„Gott sey uns gnädig, Mr. Peter, zankt Ihr Euch mit dem Bösen?“ fragte Tabitha, die etwas Feuerholz für ihren Mittagstopf suchte.

Ohne dem alten Weibe zu antworten, brach Peter noch einen Theil der Wand nieder und legte dadurch vollständig einen kleinen Wandschrank offen, der sich ungefähr brusthoch vom Erdboden neben dem Kamine befand. Er enthielt nichts als eine messingene, mit Grünspan überzogene Lampe und ein staubiges Stück Pergament. Während Peter das letztere untersuchte, ergriff Tabitha die Lampe und begann sie mit ihrer Schürze zu reiben.

„Das Reiben hilft nichts, Tabby,“ sagte Peter; „es ist nicht Aladdins Lampe, obgleich ich sie für ein eben so glückliches Zeichen halte. Sieh' hier, Tabby!“

Tabitha nahm das Pergament und hielt es dicht an ihre mit einer großen Brille bewaffnete Nase. Aber kaum hatte sie angefangen zu lesen, als sie in ein heftiges Lachen ausbrach und beide Hände in die Seiten drückte.

„Ihr könnt mich altes Weib nicht zur Närrin machen!“ rief sie. „Es ist ja Euere Handschrift, Mr. Peter! ganz dieselbe, die ich in dem Briefe gelesen habe, den Ihr mir von Mexiko schicktet.“

„Eine große Aehnlichkeit ist allerdings vorhanden,“ versetzte Peter, das Pergament von Neuem untersuchend; „allein Du weißt selbst, Tabby, daß dieser Wandschrank muß vermauert worden seyn, ehe Du noch in dieses Haus kamst. Nein, es ist des alten Peter Goldthwaite's Handschrift und diese Kolonnen mit Pfunden, Schillingen und Pence sind seine Zahlen und beziehen sich auf die im Schatze enthaltenen Summen. Hier diese Bemerkung am Ende bezeichnet ohne Zweifel den Platz, wo er liegt; allein die Dinte ist so verblaßt, daß ich sie nicht entziffern kann. Jammerschade!“

„Nun, diese Lampe ist so gut wie neu; das ist wenigstens ein Trost,“ sagte Tabitha.

„Eine Lampe!“ dachte Peter; „das bedeutet Licht für meine Nachforschungen.“

Er schien jetzt mehr geneigt, über diese Entdeckung zu grübeln, als seine Arbeit fortzusetzen. Nachdem Tabitha hinuntergegangen war, blieb er über dem Pergamente brütend an einem nach der Straße hinausgehenden Fenster stehen, welches jedoch von Staub so geschwärzt war, daß die Sonne nur einen matten Schein hindurch auf den Fußboden des Zimmers werfen konnte. Peter öffnete es mühsam und blickte auf die Hauptstraße der Stadt hinaus. Die frische Luft, obgleich mild und sogar warm, wirkte auf ihn wie ein Guß kalten Wassers.

Es war das erste Thauwetter im Februar. Der Schnee lag hoch auf den Dächern, aber löste sich schnell in Millionen Wassertropfen auf, welche einem Regen gleich und im Sonnenscheine glänzend herabfielen. Auf der Straße war der festgetretene Schnee noch hart und dauerhaft wie Steinpflaster und trotz der frühlingsartigen Temperatur wenig feucht geworden. Als Peter seinen Kopf hinausstreckte, gewahrte er, daß die Einwohner, wenn nicht die ganze Stadt, gleichfalls aufgethaut waren. Es gewährte ihm Freude, — wenn auch eine etwas schmerzliche Freude, — den Strom von Damen zu sehen, welche auf den glatten Seitenwegen herabkamen und mit ihren rothen Wangen, in der Verhüllung von Hauben, Boa's und Pelzkragen, wie Rosen mit einer neuen Art von Blätterschmuck aussahen. Die Schellen der Schlitten erklangen fortwährend, bald die Ankunft eines Wildverkäufers von Vermont verkündigend, bald die eines Landmannes mit seiner Frau, die nach der Stadt gekommen waren, um einige Einkäufe in den Läden zu machen und zugleich etwas Butter und Eier abzusetzen. Hier fuhren ein Herr und eine Dame in einem eleganten Schlitten, dessen Form einer Muschel ähnlich war und dort schoß ein Staatsschlitten pfeilschnell die Straße hinunter, allen Fuhrwerken mit größter Leichtigkeit ausweichend.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges

(Ein schauerlicher Auftritt.) Ein solcher ereignete sich kürzlich zu Paris in der Oper während der Aufführung des „Fra Diavolo“. Zu Ende des dritten Aktes nämlich machte eine junge Frauensperson den Versuch, sich über die Brüstung des obersten Ranges hinab in das Parterre zu stürzen. Sich weit vornüberlehnend und so das Gleichgewicht verlierend, fiel sie endlich mit der vollen Schwere ihres Körpers über die Sitzeinfassung hinaus. In dem Momente aber, in dem sie die schreckliche Tiefe und einen sichern Tod sich aus dem hellerleuchteten Hause entgegen gähnen sah, ergriff sie die Angst und die Lust zum Leben in so mächtigem Grade, daß sie alles ausgestandene Elend und ihre Verzweiflung vergessend, sich mit dem letzten Aufgebot ihrer Kräfte mit den Nägeln ihrer Finger in den Sammetüberzug der Brüstung eingrub und so lautlos und dann und wann ächzend vor Anstrengung hängen blieb. Ein Schrei des Entsetzens von den Lippen der zunächst Umhersitzenden durchbebte das Haus, machte Gesang und Musik verstummen und die Blicke des Hauses zu ihr emporrichten. Unter ihr eilte jeder von seinem Sitze fort, um nicht durch ihren Fall erdrückt oder zerschmettert zu werden. Während dies Alles vorging, hatte Niemand Muth, der Unglücklichen zu Hilfe zu eilen. Wohl drei oder vier schaudervolle Minuten mag sie so in der Luft geschwebt haben; da endlich stürzte ein Theaterarbeiter von der Gallerie herbei, lehnte sich, die Füße kräftig gegen die Bank stemmend, über die Brüstung hinaus und riß die Hängende mit einem einzigen gewaltigen Rucke auf den Sitz zurück, wo sie sogleich ohnmächtig wurde und erst nach langen eifrigen Bemühungen in's Leben zurückgerufen ward. Auf der Polizei gab sie an, daß sie Estelle R. . . . heiße und eine unglückliche Liebe sie zu dem Entschlusse gebracht habe, ihrem Leben freiwillig ein Ende zu machen. Wie schrecklich Ernst es ihr mit diesem Vorsatze gewesen, beweist unter Anderem die rührende Thatsache, daß man in ihrer Wohnung Todtenhemd und Leichentacken, sauber gewaschen, für einen demnächstigen Gebrauch schon zurecht gelegt vorfand.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 100:

Pathetisch.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 102. Freitag, 26. August 1839.

Alfma.

(Fortsetzung.)

Da trat die Revolution ein. Mit einem Male las man den Namen des Grafen in den Journalen der Hauptstadt; er hatte sich lebhaft der Bewegung angeschlossen. Als der Krieg losbrach, erschien plötzlich Graf Alfred Malom wieder auf seinem Stammschlosse. Es war des Winters und der elegante feurige Jüngling zum düsterblickenden, bleichen, schroffen, fast verwilderten Manne geworden. Aber durch ein paar Reden gewann er rasch die Jugend; seine Beredtsamkeit war eine mächtige und er sprach trotz langjähriger Abwesenheit so frisch und klar ungarisch, wie Wenige im Lande. Sein Name ward ein gefeierter; er organisirte den Landsturm und exerzirte ihn auf dem Terrän seines Parkes ein. Dann zog er in den Krieg. Nach der Katastrophe von Vilagos gefangen genommen, entging er nur sofortiger blutiger Exekution, indem er ohnedem rettungslos verloren zu seyn schien, da er mit Wunden bedeckt war. Aber er starb nicht. Sein Urtheil lautete zuletzt auf Kerkerstrafe von langer Dauer. Seine Güter wurden nicht konfiszirt, indem er dieselben noch vor Ausbruch der Revolution unter gesetzlicher Regierung und Form dem einzigen Erben seiner Familie, einem weitschichtigen Verwandten übertrug und sich blos eine fixe Rente auf Lebenszeit vorbehielt, dieser Vetter aber mit dieser Abtretungsurkunde sich nach den böhmischen Bädern verfügte, um gelegenere Zeit abzuwarten. Als diese eintrat, übernahm wohl der bis dahin arme Verwandte das reiche, noch bei Lebzeiten des Eigenthümers ihm zugefallene Erbe, wollte aber jetzt auch seines Lebens genießen und nachdem er sich in evidenten Besitz gesetzt, ging er auf Reisen in's Ausland, hatte jedoch so viel Herz, noch zuvor alle Anstalten zu treffen, daß dem armen Gefangenen seine Rente regelmäßig entrichtet werde.

So vergingen Jahre. Graf Alfred Malom saß auf der Festung, seine zahlreichen Wunden waren verharscht, doch er fühlte seine Gesundheit immer schwankender werden. Endlich kam für ihn Amnestie. Als er in freie Luft trat, sank er zusammen. Er mußte außerhalb der Festung in einer Privatwohnung untergebracht werden und die Aerzte erklärten den Grafen der Labes verfallen. Er lebte den Winter hindurch ruhig, wortlos. Mit Anfang des Frühjahres erschien der Fiskal seines Verwandten und berichtete, daß er Befehl erhalten, dem Grafen das Stammschloß zum Wohnorte anzutragen und daß alle Dienerschaft seiner Anordnungen harren werde. Der Graf erwiederte Nichts und ließ es geschehen, daß man ihn in langsamen Tagreisen zurück in die Hallen seiner Väter brachte.

Es war ein äußerst blauer Augusttag, als in Vadlak — dem Stammgute des Grafen — eine Gesellschaft Herren im kühlen grünen Schatten hinter dem alten Schlosse zusammensaß. Der sichtbar Aelteste der Gesellschaft, ein hoher Sechziger, glich einem bemoosten, doch noch kräftigen Waldstamm, von großem, starkem Wuchse, sonnverbranntem Teint, buschigen Augenbraunen und wuchtigem, energisch ausgebildetem Schädel, den dichtes graues Haar bedeckte, während der buschig über die Lippen herabhängende Schnurrbart bereits weiß war. Er trug eine weite lange Blouse von schwarzem Orleans und ungarische Kaprenstiefel von Korduan. Viel jünger als der Erstgenannte, aber auch runder, dicker und behaglicher aussehend, war zunächst der Mann in katholischer Reverende, offenbar der Pfarrer des Dorfes, der mit einer goldenen Dose spielte und sehr höflich und geschmeidig that, dabei aber sehr aufmerksam die übrige Gesellschaft fixirte. Kaum über die dreißig

schien ein mittelgroßer gedrungener Mann von starken Zügen und Gliedmaßen, dabei aber von auffallend kleinen Händen und Füßen. Sein Schnurrbart war stark gewichst, das Kopfhaar kurz geschnitten; er trug einen blos bis zur Taille reichenden ungrischen Schnürrock, Mente, dagegen deutsche lange Hosen und Stiefel mit Spornen. Auf den Tisch sich stützend, lag über denselben geneigt ein sehr eleganter, blühend schöner junger Mann, von fast frauenartigem Teint und großen traumhaften schwarzen Augen, — und alle die Männer waren aufmerksam und mit sorglichem Blick einem Großvaterstuhle zugekehrt, der zu Ende des runden Eichentisches stand. In diesem Stuhle aber lag, schwach und nur manchmal leise aufzuckend, ein Kranker, eine lange Gestalt, gehüllt in einen weiten Schlafmantel, die Füße gestützt auf einen Schemel von Bärenfell, den Kopf voll von dichten schwarzen Haaren, das Gesicht eingerahmt vom schwarzen Vollbarte, dadurch noch unheimlicher weiß im ganzen Antlitze, mit blauen Ringen um die Augen, eingefallenen Wangen, mager und bleich bis hinter die Ohren. Der unverkennbar Schwerkranke strich sich mit seiner fast durchsichtiger Hand den glänzenden schwarzen Bart und sagte mit hohler, doch verständlicher Stimme: „Nun, mein Herr Fiskal, bin ich gefaßt, Sie anzuhören." Der Mann im Schnürrocke wollte eben sprechen und wischte sich feierlich den Schnurrbart, als ihn jener alte große Mann in der Blouse unterbrach und in tiefem Tone zu dem Kranken sagte: „Ich flehe Euer gräflichen Gnaden nochmals an, sich nicht so unnöthig aufzuregen. Herr Fiskal Kalody theilte mir bereits gestern bei seiner Rückkehr mit, daß seine Reise nach Preußen gänzlich resultatlos war; diese Beruhigung genüge Euer gräflichen Gnaden und Illustrissime unser Herr Pfarrer werden mich gewiß unterstützen, sowie Euer gräflichen Gnaden Neffe, Herr Baron Lindner, wenn ich zu rathen wage, lieber von der ganzen Geschichte abzusehen und sich bei so schönem Tage ein freundliches oder erbauliches Buch vorlesen zu lassen. Ich stelle die Bitte nicht blos als Arzt, sondern auch als treuer Freund Ihrer Familie."

(Fortsetzung folgt.)

Das Thurmblasen.

Aus Riehl's Kulturstudien.

„In vielen Städten und Flecken galt bis auf die neueste Zeit das Herkommen, daß Morgens und Abends, oder auch zur Mittagszeit vom Thurme herab ein Choral geblasen wurde. Der Arbeiter im Felde hielt eine Weile seinen Pflug an, wenn die feierlichen Töne in die Morgenlandschaft hineinschallten, in der Werkstatt ward es auf Minuten ruhig und manchem verzagenden Herzen sind bei dieser Musik urplötzlich die rechten Gedanken des Trostes aufgeleuchtet. Wie es den einsamen Wanderer erhebt und gleich als ein Gebet ihm durch die Seele zieht, wenn er am Abend ins Quartier rückt und ihn schon von weit her vom Thurme der Choral begrüßt, das habe ich manchmal tief empfunden und möchte diese musikalischen Eindrücke um manches prächtige Concert nicht hingeben. — Es war durch solche Musik allem Volke eine religiöse und künstliche Weihe gelegt. — Die Thurmbläser wurden manchmal aus Stiftungsfonds, oft auch aus der Kirchenkasse oder dem Gemeindesäckel bezahlt. Obgleich wir nun täglich reicher werden, so hat man doch fast überall kein Geld mehr für solche Dinge. Nur noch als Ausnahme, als eine Kuriosität erschallen hier und da Choräle von den Thürmen. — Haben die Gemeinden auch bedacht, daß sie mit der Thurmmusik einen tüchtigen Hebel zur musikalischen Erziehung des Volkes muthwillig weggeworfen? — Es war des gemeinen Mannes einzige Probe einer ernsten und klassischen Musik außerhalb der Kirche, die ihm vom Thurm herab vorgeblasen wurde; jetzt findet er seine musikalischen Klassiker lediglich auf dem Tanzplatze; freilich Klassiker, über die sich Gott erbarmen möge."

Riehl hat gewiß vielen Lesern dieser Blätter aus der Seele gesprochen, was Einsender dieser Zeilen mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen glaubt, wenn er sich an den Eindruck, an die große Freude erinnert, die das Thurmblasen, so oft es in hiesiger Stadt vorgekommen, auf Alt und Jung hervorgebracht hat.

Es ist so zu sagen nur Eine Stimme darüber, daß man übel gethan, einen so schönen alten Brauch, der seit mehreren Jahren in unserer Stadt theilweise wieder in's Leben getreten war, plötzlich wieder aufzugeben. Am letzten Oster- und Pfingstfeste haben Viele vergebens auf die

erhabenen Klänge gewartet, aber der liebliche Festgruß war verstummt. Warum die Sache aufgegeben wurde, ist dem Schreiber dieser Zeilen nicht genau bekannt. — Hat vielleicht Hr. Lützel, der früher die Sache besorgte, sich zurückgezogen? Oder scheut die Kirche die kleine Ausgabe, die das Abblasen eines Chorals verursacht? — Wenn die Sache am Geldpunkt gescheitert seyn sollte, so ließe sich dieselbe gewiß wieder leicht herstellen. Es sind — Gott sey Dank — noch viele Einwohner in unserer Stadt, die auch für solche Dinge gerne einige Kreuzer opfern und denen die Erhaltung der alten schönen Bräuche keine gleichgiltige überflüssige Sache ist.

Ein Freund der alten Bräuche und Sitten.

Mannigfaltiges.

Der Dönhofsplatz in Berlin war jüngst der Schauplatz einer eigenthümlichen Wette. Zwei ziemlich begüterte Herren aus dem Kaufmannsstande sprächen, indem sie des Weges gingen, von den schlechten Zeiten und besonders von dem großen Mangel des baaren Geldes, das, wie der Eine von ihnen behauptete, in der Tasche selbst eines anständigen Menschen kaum noch zu finden sey. Zum Beweise seiner Behauptung erbot sich der Sprecher, zu wetten, daß der erste ihnen begegnende anständig aussehende Herr kein Geld bei sich habe. Des Scherzes halber wurde von der andern Seite auf diese Wette eingegangen und zwar um den Satz von 10 Thlr. Der sich nähernde Gegenstand der Wette hatte ein durchaus nobles Aeußere, dem Kostüme und Gange nach die Mitte haltend zwischen einem Künstler und etwa einem Referendarius. Höflichst angeredet, wurde demselben die Wette mitgetheilt und bemerkt, daß dabei um deßwillen nicht die geringste Absicht der Kränkung vorliege, weil ja der reine Zufall ihn zu dem zuerst Begegnenden gemacht habe. Sofort erklärte sich der durch den erwähnten Antrag keineswegs niedergeschlagene junge Mann zur Entscheidung der Wette bereit, indeß unter der Bedingung, daß ihm die Hälfte der Wette überlassen würde. Als dies bewilligt, holte er sein Portemonnaie aus der Tasche und siehe da, es enthielt nicht einen Sechser. Der Verlierende holte nun zwei Fünfthalerscheine hervor; den einen erhielt der bis dahin geldlose flinke Spaziergänger, der andere aber wurde sogleich im nächsten Weinkeller vom Gewinner zum Besten gegeben, so daß unser vergnügter Ohnegeld nicht blos fünf Thaler, sondern auch eine gute Kollation davon trug.

In Galizien legt man eine besondere Art kleiner Schlangen in den steinernen Bierkrug und dieselben halten bei der größten Hitze das Bier eiskalt. Einige Ethnologen, die am letzten Sonntage zu einer Landpartie in Vichelswerder waren, wollten, (sagt der „Publ.") sich jener Sitte erinnernd, die fehlenden Schlangen durch Frösche ersetzen und legten einige dieser kühlen Amphibien in ihre gefüllten Bierseidel. Das Experiment bekam aber einigen Trinkern, die dem Ekel nicht gewachsen waren, so schlecht, daß sie alsbald Töne ausstießen, die denen der Frösche ähnlich waren. Ländlich sittlich.

Die serbische Regierung gibt ein neues Strafgesetzbuch heraus. Dasselbe zeichnet sich unter anderen durch die Absonderlichkeit aus, daß darin das Wort „Strafe" gar nicht vorkommt. Die Gesetzverfasser haben ausfindig gemacht, daß das einem jeden Serben bekannte Wort „Kazn", welches „Strafe" bedeutet, kein eigentlich serbisches sey, also in den serbischen Gesetzen nicht gebraucht werden dürfe. Demzufolge wurde der Titel der Abtheilung von den Strafen folgendermaßen umschrieben: „Von Dem, wozu Jemand verurtheilt wird."

Der „Arbeitgeber" erzählt: Diebe sprengen mit Pulver und öffnen mit wissenschaftlicher Geschicklichkeit die Geldtruhen und Schränke, in welche die schwer oder leicht erworbenen Schätze vermeintlich sicher eingeschlossen werden, trotz der großen Vorsichtsmaßregeln, welche im Gegensatz die hohe Schlosserwissenschaft anwendet, den Dieben unübersteigliche Hemmnisse entgegen zu stellen, wie das in Price's berühmtem Geldschrankbuch beschrieben ist. Demnach hat ein denkender Erfinder vorgeschlagen, nirgends ein Schlüsselloch anzubringen, durch das ein unberufener Oeffner Eingang zum Innern des Schrankes erhalten könnte. Er hat statt dessen einen Mechanismus erfunden, wodurch der Schrank zu einer bestimmten Stunde sich von selbst öffnet. Im Innern ist nämlich ein Uhrwerk angebracht, auf welchem der Besitzer, bevor er den Schrank schließt, den Zeiger auf irgend

eine Minute stellt, zu welcher sich der Schrank von selbst öffnen soll. Zu anderer Zeit kann er allerdings selbst nicht zu seinem Gelde kommen, was jedoch unter gewissen Umständen von Nutzen seyn kann.

Ein Gewerbszweig, der in Paris während des Krieges besonders blühte, ist die Photographie. Es gibt dort an achtzehnhundert Photographen, die täglich ungefähr viertausend Porträte liefern und deren tägliche Einnahme die Summe von hunderttausend Franken bei Weitem übersteigt, der photographischen Anstalten nicht zu gedenken, welche sich mit der Reproduktion von Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen ꝛc. beschäftigen. Ueber siebenzig Fabriken arbeiten ausschließlich an der Herstellung der für diese Anstalten nöthigen chemischen Produkte und jede dieser Fabriken beschäftigt täglich hundertundvierzig Arbeiter. Um Dies begreiflich zu finden, muß man bedenken, daß die photographischen Arbeiten, besonders diejenigen, welche für Stereoskope versendet werden, einen jener Artikel bilden, die unter dem Namen „Articles de Paris" nach allen Enden der Welt versendet werden. Was nun die eigentlichen photographischen Porträte betrifft, so sind seit einiger Zeit an vielen Orten in Paris Buden aufgeschlagen, wo man für einen Frank sein Gesicht in schaudererregender Aehnlichkeit schwarz und weiß erhält. Es gibt sogar auch ambulante photographische Anstalten, die auf die Dörfer fahren, um Gottes mehr oder minder verhunzte Ebenbilder auf einem Stück Papier zu verewigen. Der Preis der Abkonterfeiung ist so niedrig, daß es auch dem allergeizigsten Bauern nicht mehr der Mühe werth scheint, sich nicht porträtiren zu lassen. Mit dem Beginn des italienischen Feldzuges waren die erwähnten Buden stets überfüllt. Die Soldaten, die nach dem Kriegsschauplatz abzogen, tauschten mit ihren Verwandten und Herzallerliebsten die Konterfei's aus und man sah dort die sonderbarsten Gruppen von Zuaven, Dragonern, Trompetern, Trommlern und allerlei Weibern. Seit dem Frieden drängt man sich nicht mehr nach den Buden und die Soldaten geben kein Geld mehr dafür aus, ihre Gesichter auf die Nachwelt zu bringen.

(Wie man bei 30 Grad Hitze beinahe erfrieren kann.) Dies seltsame Problem hat vor einigen Tagen der Besitzer eines der größten Hotels in Breslau gelöst. Von der drückenden Last der Tageshitze gequält und überdies wahrscheinlich etwas „angeheitert", legte sich derselbe Nachmittags im Wein- und Bierkeller des Hotels und zwar auf dem daselbst zur Kühlhaltung der Getränke befindlichen Eislager schlafen. Sein Erwachen nach mehrstündigem Schlummer war von sehr trauriger Art, er vermochte kaum seine erstarrten Glieder zu rühren. Nur langsam erholte er sich soweit, um aufstehen zu können; doch wurde er in Folge der heftigen Erkältung von einer gefährlichen Brechruhr befallen.

An der sächsisch-böhmischen Grenze, in der Gegend von Peterswald, gibt es ganz wunderbar gestaltete Namen, z. B. Buttermichelnozenzensfranzensklara und Muttergottesschustermichelwenzelfranz, d. h. Klara, Eheweib des Franz, welcher Sohn des Innozenz, Enkel des Michael ist, der mit Butter handelt und Franz, Sohn des Wenzel, Enkel des Michael, welcher Schuster war und bei der Statue der heiligen Mutter Gottes wohnte.

(Nur immer höflich.) Eine alte Dame, die aus Geiz ihre Markteinkäufe selbst besorgte, ließ unterwegs eine Hammelkeule fallen, die sie unter ihrem Umschlagtuche verborgen getragen. Ein eleganter Herr, der in diesem Augenblicke vorüberging, hob die Hammelkeule auf, überreichte sie der Dame mit einer tiefen Verbeugung und sagte: „Madame, Sie haben Ihren Fächer verloren."

Dreisilbige Charade.

Ich lobe mir die ersten Beiden
Und bin gar gern in ihrem Kreis.
Die Letzten machen Manchem Leiden,
Und Manchem auch gewaltig heiß.
Das Ganze ist zwar ziemlich klein,
Doch treten große Leute oft hinein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 103. Sonntag, 28. August 1839.

Alfma.

(Fortsetzung.)

„Ja, lieber Onkel," flehte der schöne junge Mann, „machen Sie mir wenigstens die Freude, der ich so weit hergekommen, um unsern Wohlthäter zu sehen und zu pflegen, daß Sie, so lange ich hier bin, nicht an die Vergangenheit denken, sondern mir gestatten, Ihnen, wie gestern Nachmittag, freundliche Erlebnisse zu erzählen und Ihre Antheilnahme für meine eigenen Strebnisse wach zu erhalten. Darf ich Ihnen vielleicht eine Naturschilderung von Betöft vorlesen?" Und der junge Mann war während diesen Worten an den Armstuhl herangetreten, faßte des Kranken bleiche Hand, küßte sie schmeichelnd, kniete halb nieder und schaute zu dem Angeredeten empor. Dieser neigte sich dem Jünglinge zu, drückte einen schwachen Kuß auf dessen Stirne und verhielt sich einige Minuten lang ruhig sinnend. Doch plötzlich fuhr er gereizt und störrisch auf und rief:

„Nein, nein, nein! Endlich muß ich diese Last von der Seele haben, mein armes Hirn schmerzt so sehr, als wäre glühendes Blei darein gegossen! Sprechen Sie, Herr Fiskal! Lieber Dr. Péterfy, Sie haben mir ja selbst mit stärkendem Freimuthe vor einigen Wochen in ernster Besprechung gesagt, daß meine Tage, ja Stunden gezählt sind und für mich keine irdische Rettung mehr existirt. Auch fühle ich mich immer leichter und schmerzloser, was bei dieser Krankheit sicheres Zeichen der Auflösung ist. Nur das Hirn, das Hirn! und man wird doch nicht haben wollen, daß ich am ganzen Leibe absterbe und einzig das Hirn nicht zur Ruhe kömmt? Soll ich noch im Grabe, das ich so sehr ersehne, gemartert seyn von glühenden, vampyrgrausamen Gedanken? Nein ich will die möglichste Beruhigung erhalten, indem ich die volle Wahrheit erfahre. Was in dieser Frage Wahrheit sey, das kann nur ich allein bestimmen, meine Herren, da Sie bei jenem Vorfall nicht gegenwärtig waren, Sie also im etwaigen Detail auch nicht die Spur des Zusammenhanges auffinden. Sprechen Sie, Herr Fiskal Kalody, ich habe Nichts mehr zu fürchten noch zu wünschen, deßhalb gab ich Ihnen auch die Vollmacht, direkt mit den Berliner Gerichten zu verkehren und meine hier eidlich aufgenommene Aussage zu überreichen. Reverendissime Herr Pfarrer Molnar nahm bereits gestern meine Beichte entgegen, also ich habe mit der Welt abgeschlossen und will nur noch das Eine wissen, was ist es mit Alfma?"

„Ew. gräflichen Gnaden werden verzeihen," erwiederte der Befragte, „aber ich konnte durchaus keinerlei Aufklärung, ja nicht einmal eine Spur von dem ganzen Vorfall, der Sie, Herr Graf, iett Jahren so ängstigt, auffinden. Die preußischen Behörden nahmen meine Anfrage mit größtem Erstaunen auf, und ich kann sagen, sie entfalteten einen Eifer und eine Vollständigkeit in den Nachforschungen, die Nichts zu wünschen übrig ließ. Man durchstöberte zuerst alle vormärzlichen Akten und fand keine Spur der Anzeige eines ähnlichen Mordes, ja nur einer Verwundung, ebenso wurde das ganze medizinische Kollegium versammelt, ohne daß Jemand Aufschluß geben konnte, in jener Zeit zu einem Schwerverwundeten oder Ermordeten gerufen worden zu seyn. Darnach durchkramte man alle Paßregister, hielt bei allen fremden Gesandtschaften und Konsulaten nicht blos in Berlin, sondern im ganzen Staate Anfrage, nirgends fand sich der Name Alfma. Zugleich hatte man aber auch das ganze bezeichnete Haus in der Scharnstraße besetzt und unterwarf dasselbe und seine Einwohner genauester peinlichster Untersuchung. Im ersten Stockwerke hielt,

wirklich bis zu den Märztagen eine gesetzlich geduldete, religiöse Sekte ihre Versammlungen, Das ließ sich konstatiren. Dagegen das ganze zweite Stockwerk wird schon seit undenklichen Zeiten monatweise vermiethet, die vorderen Zimmer an einzelne Herren, die gegen den Hof hinaus zu gelegenen an ärmere Familien, meist Fabrikarbeiter, welche den ganzen Tag über mit Kind und Kegel nicht daheim zu seyn pflegen. Das Haus ist im Besitz einer angesehenen Familie, welche am entgegengesetzten Stadttheile wohnt und von jenem Hause blos die Zinsen bezieht, es aber nie selbst betritt. Der Hausmann hat jene Wohnungen der zweiten Etage zu vermiethen, und Derjenige, welcher im Vormärz diese Stelle bekleidete, fiel im Berliner Straßenkampfe; der jetzige Hausmann weiß natürlich von der ganzen Geschichte Nichts. Endlich gelang es, nachdem ich schon über einen Monat dort gewellt, die Frau des früheren Hausmeisters herbeizuschaffen, welche in einer entfernteren Provinz in Arbeit war. Sie entsann sich durchaus auf keinen Miethmann der ihr vorgehaltenen Beschreibung, nur zuletzt meinte sie, daß einmal ein solcher in jenem Quartiere gewohnt habe, der eine rothe Mütze, ähnlich einem ihr vorgewiesenen Fez, zu tragen pflegte, sie habe sich aber nicht näher um ihn bekümmert, da alle die Miethsherrn, wie es in Berlin Gebrauch ist, entweder ihren eigenen Thorschlüssel hatten oder sich Nachts durch den Nachtwächter öffnen ließen. Nicht minder schaffte man den Kleiderputzer herbei, der in jenem Hause seit Jahren die Bedienung verrichtet. Das war der Einzige, welcher sich erinnern wollte, daß einst ein junger Herr dort gewohnt, den er für einen Griechen gehalten, der orientalische Pfeifen und Waffen mit sich führte; doch, nachdem er einmal, etwa acht Tage lang, dessen Stube verschlossen fand, traf er darnach in derselben Wohnung, in der durchaus keine Veränderung vorgefallen zu seyn schien, einen militärisch aussehenden Herrn, den er für einen Russen hielt, der aber schon in kurzer Zeit wieder abreiste, worauf einige Dutzend Herren in weiterer Folge jenes Quartier bewohnten. Gegenwärtig hatte es ein pensionirter Assessorinne, der nicht wenig erstaunt war, als die Untersuchung auf seine Stube rückte und der sie, nachdem er den Verdachtsgrund erfahren, eifrigst unterstützte. Aber auch nicht eine Spur ließ sich in den beiden Zimmern auffinden; man durchsuchte Alles, jeden Fleck, hob die Bretter der Diele auf, besah jeden Nagel fast mikroskopisch — vergeblich, nicht ein Ritz gab Anlaß zu gegründetem Verdacht. Die Sache wurde übrigens im Publikum ruchbar und der Präsident des Gerichts sagte mir zuletzt, es sey dies eine sehr unangenehme Sache, denn ohne die geringste Spur eines möglichen Thatbestandes gefunden zu haben, habe man nun ein sonst ruhiges und gutgelegenes Haus in momentanen Verruf gebracht und es sey zu gewärtigen, daß dessen Parteien kündigen werden. Das ist Alles, Ew. gräflichen Gnaden, was ich in Folge dieser Reise in Erfahrung bringen konnte. Hier ist überdem noch das schriftliche Resume des Herrn Ober-Gerichts-Präsidenten in Berlin."

Der kranke Graf hatte mit angehaltenem Athem und starren, stechenden Blickes dem Berichte zugehört; der junge Baron mit sichtbarem Entsetzen, der Arzt mit großer Aengstlichkeit nur den Patienten betrachtend; der Pfarrer endlich saß da und drehte stumm die goldene Dose. Es entstand eine lange, bleischwere Pause. Man hörte nur das Plätschern des nahen Bassins und tausendstimmiges Vogelgezwitscher in den Lüften, während Hummeln und große Libellen dahinschießend summten und surrten und Bienen schwerfällig an den Kanten des Tisches und einiger leerer Stühle balancirten.

(Schluß folgt.)

Peter Goldthwaite's Schatz.

(Fortsetzung.)

Nie hatte Peter eine lebhaftere Scene gesehen. Der helle Sonnenschein, die glänzenden Wassertropfen, der strahlende Schnee, das heitere Volk, die Abwechselung der fliegenden Schlitten und der fröhliche Schall der Glocken, — Alles vereinigte sich zu einem lebhaften Bilde. Nichts Trübes und Unfreundliches war zu sehen, als das spitzige alte Gebäude, Peter Goldthwaite's Haus, das wohl Ursache hatte von außen traurig auszusehen, da eine so fürchterliche Verwüstung in seinen Eingeweiden vorging.

„Wie geht es, Freund Peter?" rief ihm eine Stimme plötzlich zu, während er ängstlich seinen Kopf zurückzog. „Schaut heraus, Peter!"

Peter blickte hinaus und gewahrte seinen ehemaligen Compagnon, Mr. John Brown, auf dem gegenüberliegenden Seitenwege, statilich gekleidet, in einem mit Pelz gefütterten Ueberrock, welcher aufgeschlagen war und einen feinen anderen Rock

darunter sehen ließ. Sein Rufen lenkte die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt auf Peter's Fenster und die darin sichtbare Vogelscheuche.

„Sagt mir, Peter," rief Mr. John Brown von Neuem, „was zum Teufel treibt Ihr denn, daß ich immer ein so furchtbares Gelärm und Gepolter höre, wenn ich an Euerem Hause vorbeigehe? Ihr bessert wohl das alte Haus aus, — macht ein neues daraus, — he?"

„Ich fürchte, es ist zu spät dazu, Mr. Brown," erwiederte Peter. „Wenn ich es neu herstelle, so muß es inwendig und auswendig neu werden vom Fundament aus."

„Wäre es nicht besser, Ihr überließet mir das Geschäft?" fragte Mr. Brown mit besonderer Betonung.

„Noch lange nicht!" entgegnete Peter, das Fenster hastig schließend; denn seitdem er in seiner Aufsuchung des Schatzes begriffen war, ließ er sich nicht gern von den Leuten sehen und beobachten.

Während er vom Fenster zurücktrat, sich seiner äußeren Armuth zwar schämend, aber zufrieden im Bewußtseyn des geheimen Reichthums, schimmerte ein hochmüthiges Lächeln auf seinem Gesichte und seine Miene nahm einen stolzen Ausdruck an, dem vielleicht ähnlich, den sein Vorfahr, der Gründer des Hauses, gezeigt hatte, als er den Ruhm genoß, ein festes Haus als heimathliche Stätte, für viele Generationen seiner Nachkommenschaft gebaut zu haben. Allein das Zimmer erschien seinen vom Schnee geblendeten Augen entsetzlich finster und düster im Gegensatze zu der frohen und lebendigen Szene außerhalb. Der kurze Blick, den er auf die Straße gethan, hatte ihm eine eindringliche Vorstellung von der Art und Weise gegeben, in welcher die Welt ihre Heiterkeit nähre und ihr Gedeihen fördert, nämlich durch einen lebendigen Geschäftsverkehr und geselliges Vergnügen; während er in seiner Abgeschiedenheit ein Ziel verfolgte, welches möglicherweise ein Trugbild seyn konnte und auf einem Wege, den die Meisten für Wahnsinn erklären mußten.

Ein großer Vortheil der sozialen Lebensweise besteht darin, daß ein Jeder seinen Geist nach dem Anderer regelt und sein Betragen nach dem seiner Nachbarn bildet, so daß er sich selten in Excentricitäten verliert. Peter Goldthwaite empfand diesen Einfluß in dem Augenblicke, als er zum Fenster hinaussah. Er wurde einige Minuten lang zweifelhaft darüber, ob überhaupt ein verborgener Schatz vorhanden sey und wenn nicht, ob er sehr weise handle, das ganze Haus niederzureißen, nur um sich von seiner Nichtexistenz zu überzeugen.

Allein diese Zweifel waren nur vorübergehend. Er fuhr mit dem Werke der Zerstörung fort, welches das Schicksal ihm übertragen hatte und hielt nicht eher wieder inne, als bis es vollendet war. Im Laufe seiner Nachsuchungen stieß er auf verschiedene Gegenstände, welche gewöhnlich unter den Ruinen eines alten Hauses gefunden werden und auch auf andere. Besonders wichtig schien ihm ein rostiger Schlüssel zu seyn, den er in einer Mauerspalte fand und der ein hölzernes Angehänge mit den Buchstaben P. G. trug. Eine andere seltsame Entdeckung war eine Flasche Wein, welche in einem alten Ofen entdeckt wurde. Peter bedurfte keiner Herzstärkung durch geistige Getränke, um seine Hoffnungen aufrecht zu erhalten und bewahrte deßhalb den Wein bis zur Feier des glücklichen Erfolges auf. Auch mancher Penny fand sich in den Ritzen des Fußbodens, einige spanische Münzen und ein halb durchbrochener Strpence, der wahrscheinlich als ein Liebeszeichen gedient hatte; aber der Goldkasten des alten Peter Goldthwaite floh von einer dunklen Ecke in die andere und entging dem Griffe Peters des zweiten, bis dieser endlich, wenn er noch weiter graben wollte, in die Erde graben mußte.

Wir wollen ihm in seinem triumphirenden Fortschritte nicht folgen und nur noch bemerken, daß Peter wie eine Dampfmaschine arbeitete und das Werk in einem Winter vollendete, welches alle früheren Bewohner des Hauses, mit Hilfe der Zeit und Elemente, in mehr als einem Jahrhundert vollbracht hatten. Mit Ausnahme der Küche war jedes Zimmer und jede Kammer ausgewerdet. Das Haus war nichts mehr als eine Schale, der Schein eines Hauses, — so unwirklich wie die gemalten Gebäude eines Theaters. Es war der Rinde eines großen Käse ähnlich, in dem eine Maus so lange gehaust und genagt hatte, bis es kein Käse mehr war und Peter war die Maus.

Was er niedergerissen hatte, war von Tabitha verbrannt worden; denn sie machte den sehr weisen Schluß, daß sie ohne Haus auch kein Holz mehr brauchten, um es zu wärmen und Sparsamkeit deßhalb Unsinn sey. Auf diese Weise war das ganze Haus, wie man ganz eigentlich sagen konnte, in Rauch aufgegangen und war durch den großen, schwarzen Schornstein der Küche geflogen. Es lieferte ein merkwürdiges Seitenstück zu der Handlung jenes Mannes, von dem die

Sage erzählt, daß er in seine eigene Kehle hinabgesprungen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Was kosten Humboldt's Werke? Geradezu ein kleines Vermögen! Ein Exemplar der ganzen Sammlung von Humboldt's Werken über Amerika kostet z. B. jetzt in der großen Ausgabe, wegen der darin gegebenen Karten, Pläne und sonstigen Zeichnungen, allein über 10.000 Franks. Die 1300 Kupfertafeln, welche dasselbe umfaßt, sammt Papier und Druck kosteten 42,000 Stück Friedrichsd'or und das große Unternehmen wurde lediglich mit Hilfe der Gunst des Publikums zu Ende geführt, während für die große französische Beschreibung Aegyptens von Denon die französische Regierung 3 Millionen Franks vorschießen mußte.

(Schwäbische Naivetät.) Ein von Thun kommender Reisender erzählt folgende Anekdote, deren Zeuge er im dortigen Bahnhofe war. Zehn Minuten vor Abgang eines Zuges läutete der Stationsvorsteher wie üblich; gleich darauf kommt ein Oberländer Bäuerlein und läutete ebenfalls wacker; auf die barsche Frage des Stationsvorstehers, warum er dies thue, entgegnete er kaltblütig: „He, i hett gern e Zeddel, für uf der Isebahn z'fahre!"

(Der Schleier.) „Wie wäre es, wenn Du den Schleier nähmest?" sagte Jemand zu seiner jungen Frau. — „Dazu bin ich bereit," entgegnete sie, „vorausgesetzt jedoch, daß Du mir auch einen neuen Hut dazu schenkst."

Landwirthschaftliches.

(Scheeren des Mastviehes.) Bei der kaiserl. Central-Ackerbaugesellschaft in Paris wurde ein neues Verfahren angegeben, um die Viehmastung zu befördern; das Mittel besteht darin, daß man den zur Mast bestimmten Thieren die Haare scheert. Herr L. Ivart, Generalinspektor der kais. Schäfereien, behauptet, daß in Folge dieses Verfahrens alle Thiere einen stärkeren Appetit haben und das Futter besser anschlägt. Herr Magne, einer der vorzüglichsten Viehzüchter, bemerkt, daß alle seine mit Preisen betheiligten Ochsen geschoren waren, daß die geschorenen Schaafe sich eher mästen, als die nicht geschorenen und daß es empfehlenswerth sey, die Kälber, namentlich in ihrer ersten Jugend, zu scheeren.

(Ueber eine einfache Vogelscheuche.) Wer kennt nicht das neckende Spiel der Kinder, das man Lichtvögelchen nennt? Ein kleines Spiegelstückchen wird in die hellen Sonnenstrahlen gehalten und indem man es rasch wendet, fliegt das Sonnenbild an Wand und Decke herum, wie ein leichtes Vögelchen. — Es gibt kein gutes Ding, das man nicht durch Mißbrauch zum Nachtheil wenden kann, wie dieses Licht beweist, womit muthwillige Knaben so oft ihr schadenfrohes Spiel treiben; es gibt aber auch wenige Uebel, die nicht auch irgend eine gute Seite haben, wenn man sie nur herauszusuchen weiß, selbst das neckende Lichtvögelchen. Man nehme zwei kleine Spiegelscherben, lege sie mit dem Rücken, d. h. der Seite, worauf das Zinnamalgam sich befindet, zusammen und einen Faden dazwischen, der mit verklebt wird und mache so einen zweiseitigen Spiegel, der im Sonnenlichte grell glänzt. Dann hänge man ihn an einen freien Zweig des Kirschbaums, Weinrebenstockes oder eines anderen Baumes, den man vor zudringlichen Vögeln schützen will und überlasse dem Winde und der Sonne die weitere Sorge.

Der Doppelspiegel tanzt und dreht sich beim Luftzug und wenn nun die Vögel den Baum umkreisen, werden sie von dem neckenden und blitzenden Licht, das nach allen Seiten seine Strahlen wirft und eben so schnell verlischt, als es aufleuchtet, so scheu gemacht, daß sie den Baum lieber meiden, so sehr auch die lachenden Früchte sie anreizen.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 102:

Kinderschule.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 104. Dienstag, 30. August 1859.

Alfma.

(Schluß.)

Der Graf hatte die Augen geschlossen und schien in Schwäche und Ermüdung eingeschlafen zu seyn. Der junge Mann neigte sich sorglich auf den Schlummernden herab, als dieser plötzlich die Augen wieder aufschlug und mit fast schluchzender Stimme leidenschaftlich erregt ausrief:

„Und keine Spur also von dem Vorfall mit Alfma! Oh! Oh!“ —

Und dann setzte er gebieterisch, beinahe mit Härte hinzu:

„Und sonst haben Sie mir Nichts zu melden, Herr von Kalody?“

„Wohl noch, Ew. gräflichen Gnaden!“ sagte der Fiskal ergebenst referirend; „beim Komitatsgericht in Pesth fand ich ein Päckchen Schriften deponirt, auf den Namen Ew. Gnaden lautend und aus einer englischen Verlassenschaft von London her eingeschickt.

„Geben Sie das Packet, rasch!“ rief der Graf lebhaft erregt.

Der Fiskal reichte ein mehrfach versiegeltes Päckchen dar; der Graf prüfte aufmerksam die Siegel, dann bat er, daß es der Advokat öffne. Es geschah ihm zu Willen, obgleich der Arzt gewaltig die Stirne runzelte. Der Graf hob die Papiere heraus, es waren einzelne Tagebuchblätter und ein großer vergilbter offner Brief. Er ließ alle die Papiere gleichgiltig zur Erde gleiten und untersuchte das Kouvert. Es war doppelt, man hatte das Packet zuerst versiegelt und dann noch eine Hülle darum geschlagen; zwischen diesen beiden Hüllen fand sich denn ein feines, goldgerändetes Billet vor. Der Graf griff hastig darnach und riß es auf. Er las gierig. Im nächsten Moment stieß er einen markerschütternden Schrei aus und erhob sich in ganzer Länge. Die schwarzen Haare hingen ihm wüst in's bleiche magere Gesicht und die Gestalt sah wie ein erstandener Todter aus. Er schleuderte gleichsam den Schemel von sich, zerknitterte knirschend das Billet in fester Faust und war mit einem Satz mitten im Bulinggreen des offenen Parkes. Dort stand er auf dem Rasen wie ein Skelett im weiten fliegenden Mantel und reckte die mageren entblößten Arme ringend gen Himmel und schrie so leidenschaftlich, grausig dazwischen lachend, daß die anderen Personen, die ihm augenblicklich gefolgt waren, erschrocken zurückprallten; nur der alte Doktor und der junge Baron faßten noch zur rechten Zeit den zitternden Grafen, welcher dem Umsinken nahe war. Er richtete sich aber rasch in ihren Armen wieder auf und schrie: „Auf den rechten Flügel zu, dreingehauen, nicht wanken. Dich kenne ich schon — der ganze Park muß umgegraben werden, — warum lösckt man denn nicht?“

Und er lachte bis zum Ersticken krampfhaft:

„Holdes Kind, nicht bange — wenn er nur seine verfluchten Krötenfüße zurückziehen wollte — Sie sehen, die Sonne fällt uns direkt auf den Kopf — o wer legte mir denn brennende Kohlen auf die Finger, weh, oh, wie das brennt, helft! — helft!“

Und er spuckte sich emsig auf die mageren durchstochtigen Hände und wischte daran; im nächsten Augenblicke aber ergeiff er die ihn Haltenden so energisch und wuchtig, daß diese kaum fest stehen konnten, rang verzweifelnd mit ihnen, faßte dabei den Jüngling so fest am Halse, daß dieser aufschrie, als, wie vom Schlage gerührt, die Hände des Grafen starr wurden und er rücklings im hohen Grase gebrochen zusammensank. Er war todt. Die Uebrigen umstanden den Leichnam entsetzt. Als sie sich bemühten, den starren Körper aufzurichten, kamen Hasdrucken vom neuen Schlosse

herbeigerannt, welche den Lärm gehört. Sie nahmen scheu den Todten auf, dessen Rechte beim Tragen starr und geschlossen herabhing. Der junge Mann schluchzte laut, der Pfarrer sprach eben so laut Gebete. Alles entblößte das Haupt. Der Arzt richtete den Arm der Leiche zurecht: die Hand hielt noch ein Papier. Der Arzt nahm das zerknitterte Papier mühsam aus der Faust des Todten.

Als der Graf eben in's Schloß getragen wurde, blieb der Arzt stehen und hielt den Advokaten gleichfalls zurück.

„Lesen Sie mit mir, Herr von Kalody, was in dem Zettel steht," sagte Dr. Peterfy und rief dann: „Herr Baron, bleiben Sie auch während einer Sekunde hier."

Dann strich er das arg zerknitterte Papier am Schenkel glatt und wollte lesen. „Diese Sprache verstehe ich nicht," sagte der Arzt und reichte dem jungen Baron das Blatt.

Dieser las es einigemal durch und sagte:

„Das ist Englisch und lautet Wort für Wort übersetzt: Alfred! Die Jahre hindurch, seit Sie mir verschwanden, habe ich nur an Sie und über Sie nachgedacht, Ihre Papiere mehreremal wieder eröffnet und gelesen. Wenn Sie mich überleben, so erhalten Sie diese Zeilen und Ihre Tagebuchblätter zurück. Ich sterbe mit der tiefschaurigen Ueberzeugung, daß Sie an stillem Wahnsinn laboriren. Möge Gott Sie und mich selig werden lassen. Lady Margaret."

Die drei Männer schauten sich gegenseitig ernst fragend an.

„Armer Alfred-Onkel!" seufzte der Jüngling auf und schluchzte auf's neue.

Der Fiskal sagte langsam: „Spektabile Domine und denken Sie nicht, daß es möglich sey, jener ganze räthselhafte Mordvorfall wäre nur Hirngespinnst eines bereits seit lange her still Wahnsinnigen gewesen?"

Peterfy erwiederte ausweichend:

„Als Arzt darf ich nicht so rasche Schlüsse ziehen, aber ungemein auffallend ist es mir, daß der arme Graf, als er endlich in Wahnsinnsparoxysm verfiel, auch mit keiner Sylbe Alfma's oder sonstiger mit dieser Geschichte im Zusammenhang stehender Dinge erwähnte. Und dann starb ja auch Graf Achatius an Geisteszerrüttung."

Die Männer wollten eben nachdenklich die Stufen zum Schloßbau emporsteigen, als sie jetzt der junge Baron zurückhielt.

„Meine Herren," sagte er vertrauensvoll, „als ich gestern mit dem Onkel allein war, gab er mir dies Packet," und er holte ein solches aus seiner Rocktasche hervor, „mir auf die Seele bindend, daß, sobald ihn der Tod erreiche, ich es sogleich öffnen möge und an seiner Leiche schwören soll, Das zu erfüllen, was ein Zettel in diesem Packete mir befiehlt."

Und während der Doktor und der Advokat den Baron betroffen anstarrten, riß Dieser hastig die Hüllen von dem Päckchen und fand ziemlich erstaunt eine Dose von Schildkrot. Er öffnete sie und darin lag eine dürre, zusammengeschrumpfte rothe Blume und ein Dolchheft von Silber, an dem ein Zettel hing. In der Schachtel selbst lag aber noch ein Zettel, auf dem von der Hand des verewigten Grafen geschrieben stand:

„Neffe Marzell! Du weißt, noch was ich mein halbes Leben lang geforscht; am Dolchgriff hängt ein Papierstreifen, darauf findest du die Namen: Alfma, Borody, Miardaia. Schwöre an meiner Leiche, nicht eher zu ruhen, bis Du das Geheimniß jenes Dir oftererzählten Mordes erforschtest!"

Der Baron stand verblüfft da und sah die andern Beiden fast ängstlich fragend an. Der alte Doktor entriß ihm aber rasch all' die Sachen, warf die Gegenstände in die Dose, schloß sie und sagte: „Folgen Sie mir, Herr Baron, hören Sie auf die Bitte des ältesten, treuesten Freundes Ihrer Familie und kommen auch Sie, Herr Fiskal."

Und alle Drei gingen dem Parke zu. Beim alten Schlosse, wo im schattigen Gebüsche der Tisch stand und der leere Armstuhl und der umgeworfene Schemel, lagen auf der Erde noch die Tagebuchblätter zerstreut und der vergilbte Brief. Doktor Peterfy raffte eilig alle die Papiere auf und sie sammt der dem Baron entwundenen Dose hoch in der Hand tragend, ging er voran, dem großen See des Parkes zu, während die Andern erwartungsvoll folgten. Dort angelangt, sagte er mit bebender Stimme: „Wie ich diese Blätter und alle diese unheimlichen Reliquien hier in den Fluthen begrabe, so möge endlich auch alle Erinnerung an das wirklich Geschehene oder nur Eingebildete verschwinden! Kommen Sie, meine Herren, hier zur Teichschleuße her, hier ist die Strömung am reißendsten und hat ihren Abzugskanal. Und nun binde ich diesen Stein in die Papiere, damit sie zu Boden sinken, wupp! und hier die Dose nach, — drin ist Alles, Gott sey Dank!"

Und sich zu dem Baron wendend, sagte der alte Mann mit herzlicher Stimme:

„Lieber junger Herr! Nun gehen nach Jahrhunderten die Güter und Besitzrechte der ausge-

storbenen Grafen Malom in zweiter Linie durch eheliche Verwandtschaft an die Freiherrnfamilie v. Lindner über, welche wohl trotz des deutschen Namens gute Ungarn aufweist, genießt sie doch schon seit Maria Thereſia das ungariſche Indigenat. Mir als Arzt des Hauſes, das nun völlig Ihr eigen, Herr Baron Marzell, war es Pflicht, ſo zu handeln; es ſoll nicht auch noch die zweite Linie dem Wahnſinn verfallen. Und nun gehen wir, meine Herren, den letzten Grafen Malom zu begraben!"

Peter Goldthwaite's Schatz.

(Fortſetzung)

Der Abend des letzten Wintertages kam heran, nachdem jede Spalte und Mauerritze des Hauſes, ausgenommen im Bereiche der Küche, durchſucht worden war. Dieſer Schickſalsabend war ſehr unfreundlicher Art. Ein heftiger Schneefall hatte ſich ſeit mehreren Stunden eingeſtellt und wurde durch einen wahren Orkan in der Luft umhergetrieben, der gegen das Haus anſtürmte, als wenn der Fürſt der Lüfte in eigener Perſon den Schluß zu Peters bisheriger Arbeit liefern wollte. Die äußeren Mauern, durch den Wegfall der inneren Stützen geſchwächt, ſchienen der Gewalt des Sturmes nachgeben und mit ihren ſpitzigen Giebeln über dem Kopfe des Eigenthümers zuſammenbrechen zu wollen. Er kümmerte ſich jedoch nicht um die Gefahr, ſondern war wild und ruhelos wie das Wetter draußen, aber wie die Flamme auf dem Heerde, die bei jedem Stoße des Windes in den Rauchfang emporſchoß.

„Den Wein, Tabitha!" rief er; „meines Großoheims kräftigen alten Wein! Wir wollen ihn trinken!"

Tabitha ſtand von ihrer Bank in der räucherigen Ecke des Kamins auf und ſtellte die Flaſche vor Peter hin, dicht neben die alte Meſſinglampe welche gleichfalls ein Preis ſeiner Nachforſchungen war. Peter hielt ſie vor ſeine Augen und indem er durch die klare Flüſſigkeit blickte, erſchien ihm die ganze Küche wie von einer goldenen Glorie illuminirt, welche ſelbſt Tabitha verklärte, ihr Silberhaar vergoldete und ihre ärmliche Kleidung in Gewänder von königlichem Glanze umwandelte. Es erinnerte ihn an ſeine goldenen Träume.

„Mr. Peter," bemerkte Tabitha, „ſoll der Wein getrunken werden, ehe das Geld gefunden iſt?"

„Das Geld iſt gefunden!" rief Peter mit faſt wildem Tone. „Die Kiſte iſt in meinen Händen. Ich will nicht eher ruhen, als bis ich dieſen Schlüſſel in ſeinem verroſteten Schloſſe umgedreht habe. Aber vor allen Dingen laß uns trinken!"

Da kein Korkzieher vorhanden war, ſo ſchlug er den Hals der Flaſche mit dem roſtigen Schlüſſel ab, welcher den Schatz öffnen ſollte. Dann füllte er zwei kleine Taſſen, welche Tabitha vom Küchenſchranke herbeigeholt hatte. So hell und klar war dieſer alte Wein, daß er ſelbſt in den Taſſen durchſichtig blieb und die gemalten Blumen auf dem Boden derſelben noch deutlicher erſcheinen ließ. Sein ſchöner, kräftiger Geruch verbreitete ſich durch die ganze Küche.

„Trink, Tabitha!" rief Peter. „Segen auf den alten, braven Burſchen, der dieſen köſtlichen Wein für uns zurückgeſetzt hat! Auf das Andenken Peter Goldthwaite's!"

„Wir haben auch guten Grund, ſeiner zu gedenken!" bemerkte Tabitha, während ſie trank.

Wie viele Jahre lang und durch wie manche Glücks- und Schickſalswechſel hatte dieſe Flaſche ihre begeiſternde Kraft aufbewahrt, um endlich von dieſen beiden Genaſſen getrunken zu werden! Während ſie damit beſchäftigt ſind und bis ſie ſie beendigt haben, wollen wir uns anderswo hinwenden.

Es geſchah, daß Mr. John Brown ſich an dieſem ſtürmiſchen Abende in ſeinem weichgepolſterten Armſtuhle und an der Glut des Kohlenfeuers, welches ſein ſchön eingerichtetes Wohnzimmer beleuchtete, nicht nach Wunſch befand. Er war ein menſchenfreundlicher Mann, gütig und mitleidig, wenn das Unglück Anderer ſein Herz durch die gepolſterte Weſte ſeines Glückes erreichen konnte. Dieſen Abend hatte er viel an ſeinen alten Kampagnan, Peter Goldthwaite, gedacht, an ſeine ſonderbaren Pläne, ſein fortwährendes Mißgeſchick, die Dürftigkeit ſeiner Wohnung und ſeine traurige Erſcheinung, als er mit ihm am Fenſter geſprochen.

„Armer Mann!" dachte Mr. John Brown. „Armer, verrückter Peter Goldthwaite! Um unſerer alten Bekanntſchaft willen hätte ich doch dafür ſorgen ſollen, daß er in dieſem harten Winter keine Noth leide."

Dieſe Empfindungen wurden ſo mächtig in ihm, daß er ungeachtet des rauhen Wetters beſchloß, Peter Goldthwaite augenblicklich zu beſuchen. Der Drang, mit dem er ſich dazu getrieben fühlte, war wirklich ſonderbar; jedes Geheul des Sturmwindes ſchien ihm eine Mahnung zu ſeyn. Selbſt höchlich erſtaunt über ſein ſo eifriges Wohlwollen, hüllte er ſich in einen Mantel, wickelte um Hals und Ohren Tü-

Ker und Shawls und bot so verwahrt dem Sturmwinde Trotz. Allein die Gewalt der Lüfte war stärker. Mr. Brown passirte gerade mit Schwierigkeit die Ecke von Peter Goldthwaite's Hause, als der Orkan ihn aus dem Gleichgewichte brachte, indem er ihn zuerst mit dem Gesichte in einen tiefen Schneehaufen warf und dann seinen hervorstehendsten Theil unter neuen Schneewehen begrub. Es schien in der That wenig Hoffnung für seine frühere Wiederauferstehung als mit dem nächsten Thauwetter vorhanden zu seyn. Ueberdies war ihm sein Hut entführt worden und wirbelte hoch in einer unbekannten Region umher, von wo bis jetzt noch keine Nachricht wieder herabgekommen ist. Dennoch gelang es ihm endlich, sich einen Weg durch das Schneegestöber zu bahnen und mit bloßem Kopfe gegen den Sturm ankämpfend Peters Thür zu erreichen. Hier herrschte ein solches Knarren, Krachen und Rasseln des morschen, im Sturme wankenden Gebäudes, daß selbst das lauteste Klopfen von den Bewohnern nicht würde gehört worden seyn. Ohne Umstände deßhalb eintretend, suchte er tappend den Weg nach der Küche.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Auffallend ergiebig ist in diesem Jahre in Frankreich die Melonen-Ernte gewesen und zwar in kaum denkbarem Maße. Die kleine Stadt Cavaillon, Departement Vaucluse, hat in der Saison allein beinahe $5^1/_2$ Mill. Melonen abgesetzt, was, den Durchschnitts-Preis zu 2 Fr. 50 C., die runde Summe von 12,000 000 Fr. ergibt. Einzelne Gärtner haben ihre reinen 25,000 Fr. aus dieser Frucht gemacht. Die Pfirsich-Ernte in der Umgebung von Paris wird in diesem Jahre eben so reich, wie im vorigen.

Auf einem Armenbazar in London ging ein Seemann an einem Tische vorüber, an welchem eine wunderhübsche junge Dame verkaufte. Der Seemann blieb stehen, betrachtete sich eine Weile die Verkäuferin in athemloser Bewunderung, nahm dann ein Goldstück aus der Tasche, legte es auf den Tisch und ging weiter. — „Heda, guter Freund," rief ihm die Dame nach, „wollen Sie nicht auch etwas für Ihr Geld mitnehmen?" „Danke schön, Madame," versetzte der Seemann mit bedeutsamem Blick, „ich habe einen größeren Genuß gehabt, als mein Geld werth ist."

„Wenn mich nur Jemand von der üblen Gewohnheit, Morgens so lange im Bette zu liegen, kuriren könnte!" sagte ein träger Ehemann zu seiner theueren Hälfte und warf sich noch einmal im Bette herum. — „Jenun, ich will es einmal mit der Wasserkur versuchen, mein Lieber!" meinte die Frau und goß einen Krug kaltes Wasser über ihn aus.

Der Herzog von Nemours schickte einmal seinen Haushofmeister zu einem Künstler, dem er als Zeichen seiner Achtung eine goldene Dose verehren wollte, mit der Weisung, den Maler auszuholen, ob er ein solches Geschenk annehmen würde. Das Anerbieten ward mit Enthusiasmus angenommen. — „Und wohin darf ich Ihnen die Dose senden?" fragte der Haushofmeister. — „Jenun, wenn Sie so freundlich seyn wollen," entgegnete der Maler, „so tragen Sie sie unterwegs zu einem Pfandverleiher und lassen Sie mir dann das darauf geborgte Geld zukommen!"

Der berühmte Arzt Dr. Schönlein ward eines Tages zu einer Dame gerufen, welche die Kranke spielte. Dr. Schönlein, der sich ärgerte, ohne genügenden Grund gerufen worden zu seyn, machte sich so schnell als möglich wieder los und befand sich bereits auf der Treppe, als die eingebildete Kranke ihm ihren Diener nachschickte, um ihn fragen zu lassen, ob sie, wenn sie aus dem Theater nach Hause käme, einige Austern essen dürfe. — „Ja wohl," entgegnete der Arzt ungeduldig, „mit sammt den Schalen!"

Zweisilbige Charade.

Das Erste nützt oft mehr
Als Gold und Edelstein;
Das Zweit' ist am Gewehr,
Kein Pulver kommt hinein;
Das Ganze uns beglücken kann.
Nur trifft man's echt gar selten an.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 105. Freitag, 2. September 1859.

Meine verlorene Alix.

Aus den »Household Words« übertragen von L. Dubois.

1.

Weßhalb heirathete ich sie? — habe ich mich oft gefragt, nachdem unsere Flitterwochen vorüber waren. Von Rechts wegen hätte ich nie heirathen sollen. Aber ich liebte sie so sehr und liebe sie noch immer.

Sie war vielleicht das sonderbarste weibliche Wesen, das es je gegeben hat. In ihrer Jugend verstand ich sie nicht und selbst jetzt, wenn ich bei Tische ihr gegenübersitze und in ihr ruhiges, ernstes Gesicht blicke, kömmt es mir noch oft vor, als wenn ich sie nicht verstände. In ihrem Gehirne arbeiten viele Gedanken, von denen ich nichts weiß und aus ihren Augen leuchten zuweilen warme Gefühle und verschwinden wieder, wie Gefangene, die dann und wann flüchtige Blicke durch die eisernen Stäbe ihres Gefängnisses werfen und darauf in die Einsamkeit ihrer Mauern zurückkehren. Sie ist meine Frau. Ich habe und halte sie, wie kein Anderer kann. Sie trägt meinen Namen und nimmt die erste Stelle an meinem Tische ein, — sie sitzt an meiner Seite im Wagen und hängt an meinem Arme, wenn ich spazieren gehe, und doch weiß und fühle ich nur zu wohl, daß das liebevolle Wesen, um das ich freite, längst und für immer von mir geflohen ist und daß es nur ein Schattenbild jener heiteren Alix ist, die ich in voller Blüthe der Jugend gewann, was jetzt langsam an meiner Seite hinwelkt.

Sie war kein Kind mehr, als ich sie heirathete, obgleich noch sehr jung. Ich will damit sagen, daß sie schon viele trübe Erfahrungen gemacht hatte. Früh verwaist, war sie schon im Alter von sechszehn Jahren sich selbst überlassen und ganz auf ihre eigene Kraft angewiesen worden. Von jenem Abschnitt ihres Lebens spricht sie nur sehr ungern; es war eine schwere Zeit für sie. Kaum aus der Schule entlassen, fast noch ein Kind, trat sie in das geräuschvolle, selbstsüchtige Treiben einer großen Stadt und bahnte sich, wie durch ein Wunder, unter Schwierigkeiten, denen selbst mancher starke Mann erlegen seyn würde, einen Weg und schuf sich einen Namen, eine Stellung und eine Heimath. Sie war Schriftstellerin. Anfangs natürlich arbeitete sie um kümmerlichen Lohn nur für Wochenblätter; allein bald gingen bessere Tage für sie auf und der Mangel floh von ihrer Thür. Ihre Schriften wurden gelesen, bewundert und — was die Hauptsache ist — gut bezahlt. Selbst dann verstand sie es noch nicht, den richtigen Gebrauch von den Erfahrungen zu machen, die sie so theuer erkauft hatte. Ihr Herz war immer in ihrer Hand und täglich wurde es verwundet.

„Ich könnte eher aufhören zu athmen, als zu lieben," pflegte sie mit heiterem Lächeln zu sagen. „Sprecht mir nicht von meiner Thorheit! Laßt mir mein Spielzeug. Wenn ich es zerbreche, so ist es nicht Eure Schuld und ich komme nicht zu Euch, um Mitleid zu suchen."

Schön war sie nicht; aber es lag ein gewisses Etwas in ihrem von steter Heiterkeit strahlenden Gesichte, was Alle bezauberte, die in ihre Nähe kamen. Die Männer begingen die albernsten Dinge, um ihre Gunst zu gewinnen und zwar nicht blos junge, sondern auch solche, welche weiser hätten seyn sollen, als sich durch den heiteren Klang ihres fröhlichen Lachens fangen zu lassen. Sie traute ihnen nicht, — ihre Jugend hatte schon zu bittere Erfahrungen gemacht; oder, wenn sie wirklich Gefallen an ihnen fand, so dauerte es nicht länger, als bis ein neuer Einfall kam und sie an ihnen vorübertanzte und verschwand.

Digitized by Google

Es war auf dem Lande, wo ich sie zuerst kennen lernte. Dort gab sie sich mehr, so wie sie wirklich war, als in der Stadt. Obgleich weitläufig verwandt, hatten wir uns doch nie gesehen, als das Schicksal mich während der Sommerferien in ein kleines Dörfchen zu einer Schwester meiner Mutter führte, bei der Alix sich gleichfalls häuslich niedergelassen hatte. Wäre mir dies bekannt gewesen, so würde ich den Ort gemieden haben; denn unsere Verwandtschaft war sehr entfernt und ich hatte eine Art Scheu vor ihr. Aus welchem Grunde, wußte ich eigentlich nicht. Ich war ein stiller, Ruhe liebender Jurist und wollte mir meine kurze Erholungszeit nicht durch den Verkehr mit einer schönen Dame stören und verderben lassen. Das ungefähr erwiederte ich meiner Tante, als sie mir beim Empfange mittheilte, daß Alix Kent dort sey und nicht ohne stille Verwunderung schaute die alte Frau über die Brille, während ich ihr eine kurze Schilderung von dem Leben der jungen Dame in der Stadt gab, so wie ich es von, meiner Ansicht nach, zuverlässigen Leuten gehört hatte.

„Gut, — lebe und lerne, sagt ein Sprichwort," war ihre Antwort. „Aber wer hätte gedacht, daß es unsere Alix ist, von der Du sprichst, Frank? Ich will jedoch nichts mehr über sie sagen; Du hast hier Zeit genug, sie selbst kennen zu lernen. Dein Zimmer ist in Bereitschaft, — das nämliche, das Du früher immer bewohntest."

Ich nahm meinen Hut und schlenderte hinaus, um mir die Wirthschaftsgebäude anzusehen. Als das gethan, ging ich durch den Baumgarten, über den Bach und gelangte in das hinter dem Hause belegene Wäldchen, welches am Abhange eines Hügels lag. Es war von je her mein Lieblingsaufenthalt gewesen. Ein breiter Fahrweg führte durch das Gehölz bis auf die entgegengesetzte Seite, wo ein kleiner See, der Feenspiegel genannt, lag und sich eine herrliche Aussicht darbot. Langsam diesen Pfad verfolgend, während die Sonnenstrahlen durch das grüne Blätterdach der jungen Birkenbäume in buntem Glanze fielen, kam ich endlich bis an diese Stelle, als ich plötzlich das tiefe Knurren eines Hundes hörte.

Am Ufer des See's saß in halb liegender Stellung ein junges Mädchen, das sich damit unterhielt, Steine in das Wasser zu werfen und die sich dadurch bildenden und sich immer weiter und weiter ausdehnenden Kreise zu beobachten. Zwischen ihr und mir stand ein großer neufundländischer Hund, der mir seine furchtbaren Zähne wies und mich drohend anstarrte.

Sie blickte sich um und sah mich, mit dem knurrenden Hunde vor mir, noch halb im Gebüsche stehen und brach in lautes Lachen aus.

Ich fühlte, daß ich eine etwas lächerliche Figur spielte und gab mir deßhalb Mühe, so kalt und gleichgiltig als möglich zu scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Peter Goldthwaite's Schatz.

(Schluß.)

Sein Eindringen blieb unbemerkt. Peter und Tabitha standen mit dem Rücken gegen die Thür, über eine große Kiste gebückt, welche sie, wie es schien, eben aus einer Höhlung in der Wand auf der linken Seite des Kamins hervorgezogen hatten. Beim Scheine der Lampe in Tabitha's Hand sah Mr. Brown, daß die Kiste mit eisernen Riegeln und Klammern versehen war; sie schien ein ganz geeignetes Behältniß zu seyn, um den Reichthum eines Jahrhunderts für das Bedürfniß eines späteren aufzubewahren. Peter Goldthwaite war im Begriffe, einen Schlüssel in das Schloß derselben zu stecken.

„O Tabitha!" rief er bebend vor Entzücken, „wie soll ich den Glanz ertragen? Das Gold! Das glänzende Gold! Mir ist's, als könnte ich mich meines letzten Blickes erinnern, den ich darauf warf, ehe der eiserne Deckel wieder fiel. Seit dieser ewig langen Zeit hat es nur im Dunkeln gestrahlt und seinen Glanz für diesen glorreichen Moment aufbewahrt! Es wird uns blenden wie die Mittagssonne!"

„So haltet die Hand vor die Augen, Mr. Peter!" sagte Tabitha etwas ungeduldiger als gewöhnlich; „aber um's Himmels willen, dreht den Schlüssel!"

Mit gewaltiger Anstrengung beider Hände zwängte er den Schlüssel durch die Hemmnisse des rostigen Schlosses. Mr. Brown hatte sich inzwischen genähert und steckte gerade in dem Augenblicke, als Peter den Deckel aufhob, sein Gesicht neugierig zwischen die Köpfe der beiden Andern. Kein plötzlicher Glanz strahlte aus der Kiste hervor.

„Was ist darin?" rief Tabitha, ihre Brille rückend und die Lampe über die offene Kiste haltend; — „ich glaube, Peter Goldthwaite's alter Lumpenschatz!"

„Ganz richtig, Tabby!" sagte Mr. Brown, eine Hand voll aus dem Schatze aufhebend.

O, welchen Geist eines todten und begrabenen Reichthums hatte Peter heraufbeschworen, um sein hölzern Verstand gänzlich daran zu verlieren! Hier lag der Schein einer ungeheuren Summe, groß genug, um die ganze Stadt zu kaufen und neu zu bauen; für die aber, so unermeßlich sie auch war, kein vernünftiger Mensch einen guten Sixpence gegeben haben würde. Worin bestanden denn nun die trügerischen Schätze dieser Kiste? — Es waren alte Provinzial-, Credit- und Treasorscheine, Grund-Banknoten und andere dergleichen werthlose Papiere von verschiedenen Daten und Beträgen, welche durch die Revolution sämmtlich allen Werth verloren hatten. Noten von tausend Pfund waren mit Papierschillingen vermischt und nicht mehr werth, als diese.

„Dies ist also des alten Peter Goldthwaite's Schatz?" sagte Mr. Brown. „Euer Namensvetter, Peter, war Euch nicht unähnlich. Als die Provinzial-Papiere vor der Revolution um sechszig bis siebzig Prozent gefallen waren, kaufte er sie auf, in der Hoffnung, daß sie wieder steigen würden. Ich habe von meinem Vater gehört, daß der alte Peter Goldthwaite eben dieses Haus nebst Ländereien meinem Großvater verpfändete, um Geld zu seinem thörichten Unternehmen zu erlangen. Allein die Papiere fielen immer mehr und mehr, bis sie Niemand mehr geschenkt nehmen wollte, und da hatte Peter Goldthwaite der Erste, wie Peter der Zweite, Tausende in seinem Geldkasten und kaum einen Rock auf dem Leibe. Aber dies ist gerade die passende Art von Kapital für Luftschlösser."

„Das Haus bricht über uns zusammen!" schrie Tabitha, als der Wind mit erneuter Heftigkeit dagegen stürmte.

„Laß es brechen!" sagte Peter, sich mit untergeschlagenen Armen auf die Kiste setzend.

„Nein, nein, mein alter Freund Peter," sagte Mr. Brown; „ich habe genug Platz in meinem Hause für Euch und Tabby und ein sicheres Gewölbe für den Schatzkasten. Morgen wollen wir sehen, ob wir in unserem Handel über dieses alte Haus einig werden können. Wirklicher Grundbesitz hat seinen Werth und ich könnte Euch einen guten Preis dafür bieten."

„Und ich," versetzte Peter mit wieder erwachenden Lebensgeistern, „ich habe einen Plan, das Geld recht vortheilhaft anzulegen."

„Nun, was das betrifft," murmelte John Brown, „so müssen wir uns wohl wegen eines Vormundes an das nächste Gericht wenden und wenn Peter durchaus fortspekuliren will, so mag er es nach Gefallen mit — des alten Peter Goldthwaite's Schatze thun."

Mannigfaltiges.

Vom Inn, 22. Aug. Am rechten Ufer des Inn, von Kufstein abwärts, hart an der bayerischen Grenze, in den Tyroler Dörfern Erl und Sebi finden gegenwärtig Passionsspiele statt, welche aus der Nähe und die Ferne zahlreiche Zuschauer heranlocken. In Erl wird die Leidensgeschichte Christi, in Sebi die des heiligen Nepomuk aufgeführt. Mehr als hundert Personen nehmen an der Aufführung thätigen Antheil. Auf dem Theater zu Erl, d. h. in der etwa tausend Zuschauer fassenden Breiterhütte daselbst, bewundert man die Präcision der Aufführung, die geschmackvolle Gruppirung mancher Szenen, einzelne treffliche Gesangstimmen und das gute Gedächtniß der Spieler und Spielerinnen. Daß es an vielem Originellen, hin und wieder übermäßig Grotesken, nicht fehlt, versteht sich von selbst. Die Szene z. B. wo Judas, nachdem er sich regelrecht erhängt, von großen und kleinen Teufeln in die Hölle abgeführt wird, die Geißelung, die Kreuzigung u. s. w. bilden die Glanzpunkte des Ueberschwänglichen. Lautes Weinen und Schluchzen rings umher bezeugt die Wirkung. Unter den Schauspielerinnen finden sich vorzugsweise kräftige, volle und derbe Gestalten. Das Ganze unterscheidet sich von den Spielen in Oberammergau (welche 1860 wiederholt werden) durch größere Naturwüchsigkeit und Derbheit. Der Text der Erl'schen Passionsspiele soll 150 Jahre alt und unverändert beibehalten seyn.

Die Pariser Journale sinnen täglich auf neue Mittel, durch Prämien eine Anziehungskraft auf das konkurrirende Publikum zu erzeugen, welche der Inhalt der Journale selbst nicht auszuüben vermag. Sie überlassen den gegenwärtigen und kommenden Abonnenten zu „Spottpreisen" werthvolle Bücher, unübertreffliche Kupferstiche älterer Werke ꝛc. Doch auch dieses Mittel scheint nicht zu wirken, weßhalb der „Messager de Paris" auf den Gedanken verfiel, jedem der Abonnenten sein (des Abonnenten) photographirtes Porträt in prächtiger Rahme, 53 C. hoch, 46 C. breit als Prämie anzubieten! ! !

(Das Lottospiel.) Das Lotto — welches jetzt bei den Römern dergestalt in Mißkredit gekommen ist, daß seine Abschaffung mit auf der langen Petitionsliste prangte, welche dem heiligen Vater von seinen Unterthanen übergeben wurde — das Lotto stammt laut Goldoni's Memoiren aus Genua und ein seltsamer Zufall hat die erste Idee dazu gegeben. „Die Genueser," so lautet die bezügliche Stelle — „bestimmten zweimal im Jahre die Namen von 5 Senatoren, die ihren Vorgängern im Amte folgen sollten. Nun kannte man aber in Genua die Namen aller Derer, welche in der Urne waren und möglicherweise herauskommen konnten und dieser Umstand gab denn Veranlassung zu einigen Wetten, für diesen oder jenen Namen, welcher vielleicht gezogen werden möchte. Als diese seltsamen Wetten einige Jahre hindurch sich wiederholt hatten, kamen einige spekulative Köpfe auf den Einfall, eine Bank auf das Pro und Kontra zu halten und die Zahl der Wettenden durch einige Vortheile, welche man ihnen zugestand, zu mehren. Der erste Spekulant dieser Art war der Patrizier Benedetto Gentile. Der Gouverneur erhielt Nachricht von diesen glücksritterlichen Umtrieben und verbot Anfangs diese kleine Bankhaltung, nur, um bald darauf durch förmliche Pächter, welche sich gemeldet hatten, das auf kurze Zeit gehemmte Glücksrad wieder in raschen Umschwung zu bringen. So wurde das Lotto Anfangs nur auf 2 Ziehungen beschränkt, die aber bald von Jahr zu Jahr sich mehrten."

In Paris ist theures Gevatterstehen. Dort kostet es noch mehr als bei uns den Eleganten zu machen. Da gilt es, ein „Gevatterkörbchen" für achtzig Franks zu kaufen; in dieses legt man sechs Dutzend Paar Handschuhe, ein Paar Fächer, einen Strauß von „künstlichen" Blumen, die wie „natürliche" aussehen und noch sonst einige Bagatellen, z. B. Rosenessenz, Pastilles de Serail etc. und zahlt dafür etwa 400 Franks. Der Kindbetterin kauft man für zwanzig Napoleonsd'or einige Porzellanvasen, der Wärterin eine Garnitur Valenciennes Spitzen für fünf Napoleonsd'or und der Amme einen Merinoshawl; das ist Alles. Allenfalls für das Kind noch eine Kinderklapper zu zehn Napoleonsd'or. Kurz mit fünf bis sechs hundert Thaler ist die Sache abgemacht, aber anders nicht gut, wenigstens nicht in eleganter Weise.

B., ein geistvoller, witziger Schriftsteller, hatte das Unglück, geisteskrank zu werden und in's Irrenhaus zu kommen; er verlor aber auch hier seinen stets schlagfertigen Mutterwitz nicht. Eines Tages besuchte ihn ein früherer Bekannte und fragte ihn in einem weinerlich-heuchlerischen Tone des Bedauerns: „Was hat denn eigentlich Sie hierher gebracht, lieber B.?" — „Nur ein kleiner Ueberfluß an Dem, woran Sie zu kurz gekommen, mein Guter — an Gehirn!" versetzte B. mit ebenso kläglichem Tone und deutete auf seine Stirne.

(Euphemismus.) Ein Mann in Kalifornien, dessen Bruder daselbst gehangen wurde, meldete seinen Verwandten nach Hause: Sein Bruder sey neulich bei einer großen Volksversammlung öffentlich aufgetreten; allein kaum habe er sich dem Volke gezeigt und seine Anrede beendet, so sey die Plattform, worauf er gestanden, gewichen und er habe den Hals gebrochen.

(Eisenbahnkondukteurhöflichkeit. Postth.) Ich werde mit Ihrer Erlaubniß so frei seyn, der Hitze wegen die Thüre offen zu lassen. Daß sich aber kee so Kaib unterstoht, uff d'Blattform uße z'stoh!

Nach dem so eben veröffentlichten „Rechenschafts-Berichte des Hülfs-Komite für die durch die Pulverexplosion am 18. November 1857 Verunglückten in Mainz" sind daselbst eingegangen: Von souveränen Häusern 85,087 fl. 16 kr., von der Bundesbehörde zu Frankfurt a. M. 160,000 fl., aus Oesterreich 306,109 fl. 11 kr., aus Preußen 92,873 fl. 51 kr., aus den übrigen deutschen Staaten 131,424 fl. 19 kr., aus fremden Staaten 18625 fl. 56 kr., von Aktien-Gesellschaften 9750 fl., für Zinsen ꝛc. 5293 fl. 17 kr., im Ganzen 809,163 fl. 51 kr. Davon sind verausgabt 807,437 fl. 15 kr. und noch in Kasse 1726 fl. 36 kr.

Auflösung der zweisylbigen Charade in No. 104:

Freundschaft.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 106. Sonntag, 4. September 1859.

Meine verlorene Alix.

(Fortsetzung.)

„Sind Sie Alix Kent?“ fragte Frank Atherton.

„Man nennt mich so,“ lautete ihre Antwort.

„So darf ich Sie wohl Cousine nennen, denn ich bin Frank Atherton.“

„Vetter Frank? Wir haben Sie schon seit mehreren Tagen erwartet. Wann sind Sie gekommen?“

„Eben jetzt.“

Sie machte Platz für mich an ihrer Seite. Wir sprachen von unserer Familie, den Verwandten und dem Stammsitz der Atherton's, den sie besucht hatte, aber ich nicht. Sie schilderte mir das Haus und meine Vettern, die dort wohnten und ich horchte und betrachtete sie staunend, während sie von den Sonnenstrahlen umflossen, erzählend vor mir saß und der große Hund zu ihren Füßen lag.

Ich wunderte mich fast eben so sehr, wie meine Tante, wenn das wirklich Alix Kent war, von der ich so viel gehört hatte. Ihre Kleidung war ganz einfach und bestand aus einem Kleide von gewöhnlichem grauen Stoffe, das in weiten Falten um sie herfiel. Eine blaue Bandschleife hielt ihren schneeweißen Halskragen zusammen und ein neben ihr liegender Strohhut mit breitem Rande hatte eine Einfassung von derselben Farbe. Eine ganz schwache Goldkette und ein Brillantring waren ihre einzigen Schmucksachen. Dennoch hatte ich nie eine Kleidung gesehen, die mir so gefiel, wie diese. Sie war groß und schlank und dabei außerordentlich schnell und lebhaft in allen ihren Bewegungen und hatte weiches, braunes Haar, welches sie etwas nachlässig, nicht mit der gewöhnlichen Sorgfalt einer in großen Städten lebenden Dame trug. Ihre Züge waren weder regelmäßig noch schön, aber voll Geist und Leben; der Mund war offen und lächelnd, aber etwas groß, die Augenbraunen hoch gewölbt und ihre Augen, von einem sanften, tiefen Grau, konnte man fast verführerisch nennen. Die waren der allein schöne Theil ihres Gesichts und unbewußt machte sie großen Gebrauch davon. Lächelnd schienen sie in ihrem Normalzustande zu seyn; aber wenn sie plötzlich ernster und sanfter wurden und mit dem ihnen eigenthümlichen Ausdrucke aufblickten, — wehe dann dem vor ihr stehenden Unglücklichen!

Obgleich ich sie kaum seit fünf Minuten kannte, so machte ich doch schon diese Erfahrung, als ich, zufällig ausschauend, einem Blicke begegnete, den sie auf mich richtete. Sie hatte aufgehört zu sprechen und ließ, während ihre Lippen halb geöffnet waren und eine sanfte Röthe ihre Wange bedeckte, die Blicke prüfend auf mir ruhen. Es lag eine fast elektrische Kraft in ihnen. Die Röthe stieg und bedeckte sogar ihre Stirn und eine Art Schauder überlief mich. So gefährlich es war, jene Röthe zu beobachten, so that ich es dennoch; ich wollte gern die Ursache, den Gedanken erforschen, der sie veranlaßt hatte.

„Fred, bringe mir meinen Hut,“ rief sie dem Hunde zu, sich plötzlich stellend, als müsse sie gähnen. „Ich glaube, es ist Zeit, daß wir zum Essen gehen. Sind Sie nicht hungrig, Vetter Frank?“

„Ja, — nein,“ erwiederte ich, während meine Gedanken noch bei jener Röthe verweilten.

Sie lachte gutmüthig und nahm dem Hunde den Hut ab, den er ihr im Maul gebracht hatte.

„Sie haben den großen Hund wohl sehr lieb?“ sagte ich, während wir uns beide von unseren Sitzen auf dem Rasen erhoben.

„Ob ich ihn lieb habe?“ erwiederte sie, indem sie sich, wie in einer plötzlichen Aufwallung, zu

ihm niederbeugte, seinen Kopf zwischen die Hände nahm und küßte, — „ob ich ihn lieb habe, Wetter Frank? Der Hund ist mein Abgott! Er ist das einzige Wesen auf Erden, das mir treu geblieben ist und das einzige Wesen —"

„Dem Sie treu geblieben sind," unterbrach ich sie, den Satz vollendend.

„So sagen wenigstens die Leute," erwiederte sie lachend. „Aber betrachten Sie ihn nur, — sehen Sie diese schönen Augen! Kann man anders als ihn lieb haben? Mein guter alter Fred! — so ehrlich in dieser treulosen Welt!"

Sie seufzte und streichelte ihm den Kopf, während der Hund wedelnd neben ihr stand und sie mit Augen anblickte, die in der That von Anhänglichkeit und Ehrlichkeit überzulaufen schienen.

„Ich fürchte, Sie werden nicht mit ihm Schritt halten können," sagte sie, nachdem wir eine kurze Strecke gegangen waren; „Fred möchte gern seinen Wettlauf haben. Hier im Gehölze machen wir immer einen mit einander. Wollen Sie mit, Wetter?"

„Nein, ich danke schön."

Im nächsten Augenblicke sauste sie davon wie der Wind, während der Hund ihr mit lautem Gebelle nachlief.

An jenem Abende sah ich sie nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Freigebung eines gefangenen österr. Offiziers.

Aus der Wiener Presse.

Aus Sauerbrunn-Rohitsch erhielten wir heute ein Manuskript, dem der Brief eines einfachen Mannes beilag. In dem Briefe wurden wir ersucht: das „Manuskript derartig zusammenzustellen, daß solches des Druckes würdig wäre, falls uns die Geschichte eines Vaters interessire, der in das feindliche Lager gereist sey, um endlich das Schicksal seines Sohnes zu erfahren."

Nach Durchlesung des Manuskripts beschlossen wir, dasselbe mitzutheilen, wie es uns übermittelt wurde, in seiner ganzen Einfachheit. Hier folgt es:

„Im letzten Feldzuge standen zwei meiner Söhne vor dem Feinde. Der ältere diente im zweiten, der jüngere, welcher, erst sechszehn Jahre alt, im Monate April freiwillig in die Armee eingetreten war, im fünften Armeekorps. Welche Sorge und welchen Kummer mir die letzten Monate verursachten, kann nur der fühlen, der selbst Kinder vor dem Feinde hatte. Beide Armeekorps, in denen meine Söhne dienten, waren vom Beginne des Feldzugs bis zu dessen Beendigung im Feuer. Als nach der Schlacht bei Magenta das zweite Armeekorps zurückging und das fünfte vor, erblickten und umarmten sich die zwei Brüder, die sich seit vier Jahren nicht gesehen hatten.

In der verhängnißvollen Schlacht von Solferino litt bekanntlich das fünfte Armeekorps stark — und ich blieb ohne Nachricht von meinem jüngeren Sohne, über dessen Schicksal auch sein älterer Bruder nichts erfahren konnte. Um mich von der furchtbaren Qual der Ungewißheit zu befreien, telegraphirte ich an das Regiments Kommando und erhielt die Antwort, mein Sohn befinde sich leicht verwundet im Spitale zu Verona und sey Offizier geworden. Nun telegraphirte ich an das Spital-Oberkommando von Verona und bat, mir zu sagen, worin die Verwundung meines Sohnes bestehe. Nach mehreren Tagen erhielt ich aber die Antwort: „In keinem der Spitäler befindet sich der Lieutenant F. K." Man kann sich die schmerzliche Empfindung vorstellen, die mich von Neuem befiel!

Doch der Trost blieb nicht lange aus. Bald darauf erhielt ich von einem hochgestellten Freunde in Ulm ein Schreiben — dem einige Zeilen meines Sohnes beilagen! Ich ersah daraus, daß mein Sohn blessirt und kriegsgefangen sey und sich in Pavone bei Cremona befinde. Mein Entschluß war bald gefaßt. Obwohl ich weder Französisch, noch Italienisch verstehe, so beschloß ich doch in das feindliche Lager zu reisen und dort entweder die Freigebung meines Sohnes zu erwirken, oder, falls ich dieses Ziel durchaus nicht erreiche, wenigstens das französische Kommando zu überzeugen, daß mein Sohn, der als Cadet in die Gefangenschaft gerathen war, bereits Offizier sey, was dem Verwundeten eine sorgfältigere Pflege verschaffen würde.

Nachdem ich in Verona beim Regiments-Kommando meines Sohnes und beim Armee-Oberkommando die nöthigen Schritte gethan, um ein Zertifikat zur Aufsuchung meines Sohnes zu bekommen, fuhr ich nach Mantua und bald darauf stand ich beim letzten österreichischen Posten. Die Straßen waren abgegraben und nirgends Reisende zu sehen. Ich fuhr fort, so gut es eben ging, zwischen Franzosen und Piemontesen; endlich kam ich zum Flusse Oglio, vor dem sich das französische Zeltlager befand. Die Brücke war abge-

brannt und es fing bereits an zu dunkeln, denn es war neun Uhr Abends. In dieser Verlegenheit entdeckte ich, daß der Offizier, welcher mit der Herstellung der Brücke beauftragt war, Deutsch sprach. Ich bat ihn, meinem Sohne Geld und Kleider übersenden zu lassen; allein das Korps hatte den Befehl, nach Parma zu marschiren und meine Bitte konnte nicht erfüllt werden. Aus dieser Situation befreite mich endlich ein Italiener, der sehr gut Deutsch sprach und meinen Kutscher anwies, wo dieser den Oglio passiren könne. Um 11 Uhr Nachts kam ich in ein Dorf, das allarmirt war und fand nach langen Bemühungen in dem Gasthause ein Nachtlager.

Des andern Tages kam ich nach Cremona. An der Linie wurde lange debattirt, was mit mir zu geschehen habe; endlich wurde ich unter Bedeckung und gefolgt von einer ungeheuren Volksmenge, es war Sonntag, sammt meinem Wagen nach der Munizipalität geführt. Von dort ging es zum Platzkommando und nun begann man mich mit französischer Artigkeit zu behandeln. Der Platzkommandant führte mich selbst zum Divisions-General Roge und nun standen mir nicht nur alle Spitäler zur Aufsuchung meines Sohnes offen, sondern ein Amtsdiener bekam den Auftrag, mich überall herumzugeleiten. Zuerst führte man mich in das Offiziersspital; da war mein Sohn jedoch nicht, da er als Cadet gefangen wurde. Nun legte man mir die Protokolle der Soldaten vor, die sich in den Spitälern befanden; allein die Namen waren kaum zu lesen, denn ein Italiener hatte sie geschrieben.

Es blieb mir daher nichts übrig, als alle Spitäler zu besuchen und beim Eintritt in jeden einzelnen Saal den Namen meines Sohnes laut zu rufen. Mein Kind war nirgends zu finden und mich beschlich wiederholt der Gedanke — vielleicht lebt er nicht mehr. Nach einiger Zeit schloß sich mir ein österreichischer Oberarzt an und half mir suchen; allein da er keinen Erfolg mehr hoffte, wurde er müde; ein anderer deutscher Arzt hingegen schrieb mir noch drei Spitäler auf, die ich durchsuchen sollte.

Nun war ich wieder auf mich allein angewiesen, auf mich, der sich nicht verständlich machen konnte. Ich ging zu meinem Wagen und fuhr nach dem ersten der bezeichneten Spitäler. Dort fand ich einen Mann von dem Regimente meines Sohnes, der mir sagte, er sey früher neben ihm gelegen; mehr jedoch wußte er nicht anzugeben. Nun suchte ich abermals im Protokoll dieses Spitals und fand nach langem Suchen auf dem letzten Blatte: F. K., Cadet . . . , wurde nach Piacenza transferirt! Ich glaubte, mein Herz wolle vor Freude springen, denn ich fing bereits an zu verzweifeln.

Am andern Tage fuhr ich nach Piacenza. Durch Zufall fand ich im dortigen Omnibus-Bureau einen Italiener, der Deutsch sprach und mir die Straße angab, wo ich den französischen Intendanten finden würde. Ich ging, ging und fragte; man verstand mich nicht! Als ich nicht mehr wußte, was ich beginnen sollte, fiel mir bei, die zwei Worte: „Intendant Francä“ zu gebrauchen und so kam ich zu ihm. Man gab mir einen Führer und er brachte mich — zu meinem Sohne! In demselben Augenblicke machten die Spitalärzte die Visite: wir weinten alle.

Man munterte mich auf, zum französischen General Miche zu gehen und ihn um Auslieferung meines Sohnes zu bitten. Ich zweifelte sehr an dem Erfolg, weil man es in Cremona den Aerzten abgeschlagen. In diesem Augenblicke trat ein junger französischer Soldat, ein Straßburger, an das Bett meines Sohnes und sagte: „Ich habe auch noch Eltern am Leben!“ Mein Sohn theilte mir mit, daß dieser Herr ihm oft Erfrischungen gebracht. Als ich dies vernahm, ersuchte ich ihn, da er meinem Sohn so gefällig gewesen, so möge er mir den letzten Dienst erweisen und mich als Dolmetsch zum französischen General Miche begleiten. Das that er auch sehr bereitwillig. Der General saß eben in dem Kaffeehause beim Frühstück; obwohl ich meinen Begleiter bat, zu warten, so trat er doch sogleich vor. Neben dem General saß noch ein höherer Offizier, der sehr gut Deutsch sprach und sogleich ließ mir der General sagen: mein Sohn sey frei, ich möge in einer Stunde zu ihm kommen, um die schriftliche Ausfertigung zu holen.

Ehe noch eine Stunde vorüber war, hatte ich schon die Bewilligung in Händen. Nun mußte sie noch von dem Armee-Intendanten unterschrieben werden und obwohl dieser bettlägerig war, so unterzeichnete er das Zertifikat alsogleich, was mich, der an solche Schnelligkeit nicht gewohnt ist, sehr wunderte und freute. Nun übergab ich die Schriften dem Spital-Direktor und Alles wäre in Ordnung gewesen; allein da fiel mir ein, daß ich auf der Reise und zu Hause einen Beweis dafür haben müsse, mein Sohn sey von den Franzosen aus der Gefangenschaft entlassen worden. Ich ging daher wieder zum General Miche und kaum, daß dieser mein Anliegen erfuhr, setzte er sich und schrieb: wer ich sey, ferner, daß ich

meinen Sohn, k. k. Lieutenant, am rechten Fuße verwundet, aus der Gefangenschaft führe und zum Schlusse, er rechne es sich zu seinem größten Vergnügen, mir meinen Sohn ausliefern zu können. Dieser Augenblick bleibt mir unvergeßlich. Der General reichte mir die Hand und gab mir den Rath, mein Sohn möge während der Reise durch Italien Civilkleider tragen. So fand ich armer, der Sprache unkundiger Mann, der seinen Sohn suchte, gute Herzen, die für mich sprachen. Und nicht ich allein erfreute mich solcher Behandlung; unsere Soldaten können nicht genug die Aufopferung loben, mit welcher sie zu Cremona und Piacenza von den Damen gepflegt und behandelt werden. Diese sahen in den Verwundeten nur Menschen, während die Männer, selbst die leidenden, hartherzig waren.

Mannigfaltiges.

(Kein Roman.) Vor einem Jahr fuhr auf einem Passagierschiffe ein junger Obersteuermann aus Bremen nach Newdrleans. An Bord befand sich u. A. die Tochter eines preußischen Beamten, welche mit ihrer Mutter nach Westindien via Neworleans zu reisen beabsichtigte. Auf der Reise lernten die jungen Leute sich kennen und lieben und gaben sich gegenseitig das Versprechen ewiger Treue. Bei der Ankunft in Neworleans entdeckten sie sich der Mutter und baten sie um ihre Einwilligung und ihren Segen. Die Mutter weigerte sich aber entschieden, weil die Hand der Tochter bereits brieflich einem Verwandten, einem reichen westindischen Pflanzer, zugesagt sey. Dennoch bewog sie das heiße Flehen der Liebenden, ihre Einwilligung zu ertheilen. Mutter und Tochter kehrten nach Deutschland zurück und auch der junge Steuermann versprach, bald bei seiner Geliebten einzutreffen. Bei seiner Rückkunft nach Bremen eilte er sofort nach dem Geburtsort seiner Braut — hier wird ihm indeß die Bedingung gestellt, daß er erst dann die Hand der Geliebten erhalten solle, wenn er als Kapitän darum anhalten werde. Das Glück begünstigte den braven Seemann. Ein bremisches Handlungshaus übertrug ihm nach einiger Zeit die Führung eines Kauffahrteischiffes, das in kurzer Zeit abgehen sollte. Freudig erregt begab sich der Schiffer zu seiner Braut und theilte die schnelle und glückliche Wendung seines Geschickes mit. Er versprach ihr zugleich, nach Beendigung seiner ersten Reise als Kapitän sie vor den Altar zu führen. Auf dem Rückweg nach Bremen besuchte er einen Onkel seiner Braut. Dieser machte ihm bemerkbar, daß er noch nicht ganz am Ziele seiner Hoffnungen sey. Vielmehr sey zu befürchten, daß man seine Braut, die, wie er wisse, in lezter Zeit von der Mutter viel zu leiden habe, doch am Ende zwingen werde, den reichen Westindier zu heirathen. Der Kapitän bat nun dringend den Onkel, ihm nach einem bestimmten Orte, wo er mit seinem Schiffe anlege und wohin ihm auch die Geliebte schreiben werde, briefliche Mittheilung über diese Angelegenheit zu machen. Einige Tage später ging er von Bremerhafen aus in See. In dem bezeichneten Hafen angekommen, eilte er sofort an's Land, aber es war kein Brief von seiner Braut angelangt. Dagegen schrieb ihm der Onkel, man habe seine Braut mit Gewalt an Bord eines Schiffes gebracht, das nach Neworleans fahre; sie werde von der Mutter begleitet. Diese schmerzliche Nachricht veranlaßte den Kapitän, das Kommando seines Schiffes, das eine andere Tour zu machen hatte, dem Obersteuermann zu übertragen. Mit einem andern segelfertig liegenden Schiffe trat er sofort die Reise nach Neworleans an; dort trafen auch nach wenigen Wochen wirklich Mutter und Tochter ein. In der folgenden Nacht verschwindet plötzlich das Mädchen aus dem Hotel. die Mutter aber wendet sich sofort an einen höheren Beamten und ruft dessen Hülfe zu Wiedererlangung der Tochter an. Dieser stellt, nachdem ihm die Mutter die Sachlage geschildert, derselben vor, daß sie besser thun werde, ihr Versprechen zu halten, statt das Glück der jungen Leute zu hindern — aber vergebens! Da wird die Seitenthür eines Nebenzimmers geöffnet. Sie erblickt darin ihre Tochter an der Seite des Geliebten, — ein Geistlicher schließt im selben Augenblicke den feierlichen Akt der Trauung. Nun fand sich auch die Mutter in das Geschehene und das vermählte Paar richtete sich häuslich in Neworleans ein, wo dem Kapitän bald darauf das Kommando eines amerikanischen Schiffes übertragen wurde.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 107. Dienstag, 6. September 1859.

Meine verlorene Alix.

(Fortsetzung.)

2.

Ich war, wie schon erwähnt, ein ernster, ruhig lebender Jurist, dem mittleren Alter nicht mehr fern und nicht ohne ein graues Haar hier und da im Barte. Ich hatte meine Jugendträume und Phantasien gehabt, wie jeder Andere und sie waren allmälig verschwunden; aber Weiberliebe hatte ich, — ausgenommen in meinen Träumen, — nie kennen gelernt.

Wenn ich je meinen Visionen Gestalt und Namen gab, so waren sie von allem dem, was ich in der Wirklichkeit gesehen hatte, durchaus verschieden. Das Weib meiner Träume war ein zartes, sanftes Wesen, mit feinem Teint, rosigen Lippen, klaren blauen Augen, weichen, goldenen Haaren und einer Stimme, die so leise und sanft war, wie das Rauschen einer Aeolsharfe. Sie saß schweigend neben meinem Stuhle; sie liebte mich, — nur mich, aber schweigend und ihr Name war Marie. Ich glaube, wenn ich jemals das Original dieses sanften, gelassenen Phantasiebildes im Leben gefunden hätte, so würde ich es gefreit und geheirathet haben und in aller Wahrscheinlichkeit jammervoll unglücklich geworden seyn.

Eine Folge davon war, daß ich jetzt in Gefahr gerieth. Wenn Alix Kent singend und tanzend durch das Haus lief, alle Thüren und Fenster offen ließ, so pflegte ich oft meine Feder niederzulegen und ihr nachzuschauen und es war mir, als wenn die Sonne da, wo sie war, heller schien. Wenn sie mit dem großen Hunde durch das Gehölz oder den Obstgarten um die Wette lief, mußte ich lächeln und streichelte unwillkürlich den Kopf des Thieres und wenn sie auf ihrem kleinen Pony am Hause vorbeigaloppirte und mir muthwillig mit der Peitsche drohte, legte ich mein Buch bei Seite, bewunderte ihr Reiten und hielt ihr Betragen nie für unweiblich oder anmuthlos.

Wir wurden große Freunde, — wie Bruder und Schwester, pflegte ich bei mir zu sagen. Wie sich diese Anhänglichkeit allmälig zu innigerer Liebe erwärmte, wußte ich selbst nicht. Eines Tages begegnete ich ihr im Dorfe. Ich ging um eine Ecke und kam plötzlich auf sie zu. Ihr Schritt, vom Hunde begleitet, war langsam, ihr Auge auf den Boden gerichtet und ihr Gesicht ernster und gedankenvoller, als ich es je gesehen hatte. Als sie mich gewahr wurde, klärten sich ihre Züge plötzlich auf; aber sie ging dennoch mit einem kurzen Nicken und Lächeln an mir vorüber dem Hause zu. Der plötzliche Sonnenschein, der ihr ernstes Gesicht bei meinem Anblick überflog und die gleichzeitige warme Aufwallung in meiner eigenen Brust belehrten mich, was wir einander waren.

Es war spät, als ich nach einem langen, gedankenvollen Spaziergange nach Hause kam. Meine Tante war bereits zu Bett gegangen und im Wohnzimmer des unteren Stockes brannte nur noch ein einsames Licht. Der Mond schien hell am wolkenlosen Himmel. Ich öffnete die Gartenpforte, ging hinein und fand Alix in ein leichtes Tuch gehüllt, in der offenen Hausthüre sitzen, während ihr Kopf auf dem zottigen Fell des Hundes ruhte. Während ich den von der Pforte zum Hause führenden Weg herauf kam, beobachteten mich ihre schönen Augen, aber sie blieb bewegungslos.

Ich nahm an ihrer Seite Platz, doch auf einer niedrigen Stufe, so daß ich ihr in das Gesicht sehen konnte.

„Alix," sagte ich, „sind Sie nicht wohl? Sie sehen blaß aus."

„Ich bin ganz wohl," war ihre Antwort; „ich reise morgen ab."

„Sie reisen ab? Wohin?"

„Nach Hause, — nach London. Warum wundern Sie sich, Vetter?"

„Ich wundere mich nur darüber, weßhalb Sie so plötzlich abreisen."

„Weßhalb?" fragte sie, mich erstaunt ansehend. „Aus verschiedenen Gründen. Erstlich, weil es von Hause aus meine Absicht war, nur sechs Wochen hier zu bleiben und daraus beinahe drei Monate geworden sind; zweitens, weil ich Geschäfte habe, die sich nicht länger aufschieben lassen und drittens, weil meine Freunde sich schon wundern, was mich hier so lange festhält und am Ende auf den Gedanken kommen, daß Sie es sind, Frank. Sie schwören, sie können nicht länger ohne mich leben."

„Also gehen Sie zurück, um das alte Leben wieder anzufangen, Alix? — Und werden sich vielleicht bald verheirathen?"

Sie antwortete nicht. Ich möchte Niemandem rathen, mit einer jungen Dame, die er liebt, — sofern er nicht wirklich die Absicht hat, sie zu heirathen, — beim Scheine des Mondes in der Thüre eines stillen Farmhauses zu sitzen. Die leichte Berührung ihrer zarten Finger stürzte alle meine guten Entschlüsse, — meine Weisheit (wenn ich deren besaß.) über den Haufen.

„Alix," sagte ich leise und erschrack über den veränderten Ton meiner Stimme fast eben so sehr wie sie, — „Alix, wir waren hier recht glücklich."

„Gewiß."

Ich ergriff ihre beiden Hände und hielt sie in den meinigen fest; aber sie wollte mich nicht anblicken, obgleich ihr Gesicht mir zugewendet war.

„Liebe Alix," fuhr ich fort, — „es herrscht eine große Altersverschiedenheit zwischen uns; ich bin bedeutend älter als Sie und viel ernster. Ich habe nie ein anderes weibliches Wesen, als Sie geliebt, während schon tausend Herzen zu Ihren Füßen gelegen haben. Wenn Sie das wären, wofür die Welt Sie hält und was Sie zuweilen absichtlich scheinen wollen, so würde ich nichts weiter sagen, als — ich liebe Sie. Allein ich weiß, Sie haben ein Herz; Sie können lieben und treu seyn, wenn Sie wollen. Deßhalb flehe ich Sie an, sagen Sie mir offen und ehrlich, ob Sie mich lieben können und ob Sie es thun. Ich verstehe es nicht, — ich habe keine Uebung darin, solche Fragen an Damen zu richten, Alix, und deßhalb erscheine ich Ihnen vielleicht unartig; aber glauben Sie meinen Worten, wenn ich sage, daß Sie mein ganzes Herz gewonnen haben und daß ich ohne Sie nicht glücklich werden kann."

„Ja, ich glaube Ihnen," erwiederte sie.

„Haben Sie auch Vertrauen zu mir und lieben Sie mich?"

Mit einem gewöhnlichen Courmacher hätte sie aus der Sache vielleicht einen Scherz gemacht; mir gegenüber blieb sie ernst.

„Ja, ich vertraue Ihnen und ich liebe Sie," war ihre offene Antwort. „Wundern Sie sich, daß ich Ihnen das so ruhig sage? Es geschieht, weil ich nicht glaube, daß ich Sie jemals heirathen werde. Sie lieben mich nicht so, wie ich mir immer gedacht habe, daß mein Gatte mich lieben müßte. Ich bin ein eigensinniges, anspruchsvolles Wesen und würde Sie mit ewigen Bitten um Zärtlichkeit quälen. Mir ist es Bedürfniß, Frank, geliebkost zu werden und Sie, obgleich Sie ein warmes Gefühl besitzen, sind doch kein zärtlicher Mann. Sie würden mich nach dem ersten Monate unserer Ehe auf den Grund des Meeres wünschen und, da Sie mich nicht dahin versetzen können, Vergnügen außer dem Hause suchen und — mir das Herz brechen. Ich weiß es genau, als hätte ich Alles in einem prophetischen Spiegel gesehen."

Sie blickte mich an und in ihren Augen drückte sich die ganze Wärme ihres ächt weiblichen Herzens aus; tiefe, innige Liebe sprach daraus — und für mich. In jenem Augenblicke stieg ein Gefühl in meinem Herzen auf, das ich nie zuvor empfunden hatte, — ein Gefühl, neben dessen Gluth die Liebe, welche mich vorher erfüllt hatte, kalt und todt erschien. Im nächsten Moments hielt ich sie in meinen Armen, dicht an meinem Herzen.

„Alix!" rief ich, — „wenn je ein Mann ein Weib mit ganzer Seele und aufrichtigem Herzen geliebt hat, so bin ich es; — so liebe ich Dich!"

„Aber wird sie dauern, diese Liebe?"

Ich beugte mich zu ihr nieder und meine Lippen brannten in einem langen, feurigen Kusse auf den ihrigen.

„Willst Du mein Weib seyn, Alix?"

Sie lehnte ihren Kopf an meinen Arm und ließ ihre Hand sanft in die meinige gleiten.

„Ist das Deine Antwort? Darf ich die Hand behalten und sie die meinige nennen?"

„Wenn Du willst, Frank!" lautete ihre leise Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Bild einer Schlacht.

Aus der Oesterr. Zeitung.

Ich könnte dem Leser manches Neue über die Positionen und Pläne, über Flankenmärsche und Katoyirungen, Rekognoszirungen, Brückenköpfe, Redouten ꝛc. berichten, glaube aber, daß Dies Alles jetzt weniger mehr interessiren dürfte, als das Bild einer Schlacht, nicht wie sie sich auf der Landkarte, sondern wie sie sich dem Auge, dem Gefühle darstellt. Es kann wohl Kriege geben oder gegeben haben, wo der Feldherr sagt: „Uebermorgen oder in drei Tagen werden wir uns schlagen," und seine Truppen gleichsam vorbereitete; besonders ist beim Stürmen auf eine Festung oft der Tag dazu schon ziemlich lange vorher bezeichnet. Im vergangenen Kriege aber waren die Schlachten Folgen gegenseitig veränderter Stellungen und die Armee mußte mithin stets auf einen Kampf gefaßt seyn.

Um 4 Uhr früh wird abgekocht.

Dieser Befehl veranlaßte eine allgemeine Aufregung, denn er läßt erwarten, daß große Ereignisse vor uns in der Zukunft schweben.

Schon dampfen die Kessel; alle Soldaten des Infanterielagers suchen die reinlichsten Plätze, ihre Mäntel aufzurollen, wobei Einer dem Andern hilfreich beisteht. Die Gewehre werden fleißig untersucht, besonders aber alle Gebüsche nach schönen grünen Zweigen durchforscht, die dann als Feldzeichen munter von den Tschakos wehen. Geschmückt zieht der Mann dem Feind entgegen.

Eben beginnt die Mannschaft sich den Reis, das Fleisch in die Blechschüsseln füllen zu lassen, da ruft es von verschiedenen Seiten: Horcht!

Ein Moment lautloser Stille trat ein.

Ununterbrochenes Geknatter von Kleingewehrfeuer dringt deutlich durch die frische klare Morgenluft.

Jo, es ist kein Zweifel! unsere Avantgarden sind schon auf den Feind gestoßen.

„Schon!" ruft der Oberst überrascht, sich zu seinem Adjutanten wendend und steht kopfschüttelnd auf die Uhr; „unsere Bewegungen sind verrathen worden!"

„Tummelt Euch, Leute, eßt rasch, es möchte uns heute an weiterer Zeit dazu fehlen!"

Aber schon sprengen Adjutanten heran, schon tönen von allen Seiten Allarmsignale.

„Schnell! sammelt Euch," rufen die Unteroffiziere.

Das Essen fliegt auf die Erde, Jeder läuft noch nach einem Trunk Wasser.

Vorübergehend entsteht ein furchtbares Gewirr, im nächsten Augenblicke steht aber Alles schon in Reih und Glied. Kommandoworte tönen von allen Seiten, die Kompagnien sammeln sich zu Bataillonen, die Bataillone zu Regimentern.

„Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebene schwankt der Marsch."

Immer lauter, heftiger prasselt vorne das Kleingewehrfeuer. Auch auf den Straßen links und rechts marschiren unsere Truppen vor; man sieht von ihnen Nichts als einen sich über die Hecken und Bäume hinaus erhebenden Wolkenstreif Staubes.

„Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz."

Auch den Tapfersten erfaßt eine beklemmende Aufregung, gilt es doch heute mehr als das bloße Leben! Denn schon brummt mächtig der Donner der Kanonen, schon nimmt das Gefecht von Minute zu Minute wachsende Dimensionen an.

„Gewehr bei Fuß" steht das Regiment hier in der zweiten Linie. Noch dumpf dringt der Knall der Geschütze hieher; am Horizont entstehen plötzlich kleine weiße Wölkchen, sie breiten sich aus und verschwinden, neuen solchen Platz machend.

„Das sind die Geschosse der gezogenen Kanonen, die in der Luft geplatzt sind," wird gegenseitig mitgetheilt und aller Augen richten sich nach diesen Dampfballen im Westen, die eben von der prächtig im Osten sich erhebenden Sonne mit Gluth übergossen werden.

Da brauste ein eigenthümliches tremolirendes Zischen über die Köpfe hinweg; es ist als ob das Heulen eines wüthenden Herbststurmes an einem Punkt konzentrirt dahinzöge. In einem der nahestehenden Bäume zischen und krachen die gebrochenen Aeste und fallen, eine fühlbare Warnung, auf die in ihrem Bereich Stehenden herab.

Unwillkürlich ziehen die Soldaten die Schultern ein und ducken sich. Nach 2—3 Sekunden zeigt ein Knall im Rücken, daß die Granate weit hinter dem Ziele geplatzt ist.

„Die Kugeln, die Ihr pfeifen hört, treffen Euch nicht mehr," belehren die Offiziere ihre Mannschaft und wieder schnurrt ein Projektil, aber diesmal näher über sie hin.

Digitized by Google

Einem furchtbaren Krachen folgt die Bildung eines weißen Rauchballens hundert Schritte vor der Position und gleichzeitig ertönen einige dumpfe Rufe. Einer der Mannschaft macht einen Sprung und stürzt dann todt nieder; ein anderer wälzt sich ächzend im Blute, das einer Schenkelwunde entfließt; jener läßt das Gewehr sinken und greift nach seinem Arme, dort hebt ein vierter seinen Czako auf, der von einem der Granatsplitter durchlöchert zu seinen Füßen liegt.

Jeder der nächststehenden Soldaten faßt sein Gewehr krampfhaft fester, die Fäuste ballen sich und wüthende, finstere Blicke der Rache wenden sich nach der Richtung, aus der das Geschoß kam, ohne die Geschütze entdecken zu können. Während dessen brüllt der Donner der Schlacht immer lauter. Von vorne rollen die Sanitätswagen, gefüllt mit Verwundeten, zurück, andere schleppen sich zu Fuß fort, alle mit todtenbleichem Antlitz und blutbedeckten, oft zerfetzten Kitteln. Wir wollen nicht den Anblick des Schreckens und Entsetzens ins Detail ausmalen, den die verschiedenen Bleistiften bieten, besonders jene, bei denen sich die Kugel als Ziel das Antlitz, den Träger der menschlichen Schönheit, aussuchte und fürchterlich entstellte. Die Erinnerung allein durchrieselt uns mit Schauer und es gehört die große Aufregung und Erwartung, die ganze Kraft eines männlichen Herzens dazu, Angesichts dieser Scenen Geist und Körper muthig und aufrecht zu halten.

Ein Artillerieoffizier sprengt heran.

„Auf die Seite!" und rasch springt Alles zurück, einer daher rasselnden Zwölfpfünderbatterie bereitwilligst Platz machend.

Eine dichte Staubwolke verhüllt Alles; man erblickt nur hie und da Köpfe sich bäumender Pferde, das Blinken eines Geschützlaufes, man hört das Peitschenknallen, Trompetenstöße und schon ist die große Staubwolke vorüber und zieht sich gegen jenes Plateau. Wenige Minuten und von dort zucken Blitze und Schüsse machen den Boden erdröhnen.

(Schluß folgt)

Mannigfaltiges.

Der Ausdruck „deutscher Michel" wird sehr oft gebraucht; aber nicht Jeder, der ihn braucht, weiß, woher derselbe stammt und wer der erste deutsche Michel gewesen ist. Der deutscher Michel genannte Mann war kein anderer als der Generallieutenant Johann Michel Obertraut in k. dänischen Diensten. Er that den Spaniern besonders in den Jahren 1620 und 1622 großen Abbruck. Damals kannte man ihn allgemein unter dem Namen „der deutsche Michel". Um ihren Feind zu bezeichnen, sollen ihm die Spanier diesen Namen gegeben haben.

Elberfeld. Ein unglücklich liebendes Pärchen faßte unlängst den Entschluß, seinem Leben ein Ende zu machen. Sie banden sich mit Stricken fest zusammen und stürzten sich in den Müller Teich. Beide wurden von den Hinzueilenden bald herausgezogen; der Liebhaber war indeß schon eine Leiche, das Mädchen jedoch, welches oben gelegen, wurde gerettet.

Ein lediger junger Mann in Szegedin hat dieser Tage der Redaktion des dort erscheinenden „Szeg. Hirado" acht Stück Dukaten als Preis für die beste Erörterung der Frage zugestellt: „Aus welchem Grunde in der gegenwärtigen Zeit so wenig Heirathen geschlossen werden?"

Ein sehr an Ordnung gewöhnter Kaufmann ward von einem liederlichen Schuldner mit Bitten um Nachsicht angegangen. „Zeit ist Geld!" sagte der Erstere barsch, um den Quälgeist los zu werden. — „Wissen Sie was," versetzte der Schuldner, „schreiben Sie nur eine Quittung .... Ich bin bereit, Ihnen meine ganze Zeit zur Verfügung zu stellen."

Zweisilbige Charade.

Ist irgendwo ein Paar allein,
Die Erste muß zugegen seyn.
Der Wurfel, dieses böse Wort,
Besteht nur durch das Zweite fort.
Mein Ganzes wird erst dann enthüllt,
Wenn Ungewißheit dich erfüllt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 108. Freitag, 9. September 1859.

Meine verlorene Alix.

(Fortsetzung.)

3.

Nicht lange nachher verheiratheten wir uns und lange dauerten unsere Flitterwochen. Wenn ich daran denke, daß es nur von mir abhing, sie bis an das Ende unserer Tage dauern zu lassen, so möchte mir das Herz brechen unter der Last des kummervollen Lebens, das ich jetzt führe.

Man nannte Alix unbeständig. Wie ungerecht! — Kein menschliches Wesen konnte einem anderen treuer seyn, als sie mir war.

„Ich wollte nur meinen Herrn finden, mein Frank," pflegte sie zu sagen, wenn ich darüber lachte. „Die vielen langen Jahre habe ich ihn gesucht und fing schon an zu glauben, daß er nie kommen würde. Aber vom ersten Augenblicke an wo ich Dich sprechen hörte und in Deine Augen sah, wußte ich, daß er mir nahe war. Gern will ich seine Ketten tragen," fügte sie hinzu, meine Hand küssend.

Sie sagte das in vollem Ernste, denn am liebsten wär es ihr, wenn ich sie wie ein Kind behandelte. Ein Engel war sie nicht, — sondern ein leidenschaftliches, feuriges Wesen. Tausendmal des Tages rebellirte sie, ungeachtet sie sich so gern meiner Herrschaft fügte; aber reizend war es zu sehen, wenn sie mit funkelnden Augen und hochrothen Wangen sich wandte, das Zimmer zu verlassen, — die Hand schon am Schloß hatte und dann plötzlich den stolzen Kopf demüthig sinken ließ, sobald ich ihr zurief: „Halt! mache die Thüre zu und höre mich an." Allein gefährlich war es für mich. Ich, der nie zuvor ein Weib geliebt hatte, wurde ein Tyrann, indem ich ein so edles Wesen sich vor mir beugen sah!

Sie liebte mich; jede Fiber ihres tieffühlenden Herzens erbebte bei meiner Berührung, — und doch war ich nicht zufrieden. Gerade durch ihre tiefe Liebe zu mir verletzte ich sie auf grausame Weise. Jetzt sehe ich es ein. Es war mir nämlich die weise Idee, Gott weiß wie, in den Kopf gekommen, daß ich meine Frau durch die bisher beobachtete Nachgiebigkeit zu einem Kinde machte und daß sich in so hellem Sonnenscheine die Kraft ihres Charakters nie völlig entwickeln werde. Dieser Idee gemäß handelte ich, gänzlich vergessend, durch welche schweren Prüfungen sie bereits gegangen war und ohne daran zu denken, daß, während der unschuldige Frohsinn ihrer Kindheit wieder erwachte, die trüben Erfahrungen der späteren Jahre dicht unter der leichten, glänzenden Oberfläche ihres heiteren Wesens versteckt lagen.

Wenn sie mich eine Zeit lang aus meinem Ernste herausgezaubert hatte, so beschloß ich jetzt, mich diesem Zauber zu entziehen. Mit ganzer Seele wandte ich mich daher wieder meinen Geschäften zu und saß stundenlang über den Akten, ohne ein Wort mit ihr zu sprechen. Dennoch beklagte sie sich nicht. So lange ihr die Gewißheit blieb, daß ich sie liebte, war sie zufrieden und nahm ihre Feder wieder zur Hand und setzte die Arbeiten fort, die durch unsere Verbindung unterbrochen worden waren. Ihr Schreibtisch stand in meinem Arbeitszimmer am Fenster, dem meinigen gegenüber. Zuweilen hielt ich in meinen Beschäftigungen inne, um auf den raschen Flug ihrer Feder zu lauschen und, wenn ich dann aufblickte, fand ich in der Regel ihre Augen auf meinem Gesichte ruhen, während ein heiteres Lächeln um ihre Lippen spielte. Ein solcher Blick traf mich eines Tages, als ich mich gerade in einer unglücklichen, albernen Laune befand. Das Bewußtseyn ihrer Liebe war mir drückend; ich sagte deßhalb kurz:

Digitized by Google

„Es ist unangenehm, Alix, sich so beobachtet zu sehen."

Froh, einen Vorwand zu haben, um mit mir sprechen zu können, kam sie zu mir und lehnte sich über meinen Stuhl.

„Wie kann das seyn, wenn ich die Person liebe, die ich so betrachte?"

Das war ein schlechter Anfang zu der Lektion, die ich ihr geben wollte; ohne dißhalb zu antworten, wandte ich mich wieder meinen Akten zu.

„Bin ich Dir lästig, Frank?" fragte sie nach einer Weile.

„Nicht sehr."

Ihre leichte Hand strich durch mein Haar und ihr warmer Athem berührte meine Wange. Ich fühlte, daß unter diesen Einflüssen meine Weisheit und Entschlüsse zu schwinden begannen und bemühte mich deßhalb, doppelt kalt zu erscheinen.

„Einen Kuß!" bat sie, — „nur einen, dann will ich gehen."

„Ach, Thorheit, Alix, ich habe jetzt keine Zeit, an Küsse zu denken."

Sie stand auf und sah mir in's Gesicht.

„Quäle ich Dich, Frank?"

„Ja, in der That."

Ein tiefer Seufzer, — so schwach, daß ich ihn kaum hören konnte, — flog über ihre Lippen und sie verließ das Zimmer. Für die Dauer jenes Morgens war ihre Heiterkeit verschwunden.

Das war die erste Wolke an unserem Himmel.

Jetzt, nach Jahren, erscheint es mir sonderbar, wenn ich daran zurückdenke, wie ich damals unabläßig bemüht war, das Fundament zu zerstören, auf dem ich das Glück meines Lebens so sicher hätte erbauen können. Von jenem Tage an begann eine traurige Zeit. Alix wurde bleicher und verlor ihre Heiterkeit. Mein Plan war mir nur zu gut gelungen; sie hatte angefangen an meiner Liebe zu zweifeln. Ich las es in ihrem Auge, ich sah es an der gesteigerten Anhänglichkeit für ihren Hund, als wenn seine Liebe und Treue jetzt ihre einzige Hoffnung wären. Allein ich war zu stolz, um mein Unrecht einzugestehen und der Bruch erweiterte sich zwischen uns täglich mehr und mehr.

Während der so beginnenden Entfremdung wurde der Hund krank. Alix saß tagelang an seinem Lager mit Büchern oder Schreibereien beschäftigt und als er, die brechenden Augen noch liebend auf sie gerichtet, verschied, war ihr Schmerz unbeschreiblich. Sie kam nicht zu mir, um Trost zu suchen; in aller Stille ließ sie ihn durch den Gärtner unter dem Fenster unseres Wohnzimmers einscharren und nie erwähnte sie seiner gegen mich. So verlief der spätere Theil des ersten Jahres unserer Ehe, welches mit Glück und Liebe angefangen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Bild einer Schlacht.

(Schluß.)

Eine zweite Batterie rückt heran, eine dritte und vierte, weißer Dampf bedeckt die Umgegend; als ob die Erde bersten wollte, schmettert von hüben und drüben ein ununterbrochenes Krachen durch die Luft. Haushoch fliegt da und dort ein Strahl zerstückelter Erde empor, den Platz bezeichnend, wo eine Kugel einschlägt; zischende Raketen zerreißen, einen herrlichen Bogen durchfliegend, die dichten Dampfmassen und schwarzer Qualm, der aus jenem Dorfe aufwirbelt, zeigt ihre zerstörende Wirkung.

Allmälig verstummt das entfernte Geschützfeuer, unsere Batterien geben noch eine Salve zum Zeichen, daß sie das letzte Wort hatten.

Adjutanten bringen den Befehl zum Vorwärtsmarschiren. Die Trommeln rasseln, hoch fliegt die Fahne und raschen Schrittes eilen die Braven vorwärts. Man nähert sich dem Dorfe. Schon sind die Gestalten der Feinde sichtbar, ununterbrochen rollt das Peletonfeuer von Glied zu Glied. Das scharfe Pfeifen der vorüberfliegenden Gewehrkugeln läßt sich mit nichts vergleichen als mit dem Zwitschern und Pipsen eines Haufens Tausender von Sperlingen. Fürchterlich ist der dumpfe Ton, welcher das Pfeifen beim Einschlagen in den menschlichen Körper begleitet. Links und rechts sinken Todte und Verwundete nieder; in der Aufregung des Kampfes bringt Dies nicht mehr den Eindruck hervor, wie zuerst beim Stillstehen.

„Zum Sturme!" ertönt der Ruf, die Trompeten schmettern. „Hurrah! Hurrah!" erschallt das tausendstimmige Geschrei unaufhörlich durch die Lüfte und mit gefälltem Bayonnet stürzt das Bataillon vorwärts, durch seine Wucht Alles vor sich her niederstürzend. Ueber Leichen strauchelt der Fuß, der Widerstand wird heftiger, die dichten Massen lösen sich immer mehr in Einzelkämpfe — die Soldaten raufen sich!

Da stürzt das nächste Bataillon geschlossen heran, der Feind flüchtet in die Häuser.

Vom Keller bis zum Dache wüthet aus jeder Oeffnung der Tod gegen die Stürmenden.

Haus für Haus, Zimmer für Zimmer muß mit schweren Opfern erobert werden.

Die Leichen häufen sich, daß die Straßen dadurch beinahe gesperrt sind, die Flammen prasseln über den Häuptern und brennende Balken stürzen zwischen die Kämpfenden. Der Widerstand der Vertheidiger wird geringer und endlich ergeben sich die letzten Uebriggebliebenen. Da rasselt wieder eine Batterie heran, um vor dem Dorfe Aufstellung zu nehmen. Die Pferde scheuen vor den Leichenhaufen, vor den Blutlachen, sie müssen darüber hinweg! Die schwer belasteten Räder rollen zermalmend hin mit einem Geräusch, das dem Muthigsten die Haare sträuben macht! Die gegenseitige Erschöpfung ruft eine augenblickliche Pause hervor, die man zur Versorgung der Verwundeten anwendet, sie auf die Verbandplätze zurückbringend.

Wir stehen nun auf der Höhe des Dorfes und überblicken das Schlachtfeld vor uns.

So weit die Ebene reicht, können wir die Züge der Straßen deutlich verfolgen. Dichter Staub lagert aber auf denselben, gleich Herbstnebel auf Sümpfen und nur das Blitzen der Gewehrläufe und Bayonnette dringt manchmal durch. Bäume, Gesträuche und Weingärten verdecken größtentheils die in den Feldern aufgestellten Truppen und allein der aufsteigende Rauch des Gewehrfeuers läßt uns die Positionen deutlicher erkennen. Die Batterien sind in dichten Dampf gehüllt. Die Höhen jenseits der Haide sind mit feindlichen Kanonen besetzt, deren schneeweißer Pulverrauch in scharfen Umrissen grell gegen den schwarzen Horizont absticht, an welchem mächtige Gewitterwolken sich ballen.

Rechts in den Bergen vermögen wir nichts zu erblicken als die über denselben schwebenden kleinen Wölkchen, deren ich schon oben erwähnte und deren Zahl wechselnd ab- und zunimmt.

Das Rollen des Schlachtendonners währt noch immer mit gleicher Stärke fort, kommt aber links und rechts von unserem Standpunkte immer näher und einige Kugeln schlagen auch schon von der Flanke her ein.

Der Kommandant sieht sich unruhig nach Ueberbringern von Befehlen um, vorwärts kann man nicht mehr, ohne sich der Gefahr, abgeschnitten zu werden, preiszugeben.

Die Adjutanten sprengen nach allen Richtungen fort, um Erkundigungen einzuziehen, während die Heftigkeit des Feuerns rechts von Minute zu Minute zunimmt.

Ein peinlicher Moment!

Kaum merken wir, daß der Himmel während dessen sich verfinstert hat und die Wolken bleiern schwer herabhängen.

Da wirbelt der Staub in die Höhe, der Wind heult durch die Luft und wie eine mächtige Welle wälzen sich die Rauch- und Staubmassen gegen uns. Im nächsten Augenblicke verschwindet vor uns die Gegend, der Himmel und die Erde, ein furchtbarer Blitz durchzuckt die Finsterniß und gibt das Signal zu einem Kampfe der Elemente, vor welchem der Kampf der Menschen verstummt.

Ein Orkan braust über die Ebene.

Kaum können wir uns mehr auf den Füßen halten; Bäume stürzen wie Strohhalme geknickt auf die unter ihnen liegenden Leichen. Der Donner erschüttert unaufhörlich die Luft und macht das Getöse der Schlacht vergessen. Die Wolken selbst gleichen einem Feuermeere.

Erschüttert steht auch der Muthigste vor diesem Zürnen der Natur und wartet, ob sie nicht die Geschöpfe, die sich gegenseitig vernichteten, vertilgen wolle.

Da lösen sich die Schleußen des Himmels und in Strömen gießt der Regen herab. Mitleidig wäscht er die Todten vom Blute rein, erquickt die Lebendigen. Die Wuth des Gewitters war hiermit gebrochen.

In demselben Augenblicke kam der Befehl zum Rückzuge. Langsamen Schrittes marschirten die Truppen in ihre neuen Positionen. Wieder donnerten die Kanonen, die Verfolgung zu verhindern, aber immer seltener und schwächer und endlich verhallte der letzte Schuß in die finstere Nacht.

Müde schleppen wir uns in das nächste Dorf und sind traurig berührt von dem Glanze der zur Beleuchtung der Straßen anbefohlenen Illumination.

Endlich finden wir ein stilles Plätzchen in der Halle einer offenen Kapelle abseits von der Straße und ruhen, bis sich die Sonne wieder erhebt, in gleicher Pracht als wäre das Heute wie das Gestern, als ruhten drüben nicht Tausende und Tausende in ewigem Schlafe, über die sie gestern noch ihre belebenden Strahlen ergossen, die vor 24 Stunden ihre lichtbringenden Strahlen eben so lebensmuthig begrüßten, wie jetzt eben wir.

Mannigfaltiges.

(Wahrhaft unsinnige Wette.) Ein Russe und ein Engländer gingen in Hamburg — wie der dortige „Freischütz" berichtet —, in einer Wirthschaft an den Vorletzen die tolle Wette ein, wer von ihnen zuerst eine sogenannte Berliner Weißbier-Stange voll Cognac austrinken und sich nachher noch so wohl fühlen würde, daß er nach Hause zu fahren im Stande sey. Der Russe leerte zuerst sein Glas und wurde natürlich berauscht; der Engländer gab die Wette auf, nachdem er die Hälfte des ihm vorgesetzten Cognacs vertilgt hatte. Da sein Kamerad noch so viel Besinnung besaß, um sich der eingegangenen Wette zu erinnern, ließ derselbe eine Droschke holen und fuhr ab, ohne dem Kutscher jedoch seine Wohnung zu bezeichnen. Inzwischen stellte sich die Wirkung des genossenen Alcohols in höherem Grade ein, der Berauschte gerieth mit dem Fuhrmann, der ihn nicht verstehen konnte, in Zank, bis er endlich nach dreistündigem Umherfahren auf dem Stadthause abgeliefert ward. Da sein Zustand jede Vernehmung vorderhand unmöglich machte, schaffte man ihn nach der Raboisenwache, woselbst er erst am Dienstagnachmittag sich so weit von den Folgen seiner Unmäßigkeit erholte, daß er Auskunft über sich zu geben im Stande war. Nachdem er die Arrestkosten bezahlt hatte, verfügte er sich zu dem Engländer und nahm den Lohn seiner Wette in Empfang.

Gleichwie im vorigen Jahre, fand auch in diesem zu Upsala eine Schwimmpromotion für Damen Statt. Zu dem vom schönsten Wetter begünstigten Feste hatten sich unzählige Zuschauer, besonders Damen, eingefunden. Zur Feier des Tages war das Badehaus mit Laub, Kränzen, Blumen und Flaggen geschmückt, so daß es einen großen Laubsaal bildete, aus welchem die mit rothem Tuche bekleidete Trampoline hervorragte, auf welcher die um die Schwimm-Magisterwürde konkurrirenden jungen Damen hinaus traten, in blauer Schwimmkleidung sich eine nach der anderen in's Wasser stürzend, um die Kränze zu erobern. Die beiden Schwimmlehrerinnen, die mit rühmenswerthem Interesse und großer Geschicklichkeit die Schwimmübungen geleitet hatten, nahmen auch an der Schwimmprobe ihrer Schülerinnen Theil, indem die eine an der Spitze des glänzenden Zuges der jungen Najaden sich von der Trampoline herab in die Wellen stürzte und die andere den Schluß bildete. Nach mehreren Schwimmproben und bewiesener Tüchtigkeit in der Schwimmkunst sammelten sich die Heidinnen um das Boot, in welchem sich der Promotor Professor Svanberg und der Schwimmlehrer Hellsten mit den Kränzen befanden und je nach der von den einzelnen Damen an den Tag gelegten Fertigkeit einigen den Magister-, anderen den Kandidatengrad ertheilten.

(Aus e läßt sich das nicht tanzen.) Ein berühmter Tänzer, der in Italien bis in die Wolken erhoben worden war, kam nach Paris, um auch hier Lorbeeren zu ernten. Zu seinem Debüt verlangte er ein Ballet, in welchem er ein Pas zu tanzen hatte, für welches er in Mailand und Neapel mit einer Sündfluth von Blumen überschüttet worden war. Es kam zur Generalprobe, aber aus einem oder dem andern Grunde war das Musikstück zu dem Tanze einen Ton höher geschrieben worden, als in der Original Partitur. Die Musik begann; der Tänzer schwang sich in die Höhe, schwebte einen Augenblick in der Luft, sank dann aber schwerfällig zur Erde herab. „Meine Herren, aus welchem Tone spielen Sie denn?" wendete er sich aufgebracht an das Orchester. „Ich fühle mich ungewöhnlich angestrengt." „Wir spielen aus e!" lautete die Antwort. „Ha! Jetzt wundere ich mich nicht mehr!" rief der Tänzer. „Haben Sie die Güte, das Allegro zu transponiren und es um einen Ton tiefer zu spielen; denn ich kann es nur aus d tanzen."

Dieser Tage saisirten die Zoll-Beamten in Mastricht eine verdächtige Krinoline, bei welcher sich herausstellte, daß dieselbe aus Blechbüchsen bestand, die mit dem kostbarsten Cognac gefüllt waren.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 107:

Zweifel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 109. Sonntag, 11. September 1859.

Meine verlorene Alix.

(Fortsetzung.)

Nicht lange nachher saß ich eines Morgens, — es war im Monat März, — in meinem Zimmer vor den Akten, als ich Alix außerhalb vor dem Fenster singen hörte. Es war seit dem Tode des Hundes das erste Mal, daß sie es that; ich legte deßhalb meine Feder nieder, um zu horchen. Da ich sie jedoch gleich darauf durch den Vorsaal kommen hörte, so nahm ich die Feder wieder zur Hand und gab mir den Schein, als wäre ich sehr eifrig beschäftigt.

Es war ein heller, schöner Tag. Als sie die Thüre öffnete, drang eine Fluth von Sonnenlicht mit herein und eben so strahlend und glänzend war ihr Gesicht. Es war wieder Alix, wie ich sie zuerst im alten Farmhause gesehen, während sie sich auf den Zehenspitzen nahte und über meinen Stuhl beugte.

„Nun, was gibt's?" fragte ich aufblickend.

Als Antwort legte sie ein hübsches, mit blauem Bande umwundenes Bouquet Veilchen auf den Tisch und sagte:

„Ich bin im Gewächshause gewesen und bringe Dir die ersten Blumen des Jahres und noch etwas Anderes, was Dir vielleicht nicht so lieb ist."

Während dieser Worte beugte sie sich über meinen Stuhl und küßte mich zweimal. Seit einiger Zeit war sie zurückhaltend mit ihren Liebkosungen gewesen; als sie daher dies ganz aus freiem Antriebe that, wandte ich mich zu ihr um und blickte sie an.

„Du scheinst heute sehr heiter zu seyn, Alix," sagte ich.

„Es ist heute Jemandes Geburtstag," erwiderte sie, sich auf mein Knie niederlassend und mir in die Augen blickend, „der recht oft wiederkehren möge, und" — fügte sie mit etwas zitternder Stimme hinzu, — „wenn seit mehreren Monaten zwischen uns unfreundliche Gefühle bestanden haben, so wollen wir sie heute für immer begraben."

Sie barg ihren Kopf an meiner Brust. Ich war wider Willen gerührt, küßte ihr schönes Haar, das in langen, braunen Locken über meine Schultern fiel und sagte, ich wäre bereit Alles zu vergessen, (als wenn ich etwas zu vergessen gehabt hätte!) Sie blickte auf, lächelte mich an und hielt mich, — glaube ich, — für außerordentlich großmüthig.

„Wir wollen heute ein neues Leben anfangen, Frank, nicht wahr?"

„Wenn Du willst, ja."

Nach ihrer sonderbaren Weise überschüttete sie mich jetzt mit Liebkosungen und küßte mir wiederholt Stirn, Augen, Wangen und Mund. Ich ließ mich hinreißen; die Vergangenheit war verwischt und ich hielt sie dicht an mein Herz gedrückt, während ihre Arme sich um meinen Nacken schlangen.

Wird man es glauben? Kaum hatte sie mich fünf Minuten verlassen, so kehrte bei mir die Idee zurück, daß ich sie zu deutlich habe erkennen lassen, wie groß ihre Macht über mich sey. Seit Monaten hatte ich mich bemüht, stets nur kalt und gleichgiltig zu erscheinen und ließ mich jetzt vom ersten warmen Kuß wieder hinreißen. Nein, das durfte nicht seyn. Sie hatte mich während dieser Monate zu oft gestört, geärgert: ich konnte ihr unmöglich so schnell vergeben, ohne daß sie selbst um Verzeihung bat. Mein Entschluß war schnell gefaßt. Als sie in das Zimmer zurückkam, schien ich wieder eifrig mit meinen Akten beschäftigt zu seyn. Das arme Wesen! Der Sonnenschein des neuen Lebens hatte kaum eine halbe Stunde gewährt.

„Nur einen Augenblick," sagte sie, mir die Feder aus der Hand nehmend, während sie irgend einen Gegenstand über meinem Kopfe hielt. „Ich habe ein kleines Geburtstagsgeschenk für Dich. Willst Du es haben?"

„Gewiß, wenn Du es mir geben willst."

„Bitte mich darum."

Ich antwortete nicht und nahm meine Feder wieder zur Hand. Ihre Miene wurde trüber.

„Möchtest Du es nicht haben?" fragte Alix zaghaft.

„Es lebte in alten Zeiten ein Heiliger," erwiederte ich ruhig, ohne von meinen Papieren aufzublicken, — „beiläufig gesagt, ein Namensvetter von mir, der Heilige Francis von Sales, — welcher zu sagen pflegte, man solle nie etwas erbitten oder abschlagen."

„Gut, ich spreche aber nicht zu dem Heiligen Francis, sondern mit Dir. Willst Du mein kleines Geschenk haben? — Bitte, sage ja, — nur um mir den schönen Tag nicht zu verderben."

„Ach, sey kein Kind, Alix!"

„Ja, es ist vielleicht kindisch; aber bitte, thue mir nur dieses Mal meinen Willen. Es ist eine so große Kleinigkeit und es würde mich glücklich machen."

„Ich werde nichts ablehnen, was Du mir schenken willst; aber halte mich nur nicht länger auf, denn ich habe dringende Geschäfte."

Im nächsten Augenblick warf sie ein hübsches, kleines, aus Bronze in der Gestalt eines Cupido gefertigtes Dintenfaß vor meine Füße nieder und wandte mir gereizt den Rücken. Ich bückte mich, um die Figur aufzunehmen, — sie war zerbrochen.

„O, Du kannst Dich wirklich herablassen, es vom Boden aufzuheben?" sagte sie mit ironischer Betonung.

„Auf mein Wort, Alix, Du bist das unvernünftigste Wesen! indeß, der kleine Liebesgott läßt sich repariren."

Sie kniete nieder und hielt die Bruchstücke über einander.

„Ja," sagte sie, „aber der Unfall wird doch seine Merkmale zurücklassen, so wie jeder andere. O Frank!" fügte sie dann hinzu, meine Hand ergreifend und an ihre Lippen drückend, „warum stellst Du mich auf so harte Proben? Hast Du mich wirklich noch lieb?"

„Alix," erwiederte ich etwas ärgerlich, „stehe auf! Du quälst mich."

Sie wurde blaß und stand auf.

„Ich will gehen; aber noch eine Frage: Liebst Du mich, Frank?"

Unwille und Hartnäckigkeit erfüllte in jenem Augenblicke mein Herz, — kein anderes Gefühl. Wollte sie mir drohen?

„Empfandest Du Liebe für mich, als Du mich heirathetest, Frank?"

„Ja, aber —"

„Aber jetzt liebst Du mich nicht mehr?"

„Wenn Du es durchaus willst, meinetwegen! — wenigstens nicht so, wie Du es meinst."

Tiefe Stille folgte auf diese lügnerischen Worte. Sie wurde bleich und warf einen so schmerzvollen Blick auf mich, daß ich meine Grausamkeit bereute und meinen Zorn vergaß.

„Es ist nicht mein Ernst, Alix!" rief ich; — „glaube mir, ich scherzte nur!"

„Ich kann es tragen, Frank," war ihre Antwort, „es gibt auf Erden nichts, was sich nicht ertragen läßt."

Mit diesen Worten verließ sie ruhig und traurig das Zimmer, und ich blickte ihr mit brennendem Schmerz im Herzen nach.

4.

Alix nahm zusehends ab und drohte wirklich krank zu werden. Der Arzt empfahl eine Reise auf den Continent als das einzige Erhalungsmittel. Ich selbst konnte sie unmöglich begleiten; aber eine uns befreundete Familie, Mr. Warren mit seiner Frau und Tochter, beabsichtigte sechs Monate in Italien zuzubringen, und ihnen schloß sich meine Frau an.

Sie blieben neun Monate, statt sechs abwesend, und die Leute scherzten darüber und meinten, meine Frau habe mich verlassen. Ich lachte nur und erwiederte, daß, wenn sie nicht bald käme, ich mich selbst aufmachen würde, sie zu holen. Man hielt uns noch allgemein für ein musterhaftes, glückliches Ehepaar. Wer mich jedoch Nachts in meinem Arbeitszimmer über ihren Briefen hätte sitzen sehen, würde bald entdeckt haben, welcher Abgrund sich zwischen uns aufgethan hatte. Ich las sie mit blutendem Herzen. So schön sie geschrieben waren, — es war nicht mehr meine Alix, die sie geschrieben hatte.

Endlich kehrte sie heim. Ich kam eines Abends ziemlich ermüdet nach Hause und fand einen Brief vor, in welchem sie mir anzeigte, daß sie am nächsten Tage in Dover anlangen würde. Ich eilte dahin, um sie zu empfangen. Die zwischen uns herrschende Entfremdung, die ich selbst hervorgerufen, lag mir schwer auf dem Herzen; ich bereute sie bitter. Sie hatte mich einst geliebt, — sie sollte mich wieder lieben.

Kurz nach meiner Ankunft in Dover traf ſie mit der Warren'ſchen Familie in dem bezeichneten Gaſthofe ein. Ich eilte auf ſie zu und ſchloß ſie in meine Arme; aber erſt als ſie mich küßte, bemerkte ich, wie kalt und bleich ſie war.

„Alix, biſt Du krank?“ fragte ich, ihr prüfend in das Geſicht ſchauend.

Unſere Augen begegneten ſich; in den ihrigen war das Licht erloſchen, das früher darin gefunkelt hatte.

„Nicht im geringſten, Frank,“ erwiederte ſie ruhig; „aber Du mußt bedenken, daß ich Dich ſeit neun Monaten nicht geſehen habe, Du erſchrackſt mich etwas.“

(Schluß folgt.)

Zu viel Liebe.

Nach dem Engliſchen von L. D.

1.

Vor wenigen Jahren wohnte in Giſors, einem ſchön gelegenen kleinen Städchen der Normandie, ein junges Ehepaar, Herr und Frau de Byron. Die Schönheit und Anmuth der jungen Dame erregte allgemeine Bewunderung in den Geſellſchaften des Ortes. Ueberdies hatte Herr de Byron das Grundſtück, welches er mit ſeiner jungen Gemahlin bewohnte, gekauft, was ihn nicht wenig in der Achtung ſeiner Nachbarn erhöhte. „Es ſind ſehr gute Leute,“ pflegte man zu ſagen, wahrſcheinlich um ſie von Denjenigen zu unterſcheiden, welche kein Eigenthum beſaßen, und ohne Zweifel aus dem Grunde für ſchlecht galten.

Madame de Byron, die Tochter eines ehemaligen Advokaten zu Paris, war ein Urbild jener überſpannten weiblichen Weſen, bei denen Liebe mehr ein Bedürfniß der Einbildungskraft, als eine Regung des Herzens iſt. Schwärmeriſchen Träumereien nachhängend, hatte ſie vor ihrer Vermählung beſonders Vergnügungen darin gefunden, ſich ihre Zukunft in der wunderbarſten Weiſe, durchwebt von den abenteuerlichſten Begebenheiten, auszumalen. Entführungen ſpielten darin eine große Rolle, wenn ſie, den Kopf anmuthig in die Hand ſtützend, mit ihren ſchönen gen Himmel gerichteten Augen in der unſichtbaren Schrift des Schickſals zu leſen ſchien.

Wie gewöhnlich bei ſchwärmeriſchen Weibern, war ihr Teint außerordentlich zart, ihre Augen blau, die Naſe fein, etwas aufgeſtülpt, der Mund zwar nicht beſonders klein, aber mit zwei Reihen der ſchönſten Zähne geſchmückt. Sie hatte eine Fülle kaſtanienbrauner Locken, marmorweiße Hände, etwas große, aber ſehr ſchmale Füße und eine ſanfte, ſchmeichelnde Stimme. Sie war mit einem Worte eine Schönheit, mehr durch die allgemeine Anmuth ihrer Erſcheinung, als wegen wirklich klaſſiſcher Vollkommenheit. In Athen, zur Zeit des Phydias, würden viele Mängel an ihr entdeckt worden ſeyn; aber in Paris, wo Grazie mehr gilt als akademiſche Schönheit, wurde ſie dennoch bewundert.

Herr de Byron, ein jugendlicher Advokat ohne Praxis, war ein kleiner, zart gebauter, faſt ätheriſcher Mann, überaus reizbar, ſchwach, zaghaft und leicht zu führen, — eine Perſönlichkeit, wie ſie die Lamartine'ſche Phantaſie zu ſchaffen pflegt. Frei von den ſchlechten Gewohnheiten anderer jungen Männer, rauchte er nicht und beſuchte keine öffentlichen Lokale. Stets höflich gegen die Damen, war er doch nie zu kühn, weßhalb er das Vertrauen aller Ehemänner genoß, und fühlte ſich in Damengeſellſchaft überhaupt wohler, als in der von Männern. Er ſang alle Modelieder in einem etwas weiblichen Tenor und konnte die beſten Mazurka's ſpielen; er tanzte mit ſkrupulöſer Genauigkeit, verſtand alle in guter Geſellſchaft üblichen Spiele, wußte ſich der Dame vom Hauſe ſehr nützlich zu machen, und konnte, ohne Jemanden zu beleidigen, alle die kleinen Klatſchereien über Madame B. und Baron St. ꝛc. erzählen, die in den Salons und anderen feinen Geſellſchaften ſo viel Unterhaltung gewähren. Kurz, er galt allgemein für einen höchſt angenehmen Mann, und Jeder ſuchte ſeinen Umgang, weil er ſo liebenswürdig und zugleich ſo harmlos war.

Herr de Byron war in die Familie ſeiner Frau durch einen Oheim, einen alten Artillerieoffizier und langjährigen Freund des Vaters derſelben, eingeführt worden. Ohne daß er eigentlich ſelbſt wußte wie, kam er ganz unmerklich dazu, den Antrag um die Hand der jungen Dame zu ſtellen; und Fräulein Regina, damals achtzehn Jahre alt, welche bereits daran zu verzweifeln begann, daß ſie Jemand entführen werde, entſchloß ſich endlich dazu, den Schritt zum Altare in der gewöhnlichen Weiſe anderer Sterblichen zu thun. Ehe es jedoch zu dieſem Aeußerſten, wie ſie es nannte, kam, wurden alle nur möglichen Verſuche von ihr gemacht, um den jungen Mann zu einer Entführung zu beſtimmen.

„Laß uns fliehen, mein Armand! — laß uns in eine beſſere Welt fliehen!“ rief ſie, ohne jedoch damit die Arme des Todes zu meinen.

Digitized by Google

Der arme Byron hatte alle nur denkbare Schwierigkeiten, den Bitten seiner überspannten und schwärmerischen Braut zu widerstehen, und sah sich endlich genöthigt, seinen Oheim zu Rathe zu ziehen.

„Laufe mit ihr davon!" erwiederte der Oheim, „wenn sie es durchaus haben will; aber sage mir wenigstens Tag und Stund, damit ich Euch auf der ersten Station mit ihrem Vater in Empfang nehmen und weiteren Skandal verhüten kann."

Glücklicherweise kam es nicht dazu, wie bereits erwähnt worden, und der kirchliche Segen wurde über sie ausgesprochen, ohne daß eine Entführung vorherging.

In pekuniärer Beziehung war Hrn. de Byron's Verbindung mit Fräulein Regina eine sehr vortheilhafte zu nennen. Als einzige Tochter brachte sie ihrem Gatten nicht nur ein bedeutendes Vermögen zu, sondern hatte auch, was manche Söhne im Gefühle kindlicher Liebe mit Rücksicht auf den Tod ihres Vaters „gute Aussichten" nennen. Im Uebrigen jedoch war er das Opfer dieses reizenden und zu sentimentalen Wesens.

Selbst getäuscht durch ihre zu glühende Einbildungskraft, bildete sich diese neue Heloise ein, daß sie eine leidenschaftliche Liebe zu ihrem Gemahl empfinde. Das Leben in Paris war ihr zu geräuschvoll, zu sehr von lästigen Vergnügungen in Anspruch genommen; ihre Liebe bedurfte der Ruhe und Einsamkeit. Mit sanfter Stimme flötete sie deßhalb: „Dein Herz, mein Armand, und eine Hütte, um darin zu wohnen!"

Und der fügsame Gatte erwiederte „Ja" mit Zärtlichkeit und Resignation.

Sisors wurde von ihm als Wohnsitz vorgeschlagen, weil der Ort nicht fern von Paris lag, welches er zuweilen zu besuchen gedachte. Sie dagegen gab die Zustimmung zu der Wahl, weil die Stadt von schattigen und malerischen Spaziergängen umgeben war.

Das Kloster, welches die eheliche Liebe dieser beiden jungen Gatten umschloß, war ein hübsches kleines Haus am Ufer der Epte. Dahinter lag ein großer Garten mit einem sehr eleganten Taubenschlag, der mit weißen Tauben, dem Sinnbild der Liebe und Treue, gefüllt war. Die Dienerschaft bestand nur aus einem Gärtner, einer Köchin und einem Kammermädchen.

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltiges.

Als Viktor Emanuel nach seinem Einzuge in Mailand mit Louis Napoleon die Skala besuchte, begab sich am Ende der Oper eine höchst drollige Scene. Am Schlusse derselben stürzten alle Damen des ersten Ranges auf den Corridor, um dem tapferen König von Sardinien ihren Dank für seine Aufopferung auszudrücken. Binnen Kurzem sah sich der König von den Schönen Mailands umlagert und enger eingeschlossen, als es je in einem der Gefechte geschehen war, denen er beigewohnt. Alle wollten mit ihm reden, Alle wollten ihn berühren, und er wehrte aufs Höflichste ihre zu schmeichelhaften Anreden und Grüße ab, bis endlich die kühnste unter diesen patriotischen Verehrerinnen ihn beim Kopf nahm und ihm einen begeisterten Kuß auf die Lippen drückte. Rasch folgten die anderen, und der König mußte eine nach der andern abküssen. Louis Napoleon sah diesem Schauspiel lachend zu. Ihm hat jedoch keine dieser Damen einen Kuß angeboten.

Pariser Blätter erzählen folgende Wirkungen des Blitzstrahles. In der Nacht vom 28. auf den 29. Juni brach über Paris ein furchtbares Gewitter aus. Der Blitz schlug an mehreren Stellen ein, aber ohne Schaden anzurichten, doch fuhr er in der Straße de Vanves durch den Kamin in ein Zimmer, wo Mann, Frau und zwei Kinder ruhig schliefen. Dem Manne, der die Hände überm Kopfe hielt, wurden beide Hände stark verbrannt, und der neben ihm liegenden Frau das Haupthaar völlig weggesengt, als wenn sie geschoren worden. Die beiden Kinder wurden in ihrem Bett herumgeworfen, daß die Beine am Kopfende lagen, erhielten jedoch keine Verletzung. Der Blitz zertrümmerte im Zickzack einen Marmortisch, warf in der Küche alles Geschirr durcheinander und ging durchs Fenster, das er mit sich fortriß.

In einer Gesellschaft von Herren wurde über die allgemeine Mode des Schminkens bei dem schönen Geschlechte gesprochen. Ein Anwesender fällte das Urtheil: „Eine Frau, die ihren Teint kauft, hat Lust, ihn zu verkaufen."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 110. Dienstag, 13. September 1859.

Meine verlorene Alix.

(Schluß.)

Das war eine andere Alix. Die meinige war todt, und nichts vermochte sie wieder zu erwecken. Den ganzen Tag befand ich mich wie in einem Traume, aus dem ich nicht erwachen konnte. Ich hatte in unserem Hause viele Veränderungen vornehmen lassen, durch die ich sie bei ihrer Ankunft zu überraschen hoffte, — neue Möbel und Gemälde angeschafft, und ein besonderes kleines Boudoir für sie eingerichtet. Nachdem wir dort angelangt waren, führte ich sie durch die Zimmer und zeigte ihr Alles. Sie schien Gefallen daran zu finden und dankte mir; allein ein Jahr früher würde sie durch die Zimmer getanzt seyn und mich mit Küssen erdrückt haben. Es war vorbei.

Etwa einen Monat lang ertrug ich diesen veränderten Ton in unserer Lebensweise; eines Morgens jedoch, als ich einsam beim Frühstück saß — denn Alix pflegte jetzt in ihrem Zimmer zu frühstücken — überwältigte mich das bittere Gefühl des begangenen Unrechts und der jetzigen Verlassenheit so sehr, daß ich dem Drange, mit ihr zu sprechen, nicht widerstehen konnte; ich ging nach ihrem Zimmer.

„Bist Du beschäftigt?" fragte ich sie, als sie bei meinem Eintritt die Feder niederlegte und sich zu mir wandte.

„Nicht so sehr, daß ich nicht mit Dir sprechen könnte," erwiederte sie.

„Alix, wie lange sollen wir dieses Leben führen?" fuhr ich fort.

„Welches Leben, Frank?"

„Unser jetziges. Das ist nicht das glückliche, liebevolle Leben, das wir sonst genossen. Du bist nicht mehr so ganz mein, wie früher."

„Ich weiß es, Frank," erwiederte sie, mich traurig anblickend.

„Warum kann jene Zeit nicht wiederkehren? Wenn ich einen Irrthum beging, — willst Du mir ihn nie verzeihen? Ich hielt es für thöricht, sich so zu lieben, wie wir es thaten, — oder wenigstens es zu zeigen; allein ich habe jetzt eingesehen, daß Liebe die einzige irdische Weisheit ist."

Ein trübes Lächeln schwebte um ihre Züge.

„Gib mir diese Liebe zurück, Alix, die ich damals verschmähte. Gib mir den verlornen Sonnenschein wieder."

Ich stand von meinem Sitze auf und trat ihr etwas näher; aber sie zog sich zurück und schüttelte den Kopf.

„Frank, verlange das nicht von mir."

„Alix, ich werde jetzt Deine Liebe besser zu würdigen wissen."

„Das mag seyn, aber ich kann sie Dir nicht mehr geben, mein armer Frank."

Ich drückte sie an mein Herz. Die Glut, welche darin brannte, hätte einen Todten wieder beleben können; sie blieb unbewegt. Einer Bildsäule gleich, lag sie in meinen Armen und seufzte nur.

„Zu spät! zu spät, Frank!"

„Willst Du mir denn niemals vergeben?"

„Vergeben? Glaubst Du, daß ich einen unfreundlichen Gedanken gegen Dich hege? Nein, Frank, aber ich bin kalt geworden, durch und durch. Meine Liebe ist todt und begraben. Tritt von ihrer Gruft zurück und laß uns durch die Welt gehen, so gut wir können."

Ich stützte den Kopf in die Hände, meine Thränen fielen, und ich schämte mich ihrer nicht. Alix schien von ihnen unangenehm berührt zu werden.

„Wie?" rief sie plötzlich, — „Du, der Du vor Jahresfrist die Saat ausgesäet hast, deren Früchte dies sind, Du kannst jetzt darüber weinen? Thue es nicht, Frank! Nimm, was ich Dir geben kann, meine aufrichtige Freundschaft, und gebe Gott, daß wir uns nie, weder hier, noch im Himmel, trennen."

Digitized by Google

„Ja, im Himmel — wenn wir je dahin gelangen — dort wirst Du mich wieder lieben."

Sie legte sanft ihre Hand auf die meinige.

„Gott weiß es, Alix," fuhr ich fort, „daß ich Dich vom ersten Augenblick an liebte, als ich Dich sah, — daß ich Dich an jenem unglücklichen Tage liebte, und Dich noch liebe."

„Ich glaube Dir, und es freut mich," erwiederte sie. „Der Himmel weiß, was für Tage und Nächte ich in der ersten Zeit verbracht habe. Mein Leben war ein Theil des Deinigen geworden, und grausame war es deßhalb, es wieder davon loszureißen. Anfangs dachte ich, ich könnte nicht mehr leben. Ich glaube, ein jeder denkt so, der von einem schweren Schlage betroffen worden ist. Aber der Himmel verlieh mir Kraft, und endlich sogar Frieden. Glaube mir, Frank, ich fühle mich glücklich, daß ich bei Dir bin, daß wir unter einem Dache leben und uns nicht eher trennen werden, als bis Gott einen von uns abruft."

Ich öffnete meine Arme, und sie legte sich an meine Brust; sie umschlang meinen Hals und unsere Lippen begegneten sich, — nicht so wie früher, aber doch warm und innig.

„Wir sind jetzt älter und weiser und auch ernster geworden, mein lieber Frank," sagte sie lächelnd; aber wer weiß? Alle Liebe hat uns vielleicht doch noch nicht verlassen!"

So endete dieses Kapitel meines Lebens.

Der Gegenstand ist nie wieder von uns berührt worden. Ich habe von Jahr zu Jahr geduldig gewartet und gehofft, aber vergeblich; in ihrem Auge brennt noch immer das stille, ruhige Licht wie früher, und ihre Stimme hat noch immer den traurigen Ton, der alle Fibern meines Herzens beben läßt. Ein Engel könnte nicht sanfter und gelassener seyn, als sie, die einst so feurig, so ungestüm war. Obgleich oft unbillig in ihren Forderungen, herrisch und leidenschaftlich, so daß mein ruhiges Temperament fast immer qualvolle Anstrengungen machen mußte, um ihr folgen zu können, war sie damals doch ein herrliches Geschöpf! Wie ganz anders ist sie jetzt! — und mein ist die Schuld!

Du, der Du diese Zeilen lieseſt, bedenke bei Zeiten, daß ein freundliches Wort, ein liebevoller Blick wenig kosten und doch oft so mächtig wirken können, und daß kein Unrecht so schwer ist, als das, welches einem liebevollen Herzen zugefügt wird.

Zu viel Liebe.

(Fortsetzung.)

Herr de Byron ging nie aus und empfing nie Besuch, um sich ganz den Wünschen seiner sanften Frau zu fügen, welche nur ihn betrachten und nur von ihrer Liebe zu ihm sprechen wollte.

„O mein Armand," pflegte sie auf ihren einsamen Spaziergängen im Garten zu sagen, „wie süß ist es, allein zu seyn, wenn man so liebt, wie wir lieben!"

„Ohne Zweifel, meine Theure," erwiederte dieser vortreffliche und unglückliche Gatte im Tone stiller Ergebung, und wagte dann nur mit furchtsamer Stimme hinzuzufügen: „aber ich weiß nicht, ob etwas Gesellschaft unser Glück stören würde."

„Gesellschaft, Armand?" rief sie. „O, ich sehe, Du bist meiner überdrüssig; Du hast mich nie wahrhaft geliebt!"

„Wie kannst Du so etwas denken!" versetzte mit engelgleicher Sanftmuth der geduldige Märtyrer der Liebe. „Ich bete Dich an, meine Regina; nur fürchte ich um Deiner selbst willen, daß unser Leben, so glücklich wir uns auch fühlen, etwas zu einförmig ist."

„Die Liebe, mein Armand," entgegnete die überspannte Frau, die keiner vernünftigen Vorstellung zugänglich war, — „die Liebe duldet keine Langeweile, denn sie erfüllt unser ganzes Wesen. Mir ist's, als würde ich Dich weniger lieben, wenn ich die Augenblicke Andern widmen könnte, die Dir allein gehören. Ich würde es für einen Frevel, einen Raub halten, wenn ich eine einzige Gelegenheit vorübergehen ließe, Dir zu wiederholen, wie sehr ich Dich liebe!"

„Du bist meine theure, gute kleine Frau."

„Ja, meine Tage gehören Dir bis an deren Ende, mein Armand, — bis zum Tode, der mich hoffentlich zuerst rufen wird. Gott! wenn ich denke, daß Du vor mir sterben könntest, so löst sich mein Herz vom Schmerz auf, — ich könnte wahnsinnig werden!"

„Mache Dir nicht so traurige Gedanken, Regina!"

„Du — todt! Was sollte ich beginnen, ich armes Weib, allein und verlassen mit meinem Schmerz auf dieser öden Erde? O, es kann nicht seyn! Versprich mir, Armand, nicht vor mir zu sterben!"

„Ich will Alles thun, was ich kann," versetzte Herr de Byron in seinem gewöhnlichen traurigen und resignirten Tone; „allein es ist mir unmög-

lich, ein bestimmtes Versprechen in dieser Beziehung zu geben. Laß uns von etwas Anderem reden; diese Unterhaltung regt Dich zu sehr auf."

„Sey es so, mein Armand. Der Spaziergang hat mich überdies ermüdet. Wir wollen hineingehen; Du sollst mir einige von Ossina's Gedichten vorlesen und Lamartine's schönes Lied, „der See", singen, mit Halevy's Begleitung."

So verflossen die Tage auf dieser Galeere der Empfindelei. Es hätte von Byron abgehangen, diese Lebensweise zu ändern und eine andere ihm mehr zusagende an ihre Stelle treten zu lassen. Er hätte Dies bewirken können, ohne unfreundlich gegen seine Frau zu werden, wenn er ihr seine Gründe mit einer sanften aber festen Autorität auseinandergesetzt hätte, die jedem Hausherrn zusteht; allein Byron war so schwach, daß er sich unfähig fühlte, jene Autorität anzunehmen. Unter der Herrschaft jener unbarmherzigen Zärtlichkeit seiner überspannten Frau begann seine moralische und physische Kraft zu sinken; er verfiel in einen Zustand völliger Erschlaffung. Seine geistigen Fähigkeiten schienen mehr und mehr abzunehmen. Er wurde trübsinnig, sprach wenig und hörte ohne zu verstehen. Die geschicktesten Aerzte wurden herbeigerufen, aber keiner von ihnen vermochte den Grund einer Krankheit zu entdecken, die bisher noch nie beobachtet worden war. Sie nannten es Hypochondrie und erklärten ihn für unheilbar.

Die einzige Person, welche ihn hätte retten können, war seine Frau, wenn sie sich nämlich dazu verstanden hätte, ihn etwas weniger zu lieben; aber statt dessen sagte sie, während sie Tag und Nacht wachend am Bette saß:

„Muth, mein Armand, Muth! Die Liebe hat einen heilenden Balsam, den keine Wissenschaft besitzt, und der ein leidendes Nervensystem, wie das Deinige, besser als jede Arznei heilt. Du wirst genesen, mein Armand, mein Angebeteter, mein Leben, mein Alles! Ich liebe Dich mit der ganzen Kraft meiner Seele und werde nie aufhören, Dir das zu sagen."

Die Liebe wurde in den Händen dieses Weibes zum Henker; sie erstickte ihn mit Nektar und Ambrosia. Byron ging nicht, sondern eilte seinem Grabe zu. Eines Tages, nachdem sie ihm zum tausendsten Male wiederholt hatte, wie sehr sie ihn liebe, starb der Unglückliche in ihren Armen, ein Märtyrer ehelicher Treue, vier Monate nach seiner Ankunft in Olsors und sechs Monate nach seiner Vermählung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Im südlichen Afrika befindet sich eine kleine Fliege, welche die Gewohnheiten und das Wohl von Tausenden der dortigen Bewohner bestimmt. Sie heißt Tsetse, ist nicht viel größer als unsere Stubenfliege und von brauner Farbe wie die Biene. Ihr Biß bringt dem erwachsenen Rindvieh, dem Pferde und dem Hunde sicheren Tod, den Menschen, Maulthieren, Ziegen, Schweinen und wilden Thieren schadet er dagegen nichts. Wenn ein Mensch gebissen wird, so entzündet sich zwar die Wunde, es entstehen aber keine weiteren Zufälle. Auf das Rindvieh hat der Biß die Folge, daß es nach und nach abmagert und stirbt. Es ist dies die Wirkung, welche das Gift auf das Blut ausübt. Glücklicherweise beschränkt sich die Tsetse auf gewisse Gegenden. Da man aber kein Mittel gegen den giftigen Biß kennt und eine kleine Anzahl Fliegen ganze Heerden von Ochsen und Pferden zerstören kann, so haben es viele Stämme ganz aufgegeben, solche Thiere zu halten. Andererseits sind die von Fliegen freien Gegenden ein fortwährender Gegenstand des Streits zwischen den Völkerschaften.

Der Seiltänzer Blondin hat, wie aus New-York vom 23. August berichtet wird, wirklich das angekündigte Kunststück, einen Menschen auf dem gespannten Seile über den Niagara hinüberzutragen, ausgeführt. Dieser Mensch ist selber Seiltänzer seines Faches und heißt Colcard. Sie kamen Beide etwas blaß, aber sonst wohl am jenseitigen Ufer an. Viele Tausende waren per Eisenbahn und Dampfboot zur Stelle gefahren gekommen, um das Wagestück mitanzusehen. Groß war der Donner des Beifalls, als die That vollbracht war. Auch die Lokomotiven und Dampfboote, die hart zur Stelle hinangefahren waren, stimmten mit ihren Dampfpfeifen in das allgemeine Bravo ein. Die Vorstellung soll noch mehrere Male wiederholt werden. Gewiß so lange, als sich Neugierige einfinden, und — der Krug noch ganz ist.

In einem der ersten Gasthöfe zu Baden-Baden werden auf einem in den Zimmern angehefteten Zettel die Fremden ersucht, „Nichts aus dem Fenster zu werfen." Ein Kurgast schrieb darunter: „Ausgenommen sein Geld."

Digitized by Google

In der bekannten Verlagshandlung von Curmer in Paris ist die erste Lieferung des „Gebetbuchs der Königin Anna von England", eines der kostbarsten Schätze des Pariser Handschriftenkabinets, in Farbensteindruck erschienen; es wird mit dem Schönsten beigezählt, was die Lithochromie bisher geliefert hat. Das aus 480 Seiten bestehende Gebetbuch ist mit 49 großen Miniaturen und 333 Ornamenteinfassungen und Initialen geschmückt, die Alles überbieten, was die Miniaturmalerei im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts geleistet hat. Johan Voget ist der Meister des Werkes, das jetzt im Mouscés des Souverains aufbewahrt wird. Das Werk soll nur in 850 Exemplaren abgezogen werden und erscheint in 50 Lieferungen à 15 Frs., doch wird der Preis auf 20 Frs. erhöht, sobald die ersten 600 Exemplare gezeichnet sind.

Zwischen Berlin und Breslau wird im nächsten Monate ein Preis-Billardspiel eröffnet, bei dem sich ein Spieler hier, der andere in Breslau befinden soll. Die beiden Billards werden durch kleine numerirte Vierecke gezeichnet seyn, damit nach jeder Bewegung der Bälle demjenigen, der zum Spiele kommt, angegeben werden kann, in welche Stelle er seinen Ball bringen muß.

Eine unsinnige Wette hat wieder einmal ein Menschenleben gekostet. Der Hausdiener eines Berliner Hotels war eine Wette um 10 Thlr. darüber eingegangen, daß er fünfzehn Seidel bayerisch Bier in einigen Minuten trinken könne. Er gewann auch die Wette, wurde aber hinterher so krank, daß er nach der Charité geschafft werden mußte, wo er nach zwei Stunden verstarb.

Die Mittheilung der „Petersb. Ztg.", daß die sämmtlichen Thiere der Kreuzberg'schen Menagerie bei der Ueberfahrt nach Stockholm über Bord geworfen werden mußten, erweist sich nach hier eingetroffenen zuverlässigen Berichten als eine Ente.

Das Rathhaus brennt. Nachtwächter: „Herr Burgemaster! Herr Burgemaster! Um Gotts'willen, 's Rathhaus brennt, gebt's mir d'Schlüssel vom Feuerschoppen, daß wir d'Spritzen 'rauskriegen!" — Bürgermeister: „Ja, freili, Ihr Himmel Sakerra! Is nit das schon Unglück g'nug, daß 's Rathhaus brennt, wollt's d'Spritzen auch noch ruiniren?"

Charade.

(Fünfsilbig.)

In Soll wie in Haben,
In Guf wie in Geld,
Deßgleichen in Waaren
Die Erste sich stellt.

Im Frühling grünet
Die Zweite in Pracht;
Auch wird oft im Schmerze
Das Wörtchen gesagt.

Bei Söldnern im Kriege,
Dort draußen im Feld,
Sind meine drei letzten
Oft kärglich bestellt.

Befrackt und nach Etikette,
In dem Arm die Serviette
Kommt, und zwar von Amtswegen,
Dir der Garçon schon entgegen,
Kehrst du in dem Ganzen ein.
Fühlst du Hunger wie ein Schneider,
Bist du durstig wie ein Reiter,
Wird dir bald geholfen seyn.
Da gibt's Bier und feine Weine,
Cognac, Liqner, ächt und reine,
Warmen und auch kalten Punsch.
Ganz nach Wunsch.

Ferner Schinken, Wurst und Braten,
Ommelettes und Cardonaden,
Wildpret, saures Fleisch mit Sauce
In Portionen klein und große.
Was dein Appetit begehret,
Wird im Ganzen dir bescheeret,
Freilich nur um's liebe Geld,
Nur bestellt!

Und mit wohlgefäll'gen Mienen
Wird der Garçon dich bedienen.
Grüßt dich gar, kommst Du in's Ganze,
Eine hübsche Kellnerin,
Rosig, wie im Frühlingsglanze,
Und mit heitrem Jugendsinn:
Ei, dann mundet Wein und Essen,
Wird von Ihr es dir gemessen,
Und sie spricht mit holden Mienen
Freundlichst: „Wohl bekomm' es Ihnen."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 111. Freitag, 16. September 1859.

Antonietta.

Nach dem Englischen von A. G.

Auf einer schönen, sanft sich erhebenden Anhöhe, zwischen der Küste des Golfes von Sant' Euphemia und dem Walde des gleichen Namens, stand, in dem ereignißreichen Jahre, welches der Besetzung des Königreichs Neapel durch französische Truppen folgte, eine einsame Hütte, so dicht umgeben von Oliven- und Orangenbäumen und dem verschlungenen Gerank der wilden Rebe, daß es nur von einem benachbarten, beträchtlicheren Hügel möglich war, einen Blick darauf zu werfen.

Diese Hütte wurde von einem jungen achtzehnjährigen Mädchen, einer alten Frau und einem noch älteren Bauer bewohnt, und war außerdem der gelegentliche Zufluchtsort einer Räuberbande welche im Walde ihr Wesen trieb, deren Thaten seit Jahren sich durch alle Energie tollkühner Niederträchtigkeit ausgezeichnet hatten, und deren List und Entschlossenheit jeder Verfolgung durch die Franzosen Hohn sprachen.

Die Hütte war von dem Banditen, dem sie gehörte, als sicheres Versteck in Zeiten der Ruhe gewählt worden und zugleich als angemessenes Obdach des jungen Mädchens, das er vor den Blicken seiner wilden, zügellosen Genossen zu verbergen wünschte.

Das Daseyn des jugendlichen Geschöpfes war daher kaum bekannt, ausgenommen den beiden alten Leuten, welche mit ihr zusammen wohnten, einem Mönch des nahen Klosters, dem Räuber, unter dessen besonderer Obhut sie stand, und drei oder vier seiner älteren und vertrauten Gefährten. Wer sie eigentlich war, wußten sogar noch Wenigere; so viel indeß stand fest und wußte sie selbst, daß sie nicht des Banditen Peppe Tesco Tochter war. Es war eine seltsame Laune des Schicksals, zwei so verschiedene Naturen zusammen zu führen. Antonietta war argios, sanft und schön; Peppe Tesco dagegen noch verworfener und wilder als die übrigen Mitglieder der Bande und ganz so häßlich, als verbrecherische Gesinnungen und Thaten ihn nur machen konnten. Dennoch liebte Antonietta ihren einzigen Beschützer, den sie je gekannt hatte und Peppe Tesco bändigte oft um ihretwillen den Dämon seines Innern und behandelte sie mit einer Güte, wie sie sonst seiner Natur gänzlich fremd zu seyn schien.

Es war an einem schönen Herbstabende des Jahres 1809, als Peppe Tesco und Antonietta sich eine kleine Strecke von der Hütte entfernt hatten und gegen Sonnenuntergang bei den Ruinen eines zerfallenen Wachthurmes anlangten, von wo aus sich ihnen eine weite und überaus herrliche Aussicht bot. Vor ihnen lag die Ebene von Sant' Euphemia, bestreut mit weißen Dörfern und Pachthöfen und von zwei glitzernden Flüssen, Angitola und Amato, durchschnitten. Jenseits der Ebene öffnete sich der Golf von Sant' Euphemia, in dessen Busen eine kleine Gruppe felsiger Inseln und einige weiße Segel ruhten; fernhin auf dem Meere zeigten sich gleich dunklen Flecken die Liparischen Inseln am dämmernden Horizont und rechts von diesen erhob sich, dunkler und höher, mit einer Säule leichten, bläulichen Rauches, das vulkanische Eiland Stromboli. Den Hintergrund der Ebene bildeten der düstere, wogende Wald und die weiten schilfigen Moräste, welche ihn wie ein fast unübersteiglicher Schutzgraben umgaben, als ob bestimmt, seine geheimen Schrecken zu vermehren, und die Sicherheit seiner Banditenbevölkerung doppelt sicher zu machen. Zu allen Schönheiten landwirthschaftlicher Formen, der Abwechslung von Waldung und Wasser, Gebirg und Fläche, gesellte sich der unbeschreibliche Reiz der Färbung eines südlichen Herbstabends; der Himmel und die Wogen, in denen die Sonne

unterging, erglühten in einer Pracht, wie sie selbst Cloude Lorrain, und nur in wenigen Fällen, wiederzugeben fähig war. Von dieser Linie des Glanzes zurückweichend, lag die ruhige Meeresfläche wie ein Feenteppich von Purpur und Gold ausgebreitet; die Erdvorsprünge im Golf und die umgebenden Berge schimmerten in Farben, welche an die unverwelklichen Rosen des östlichen Paradieses erinnerten; die breiten Schatten der Ebene zeigten das dunkelste Roth; Alles aber, was sie nicht berührten, die Bäume, die Flüsse, die weißen Kirchen und Hütten, trat mit einer Wärme und Durchsichtigkeit aus der Dämmerung hervor, wie sie ein ungereifter Bewohner des Nordens nimmer hoffen darf, auch nur in seinen Träumen zu erblicken. Doch nicht nur dem Auge allein war ein herrliches Fest geboten, — auch die Luft war mit so süßen, berauschenden, durchdringenden Gerüchen erfüllt, daß sie das innerste Herz in Entzücken erheben machte, während sich das Ohr an jenen Tönen ergötzte, welche die bevorzugten Lieblinge der Einsamkeit zu seyn scheinen. Die Glocke des nahen Klosters läutete mit feierlichem, schwermüthigem Klange; die Heerden, langsam dem nächtlichen Obdach zuschreitend, ließen das dumpfe Geklingel ihrer Schellen ertönen; ein Schäferknabe blies auf der ländlichen Pfeife, die er selbst aus einem Schilfrohr der Moräste verfertigt hatte, und aus größerer Entfernung erscholl mit gesänftigtem, beruhigendem Tone das gleichfalls höchst primitive Horn eines verspäteten Jägers. Die schrillen Stimmen der Nachtvögel, das Quaken der Frösche, das Zirpen der die Waldesruhe aufsuchenden Sänger des Tages, der leise Flügelschlag der Fledermaus, waren ebenfalls Töne jener ruhigen Stunde, — ihre Vereinigung war wohlthuend und bildete eine sanfte Harmonie, die zu der Scene paßte.

Die arme Antonietta fühlte tief die Schönheit der Natur, ihr Herz schmolz, ihre Gestalt erbebte in köstlichen Empfindungen; ihre großen, schwarzen Augen füllten sich mit Thränen und mit jenem natürlichen Antrieb, der uns geneigt macht, für jede ernstere Regung Theilnahme zu suchen, wendete sie sich zu ihrem elenden Gefährten. Ach, in ihm hatte niemals solche Theilnahme gelebt, oder war doch für immer verflegt: er blickte auf die Scene, es ist wahr; allein mit so vieler Gleichgiltigkeit, wie der Wolf auf den heimathlichen Wald; seine Stirn zeigte die gewohnten Zornesfalten; seine Augen rollten wie beim Anblick eines Feindes oder Opfers, seine Hände spielten unbewußt mit dem Griffe des Dolches und dem Schaft der Pistolen, die in seinem Gürtel steckten. Antonietta wich mehrere Schritte von ihm zurück. Wieder läuteten die Glocken der Klosterkirche; der Bandit schüttelte sich und begann eifrig das Abendgebet zur heiligen Muttergottes; — Antonietta that dasselbe, aber ach! mit welch verschiedenen Empfindungen! Wenige Minuten später rief Peppe Tesco ihr zu, nach Hause zu eilen.

„Ich muß meine Nachtmahlzeit früher als gewöhnlich haben," sagte er, „wenn der Mond aufgeht, muß ich im Walde seyn, meine Gefährten erwarten mich."

„Aber warum müßt Ihr so bald schon wieder fort?" entgegnete das Mädchen, „es war doch erst gestern Nacht, daß Ihr so müde und erschöpft heimkehrtet?"

„Thue keine Fragen, Mädchen; dies sind Höllenzeiten, beim heiligen Franziskus! sie sind es, immer müssen wir zusammenkommen und berathschlagen und wieder berathschlagen und weßhalb, in der That? Nicht um uns Beute zu sichern, oder Streifzüge zu beschließen, sondern nur unsere Haut zu wahren und der Verfolgung der französischen Bluthunde zu entgehen. Bei der heiligen Jungfrau, keine Ruhe wird uns werden, bis der letzte dieser verfluchten Fremden mit einem Banditenmesser im Herzen aus der Welt geschickt seyn wird."

Antonietta schauderte, obwohl sie an ähnliche Ausbrüche gewohnt war, obwohl sie die Franzosen als erbarmungslose Eindringlinge betrachtete und ihres Pflegevaters Lebenszweck für nicht ganz ungerechtfertigt hielt. Bisher hatte sie noch keine Gelegenheit gehabt, ihren Irrthum zu verbessern, denn die Leute, welche sie sah, hegten mit Peppe Tesco verwandte Gesinnungen und sogar der alte Mönch war zu sehr seinen eigenen Interessen ergeben, um ihr den Beruf seiner besten Kunden in seiner ganzen Abscheulichkeit zu enthüllen.

Als sie den Hügel hinabstiegen, fiel Antonietta's Auge auf ein schmuckes Fahrzeug, welches gerade um das romantische Kap Suvero, eine der äußersten Spitzen des Golf-Ufers, bog.

„O seht!" sagte sie, den Arm des ungeduldigen Peppe Tesco ergreifend, „seht dort das schöne, weiße Segel, wie es jetzt von der Abendglut in Violet getaucht wird gleich den Veilchen, die ich im Frühling sammle; seht, wie es vom Windhauch getrieben wird, — und dort, dicht beim Kap kommt ein Anderes, es ist größer, doch nicht so schön!"

Peppe Tesco blickte hin und erkannte sogleich ein französisches Kanonenboot mit zahlreicher Mannschaft. Mit Hast seinen Dolch ziehend rief er:

„Möge jeder Fluch auf dieſe Eindringlinge los brechen! Sie kommen, uns gleich Bären in unſern Höhlen aufzujagen; — aber mögen ſie kommen, Bande um Bande, unſere Moräſte ſind verrätheriſch und tief, unſere Wälder kann nur eines Banditen Fuß betreten; — kalabriſche Verſchmitztheit, kühne Herzen und ſichere Schüſſe, Plage und Fieber erwarten ſie, — ſie werden den Wald von Sant' Euphemia noch bereuen!"

(Fortſetzung folgt.)

Zu viel Liebe.

(Fortſetzung.)

Es iſt unmöglich, die Verzweiflung der jungen Wittwe zu ſchildern, die um ſo größer war, als ſie jetzt Niemanden mehr hatte, mit dem ſie von Liebe ſprechen konnte. Sie wollte ihr ſchönes Haar am Grabe des theuren Gatten opfern, und es läßt ſich kaum errathen, was ſie davon abhielt. Dann wollte ſie Nonne werden und beklagte es, daß die Geſetze von Malabar ſich nicht auf franzöſiſche Wittwen anwenden ließen. Nichts wäre ihr willkommner geweſen, als ſich auf dem Scheiterhaufen mit ihrem verſtorbenen Gatten braten zu laſſen.

Die gute Frau durchlief die ganze Tonleiter des Schmerzes; allein ein Gemüth wie das ihrige empfindet, wenn allein, nicht halb ſo viel Trauer wie in Geſellſchaft Anderer. Zum erſten Male, ſeitdem ſie in der Normandie wohnte, empfing ſie deßhalb die Beſuche ihrer Nachbarn. Sie beſaß ein Porträt ihres verſtorbenen Gatten, welches zum ewigen Andenken in einer Brocke an ihrem Halſe hing und hundertmal des Tages von ihr in convulſiviſchem Schmerz an die Bruſt gepreßt wurde. Die Ausdrücke ihres Schmerzes waren ſo lebhaft, daß es ſchien, als würden ſie nie aufhören, und daß der Troſt Anderer nur ſehr wenig Eingang bei ihr fand.

Unter den häufigeren Gäſten des Hauſes befand ſich jedoch ein junger Mann von ungemein hübſchem Aeußern, groß und ſchlank. Er war von Natur gutmüthig und heiter, liebte das Vergnügen und ſuchte es, wo er es finden konnte, — rauchte gern ſeine Cigarre, ſcherzte und ſpaßte, und konnte in der Pauſe zwiſchen zwei Polkas auch recht gefühlvoll werden. Ueberdieß war er reich, von guter Familie und beſaß viel Bildung. Alfred Depon ſchien von allen Tröſtern der eifrigſte zu ſeyn; ſtundenlang ſaß er bei der Wittwe, alle Tugenden und guten Eigenſchaften des verſtorbenen Gatten aufzählend.

„Wie edel ſein Herz war!" pflegte er von Herrn de Byron zu ſagen, den er nie gekannt hatte.

„Wie gebildet ſein Geiſt!" bemerkte ſie.

„Wie fein ſeine Manieren!" fügte er hinzu.

„Und wie liebte ich ihn!" fuhr die untröſtliche Wittwe mit wankender Stimme fort.

„Es iſt ein unerſetzlicher Verluſt!" rief Alfred Dupont, während er ſich alle Mühe gab eine traurige Miene anzunehmen.

„Ja wohl, unerſetzlich!" wiederholte die Wittwe mit einem tiefen Seufzer und gen Himmel gerichteten Blicken.

Die Zeit ſchien, ſtatt Troſt zu gewähren, ihren Schmerz nur zu erhöhen. Die Brocke war bald nicht mehr genügend; Madame de Byron beſchloß eine der Wirklichkeit ſo viel als möglich ähnliches Nachbild ihres unvergeßlichen Gatten zu ſchaffen. Von einem plötzlichen Einfall ergriffen, wie deren bei überſpannten Gemüthern ſo häufig vorkommen, flog ſie eines Tages an den Kleiderſchrank, der die hinterlaſſene Garderobe ihres Gemahls enthielt, nahm einen vollſtändigen Anzug heraus und ließ eine hölzerne Figur fertigen, welche der Körperbildung des Verſtorbenen ſo ähnlich als möglich war. Ein Bildhauer mußte eine Wachsmaske des Geſichts nach dem Miniaturporträt herſtellen, welches ſie trug, und in acht Tagen war das Werk vollendet; die troſtloſe Wittwe konnte eine zweite vollſtändige Ausgabe ihres, wie es ſchien, wieder aus dem Grabe erſtiegenen Gemahls betrachten und ihren Schmerz daran nähren.

Es war eine höchſt rührende Scene, — Frau de Byron wurde faſt ohnmächtig, — als Alfred Dupont ihr zum erſten Male dieſe Figur in der Kleidung ihres verſtorbenen Gatten vorſtellte. Nach reiflicher Ueberlegung erwählte ſie das Innere eines in ihrem Wohnzimmer ſtehenden Divan-Sopha's (wo Damen gewöhnlich ihre Kleider aufbewahren), zum Ruheplatz derſelben, vor dem ſie zu wiederholten Malen des Tages niederkniete, um in ſchmerzvoller Betrachtung des Abgeſchiedenen ſeinem Andenken heiße Thränen zu weihen. Wenn die troſtloſe Wittwe Beſuche empfing, ſo unterließ ſie es nie, dieſe an jenen Sarkophag zu führen. Ein Jeder hielt es dann für ſeine Pflicht, eine traurige Miene anzulegen, und ein tiefes Schweigen folgte, welches einer oder der andere Gaſt nur durch ein an die Wittwe gerichtetes Kompliment über die große Aehnlichkeit der Figur mit dem verſtorbenen Herrn de Byron zu unterbrechen wagte. Alle

Uebrigen stimmten natürlich mit bedeutungsvollem Flüstern bei.

Alfred Dupont wurde allmälich immer vertrauter im Hause und erhielt öfters von der Wittwe den Auftrag, die Besuchenden an ihrer Stelle an den Divan zu führen, wenn sie selbst auf andere Weise in Anspruch genommen war. Er unterzog sich stets diesem Geschäft mit großer Bereitwilligkeit und kam endlich sogar ihren Wünschen zuvor. Es wurde ihm zuletzt völlig zur Gewohnheit; er zeigte die Figur und erzählte ihre traurige Geschichte in der monotonen Weise, mit der der Besitzer eines Guckkastens seine Bilder erklärt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In der jüngst erschienenen „Illustrirten Naturgeschichte" von Wood (London, Routledge) findet sich folgende Anekdote, von welcher der Verfasser versichert, daß sie buchstäblich wahr sey. Ein ihm bekannter Herr war im Besitz eines jungen Löwen, welchen er so gezähmt hatte, daß er mit ihm wie mit einem Hausthiere spielen konnte. Auch das Thier hatte seinen Gebieter sehr lieb und schien sehr glücklich, wenn er seine Mähne streichelte und mit ihm plauderte. Eines Tages nun schlief der Herr ein und ließ eine seiner Hände über die Sophalehne niederhängen. Sein kleiner Löwe kam, da er den Meister schlummern sah, heran und begann, um ihm seine zärtliche Neigung zu beweisen, seine herabhängende Hand zu lecken. Es dauerte nicht lange, so zerriß die rauhe, feilenartige Löwenzunge die zarte Haut der Menschenhand und verursachte dadurch einen leisen Schmerz und den Verlust von etwas Blut, welches das Thier begierig aufleckte. Der Schmerz, welchen das allzu zärtliche Thier ihm verursachte, erweckte den Herrn, der seine Hand den gefährlichen Liebkosungen rasch zu entziehen gedachte. Aber bei der ersten Bewegung stieß der Löwe ein kurzes, dumpfes Gebrüll aus, wie es sein Herr nie vorher von ihm vernommen, und es wiederholte sich, so oft der Versuch, die Hand zu entfernen, erneuert wurde. Da nun kein Zweifel mehr war, daß der junge Löwe sich plötzlich aus einem Spielzeug in eine wilde Bestie verwandelt hatte, die zum ersten Male Blut gekostet hatte, und nun nach mehr dürstete, so ließ der Herr seine andere Hand langsam unter das Sophakissen gleiten, woselbst er für alle Fälle ein geladenes Pistol schußfertig hielt, und jagte dem armen Löwen eine Kugel durch den Kopf. Es wurde ihm schwer genug, seinen Liebling zu erschießen; aber es war das einzige Mittel in dieser höchst bedenklichen Lage, wo für Ueberlegung keine Zeit mehr war und die geringste Zögerung ihm das Leben hätte kosten können.

Im Berliner Thiergarten befindet sich eine vegetabilische Curiosität. Man findet daselbst eine kleine Menagerie, ein Schaf, einen Pfauhahn, ein Huhn, eine Eule ꝛc. in überraschend natürlichen Formen. Allein alle diese Thierchen bewegen sich nicht, sie erhalten keine Nahrung und lassen keinen Laut von sich hören, denn sie sind Pflanzen und nach jahrelangem Mühen aus Buchsbaum der Art gezogen, daß die oben bezeichneten thierischen Formen unverkennbar hervorgetreten sind.

In Paris wollte ein reicher Kaufmann aus Bordeaux das Einrücken der italienischen Armee im Café-Restaurant eines Boulevards recht mit Muße betrachten, bestellte ein splendides Frühstück und glaubte sich dadurch berechtigt, auch ein Fenster im Entresol in Beschlag nehmen zu dürfen. Der Zug dauerte etwas lange und als Alles vorbei war, ließ der Gast sich vergnügt die Rechnung geben. Dieselbe betrug: 389 Frs., nämlich 89 Frs. fürs Déjeuner und 300 Frs. für das — Schaufenster.

In Alost hat ein Ackerwirth dadurch eine sehr reiche und üppige Hopfen-Aernte erzielt, daß er den Hopfen nicht an Stangen aufwärts gezogen, sondern horizontal an einfachen Geländern. Man kann bei diesem Verfahren die Blüthen vom Stocke lesen, ganz wohlbehalten, da sonst beim Abreißen von den Stangen der feine Blüthenstaub, das Aroma, verloren geht und keine Dolden zertreten werden. Bei der Lese können die verschiedenen Sorten des Hopfens sofort getrennt werden, die Kosten der Hopfenstangen fallen fort und die Pflanzen lassen sich besser pflegen.

Auflösung der fünfsylbigen Charade in № 110:

Restauration.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 112. Sonntag, 18. September 1859.

Antonietta.

(Fortsetzung.)

Der Räuber eilte vorwärts. Als sie sich der Hütte näherten, sahen sie einen alten Mann vor der Thüre sitzen, welcher hastig aufstand, als er Peppe Tesco gewahr wurde. Dieser trat mit ihm zur Seite und eine flüsternde Unterhaltung begann, deren Interesse deutlich durch die Heftigkeit der Geberden verrathen wurde. Eine abschreckendere Physiognomie als die des ergrauten Bösewichtes möchte schwerlich gedacht werden können. Er war von kleiner, aber robuster Gestalt, sein runder Kopf mit den wirren, grauen Locken saß tief zwischen den Schultern; seine Arme und Beine schienen absichtlich verkürzt zu seyn, um mit größerer Stärke ausgerüstet zu werden. Sein breit gerändeter Hut war hoch und spitz zulaufend und obwohl dieser den oberen Theil seines Gesichtes beschattete, so konnte er doch nicht die Flamme des Auges dämpfen, welches unter den schneeigen Brauen wie eine glühende Kohle hervorleuchtete. Er trug eine grobe Sammtjacke, welche sich auf der Brust öffnend, eine Medaille mit dem Bildnisse der heiligen Jungfrau und einen kleinen seidenen Beutel mit einer werthgehaltenen Reliquie erblicken ließ. Ein breiter lederner Gürtel trug Jagdmesser und Dolch, sowie ein paar Pistolen; eine lange, spanische Flinte, welche durch die Glätte ihres Schaftes zeigte, wie oft sie gehandhabt wurde, hing über seiner Schulter. Beine und Füße des Mannes steckten in einer Art Sandalen, aus Streifen ungegerbten Leders verfertigt und unter dem Knie mit silbernen Schnallen befestigt. Dies war das Aussehen Benincasa's, des Häuptlings der Banditen von Sant' Euphemia, des kühnen Ungeheuers, dessen Grausamkeiten während einer Reihe von Jahren die Angst und Verwunderung der dortigen Bevölkerung wach erhielten.

Das Gespräch der beiden Banditen war bald zu Ende.

„Fort, laßt uns eilen!" rief Benincasa laut „Aber mein Nachtessen," wandte Peppe Tesco zögernd ein.

„Dein Nachtessen, Peppe, muß heute anderwärts eingenommen werden," entgegnete der Häuptling. „Unsere Arme und Beine müssen erst ihre Schuldigkeit thun, ehe der Magen befriedigt werden kann; — wenn unser Unternehmen gelingt, wird unser Nachtmahl ein Fest seyn; wenn es fehlschlägt, — beim heiligen Joseph, ich glaube Wenige von uns werden noch der Nahrung bedürfen! — Komm, komm, Deine Flinte, Dein Pulverhorn, eile Dich, eile Dich!"

„Mädchen," rief Tesco zu Antonietta, „bringe mir Beides und das Messer, das unter meinem Kopfkissen liegt; — Pasqual, Annarella, gedenket meiner Befehle, erinnert Euch, was ich Euch letzte Nacht sagte, oder ich will Euch Beiden die Kehlen abschneiden, wenn ich wiederkomme!"

„Die Madonna geleite Euch, — die Madonna führe Euch glücklich zurück!" riefen die unterthänigen Dienstleute, während Peppe Tesco seinem Anführer nachschritt, der schon hinter den Bäumen verschwunden war. Bald jedoch wandte er den Kopf, um nach Antonietta zurückzublicken, und als er sie regungslos, gleich einer Statue, mit vorgestreckten Armen und nach ihm gerichteten Auge dastehen sah, kehrte er nochmals um.

„Was, Kind," sagte er, „Du läßt mich fortgehen, ohne ein Wort zu sagen? — Ah! schon gut, mein Kommen und Gehen ist Dir gleichgiltig; Du kümmerst Dich nicht darum, ob ich wiederkehre! — wenn nun aber die Kugel eines dieser französischen Mörder, — wer wird sich dann Deiner annehmen?"

„O Vater!" erwiederte das arme Mädchen, „Ihr gingt so plötzlich fort, ich hatte keine Zeit

zu sagen, was hier in meinem Herzen ist, — ich kann es nimmer!"

„Lebewohl denn," sagte der Räuber besänftigt, „lebewohl, und wenn ich glücklich wiederkehre, will ich Dir einen neuen Rosenkranz von Perlen mit einem goldenen Kreuze schenken, und außerdem, — aber horch! Der alte Benincasa ruft mir, — verdammt sey er! — Der heilige Antonius beschütze Dich!"

Damit küßte Peppe Tesco das Mädchen und war im Augenblick an der Seite seines ungeduldigen Häuptlings.

Die Zärtlichkeit, welche Antonietta's Vater hatte unwillkürlich blicken lassen, war sonst in seinem Wesen von seltener Wiederkehr, allein der Streifzug, dem er entgegenging, bot ungewöhnliche Gefahr. Der Zweck desselben war nichts Geringeres, als die französischen Truppen in Nicastro umzubringen und eine Anzahl Banditen zu befreien, welche überrumpelt und zu Gefangenen gemacht worden. Der achtsame Benincasa hatte erfahren, daß die militärische Besatzung des Ortes gerade sehr schwach war, da mehrere Abtheilungen derselben die Kiste mit den eingesammelten Steuergeldern zu eskortiren beordert waren und zugleich einen Flügeladjutanten begleiteten, welcher sich von der Armee zu Reggio nach der Hauptstadt begab. Diese Umstände schienen dem lange erwogenen Plane Benincasa's Erfolg zu verheißen, und hatte er deßhalb dem besten Theile seiner Bande Rendezvous gegeben.

Beim klaren Licht des Mondes begannen diese entschlossenen Männer ihren Marsch; sie hielten sich dicht am Rande des Waldes, bis in einer kleinen Entfernung von Nicastro, wo sie einige niedere Hügel überschritten und sich im Gehölz verbargen, während zwei der Geschicktesten von ihnen zur Stadt gingen, um zu recognosciren. Bald kehrten diese Spione mit der Nachricht zurück, daß die Stadt in Schlaf gehüllt sey, daß keine Wachtmannschaft vor den Barracken stände und nur drei Männer, welche Cigarren rauchten, sich in der Nähe des Gefängnisses aufhielten.

Benincasa führte seine Bande in todesgleichem Schweigen vorwärts. Unbemerkt erreichten sie die Stadt, durchschritten mehrere Straßen, und waren schon im Angesichte des Gefängnisses und der Wachen, welche mit der den Franzosen zur Gewohnheit gewordenen Unvorsichtigkeit bei einem Kruge Wein rauchten und sangen, als einer der Räuber über einen Stein stolperte und im Fallen seine Flinte losdrückte. Dies schreckte die Soldaten auf; im Augenblick waren sie unter den Waffen und durch mehrere halbbekleidete Kameraden verstärkt, welche in einem Schoppen unter den Gefängnißmauern geschlafen hatten.

Der erste Antrieb Benincasa's, als er seinen verrätherischen Ueberfall vereitelt sah, war, den unvorsichtigen Besitzer der losgegangenen Flinte zu erstechen; Rücksichten wichtigerer Natur hielten jedoch davon ab, und sich umwendend, rief er:

„Vorwärts! Vorwärts! Es ist nur eine Handvoll; wir haben ein Dutzend Schüsse für Jeden, — nehmt Euer Ziel, — nieder mit den Bluthunden; — dann die Axt herbei und Euren Brüdern die Gefängnißthür geöffnet, ehe neue Mannschaft anrückt!"

Die Banditen gehorchten seinen Befehlen, indem sie mit teuflischem Geheul vorwärts stürzten und auf die Wachen feuerten; allein der Unfall hatte sie in Verwirrung gesetzt und überdies waren sie nicht geübt, mit wohlgeschulten Feinden zu kämpfen. Ihr Feuer blieb ohne sichtliche Wirkung, während zwei von ihrer Bande, durch die Franzosen verwundet, fielen. Dennoch verharrten sie fest bei ihrem Anführer und waren im Begriff, sich auf die Schildwachen zu werfen, als ein mörderisches Feuer von einem ungesehenen Feinde sich auf ihre Nachhut eröffnete und panischen Schrecken unter ihnen verbreitete. Benincasa's Ansehen verlor sein Gewicht; die Räuber ergriffen die Flucht, indem sie mehrere Todte und Verwundete zurückließen.

Die rechtzeitige Hilfe, welche die Wachen vom Untergange rettete, kam von dem Rest der Franzosen in der Stadt, welche sich der gefährlichen Stellung ihrer Waffengefährten erinnernd, in derselben Nacht ihre verschiedenen Quartiere verlassen und in der Anzahl von achtundzwanzig in einer alten Kirche, nahe beim Gefängniß, versammelt hatten. So kam es, daß sie durch das erste Gewehrfeuer alarmirt wurden und sich in wenig Augenblicken bei ihren bedrohten Kameraden befanden.

Am Tage nach diesem Vorfalle langte eine Abtheilung leichter Truppen, von einem militärischen Streifzuge heimkehrend, in Nicastro an. Der französische Befehlshaber, durch den letzten Anfall auf's Höchste aufgebracht, beschloß dieses Detachement sogleich zur Reinigung der Gegend zu verwenden und sogar bis im Walde von Sant' Euphemia den Banditen nachspüren zu lassen. Die schon hinlänglich ermüdete Mannschaft mußte demnach, nach einer Ruhe von nur wenigen Stunden, sich sogleich von Neuem auf den Weg machen. Die Abenteuer, denen sie begegneten, und die Mühsal, die sie auszustehen hatten, möchten nicht ohne

Interesse befunden werden; allein da sie dem eigentlichen Bereich dieser Erzählung fern liegen, so soll hier nur eines jungen Offiziers, Namens Vernet, nähere Erwähnung geschehen.

Dieser junge Mann war, wie man sagte, der Ablömmling einer adeligen Familie, welche in den grausamen Verirrungen der französischen Revolution ihren Untergang gefunden hatte. Im hilflosen Alter zarter Kindheit war er allein in der Welt gelassen worden und hätte vielleicht auf der Landstraße betteln müssen, wenn seine Schönheit und Offenherzigkeit nicht die Sympathie eines alten Offiziers erweckt hätten, der ihn in einer Militärschule unterbrachte. Fast noch als Knabe verließ er dieselbe, erfüllt von hohen, republikanischen Empfindungen, von Begeisterung für Ruhm und einem ruhelosen Verlangen, die verschiedenen Länder der Erde zu sehen; mit vielen Hunderten nicht älter als er selbst, hatte er sich aufgemacht, die angreifenden oder angegriffenen Feinde Frankreichs bekämpfen zu helfen.

(Fortsetzung folgt.)

Zu viel Liebe.

(Schluß.)

2.

Zehn Monate nach dem so frühzeitigen und viel beweinten Tode des Herrn de Byron saß ein junges Paar auf dem Divan, welcher als Mausoleum des Verstorbenen gedient hatte. Der junge Mann drückte zärtlich die Hand der Dame, während er ihren schön geformten, auf seiner Schulter ruhenden Kopf betrachtete. Glück und Liebe sprachen aus den Zügen Beider.

„Endlich ist der langersehnte Tag erschienen, meine theure Regina," sagte er, „der gesegnete Tag, der meine heißesten Wünsche krönt."

„Ja, mein Alfred," erwiederte sie, „zehn Monate sind seit dem Tode meines armen Armand verflossen, den ich noch immer beweinen würde, wenn Du nicht als Engel des Trostes mir erschienen wärest, um heilenden Balsam in mein wundes Herz zu gießen."

„Da also die gesetzlich vorgeschriebene Zeit abgelaufen ist, meine geliebte Regina, so steht unserer Verbindung Nichts mehr entgegen; und morgen, wenn wir die Kirche verlassen, wollen wir auch diese schrecklich langweilig kleine Landstadt verlassen und auf der Eisenbahn nach Italien, dem schönen Land der Dichtung, fliegen, wo kein trüber Gedanke uns mehr stören soll."

„Ja, welches Glück werden wir dort genießen, mein Alfred! Ich wünschte, der morgende Tag wäre schon gekommen, damit ich Dich meinen Gatten nennen und vor aller Welt umarmen könnte. Wie ich mich auf die Reise freue! An Armands Seite — ich sage Das nicht, um ihm einen Vorwurf zu machen, — führte ich ein Leben wie eine Nonne. Jetzt wollen wir Rom besuchen mit seinen alten Denkmälern; Neapel mit seinen Palästen und das schöne Venedig! O, ich möchte aufspringen vor Freude!"

Am nächsten Tage fand die Vermählung statt und am Abende desselben Tages traten sie ihre Reise an.

Es ist nicht nöthig, ihnen zu folgen. Madame Dupont, wie sie jetzt hieß, war von den Genüssen der Flitterwochen und Allem Dem, was sie sah, so hingerissen, daß sie Gisors und ihren früheren Aufenthalt daselbst ganz vergaß. Nach einiger Zeit richtete sie folgendes, aus Palermo datirtes Schreiben an ihren Agenten in Paris:

„Mein Herr! — Da ich beschlossen habe, nicht nach der Normandie zurückzukehren, sondern meinen Wohnsitz in Paris zu nehmen, so ersuche ich Sie, schleunigst den Verkauf meines kleinen in Gisors gelegenen Hauses, mit sämmtlichem Mobiliar, veranlassen zu wollen."

In Gemäßheit dieses Auftrages schritt der Agent sofort zum Verkaufe. Als die Versteigerung des Mobiliars vor sich ging, und der im Wohnzimmer stehende Divan an die Reihe kam, waren alle Anwesenden nicht wenig erstaunt, bei Oeffnung desselben die darin liegende und mit so großer Sorgfalt gekleidete Figur vorzufinden. Der Ersteher des Sopha's beanspruchte sie als sein Eigenthum; allein er wurde überstimmt und mußte sich gefallen lassen, daß sie noch einmal besonders ausgeboten wurde. Ihrer Kleidung beraubt, fiel sie endlich für sechs Franken einem Trödler zu, der sie an eine ihm unbekannte Person für neun Franken und zehn Centimen weiter verkaufte.

3.

Der 15. August ist ein allgemeiner Festtag in Frankreich und besonders in Paris. Tausende von Buden sieht man an diesem Tage in den sich kreuzenden Alleen der Champs Elysees, mit Hanswurften, Harlekinen und Sehenswürdigkeiten jeder Art, unter Begleitung von Klarinetten, Trommeln und Pauken. Im dichtesten Gewühle gingen ein Herr und eine Dame, welche augenscheinlich den höheren Klassen angehörten und die ein

besonderes Vergnügen darin zu finden schienen, Alles zu sehen, was nur zu sehen war. Die junge Frau kaute Makaronen, welche sie am Rouge et Noir-Tische gewonnen hatte; der Herr schoß mit der Windbüchse nach der Scheibe, ohne Furcht, seiner Würde dadurch etwas zu vergeben und Beide setzten in die Lotterie, mittelst deren Porzellantassen, Vasen und andere ähnliche Gegenstände ausgespielt wurden.

„Wie unterhaltend dieses Gewühl und Treiben ist!" rief die junge Dame. „Gibt es eine Musik, die sich in pittoreskter Beziehung mit den Klängen der verstimmten Klarinetten und geborstenen Trommeln in jenen Puppentheatern vergleichen läßt? Bietet die Oper jemals ein so lebendiges Bild wie die verschiedenartigen Buden hier mit ihrer besonderen Beleuchtung, — die wir alle sehen müssen, hörst Du? Die Freude, das Vergnügen soll leben! Darin sind wir einverstanden; nicht so, mon gros loup?"

„Ein wahrer Spruch, ma biche! und Du hast getreulich danach gehandelt, seitdem Du mir vor dem Maire von Gisors mit dem Titel eines Gatten das Recht übertrugst, Deine Handlungen zu leiten."

„Du bist mein Engel, mein Alfred! Aber sieh dort, dort ist ein Wachsfigurenkabinet! Komm', komm', laß uns hinein gehen!"

Herr und Madame Dupont folgten dem Strome der Neugierigen und befanden sich bald im Innern des Kabinetts. Nachdem der Aussteller seine ganze Sammlung gezeigt und erklärt und endlich die letzte Figur erreicht hatte, welche unter einem dichten Schleier verborgen war, nahm er eine wichtige Miene an und richtete folgende Rede an die Versammlung:

„Meine Herren und Damen! Ich habe bis zuletzt den größten Bösewicht der neueren Zeit gelassen, den ich Ihnen jetzt vorstellen werde. Lavater würde durch einen Blick auf seine Züge sogleich die Bestialität seines Charakters erkannt, und Gall nach Prüfung seiner Schädelbildung dasselbe Urtheil über ihn gefällt haben. Dieses Ungeheuer, meine Herren, — Sie haben ihn alle dem Namen nach gekannt — besaß ein Weib, ein zartes, liebenswürdiges, treues Wesen, — eine sanfte Taube im Neste eines Geiers! Soll ich Ihnen alle diese Leiden erzählen, die sie erduldet hat unter der Tyrannei dieses Scheusals? Nein, meine Herren, Ihr Haar würde vor der Zeit bleichen! Es wird genügen zu erwähnen, daß, nachdem sie von ihm in einen eisernen Käfig gesperrt worden, wo sie nur Brod und Wasser als Nahrung erhielt, er ihr täglich, um Verdacht abzuwenden, die zärtlichsten Lieder mit Begleitung der Guitarre vorsang. Die Unglückliche, der diese Musik unerträglich war, starb eines langsamen und qualvollen Todes. Dieser Mensch aber, meine Herren und Damen, oder vielmehr dieses Ungeheuer, sehen Sie hierher, ich will ihn Ihren Blicken enthüllen, hier ist er!"

„Mein Gott!" rief Madame Dupont, „es ist Armand! Es ist Byron, mein erster Gatte!"

„Armer Mann!" dachte Herr Dupont, „das heißt wirklich zu unglücklich seyn!" und Beide brachen in ein nicht zu stillendes Gelächter aus.

Die Thränen, welche die junge Frau bei dieser Gelegenheit vergoß, hatten mit Schmerz Nichts zu thun.

Mannigfaltiges.

Alte Landleute und Forstmänner erwarten in diesem sich mit 9 endigenden Jahre wie 1819, 1829, 1839, 1849 einen strengen Winter. Auch soll der frühzeitige Abzug mancher Zugvögel, wie des Pirols und der Uferschwalbe, eine Bestätigung seyn. Die Störche sind schon seit mehreren Wochen dem Süden zugewandert.

Insekten wachsen nicht. Es ist eine gewöhnliche Meinung, daß eine kleine Fliege klein sey, weil sie noch jung ist, daß sie noch wachse und vielleicht die Größe einer Schmeißfliege erreiche. Diese Annahme ist aber ganz irrig, denn wenn ein Insekt einmal in den geflügelten Zustand getreten ist, so wächst es nicht mehr. Das Wachsthum gehört den frühern Verwandlungsperioden an. Viele Insekten nehmen selbst keine Nahrung in geflügeltem Zustande mehr zu sich. So der Seidenwurm, welcher von der Zeit seiner Einspinnung bis zu seinem Tode als Schmetterling ohne alle Nahrung bleibt.

In einer Familie in Metz fällt folgender Umstand auf. Eine junge, in ihrem 19. Jahre verheirathete Frau ist soeben mit einem Mädchen niedergekommen. Zur Zeit, wo dieses Kind 1 Jahr alt seyn wird, ist die Mutter 21, die Großmutter 41, die Urgroßmutter 61 und die Ururgroßmutter 81 Jahre alt; denn jede dieser vier Damen hat 19jährig geheirathet und im 20. Jahre ein Mädchen geboren.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 113. Dienstag, 20. September 1859.

Antonietta.

(Fortsetzung.)

Mit der schwellenden Fülle des Herzens, die nur die Jugend kennt, hatte Vernet die romantischen Ufer des Rheines durchstreift, die hohe, eisige Scheidewand der Alpen überschritten, den Feind, wo immer er auch getroffen wurde, sich zurückziehen, und das französische Banner gleich einem Meteor — so glänzend und wohl auch so flüchtig! — vom Gipfel Sanct Bernhard's bis zu den fernsten Küsten Süditaliens flattern sehen; er hatte das Land des alten Heldenthums und unsterblichen Genius durcheilt und sein Herz an dem Wunderschauspiel ergötzt, das alle seine höheren Regungen zu schnellerem Klopfen brachte. Zu der Zeit jedoch, die ihn in diese Erzählung einführte, waren seine Gefühle schon beträchtlich herabgestimmt: er hatte die Republik durch schwache und gewissenlose Männer beflecken und zuletzt vor dem blendenden Glanze eines vom Glück begünstigten Eroberers in Nichts zerfließen sehen; er hatte es erlebt, daß seine einstigen Busenfreunde, die noch vor wenig Jahren oftmals Kälte und Mangel, den kargen Bissen und das harte Strohlager mit ihm theilten, nun zu hohem Ansehen gelangt waren und als Zierden des Hofes, als Lieblinge der Fürsten und Fürstinnen einer neuen Dynastie, herumflatterten. Vielleicht fühlte er auch, daß eine unbesiegbare Verachtung aller Intrigue und Schmeichelei ihn verurtheilte, in dem am meisten harten Strapatzen ausgesetzten Korps der Armee in untergeordneter Stellung zu verbleiben. Die irrigen, aber edlen Grundsätze, welche ihn beim Beginn seiner Laufbahn beseelt hatten, waren erstorben, und ihrer Stütze beraubt, wünschte er oft, den Dienst verlassen zu können, an den er jedoch durch das Bewußtseyn seiner Untüchtigkeit zu anderer Beschäftigung, durch seine unbefriedigte Neugierde, und die nachhaltige Neigung zu Wechsel und Abenteuer gefesselt war. Uebrigens fehlten Vernet nicht gänzlich die Untugenden seines Standes, er war begierig nach Vergnügen, wenn ein vorübergehender Nachlaß in Gefahr und Ermüdung die Verfolgung des Genusses gestattete, auch war er nicht übermäßig wählerisch in der Natur desselben; dabei verschwenderisch, unvorsichtig und hitzköpfig; dennoch besaß er der versöhnenden guten Eigenschaften viele und seine Erfahrungen in dem gefährlichen Getreibe der Welt, die so manchen zu Fall bringen, hatten nicht vermocht, seinen Charakter zu beflecken oder die ihm angeborne Güte seines Herzens zu zerstören.

An dem Abende, an dem vorhin die Rede, verließ also Vernet mit seiner Kompagnie Nicastro.

„Da bin ich nun," sagte er, als er seine Leute durch die Ebene von Sant' Euphemia führte, „da bin ich, und fürwahr in einem rühmlichen Beruf! Sicher dachte ich nicht, als ich von den Alpen in's Paradies Italien herniederschaute — als ich den Feind das Schlachtfeld Marengo räumen sah — daß ich wenige Jahre später in den Wildnissen Calabrien's feiges Räubergesindel hetzen würde! Aber gleichviel, es ist Bestimmung; Alles Bestimmung; — Napoleon wurde geboren um Kaiser von Frankreich zu werden und Europa Gesetze vorzuschreiben und ich — den Befehlen von einigen Hundert Vorgesetzten zu gehorchen. Ich muß indeß gestehen, ein anderer Kampfplatz als dieser wäre mir lieber; es würde doch höchst demüthigend seyn, durch den Schuß oder das Messer eines Diebes zu fallen."

Die Soldaten schliefen diese Nacht in einer „Messaria", d. h. einem Pachthofe, nicht fern von Nicastro; und Vernet vergaß über einer aufheiternden Flasche kalabrischen Weines bald seine trübseligen Betrachtungen. Die Truppe brach am nächsten Morgen frühzeitig auf, um die Dörfer

am Saume des Waldes auszukundschaften; die Mannschaft schleuderte zerstreut einher, wie dies bei leichten Truppen oft Gewohnheit ist und Vernet gerieth nicht selten und unvorsichtig genug in solchem Lande und bei solcher Veranlassung, mit einem Waffengefährten auf einsame Nebenpfade. Mit dem Vorrücken des Tages wurde die Hitze fast unerträglich und besonders litten die Leute an Durst. Um eilf Uhr fand sich Vernet mit einem Freunde Namens Beauchamps auf der Seite eines Hügels, von wo aus er plötzlich durch eine schmale Lichtung im dichten Gehölz eine Hütte wahrnahm, welche ein bedeutend besseres Ansehen hatte, als die elenden Behausungen, an denen sie bis jetzt vorbeigekommen waren.

„Allons, Beauchamps," rief Vernet, „dort steht ein schmuckes Häuschen, dessen vom Schornstein aufsteigende Rauchsäule errathen läßt, daß es bewohnt ist; vielleicht können wir dort ein Glas Wein und Wasser haben."

Sie geboten ihrer Mannschaft Halt zu machen und erreichten bald die offene Thür der Hütte: es war die Wohnung von Peppe Tesco. Antonietta und die beiden alten Leute ihrer Umgebung befanden sich bei ihrem frühen Mittagessen.

„Wie!" rief Vernet seinem Gefährten zu, als er die liebliche und erröthende Antonietta bemerkte, „wo sind wir denn? Sehen wir eine Göttin, die vom Olymp herniedergestiegen, in den Thälern Calabriens Blumen zu sammeln gekommen ist?"

Der plötzliche Eintritt der beiden jungen Officiere veranlaßte eine bedeutende Störung unter den Hüttenbewohnern: Pasquale sprang hastig auf, die alte Frau wurde todtenblaß und Antonietta ließ den Kopf sinken; sie wollte entwischen, allein Vernet hielt sie zurück.

„Fürchte Dich nicht, liebes Mädchen," sagte er, „Du hast Nichts von uns zu besorgen, eher wir von Dir. Komm, komm, setze Dich; wir möchten an diesem Mahle Theil nehmen und es würde ganz unschmackhaft seyn, wenn die Königin des Festes den Tisch verließ, und Ihr, gute Frau, seht nicht so ängstlich aus, und Ihr, alter Gevatter, setzt Euch nieder, ich bitte Euch, und hört auf, so unruhig im Zimmer herum zu laufen. Einen Krug Wein herbei, auf unsere bessere Bekanntschaft und etwas Wasser dazu, gute Mutter. — Eure kalabrische Sonne macht Einem gewaltig durstig!"

Das freimüthige Wesen der Eindringlinge verfehlte nicht, den argwöhnischen Pasquale und die alte Annarella zu beruhigen, und Antonietta, obwohl sie gelehrt worden war, jeden Franzosen als nahen Verwandten des Satans zu betrachten, konnte nicht umhin, hie und da einen verstohlenen Blick auf den hübschen Offizier zu werfen, der an ihrer Seite saß. Niemals vorher hatte sie einen so interessanten Gegenstand gesehen; die Gefühle der Natur siegten über einen erkünstelten und unbegründeten Widerwillen und wenn sie auch gerade nicht gleich bei dieser ersten kurzen Bewegung in Liebe zu ihm entbrannte, so bereiteten doch schon die Vorläufer der allmächtigen Empfindung ihr Herz für die Aufnahme derselben. Vernet seinerseits war entzückt von ihrer Schönheit und Einfachheit und das in ihm aufkeimende Gefühl warmer Bewunderung verlieh seinem Benehmen und Gesichtsausdruck eine solche Beredtsamkeit, daß die wenigen Worte, die er zu ihr sprach, ihr Herz in niegekannter Freudigkeit erbeben machte.

„Lebe wohl, mein hübsches Mädchen," sagte er, halb spielend, halb traurig ihre Wange streichelnd, „lebwohl und Dank Deiner Gastfreundschaft. Hier ist Etwas, wobei Du Dich meiner erinnern mögest."

Antonietta schlug mit einer Art verletzter Würde das gebotene Geldstück aus; die alte Frau sprang indeß darauf zu, ergriff es, und ungeachtet des Zürnens ihrer jungen Herrin, steckte sie es in die Tasche.

„Lebt wohl, Herr," sagte Antonietta, „lebt wohl!" Es war sichtlich, daß sie noch etwas hinzufügen wollte, allein Pasquale beobachtete sie scharf und schien sie einzuschüchtern. Sie folgte indeß Vernet bis an die Thüre und blickte ihm nach, bis er verschwunden war; dann setzte sie sich gedankenvoll auf eine Steinbank vor der Hütte nieder.

„Nun, Beauchamp," begann Vernet, als sie sich beeilten ihre Leute zu erreichen, „was denkst Du von dieser Begegnung?"

„Meiner Treu, sie ist ein Engel!" rief Beauchamp. „Wer in aller Welt Namen hätte erwarten können, ein solches Vöglein auszufinden und noch dazu in solchem Nest! Sah man jemals ein solch liebliches, griechisches Antlitz, solch schwarze, schimmernde Augen, unter solch schmalen, schöngewölbten Augenbraunen, solchen Mund, solche Lippen und Zähne! — und dann die Gesichtsfarbe, so klar, so durchsichtig, mit dem reizenden Erröthen, das dann und wann über ihre Wangen, Stirn, ihren Hals, sogar bis zu ihren Fingerspitzen fluthete; — und wie kam sie dazu, ich kann es nicht begreifen, in diesem sengenden Lande, wo alle Menschen sich in Mohren verwandeln müssen."

Vernet horchte diesem begeisterten Geplauder mit seliger, obwohl schweigender Beistimmung zu, während Beauchamp fortfuhr:

„Und ihre Gestalt, ihre Schultern, ihre Taille! Ich bin gewiß, ich könnte sie umspannen! Und ihre feingeformten, runden Arme und weiße schmale Hand, — ihr Fuß! Nur einmal sah ich solchen Fuß, und er gehörte der Venus Callipiga im Museum zu Neapel."

„Sie ist ein Räthsel, Beauchamp, das ist gewiß," sagte endlich Vernet, „denn wo lernte sie diese eleganten Manieren und die hübsche Art des Sprechens? Ich vermuthe, sie ist höchstens eines kleinen Pächters oder Büffeltreibers Tochter; obschon es meine Begriffe übersteigt, wie ein solcher Vater ein solches Kind haben könne."

„Aber bemerktest Du die beiden alten Leute?" fragte Beauchamp.

„Ich kann nicht sagen besonders."

„Gewiß hatten Beide höchst unheimliche Physiognomien, — das Gesicht des alten Burschen wenigstens, würde vor jedem Kriegsgericht sein Todesurtheil besiegeln. Sein langes Messer und die Flinte in der Ecke gefielen mir auch keineswegs. Ich denke, er ist ein gefährlicher Spitzbube."

„Was er auch seyn mag," entgegnete Vernet, „er soll mich nicht hindern, meinen Besuch zu wiederholen, sobald diese Jagd vorüber ist."

„Wie! Um ein Messer in Deinen Rücken zu bekommen, oder eine Kugel von hinter einem Baume? Der Alte rollte ganz entsetzlich seine Augen nach Dir, als Du der Kleinen die Wange streicheltest."

„Unsinn! Dieses Volk haßt uns instinktmäßig, und da wir uns um seinetwillen so vieler Gefahr aussetzen müssen, so ist es wohl erlaubt, aus eigenem Antrieb, ohne daß die trockene Pflicht es verlangt, ein kleines Liebesscharmützel zu bestehen."

Sie hatten jetzt die Mannschaft wieder erreicht und mußten ihre Aufmerksamkeit auf andere Dinge richten. Sie lieten beträchtlich auf diesem Streifzuge; ein erbarmungsloser Sirocco verbreitete seinen schweren, lähmenden Hauch durch die gluthgeröthete Atmosphäre und drückte sie geistig und körperlich nieder; die Sümpfe, die sie zu umschreiten hatten, strömten giftige Dünste aus, welche in Verbindung mit dem unreinen Wasser, welches die Soldaten in ihrem wahnsinnigen Durst zu trinken sich nicht enthalten konnten, Manchem verderblich wurden.

Zu diesen ernsten Beschwerden gesellte sich das demüthigende Gefühl der Erfolglosigkeit der Expedition; die Räuber waren nirgends aufzuspüren und die Landleute und Hirten, welche sie ausfragten, schienen eher bemüht, die Verfolger irre zu führen, als sie auf die rechte Fährte zu leiten. Zwei von der Mannschaft wurden getödtet und ein Dritter verwundet, ohne daß man im Stande gewesen wäre, die im Walde verborgenen Meuchelmörder zu erreichen, oder nur zu sehen, und nach zwei Tagen äußerster Anstrengungen und Widerwärtigkeiten war Vernet genöthigt, sich mit seinem Detachement nach der Stadt Maida zurückzuziehen. In diesem angenehmen Aufenthalt hatten sie jedoch nur kurze Zeit der Ruhe, denn gerade vor ihrer Ankunft hatte der Kommandant des Ortes einen Abgesandten der Banditen arretiren lassen, welcher die Dreistigkeit gehabt hatte, die Stadt zu besuchen, um mit einem dortigen reichen Einwohner wegen des Lösegeldes eines Ochsengespannes zu unterhandeln, welches geraubt und in den Wald getrieben worden war. Dieser Schurke, der wirklich zu Benincasa's Bande gehört, wurde, durch die Furcht erschossen zu werden und das Versprechen einer ansehnlichen Belohnung, bewogen, einen Trupp Soldaten zu den Versteckplätzen der Räuber zu geleiten und sie in einem unbewachten Augenblick und vertheidigungsloser Lage zu überraschen. Abermals wurde Vernet zu dieser Expedition ausersehen, und in der folgenden Nacht, von dem Verräther, dessen Arme auf den Rücken gebunden waren, geleitet, begab sich der kleine Trupp von Maida nach dem Gehölz.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Wir lesen in einem französischen Blatte: Die japanesische Industrie hat in der letzten Zeit ganz merkwürdige Fortschritte gemacht. In Nangasapi sind jetzt 7 neue Zeugfabriken aller Art, eine Fabrik von Dampfmaschinen zu gewerblichen Zwecken, Glashütte, deren Erzeugnisse den unserigen kaum nachstehen, eine Fabrik von sehr brauchbaren und äußerst billigen Teleskopen und Mikroskopen, eine Papiermühle, deren Erzeugnisse die meisten der unserigen an Haltbarkeit übertreffen, ferner mehrere Druckereien und eine chromotypographische Anstalt. Nicht weit von der Stadt liegt eine Werfte, auf welcher Dampfschiffe für den Staatsdienst und zur Errichtung eines regelmäßigen Postverkehrs zwischen den verschiedenen Häfen des Reichs gebaut werden. Der Kaiser hat ferner den Bau fünf neuer Telegraphenlinien und eine neue Eisenbahn von Yeddo nach Miako angeordnet.

Charakteristisch für Pariser Zustände ist die neue Damenzeitung, „Journal de la Cour", welche jetzt zweimal im Monat erscheint. Dieselbe steht unter Redaktion einer Kammerfrau der Kaiserin Eugenie und bringt unter den Moden alle Toiletten, welche die Kaiserin zu tragen geruht, so wie diejenigen der am Hofe erscheinenden Damen. Man wird in Deutschland und anderen Orten nun über die wichtigsten Interessen des öffentlichen Lebens rasch und sehr genau aufgeklärt werden und stets wissen, wie man sich zu „tragen" hat.

In der neuesten wissenschaftlichen Uebersicht aus Paris theilt die „Independance Belge" mit, daß Duchesne-Duparc zufällig, während er Versuche zu anderen Zwecken machte, entdeckte, daß Fucus vesicularius ein vortreffliches Mittel gegen Fettsucht sey, indem die Personen ohne körperliches Unbehagen abmagern und oft sogar sehr schnell. Der Erfinder hat über diesen Gegenstand eine Denkschrift veröffentlicht, in welcher er über seine Versuche ausführlich spricht.

Bücher und Zeitungen haben sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika so vervielfältigt, daß zuweilen, wie bei uns, eine wahre Papiernoth eintritt. 700 Papiermühlen mit 2000 Maschinen sind Tag und Nacht beschäftigt, um den nöthigen Bedarf zu decken. Diese Mühlen lieferten im vorigen Jahre 270 Millionen Pfund Papier im Werthe von beiläufig 67 Millionen Gulden. Da $1^1/_2$ Pfund Lumpen zu 1 Pfund Papier nöthig sind, so wurden in dem gedachten Zeitraum 340 Millionen Pfund von diesem Material verarbeitet.

Kürzlich war bei einer landwirthschaftlichen Versammlung zu Warwick in England eine Maschine ausgestellt, welche viel Interesse erregte. Mittelst derselben kann vollkommen trockener Lehm zu Backsteinen verarbeitet werden, so daß sie von der Form weg sogleich gebrannt werden können, wodurch eine bedeutende Ersparniß an Brennmaterial erzielt wird. Die Erfinder Madley und Craven von Wakefield behaupten, daß damit täglich 15,000 Steine verfertigt werden können.

Auf den schottischen Eisenbahnen sind jetzt die Lokomotiven mit rauchverzehrenden Apparaten versehen, welche eine Erfindung des Ingenieurs D. K. Clark sind. Es wird dadurch nicht allein viel Brennmaterial gespart, sondern die Reisenden sind auch von einer großen Plage befreit. Diese Einrichtung verdient in Deutschland, wo durch die Lokomotiven sogar schon Feuersbrünste entstanden sind, eine recht baldige Nachahmung.

Die Wanderheuschrecken (Pachytylus migratorius) haben heuer Wien in überraschender Menge heimgesucht. Im Prater, auf den Linienwällen, selbst auf den Basteien, in den Gärten und sogar mitten in den Straßen trifft man diese berüchtigten Gäste an. Hauptsächlich aber haben sie sich auf dem steppenähnlichen Exerzierplatze in auffallender Menge eingefunden und sind dort seit einigen Tagen für die Jugend ein Gegenstand der Jagd, durch die Höhe und Ausdauer ihres Fluges aber, wodurch sie sich vor allen ihren Verwandten auszeichnen, entkommen sie gewöhnlich ihren Verfolgern. Dieses häufige Erscheinen bei Wien deutet darauf hin, daß auch heuer wieder, wie im verflossenen Jahre, diese gefräßigen Insekten in einigen Gegenden Europa's zur Landplage werden oder eigentlich schon geworden sind.

Die Austern galten bisher für ein so gesundes Essen, daß sie selbst von Aerzten den Kranken verordnet wurden. Jetzt sind sie selbst Patienten, wenigstens die, so in Venedig gefangen werden. Sie leiden dort an einer Krankheit, welche die Fischer Austern-Katarrh nennen. Magenschmerzen und Erbrechen folgen dem Genusse dieser kranken Schalthiere. Unter den dortigen Austern-Essern herrscht deßhalb Das, was man an der Börse Panique nennt.

Einem Manne mit einem grünen Rocke, der sich selbst vor seinen Standesgenossen durch anziehende Erzählung von Jagdgeschichten auszeichnete, setzte sich einmal Jemand zur Linken und suchte ihn mit allerlei Geschichten zu regaliren. Die erste und zweite hörte dieser ruhig an; auch die dritte nahm er noch geduldig hin. Als aber die vierte begonnen wurde, unterbrach er ihn: „Bitte, lieber Freund, das erzählen Sie meinem Nachbar zur Rechten, ich lüge selbst."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 114. Freitag, 23. September 1859.

Antonietta.

(Fortsetzung.)

Die Soldaten durchschritten längs dem Flusse Amato die Ebene und betraten in einer kurzen Entfernung vom Walde das andere Ufer desselben. Nachdem sie mit großer Mühe ihren Weg durch dichtes Gehölz gebahnt hatten, erreichten sie, vom klaren Mondlicht begünstigt, die verhängnißvolle Region. Sie mußten indeß knietief durch verpestete Sümpfe waten, an deren Rande sie sich noch überdies durch einen breiten, tiefen Graben aufgehalten fanden; dem Führer jedoch und zwei der Mannschaft gelang es, hinüber zu kommen. Der Räuber begann nun, nach einigen dünnen Balken zu suchen, deren sich seine Genossen als Brücke zu bedienen pflegten, und welche sie jederzeit nach gemachtem Gebrauch im Gehölz verbargen. Das Letztere war so sorgfältig ausgeführt, daß schon der Tag zu dämmern begann, ehe die Franzosen die improvisirte Brücke überschreiten konnten. Auch waren sie noch nicht weit gekommen, als, dem Anschein nach etwas tiefer im Gehölz, lautes Hundebellen sich vernehmen ließ. Wenige Minuten nachher wurde der Vortrab von einem scharfen Gewehrfeuer, begleitet von wildem Geschrei, empfangen; keine Zeit war zu verlieren, — der ganze Trupp stürzte vorwärts und gelangte bei hellem Sonnenschein in das eigentliche Dickicht des Waldes. Die Schnelligkeit ihres Schrittes brachte sie bald zu einem großen, natürlichen Kreise, den dichtverschlungenes Buschwerk umgab, und hohe, breitästige Bäume beschatteten. Nach allem, was man sah, war hier der Banditen Hauptquartier. Ein großes Feuer brannte in der Mitte; mächtige Stücke Fleisch waren zum Rösten daran aufgehängt, eine Anzahl Säcke mit Brod, Käse und Schinken gefüllt, so mehrere Weinschläuche, lagen zerstreut umher; Pferde, Esel und Maulthiere waren an die Baumstämme gebunden, während die Zweige mit der spärlichen Garderobe der Räuber geziert waren.

Der angenehme Duft des Fleisches, sowie der verlockende Anblick der Weinschläuche, würde wahrscheinlich die ermüdeten Soldaten zu einem längeren Stillstand verleitet haben, wenn nicht ihr Führer sie zu weiterm Marsch angetrieben hätte. In munteren Tönen rief seine Stimme ihnen zu:

„Vorwärts, meine braven Bursche! Die Schurken können nicht weit seyn; laßt uns wenigstens Einige von ihnen fangen! — das vortreffliche Mahl wird unterdeß für unsern Gaumen fertig werden, und uns nach einem kleinen Scharmützel doppelt gut munden!"

Vernet verweilte nur einige Augenblicke, um zu sehen, ob Alle seinen Befehlen gehorchten. Als er sich aber gerade zum Weitermarsch anschickte, erblickte er einen alten Banditen, der aus einem Gebüsch hervorlich und unbemerkt eine Art Felleisen von einem Baumast loszuhacken suchte. Bevor er aus dem Kreise entwischen konnte, schoß Vernet nach ihm; der Räuber jedoch, dem Anschein nach verwundet, sprang ins Dickicht und entwischte. Nach diesem kleinen Zwischenfall verfolgten die Soldaten die Spuren der Räuberbande, welche sie immer tiefer in den Wald leiteten. Hier und dort fanden sie Fetzen von Kleidungsstücken, die sich in der Flucht losgerissen haben mochten; allein die Eigenthümer derselben waren glücklicher gewesen. Nicht Einer derselben war zu erblicken und zuletzt jede Spur in einem tiefen Morast verloren, durch welchen der geknebelte Führer die Verfolger nicht leiten wollte oder konnte.

Bei ihrer Rückkehr zu dem offenen Platze wurde die Mannschaft einigermaßen für das Mißlingen ihrer Plane durch die Entdeckung einer Anzahl Ochsen und einer Heerde Schafe entschädigt, deren sie

ſich als rechtmäßige Beute ſofort bemächtigten. Ueberdies thaten ſie dem Mahle Benincaſa's, welches ſie zum Genuſſe ganz bereit fanden, alle mögliche Ehre an. Vernet und Beauchamp führten mit aller Luſtigkeit abenteurungsdurſtiger Soldaten den Vorſitz, mußten jedoch, aus Furcht die Mannſchaft möchte des Guten zu viel thun, das Feſt früher beenden, als der Letzteren gerade nothwendig ſchien. Die heitere Truppe brach demnach bei Zeiten auf, gelangte ohne Gefährdung aus den geheimnißvollen Tiefen des Waldes ins Freie, und betrat in ihrer neuerworbenen Eigenſchaft, indem ſie die Beute an Ochſen und Schafen vor ſich hertrieb, gegen Abend Maida. Es iſt unnöthig beſonders zu erwähnen, daß, obwohl die Moräſte von Sant' Euphemia den Uniformen böſe mitgeſpielt hatten, doch der Ruhm, die Erſten geweſen zu ſeyn, welche in die gefürchtete Region eingedrungen waren, Mannſchaft wie Anführer mit ganz beträchtlichem Glanz bekleidete.

Wenige Tage nach dieſem Abenteuer begab ſich Vernet von Maida zu einem Wachthauſe zwiſchen Sant' Euphemia und Nicaſtro. Er war daſelbſt nicht mehr als zwei oder drei Meilen von Antonietta's Hütte entfernt und ſo warm war das Intereſſe, welches ſie in ihm erregt hatte, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſie zu beſuchen. Beauchamp, welcher vergebens verſucht hatte, ihn davon abzubringen, beſchloß ihn zu begleiten. Bei ihrer Ankunft fanden ſie Antonietta allein; mit vor Freude ſtrahlenden Augen und Wangen eilte ſie Vernet entgegen, allein dieſer Ausdruck machte bald dem der Angſt und Beſorgniß Platz und die Worte, welche ſie ausſprechen wollte, erſtarben auf ihren Lippen.

„Hier ſind wir wieder, meine ſchöne Geheimnißvolle!" ſagte Vernet, „wir fanden Deine ſüßen Augen und noch viel ſüßere Reden ſo verlockend, daß wir uns beeilt haben, ſie noch einmal zu genießen."

„Oh," entgegnete Antonietta erröthend, „Ihr ſeyd wiedergekommen, weil Ihr durſtig ſeyd, — ſeyd indeß willkommen, hier iſt Wein und Waſſer, — aber Vergebung — ich muß Annarella rufen, ſie iſt ganz in der Nähe."

„Nein, nein," rief Vernet, ſie beim Arm ergreifend, „wir brauchen die häßliche Alte keineswegs. Zürne nicht, ſey nicht beleidigt, aber wirklich, es geht ohne ſie. Komm, ſetze Dich nieder, Niemand will Dir Uebles zufügen. Ich würde um aller Reichthümer der beiden Calabrien willen nicht eine Locke dieſes wallenden Haares verletzen mögen; warum biſt Du ſo erſchreckt?"

„Ihr ſeyd Franzoſen," entgegnete ganz verwirrt Antonietta.

„Und was denn, ſchöne Calabreſerin?"

„Ihr ſeyd die Feinde meines Vaterlandes, — die Gegner meiner Angehörigen, und —" ſie zögerte und erröthete noch tiefer als zuvor. Ihr Eifer, Annarella herbeizurufen, kehrte zurück; jedoch kam die Alte ihr noch zuvor, indem ſie ſichtlich in großer Aufregung Flüche gegen die Fremden murmelte. Zu Antonietta ſagte ſie etwas in ſo leiſem Tone und ſo barbariſchem Dialekt, daß die jungen Männer es nicht verſtehen konnten; allein das Mädchen erwiederte laut: „Nein, nein, die Herren ſind nur gekommen, weil ſie der Erfriſchung bedurften."

Zuletzt gab Annarella ſich zufrieden.

Beauchamp beſchäftigte ſie ſo gut er konnte, um ihre Aufmerkſamkeit von Vernet abzuziehen, welcher ſich neben Antonietta niedergelaſſen und ein kleines Zwiegeſpräch begonnen hatte, deſſen Gegenſtand wohl kaum der Erläuterung bedürfen möchte. Dank der Freigebigkeit und Geſprächigkeit des dienſtwilligen Freundes ging eine halbe Stunde glücklich vorüber. Endlich begann die alte Hexe unruhig zu werden.

„Jeſus, Maria," brummte ſie, „denkt ihr denn gar nicht ans Fortgehen? Vasquale wird im Augenblick hier ſeyn, hörſt Du Antonietta? Wenn Peppe Tesco zurückkommt, wird er Euch den Eigenſinn bereuen machen!"

„Ja, gehe, fliehe, theurer Fremdling!" flüſterte Antonietta, ſobald ſie Peppe Tesco nennen hörte, „fliehe und kehre nimmer wieder!"

„Wir werden uns ſogleich entfernen," entgegnete Vernet, über ihre Haſt erſtaunt, „wir gehen, reizendes Mädchen! Aber ich meinerſeits kann wirklich nicht verſprechen, nie mehr wiederzukehren. Kannſt Du es denn wünſchen, daß wir uns nimmer wiederſehen?"

„Oh, ich wünſche, ich wünſche, — ich kann nicht ſagen, was ich empfinde; aber gehe jetzt von hinnen, und der Segen der heiligen Jungfrau ſey mit Dir! Lebewohl, — lebewohl!"

Vernet ergriff ihre Hand, — eine Röthe, wie von Verdruß, flog über ihr Geſicht, und die alte Annarella ſchäumte in Wuth über dieſe Vertraulichkeit. Antonietta ſuchte ihre Hand loszumachen, allein Vernet, welcher keine Ahnung hatte, welchen Verſtoß er gegen kalabriſche Schicklichkeitsanſichten beging, hob ſie an ſeine Lippen und küßte ſie, — küßte wieder und wieder, und ſein Herz tauchte ſich in eine Fluth des Entzückens, er fühlte, wie des Mädchens Hand die ſeinige leiſe drückte.

Während die beiden Freunde in ihr Quartier zurückkehrten, sprach Vernet von nichts als von der schönen Calabresin; er schwor, daß er sie liebte, — bis zum Wahnsinn liebte, worüber Beauchamp herzlich lachte. Vernet bedauerte, nicht etwas von ihrer Lebensgeschichte erfragt zu haben, wie sie inmitten einer Umgebung von so grober Unwissenheit auch nur einen Schatten von ihrer eigenen Bildung habe erlangen können, — wer und was ihr Vater sey, — und andere ebenso interessante Fragen, die sich jetzt seinem Geiste mit großer Macht aufdrängten, ihm jedoch in der Gesellschaft des Mädchens gar nicht in den Sinn gekommen waren.

Beauchamp, welcher mehr französische Keckheit besaß, als Vernet, wunderte sich höchlich darüber und meinte, Jener habe von der Zeit, die er ihm so gefällig verschafft habe, einen sehr schlechten Gebrauch gemacht. Als aber Vernet davon sprach, in ein oder zwei Tagen zurückzukehren, wurde Beauchamp ernsthaft und erinnerte ihn an das Unstatthafte eines solchen Benehmens, sowie an die Gefahr, die damit verbunden sey. Er erwähnte von Neuem des verdächtigen Aussehens der alten Leute in der Hütte und gab dem Schrecken, den das junge Mädchen bei der Nennung von Peppe Tesco's Namen gezeigt hatte, eine Auslegung, die dem Andern wahrscheinlich niemals eingefallen wäre.

Vernet war indeß nicht von seiner Idee abzubringen, obwohl er das Richtige von Beauchamps Einwendungen fühlte. Es wurde endlich beschlossen, daß sie allerdings die Hütte wieder besuchen, allein einige von ihren Leuten mitnehmen würden, welche sich in der Nähe verborgen halten sollten. Nachdem dies abgemacht war, zählte Vernet mit Ungeduld die Stunden bis zur Wiederkehr seines Glückes.

(Fortsetzung folgt)

Die Explosion auf dem Great Eastern.

Am Samstag (20.) Nachmittag waren mehrere Telegramme von Portland in London angekommen, der Great Eastern sey daselbst eingelaufen. Kein Wort mehr und keines weniger. Am Abend verbreitete sich das Gerücht, eine Explosion an Bord habe das schöne Schiff theilweise zerstört und 40 oder 50 Menschen getödtet. Kein Mensch wollte die Nachricht glauben, aber leider bestätigte sie sich im Laufe des gestrigen Tages, wenn auch das Unglück bei weitem nicht jene Höhe erreicht hat. Das Schiff hat in seinen Hauptbestandtheilen, so viel verlautet, keinen Schaden gelitten; von den Passagieren ist kein einziger beschädigt worden, aber ein Theil der Einrichtung ist zertrümmert und 4 Heizer sind der Explosion bereits zum Opfer gefallen, während 8 Andere lebensgefährlich beschädigt wurden. Die Berichte über diese furchtbare Katastrophe liegen heute vor uns. Sie stimmen in allem wesentlichen mit einander überein. Die Explosion geschah durch den vordersten Schiott (es gibt deren 5 auf dem Great Eastern), der von dem Maschinenraume mitten durch den großen Galla-Salon und die unter ihm gelegenen Zwischendeck-Kabinen in die Höhe steigt. Um die Hitze rings um den Schornstein zu mildern und Kohlen zu sparen, hatte man den Schiott mit einem Eisenüberzuge oder Mantel umgeben, den man hier zu Lande a feedpipe casing nennt. Dieser Mantel umgibt den Schiott von seiner Basis bis hinauf übers Deck, und in dem Zwischenraum zwischen beiden wird von oben durch eine Pumpe Wasser gefüllt, das sich am Schornstein allmälig erwärmt und unten in den Kessel abfließt, der dadurch einen Theil bereits erwärmten Wassers zur Speisung erhält. Die Vortheile einer solchen Einrichtung liegen auf der Hand, aber was sich dagegen einwenden läßt, ist Eines — sie hat sich trotz vieler Versuche noch nie bewährt. Entweder wurde der Mantel bald leck, wo dann das Wasser an der Basis durchtröpfelte und die Kesselfeuer auslöschte, oder es erzeugte sich in diesem Mantel Dampf, der den ganzen Apparat sprengte, wenn der Hahn, der das Wasser ableitete, nicht ganz genau den Dienst versah. Letzteres war leider beim Great Eastern der Fall. Der Mantel des vordersten Schlottes hatte sich mit Dampf gefüllt; er sprang unter dessen Druck an der Basis, zerschmetterte alles rings herum, zerriß den Schlott im untern Raum und schleuderte dessen oberen Theil hinauf in die Luft, worauf er wieder aufs Deck zurückfiel. Es war eine der furchtbarsten Explosionen, die je durch Dampf vorgekommen sind. Kein Schiff der Welt, auch das größte Linienschiff nicht, hätte sie überlebt, denn zuverlässig hätte der Stoß seine Rippen ausgeschlagen und es in wenigen Sekunden zum Sinken gebracht. Der Great Eastern dagegen widerstand der Gewalt dieser furchtbaren Explosion. Sie blieb auf den eisenumfaßten Raum, in dem sie entstand, beschränkt, es wurde keine Rippe, keine Wand aus ihren Fugen getrieben, und so unberührt blieb die ganze Maschinerie, daß weder

Schaufelrad noch Schraube einen Augenblick die Arbeit einstellen mußten. Es war eine traurige Probe, aber die glänzendste, die das Schiff bestehen konnte. Es befanden sich unter der Schiffsmannschaft an 100 Gäste an Bord, darunter einige der namhaftesten Schiffsbaumeister, Ingenieure und Maschinisten Englands. Freitag um halb 6 Uhr saß die Gesellschaft gemüthlich bei Tische, als eben das Schiff auf der Höhe von Hastings anlangte. Die romantische Küste zu besichtigen, verließen mehrere Gäste, darunter der Marquis of Stoffard, Lord Alfred Paget und der Carl of Maunicharbo, noch vor dem Dessert die Tafel. Ihnen schlossen sich viele Andere an, so daß bald nur noch 30 Herren im Speisesaal zurückblieben. Auch diese folgten später aufs Deck und diesem glücklichen Umstande verdankte die Gesellschaft ihr Leben. Denn nicht lange waren die Tischgäste oben, so sprang es mitten auf dem Vorderdeck wie eine Mine auf; der Schornstein flog in die Luft, es folgte ein gewaltiges aus der Tiefe kommendes Getöse, dann stiegen mächtige Dampfwolken auf, daß Niemand zehn Schritte vor sich hinsehen konnte. Niedergedonnert standen Alle, die sich eben zur Seite des Kapitäns auf der Brücke befanden und Keiner rührte sich vor Schreck, als plötzlich Eisen-, Holz- und Glastrümmer auf sie herabzuhageln begannen, und sie ans Fliehen mahnten. Das dauerte einige Sekunden. Dann theilte sich die dichte Dampfwolke und gestattete einen Ueberblick der Veränderung auf dem Verdeck, auf das der Schornstein mit formlosen Holz- und Eisentrümmern niedergefallen war. Mittendrin gähnte die Oeffnung, wo der Schornstein gestanden hatte, und aus der, wie aus einem Krater, fortwährend Dampfwolken aufwirbelten. Was seiner Sinne mächtig war, eilte zu diesem Punkte, dem aber Niemand ganz nahe kommen konnte.

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltiges.

Man erzählt sich in Breslau folgende Geschichte von einem sehr ehrlichen Liebhaber. Ein sehr wohlhabender Mann trug die Hand seiner Tochter einem jungen Menschen an, in welchen sich das 17jährige Mädchen in Folge einer Salonbekanntschaft verliebt hatte. Die Freunde ihres Vaters riethen ihm zwar ab, aber er sagte, er wolle seiner Tochter einen Mann nach ihrer Wahl geben. Da erhält er plötzlich folgenden Brief von seinem zukünftigen Schwiegersohn: „Mein Herr! Ihr Antrag ist für mich sehr schmeichelhaft, doch muß ich ihn zurückweisen. Ihre Tochter ist in mich verliebt; dies ist schön, aber leichtsinnig von ihr. Ich bin kein Mann für eine Frau und wüßte nur das Vermögen todt zu schlagen. Wenn Sie mir nicht glauben, so fragen Sie die Welt; sie wird Ihnen sagen, ich sey ein Taugenichts; aber antworten Sie der Welt, ich sey ein ehrlicher Taugenichts. Ihr ergebener ꝛc."

Vor einer Reihe von Jahren brannte in M. ein großer Palast ab. Da es Winter war, so waren die Brunnen eingefroren, die Leute scheuten die Kälte und um des Wassers willen war große Noth. Unter den Zuschauern, deren gar viele da waren, stand auch ein dicker Herr mit einem großen Muff vor und einem dicken Haarbeutel hinter sich, dem Feuer, wie einem prächtigen Schauspiele, gemüthlich zuschauend. — „Alter Herr!" rief aus der Kette der Wasserträger einer dem Dicken zu, „was stehen Sie hier und haben Maulaffen feil? helfen Sie Wasser tragen!" — „Ich bin der Hofrath R.," sprach vornehm der Herr mit dem Muff. — „Und ich bin der Herzog von K.!" antwortete der Wasserträger und stürzte dem Hofrath einen Eimer Wasser auf den Kopf.

Räthsel.

Für Geld zwar feil, bin ich der Wahrheit Freund,
Der Falschheit und der Lüge Feind,
Zwar stumm und todt — doch voller Leben
Kann nur die Nacht den Tod mir geben;
Doch ruft der erste Strahl des Lichts
Dich, Welt, in mir aus ihrem Nichts.
Ob eng und klein, erfaß' ich nah und ferne,
Was sich mir zeigt; ja Sonne, Mond und Sterne
Trag' ich in mir, wir Meer und Land —
Und doch trägt mich des schwächsten Mädchens Hand!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 115. Sonntag, 25. September 1859.

Antonietta.

(Fortsetzung.)

In Peppe Tesco's Behausung standen unterdeß die Sachen keineswegs friedlich. Der Räuber kehrte am Tage nach dem letzten Besuch der Franzosen, todtmüde und mit einer Schußwunde im Arm zurück; er war auf's Aeußerste aufgebracht und stieß sogar Antonietta von sich, als sie ihm zur Begrüßung entgegenflog; auch sprach er weder zu Pasquale, noch zu dessen alter Gefährtin. Erst nachdem er manchen langen Zug aus der Weinflasche gethan, heiterte er sich hinlänglich auf, um mit fürchterlichen Verwünschungen von der Bande Mißgeschick in Nicastro, seiner Gefahr, Verwundung und Strapatzen im Walde (denn er war bei Benincasa zur Zeit des Ueberfalls), und dem Verlust seiner Baggage und Antheils an früher gemachter Beute, Bericht abzustatten. Als er in seiner Erzählung und seinen Flüchen Halt machte, fingen Pasquale und Annarella, mit dem gemeinen Naturen eigenen Drange, Verdruß zu Verdruß zu gesellen, an, den Besuch der jungen französischen Offiziere ausführlich zu beschreiben, ohne nur die Aufmerksamkeiten zu verheimlichen, welche Vernet dem jungen Mädchen gezollt, die Freiheiten, welche er sich durch wiederholtes Händeküssen mit ihrer Person erlaubt und die große Nachgiebigkeit, welche sie ihm erwiesen hatte. Die wilde Laune Peppe Tesco's stieg bei diesen Neuigkeiten zu solchem Uebermaß, daß er das zarte, sanfte Mädchen mit einem derben Schlage zu Boden warf und als sie blutend und besinnungslos vor ihm lag, mit fürchterlichen Verwünschungen schwur, sie umzubringen, weil sie ihn seinen Feinden verrathen wolle.

„So, Elende," rief er, „auf solche Art lohnst Du es mir, daß ich Dich vor Jahren vor dem Messer rettete, Dich bei mir behielt, vertheidigte und liebte? Du öffnest den Hunden die Thür, denen nach meinem Blute dürstet! Du zeigst Deine blasse Larve und seine Gestalt, welche meine Sorgfalt vor Sonnenhitze und Windhauch beschützte, mein sauererworbenes Geld gedient hat, zu schmücken, dem elenden Gesindel der Fremdlinge! Du prunkest vor den ewigen Feinden meiner Bande und meines Landes! Du lächelst ihnen zu, spielst mit ihren Händen, ihren Lippen! — Bei allen Qualen des Fegfeuers, Du verdienst augenblicklichen Tod."

Die Nothwendigkeit auf seine Sicherheit bedacht zu seyn, brachte ihn indeß, mehr als die jammervollen Blicke des zum Bewußtseyn erwachenden Mädchens, zur Besinnung. Er hielt es für ein Uebermaß von Unklugheit, auf einer Stelle zu verbleiben, welche von französischen Offizieren in solcher Weise besucht worden war und möglichenfalls wieder besucht werden würde, besonders da er kürzlich erfahren hatte, daß in Folge einer neulich erlangten gefährlichen Berühmtheit, man ihm, nächst seinem Chef Benincasa, am Eifrigsten nachstellte. Die geheimnißvollen Schlupfwinkel des Waldes allein boten einen sicheren Zufluchtsort und er beschloß demgemäß, schon in der folgenden Nacht mit Antonietta, Annarella und Pasquale sich dorthin zu begeben. Sein Plan wurde indeß vereitelt; denn als er zu dem Umzuge seine Vorbereitungen traf, näherten sich Vernet und Beauchamp abermals dem Häuschen. Der wüthende, tödtliche Haß, welcher bei diesem Anblick in Peppe Tesco's Innern aufloderte, war maßlos und der Ausdruck desselben, der sich in seinen harten Zügen wiederspiegelte, hätte für einen Augenblick auch das kühnste Herz einschüchtern mögen.

„Wenn Du ein Wort der Warnung sprichst," sagte er in leisem, drohendem Tone zu Antonietta, „wenn Du eine Silbe hervorbringst, oder ein Zeichen machst, — beim Himmel! so wird mein erster Schuß Dich treffen!"

Hastig ergriff er seine Flinte, Pasquale that dasselbe und Beide entwischten durch die hintere Thüre, gerade als die Franzosen den vordern Eingang erreichten. Wer könnte die Angst der folgenden Minuten beschreiben!

Antonietta stand da, ihre langen, schwarzen Haare aufgelöst, mit Blut befleckt, zitternd und unfähig ein Wort zu sprechen, oder einen Schritt zu thun! Sie wollte sagen: „Entfliehe!" aber eine erstickende Gewalt preßte ihr die Kehle zu. Sie wollte nur das kleinste Zeichen machen, aber Arm und Hand waren wie gelähmt. Noch eine minutenlange Dauer dieses entsetzlichen Zustandes und der Faden ihres Lebens wäre zerrissen! Da erscholl ein Schuß, eine Flinte war ins Zimmer abgefeuert worden, — sie konnte wieder athmen, sich bewegen, und vorwärts stürzend, umklammerte sie den, welchen sie, obwohl unbewußt, doch schon mit aller Gluth ihres jungen Herzens anbetete.

„Ein tödtlicher Schuß!" sagte Vernet, welcher in Folge langer Vertrautheit mit Scenen der Gefahr selbst in der schlimmsten Lage darüber scherzen konnte, „ein tödtlicher Schuß, bei Jupiter! Er hat die Goldquaste meiner Mütze, ein Geschenk Giulietta's in Ancona, hinweggerissen."

„In ein schönes Wespennest sind wir gerathen, gerade wie ich dachte," äußerte Beauchamp, der sich in den Schutz einer Fenstervertiefung begeben hatte und seine Pistolen schußfertig machte; „aber schnell komm hierher, oder Du bist des Todes! Schnell, unsere Leute werden im Augenblick hier seyn!"

Aber Vernet hatte keinen Augenblick mehr. Peppe Tesco hatte seine lange, mörderische Flinte auf ihn gerichtet und würde ohne Zweifel diesmal sein Ziel besser getroffen haben, wenn nicht eine plötzliche und heftige Wiederkehr seiner früheren Gefühle sein Herz für einen Moment erweicht hätte. Antonietta hatte sich in Verzweiflung über die drohende Gefahr um Vernet geklammert und deckte ihn mit ihrem Körper; ungeachtet seiner früheren Drohungen konnte Peppe Tesco sein Pflegekind nicht tödten, — und dieser momentane Verzug rettete Vernet. Denn gerade, als der böse Dämon sich wieder des Banditen bemächtigte und er, gleichviel, wer auch getroffen werden möchte, losdrücken wollte, erreichte ihn einer der herbeieilenden Chasseurs und schlug ihm die Flinte aus der Hand, so daß die Kugel in die Zimmerdecke fuhr. Peppe Tesco und Pasquale wurden nun ohne Mühe festgenommen und Vernet erkannte bei näherem Anblick in dem Ersteren den Banditen, auf den er im Walde gefeuert hatte.

„Wie, alter Grimmbart!" rief er, „ich glaube wir sind gute Bekannte. Sieh da, Euer Arm ist verwundet, he? Also traf ich Euch doch? Ich dachte, daß ich Euch so schmählich gefehlt hätte, als Ihr mich eben jetzt; aber ich sehe, Ihr seyd mir einen Schuß schuldig. Wer aber hat Euch die Kopfwunde beigebracht?"

„Das habe ich ihm gethan," sagte einer der Soldaten, „denn der Schurke wollte sich nicht ergeben."

„Gut, so müssen wir ihn bei uns behalten, um noch mehr solcher Komplimente auszutauschen. Fort mit ihm ins Quartier!"

Die Räuber wurden gebunden. Antonietta's Gefühle, welche bisher durch jede Art der Angst und Besorgniß aufgeregt worden waren, concentrirten sich nun in dem Mitleid für Peppe Tesco. Sie lief zu ihm, weinte bei ihm, und stillte das Blut seiner Wunde, welches in Strömen über sein Antlitz floß, mit dem Tuche, das sie von ihrem Halse riß. Einige Zeit verfloß, ehe Vernet ihre Aufmerksamkeit wachzurufen vermochte; als es ihm aber gelang, ihr begreiflich zu machen, daß sie sich mit ihrer gefangenen Umgebung entfernen müsse, nahm sie schweigend ihren Platz neben ihrem Pflegevater und gab nur durch ein Zeichen ihre Bereitwilligkeit zu erkennen, sich hinwegzubegeben. Die alte Annarella, welche Anfangs auf die bewegte Scene mit dem völligsten Gleichmuth geblickt hatte, begann, sobald sie von ihrer eigenen Gefangennehmung hörte, fürchterlich zu schreien und die Madonna anzurufen, ihre Unschuld zu beschützen. Die Hütte wurde nichtsdestoweniger verschlossen und der Zug setzte sich in Bewegung. Vernet versuchte Antonietta zu beruhigen und zu trösten; allein sie antwortete nicht, hielt ihre Augen zur Erde gerichtet und verharrte standhaft an der Seite Peppe Tesco's.

Als sie in dem Pachthofe ankamen, befahl Vernet daß Peppe Tesco, Pasquale und Annarella, gebunden wie sie waren, in ein befestigtes Zimmer des unteren Stockes verbracht werden sollten. Antonietta flehte, die Gefangenschaft ihres Pflegevaters theilen zu dürfen und dieser blickte auf sie mit einer Art Mitleid, beunruhigt vielleicht, sie französischer Zügellosigkeit unbeschützt ausgesetzt zu sehen. Wenn dem so war, so ermangelten diese Befürchtungen des Grundes, denn Vernet behandelte sie mit jeder einem jungen, unschuldigen Mädchen gebührenden Achtung. Er ließ ihr ein kleines, abgesondertes Zimmer einräumen und gab ihr eines der Landmädchen des Haushaltes zur Bedienung.

Am nächsten Morgen beorderten die Offiziere Peppe Tesco vor sich, da sie vor seiner Ablieferung in's Gefängniß zu Nicastro ein Verhör mit ihm anzustellen wünschten. Er zeigte sich verstackt und entschlossen, verweigerte jede Antwort auf ihre verschiedenen Fragen, und betheuerte nur, daß er lediglich sein Haus und die Ehre seiner Tochter vor ihren Angriffen habe schützen wollen, daß die Wunde an seinem Arm und die eingebildete Aehnlichkeit mit einem Banditen des Waldes Nichts beweisen, und daß er in aller Gerechtigkeit sogleich freigelassen werden sollte. Pasquale und Annorella wurden zunächst befragt und zwar mit mehr Erfolg; ihre schwächeren Gemüther waren gebrochen und in der Hoffnung, mit dem Preise ihrer Aussage gegen ihren Vorgesetzten die eigene Begnadigung zu erkaufen, legten sie ein ausgedehntes Bekenntniß ab. Aus diesem ging hauptsächlich hervor, daß Peppe Tesco einer der ersten Anführer in Benincosa's Bande sey, daß er seit seinen Knabenjahren das Banditenhandwerk getrieben habe, daß mehrere Mordthaten auf ihm lasteten, und endlich, daß Antonietta nicht seine Tochter sey, sondern das Kind eines vermählten Paares, welches bei einer Reise durch Calabrien vor vierzehn oder fünfzehn Jahren, umgebracht worden war.

Der letztere Theil des Bekenntnisses interessirte Vernet am meisten und seine eifrigen Fragen lockten noch weitere Details heraus.

Pasquale beschrieb ausführlich den Angriff, der am Saume des Waldes auf eine ausländische Familie stattgefunden; dieselbe Kugel hatte die sich umschlungen haltenden beiden Gatten getödtet und einer der Räuber seine Pistole auf das Kind gerichtet, als die junge Frau eines Andern herbeigestürzt sey und es gerettet habe. Die hilflose Waise wäre dann mit der Beute in die Räuberhöhle geschleppt und als das Kind des Banditen auferzogen worden, dessen Frau es beschützt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Explosion auf dem Great Eastern.

(Fortsetzung.)

Noch immer wußte Niemand, was in der Tiefe vorgegangen war. Da kam Kapitän Harrisan, der erste Kommondeur des Schiffes, zur Stelle geflogen, ergriff ein Seil, ließ sich an diesem, mitten durch den Dampf, in den großen Salon hinab und befahl sechsen von der Mannschaft, ihm zu folgen, damit etwa Verunglückten rasche Hilfe werde. Da unten fand er aber Niemand, als — seine Tochter, ein kleines Mädchen, das, wie durch ein Himmelswunder, unversehrt war und die er, ohne ein Wort weiter zu verlieren, durch das Deckenfenster hinaufziehen ließ. Dann setzte er ohne Verzug seine Wanderung nach verlorenen, verschütteten Menschen fort. Es war keine leichte Arbeit. Der kleine Damensalon war voll von Trümmern, daß man kaum vorwärts kommen konnte, Alles war zerbrochen, aufgewühlt, beinahe möchte man sagen aufgedreht; und dabei waren alle Räume durch den Dampf in Dunkelheit gehüllt. Durch die Dielen aber, die an vielen Orten auseinander klafften, sah man hinab in die untersten Räume, wo die Kesselofen stehen. Ihre Thüren waren durch die Explosion aufgeflogen oder aus der Angel gerissen worden. Und da der Zug nach oben fehlte, den der aufgeschlagene Schornstein früher vermittelt hatte, schlugen die Flammen aus dem Ofen nach innen zurück und drohten das Schiff zu verzehren. Zu dem aufsteigenden Dampfe gesellte sich der erstickende Rauch, der aus dem Ofen aufstieg. Die Lage war furchtbar. Ein Glück konnte man es nennen, daß nur so wenig Passagiere und unter diesen so viele Männer von praktischer Erfahrung an Bord waren. Dadurch wurde jeder Verwirrung von selbst vorgebeugt. Aber wie, wenn die Explosion sich im nächsten Schornstein wiederholen sollte! Er war ja ebenso mit einem Mantel, wie der eben aufgeflogene, versehen und der Mantel war glühend heiß. Hier war es Mr. Scott Russel, der Baumeister des Schiffes, der seine Pflicht verstand und ihr rasch Folge leistete. Von zwei Ingenieuren begleitet, stürzte er in den untern Maschinenraum herab, ließ alle Dampfventile öffnen, die Hitze im Schlott zu lindern und befahl, die Schnelligkeit des Laufes zu vermindern. Sein Kollege, M. Campbell, versammelte von der Mannschaft Alle, die nicht mit dem Aufsuchen Verschütteter beschäftigt waren, ruhig auf dem Vorderdeck um sich, damit sie verfügbar seyen, wenn ihre Arme nöthig wären. Das Schiff wurde auf Befehl des mittlerweile heraufgekommenen Kapit. Harrison gegen die Küste gesteuert, um dem Lande näher zu seyn, wenn es durch eine zweite Explosion heimgesucht, aber wenn der Brand aus der Tiefe vernichtend um sich greifen sollte. Schläuche wurden angeschraubt und vermittelst der Dampfpumpe ungeheure Massen Wasser in die Tiefe auf den Brandherd gefördert. Jeder arbeitete und half nach Leibeskräften, als plötzlich

der Ruf: „Ein Mann über Bord" erſcholl. Man eilte an die Brüſtung, und wirklich ſchwamm ein Menſchenleib in den Wellen hinter dem linken Schaufelrad. Es war einer von der Mannſchaft, ein Heizer, der arg verbrüht worden war und durch das Loch, aus dem die Aſche ausgeſchüttet wird, entweder hinabgefallen oder geſprungen war. Das Schaufelrad mußte ihn ſofort erfaßt und getödtet haben. Er rührte ſich nicht, als man ihm Rettungsſeile zuwarf. Das Schiff flog weiter und ließ den Leichnam hinter ſich. Das war wieder ein ſchrecklicher Moment. Mittlerweile hatten ſich einige wackere Burſche von der Mannſchaft bis in den eigentlichen Herd des Verderbens, bis zu dem Keſſelofen des vorderſten Schlotes, hinabgewagt, um nach den dort beſchäftigten Heizern zu ſehen, die man verloren glauben mußte. Es waren ihrer 12 unten geweſen. Sie lebten, aber unter ihnen nicht ein Einziger, der nicht arg beſchädigt war. Allmälig wurden ſie in die Höhe geſchafft. Einige kamen ohne fremde Hilfe die Treppe heraufgeſchlichen und gingen übers Deck weg, mit der Verſicherung, es werde für ſie weiter nichts auf ſich haben. Aber wer einmal in ſeinem Leben das Menſchenangeſicht eines durch eine Dampfexploſion Getroffenen geſehen hat, den täuſcht der Schein nicht leicht, ſelbſt wenn die Betroffenen, wie es hier der Fall iſt, ſelber keine Ahnung von ihrer Gefahr haben. Solche Menſchen bewegen ſich nach kurze Zeit (im Gegenſatz zur Pulvererplaſion, die gleich tödtet), aber ihr Gang gleicht dem von Nachtwandlern; ihre Haut iſt wie durchgeſotten; ſie ſchält ſich bei der leiſeſten Berührung ab, während die Betroffenen oft gefühllos für die ſtärkſten Brandwunden ſind; dann kommt zumeiſt Sprachloſigkeit, Delirium und der Tod. Auf dieſe Weiſe ſtarben ſchon vier von den Verbrüteten, darunter jene Erſten, die verſichert hatten, es werde für ſie nichts weiter auf ſich haben. Die acht Anderen befinden ſich auch in keinem troſtvollen Zuſtande. Man muß für ſie aufs Schlimmſte gefaßt ſeyn.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein eben ſo geiſtreicher als in der Regel höflicher Offizier ſaß neben der Tochter eines tiefverſchuldeten Generals. Sie hatte ſonſt die Huldigungen des liebenswürdigen Lieutenants ſehr gern angenommen; aber heute machte ſie Jagd auf ihren anderen Nachbar, einen reichen aber ſchon bejahrten Herrn. Der Wein hatte die Köpfe etwas warm gemacht, und ein Herr aus der Geſellſchaft ſchlug vor, Leberreime zu machen, welcher Vorſchlag allgemeine Zuſtimmung erhielt. Als die Hechtleber an das Fräulein kam, ſprach ſie mit ſpöttiſcher Verbeugung gegen den Lieutenant:

„Die Leber iſt vom Hecht und nicht von einem Schwein,
Wer um mich freien will, muß mehr als Lieutenant ſeyn."

Der Lieutenant nahm hierauf den Teller und ſprach:

„Die Leber iſt vom Hecht und nicht von einem Pfau,
Ein flotter Offizier nimmt keine Gans zur Frau."

In Jowa ſind die Zeiten ſehr ſchlecht: Niemand hat zu arbeiten, Niemand verdient etwas. Der Todtengräber Seiler in Muskatine beklagt ſich in der dortigen Zeitung bitter darüber, daß er nichts zu thun habe und Niemand mehr ſterben wolle; im Monat Mai habe er nur Ein Grab gegraben und doch zähle die Stadt 9000 Seelen. Selbſt zum Sterben ſind die Zeiten ſehr ſchlecht!

Dreiſilbige Charade.

Erſte und zweite Silbe.

Iſt noch ein l mit uns verbunden,
Dann ſind wir eine harte Plage,
Die oft zerſtört in wen'gen Stunden
Den Lohn des Fleißes vieler Tage.

Dritte Silbe.

Gewöhnlich nennt man Jene Gecken,
Die nur aus Eitelkeit mich hegen;
Doch der kann Neigung für ſich wecken,
Wer mich mit Anſtand weiß zu pflegen.

Das Ganze.

Gebrillt und meiſtens in Perücke,
Gekleidet ſelten nach der Mode,
Zeigt ſich das Ganze unſ'rem Blicke,
Und bleibt Philiſter bis zum Tode.

Auflöſung des Räthſels in № 114:

Spiegel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 116. Dienstag, 27. September 1859.

Antonietta.

(Fortsetzung.)

Die unglückliche Antonietta war in der Zwischenzeit zu klarem Bewußtseyn erstarkt und gedachte mit unbeschreiblicher Angst des Schicksals, welches Peppe Tesco erwartete. Jedesmal, wenn Vernet sie aufsuchte, fand er sie in Thränen und ungeduldig im Zimmer auf- und abgehend. Kein anderes Wort kam über ihre Lippen, als eine flehende Fürsprache für den gefangenen Räuber; auf den Knieen und mit herzzerreißenden Lauten beschwor sie ihn, ihren Pflegevater nicht zu tödten. Vernet bestrebte sich, ihr begreiflich zu machen, daß des Gefangenen Schicksal nicht von ihm abhinge, daß es seine Pflicht sey, ihn ins Gefängniß zu Nicastro abzuliefern, und daß man dort das Maß der Gerechtigkeit an ihn legen würde.

Ihrem Sinne jedoch waren Gefängniß und Gerechtigkeit gleichbedeutend mit Tyrannei und Mord, und so fuhr sie fort, Vernet anzuflehen, ihn in Freiheit zu setzen. Der junge Franzose erklärte ihr die Größe von Peppe Tesco's Verbrechen; allein theils hielt sie den Bericht für übertrieben, theils war sie, wie schon erwähnt, durch ihre Lebensweise verhindert worden, dieselben richtig beurtheilen zu lernen. Ein Gefühl des Entsetzens hielt ihn jetzt noch davon ab, sie mit der von ihm gemachten Entdeckung hinsichtlich ihrer Herkunft bekannt zu machen, daß der Elende, dessen Leben sie verschont wissen wollte, möglicherweise selbst einer der Mörder ihrer Eltern sey; überdies fürchtete er die Wirkung einer solchen Enthüllung auf ein Gemüth, das jetzt schon fast zerstört zu nennen war. Sie ihrerseits fuhr fort zu bitten und es war nicht leicht, ihr zu widerstehen.

„Ihr sagtet mir einmal," sprach sie, „daß ich schön sey, und daß Ihr mich liebtet, daß Ihr für mich sterben wolltet! Jetzt verlange ich nur diese Gunst, — gewährt sie, und ich will Euch bis ans Ende der Welt folgen, — für Euch sterben!"

Alles was er jedoch versprechen konnte, war, daß, falls Peppe Tesco Zeichen der Reue und Hoffnung auf Besserung geben sollte, er sich für ihn verwenden und bemüht seyn würde, sein Leben zu retten. Ihre Dankbarkeit war grenzenlos. Sie verlangte nur, zu ihrem Pflegevater gelassen zu werden und übernahm es, ihn zu dem Versprechen zu bewegen, nie wieder eine Waffe zu berühren. Die Erlaubniß wurde gegeben und sie schieden.

Vernet fühlte sich in der Erfüllung seiner Zusage durch das Eintreffen eines Befehls von Nicastro erleichtert, welcher anordnete, daß die Gefangenen bis auf Weiteres verbleiben sollten, da das Stadtgefängniß schon zu sehr gefüllt sey. Als Antonietta von ihrem Besuche bei Peppe Tesco zurückkehrte, theilte sie hocherfreut Vernet mit, daß Jener feierlich versprochen habe, im Falle seiner Begnadigung alle Verbindung mit der Räuberbande aufzugeben; darauf begann sie von Neuem den jungen Offizier an die Erfüllung seiner Zusage zu erinnern.

Vernet hielt jetzt den Augenblick für geeignet, sie mit den Greuelthaten ihrer früheren Gefährten in der Hütte bekannt zu machen; er glaubte ihr nicht länger verschweigen zu müssen, daß Peppe Tesco zu der Bande der Meuchelmörder gehörte, welche sie, als sie noch ein zartes Kind war, ihrer Eltern beraubt hatte. Mit Hilfe ihres natürlichen gesunden Verstandes gelang es ihm bald, ihr jene Begriffe von gesellschaftlichen Rechten und Pflichten beizubringen, welche ihr in Folge der Eigenthümlichkeiten des Schicksals bisher fremd geblieben waren. Dennoch war sie für des Räubers Leben besorgt.

„Ich muß dennoch für den unglücklichen Mann bitten," sagte sie. „Ich will ihn nie mehr wiedersehen! Denn ich hatte Vater und Mutter, und

vielleicht war er es, der sie tödtete. Oh! Ich könnte seinen Anblick nicht ertragen, — allein er erzog mich unter seinem Dache und mit aller ihm möglichen Sorgfalt, er war auf mein Wohl bedacht und oft gütig, sehr gütig gegen mich! Er darf nicht, — er soll nicht sterben!"

Vernet verpflichtete sich abermals, Alles aufzubieten, des Räubers Leben zu retten und gab ihr die Hoffnung, daß seine Bemühungen nicht erfolglos seyn würden.

Es wurde darauf beschlossen, daß Antonietta in dem Hause eines achtbaren Einwohners der nächsten Stadt einen zeitweiligen Aufenthalt nehmen solle und Vernet sah bald seinen lieblichen Schützling im Genusse von Freuden, die sie noch nie empfunden hatte, — des Antheils an der Ruhe und Eintracht eines tugendhaften Familienkreises. Eine unbestimmte Traurigkeit überfiel jedoch sein Herz, als er sie verließ; eine Traurigkeit, die um so unerklärlicher war, als er das Mädchen jetzt in Sicherheit wußte, und hoffen durfte, sie bald wieder zu sehen.

Die arme Antonietta war eben so niedergeschlagen und scheinbar mit gleich wenig gerechter Ursache: sie begleitete ihn bis zur Thüre, erwiederte den Druck seiner Hand und als er ihre Wangen gegen seine Lippen zu pressen wagte, flossen ihre Thränen darauf.

(Schluß folgt.)

Die Explosion auf dem Great Eastern.

(Schluß.)

All das Traurige, das wir bis jetzt erzählt haben, drängte sich in den Zeitraum von kaum einer halben Stunde zusammen. 20 Minuten nach der Explosion war die Veranlassung desselben kein Geheimniß mehr, waren die nöthigsten Vorsichtsmaßregeln getroffen, wußten Kapitän und Passagiere, daß dem Fahrzeuge weiter keine Gefahr drohe. Auch der Brand im untern Raume hatte der Dampfpumpe weichen müssen; und da beschloß der Kapitän, das Schiff seinen Weg nach Portland fortsetzen zu lassen, wo dessen Ausbleiben übermäßige Besorgnisse erzeugt hätte. So geschah es denn auch. Den Passagieren aber wurde nun gestattet, selber hinabzusteigen und sich die Verwüstung anzusehen. Sie war furchtbar und gar merkwürdig. Die eine Hälfte des mit so viel Geschmack und Aufwand verzierten großen Salons ein Labyrinth von Scherben aller Größe und Gestaltung; die vergoldeten Eisensäulen zerbrochen' gebogen oder wie Korkzieher aufgedreht; die Spiegel meist pulverisirt, die Goldrahmen in Stücken, die Möbel zersplittert, Teppiche und Vorhänge in Fetzen. Im anstoßenden kleinen Damensalon sah's noch schlimmer aus; am trostlosesten in dem darunter befindlichen Raume, wo die Unterdeck-Kabinen vertheilt sind und weiter unten, wo der Mantel sprang. Ingenieure könnten da am besten lernen, was der Dampf zu leisten vermag und Aerzte mögen, wenn sie können, das Räthsel lösen, wie so von den 12 Leuten, die da unten bis auf den Tod durch den Dampf verbrüht wurden und die dabei mitten unter herumfliegenden Eisenstücken standen, Keinem auch nur Ein Glied zerquetscht oder zerbrochen wurde. Der Dampf scheint in seinen Wirkungen hier beinahe so launenhaft wie der Blitz gewirkt zu haben. Wie erklärt sich's z. B., daß bei zwei von den größten Spiegeln des Galla-Salons das Glas ganz blieb, obwohl das Quecksilber von beiden wie abgeschmolzen erschien; während andere Spiegel, viermal so weit als jene vom Herde der Katastrophe entfernt, geradezu pulverisirt worden waren? Wie erklärt sich's, daß die ganze Eichentreppe, die in den Salon führt, zertrümmert werden konnte, ohne daß die Bücher auf den Gestellen desselben Salons auch nur von ihrer Stelle gerückt worden wären? Es ließen sich derlei Kuriositäten noch andere aufzählen. Doch genug davon und des Traurigen. Abgesehen von der Explosion selbst, an der weder die Größe noch die Gestalt des Great Eastern Schuld hatte und die sich auf jedem andern Dampfer, der das unselige Schlottmantelsystem angewendet hätte, ganz in derselben Weise erzeugen kann, hat sich der Great-Eastern auf dieser seiner ersten Probefahrt als das schnellste und sicherste Schiff der Welt erwiesen. Jeder Ingenieur an Bord versichert, daß kein Schiff des Meeres, sey es aus Holz, aus Eisen zusammengefügt, ja daß kein Werk von der Stärke der Britannia-Brücke einen solchen Stoß überlebt hätte. Was ferner von Sachverständigen nicht genug bewundert werden kann, ist, daß an den Maschinen auch nicht eine Schraube gelockert wurde, daß das Schiff unbeirrt mit Schraube und Rad fortarbeiten konnte, endlich daß man im Stande war, des Brandes so rasch Meister zu werden. Alle diese Wunder werden freilich nicht hindern können, daß der Ruf des Great-Eastern für den Moment getrübt ist und daß ihm das Publikum weniger trauen wird, als es sonst der Fall gewesen wäre. Aber die Zeit wird wahrscheinlich diese trübe

Erinnerung verwischen. Vor der Hand genüge die Mittheilung, daß er bei ungünstigem Winde, nothdürftig belastet und bei halber Geschwindigkeit seiner Maschinen, durchschnittlich 12 Knoten per Stunde machte; daß er mitten im starken Wogenschwall ohne merkliches Schwanken die Wogen durchschnitt, während andere große Schiffe denen er auf der Fahrt begegnet war, tückisch umhergeworfen wurden und daß von den Passagieren Keiner, auch die Damen nicht, über Anfälle von Seekrankheit zu klagen hatten. Doch wollen wir die letzte Angabe nicht verbürgen und noch weniger daraus einen Schluß auf alle Zukunft ziehen.

Mannigfaltiges.

Die Preuß. Ztg." bringt interessante Mittheilungen über die weltberühmte holländische Diamanteninduſtrie. Hiernach bestehen jetzt für das Schleifen der Diamanten, welche gegenwärtig fast ausschließlich aus Bahia eingeführt werden, (nachdem die früher so berühmten Minen des Orients, so wie die zu Golkonda, welche einst die schönsten Produkte lieferten, nur so wenig mehr aufbringen und die Diamanten aus Borneo nicht nach Batavia, sondern nach Singapore gehen), in Amsterdam fünf großartige Einrichtungen. Dieselben sind theils Privateigenthum, theils Eigenthum von Gesellschaften, deren Aktionäre aus sämmtlichen Amsterdamer Juwelenhändlern bestehen. Diese fünf Schleifereien enthalten etwa 872 Mühlen. Die größte Schleiferei, durch drei Dampfmaschinen von 95 Pferdekraft getrieben, setzt allein 538 Mühlen in Bewegung und beschäftigt 925 Arbeiter. Im Ganzen werden in Amsterdam an 3000 Diamantarbeiter verwendet. Die Kloover zerklüften den rohen Stein (bei weitem die schwierigste Arbeit) und die Schneider richten die Stücke für den Schliff zu. Die Kosten der vollständigen Bearbeitung des Diamants betragen ca. 6 fl. per Karat. Bekanntlich kann der Diamant nur durch den Diamant-n bearbeitet werden. Man bedient sich dazu des Diamantspaths (corunde), des Amarylis und der für den Schliff ungeeigneten Diamanten. Das echte Diamantpulver wird nichts destoweniger mit 200—250 fl. das niederländische Loth bezahlt. Man berechnet die Bruttomasse roher Diamanten, welche jährlich in Amsterdam bearbeitet werden, auf 250—300,000 Karat und den Arbeitslohn an sämmtliche Arbeiter auf 18 Mill. Gulden. Der ganze Umsatz des Amsterdamer Juwelenhandels wird auf 20—25 Mill. Gulden jährlich veranschlagt. Paris trachtete vor mehreren Jahren diesen Industriezweig an sich zu reißen, doch die damals dort errichtete Schleiferei fristet sich nur mühsam fort. Der Juwelenhandel war von jeher fast ausschließlich in den Händen der Juden; auch sämmtliche Arbeiter sind Israeliten. — Auch der berühmte Koh-i-noor (ein Eigenthum der englischen Krone) wurde in Amsterdam geschliffen. Es wurde zu diesem Behufe eine Dampfmaschine von 4 Pferdekraft errichtet und die Arbeit in 38 Arbeitstagen zu 12 Stunden vollzogen. Der Stein, ein ovaler Brillant, wog früher 186$^{1}/_{16}$ Karat; durch den Schliff wurde er auf 106 Karat vermindert, repräsentirt jedoch noch stets einen Werth von 1,300,000 fl.

Vom Samum oder Chamsin, dem Schrecken der Wüstenreisenden, lesen wir folgende furchtbare Schilderung. Jegliche Macht der Sprache ist unzureichend, diese schreckliche Plage der Wüste zu schildern. Vielleicht dürfte es dem Pinsel, unterstützt von der Feder, gelingen, einen unvollkommnen Begriff davon zu geben. Auf den Flügeln des Wirbelwindes und den Wogen des Donnersturmes rast der Samum in seinem feurigen Laufe daher, die ganze Natur mit seinem todtschwangeren Hauche verfengend. Er war von einer Linie feurigen Lichtes begleitet, welches einem flammenden Zuge glich, dessen dicker Rauch die ganze weite Fläche erfüllte und das Schreckliche dieser Erscheinung deutlich machte. Das Auge der Menschen und die Stimme der Thiere waren gegen den Himmel gerichtet, worauf Beide zur Erde stürzten. Gegen einen solchen Sandsturm hilft kein menschlicher Muth, keine Anstrengung rettet vor ihm; man muß sich allein auf die Vorsehung verlassen. Der Sturm ging über uns weg, indem er eines meiner Kameele begrub. Sobald wir uns von der Erde erhoben, mit gen Himmel ausgestreckten Armen für unsere Rettung dankend, erwachten wir zu neuen Schrecknissen. Des Samums austrocknende Zunge hatte das Wasser aus unseren Schläuchen geleckt, so daß wir nach der Errettung aus dem feurigen Sturme den noch schrecklicheren Tod des Verdurstens vor uns sahen. Zum Glück weht der Samum nur in den ersten 50 Tagen nach der Frühlingsnachtgleiche. — Der italienische Sirocco und der schweizerische Föhn stellen sich als die abgeschwächten Fortsetzungen dieser Landplage Afrika's dar.

Am grünen Tisch in Ems bemerkte man täglich von früh bis spät einen russischen Grafen, der ein Packet Karten zum Markiren und eine Schreibtafel vor sich liegen hat, berechnet, markirt, zählt, spielt, aber nie Geld auf den Tisch legt. Er spielt nur zum Schein, notirt seine fingirten Einsätze in die Schreibtafel und daneben den eingebildeten Gewinn oder Verlust und treibt dieses Spiel mit solcher Leidenschaft, als ob er dabei ungeheure Summen wagte. Wenn er gewinnt, strahlt sein Angesicht vor Freude; vergnügt geht er dann in den Kursaal, um vortrefflich zu diniren, und in die Galerien, um Allerlei einzukaufen. Verliert er aber, so ringen Zorn, Wuth und alle Leidenschaften in seinem Gesichte. Und das Alles bringt die Einbildung zuwege. Es wäre gar nicht zu verwundern, wenn er sich einmal in der Einbildung Alles verloren zu haben, eine Kugel durch den Kopf schösse. Doch vorläufig ist es noch nicht so weit. Seit einem Monat hat er, wie er aus seiner Schreibtafel beweist, der Bank 327.000 Franken abgewonnen. Ein anderes Original am grünen Tische ist ein Pariser Elegant, der von der Wahrheit des „Unglück im Spiele, Glück in der Liebe" tief durchdrungen, nur spielt, um zu verlieren, und dadurch seines Glückes bei dieser oder jener Dame desto sicherer zu seyn.

Die Lage der Hofmeister und Hauslehrer ist jetzt wie zu allen Zeiten keine beneidenswerthe, und doch war es das Schicksal so vieler großen Männer, mit einer solchen Stelle ihre Laufbahn eröffnen zu müssen. Auch der bekannte Encyklopädist Diderot hatte einmal das Glück, eine Hauslehrerstelle mit gutem Gehalt, aber auch mit ununterbrochenem Dienste zu bekleiden. Aber schon nach drei Monaten fand der große Geist die Plagen des Lehramtes unerträglich, und machte seinem Prinzipal eines Tages folgende Eröffnung: „Ich komme, mein Herr, um Sie zu bitten, sich einen andern Hauslehrer zu suchen; ich kann nicht länger bei Ihnen bleiben." — „Aber, Herr Diderot, was ist Ihnen denn nicht recht? Haben Sie zu wenig Gehalt? Ich will ihn verdoppeln! Gefällt Ihnen Ihr Zimmer nicht? Wählen Sie ein anderes. Wird Ihr Tisch nicht gut besorgt? Bestellen Sie sich, was Sie haben wollen ꝛc." — „Mein Herr, sehen Sie mich an," entgegnete der Philosoph, „seine Zitrone ist nicht so gelb wie mein Gesicht. Ich mache Männer aus Ihren Kindern, aber jeden Tag werde ich mit ihnen zum Kinde. Ich fühle mich hundertmal zu reich und zu wohl in Ihrem Hause, und dennoch muß ich es verlassen. Der Gegenstand meiner Wünsche ist nicht, besser zu leben, sondern nicht jetzt schon zu sterben."

Kürzlich transportirte ein Landjäger einen Gauner von Biebrich nach Eltville. Es war ein abscheuliches Unwetter, und der transportirende Gesetzvollstrecker konnte sich nicht enthalten, eine Verwünschung auszustoßen, daß man sich solchen Strapatzen aussetzen müsse um eines gemeinen Spitzbuben willen. Darauf entgegnete Letzterer: „Ei, für Euch seyn doch die Spitzbuben am allernützlichste." Landjäger: „Wie so das?" Spitzbube: „Ei, wann's kaa Spitzbube gäb', dann gäb's aach kaa Schandarme."

(Guter Rath.) „Liebe Tochter," sagte eine erfahrene Mutter zu ihrer unvermählten Tochter, „hüte Dich, Deinem Manne zu widersprechen, denn die Männer sind wie die Landtage — sie können die Steuern verweigern und das Budget beschneiden. Erkundige Dich stets nach dem Course der Aktien, ehe Du einen neuen Hut verlangst. Wenn Dein Mann spät nach Hause kommt, so thue, als ob Du schliefest und er wird es Dir den andern Tag Dank wissen und sich freuen, wenn Du zu glauben scheinst, er sey zeitig nach Hause gekommen."

(Bei der Mobilmachung.) „Hier, Herr Friseur Müller, ist die Einberufungsordre; morgen Vormittag 11 Uhr auf dem Landwehrdepot zum Einkleiden und Fassen!" — „Jott im Himmel, das is doch jar nicht möglich, da muß ich wahrhaftig reklamiren; mein janzes Jeschäft steht dann still und ich bin der einzigte Mann meiner Frau!"

In Königsberg ließen kürzlich zwei alte Damen ein Hündchen porträtiren, um das Porträt als Geburtstagsgeschenk zu verehren der Schwester des — abkonterfeiten Hündchens.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nr. 115:

Hagestolz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 117. Freitag, 30. September 1859.

Antonietta.

(Schluß.)

Vernet, begierig, sein Antonietta gegebenes Versprechen zu erfüllen und den erschütternden Gegenstand aus seinem Geiste zu bannen, begab sich am nächsten Morgen nach Nicastro. Es gelang ihm, die gefürchtete Todesstrafe für Peppe Tesco und seine beiden Mitgefangenen in Einsperrung in einer an der Küste gelegenen Festung zu verwandeln, und freudeerfüllt, mit dem Bilde einer sonnigen Zukunft vor Augen, bestieg er sein Pferd, um zurückzukehren.

Kurze Zeit nach Vernet's Aufbruch von seinem Quartier, stellte sich ein kleiner alter Mann in der Kleidung eines Bettelmönchs daselbst vor und verlangte mit dem Offizier zu sprechen. Er wurde vor Beauchamp geführt, dem er nach zahlreichen Begrüßungen und Segenswünschen entdeckte, daß er ihn an eine Stelle geleiten könne, wo eine Räubertruppe nebst der reichen Beute, welche sie eben gemacht hatte, leicht zu überraschen wäre. Er schien sehr besorgt für seine eigene Sicherheit und bat, als französischer Soldat verkleidet, sich unter die Andern mischen zu dürfen, um nicht von dem Landvolk als Führer erkannt zu werden; da diese nicht unterlassen würden, ihn den Banditen zu verrathen und damit gewissen Untergang über ihn zu verhängen. All dies bethörte Beauchamp: ohne zu überlegen, gerieth er in die Falle, und sechs bis acht Mann zum Schutz des Hauses zurücklassend, bereitete er sich mit dem Rest der Kompagnie zum Abmarsch vor. Zur großen Belustigung der Soldaten wurde der Führer vorerst seines heiligen Gewandes entkleidet und nicht ohne einige Mühe seine wohlbeleibte Gestalt in eine Chasseur-Uniform gezwängt, worauf ihn zwei von der Mannschaft in die Mitte nahmen. Man brach eilig auf; nach einer Stunde war die vom Mönch bezeichnete Stelle erreicht und Alles hielt sich schlagfertig. Da schlug der Letztere vor, wieder sein Mönchskleid anzulegen, um die Räuber, welche auf Schußweite verborgen lägen, desto sicherer in die Falle zu locken.

„Haltet Euch," sagte er, „einstweilen in diesem Gebüsch versteckt und rührt Euch nicht eher, als bis Ihr mein scharfes Pfeifen hört; — in zehn Minuten wird dann die ganze Bande mit der Beute in Eurer Macht seyn." Er bekleidete sich darauf wieder mit seiner geistlichen Hülle und schritt mit außerordentlich schnellem Gange dem Dickicht zu.

Die Soldaten folgten seinem Rath und legten sich lautlos und unbeweglich nieder; zehn Minuten vergingen, — eine halbe Stunde, als aber fast eine Stunde verflossen war und kein anderer Ton als das Zirpen der kleinen, im Walde herumflatternden Vögel sich vernehmen ließ, kam Beauchamp zu dem ärgerlichen Schluß, daß er angeführt worden sey, und mit herzhaften Flüchen über den vermeintlichen Mönch kommandirte er seine Leute zum Heimmarsch.

Als er sich der äußeren Thüre des Pachthofes näherte, bemerkte er zu seinem großen Schrecken, daß der Boden an verschiedenen Stellen mit Blut befleckt war und ins Haus eilend, erfuhr er bald den Zweck des verrätherischen Streiches, den man ihm gespielt hatte. Das Zimmer, in welchem Peppe Tesco und seine Gefährten eingesperrt gewesen, war erbrochen worden und zwei von den zurückgelassenen Leuten lagen todt beim Eingange. Einer der Soldaten, welcher ebenfalls verwundet war, theilte Beauchamp die näheren Umstände der Begebenheit mit. Bald nachdem dieser sich mit dem angeblichen Mönch auf den Weg gemacht hatte, war der Pachthof von einer Anzahl Banditen umringt worden, welche die Handvoll der zurückgebliebenen französischen Mannschaft angriffen; diese

hatten den Platz, so lange sie konnten, vertheidigt und sich, nachdem zwei von ihnen getödtet worden, mit den übrigen Bewohnern des Hauses in den oberen Theil eines kleinen viereckigen Thurmes zurückgezogen, von wo aus sie gesehen hatten, wie die Banditen die befreiten Gefangenen im Triumph hinwegführten.

„Wahrhaftig," sagte Beauchamp zu sich selbst, nachdem sich seine Wuth und Bestürzung einigermaßen gelegt hatten, „wahrhaftig, ich bin in eine schöne Schlinge gegangen! Wie soll ich dies bei Vernet verantworten? Er wird mich einen Narren heißen, weil ich einem Dinge in der Gestalt eines Mönches vertraute! Oh, ich werde mich schämen, ihm ins Gesicht zu sehen!"

Allein nimmer sollte er wieder dieses Antlitz von Leben durchleuchtet erblicken. Nichts hatte er mehr zu fürchten von einer spöttelnden Miene, — Nichts mehr zu hoffen von seinem mitleidigen, freundlichen Ausdruck! Diese hatten sich zum letztenmal bewegt und waren nun erstarrt in der kalten, erbarmungslosen Ruhe des Todes!

Der arme Vernet, frohen Muthes und nur von einem Soldaten begleitet, heimwärts galoppirend, hatte ein kleines Gebüsch nicht weit von seinem Quartier erreicht, als ein Schuß von ungesehener Hand seinen Gefährten zu Boden warf. In demselben Augenblick sah er Peppe Tesco neben einem Baume auf ihn zielen, — und in derselben Minute hatte des Schurken Kugel sein Herz durchbohrt!

Als die Banditen sich in der Hoffnung, Beute machen zu können, auf den Körper des unglücklichen jungen Mannes stürzten, fanden sie drei oder vier Goldstücke, — seine ganze irdische Habe, — einen Band des Horaz, eine Locke von Antonietta's Haar und die Begnadigung seines Meuchelmörders Peppe Tesco. Die Leiche Vernet's, sowie sein noch lebender, aber schwer verwundeter Begleiter, wurden Abends von einigen heimkehrenden Soldaten aufgefunden: der Letztere war noch im Stande, die Einzelnheiten des Vorfalls zu berichten.

Die traurige Nachricht erreichte in wenig Stunden Antonietta und tödtete sie fast. In der That endete in diesem Augenblick ihre wirkliche Existenz: denn nicht lange dauerte es, so begrub sie ihre Jugend, ihre Schönheit und alle Anlagen zur höchsten Tugendvollendung in der Einförmigkeit eines Klosters.

Mannigfaltiges.

(Ein Hund in der Schlacht von Solferino.) Die „Schützenzeitung" erzählt: Der Musikbande des Regiments König von Hannover folgt ein Hund, der durch 15 Jahre treu und wacker im Frieden und im Kriege, auf Paradeplätzen und Schlachtfeldern diente, und die große Trommel durch Städte und Länder von Holstein bis nach Sardinien zog. Derselbe diente wie erwähnt durch 15 Jahre in dieser Eigenschaft, nachdem sein Vorgänger, ein Neger, entlassen worden war, und machte die Feldzüge von 1848 und 1849, den Zug nach Holstein unter FML. Legedutsch und neuestens den Feldzug gegen die Franco-Sarden mit. In der Schlacht von Solferino gerieth er in französische Gefangenschaft. Beim Vorrücken gegen den Feind wurde ihm nämlich, „wie erzählt wird", durch einen Granatensplitter an seinem Trommelfuhrwerk etwas beschädigt, der Hund wurde scheu, daß er nicht mehr aufgehalten werden konnte. Die Franzosen fingen ihn nun sammt seiner Trommel ab, und nahmen ihn in Gewahrsam. Nach vier Tagen erschien aber das Thier wieder im Lager von Verona, wo er bald sein Regiment herausgefunden hatte. Noch lag ihm um den Hals der abgerissene Strick, welcher ihn fast zu erwürgen drohte. Gegenwärtig befindet sich das treue Thier im Werbbezirk des Regiments, Theresienstadt in Böhmen, wohin er mit Transport gebracht wurde, und wo er zeitlebens noch das Gnadenbrod zu essen bekommt. Der Hund zeichnete sich fortwährend durch musterhafte Ordnung und durch Anhängigkeit an die Musikbande aus. Marschirte diese weg, war er in der Kaserne nicht zu halten, und bald war er auf dem Platze, auf dem die Bande spielte, bei welcher er auch dann gleich seinen Platz in der Nähe der großen Trommel einnahm. Beim Marsche behauptete er seine Stelle, ohne daß er geführt zu werden brauchte, knurrte sogar, wenn ein Bandist vor oder hinter ihm nicht Distanz hielt und dadurch ihm zu nahe trat. Der Hund war aber auch bei der Mannschaft allgemein beliebt, und für seine Menage und seinen Sold wurde pünktlich gesorgt; der Abdecker von Pesth aber denkt vielleicht heute noch an die Tracht Schläge, die er erhielt, als er den Hund, welcher gegen das Gesetz ohne Maulkorb herumging, abgefangen hatte.

Nach der Schlacht von Magenta sah ein Zuave unter den österreichischen Gefangenen einen noch

sehr jungen deutschen Soldaten, der durch einen Bajonetstoß in den Schenkel ziemlich schwer verwundet war, sich nur mühsam fortschleppte, leichenblaß aussah und jeden Augenblick ohnmächtig werden zu wollen schien. Von Mitleid ergriffen ging der Zuave zu dem blutjungen Menschen heran und sagte, indem er auf seinen Tornister deutete: „Keyserlick montez ce petit Sebastopol!“ — Und um sich durch eine Pantomime verständlicher zu machen, bückte er sich bei diesen Worten, und voller Freude erkletterte der Oesterreicher den Rücken seines mitleidigen Feindes, wo er sich dann auf dem Tornister so bequem als möglich setzte. — Einige Zeit war der Marsch fortgesetzt worden, als der Zuave fühlte, daß sein Gefangener unruhig zu sitzen begann und gleich darauf in seinem Genick etwas Kaltes fühlte. — „Sacré que faites vous donc?“ rief er ihm zu und sah sich zugleich nach seinem Reiter um. — Erschrocken über den wilden Blick seines bisher so gutmüthigen Trägers hielt der Gefangene ihm eine Locke hin, die er soeben mit einer mühsam erlangten Scheere dem Zuaven abgeschnitten hatte, und sagte dazu mit treuherziger gerührter Stimme: „Franzuß! Zuwenihr! Zuwenihr!“

Das Pferdefleisch wird jetzt in Frankreich sehr häufig als Geflügelfutter verwendet. Das Fleisch wird hiezu in kleine Streifen geschnitten. Dieses Futter soll ganz besonders auf das Eierlegen Einfluß haben und zwar nicht nur größere Eier bewirken, sondern auch ein regelmäßiges Legen, das gewöhnlich im Winter schwächer ist oder ganz aufhört, auf das ganze Jahr ausdehnen. In dieser Beziehung äußert also Fleischfutter besonders seinen Einfluß während des Winters, wo sich Geflügel weniger im Freien durch Scharren animalische Nahrung in Form von Würmern ꝛc., wie es im Sommer möglich ist, verschaffen kann. Gleich gute Wirkung zeigt sich auch bei Mästung von Geflügel, wenn Fleisch in Verbindung mit passendem vegetabilischen Futter gegeben wird, wobei jedoch auch, wie bei den Schweinen, in den letzten Wochen, ehe man das Geflügel zu Markte bringt, mit dem Fleischfutter ganz abgelassen wird und meist nur Körner gegeben werden, um hierdurch dem Geflügelfleisch feineren Geschmack zu verschaffen. Als ein Beispiel der großartigen Verwendung, welche mit diesem Material zur Geflügelzucht gemacht wird, diene das Geschäft des Hrn. de Sora, einige Meilen von Paris gelegen. Es werden darin jährlich ungefähr 100.000 Hühner vorherrschend mit Fleisch ernährt. Den großen Bedarf davon bezieht Hr. de Sora aus den abgängigen Pferden der französischen Hauptstadt, von denen er jährlich mehrere Tausend aufkaufen und in einer eignen in Paris befindlichen Abdeckerei schlachten läßt. Das Fleisch wird mittelst einer Maschine in kleine Stücke zerhackt, leicht eingesalzen in Tonnen gepackt und in dieser Form auf den Geflügelhof geschafft, um verwendet zu werden. Bei der Fütterung soll eine kleine Zugabe von feinem schwarzen Pfeffer dem Geflügel sehr zuträglich seyn. Dieses Geschäft, das noch vor wenigen Jahren nur 300 Hühner zählte, ist in dieser kurzen Zeit auf diese Größe gestiegen, welcher Erfolg ganz besonders diesem eigenthümlichen, sonst ziemlich verachteten Futtermaterial zuzuschreiben ist.

Dr. Halleur, ein geborner Güstrower, der seit Jahren von der englischen Regierung in Kalkutta angestellt ist und augenblicklich, auf einer Urlaubsreise begriffen, in Doberan weilt, gibt ein nach seiner Behauptung untrügliches Impfmittel gegen die Cholera an, welches selbst in Ostindien, wo die Krankheit weit schlimmer auftritt, fast nie des Erfolges verfehlt; es ist folgendes: Man nehme 1 Drachme Quaisstaipäne, setze 1 Unze Alkohol hinzu und lasse es 1—2 Tage an der Sonne stehen. Man macht zum Gebrauche mit einem Okulir- oder Federmesser am Oberarm eine kleine Wunde und wischt von der Tinktur in dieselbe. Bei schon bedenklichen Patienten muß die Wunde am wärmsten Theile des Körpers gemacht werden, am besten am Rücken. Der Patient darf nicht an Ammoniak riechen, noch Spirituosa genießen; ganz sicher, behauptet Dr. Halleur, hilft dieses Mittel, wenn es gleich angewendet wird und der Patient nicht viel medizinirt hat und zwar in wenig Stunden. Dr Halleur hat in Kalkutta im Hospital ꝛc. von 3000 Kranken nur 25 verloren und zwar nur solche, die zu lange mit der Anwendung gewartet hatten. Jeder Nichtkranke kann es als sicheres Präservativmittel anwenden.

Die englische Kunstanstalt von A. H. Payne in Leipzig veranstaltet eine öffentliche Verloosung von Gemälden, Stahlstichen und illustrirten Werken im Werthe von zweitausend Thalern zum Besten der Verwundeten und der Wittwen und Waisen gefallener Krieger des österreichischen Heeres. Es werden 6000 Loose zu zehn Ngr. ausgegeben. Die Gewinne bilden: 1) Zehn Oelgemälde im Betrag von 740 Thlr.; „Mädchen

mit Ziege" von de Bruyckere in Antwerpen zu 120 Thlr. ꝛc., sämmtlich in werthvollen Rahmen. 2) Zehn Exemplare „Gallerien von Dresden" zu 11½ Thlr. 3) Zehn Exemplare „Museen in Berlin" zu 8½ Thlr. 4) Fünfzig Exemplare „Reinecke Fuchs" zu 3 Thlr. 5) Hundertfünfzig Bände „Illustrirtes Familien-Journal" zu 27 Ngr. 6) Fünfhundert große Kunstblätter zu 1 Thlr. 7) Achthundertvierzig Prachtstahlstiche der Dresdener Gallerie zu 10 Ngr.

Die Gegend von Eisenach ist bekanntlich ein Hauptfundort des sogenannten Heerwurmes, welcher nach dem alten Volksaberglauben Krieg bedeutet, weil seine fortschreitende Bewegung unaufhaltsam ist, wie eine Heersäule. Vor einigen Tagen konnte man im Annathal den Heerwurm wie gewöhnlich von Osten nach Westen ziehen sehen. Er war etwa 10—12 Fuß lang, nach vorn von der Dicke einer starken Ringelnatter, nach hinten zu schmäler werdend und bestand aus unendlich vielen Larven der Tipula oleracea (Gemüse- und Wiesenschnake) oder der schwarzen Trauermücken (Sciara Thomae) oder einer verwandten Mückenart. Der Kopf der Larve ist glänzend und durchscheinend. Aus dem Heerwurm wurde ein 5—6 Zoll langes Stück herausgenommen und als Haufen auf einen Tisch gelegt; die ganze Masse der nicht aneinander schließenden Larven ordnete sich alsbald zu einem Kreisringe an, bis an einer gewissen Stelle des Umfanges eine Anzahl eine andere Richtung annahm und der Kreisring immer dünner wurde, bis alle Larven zusammen zu einem vorn breiteren, hinten schmäleren Bande geordnet, sich vorwärts bewegten.

Die europäischen Gutsbesitzer und Bauern wird es interessiren, zu erfahren, daß der vielgeschmähte, allenthalben verfolgte, mit Vogelscheuchen und Vogeldunst bis auf den Tod gehetzte Sperling in Australien ein gefragter Artikel geworden ist und daß an Bord des „Swordfish" vor kurzem deren 300 nach Neuseeland befördert worden sind. Die Raupen hatten dort auf den Feldern gar zu arg gehaust und da will man versuchen, den Spatz zu akklimatisiren. Seine Intervention wird hoffentlich von Nutzen seyn und mit anderen Interventionen wahrscheinlich das Eine gemein haben, daß sie eine bleibende wird.

So sehr das Bartragen in England verpönt war, so sehr hat die Lust daran zugenommen, seit die zahlreichen Fremden die Londoner davon überzeugen, daß der Bart dem Manne sein natürliches Ansehen gebe. Die Komwis in verschiedenen Geschäften fangen schon an, Bärte zu tragen, stoßen aber begreiflicherweise noch auf das alte Vorurtheil. Als kürzlich ein Bankier in Newcastle bemerkte, daß eine Anzahl seiner Clerks der Bartlust fröhne, ließ er diese zu sich rufen und hielt ihnen folgende Rede: „Ich habe Nichts dagegen, meine Herren, daß Sie sich außer den Geschäftsstunden so viel Vergnügen machen und so viel Narrenpossen treiben, als Ihnen beliebt; während der Geschäftszeit muß ich mir diese jedoch verbitten. Nach 5 Uhr können Sie demnach ihre Bärte tragen, bis dahin aber muß ich bitten, daß Sie so wie bisher rasirt erscheinen."

Eine romantisch-tragische Geschichte hat in Venedig großen Eindruck hervorgerufen. Die schöne Tochter eines Bürgers — so berichtet man der „Triester Ztg." aus Venedig vom 20. Juli — unterhielt nämlich seit längerer Zeit ein intimes Liebesverhältniß mit dem Sohn eines alten Patricier-Geschlechtes, dessen Familie nichts von dieser Verbindung wissen wollte. Vor einigen Wochen erkrankte der junge Mann an einer Lungen-Entzündung und da die Communication zwischen den beiden Liebenden gehindert war, so konnte das Mädchen nichts Näheres über die Gesundheitsverhältnisse ihres Geliebten erfahren, sondern wußte nur, daß er krank war. Vor einigen Tagen fuhr das erwähnte Mädchen in Begleitung einiger Bekannten nach der Insel Murano. Im Vorbeifahren bei dem Franziscanerkloster in St. Michele wurde der Antrag gestellt, auszusteigen und die Messe anzuhören. Gesagt, gethan, und nach der Messe wurde auch dem daneben liegenden Gottesacker ein Besuch abgestattet. Ein neues prächtiges Grabmal zog die Blicke des Besuches auf sich; die Erste, welche sich demselben näherte, war das junge Mädchen. Arglos las sie die das Grabmal zierende Inschrift und las — den Namen ihres Geliebten, welcher vor zwölf Tagen gestorben war. Bewußtlos stürzte die Bedauernswerthe zusammen. Als sie wieder erwachte, war das Licht der Vernunft bei ihr erloschen und seit drei Tagen befindet sich die Unglückliche als tobende Wahnsinnige in der dortigen Irrenanstalt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 118. Sonntag, 2. Oktober 1859.

Zwei Frauen.

Ein Pariser Konversationsstück von Karl Teschner.

1.

Die Viper der Salons.

Baronin d'Herfin ließ in ihrem Salon die Kronleuchter anzünden und ertheilte dabei ihrem Kammerdiener Lorenz allerlei Befehle in übler Laune.

„Höre, Lorenz," sagte sie, „ich mache Dir Vorwürfe über die Manier, wie Du meine Gäste anzumelden pflegst, und dennoch ist dieses Geschäft sehr wichtig im Gebiete der nothwendigen Etikette. Ich erwarte, daß Du nicht wieder so ungeschickt verfährst wie vorigen Dienstag, wo Du zum Beispiel bei der Anmeldung einer gemeinen bürgerlichen Frau, deren Namen der schlechteste von der Welt ist, die Thüre mit großem Geräusch öffnetest und mit Donnerstimme riefst: „Madame Voiret!" so daß ihre schlappige Robe erst recht auffallen mußte. Gleich darauf kam der Graf d'Esteve, Bruder eines Ministers, und Du hieltest es für gut, seinen Namen mit verlöschender Stimme zu rufen, als wenn er ein ordinärer Mann wäre. Daß Du doch niemals die Gebote der Etikette beachten lernst, und wirst doch so oft instruirt! Merke Dir's, Du mußt besser unterscheiden: im Tone, im Oeffnen der Salonthüre, in der Manier, Dein Kompliment zu machen, muß die Gradnirung der Gesellschaft liegen, und wenn vornehme Leute erscheinen, mußt Du ihre Namen und Titel mit gehörigem Ausdruck nennen."

„Warum lachen Sie!" sagte sie dann beißend zu ihrem Gemahl, als der Diener sich entfernt hatte, „es scheint mir, als wollten Sie sich über mich mokiren!"

„Ei, ich werde mich hüten!" entgegnete Baron d'Herfin lächelnd, fast spöttisch; „die Verhaltungsbefehle, welche Sie dem Diener gaben, sind sehr gerechtfertigt. Ein guter Kammerdiener muß wie die vierte Seite unserer großen Journale seyn, wo man nicht die Anzeigen der Löwenpomade und der Werke Lamartine's oder Musset's untereinander wirft."

Diese Erklärung befriedigte die Baronin; sie erwartete mit Spannung den ersten Ton der Hausglocke, um jenes reizende Lächeln anzunehmen, welches sie bei allen Levers Dienstag Abends in ihr Antlitz zu locken wußte.

Der Salon füllte sich allgemach; Lorenz vollzog seine Verhaltungsbefehle mit Delikatesse. Er nannte mit starker Stimme die Namen von drei oder vier Grafen und Baronen, und erntete den sichtlichen Beifall seiner Gebieterin, was ihn zu Mehrerem anspornte. Aber war es der den Franzosen angestammte Witz oder wirkliche Kammerdienerpraktik: er that zu viel. Ein kleiner Herr, dick und rund, lächerlich modernisirt, präsentirte sich.

„Ihr Name?" fragte Lorenz.

„Herr Jaquinet," erwiederte der kleine Dicke, und Lorenz annoncirte mit großer Emphase: „Herr Baron von Jaquinet!"

Der kleine Herr war ganz verdutzt und stieß beim Eintritt gegen ein Fauteuil. Der bürgerliche Zieraffe verliert leicht die Contenance, wenn er unter die Aristokraten geräth.

Einige Augenblicke später erschien Madame Voiret; ihre respektable Robe war schon drei oder vier Winter im Feuer gewesen, und die Krinoline vermochte ihre Invalidität nur schwer zu verbergen.

Lorenz riß beide Flügelthüren mit großem Geräusch auf, und meldete mit sonorer Stimme: „Madame de Voiret!" gerade als wenn er eine Herzogin zu annonciren hätte.

Jetzt aber sammelte er seine gesammte Kammerdienerkunst und die ganze Kraft seiner Stimme.

Er introduzirte eine kleine Frau von etwa siebenundzwanzig Jahren, blendend durch Diamantschmuck und durch Schönheit, eine Perle der Salons und der Mode: Madame Desparvilles. Sie erschien in Begleitung ihres Mannes, der, während seine Herrscherin mit großer Prätension ihre Spitzen ordnete, das entsetzlichste Niesen bekommt, das den ganzen Salon durchschallt und den Baron d'Herfin zu einigen witzigen Bemerkungen veranlaßt.

„Sie würden weniger spotten, lieber Baron," sagte Desparville gutmüthig, „wenn Sie das Motiv dieses entsetzlichen Schnupfens wüßten. Ich will es Ihnen sagen: Meine Frau hat, wie Sie sehen, gering geschätzt fünfundzwanzig Meter Stoffe an sich, und einen Umfang wie der Genfer See. Heutzutage geht ein geplagter Mann mit seiner Frau zur Soirée, wie Poitevin oder Godard mit einem Ballon in die Luft. Meine Frau zum Beispiel nimmt mit ihrer schauderhaften Krinoline den ganzen Raum des Wagens ein, und ich Aermster bin gezwungen, mich neben den Kutscher zu setzen und alle Schrecknisse der Zugluft über mich ergehen zu lassen. So bildet mein Schnupfen die Ouvertüre der Bälle und Soiréen, und endet erst, wenn die Saison vorüber ist."

Madame Desparville lacht mitleidslos über die Klagen ihres Mannes und nimmt Platz in einem Armsessel, indem sie um sich einen wahren Hof von Gewändern bildet. Emmeline (so ist der Name dieser Holden) ist eine niedliche, geistreiche und verführerische Kreatur, blond wie ein Erzengel und schlecht wie ein Teufel. Ihre Unterhaltung gleicht einem feingewebten Netze, worin sie alle Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten ihrer guten Freunde fängt, wie man Mücken in einem Spinngewebe fängt. Ihr Herz ist eine Luftpumpe, ihre Empfindungen sind alle affektirt und ihre Tugend ist längst erstickt, wie die kleinen Vögel, welche unter die Luftpumpe gebracht werden, weil diese Tugend verdammt war, in ihrem leeren Herzen zu wohnen. Emmeline gehört zu der Gattung der Brillenschlangen, welche unsere Naturforscher mit Stillschweigen übergehen, während sie Rudolph Gottschall in seiner „Naturgeschichte der Frauen" erwähnt. Der Franzose Lacepède theilt die Schlangen in acht Familien, worunter die gewöhnliche Viper und die Klapperschlange wohl erwähnt ist, aber er hat eine Neunte, in Paris sehr häufig vorkommende Klasse vergessen: die Viper der Salons.

Emmeline, eine von diesen Vipern, eine der vornehmsten sogar, kümmert sich nur dann um ihren Mann, wenn er der Arm ist, der sie zur feinen Gesellschaft führt, oder ihre Luxusrechnungen bezahlen soll. Dennoch ist dieser arme Mann ihr äußerst ergeben. Seine Liebe, ihr ganz geweiht, ist uneigennützig und arglos. Er hält die Ehe für den Bund zweier Herzen vor Gott, nicht für die Vereinigung zweier Geldsäcke vor der Mairie. Er betrachtet speziell seine Ehe als den Roman der Liebe, dessen Blätter nicht aus Bankbillets bestehen, obschon es ihm an letzteren nicht fehlt, denn er ist reich. Desparville ist kein stürmischer Liebhaber mit großen Leidenschaften, wie sie die Romanciers schildern, er ist einfaches Familienhaupt und gemüthvoller Gatte, schuldlos frommen Sinnes, und sucht seine Ehre in pünktlicher Erfüllung seiner Pflichten. So gern er auch sähe, daß seine Emmeline, anstatt in den Salons die erste Dame zu spielen, lieber im einfachen Hauskleide in seiner Gesellschaft bliebe, so hat er sie deßhalb nicht weniger lieb und nimmt ohne Murren seinen Platz neben dem Kutscher, wenn sie zur Gesellschaft fährt, oder hält Nächte lang auf den Bällen aus, weil seine eitle Frau es liebt, hier unter den vornehmsten Sternen zu glänzen. Er verliert kein tadelndes Wort, wenn Emmeline in unersättlicher Putzsucht immer neue und kostbare Roben verlangt. So musterhaft Desparville als Gatte, so angenehm ist er in jeder andern Lebensbeziehung, und seine Anschauungen widersprechen ganz der Pariser Korruption. Das Duell z. B., das in Paris so sehr an der Tagesordnung ist, hält er für eine blutige Absurdität, obschon er gerade alle Ursache hat, die Fechtkunst unter seine Geschäfte aufzunehmen, denn der Arm des Mannes ist oft nur der Bürge, der Zeuge einer schmähsüchtigen Frau, und Desparville's Frau, diese Rose der Salons, verwundete Andere so oft mit ihren Dornen, daß Desparville Mühe hatte, alle ihm angebotenen Duelle abzuweisen. Er gilt deßhalb für einen feigen Mann, weil man in der überzivilisirten, feinen Pariser Gesellschaft seinen Ruhm in das Duell setzt, und den Muth, sein Leben an den ersten besten Raufbold zu liefern, oder eine Kugel in's Herz des Freundes zu jagen, für eine große christliche Tugend hält. Desparville ist, wie gesagt, kein Freund des Duells, dagegen versteht er Griechisch und Latein, ist bewandert in der Literatur der großen Poeten und Philosophen, und kümmert sich mit Vorliebe um die neuesten Erscheinungen auf den Wissensgebieten. Dennoch war er eines Tages genöthigt, sich um seiner Frau willen zu schlagen. Er wurde verwundet und kehrte zurück, den Arm in der Schärpe.

„Madame," sagte er diesmal verdrießlich zu seiner Frau, „ich muß Sie bitten, mich künftig

mit derlei blutigen Spielereien zu verschonen. Ihre Médisance ist immer zu Angriffen bereit und das Jahr hat dreihundert fünfundsechzig Tage, ich aber habe nur zwei Arme."

Aber es ist nicht leicht, Emmelinen Schweigen aufzulegen. Auch die Levers der Baronin d'Herstn bieten Gelegenheit zu scharfen Witzeleien und Verleumdungen, deren sich Emmeline nur zu gern und zu oft bedient.

(Fortsetzung folgt.)

Im Luftballon.

Humoreske, mitgetheilt von A. B.

Es war an einem schönen Frühlingsnachmittag des Jahres 1981. Wir fuhren mit einer Geschwindigkeit von zwanzig Meilen die Stunde mit der Schnellfahrt des Ballons Osträa von Basel nach Frankfurt. Weil über dem Schwarzwald ein heftiger Wind ging, waren wir in eine bedeutende Höhe emporgestiegen, und befanden uns oberhalb eines leichten Wolkenvorhangs, den der warme Südwest das Rheinthal entlang trieb. So war von der schönen Gegend, über welche wir hinschwebten, auch selbst aus der Vogelperspektive Nichts zu sehen und ich fing an zu bereuen, daß ich für meine Unterhaltung auf diese trügerische Aussicht gerechnet hatte, statt beim Einsteigen in der Luftstation oberhalb der Drei Könige zu Basel, für fünf Centimes einen der starken Bände der dort feilgebotenen Ballonromanbibliothek zu kaufen. Denn die paar Stunden der Fahrt konnten doch nicht gerade mit Gähnen herumgebracht werden und ich hatte nicht einmal auf unterhaltende Reisegesellschafe spekulirt. Unbedachter Weise war ich beim Einsteigen, ohne auf die schlanken Taillen und kleinen Füßchen zweier Damen im Bloomerkostüm, die in das Coupe stiegen, zu achten, in die Rotunde unseres Luftschiffchens gestolpert und als ich mich jetzt in diesem Raume umsah, erblickte ich darin nur Herren und zwar alle mit mehr oder weniger gelangweilten Gesichtern. In solchen Fällen war zu allen Zeiten und bei allen zivilisirten Völkern auf Reisen, einerlei mit welcher Gelegenheit, das Schlafen das beste Auskunftsmittel. Ich rücke mich also in einer Ecke zurecht, und war eben im Begriff einzunicken, als, etwa auf der Höhe von Straßburg, der Schnellballon von Paris nach Stuttgart in geringer Entfernung von uns vorbeisauste und in unserer bis dahin schweigsamen Gesellschaft ein Unterhaltungsthema aufwarf.

„Wie schrecklich, wenn es einen Zusammenstoß gegeben hätte," sagte ein schmaler und blasser Herr in mittleren Jahren, der vorwärts gebeugt, nur mit halbem Körper auf dem Kissen seines Sitzes saß, darauf hin- und herrückte, bald herauf, bald herunter, bald rechts, bald links blickte und überhaupt in allen Bewegungen Unruhe und Unsicherheit verrieth.

„Was! Zusammenstoß!" warf dem Aengstlichen sogleich ein starkgebauter und rothbäckiger junger Mann mit vollem schwarzem Bart und Haar, offenbar cholerischen Temperaments, entgegen. „Lächerlich! Wie kann hier durch einen Zusammenstoß ein Unglück vorkommen? Die Zeiten sind vorbei! So etwas passirte nur in den finsterſten Tagen des bekanntlich nur sehr mittelmäßig erhellten vorigen Jahrhunderts, bei den ersten Anwendungen der Luftschiffahrt und dann früher, vor vielen Jahren, als sich die stupide Menschheit auf Gefahr von Arm und Bein, noch von dem Schneckengang der Eisenbahnen schleppen ließ. Aber jetzt — lächerlich!"

„Man kann doch nicht wissen," wandte der Aengstliche eingeschüchtert ein. „Es soll doch noch manchmal Etwas vorkommen. Einer meiner Neffen, der vorige Woche einen kleinen zweitägigen Ausflug nach Oberaegypten gemacht hat, hörte dort Augenzeugen von einem Vorfall reden, der kurz vorher oberhalb der Nilquellen vorgekommen war und schlimme Folgen hätte haben können. Die äußerste Linke des zentralafrikanischen Parlaments war, von Tumbuktu aus, mit einer Extrafahrt auf einer Vergnügungsreise nach dem rothen Meer begriffen, der Postballon von Kalkutta kam hinter einer Wolke her, welche dinselben Weg verfolgte wie er und die beiderseitigen Signale verdeckte, so daß —"

„So daß," fiel der Cholerische ein, „die beiden Ballone mit ihren Wänden aneinander- und wieder auseinanderprallten, worauf jeder seinen Weg fortsetzte, während die Passagiere nur eine leichte Schwankung ihrer Schiffchen empfanden, wie ich den Tag darauf in der Frankfurter Morgenausgabe der sehr zuverlässigen Petersburger chinesischen Zeitung gelesen habe. Das war Alles! Ist Das der Rede werth?"

„Einige Fensterscheiben sollen doch zerbrochen gegangen und mehrere Personen durch die Erschütterung luftkrank geworden seyn," wandte der Aengstliche ein.

„Na und da!“ lachte der Andere. „Wer nervös genug ist, um der Luftkrankheit zugänglich zu seyn, darf sich darüber nicht beklagen, sondern bestiege besser nie ein Schiffchen, denn für so empfindliche Personen kommen diese Zustände sehr leicht vor, sogar, wenn man nur den Wind gegen sich auf der Seite hat. Aber was ist das Alles gegen die furchtbare Wasser- oder Seekrankheit, welcher die Personen ausgesetzt sind, die weiland zu Schiff auf dem Meer oder großen See reisten?“

„Das mag seyn,“ meinte der Aengstliche, „ich fahre auch nie mit einem Luftschiff, wenn ich nicht, wie jetzt, den Wind im Rücken habe. Meine Nerven sind mir lieber als alle Luftreisen auf der ganzen Welt.“

„Was Nerven und was Wind!“ rief plötzlich neben mir mit auffallender Lebhaftigkeit ein alter Herr. „Was doch die Jugend heutzutage so verzärtelt ist! In meinen jungen Jahren, als die Luftschifffahrt noch ein rareres Ding als jetzt war, kam es keinem Menschen darauf an, ob so ein Ding einmal zerplatzte und Alles ins rothe, schwarze und weiße Meer fiel oder nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In einem Schaufladen Breslau's, in welchem ein Photograph seine Probearbeit ausgestellt hat, hing noch vor wenigen Tagen ein Bild, das Porträt einer jungen hübschen Dame. Da ging ein junger Mann aus der Provinz vorbei, dem das Porträt gefällt. „Die wird geheirathet!“ denkt er und eilt in das Atelier des Künstlers, um sich nach Namen und Stand der Dame, natürlich unter dem heiligsten Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit, zu erkundigen. Dies erfahren, zu ihr eilen und zu Füßen stürzen, war das Werk einer Stunde. — Der Roman ist zu Ende, — die Verlobung ist geschehen und Beide sind glücklich! Wahrscheinlich werden die Photographen jetzt viele Damenporträts für ihre Schaufenster zu fertigen haben.

Unter allen Erfindungen der Neuzeit ist keine, die in so kurzer Frist so viele Patente und Brevets ins Leben rief, wie die Krinoline. Allein in Paris sind in den vier Jahren, daß die Mode besteht, 96 Brevets genommen, von denen einzelne bis 7 Erfindungspatente einschließen. Im Jahr 1855 wurden 4 Patente gegeben, 16 im Jahre 1856, 30 im Jahre 1857 und 31 im Jahre 1858. Bis Ende Juli hat 1859 schon 15 Brevets auf neue Erfindungen an der Krinoline.

Wie „Stein's Wochenblatt“ berichtet, sind im Mecklenburgischen die Störche eine Woche früher abgegangen, wie gewöhnlich. Auf einer großen Wiese bei Parchim hielten sie am 17. und 18. August ihre herkömmliche Abschiedsversammlung und entfernten sich am besagten Tage.

Charade.

(Zweisilbige.)

Das erste Silbchen, munter, kräftig,
So recht ein wahrer Springinsfeld,
Befehlen ließ es sich nicht immer,
Lief ungenirt gern durch die Welt.
Auch eigensinnig war's mitunter —
Ich will es offen nur gesteh'n —
Und alles sollte dann, wie billig,
Nach seinem starren Köpfchen geh'n.
Wenn es auch Seitensprünge machte,
Gestört hat oft den lieben Frieden:
Mußt' man, um Ruhe doch zu haben,
Ihm freundlich stets die Hände bieten.
Und dann fühlt' es sich überglücklich,
Es war beliebt bei Jedermann.
Doch endlich wuchs zu seinem Staunen
Die zweite Silbe auch heran.
Und Leute, die sie wachsen sahen,
Sah'n mit bedenklichem Gesichte
(Wie es dann wirklich auch geschah)
Für unser Silbchen bitt're Früchte.
Lang bleiben diese auch nicht aus.
Bald gab es unter beiden Streit,
Sie lagen oft sich in den Haaren,
Sogar noch in der neusten Zeit.
In Solferino's schweren Schlachten,
Beim Barrikaden-Kampfgewühl
Stand unsre Silb' der zweit' entgegen
Und war hauptsächlich mit im Spiel.
Drum kann ich leicht mich nicht drein finden,
Wenn unser feindlich Silbenpaar
Sich friedlich in ein Wort verbinden,
Den freien Mann sie stellen dar.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 119. Dienstag, 4. Oktober 1859.

Heimweh.

Heimath, so fern!
Deiner gedenke mit Wehmuth ich gern.
Früh, wenn die Sonne im Osten erwacht,
Spät, in der heiligen Stille der Nacht;
Einsam, allein
O, dann gedenke mit Sehnsucht ich dein!

Freundlich und mild
Strahlt meinem Herzen dein liebliches Bild.
Dir nur ertönet mein trauerndes Lied,
Das aus der Ferne zur Heimath mich zieht,
Das dich begrüßt
Und mir den Kummer des Herzens versüßt.

Noch ein Mal geh'n
Möcht' ich, wo deine Lüfte mir weh'n!
Möchte dich grüßen und froh noch ein Mal
Wandeln im stillen, im traulichen Thal,
Wie sich so schön
Lagert das Dörfchen am Fuße der Höh'n!

Aber kein Stern
Leuchtet mir Armen mehr hier in der Fern';
Trauer und Wehmuth umnachten mein Herz,
Wecken im Busen den nagenden Schmerz.
Heimath, so fern!
Deiner gedenk' ich im Tode noch gern.

Zwei Frauen.

(Fortsetzung.)

Desparville war eben im Begriff, sich an den Whistisch zu begeben, als ein hochgewachsener Athlet, mit Orden geschmückt, auf ihn zutrat und seine Hand schwer auf seine Schulter legte.

„Sind Sie der Gemahl jener Dame im blauen Kleide?"

„Ja, mein Herr."

„Ich bin Offizier," fuhr Jener fort; „Ihre Frau, die eine sehr medisante Zunge besitzt, und die ich gar nicht kenne, hat meinen Charakter angegriffen und meine Dekorationen beschimpft. Ich komme daher zu Ihnen, um . . ."

„Mir ein Duell anzubieten?" fragte Desparville entsetzt.

„Nein, mein Herr; man sagt, Sie seyen ein galanter Mann, und zu gut, um das Opfer einer solchen Frau zu werden. Sie sind nur zu beklagen, und ich wollte Ihnen einen guten Rath geben. Wenn ich eine Frau hätte, wie die Ihrige, ich wüßte ein Mittel, um mir auf immer Ruhe zu verschaffen."

„Und dieses Mittel?"

„Ich ließe mich von ihr scheiden. Empfehle mich Ihnen."

Ohne Lust zu haben, sich dieses Mittels zu bedienen, nahm Desparville sich doch vor, Emmelinen bei ehester Gelegenheit zu warnen.

Emmeline ward, je mehr die Zeit vorrückte, seltsamer Weise immer einsilbiger; sie setzte oft ihr Lorgnon ans Auge und blickte unruhig nach der Thür. Endlich verkündigte der Kammerdiener mit sonorer Stimme den Grafen d'Esteve. Emmelinen durchzuckte eine freudige Bewegung.

Graf d'Esteve ist etwa dreißig Jahre alt, hoch und schlank gewachsen, mit einem sehr markirten Gesicht, starkem Knebelbart und ebenholzschwarzem Haar. Er gehört zu den Eroberern der Salons und fesselt die geistreichen Frauen, abgesehen von seiner imponirenden Erscheinung, durch die Grazie und das Glänzende seiner Konversation, die frivolen Frauen durch den Knoten seiner Kravatte. Er kleidet sich wie die schönsten Lions der Pariser Menagerie, ist galant und bestimmt wie ein Mar-

Digitized by Google

quis der altfranzösischen Zeit, und spricht wie ein Buch von Alfred de Musset. Aber er hat wenig Herz und läßt sich mit einer glänzenden Medaille vergleichen, hinter deren Vergoldung das Kupfer hervorschimmert. Daher kümmert er sich auch als echter „Weltmann" wenig um den inneren Werth der Frauen, denen er Weihrauch streut, und die äußere Schönheit, Distinktion, die Eleganz haben in seinen Augen allein das Privilegium der Anziehungskraft. Emmeline nimmt augenscheinlich ein hervorragendes Interesse an diesem Manne und entfaltet nach seinem Eintreten wieder ihre ganze Lebhaftigkeit und sprudelnde Medisance. Es ist ihr eine Bagatelle, im Umdrehen den guten Ruf von drei oder vier Frauen zwischen ihren Perlenzähnen zu vernichten.

Desparvilles näherte sich ihr und flüsterte ihr ins Ohr:

„Meine Theure, man ist entrüstet über Deine Spöttereien, mäßige Dich doch, denn ich fürchte für meinen Arm."

„Geh doch zu Deinem Whist," erwiederte Emmeline gereizt und kehrte ihm den Rücken.

Einer von Desparvilles Freunden nimmt ihn bei Seite.

„Gebieten Sie doch Ihrer Frau Schweigen," flüsterte er ihm zu; „wenn Sie nicht morgen mehrere Herausforderungen haben wollen. Alles, was sie spricht, ist boshaft."

„Meine Frau boshaft," ruft Desparville, in dessen Augen das Feuer der Liebe blitzt. „Mein Herr, Sie irren. Emmeline hat ein vortreffliches Herz."

„Aber warum deckt sie schadenfroh alle Fehler und Schwächen anderer Frauen auf?"

„Ich gebe zu," entgegnete Desparville, „daß meine Frau etwas medisant ist, aber nicht aus Bosheit, sondern aus Indignation. Ihre Tugend ist rein wie Schnee, wie man sie bei anderen Frauen weniger findet. Sie ist streng gegen Andere, weil sie selbst untadelhaft ist."

In diesem Moment näherte sich Graf d'Estève der schönen Frau.

„Sind Sie morgen allein?" flüsterte er ihr zu.

„Nein, morgen nicht, lieber Graf," erwiederte Emmeline ebenso, indem sie mit ihrem Fächer spielt. „Morgen ist Desparville anwesend. Donnerstag erwarte ich Sie, Abends 9 Uhr."

Im Salon entsteht eine Bewegung; Aller Augen richten sich auf eine Frau, welche soeben eingetreten. Ihre Schönheit ist von einem blendenden Glanze. Nach ihrem Eintreten ändert sich die Scene. Der Hof von Anbetern, welche Emmeline um sich gebildet hat, trennt sich in zwei Hälften, deren eine sich der neueingetretenen Schönheit zuwendet. Es entstehen zwei Kampfplätze und zwei Parteien, denn diese beiden Frauen, Emmeline Desparville und Raimonde von Verseuil, sind seit dem Beginn der Saison Königinnen der Salons. Jede von ihnen hat ihre Ehrengarde, ihre Partisanen, welche sich um den Vorrang streiten, wie die Yorks und Lankasters, wie die Montecchi und Capuletti, oder wie die beiden Chöre in den freundlichen Brüdern von Messina. Emmeline ist, wie gesagt, siebenundzwanzig Jahre alt, blond, schmächtig und kokett. Sie hat einen alabasterweißen Teint und jene zwei Rosenblätter auf den Wangen, welche das Privilegium der Blondinen bilden. Sie ist graziös und verführerisch in allen ihren Bewegungen; ihr feiner und listiger Blick dringt bis in das Innerste der Seele. Sie hat Etwas von einer Sirene und einem Dämon. In ihren azurblauen Augen leuchtet das Feuer der Hölle. Raimonde von Verseuil aber ist eine mächtige Rivalin. Wittwe seit drei Jahren, ist sie mit Emmeline fast in gleichem Alter. Ihre großen, glanzvollen Augen sind schwarz wie ihr schönes, volles Haar; ihre Taille erinnert lebhaft an eine Statue des Phidias. Sie vereinigt in sich die Majestät einer Herrscherin mit der sanften Grazie des Weibes. Die Blässe ihres Gesichtes wird gehoben durch eine starke schwarze Braune. Ihr Blick ist frisch und offen. Ihre Seele spricht klar aus ihrem Auge. Emmeline erscheint in ihrer Färbung wie eine verdammte Heilige, Raimonde wie ein bekehrter Teufel. Beide sind hervorstechend durch Eleganz der Toilette, aber Emmeline entfaltet weniger die weichen, schmelzenden Tinten der Toilettenkunst, als Raimonde. Emmeline hat einen pikanten Geist, Raimonde ein poetisches Herz. Ihre Intelligenz schmückt sie wie ein erhabener Orden, während die Bildung Emmelinens mehr wie etwas Gesuchtes erscheint. Sie ist nachsichtig, wo Emmeline spottet. Was diese angreift, vernichtet sie unerbittlich. Raimonde dagegen, deren Ruf untadelhaft ist, erscheint stets zur Entschuldigung bereit. Ihre Ehrenhaftigkeit gibt ihr das Recht hart zu seyn, aber sie hält die Tugend nicht für eine Waffe zur Vernichtung schwächerer Wesen. Sie hat eine gute und wählerische Natur, aber reizbar bis zum Jähzorn. Als Tochter eines alten Generals hat sie von ihrem Vater die ritterliche Bravour geerbt, die sie zur Zeit Tancreds zu einer Klorinde gemacht haben würde.

Raimonde hat in der Soirée der Baronin d'Hersin mehr Glück, als ihre Rivalin; alle Bewunderer

verlassen diese, so daß der Graf d'Estève schließlich nur noch allein bei ihr aushält. Aber selbst dieser kann nicht unterlassen, Seitenblicke nach der jungen Wittwe zu werfen, welche deutlich sagen: „Sie ist doch schön!“ Bei der Präsentation hat Voronin d'Hersin der jungen Wittwe endlich auch den Grafen, gleichzeitig mit dem jungen Maler Ludwig Savigny, vorgestellt, was ihm Gelegenheit gibt, gleich dem Maler neben Raimonde Platz zu nehmen. Die Aufnahme beider Männer ist sehr verschieden. Während Raimonde den Grafen mit Wärme begrüßt, empfängt sie den Maler sehr kühl. Ludwig Savigny ist von guter Familie und hat brillante Studien gemacht. Seine Manieren sind weniger anziehend, als markig; sie bilden gleichsam nur den bekleidenden Firniß eines guten und farbenreichen Gemäldes. Ludwig hat ein Verhältniß mit einer von den Pariser Kamelien, Rosolbo genannt, und hält sich mehr in ihrem Boudoir, als in den Salons der großen Damen auf. Er liebt die gefälligen Schönheiten in den Mansarden mehr, als die vornehmen Frauen, er sucht mehr die geheimen Vögel, deren Nest weniger inkommodirt, als die Salons, welche ihn geniren, weil er hier nicht ungezwungen seyn und keine Cigarren rauchen darf.

(Fortsetzung folgt.)

Im Luftballon.

(Fortsetzung.)

Alle Anwesenden blickten erstaunt und überrascht auf den Sprecher, der sich so plötzlich und entschieden geltend gemacht hatte. Es war ein kleiner und beträchtlich alter, wenigstens achtzigjähriger Mann mit hochrothem Gesicht und starken Zügen, unter welchen besonders durch Form wie Färbung eine gewaltige Nase hervorstach. Starkes und blendend weißes Haar stand nach allen Seiten wie ein Heiligenschein, gleichmäßig lang und starr von seinem dicken Kopf ab.

„Ich sage,“ wiederholte er, als er sah, daß sich Aller Augen nach ihm richteten, „daß mir Nichts daran gelegen hätte, ins rothe, schwarze oder weiße Meer zu fallen, und daß es mir jetzt noch einerlei wäre, wenn Alles aus einander ginge wie Dampf, und wir wie Blei hinunterfühlen in den Rhein, über dem wir jetzt gerade hinsegeln.“

„Um Gottes Willen!“ rief der Aengstliche „malen Sie den Teufel nicht an die Wond, und vor allen Dingen, reden Sie nicht von Blei und von anderen schweren Gegenständen in einem Luftballon!“

„Was! zerfahren wie Dampf! versinken wie Blei!“ fuhr der Cholerische zugleich auf. „Ist es denn ein Verbrechen, schnell über den Weg kommen zu wollen, und zu dem Ende mit dem Luftballon zu fahren?“

Ein weiterer Passagier, der seither noch nicht gesprochen hatte, mischte sich nun, zugleich mit den beiden Gegnern des Alten, ins Gespräch. Er war jung, blond, blaß, bartlos und mager, von ganz schwarzer Tracht und mit einem unendlich breiträndigen Hut auf dem Kopf, von welchem reichliche lange Lockenhaare herabhingen. Er hatte einen etwas schwärmerischen, gewöhnlich nach oben gerichteten Blick und gemessene, feierliche Bewegungen.

„Sie vergessen, mein Herr,“ sagte er, indem er sich gegen den Alten wandte, und mit einer bedeutungsvollen Geste die rechte Hand nach demselben ausstreckte, „daß es die weltgeschichtliche Mission des zwanzigsten Jahrhunderts ist, im Luftballon zu fahren, und daß der stürmische Ruf unserer in Großem befangenen und zu Größerem bestimmten Zeit laut und lauter nach einer steten Hebung jener immensen kosmopolitischen Institution drängt!“

„Ihr jungen Leute sprecht, wie Ihr's versteht,“ entgegnete der Alte, von dieser dreifachen Interpellation unerschüttert. „Ich habe Nichts gegen Eure Luftballons, aber man hätte mit den Eisenbahnen auch genug gehabt. Es ging ganz schnell und gut. Davon wißt Ihr freilich Nichts mehr, aber ich, Ihr könnt mirs glauben, Ihr Herren, ich bin in meinen jungen Jahren noch damit gefahren.“

„Wir, dem Fortschritt sey Dank, nicht!“ rief der Blonde, der sich nun in den Vordergrund der Unterhaltung drängte. „Ein echter Sohn des zwanzigsten Jahrhunderts verabscheut eine so abgestandene Institution und hat ihr nie gehuldigt. Eine Einrichtung, welche nur dazu dient und dienen kann, rohes und dummes Material, wie Felsen, Häuser, Bäume, Heerden und große Eisenlasten langsam von einem Ort zum andern zu schleppen, eine solche Einrichtung ist eines freigeborenen und gebildeten Europabürgers unwürdig. Sehen Sie nur, meine Herren, wie erbärmlich sich der Schneckenzug dort unter uns bewegt!“

Wir blickten durch den gläsernen Fußboden unseres Schiffchens in die Tiefe und vermochten, da sich unser Ballon inzwischen etwas gesenkt hatte, und die Wolken unter ihm zertheilt waren, auf

der einen Seite ein Stück Rhein, auf der andern die letzten nördlichen Ausläufer des Schwarzwaldes gegen den Odenwald und zwischen beiden eine lange, schwarze Linie zu bemerken, welche sich leicht als ein Eisenbahnzug erkennen ließ.

(Fortsetzung folgt)

Das Nordlicht.

Kürzlich wurde in verschiedenen Gegenden Deutschlands, auch in der Nähe Zweibrückens am nördlichen Himmel eine feurige Lufterscheinung wahrgenommen. Viele Zeitungen meldeten diese Thatsache, in keiner jedoch war irgend eine Erklärung darüber gegeben. Da dieselbe Erscheinung während des Winters wiederkehren *) und bei unwissenden Leuten leicht Veranlassung zu lächerlichen und abergläubigen Meinungen werden kann, jeder Gebildete aber über eine so merkwürdige Erscheinung nicht in Unwissenheit seyn möchte: mögen folgende Zeilen über diesen Gegenstand einiges Licht denjenigen geben, die sich dafür interessiren.

Wenn am nördlichen Himmel eine schimmernde, weißliche und purpurrothe, sich weit verbreitende Beleuchtung des blauen Firmaments erscheint, welche gleichsam einen großen Kranz bildet und die langen Winternächte der Polargegend erhellt, so daß man bei demselben alle Geschäfte wie am Tage verrichten kann, so heißt man diese Erscheinung Nordlicht. Ist dieselbe Erscheinung am Südpol, so heißt sie Südlicht. Das Nordlicht ist sehr häufig in den nördlichen Gegenden unserer Erde, zuweilen wird es auch in unserer Gegend im Herbste und Winter gesehen. Dieses furchtbar schöne Schauspiel ist mit einem Zischen und Knistern verbunden, welches den Wanderer, der die Polargegend zum erstenmal betritt, mit Schrecken und Erstaunen erfüllt. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß das Nordlicht Wirkung der Elektrizität sey, da die Beschaffenheit des Lichtes sowohl, als das Knistern desselben dafür sprechen. Auch innerhalb des Polarkreises ist die Atmosphäre mit Elektrizität angefüllt. Dort fehlt es aber an Leitern (Ableitern), weil die Erde gefroren und das Wasser mit Schnee und Eis belegt ist. Folglich kann die Electricität in der Luft nicht wie in den wärmeren Gegenden zur Erde geleitet werden, sondern häuft sich an, steigt nach den höchsten Regionen der Atmosphäre und bringt sonach jene Erscheinung hervor, die oben beschrieben, von uns gesehen und Nordlicht genannt wird. K.

*) Am verflossenen Samstag von 9—10 Uhr wurde ebenfalls wieder ein starkes Nordlicht hier gesehen.

Mannigfaltiges.

Den Käsereien des Kantons Bern wirft der „Oberländer Anzeiger" vor, daß sie sich an der Gesundheit des Volkes mehr versündigen, als in anderen Kantonen die Spinnereien. Dieselben fehlen in keinem Dorfe mehr und entziehen dem Volke die gesundeste Nahrung, die Milch. Im Kanton Bern, wo sonst Reich und Arm in guter Milch und Nidle schwelgte, ist es dahin gekommen, daß man zu Zeiten und an vielen Orten weder für Geld noch gute Worte kaum mehr ein Kacheli Milch bekommen kann, indem jeder Tropfen dermalen dem Bauer blankes Geld werth ist. Insofern trägt die Käsefabrikation auch zur Vermehrung der Branntweinpest und zur Entkräftung der menschlichen Rase bei.

Den Wiener Behörden ist ein Gesuch um eine eigenthümliche Theaterkonzession für Wien von einem ehemaligen Provinz-Theater-Direktor eingereicht worden. Es soll ein ambulantes Theater mit allen Theatereigenschaften im kleinen Maßstabe eingerichtet werden, in dem in Gasthäusern heute in dieser, morgen in jener Vorstadt Lustspiele und Possen gegeben würden. Der Unternehmer glaubt einem vorhandenen Bedürfnisse zu entsprechen und den zahlreichen sogenannten Volkssängergesellschaften, deren Einfluß auf Moral und Sittlichkeit nicht immer der beste sey, den Lebensfaden abzuschneiden.

Auf dem Horst zu Landau ist dies Jahr eine Kürbiß (in Frankreich unter dem Namen Potiron bekannt, aus welchem die berühmte Suppe gleichen Namens bereitet wird) gewachsen, die einen Meter 90 Centim. im Umfang hat, 50 Centim. hoch und 150 Pfd. schwer ist. Dieselbe ist zum landwirthschaftlichen Feste nach München geschickt worden.

Auflösung der zweisilbigen Charade in № 118:

Freiherr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 120. Freitag, 7. Oktober **1839.**

Zwei Frauen.

(Fortsetzung.)

Ludwig spricht mehrere Male zu Raimonde von Versenil, aber diese erwiedert seine Versuche, eine Konversation anzuknüpfen, nur gezwungen, dagegen wendet sie sich lebhaft zu dem Grafen.

„Man sollte doch wenigstens nicht rauchen, wenn man zur Soirée geht," sagt sie so vernehmlich zu Letzterem, daß Ludwig es hören kann; „ich bin überzeugt, daß dieser Herr die Cigarre erst wegwarf, als er in diesen Salon eintrat. Wenn er spricht, riecht er immer nach Tabak, wie ein Melodram im Zirkus nach Pulver."

„Sie ist eine kokette Närrin," denkt der Maler und sehnt sich nach seiner Rosalba, welche den Duft der Cigarren nicht fürchtet, weil sie selbst in seiner Gesellschaft täglich ein Dutzend davon vertilgt. Auf sich selbst zurückgewiesen, stellt er traurige Vergleiche zwischen den Dames aux Camelias und den Salondamen an, und ist überzeugt, ersteren den Vorzug im Umgange einräumen zu müssen, als Raimonde mit dem Grafen ein Gespräch über Malerkunst anknüpft.

„Hier ist unser Künstler," sagte Graf d'Estev- auf Ludwig deutend, „welcher auf diesem Kunstgebiete völlig vertraut ist."

„Ah, es ist wahr," versetzte Raimonde, sich gegen Ludwig wendend, „der Herr ist Maler. Ich kenne ein wenig diese Kunst, nicht genug, um sie selbst mit Geschick zu üben, aber immerhin ausreichend, um das Talent beurtheilen und würdigen zu können."

„Also Sie lieben die Kunst?" fragt Ludwig besänftigt.

„Gewiß, ich liebe die Kunst, eine so herrliche Sache. Ohne Zweifel vollenden Sie ein Werk für die nächste Ausstellung."

„Ja, Madame; ich arbeite an einem historischen Bilde."

„Von welchem Sujet?"

„Eine Episode aus dem ersten Kreuzzuge."

„Ah, Sie erwecken da große religiöse und ritterliche Erinnerungen, Herr Savigny, und führen uns ewig berühmte Namen ins Gedächtniß zurück: Peter von Amiens, der große König Hugo, Gottfried von Bouillon, Robert der Schöne, Graf von Flandern, Tancred und Johann ohne Land stehen lebhaft vor meinen Augen."

Ludwig faßte eine bessere Meinung von der schönen Frau; er konnte sich nicht verhehlen, daß es sich mit einer so grundgebildeten Dame angenehmer sprechen lasse, wie mit Rosalba. Er wurde zahm, wie man von den Pariser Lions sagt, wenn sie ins Netz der Frauen gehen. Auch Graf d'Estève war von der Wittwe bezaubert, nicht in dem Sinne Ludwigs, sondern durch ihren unnachahmlichen äußeren Reiz, den er überall an den Frauen seiner Gesellschaft als Kenner zu schätzen wußte. Seine Augen ruhten mit steigender Wärme auf der schönen Frau, aber als er sie auf einen Augenblick über die Versammlung hinschweifen ließ, bemerkte er noch zwei andere Augen, welche ihre Blitze nach dem Punkte schossen, wo Raimonde die Huldigungen empfing.

2.

Die Provokation.

Die zwei Augen der Viper waren die azurblauen Augen Emmelinens. Madame Versenil, der jene fürchterlichen, von Eifersucht und Neid gestachelten Blitze nicht entgingen, bewahrte jene tiefe Ruhe, welche das Uebergewicht einer großen Seele verleiht, und sprach mit demselben Gleichmuthe mit ihren Nachbarn über die verschiedenen Gegenstände der Kunst und Litteratur, wie der Mode.

„Ich bewundere, Madame," sagte der Graf, „die Leichtigkeit, mit welcher Sie alle Gebiete des Wissens betreten, ohne zu straucheln oder zu stocken. Sie sprechen über die Geschichte wie über die Erscheinungen der Mode unserer Zeit."

„Und warum nicht?" erwiederte Raimonde lächelnd, „eine Frau von Welt muß sich mit Allem vertraut zu machen suchen, wenn sie sich gegen die Gewalt der Männer einigermaßen schützen will. Ich kaufe meine Roben und Hüte bei den beliebtesten Modistinnen, aber die Toilette meines Geistes liefern Anquetil, Plutarch, Lamartine, Viktor Hugo, und alle unsere großen Denker und Poeten."

Sie hat den Plutarch und Anquetil gelesen, dachte Ludwig; welch ein Kontrast zwischen ihr und Rosalba, welcher man sagen kann, das alte Troja liegt bei Chalons-sur-Marne und Paris sey Champenois!

Madame von Verseuil sprach mit ihm über die klassischen Maler der alten italienischen, spanischen und flamändischen Schule, wie über die Meister der jüngsten Zeit. Dann entwickelte sie wieder gegen den Grafen eine gründliche Kenntniß der werthvollen Poesien ihres Vaterlandes und zitirte mit spielender Leichtigkeit Stellen aus Lamartine, Alfred de Musset ꝛc.

Emmeline kann sich auf ihrem Fauteuil nicht mehr halten. Sie hat deutlich bemerkt, daß der Graf der schönen Raimonde die zarteste Aufmerksamkeit widmet, daß er nur noch für diese ihre Rivalin da ist. Ihre Eifersucht erhebt mit Macht das Gorgonenhaupt. Raimonde ist Wittwe und frei! Dieser Gedanke erzeugt in der Seele der leichtfertigen Frau eine wahre Beängstigung, denn sie hielt bisher den Grafen für ihre alleinige Eroberung. Unter irgend einem Vorwande erhebt Emmeline sich von ihrem Platze, schreitet majestätisch durch den Saal und, indem sie hinter Raimondens Sessel vorbeigeht, sagt sie halblaut, doch so, daß diese es hört: „Ach Du Schwester eines Bankerotteurs!"

Raimonde zuckte zusammen.

„Wieder diese Viper!" murmelte sie. Die Röthe des Zorns steigt in ihre Wangen; ihre Augen flammen wie Vulkane. Noch ehe Emmeline die Soirée verläßt, benutzte sie einen günstigen Augenblick, wo erstere allein ist, schreitet fest auf sie zu und mißt sie mit wüthenden Blicken. „Madame," raunt sie ihr zu, „Sie treten mir überall schräg in den Weg. Sie haben mir eine schändliche Beleidigung zu Ohren getragen."

„Aber, Madame," stammelte Emmeline betroffen, „ich weiß nicht, was Sie wollen."

„Oh, ich habe Sie wohl verstanden! Mein Bruder ist ruinirt, aber nicht ehrlos. Unglückliche Ereignisse haben ihn wider seinen Willen genöthigt, sein Bankierhaus zu schließen, aber er hat all sein Vermögen seinen Gläubigern abgetreten. Arm, aber mit Ehren hat er sein Vaterland verlassen, und wenn eine Frau, der wir niemals zu nahe getreten sind, überall, in allen Salons und jederzeit sagt: „„Der reiche Bankier Forbin ist bankerott, er hat sein Geld nach Neuorleans gerettet und eine Menge honetter Leute ruinirt,"" so ist dies eine schändliche Lüge. Jene Frau sind Sie, Madame Desparville!"

„Ich?"

„Ja, Madame! Leugnen Sie nicht! Wollen Sie die Folge Ihrer Verleumdungen hören? Mein Bruder kehrte, nachdem ihm das Glück auf fremdem Boden gelächelt, sehnsüchtig nach Frankreich zurück. Er gehörte zu der Deputation, welche um die Vollmacht anhielt, ihr Vaterland vertreten zu dürfen; aber alle schlechten Journalisten, von Ihnen, Madame, bestochen, soufflirten den Namen des Bankerotteurs, den Sie ihm zuerst gegeben. Boshaft haben Sie Ihre Verleumdung in die Welt geschleudert und mein armer Bruder kann sich nicht vertheidigen. Die Vernichtung seiner Ehre hat ihm das Theuerste genommen; er ist im Irrenhause!"

„Was sagen Sie?" ruft Emmeline entsetzt.

„Ich sage, was wahr ist, und fordere, was Sie von der Schwester eines Beschimpften erwarten müssen. Wir sind die Kinder eines braven Offiziers, von welchem wir, ich und mein Bruder, seine Ansichten von Ehre und Ritterlichkeit geerbt haben. Ah, Madame, wir sind viel zu stolz, um uns sklavisch unter menschliche Bosheit zu beugen."

„Wohlan, was wünschen Sie, Madame?" fragte Emmeline kalt.

„Was ich wünsche? Ich will es Ihnen sagen: Sie haben mich beleidigt und ich fordere Genugthuung."

„Ah, Sie erklären mir den Krieg, Madame! Nun denn, es sey! Ich habe in meinem Hasse gegen Sie Grund genug, den Fehdehandschuh aufzunehmen. Wollen Sie ein Duell? Ich bin bereit dazu."

„Wie?" ruft Raimonde betroffen.

„O, verstehen Sie mich recht; ich spreche nicht von einem Duell mit Degen oder Pistolen, ich biete Ihnen ein Duell an mit den Waffen der Frauen."

„Ein Duell der Frauen!"

„Ja, Madame, einen Kampf unversöhnlicher List, unauslöschlicher Rachsucht und Finesse. Ein Duell mit Nadelstichen, mit den Nägeln unter Glacéhandschuhen versteckt, mit allen jenen kleinen Mitteln, welche zu großen Katastrophen führen."

(Fortsetzung folgt)

Im Luftballon.

(Fortsetzung.)

„Es ist der sechste Basler Güterzug, derjenige, der heute Morgen, drei Stunden vor uns, abgegangen ist," fuhr der Blonde fort. „Er ist ungewöhnlich klein und leicht, denn er hat, wie Sie aus den drei weißen Rauchsäulchen hintereinander erkennen mögen, nur drei Lokomotiven, und daraus, wie nach seiner Längenausdehnung, berechne ich ihn auf drei- höchstens vierhundert Wägen. Und doch haben wir ihn schon vor Heidelberg eingeholt. Sehen Sie, wie er jetzt gerade unter uns stille zu stehen scheint, um alsbald zurückzubleiben und in kaum einer Viertelstunde in fein, keiner Beachtung werthes Nichts zu versinken. Und das will man unserem großartigen, bis in die Regionen des Mondes strebenden und nur der Bewegung des Sturmes vergleichenden Fahrt an die Seite setzen. Sie würden mich nicht erstaunen, mein Herr," und der Blonde wandte sich mit diesen Worten direkt an den Alten, „wenn Sie sich über die verrottete Erfindung der Eisenbahn hinaus nach den nur noch bei den Dichtern, Geschichtschreibern und Raritätskrämern bekannten Postwagen und ihren fast fabelhaften Zeiten zurücksehnten!"

„Sie sprechen," entgegnete der Alte heftig, „als ob das neunzehnte Jahrhundert und seine Einrichtungen nie auf der Welt gewesen wären! Und doch erinnere ich mich, in meinen jungen Jahren einen sehr alten Herrn gekannt zu haben, der sich dunkel darauf besann, als kleines Kind von München nach Salzburg mit der Post gereist zu seyn. Derselbe behauptete, zur Zeit des Aufkommens der Eisenbahnen habe es viele Leute gegeben, die denselben die Postwägen wegen der Behaglichkeit des Verkehrs und Gefahrlosigkeit entschieden vorgezogen hätten. Und doch stand die Welt damals auf demselben Fleck wie nun, man hatte, mit nicht mehr Ausnahmen als jetzt, die Nase mitten im Gesicht, roth war roth und nicht blau, zweimal zwei vier und nicht fünf, und in den Gegenden, die damals deutsches Bundesgebiet hießen, wurde, mit nicht minderem Appetit, als jetzt, Sauerkraut gegessen und bayerisches Bier dazu getrunken!"

„Hatte man damals auch in Hamburg jeden Morgen neue Fische aus dem gelben Fluß und frischen australischen Kängurubraten, — Alles für ein Spottgeld?" warf der Cholerische ein, indem er sich mit dem sichtlichen Wohlbehagen eines Gourmands an der bloßen Erwähnung dieser Köstlichkeiten labte.

„Ja, ja," bekräftigte der Blonde. „Vereinigte der ganze Erdball auch damals, wie jetzt, alle seine Produkte auf einigen Glanzpunkten, um seinen Stolz und seine Zierde, das erste seiner Geschöpfe, den Menschen, in dem physischen und moralischen Genuß alles Genießbaren, seiner erhabenen Bestimmung des Mikrokosmus näher zu bringen?"

„Ich sehe keinen Vortheil in diesen einigen Glanzpunkten," brummte der Alte verdrießlich, „namentlich für diejenigen, die sich nicht an jenen Glanzpunkten für Gourmands und Ehrgeizige befinden können und wollen, wie ich. Bei dieser stets wachsenden Konzentration gewinnen nur die ganz großen Städte zwischen zehn und zwanzig Millionen Einwohner, die Neuyork und Petersburg, Peking und Konstantinopel, St. Louis und Tombuktu, Jeddo und Wien, Neapel und Kalkutta, Berlin und Sidney, und wie sie alle heißen. Aber die kleineren Orte, welche nur Eine Million und Etwas darunter oder darüber haben, wie Leipzig, Frankfurt und so viele andere, die gehen jetzt langsam zu Grunde und bedeuten viel weniger, als vor hundert Jahren, da sie nur den zehnten Theil ihrer jetzigen Größe hatten."

„Was kann der Civilisation an solchen Nestern und an ihrem Fortkommen oder Rückgang liegen?" war die entschiedene Antwort des Blonden. „Mögen sie, lieber schnell als langsam, zu Grunde gehen oder heruntergekommen, wie London zu Grunde gegangen und heruntergekommen ist, weil sie für die Verhältnisse eines noch nicht einmal großen Staates, wie unser Europa nicht günstig gelegen waren oder in ihre enge und dumme Prätension, die Winkelhauptstädte von Ländchen, wie die ci-devant England und Frankreich, zu bleiben, verrannt waren. Der Riesenschritt der Weltgeschichte stößt seinen Fuß nicht an solche unbedeutende Steinhaufen und fragt nicht, ob er das elende Gewürme zertritt, was dazwischen herumkriecht."

„Mein Herr," sagte der Alte gereizt, „wenn Sie Ausdrücke wie elende Steinhaufen und unbedeutendes Gewürm insbesondere auf eine Stadt wie Frankfurt, deren Bürger zu seyn ich mich rühme, beziehen, so werden Sie unverschämt grob!"

„Unverschämt grob? Ja denn, in der Zukunft Namen es sey!“ erwiederte der Blonde. „Eine edle Freimüthigkeit paßt in die weiten Verhältnisse unserer kolossalen Zeit. Denn sie ist grundverschieden von der übertünchten Unwahrheit und feigen Gleisnerei, welche im vorigen Jahrhundert galt, Höflichkeit genannt wurde und darin bestand, daß man die Leute nur hinter ihrem Rücken und in der Presse Esel und Schufte nannte, statt ihnen diese wohlthätige Mittheilung mit dem Hochgefühle der Wahrheit ins Gesicht zu machen. Ein echter Mann hat vor seinen Mitmenschen keine Heimlichkeiten, und so sage ich Ihnen jetzt ganz offen: Ihr Frankfurt ist ein Steinhäufchen und seine anderthalb Millionen Einwohner —“

„Sind edle, verdienstvolle und großmüthige Menschen,“ fiel der Aengstliche begütigend ein, indem er aufstand und sich zwischen die Streitenden stellte, denn auch der alte Herr hatte sich bei den letzten Worten des Sprechers, der seinerseits lebhaft auf- und abgegangen war, entrüstet erhoben. „Vergessen Sie doch nicht, wo Sie sind, und fangen Sie keinen Streit an an einem Platze, wo jede starke Erschütterung uns Allen Arm, Hals und Beine kosten kann! Warten Sie doch lieber bis zur Station Heidelberg, auf der wir bald ankommen müssen. Dort haben Sie drei Minuten Zeit, können aussteigen, Ihren Zwist mit einigen Luftstößen ausfechten, dabei lieber diese selbst, als Etwas an Ihren Körpern zerbrechen, und dann weiterfahren. Aber wenn wir hier das Gleichgewicht verlören und unser Behälter sein Unterstes zu oberst kehrte — oh, ich darf es gar nicht ausdenken!“

Mit diesen Worten zog der Friedensstifter, der auf einen Erfolg seiner Versöhnungsrede nicht zu trauen schien, aus seinem Reisesack zwei eng zusammengefaltete sehr altmodische Flügel aus schwarzer Seide und Fischbein hervor, entfaltete sie, befestigte sie über seinen Armen, und sagte, indem er sich mit einiger Unbequemlichkeit wieder auf seinen Platz setzte:

„Thun Sie jetzt, was Sie nicht lassen können! Ich bin auf das Aeußerste gefaßt.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Danzig, 13. Sept., meldet die „D. Z.“: In unserem Hafen war gestern ein eben so eigenthümliches als trauriges Schauspiel wahrzunehmen. Es war gegen 10 Uhr Abends und der Vollmond beleuchtete mit wahrhaft blendendem Glanze die Hafenpartie, als auf dem Schiffe „C.“ ein mondsüchtiger Matrose die Kajüte verließ und den Mittelmast erkletterte. Mit Grauen sahen die unten Vorübergehenden den Nachtwandler immer höher und höher steigen, bis in die äußerste Spitze des Mastes, wo er, das Gesicht dem Monde zugekehrt und nur mit einem Arme sich festhaltend, in so gefährlicher Situation kurze Zeit verblieb, bis er mit unveränderter Ruhe und sicherm Schritte den gefahrvollen Rückweg antrat.

Die Republik Mexiko läßt Alexander v. Humboldt, weil er sich um den Staat wohlverdient gemacht hat, in der Hauptstadt in Lebensgröße aus Marmor aufstellen.

Die Schwalben sind in diesem Jahre viel früher als sonst dem Süden zugezogen, und man will auch dies auf einen frühen und strengen Winter deuten.

Aus dem eidgenössischen Kriegerleben. (Postth.) Offiziere sitzen essend in einer Restauration. Hauptmann (hereintretend): „Jungfer Marie, gät Ihr mir es Tröpfli Suppe und es Paar Kälberohre, wie da der Herr Kommandant hat.“

Räthsel.

Das neugebor'ne Kindlein zwar
Bedarf noch meiner nicht;
Doch kaum erblickt's das Tageslicht,
So braucht's mich immerdar.
Ich helf ihm leben und gedeih'n;
Denn meistens bin ich gut;
Ich helf' ihm horchen, helf' ihm schrei'n,
Und laß es nirgends, nie allein,
Selbst wenn's in Federn ruht.
Drum holet mich auch Jedermann,
Er sei arm oder reich,
Und wer mich nicht mehr holen kann,
Den holt der Tod sogleich.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 121. Sonntag, 9. Oktober 1839.

Waldschule.

Mitten im Walde, auf kleinem Fleck
Leben viel Blumen in kühlem Versteck,
Lachen froh, wenn die Sonne scheint,
Weinen mit, wenn der Himmel weint;
Spielen zusammen und haben sich gern,
Beten gar innig und loben den Herrn:
Seht die Gentianen, die dunkelblauen,
Denen man Alles möcht anvertrauen!
Gänseblümlein, die Hirtenmagd,
Die Jedem freundlich „Gut Morgen!“ sagt.
Augentrost, jenes gute Kind,
Das nur auf Liebe und Hilfe sinnt,
Sein Spielkamerad, die Erika,
Ist auch mit ihrem Kleidchen da,
Von rothem Zeug und nettem Schnitt,
Hilft tüchtig beim Weinen und Lachen mit.

Auch Erdbeerblüthe im Hemdchen fein
Sieht gar verständlich und schalkhaft drein;
Hält viel auf sich und hat hohe Verwandte:
Ananas heißt ihre vornehme Tante.
Die blauen Glocken, die lieben, die schönen,
Wie müssen die herrlich im Mondschein ertönen!
Und Frauenschühlein — so denk ich mir —
Führet die Wirthschaft im Hause hier.
Schlüsselblum' ist Beschließerin
Und Marienglöckchen die Kellnerin,
Da kommen die Mücken, Käfer und Bienen,
Lassen sich gern von den Blumen bedienen,
Schwärmen davon und vergessen den Dank
Für den erfrischenden Morgentrank.

Und der Gukuk auf seinem Ast
Schreit sein „Guck, Guck, Guck!“ ohne Rast,
Möchte schon lange bestellet seyn
Als ein sehr hochgeehrt Schulmeisterlein,
Denkt: „Mit den Vögeln ist es nicht viel,
Lernen fast Alles nur so im Spiel
Bei ihren Eltern im kleinen Nest,
Bleiben nicht sitzen in der Schule fest;
Hat jeder sein eigen Alphabet,
Daß einem Hören und Sehen vergeht.
Aber den Blumen, die immer schweigen,
Könnte man Vieles lehren und zeigen;
Scheinen, wie immer, gar aufmerksam,
Wann ich sonst auf die Wiese kam,
Lernen vielleicht noch herrlich singen;
Muß ihnen mein A B C beibringen!“
Und so schreit er den langen Tag,
Daß es die Blumen verdrießen mag;
Treibt es fort mit Beharrlichkeit
Die schöne prächtige Frühlingszeit.

Nun Kinderchen, geht in den Wald hinaus
Und fraget selber die Blümlein aus,
Ob sie vom Gukuk erlernet haben
Einen von seinen Gukuksbuchstaben.

Zwei Frauen.

(Fortsetzung.)

Diese spöttische Herausforderung reizte Raimonde noch mehr. Sie dachte gleichzeitig an ihren unglücklichen Bruder.

„Oh,“ antwortete sie schneidend, „ich werde nicht versäumen, Ihrer Herausforderung zu genügen. Es ist erlaubt, eine Viper zu vernichten.“

„Wohlan, Madame von Verseuil,“ erwiederte Emmeline, „die Viper wird niemals ohne Zähne und ohne Zunge seyn.“

„Ich nehme den Zweikampf an, Madame Desparville. Meine Partei ist gerecht, und das Bewußtseyn, einen durch Sie vernichteten Bruder zu

rächen, wird meine Waffen kräftigen. Ich bin eine Frau, ich kenne die Welt wie Sie, Madame, ich acceptire das Cartell."

Sie reichte der Feindin die kleine, mit dem feinen Handschuh bedeckte Hand, in welche Emmeline einschlug.

„Und welche Kampftage bestimmen Sie?"

„Die Tage der Bälle, der Oper, der Concerte, der Levers . . ."

„Sehr wohl! Die Orte?"

„Die Salons."

„Die Stunden?"

„Alle Stunden unserer Gesellschaften: zwischen zehn Uhr Abends und drei Uhr Morgens; die Stunden unsrer Visiten, unsrer Gesellschaftstage, bei Ihnen z. B. Mittwochs von zwei bis zehn; bei mir Dienstags zu selbiger Zeit."

Beide Frauen machten nach dieser Unterredung einander respektvolle Verbeugungen und schieden, als Freunde immer anscheinend, aber in Wahrheit als Todtfeindinnen.

Wenige Augenblicke später begab sich Emmeline, ohne durch einen Gesichtszug die Bewegung ihrer Seele zu verrathen, zur Baronin d'Herfin.

„Sie haben uns eine reizende Soirée gegeben, Madame," sagte sie verbindlich. Dann ließ sie sich von ihrem Gemahl den kostbaren Kaschemir umwerfen, gab ihrem Manne den Arm und verließ stolz den Salon.

Der arme Desparville nahm wieder Platz neben dem Kutscher.

3.

Der geheimnißvolle Gast.

Sechzehn Tage vergingen ohne Feindseligkeiten, aber die beiden Gegner verloren diese Zeit nicht ohne Vorbereitungen: sie rekognoszirten gleichsam das Terrain und unterrichteten sich über die schwächsten Stellen zum Angriff. Emmeline erkundschaftete, daß Raimonde den Grafen d'Esteve empfangen habe, und diese suchte den Grafen, den sie liebte, sie wußte nicht vermöge welcher Eigenschaften desselben, durch den ungesuchten Zauber ihrer Persönlichkeit ganz zu gewinnen. Es schmeichelte vielleicht ihrer Eitelkeit (von welcher kein Weib ganz frei ist), wenn der Graf von seinen Schlössern in Spanien sprach, auf denen sie als Gräfin d'Esteve sonnige Tage hätte verleben können. Auch Emmeline hatte sich dem Grafen ergeben, aber ihre Leidenschaft glühte mehr im Kopfe als im Herzen. Die Liebe Raimondens ist rein wie Schnee, die Emmelinens strafbar. Aber Beide lieben, Beide sind eifersüchtig und Beide bereiten einen furchtbaren Kampf gegen einander vor. Am sechzehnten Tage nach dem Rencontre erschien ein Bedienter in großer Livrée bei Emmeline und präsentirte ihr eine Einladungskarte der Frau von Versenil. Sie las: „Frau von Versenil gibt sich die Ehre, Herrn und Madame Desparville zum Diner auf kommenden Mittwoch einzuladen."

„Dies ist eine einfache Kriegserklärung, sagte sich Emmelines aber in einem Duell pflegt man die Karten zu wechseln; ich will meine Feindin zu meinem nächsten Concert am Dienstag einladen.

Am Nachmittage des Diners machte sie eine überaus kokette Toilette und begab sich in Gesellschaft ihres Mannes aufs feindliche Gebiet. Dieses Gebiet ist sehr elegant. Das Hotel Raimondens gilt als eines der behaglichsten in ganz Paris. Man führt Herrn und Madame Desparville in einen splendiden Salon mit wahrhaft luxuriösem Ameublement, welches erkennen läßt, daß die Besitzerin reich an Geld und Geschmack ist.

Raimonde geht Emmelinen entgegen und sagt mit vollkommener Grazie: „Ich bin glücklich, theuerste Frau, daß Sie meiner Einladung Gehör geschenkt haben. Seyen Sie mir deßhalb Beide willkommen."

Emmeline wirft versteckt einen feindlichen Blick auf ihre Gegnerin; sie weiß, deren Freundlichkeit ist der Beginn ihres Duells. Ein zweiter brennender Blick fällt auf den Grafen d'Esteve, der zu den Geladenen gehört.

Desparville geht auf den Letzteren zu und reicht ihm aufs freundschaftlichste die Hand, denn er weiß nicht, daß dieser seiner angetrauten Gattin eine diebische Liebe widmet und mit ihr bisher ein perfides Einverständniß unterhielt.

Man setzte sich zur Tafel; der Kreis ist klein, aber gewählt, Emmeline findet, daß des Grafen Platz zu ihrer Linken, aber zu ihrer Rechten ist der Platz leer, er gehört einem Gaste, welcher noch erwartet wird. Wer ist dieser geheimnißvolle Gast? Raimonde horcht von Zeit zu Zeit unruhig auf und blickt nach der Thür. Sie scheint auf die fehlende Person großes Gewicht zu legen, und doch scheint sie dieselbe absichtlich zu einer Stunde bestellt, wo die Gäste sich bereits sämmtlich eingefunden haben. Aber diese Person erscheint nicht und Emmeline ergeht sich bereits in spitzigen Sarkasmen. „Lassen wir den Gast," sagte sie z. B., „wenn wir nur seinen Platz beigt sehen." Man unterhielt sich einige Augenblicke von den Ereignissen des Tages.

„Wie fanden Sie die Baronin d'Herfin bei ihrer letzten Soirée?" fragte eine junge Frau; „ihre

Robe, mein ich, war wundervoll und soll fabelhaft viel gekostet haben."

„Sie wissen doch," versetzte Emmeline schnippisch, „daß die Baronin zu den eitlen Frauen gehört, welche in dem Maße, wie sie alt werden, ihre Roben kostbarer kaufen, um ihre Häßlichkeit zu verdecken."

„Die Soirée war aber sehr glänzend," spricht der Graf d'Esteve, der bereits Opposition gegen Emmeline zu machen beginnt; „es herrscht im d'Herfin'schen Hause ein wahrhaft aristokratischer Luxus."

„Und durchaus nicht am rechten Platze," entgegnete Emmeline (welche indeß noch nie eine Soirée bei d'Herfin versäumte). „Die Baronin ist eine reiche Frau, welche aber stets Geräusch macht mit ihrem Gelde, jeden Augenblick von „„ihren Leuten, ihren Feldern und Wäldern, ihren Routs bei Ministern, Senatoren und Generalen"" spricht, und in ihrem eitlen Gepränge stets vergißt, daß ihr Vater sein Glück in einem Droguerieladen der Straße Lombard gemacht hat."

„Ah, ich finde Das sehr unpoetisch!" versetzte der Graf.

Raimonde wird jetzt sehr unruhig, und ihr Gesicht zeigte die Röthe dieser Unruhe.

„O mir wird bang," spöttelte Emmeline; „ich weiß nicht, ob ich bei einem Souper der Prinzessin Negroni bin, oder ob es Lucrezia Borgia ist, welcher hereintreten und schauerlich rufen wird: „„Meine Herren und Damen, Sie sind Alle vergiftet!""

Endlich jetzt öffnete sich die Flügelthür und eine ältliche Dame tritt rasch herein. Raimonde hebt tiefathmend im innern Triumphe ihre weißen Schultern, aber Emmeline entfärbt sich.

„Ha, welche Perfidie!" murmelte sie knirschend und blickt mit Entsetzen auf den leeren Platz neben sich, der augenscheinlich für die erschienene alte Dame bestimmt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Im Luftballon.

(Fortsetzung.)

Diese Prozedur gab der Unterhaltung eine neue und friedliche Wendung.

Der Choleriſche lachte.

„Sie gehören mit unserem unzufriedenen alten Herrn hier," sagte er zu dem Aengstlichen, „in die Schule des Hergebrachten. Glauben Sie denn wirklich noch an die Wirksamkeit des Fliegapparats, durch dessen Anlegung Sie soeben den Reiz Ihrer äußeren Erscheinung erhöht haben?"

„Fliegapparat! Bewahre mich der Himmel vor allem Fliegen!" rief der also Interpellirte. „Zum Fliegen habe ich mich noch nie verstanden und werde es nie thun. Es kommt nur darauf an, einen Fallschirm zu haben für die Eventualität, daß der Zwist dieser Herren thätlich werden und ein Unglück daraus entstehen sollte.

„Aber als Fallschirm," entgegnete Jener unerbittlich, „ist Ihre Maschine noch lächerlicher und nicht weniger veraltet, denn als Fliegapparat. Ich frage die Anwesenden, welcher vernünftige Mensch schleppt sich jetzt noch mit solchen nutzlosen Umständlichkeiten, da für einen Fall Jedermann Luft treten gelernt hat? Dazu braucht man ebensowenig Ihre Flügel aus Seide und Fischbein, als man ein Korkwamms oder einen Nachen zum Wasser treten im Meer, oder in einem Flusse nöthig hat."

„Aber man kann müde werden oder das Gleichgewicht verlieren und ins Wasser gerathen!" wandte der Aengstliche ein.

„Im letzteren Falle," entgegnete sein Kritiker kaltblütig, „tritt man, wie ich soeben zu bemerken die Ehre hatte, Wasser statt Luft. Sonst aber — freilich — das muß man eben verstehen, wie Essen und Trinken. Wenn der Himmel einfällt, sind alle Lerchen gefallen. Fürchten Sie denn nicht, zu verhungern, und zu verdursten, weil Sie Angst haben, den Hals zu brechen, da Sie doch gegen das Eine so gut sich schützen können, wie gegen das Andere."

„Man sollte," fiel der eifrige Fortschrittsmann ein, „solche Verweichlichungen und Verzärtelungen des Menschengeschlechtes, solche Anleitungen zur Unthätigkeit, zur Unselbständigkeit und zum Aberglauben, wie es Ihr Fallschirm und so vieles Andere ist, durch ein europäisches Landesgesetz, oder besser noch durch einen allgemeinen Staatsvertrag aller Erdenstaaten ganz und gar verbieten. In der Schule ist das Luftreten ein zwangsweiser Unterrichtsgegenstand und damit Basta! Wer sich dann nicht selbst helfen kann, wenn er aus einem Luftschiff fällt, wenn der Ballon selbst zu Grunde geht, der verdient es nicht besser, als daß er den Hals bricht."

Während der letzten Worte des Blonden war ein großer, schöner, sehr elegant gekleideter Mann in die Rotonde getreten. Aus einem Knopfloch seines Fraks hing ein nettes, in Goldblech gefchlagenes Riechfläschchen von der Form eines Luftballons auf einem als Schiffchen gestalteten gleich-

falls goldenen Döschen darunter. Es war der Kondukteur der „Asträa".

„Sie kommen," wandte sich der Aengstliche zuvorkommend und mit einem Griff in seine Tasche an denselben, „um das Fahrgeld einzukassiren?"

„Im Gegentheil," versetzte Jener mit einer artigen Verbeugung. „Ich habe den Herren für die Ehre, die sie uns durch die Benützung unserer Anstalt anthun, Etwas herauszugeben."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Es war in einer der jüngst vergangenen Nächte, erzählt die „Bresl. Z.", der Regen floß in Strömen, als es nach 2 Uhr an dem Thore eines unserer größeren Hotels läutete. Es wurde geöffnet. Ein Herr im weiten Mantel, welcher in einer Droschke saß, frug, ob er ein Zimmer erhalten könne. „Zu Befehl" und der schlaftrunkene Portier führte ihn hinauf. „Morgen früh sechs Uhr den Barbier und Kaffee — um 7 Uhr reis' ich ab." — „Zu Befehl! Wünsche wohl zu ruhen." — „Gute Nacht." — Am andern Morgen zur Zeit kam Barbier und Kaffee und der Hausknecht holte die Sachen zum Reinigen. — Nach einer halben Stunde läutet es lebhaft in dem Zimmer des Fremden. — Kellner fliegen hinauf. „Meine Sachen!" Der Kellner eilt auf den Corridor und brüllt in den Hof hinunter: „Johann! die Sachen für 43." — „Gleich." Bald darauf läutet es wieder. Dieselbe Forderung — derselbe Ruf — dasselbe „Gleich." — Wieder eine kurze Ruhe und darauf ein Klingelgetös, als sollte sie abgerissen werden. Fünf Kellner auf einmal stürzen hinauf. „Meine Beinkleider." — Wieder geht's zum Corridor, wieder heißt's, „Johann die Hosen auf Nr. 43" und wieder erschallt das mechanische „Gleich." — Das Drängen nach den Beinkleidern von Seiten des Gastes wird immer ernster, die Kellner gehen nicht mehr — sie fliegen schon; endlich kommt der Zimmerkellner mit der schüchternen Erklärung: „Der Hausknecht," sagte er, „habe von 43 keine Beinkleider genommen." — Der Gast schien erstarrt, „das ist eine schöne Wirthschaft, bin ich etwa ohne Beinkleider gekommen? — Den Wirth!" — Kurze Zeit darauf erschien gravitätischen Schritts der Herr Wirth. Die Sache wird erörtert, der Wirth weiß nicht zu entscheiden und stellt schlimmsten Falls ein Paar neue Beinkleider zur Disposition. — „Ach was, neue Beinkleider — die Beinkleider sind das Wenigste — aber die Börse mit 21 Stück Friedrichsd'or, 7 harten Thalern und klein Geld hat darin gesteckt." Der Wirth wird bleich. Großer Aufruhr im Hotel — Requisition — Alles umsonst — die Beinkleider und — die Börse sind fort und der Herr Fremde „fangen" an unangenehm zu werden. Der Ruf des Hotels steht auf dem Spiel und der Wirth bietet alles Mögliche auf, den Fremden zu beruhigen. Eine Auswahl guter Beinkleider ist schnell aus dem nächsten Kleiderladen geholt, schon auf dem Zimmer und mit der Bitte, den räthselhaften Vorfall zu verschweigen, wird dem immer noch sehr aufgebrachten Gast die in der Börse angeblich vorhandene Summe — „Heller bei Pfennig" — ersetzt. Nach vielem Zureden verspricht der Fremde zu schweigen, bezahlt seine Rechnung und — reist ab. — Am andern Tage kam der Wirth auf einem seiner Spaziergänge zu einem befreundeten Weinhändler und ließ sich am Stammtisch unter den Bekannten nieder. Man plaudert, als plötzlich einer der Gäste zum Wirth gewendet also anhebt: „Nun, sag mal, was stellt denn das vor? Du legst wohl hier eine Trödelbude an? Da hängen nun schon seit gestern ein Paar alte schäbige Beinkleider." — „Ja, damit ginge mir eigen. Denkt euch, kommt vorgestern ein Kerl hieher, ißt und trinkt und als es zur Bezahlung kommt, hat der Lump kein Geld. Morgen sagt er. — Ich wollte nun irgend ein Pfand (er hatte einen großen Mantel), nein, er zieht sich die Beinkleider aus und läßt sie hier und da soll er noch wieder kommen." — „Wie sah er denn aus?" frug kleinlaut unser anwesender Hotelwirth. Die Beschreibung paßte sehr genau. „Nun, dann bin ich der Gefoppte, die Hosen kosten mich 137 Thaler."

Also! Kellner: „Euer Gnaden befehlen also?" Gast: „Wenn ich wüßte, daß der Rehbraten frisch wäre — —" Kellner: „Ganz frisch, Herr Baron!" Gast: „Und der Gänsebraten? — —" Kellner: „Vorzüglich, Herr Graf!" Gast: „So geben Sie mir also rohen Schinken mit Kartoffelsalat!"

Auflösung des Räthsels in № 114:
Die Luft.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 122. Dienstag, 11. Oktober 1859.

Zwei Frauen.

(Fortsetzung.)

4.

Tante Michon.

Diese Dame ist keine Lucrezia Borgbia, sondern eine große und dicke Person mit panceaurathem Teint, in karmaisinrother Velaurrobe mit scharlachrothen Bandschleifen.

„Ich komme spät," sagte sie entschuldigend zu der Dame des Hauses; „aber ich konnte mein Magazin nicht eher verlassen."

„Ihr Quincaillerlemagazin," entgegnete Raimonde mit einem spielenden Seitenblicke auf Emmeline. „Ah, Sie haben ein superbes Magazin, wo ich mir viele schöne Sachen kaufe. Aber nehmen Sie doch Platz neben Madame!" setzte sie rasch hinzu und führt die Panceaurathe zu Emmeline. „und danken Sie mir, daß ich Ihnen gerade diesen Platz reservirt habe."

„Ei, meine Nichte!" kreischt die Ponceaurothe mit großer Lebhaftigkeit und trippelt auf Emmeline zu.

„Guten Abend, mein Kätzchen! Aber was ist Dir? Du siehst so übel aus."

„Nichts, Madame!" erwiederte Emmeline kurz.

„Madame? Du nennst mich Madame? Bin ich denn nicht mehr Deine Tante?"

„Ihre gute Tante Michan!" sagte Raimonde mit seltsam betonter Stimme.

Das Erscheinen dieser Tante Michan in demselben Augenblicke, in welchem die übermüthige Emmeline der abwesenden Baronin d'Herfin gemeine Herkunft bespöttelte, bewirkte unter den Gästen einen ungeheuren Effekt. Dieses wie berechnete Zusammentreffen, eine Glorie für Raimonde, ruft eine wahre Konfusion der Physiognomieen hervor. Selbst Graf d'Esteve, der ungeheuer auf Etikette hält, ist in der Erinnerung daran, daß er der scheinbar so vornehmen Emmeline seine Liebe geweiht hat, wie niedergeschmettert.

„Bitte, sargen Sie gut für Ihre Tante, liebe Desparville!" fährt Raimonde mit ihrer vernichtenden Sanftheit fort; „mir scheint, sie hat noch keinen Madeira genommen."

„Schon geschehen! schon geschehen!" ruft Tante Michan; „'s ist nicht das erste Mal, daß ich den Garçon mache."

„Den Garçon, den Garçon!" Raimonde lächelt, der Graf schneidet eine Grimasse.

„Aber es will mir scheinen," sagte der Graf d'Esteve zur Tante Michan, „daß ich Sie niemals bei Madame Desparville getroffen habe."

„Das glaube ich wohl," versetzt diese. „Seit acht Jahren, so lange meine Nichte verheirathet ist, habe ich sie mit Mühe zweimal im Jahre gesehen. Ah, meine Nichte ist nicht leicht zu finden! Jedesmal, wenn ich bei ihr erschien, sagte mir ein Kammerdiener, stolz und grob wie ein Häscher beim Assisenhofe: „„Madame ist zum Besuch — Madame ist zur Soirée — Madame ist zum Spektakel — Madame ist über Land."" Und wollte ich ihren Mann sprechen, so hieß es wieder: „„Herr Desparville ist mit Madame abwesend."" Der gute Desparville ist alle Tage bei ihr, sonst würde er gewiß für die Tante Michan zu sprechen seyn. Nicht wahr, mein lieber Neffe?"

„Sicherlich," antwortete Desparville und reicht ihr kordial die Hand. „Ich liebe die Tante Michan aufrichtig, weil sie gut ist. Wenn ich einen Dienst zu erbitten habe, so gehe ich nicht zu den Dandy's meiner Bekanntschaft, sondern zu ihr, und sie leistet ihn mir gewiß."

„Ihre Frau Nichte," sagte Raimonde zu Tante Michon, „ist gewiß nicht schwer zu finden und es liegt gewiß nur an Ihnen, wenn sie nicht öfters

nach Ihnen verlangt. Warum kommen Sie nicht jeden Dienstag zu Madame Desparville?"

„Warum gerade Dienstag?"

„Ei, Sie wissen doch, Madame, daß dies ihr Tag ist."

„Ihr Tag!" sagte Tante Michon. „Mein Himmel! Das ist gerade wie bei den Löwen und Löwinnen im Jardin de plantes, die auch ihre Tage und Stunden haben, wo man sie herausläßt. Wohian, mein Hühnchen, warum ladest Du Deine Tante, wenn Du sie lieb hast, nicht jeden Dienstag ein?"

Emmeline schießt einen furchtbaren Wuthblick nach Raimonde. Die Tante Michon, dieses ordinäre Geschöpf, alle Dienstage in ihrem Salon! Großer Gott, mitten in ihre eleganten Zirkel! Das Bewußtseyn sich lächerlich gemacht zu sehen, brennt wie höllisches Feuer in ihrem Busen.

„Und warum," fährt Tante Michon fort, „sollte ich nicht in Deinen Salon passen? Alle die großen Leute, welche Dich besuchen, haben bei mir ihre Quincaillerien gekauft, und wenn Du manchmal aufgepaßt hast, wenn von einer schönen Sache gesprochen wurde, so wirst Du gehört haben: Ah, verdammt schön! Das ist von der besten Kaufmannsfrau in Paris, aus dem Laden der Madame Michon! Nicht so mein Täubchen!"

„Es ist ja bekannt in ganz Paris!" lächelt Raimonde.

„Herr Graf, ich fordere Sie auf, Madame Michon Ihre Aufträge zu geben."

„Ach, der Herr ist Graf!" ruft Tante Michon sich respektvoll an d'Esteve wendend. „Ich liefere an sehr distinguirte Leute, Herr Graf, an Barone, an Marquis, an Herzoge, Herr Graf, und darum hoffe ich, Herr Graf . . ."

„Aber der Herr kennt ja seinen Titel," unterbrach Emmeline die geschwätzige Tante entrüstet, „wozu diese Wiederholungen."

„Lasse mich doch sprechen, mein Hündchen!" erwiederte die Tante, „Du verstehst Nichts von meinem Handel, meine kleine hübsche Taube."

„Mein Hündchen, meine Taube! Ach wie lieben Sie Ihre Nichte!" spricht Raimonde zur Tante gewendet. „Nicht wahr, Sie lieben sie sehr, diese theuere Madame Desparville?"

„Zuverläßig," entgegnete Tante Michon; „mein armer Bruder hatte viel Kinder, und sein Haus war gefüllt wie ein Vogelneſt. Ich habe diese Kleine da zu mir genommen und in eine kleine Pension gethan. Ich handelte ein wenig mit Quincaillerien, und die Kleine half mir dabei und bediente meine Kunden. Bei dieser Gelegenheit lernte sie Herrn Desparville kennen, und dieser gute Mann machte sie zu seiner Frau. Seitdem verfolgt sie das Glück."

Dieser letzte Ausdruck macht einen beträchtlichen Effekt. Emmeline ward roth bis an die Stirne. Beim Grafen ist plötzlich alle Poesie der Liebe verschwunden. In Emmeline toben alle Furien; sie ist furchtbar verwundet durch den ersten glücklichen Streich ihrer Rivalin. Diese kluge Aristokratin hatte es so geschickt eingefädelt, daß der Graf, welcher in ihr die Königin der Salons bewunderte, daß alle Gäste erfahren mußten, sie sey die Nichte einer Quincailleriehändlerin. Hatte sie nicht einige Augenblicke vorher geäußert, die Baronin d'Herfin stamme aus einem Droguerieladen.

Die Tafel wird aufgehoben; man schickt sich zum Abschiede an. Emmeline nimmt ihre Rivalin bei Seite.

„Ich begreife, Madame," spricht sie mit halber Stimme, „Ihre graziöse Einladung; es war der erste Waffengang; ich weiß nicht, ob der Stoß, den Sie mir versetzt haben, eine Prime, Terze oder Quarte zu nennen ist, aber ich werde mich seiner erinnern."

„Sind Sie verwundet, Madame?" fragte Raimonde triumphirend.

„Es ist nur eine Ritze, ich bin nicht entwaffnet," erwiederte Emmeline stolz; „erwarten Sie meinen Gegenstoß."

Die Gesellschaft trennt sich. Eine Woche vergeht, ohne daß Graf d'Esteve sich bei Emmeline sehen läßt, weil die rauhe Hand der Tante Michon den bittern Trank der Lebensprosa in sein blassirtes Herz gegossen hat. Eine neue Liebe belebt jetzt des Grafen Seele, ein bengalisches Feuer, welches Raimondens schönes Haupt umleuchtet. Jeden Tag macht er jetzt dieser seine Aufwartung und streut ihr den Weihrauch seiner routinirten Anbetung. Er findet plötzlich einen krankhaften Geschmack an dieser reinen Schönheit, an dieser Tugend ohne Makel, und da er sich sagen muß, daß bei Raimonde eine illegitime Liebe unmöglich ist, so erwägt er bereits den Gedanken, in aller Form um die Hand der reizenden Wittwe anzuhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Im Luftballon.

(Fortsetzung.)

„So! so!" murmelte der Choleriſche gleichgiltig. „Da wird wiederum eine Konkurrenz im Spiele seyn!"

„Sie haben es errathen, mein Herr," entgegnete der Eingetretene verbindlich. „Eine unserer Lufttelegraphenstationen, an der wir soeben vorbeigekommen sind, hat mich benachrichtigt, daß eine halbe Stunde nach unserer Abfahrt von Basel der brasilianische elektrische Telegraph eine für uns wichtige und unangenehme Neuigkeit gemeldet hat. Eine gestern Abend im Feuerland gebildete patagonische Gesellschaft will die von uns ausgebeutete Strecke zwischen Basel und Frankfurt befahren. Die Aufträge zu den nöthigen Arbeiten sind bereits in australischen Werkstätten gegeben, die Fahrten selbst aber sollen erst zwischen acht und zehn Stunden von gestern an beginnen. Da der Gesellschaft starke Kreditmittel zu Gebote zu stehen scheinen, so machen wir uns auf eine bedenkliche Konkurrenz gefaßt und sind gesonnen, durch bedeutende Opfer jenes Unternehmen im Keime zu ersticken. Wir zahlen von dieser Minute an, bis auf weitere Verfügung, jedem Passagiere das Zehnfache des Fahrpreises, also hundert Franken, welche ich diese Herren sogleich von mir in Empfang nehmen zu wollen bitten muß. Belieben Sie Gold, Silber, Platina, Papier, Aktien, Kreditbriefe oder Brief- und Telegraphenmarken?"

„Ich will Nichts geschenkt!" polterte der Alte, „zu meiner Zeit bezahlte man Alles, was man schuldig war, und so will ich auch meinen Platz bezahlen."

„Bedaure sehr, mein Herr," sagte der Kondukteur, „allein ich kann Ihnen mit dem besten Willen der Welt Nichts abnehmen. Werfen Sie Ihr Geld zum Fenster hinaus, wenn es Sie drückt! Unsere Prämie, deren Annahme Sie verweigern, werden wir dann der Stiftung für verunglückte Ballonführer zuweisen."

„Hier," sagte der Alte bejahend, „ist mein Fahrgeld, legen Sie das dazu!"

Der ängstliche Herr und ich folgten diesem Beispiel, was die uns zustehende Prämie, wie den Preis unserer Passage anging, der Blonde und der Cholerische aber nicht.

„Ich," sagte der Erstere, „zeichne den Betrag meiner Prämie zu den Kosten der neuen Monderpedition. Haben Sie vielleicht eine Subskriptionsliste bei sich, Herr Kondukteur?"

„Gewiß," sagte dieser, zog das gewünschte Papier aus der Tasche und übergab es mit einer Miene, die ein Lächeln andeutete, dem Manne des eifrigen Fortschritts.

„Sie verbergen ein Lächeln, Herr Kondukteur," sagte derselbe ernst und pathetisch, „denn Sie sind von Denen, die an Möglichkeit des Neuen nicht glauben, oder weil dreiundneunzig Versuche mißglückt sind, an dem Erfolg des hundertsten verzweifeln und ihn nicht wagen wollen. Ich aber sage Ihnen, wir werden noch in den Mond fliegen, so gewiß als wir hier auf dem Wege von Basel nach Frankfurt sind. Gab es ja doch vor Zeiten närrische Leute genug, die an der Fähigkeit des Dampfes, ein Schiff zu treiben, einen Wagen zu schieben, eine Maschine zu bewegen, zweifelten! Sind es ja doch noch nicht viel mehr als hundert Jahre her, daß nicht allein das große Publikum, sondern auch Leute von Fach, gelehrte Physiker, die Möglichkeit einer regelmäßigen und schnellen Luftschifffahrt prinzipiell in Abrede stellten! Und da soll man sich's einfallen lassen, jenes wichtige Unternehmen aufzugeben, nachdem es an Geld erst einige Billionen und an Menschenleben nicht viel weniger als eine halbe Million Hälfe gekostet hat! Die Menschheit kann doch wahrhaftig auf dem nun endlich nach allen Seiten hinlänglich breitgetretenen Erdball nicht länger stehen bleiben! Sie bedarf einer Uebergangsstufe ins Universum, und wo sollte sie dieselbe zunächst anders suchen, als im Mond? Nur diese Unzulänglichkeit unserer Anstalten und Berechnungen haben bis jetzt die Eroberung jenes neuen Kulturbodens unerreichbar gelassen, nicht aber die positive Unmöglichkeit der Sache an sich."

„Ich meinerseits," äußerte der Cholerische entschieden, „glaube an die letztere. An der Grenze unserer Atmosphäre müssen wir nothwendiger Weise auch das Ende unserer Ausdehnung und Wirksamkeit finden und werden mit allen transzendentalen Phrasen der Welt nicht darüber hinauskommen."

„Wer will denn auch mit Phrasen Etwas ausrichten?" rief der Blonde. „Das war das vergebliche Streben der vergangenen Jahrhunderte, namentlich des letzten. Wir aber denken den Mond nicht herbeizubeten, oder herbeizudichten. Denn das zwanzigste Jahrhundert ist das Jahrhundert der That, mit Worten, wo es seyn kann, ohne Worte, wo es seyn muß. Uebrigens will auch ich gar nicht über unseren irdischen Luftkreis hinaus und bange deßhalb in der Mondfrage der atmosphärischen Theorie an. Wir haben ja eigene Atmosphäre genug, selbst überflüssig, wie deren häufige schlechte Aufführung hinlänglich beweist. Treten wir dem Mond also einen Theil derselben ab, pumpen wir sie ihm zu, und sobald seine Kugel in dieselbe eingehüllt seyn wird, kann an ihre Besteigung gedacht werden. Darum richten wir unsere Bestrebungen, und wenn wir es auch nur zum Vortheil kommender Generationen und Jahrhunderte thun

ſollten, proviſoriſch auf jenen Punkt. Was aber darin zu thun iſt, bleibt vorerſt noch das Geheimniß des Erfinders und einiger ſpeziell eingeweihter Aktionäre.

(Forſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Karl Simrock veröffentlicht „gegen das zu frühe Leſen der Weintrauben“ folgendes Gedicht, betitelt:

Der weinende Trinker.

Als Anno eilf gekeltert war,
Schien noch die Sonne heiß und klar.

Die Sonne ſchien ſo klar und heiß,
Vor ſeiner Thüre weint ein Greis,

Hielt in der Hand ein Glas mit Wein,
Und helle Thränen tropfen drein.

„Was weinſt Du, guter alter Mann?
Hat Dir ein Feind zu nah gethan?“

„Zu nah gethan hat mir kein Feind,
Ich weine, weil die Sonne ſcheint.“

„Wie ſprichſt Du kindiſch, undedacht,
Wer weint denn, wenn die Sonne lacht?“

„Auch wein' ich, weil der Wein ſo gut,
Gar köſtlich ſchmeckt dies Traubenblut.“

„So biſt Du, Alter, nicht bei Troſt,
Wer wäre gutem Wein erboſt?

Am guten Wein und Sonnenſchein
Soll man von Herzen fröhlich ſeyn.“

Darauf der Alte ſchluchzend ſpricht:
„Das, lieber Freund, verſteht Ihr nicht.

Wie würd' erſt dieſer Wein ſo gut,
Wenn er noch hing in ſolcher Gluth!

Daß wir zu früh geleſen hän,
Darüber wein' ich alter Mann!“

Hiezu folgendes Gegenſtück von einem waid- und weinkundigen Manne über das „zu ſpäte Leſen der Weintrauben“, betitelt:

Der lachende Trinker.

Es kam im achtundfünfz'ger Jahr
Der Winter, eh' gekeltert war,

Die Traube hing in Schnee und Eis,
Am Ofen ſitzend lacht ein Greis,

Hielt in der Hand ein Glas mit Wein,
Und Freudethränen tropfen d'rein.

„Was lachſt Du, guter alter Mann?
Hat Liebes Dir ein Freund gethan?“

„Kein Freund mir eben Liebes that;
Ich lache, weil der Winter naht.“

„Sprichſt wie ein Kind, oh hochbetagt!
Wer lacht denn, wenn ihn Kälte plagt?“

„Auch lach' ich, weil der Wein ſo gut,
Gar köſtlich ſchmeckt dies Traubenblut.“

„So ging Dir Dein Verſtand wohl aus,
Der Froſt brach ja in's Kellerhaus;

Verkümmert ſo der edle Wein,
Soll man betrübt von Herzen ſeyn.“

Worauf der Alte ſchmunzelnd ſpricht:
Das, lieber Freund, verſteht Ihr nicht;

Im Faß behaglich gohr mein Moſt,
Weil er hineinkam vor dem Froſt;

Daß ich zur Zeit geleſen han,
Darüber lach' ich alter Mann.“

Charade.

(Zweiſilbige.)

Mag jeder Eh'mann darnach ſtreben,
Als Herr des Erſten ſtets zu leben,
Wie es mit Recht dem Mann gebührt;
Dann hegt die Frau nie den Gedanken,
Wenn er berauſcht, ihn auszuzanken,
Ob ſie auch Luſt dazu verſpurt.
Die Zweite ward in früh'ren Tagen
Oft bei der Schlacht vorangetragen,
Sie flößte Muth den Kriegern ein.
Sie zeigt ſich heilig unſ'ren Blicken;
Doch kann auch ihre Laſt uns drücken
Und dann im Unglück tröſtend ſeyn.
Das Ganze bricht des Friedens Siegel,
Statt Zärtlichkeiten gibt es Prügel
Im vielgeprieſ'nen Eheſtand.
Entſchieden haß'ts der Junggeſelle,
Ja lieber geht er durch die Hölle,
Als mit dem Ganzen Hand in Hand.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 123. Freitag, 14. Oktober 1859.

Zwei Frauen.

(Fortsetzung.)

5.

„Der Freund der Sonne."

Auch Ludwig Savigny's Herz ist entflammt durch die schwarzen Augen Raimondens; ihre geistige Gewalt über ihn ist so groß, daß er jetzt sogar gern auf seine Lieblingsneigung, das Cigarrenrauchen, verzichtet, um in der Nähe der schönen Wittwe weilen zu können. Er vertauschte das Boudoir seiner Kamelia Rosalba mit ihrem Salon, aber niemals kommt ihm der Gedanke, sie heirathen zu wollen. In seinem Dictionär steht das Kapitel der Ehen nicht verzeichnet, Ludwig hat alle Wittwen im Schauspiele aus dem Grunde studirt, daher glaubt er, mit der schönen Raimonde ohne Schwierigkeiten ein heiteres und angenehmes Abenteuer bestehen zu können, und wird in diesem, der männlichen Eitelkeit schmeichelnden Glauben um so eher bestärkt, als die Visiten, welche er Raimonden abstattet, stets mit all der Grazie, die dieser eigenthümlich ist, angenommen werden. Er wagte es sogar, einige Worte von Liebe fallen zu lassen welche Raimonde mit einem Schweigen annimmt, das er für Befangenheit hält. Kühn gemacht durch Raimondens Nachsicht, geht er einen Schritt weiter und wird gebeten zu schweigen. Sie instruirt sogar ihre Dienstboten, ihm ohne Aufsehen den Eingang zu wehren. Ludwig beharrt in seiner Verblendung. Er nimmt Raimondens Zurückhaltung für die gewöhnliche weibliche Koketterie, welche mit Hindernissen besiegt seyn will, und schwört, jede Gelegenheit zu benutzen, um eine Unterredung, ein Stelldichein zu erlangen.

In dieser Intention kommt ihm die Einladung zu einer Soirée bei Frau Desparville, wo er Raimonde zu finden hofft, sehr gelegen. Emmeline weiß, daß die Gegner ihre Karten zu wechseln pflegen; daher sendet sie für die Einladung zu Raimondens Diner eine Einladung zu ihrem Concert. Tante Michon war nicht mit eingeladen. Emmeline hat die Absicht, Raimondens ersten Waffengang nicht minder kräftig und geschickt zu erwiedern, und ersinnt alle Listen, welche der Satan in ihrem Geiste ausbrüten mag.

Der Graf und Raimonde sind erschienen; Emmelinens Eifersucht ist angestachelt. Sie ruft ihren Dämon an, welcher ihr eingibt, Ludwig Savigny zu bestimmen, sich neben Raimonde niederzulassen. Aber der Hof von Anbetern, unter welchen der Graf d'Esteve den ersten Rang einnimmt, verhinderte den jungen Maler, sein Vorhaben auszuführen. Man zeigte im Verlaufe des Concerts an, daß nach demselben einige Walzer und Polka-Mazurka riskirt werden sollten. Jeder sucht seinen Namen in das Carnet Raimondens einzuschreiben, um die schöne Frau auf einige Minuten in seinen Armen halten zu können. Da faßt auch Ludwig Savigny eine leuchtende Idee. Er bricht sich Bahn zu Raimonde.

„Erlauben Sie, Madame," sagte er, „daß ich meinen Namen einschreibe für eine Mazurka?" Raimonde reichte ihm das Carnet. Er suchte eine leere Seite und in dem Augenblicke, wo die Ankündigung eines Liedes mit Pianofortebegleitung eine Bewegung im Saale hervorruft, schreibt er ins Carnet: „Ist Ihre Pforte mir auf immer geschlossen? Haben Sie Mitleid und öffnen Sie mir dieselbe! Morgen Abend 9 Uhr werde ich es wagen, bei Ihnen zu erscheinen; wenn Sie meinen Besuch genehmigen wollen, so geben Sie mir ein Zeichen, indem Sie am Klavier das Lied: „Der Freund der Sonne" singen.

Ludwig Savigny."

Digitized by Google

Der junge Maler spürt eine innere Befriedigung, als er diese deutliche Liebeserklärung niedergeschrieben hat. Ich habe Schauspiele gesehen, sagte er zu sich selbst, wo ein Ring das Signal zum Zusammentreffen gab, und Vaudevills, wo ein Blumenstrauß das Zeichen war, warum nicht eine Romanze? Raimonde kennt diese, ich weiß es, denn sie sang dieselbe neulich entzückend bei einer Soirée. Er remittirte das Carnet an Raimonde.

„Lesen Sie!"

Aber in diesem Augenblick erschien der Graf und erbat sich das Carnet. Raimonde, welche nicht ahnte, daß Ludwig dieses als Liebesportefeuille benutzte, reichte es ohne Argwohn dem eifrigen Anbeter. d'Esteve nahm es sorglos und schrieb seinen Namen. Raimonde erhielt es zurück und achtete nicht darauf, daß etwas Besonderes darin bezeichnet seyn könnte. Sie ließ es, vielleicht aus Eitelkeit, vielleicht nur aus Vergeßlichkeit, endlich sogar auf einem Sopha liegen, ohne daß Ludwig es bemerkte. Aber den scharfen Augen ihrer Gegnerin war es nicht entgangen, daß der Maler eine kleine Epistel ins Carnet geschrieben. Sie hatte das Carnet verfolgt, wohin es auch wanderte, und kaum entdeckte sie, daß es allein auf dem Sopha blieb, so ergriff sie es heimlich und ließ es wie eine glatte Viper in ihrer Robe verschwinden. Ohne Mühe fand sie die Aufforderung Savigny's zum Stelldichein.

Ah, du sollst meiner Rache dienen! sagte sie zu sich selbst. Madame von Verseuil hat meine Tante entdeckt, ich fand einen Liebhaber dafür.

Sie näherte sich dem Grafen d'Esteve.

„Ich hielt es für nothwendig," sprach sie zu ihm mit rauhem Tone, „Madame von Verseuil einzuladen, weil Sie Ihnen anziehender ist als ich und Sie ohne Jene nicht gekommen seyn würden. Seit drei Wochen haben Sie sich nicht bei mir sehen lassen."

„Es war mir unmöglich," stotterte der Graf; „ich war beschäftigt, aber glauben Sie nur, daß ich deßhalb viel gelitten habe."

„Keine Vorwände, keine Phrasen!" erwiederte Emmeline; „wir haben keine Zeit dazu. Lassen Sie uns eilen! Wollen Sie Madame von Verseuil heirathen?"

„Aber, Madame!"

„Ich habe Ihnen gesagt, daß wir keine Zeit haben zu Ausflüchten. Ich habe Ihnen meinen Frieden geopfert, ich habe den wackeren Mann betrogen, der mich wirklich liebt, ich habe ihn betrogen um Ihretwillen — und Sie haben mich verlassen!"

„Haben Sie," erwiederte der Graf kleinlaut, um die Verminderung seiner sträflichen Liebe zu verschönen, „haben Sie zu jener Stunde, wo ich Sie bei Madame von Verseuil begrüßte, gesehen, wie mir Ihr Gemahl die Hand drückte? Er nannte mich seinen Freund; er liebt Sie. Um es Ihnen ehrlich zu sagen: ich weiß, er ist indignirt, daß er durch Sie und durch mich lange Zeit betrogen ward."

„Ha, glauben Sie, mein Herr," erwiederte Emmeline heftig, „daß mein Gewissen mir das nicht selbst sagte? Allein ich liebe Sie trotzdem. Sprechen Sie mir nicht mehr von dieser Liebe. Heirathen Sie Madame von Verseuil, aber erwarten Sie Repressalien! Sie werden in Ihrer Haushaltung einen zweiten Grafen d'Esteve finden."

„Was sagen Sie?"

„Kennen Sie dies Carnet?"

„Ohne Zweifel, es ist das der Frau von Verseuil."

„Lesen Sie dieses Blättchen, ich bitte Sie!"

Der Graf nahm das Carnet und las.

„Ein Stelldichein!" sagte er, „und dieser insolente Mensch . . ."

„Ist Herr Ludwig Savigny, einer von Ihren Freunden, wenn Sie wollen. Er ist ein zweiter Graf d'Esteve, das werde ich Ihnen zu jeder Stunde wiederholen."

„Noch ist Nichts erwiesen; vielleicht ist diese Liebeserklärung nur eine fruchtlose Impertinenz," sprach begütigend der Graf.

„Aber wenn Raimonde diese Romanze: „Der Freund der Sonne" singt, ist dies nicht das Zeichen zur Zusammenkunft?"

„Wenn Dies wäre, so hätte ich den größten Irrthum meines Lebens zu bereuen."

In diesem Augenblick trat Raimonde in den Salon. Der Graf beeilte sich, seine Bewegung zu verbergen, und nahm Platz neben Emmeline. Diese, welche die unantastbare Tugend Raimondens kannte, wußte wohl, daß es nicht gerathen sey, ihr die insolente Bitte Ludwigs lesen zu lassen. Sie riß daher das Blatt, welches diese enthielt, vorsichtig heraus und gab dann erst das Carnet an die junge Wittwe zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Im Luftballon.

(Fortsetzung.)

Daß der blonde Herr zu diesen Eingeweihten gehörte, verrieth die diplomatisch zurückhaltende

Miene, mit der er sich jetzt wegwandte, um seine Einzeichnung in die Subskriptionsliste auf dem Bureau zu machen, welches sich zur Bequemlichkeit der Reisenden mit allem nöthigen Schreib- und Briefmaterial in der Mitte der Rotunde zu befinden pflegt.

Neugierig, den Namen einer an der alsbaldigen Erstürmung des Mondes so nahe betheiligten Persönlichkeit zu erfahren, erbat ich mir, sobald der Fortschrittsmann gezeichnet hatte, die Liste zur Einsicht aus. Mit nicht geringer Befriedigung konnte ich daraus ersehen, daß nur als Vornamen des blonden Herrn eine Reihe von Namen der bedeutendsten Erfinder erschien. Er hieß: Gutenberg. Newton. Montgolfier, Humboldt. Lavoisier, Liebig. Watt, Büchner, Vogt. Fulton Immerfort. Folgte eine ganze Menge seiner Adressen, als: Saint Louis never mind, 3999; Hamburg, Selenenberg 1; Neapel, Villaluna; Kapstadt, Luftstraße 10. Außerdem war noch etwas in krauser Bilderschrift beigefügt, welches nach China oder Japan gehören mochte und zwischen allerhand kuriosen und unverständlichen Zeichen nur einen Vollmond mit einer großen daran gelehnten Leiter erkennen ließ.

Während ich mit einem Gefühl hoher Ehrfurcht gegen den über alle Welttheile und durch die kommenden Jahrhunderte verbreiteten Herrn Immerfort nach meinem Platz zurückkehrte, nahm der Choleriſche das Wort, indem er zu dem Kondukteur sagte:

„Ich zeichne meine Prämie weder für die verunglückten Menschen noch für verunglückte Spekulationen, sondern bitte mir dieselbe baar aus, und zwar, wenn es Ihnen einerlei ist, in Silber statt in Gold, denn die dicken und schweren Stücke des letzteren nehmen unleidlich viel Raum in der Geldtasche ein. Man sollte ein so gewöhnliches Metall, wie dieses, von welchem immer eine beträchtliche Masse zur Herstellung einer nur irgend nennenswerthen Summe genommen werden muß, eigentlich gar nicht mehr als Tauschmittel für den Verkehr dulden."

„Ja wohl, das sollte man," stimmten wir Alle aus vollem Herzen ein, nur der Alte schüttelte den Kopf und meinte nach der Art bejahrter Leute, die Zustände ihrer Jugend über Alles zu preisen, er könne sich sehr wohl darauf besinnen, daß das Gold in fast gleichem Werthe mit dem Silber gewesen sey, wie es ja noch früher bekanntlich in einem andern, gerade umgekehrten Verhältniß zu demselben gestanden habe.

„Ja, ja," lachte der Choleriſche, während ihm der Kondukteur bereitwillig die hundert Franken in zehn kleinen Silbermünzen auszahlte, „das war zur Zeit, als man glaubte, man habe mit der Durchstechung der Landengen von Suez und Panama etwas sehr Großes gethan, und Cliquot-Champagner mit altem Burgunder gemischt, sey das vorzüglichste aller herzstärkenden Getränke. Aber seither hat man das Silber vermindert und das Gold vermehrt, ganz Afrika mit sechs Eisenbahnen, zwei Canälen und zweihundert Ballonlinien durchzogen und in Hamburg die Luftessenz erfunden, von welcher sich jetzt ein Depot in dem bekannten herkömmlich und sprichwörtlich noch immer groß genannten Heidelberger Fäßchen befindet. Indem ich mir nun soeben die Prämie der Basel-Frankfurter Ballongesellschaft auszahlen ließ, habe ich dabei an keine reelle Vermehrung meines Vermögens gedacht, sondern mir nur vorgenommen, Sie, meine Herren Reisegefährten, zu einigen Nasen voll davon einzuladen. Einstweilen aber ersuche ich Sie, zum Vorgeschmack ein wenig an der kleinen, aber vorzüglichen Hamburger Luftqualität, welche ich in diesem Fläschchen immer bei mir führe, zu nippen."

So sprechend zog der Choleriſche, welcher nach Allem, was ich von ihm gehört und gesehen hatte, nirgends anders her, als aus der unermeßlichen Seehauptstadt Hamburg seyn konnte, ein elegantes Krystallfläschchen hervor, welches oben in einem langen Schlauch von Gutenberga mit einer Bernsteinspitze auslief. Einen kleinen Krahnen daran öffnend, reichte er dieses Fläschchen umher, und unsere Nasen kosteten, eine nach der anderen, die Ausströmung des köstlichen Aethers, welcher für Geruch und Geschmack — denn auch dieser fühlte ihn — alle Eigenschaften der vorzüglichsten französischen und Rheinweine, verbunden mit einem doppelten Anhauche von Thee und Ananas, vereinigte. Die Wirkung dieses nektarartigen Getränks, wenn es überhaupt Getränk genannt werden konnte, machte sich alsbald und in der angenehmsten Weise bemerklich. Mein eigener Mißmuth, erst über die Langweile meiner Reise und dann über den tumultuarischen Charakter der Unterhaltung in unserem Luftschiff, legte sich, um die heiterste Rosenlaune bei mir einzulassen. Der ängstliche Herr wurde mit einem Male ganz kurragirt, warf die schwarzseidenen Flügel von den Schultern, schritt mit bestimmtem Tritt in der Rotunde hin und her und stimmte dann in ein lautes Gelächter des Choleriſchen mit ein, welches dieser nicht mit Unrecht erhob. Denn er hatte plötzlich hinter Jenes Rücken den ganzen Flug- und Fallapparat zu einem Fenster

hinausgeworfen. Während wir Alle mit Vergnügen den sonderbaren Drehungen und Ueberstürzungen, mit welchen sich diese Gegenstände, auf ihrem allmäligen Weg zur Erde, aus unserem Gesicht verloren, nachblickten, hatte sich der mürrische alte Herr seinem Hauptgegner in der Gesellschaft, dem blonden Mondmenschen Immerfort, unter Annahme der freundlichsten Miene genähert. Er schüttelte ihm die Hand und verhieß, einen so gesinnungstüchtigen Mann alsbald bei der Ankunft in Heidelberg seinen beiden im Coupe befindlichen, wunderschönen Töchtern vorstellen zu wollen. Immerfort ergoß sich nun in eine lange Lobrede auf das schöne Geschlecht, betonte besonders die Bedeutsamkeit dieser kosmopolitischen Institution für den Fortschritt aller kommenden Jahrhunderte, sah in den Augen der Schönen, welche den Heiden zu kühnen Thaten spornen, den Keim aller Weltgeschichte und rief die Mondgöttinnen Luna und Freia als Beschützerinnen der bevorstehenden Expedition nach dem Trabanten der Erde an.

Dann schloß er: „Die Frau ist immer das gährende Element in der Menschheit gewesen und wenn nicht die Erste dieses erhabenen Geschlechtes den nur mit Unrecht so vielfach beklagten guten Einfall gehabt hätte, über die philisterhafte Alltäglichkeit ihrer paradiesischen Haushaltung und Küche zu etwas Neuem hinauszuschreiten, so säße alle Welt heute noch stabil im Garten Eden und nähme den Mond höchstens zum Zeugen zarter Geheimnisse und Bekräftiger wahrer und falscher Liebesschwüre, statt ihn zu einer Uebergangsstufe der Menschheit in das Universum zu machen."

„Ja wohl," fügte der Hamburger billigend bei. „Wir äßen sonst heute noch mit den Fingern, während wir so die Aussicht haben, bei unserer bevorstehenden Mahlzeit von den Messern, Gabeln und Gläsern der neuen australischen Eß- und Trinkmaschine bedient zu werden, und Eine Hand zur Durchblätterung eines Dutzends Zeitungen, die andere zu jeder anderweiten nützlichen oder unangenehmen Beschäftigung frei zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

An der französischen Grenze bei Motargne wurde dieser Tage eine elegante Dame, die ein schlafendes Kind auf den Armen trug, von den Zollbeamten angehalten. Sie bat flehentlich, ihr Kind, das dicht unter Hut und Schleier verhüllt war, nicht im Schlafe zu stören. Die weibliche Handleisterin der Douane schien aber die Elegante zu erkennen, sie entreißt ihr das Kind, das zur Erde fällt und sich in eine 15 Pfd. schwere Carotte verwandelt. Die Reifen der Crinoline der Schönen bestanden ebenfalls aus Rollen Tabak.

Industrieller Aufschwung. Ein neues „ausschließliches Privilegium" ist verliehen worden und zwar, wie der Lloyd berichtet, in Veszprim. Daselbst hat nämlich ein Herr L. v. Koßta ein Privilegium erhalten auf die „Erfindung eines Apparats, um — Fliegen zu fangen!" genannt Fliegenapparat oder „Fliegenfänger". Ob selbiger mit Dampf getrieben wird oder nicht? ist nicht gesagt.

Charade.

(Zweisilbig.)

Die Erste ist den Bergen eigen,
Den Kirchen, Thürmen und Palästen.
Auch wird als Lob- und Beifallszeichen
Sie dargebracht bei heit'ren Festen.

Nagt Gram und Weh an deinem Herzen,
Ist dir entflohn des Lebens Frieden:
Die Zweite lindert alle Schmerzen
Und kann dir Trost und Hoffnung bieten.

Gekrönt sieh'st du der Hoffnung schönstes Ziel,
Tritt einst das Ganze ein in deinem Leben.
Oh, dann beginnt ein süß verliebtes Spiel
Und sel'ge Wonne wird dich stets umschweben.
Sie gibt geheimen Wünschen ein Asyl
Und setzt ein Ziel dem Junggesellenleben.

Wer nun im Lauf der Zeiten das Ganze mag vollführen,
Der mög im Sinn des Ersten dasselbe arrangiren.

Auflösung der zweisilbigen Charade in № 122:
Hauskreuz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 124. Sonntag, 16. Oktober 1859.

Zwei Frauen.

(Fortsetzung.)

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, theure Frau," sagte Emmeline bei der Ueberreichung des Carnets mit aller möglichen Grazie, „daß Sie meine Einladung angenommen haben."

„Es war meine Schuldigkeit," erwiederte Raimonde lächelnd. „Sie würden mich eine Feige gescholten haben, wenn ich die Einladung zurückgewiesen hätte. Haben wir nicht die Waffen gekreuzt? Es ist nicht mehr erlaubt, den Kampfplatz zu verlassen. Ihr Concert ist charmant."

„Es ist es erst, wenn Sie uns das Vergnügen machen, Etwas hören zu lassen. Der Herr Graf würde sich glücklich schätzen, Ihnen applaudiren zu können."

„Sie wollen mich veranlassen, vor dem Grafen zu singen? Ah, wie gütig! Ich habe keine falsche Stimme. Bitte mir einen andern Stoß, theuerste Frau; Ihr Degen ist diesmal von mir abgegleitet. Sie haben schlecht getroffen."

„Warum?" erwiedert Emmeline. „Alle Streiche gelten und immer sucht der eine Gegner den andern zum Rückzug zu zwingen. Uebrigens haben Sie neulich im Concert ganz lieblich gesungen und ich habe Ihnen applaudirt."

Sie hat mir applaudirt, dann habe ich doch wohl schlecht gesungen, denkt Raimonde.

„Sie sangen zum Beispiel die Romanze," fährt Emmeline listig fort, „welche einen herrlichen Eindruck machte."

„Wie heißt diese Romanze?" fragt Raimonde lebhaft.

„Ich kann mich des Titels nicht recht erinnern," erwiedert Emmeline, indem sie sich den Anschein gibt, als suche sie in ihrem Gedächtnisse danach; „es war so Etwas wie: „Der Stern", „Die Aurora", ein hellleuchtender Titel, ich habe leider ein schlechtes Gedächtniß."

„Ah! ich erinnere mich," ruft Raimonde: „Der Freund der Sonne."

„Richtig! Diese Romanze paßte aber nicht so recht für Ihre Stimme."

„Fanden Sie Das? Unglücklicher Weise ist es die einzige Romanze, welcher ich mich erinnere; es ist bestimmt diejenige, welche Sie zu singen mich nöthigen wollen."

„Nun, wir sind gewiß Alle damit einverstanden und werden Ihnen dankbar seyn, wenn Sie diese singen, Madame," sagte Emmeline scheinbar unbefangen und hinterhaltlos.

Sie erhebt sich, nimmt Raimondens Hand und führt sie ans Piano. Raimonde zweifelt nicht daran, daß sie einem feinen Netze entgegengeführt wird, dessen Maschen in der „Sonne" gewebt worden sind.

Zwei Männer drängen sich herbei und ihre Herzen schlagen heftiger in ängstlicher Erwartung des Liedes, welches Raimonde anstimmen wird. Diese Männer sind der Graf d'Esteve und Ludwig Savigny. Der Graf überredete sich von Raimondens Tugend, aber es fehlt ihm doch die volle, gläubige Ueberzeugung, und es schleicht sich ein leiser Zweifel in seine Seele.

Ludwig fürchtet eine Niederlage seiner Kühnheit, und es ist ihm ein sehr wichtiger Moment, wenn Raimonde die ersten Noten hören lassen wird.

Raimonde wirft einen raschen Blick auf Emmeline und bemerkt in ihrem Gesicht einen Schimmer der Freude, welcher sie beunruhigt.

Sollte Sie, fragte Raimonde sich im Stillen, an jenem Abend eine falsche Note in meiner Romanze bemerkt haben, deren Wiederkehr sie heute erwartet? Es ist unmöglich; ich erntete ungetheilten Beifall. Sey es denn! Ich muß um jeden Preis singen.

Sie ſchickt ſich an. Emmeline, der Graf und Ludwig erwarten mit großer Spannung die erſten Töne.

„Wir wollen beginnen," ſagt Raimonde zu ihrem Begleiter entſchieden und wirft noch einen ſtolzen Blick auf ihre Feindin.

Die erſten Akkorde erklingen. Raimonde ſingt „Den Freund der Sonne". So ſchön, ſo hinreißend ſie die Romanze ſingt: Emmeline zittert in höllischer Genugthuung; Graf d'Eſteve wird todtenbleich; es iſt ihm, als ſtürze ein Engel vom Himmel in den Abgrund. Ludwig Savigny aber zupft ſtolz an ſeiner Kravatte und freut ſich der Wahrnehmung, eine von den großen Damen der Salons mehr unter der Sorte der Pariſer Kamelien zu ſehen.

6.

Das Stelldichein.

Ludwig Savigny erſchien am andern Abend pünktlich im Hotel der Frau von Verſeuil. Es entging ihm, daß auch ein anderer Mann ſich daſelbſt einfand, welcher ihm unbeachtet auf dem Fuße gefolgt war und ſich im Hauſe verborgen hatte, um Gewißheit über Raimondens Verrätherei zu erlangen. Dieſer Mann war Graf d'Eſteve, der mit dem Gedanken umging, Ludwig ein Duell anzubieten, ſelbſt wenn er durch dieſen Eklat die ſchöne Wittwe verlieren ſollte.

Ludwig erſuchte im Vorzimmer den Kammerdiener, ihn bei Madame anzumelden.

„Madame iſt abweſend," ſagte dieſer in etwas ſchnöder Weiſe.

„Ihre gewöhnliche Phraſe," erwiederte Ludwig mit Zuverſicht; „diesmal erkläre ich dieſe für nichtig. Melden Sie mich nur an, Ihre Herrin erwartet mich."

Seine ſichere Haltung verblüffte den Diener; er ſchritt, von dem Maler gefolgt, bis zur Pforte eines kleinen Salons, in welchem ſich Raimonde befand, und meldete den Ankömmling.

„Aber ich habe Dir doch befohlen, dieſen Menſchen abſolut abzuweiſen!" rief Raimonde etwas gereizt.

In dieſem Augenblick trat Ludwig herzu und ſchritt keck auf die Dame zu. Der Diener zog ſich niedergeſchlagen zurück. Ludwig blieb mit Raimonde allein.

„Sie ſind bewunderungswürdig, theurer Engel!" ſprach Ludwig mit Feuer.

Raimonde war erſtaunt und beſtürzt.

„Ah, wie ſprechen Sie! Ich bitte!" erwiederte ſie mit eiſiger Kälte.

„Wie kann ich anders, ſchöne Dame? Und warum ſo kalt, liebenswürdige Raimonde?"

„Raimonde! Aber ich bin nicht Raimonde für Sie, mein Herr, ſondern Madame von Verſeuil, Nichts weiter."

„Für die Andern, ohne Zweifel, aber nicht für mich! — Sie haben meine Bitte erhört, welche ich bei der Baronin gegen Sie auszuſprechen mich gewagt habe."

„Ich?" rief Raimonde auf's höchſte erſtaunt.

„Kurz," fuhr Ludwig fort, „ich wage zu glauben, daß Sie mich zu empfangen gewünſcht haben."

„Wie einen Prätendenten, nicht wahr?" ſagte Raimonde. „Sie ſprechen ſo, daß ich träume, ich wolle mich wieder verheirathen."

„Sie wollen Ihre Unabhängigkeit erhalten, ſchöne Frau; ich habe nichts dagegen einzuwenden. Die Liebe bedarf der geſetzlichen Formen nicht, und eine junge ſchöne Wittwe, wie Sie, kann nur profitiren, wenn ſie ihre Liebe zu einem Manne ins Gewand intimer Freundſchaft kleidet. Ich bin diskret und werde die Verbindung unſerer Herzen zu verbergen wiſſen."

„Ah, ich begreife!" verſetzte Raimonde mit niederſchmetternder Ironie; „Sie proponiren mir, mein Herr, eine leichtfertige Liaiſon, welche Sie ermächtigt, Ihre Freiheit nach Belieben zu gebrauchen, eine Liaiſon, in welcher man die Herzen wechſelt, ohne ſie zu geben, und welche den Rücktritt reſervirt. Das iſt ein Arrangement, welches Sie vielleicht zu treffen vermögen, aber ich, mein Herr, ich bin keine Freundin des Zigeunerlebens, das ſich für eine Frau der Demi-monde eignet, nicht für eine Frau der wahren Welt, welche entehrt werden würde."

„Aber, Madame," erwiedert der Maler lächelnd, „Sie verlieren Ihr Gleichgewicht."

„Bei uns, Gott ſey Dank!" fuhr Raimonde im Feuer der Indignation fort, „iſt es die Tugend, welche uns den Pfad anweiſt. Gehen Sie doch in die Boudoirs, wo Sie Ihre Demoiſelles finden, und laſſen Sie uns unſere Salons! Sprechen Sie mit Ihren filles de marbre, die Zigarre im Munde, aber bei uns behalten Sie den Hut in der Hand. Lieben Sie Jene, ſo viel Sie wollen, aber reſpektiren Sie uns!"

Raimonde war nun völlig in Hitze gerathen. Das Feuer heiliger Tugend machte ihre Wangen erglühen, und Ludwig verlor ſeine zuverſichtliche Haltung; er war verdutzt. In ſeinem bisherigen wilden und etikettloſen Treiben hatte er niemals eine Frau gefunden, die ſo zu ihm ſprach, wie dieſe Wittwe, und niemals hatte er eine Dame

so schön gesehen, wie diese, welche ihm, von tugendhafter Gluth geröthet, wie eine Göttin erschien.

(Fortsetzung folgt.)

Im Luftballon.

(Fortsetzung.)

Während unsere Unterhaltung so immer lebhafter wurde, tönten in dieselbe plötzlich aus dem anstoßenden Coupe die starken und vollen Töne des Orgelpiano's herein, welches Instrument sich in dem vorderen Theil jedes Luftschiffchens zu befinden pflegt und nur wie ein gewöhnliches Klavier gespielt zu werden braucht, weil der für die Orgel nöthige Luftzug, mit einer sinnreichen chinesischen Vorrichtung, durch die Bewegung des Ballons selbst hergestellt wird.

„Hören Sie," sagte der alte Herr zu dem blonden Immerfort, mit welchem er auf einen immer besseren Fuß zu kommen schien. „Die spielt die jüngste meiner Töchter, welche erst vor acht Tagen das Orgelpiano bei einem kalifornischen Geschwindlehrer zu lernen angefangen hat und ganz schöne Fortschritte macht. Es ist nur ein sechshändiger Auszug aus einer bekannten Molldursymphonie."

„Eine vortreffliche Tanzmusik," meinte Immerfort, welcher das Lufteffenzfläschchen zuletzt bekommen, es aber auch behalten hatte, bis es ausgerochen war. „Dieses Spiel gibt dem Menschen Flügel an sich, meinen Sie nicht, alter Griesgrämer, und damit könnte man ohne Maschine und Alles in den Mond fliegen."

Mit einer plötzlich steigenden Ekstase faßte er nun den Achtzigjährigen um den Leib und zog den nur halb Widerstrebenden in einen wirren Rundtanz, welcher sich mit großer Geschwindigkeit um das in der Mitte der Rotunde befindliche Bureau bewegte. Unter großem Gelächter folgten der Aengstliche und der Choleriche, welche gleichfalls die besten Freunde geworden waren, diesem Beispiele, und die beiden Paare jagten und stampften umher, daß der Boden unter unseren Füßen bedenklich zu zittern und zu schwanken begann.

Statt dem Allem zu steuern, lehnte der Kondukteur, welcher der Lufteffenzflasche mit nicht minderem Behagen als wir Anderen zugesprochen hatte, mit einem vergnügt lächelnden Gesicht an dem Bureau, sah zu und schien zu erwarten, daß ich ihn zu einer Befolgung des uns gegebenen nützlichen Beispiels einladen werde. Mich aber zog die Musik weniger zu dem Träger des goldenen Riechfläschchens, als zu ihrer Urheberin selbst hin. Ich näherte mich der dünnen Wand, welche die Rotunde von dem Coupe trennte, und entdeckte glücklicherweise in derselben einen Spalt, durch welchen ich bequem in jenen Raum hinein blicken konnte.

Das reizendste weibliche Wesen, welches meine Augen je erblickt hatten, saß dort vor dem Instrument. Die feinen weißen Wangen, von der Anstrengung des Spiels durchsichtig geröthet und von reichen Locken goldschimmernder Haare eingefaßt, die großen tiefblauen Augen, welche sich bald auf die Tasten vor ihr senkten, bald mit einem schwärmerischen Ausdruck groß aufgeschlagen und emporgehoben wurden, die zarten silberweißen Hände mit zierlich langen Elfenbeinfingern in eifriger Bewegung auf der prächtigen Klaviatur des Orgelpiano's, die pittoreske, farbenreiche und glänzende Tracht der alten Türkinnen, welche sich im 20. Jahrhundert über die ganze Frauenwelt verbreitet hat, und nach einer ihrer ersten Anhängerinnen in früheren Zeiten das Bloomerkostüm genannt wird: — das Alles machte sich wunderreizend. Mit einem Mal erhob sich auch die Stimme dieses bezaubernden Wesens, und der Mund, welcher schon im Schweigen bewunderungswerth erschienen war, begann, die wonnigsten Töne zu ergießen. Angesteckt von der Tanzbegeisterung der Herren hinter mir und hingerissen von Dem, was ich vor mir sah und hörte, vermochte ich mich nicht länger zu fassen, sondern drängte nach vorwärts. Der Spalt erweiterte sich, die Wand wich und ich drang in das Coupe ein. Die in demselben befindlichen Damen — denn außer der Spielerin war noch ein anderes, kaum minder schönes Mädchen, auf einem Divan hingestreckt, anwesend — schienen durch meinen Einbruch gar nicht überrascht, eher erfreut. Die am Orgelpiano erhob sich, trat mir entgegen und bot sich, ohne eine besondere Einladung von meiner Seite abzuwarten, zum Tanz an, indem sie mir die rechte Hand reichte, den linken Arm erhob und mich, den ein Entzückungsschauer überlief, die feinste und zugleich festeste Taille, die ich in meinem Leben gesehen und gefühlt habe, umfassen ließ. Einen Augenblick darauf war ich mit ihr in einem nicht minder schnellen und wilden Wirbel begriffen, als die Herren in der Rotunde, welche immer fortwirbelten. Das Instrument spielte dabei ganz von selbst weiter und stets rascher, und die schöne Dame auf dem Divan hatte sich aufgesetzt und klatschte, laut lachend und höchst vergnügt, in die Hände, bis mit einem Male der Kondukteur herbeieilte, worauf sie aufsprang

und sich mit ihm in den Tanz stürzte. Dieser war immer toller und ausgedehnter geworden, denn die Wand zwischen dem Coupe und der Rotunde hatte sich gänzlich gesenkt und so einen gemeinschaftlichen, großen Raum entstehen lassen, in welchem die beiden männlichen und unsere gemischten Paare, unter fortwährend rauschender Musik des Orgelpiano, auf- und abflogen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Peiho oder weiße Fluß. Zur Orientirung der Lokalitäten, welche wahrscheinlich bald im „Reiche der Mitte" eine Rolle spielen werden, dürfte es nicht unangemessen seyn, eine Skizze des Peiho und seiner Beziehung zu Peking zu geben. Der Peiho ist die eigentliche Straße nach der Hauptstadt China's, da die Kommunikation zu Lande äußerst beschwerlich und zum Transport von Waaren und Lebensmitteln wenig oder gar nicht benutzt zu werden scheint. An sich ein kleiner und seichter Fluß, erhält er durch diese Beziehung zu Peking und durch seine Verbindung mit dem ausgebreiteten System des Kaiserkanals eine hohe Bedeutung. — Etwa 30 englische Meilen in direkter Entfernung von der Mündung liegt die Stadt Tiensing „Himmlischer Platz," das allgemeine Emporium für die nördlichen Provinzen China's. Schon Marco Polo nennt sich città celeste, sie war also schon im 13. Jahrhundert von großer Bedeutung. Hier mündet der Yeunliongho oder „Getreide tragende Fluß" in den Peiho, die große Wasserstraße zum Transport des Getreides aus den mittleren, dem Gebiete des Kaiserkanals angehörenden Provinzen nach dem Norden und nach Peking. Beide Flüsse bilden bei ihrem Zusammenfluß ein weites Bassin, das fast ganz von Fahrzeugen aller Art bedeckt ist und an dessen Ufern sich Tiensing ziemlich in derselben Länge hinzieht, wie London an der Themse. Tongtscheu, der Hafen von Peking, ist von Tiensing längs des Flusses etwa 90 englische Meilen entfernt. Oberhalb dieser Stadt ist der Peiho nur für Boote fahrbar und auch dies nur während der Sommermonate. Der Peiho wird nämlich wie andere kleine Flüsse im Norden Chinas zum Theil von dem Schnee gespeist, welcher im Sommer auf den Höhen der Tatarischen Gebirge schmilzt. — Als die europäische Gesandtschaft mit Lord Macartney 1793, von Peking zurückkommend, sich wieder in Tongtscheu einschiffte, war das Wasser des Peiho so seicht und nahm so rasch ab, daß man befürchten mußte, es werde die Dschunken nicht mehr tragen können, obwohl sie nur 10 Zoll Tiefgang hatten, und wirklich mußten sie mit großer Anstrengung über mehrere seichte Stellen gezogen werden. Im August war dagegen die Auffahrt in Dschunken von 18 Zoll Tiefgang ohne Schwierigkeit von Statten gegangen. — Zwischen Tongtscheu und Peking existirt, wie erwähnt, keine Wasserverbindung für Schiffe von der Größe der Dschunken, dagegen ist zwischen beiden Städten eine prachtvolle, vollkommen ebene, mit großen Granitquadern gepflasterte Straße angelegt, die wie der Peiho beständig mit Leuten überfüllt ist, welche Peking mit Lebensmitteln versorgen und von dorther Waaren nach Tongtscheu schaffen. Die Entfernung beträgt 11 bis 12 engl. Meilen.

Charade.

(Einsilbig.)

Die Silbe liebt die ganze Welt,
Nichts ist, was besser ihr gefällt!
Warum auch nicht? Wer sie besitzt,
Lebt lustig, ohne Sorgen ißt,
Nur nicht Herr Harpagon.

Der Liebe Wahl gibt Ausschlag sie,
Greift sie ins Rad der Sympathie.
Man sagt, sie sey des Uebels Grund,
Verschlösse oft der Wahrheit Mund
Und noch dergleichen mehr.

Sie hat durch ihres Zaubers Macht
Die Tugend schon zu Fall gebracht,
Verletzt der Ehre Zartgefühl,
Oft Herrn und Damen durch das Spiel
Total bankerott gemacht.

Geschaffen wird durch einen Ruck,
Und durch mechanisch harten Druck
In Städten sie, so wie Berlin,
Paris, Turin, London und Wien,
Nach sehr verschied'ner Art.

Auflösung des Räthsels in № 123:

Hochzeit.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 125. Dienstag, 18. Oktober 1859.

Zwei Frauen.

(Fortsetzung.)

„Es ist entzückend, eine Frau zu sehen, welche erröthet," sagt Savigny sich selbst; „ich habe Rosalba nie erröthen gesehen."

„Ich bin kühn vorgeschritten, Madame," sagt er dann laut, „aber ich habe solchen Empfang nicht erwartet, da Sie selbst mir das Zeichen zum Erscheinen gegeben haben."

„Welches Zeichen?" fragt Raimonde verwundert.

„Habe ich nicht in Ihr Carnet einige Worte geschrieben, in welchen ich Sie bat, mir den Zutritt zu gestatten? Haben Sie nicht zum Zeichen der Erhörung das Lied: „Der Freund der Sonne" gesungen?"

„Der Freund der Sonne! Ah, ich verstehe Alles! Welche infernalische List! Welcher satanische Degenstoß!"

„Ein Degenstoß?" fragt Ludwig verdutzt.

Raimonde erklärt ihm, in welchen Zwist sie mit Emmeline verwickelt ist, und daß diese allein es gewesen seyn kann, welche das Carnet geöffnet und das betreffende Blatt gestohlen.

Der Maler ist völlig konfus. Er bekömmt einen außerordentlichen Respekt vor der schönen Frau, und — bittet sie um Verzeihung wegen seiner insolenten Anerbietungen, zu denen er durch einen falschen Schein berechtigt worden ist.

Raimonde reicht ihm lächelnd die Hand.

„Ich verzeihe Ihnen gern," spricht sie milder, „aber Sie werden erkannt haben, daß die Wittwen im wirklichen Leben nicht immer denen in der Komödie entsprechen, und daß der Besuch eines jungen Mannes am Abend, und allein, mich und meinen guten Ruf ungeheuer kompromittiren kann."

Das ist einfach, denkt Ludwig, und es wäre gescheidter gewesen, wenn ich zu Rosalba gegangen wäre, welche nicht fürchtet, kompromittirt zu werden, wenn ich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht bei ihr dinire, suppire, und mit ihr in die Oper gehe.

„Wohlan, mein Herr," fährt Raimonde fort, „Sie werden mich hoffentlich nicht mehr auf diese Art besuchen und meinen Ruf schonen."

„Oh, Sie haben Recht, Madame," entgegnet Ludwig. „Ein guter Ruf ohne Makel ist wie eine Ehrenmedaille, welche die Welt einer Frau verleiht." Rosalba, denkt er dabei, hat eine Menge schöner Dinge, chinesische und japanesische Vasen, Bronzesachen, Ringe und Armbänder, aber diese Ehrenmedaille hat sie nicht.

Er blickt nach der Uhr.

„Aber es wird spät, Madame; erlauben Sie, daß ich meinen Besuch bei Ihnen verlängere?"

„Nein," erwiedert Raimonde, „aber ich zürne Ihnen nicht, und Morgen ist Mittwoch, wo ich frühe aufstehen muß."

„Ah, ich verstehe!" versetzt der Maler. „Dieser Mittwoch ist einer der ersten des Frühlings, wo man das Thal von Montmorency zu besuchen pflegt, um auf dem Rasen zu essen und im Felde zu lustwandeln. Gewiß wollen Sie diese Exkursion machen."

„O nein, mein Herr; ich will in die Messe gehen."

„In die Messe! Ah, das ist sehr nothwendig."

„Sie spotten, Herr Savigny. Finden Sie es nicht nothwendig, Gott zu lieben und in der Kirche sich neue Kraft, neue Hoffnung, und Poesie zu holen, wie man Wasser schöpft aus dem sprudelnden Quell?"

„Es ist wahr," erwiedert Ludwig, welchen die fromme Begeisterung der Wittwe in innere Bewegung versetzte. „Ich erkläre mir nun, Madame, daß, als ich einst bei Ihnen dinirte, ein Priester an meiner Seite saß. Es will mich aber bedünken,

Digitized by Google

daß eine Frau von Welt, wie Sie, welche als die Königin aller unserer Bälle gilt, an ihrer Tafel lieber einen Tänzer als einen Heiligen haben sollte."

„Eine Frau von Welt," versetzt Raimonde mit Würde, „respektirt den guten Priester, welchen sie seit ihrer Kindheit kennt, da er ihr die erste Kommunion ertheilte. Können Sie mir widersprechen, Herr Savigny?"

„Ich widerspreche Ihnen nicht, edle Frau, weil ich Sie bewundere. Alles, was Sie sprechen, ist für mich neu, aber Sie müssen mir dies Bekenntniß meiner Unwissenheit und Verdorbenheit verzeihen. Ich bin ein Kind des Pariser Zigeunerthums. Ich kannte bisher nur Frauen, welche nicht in die Messe gehen, wie Sie, Madame; Frauen, deren Liebe Nichts mit der Frömmigkeit zu thun hat, und welche Nichts glauben, als daß sie schön sind und das Leben mit vollen Zügen schlürfen müssen; Frauen, welche sich von Ihnen dadurch unterscheiden, daß sie unvollkommene Geschöpfe sind, während Sie, Madame, das Merkmal der Gottheit in Ihrer Tugend an sich tragen. Oh, Madame, ich fühle, daß es nicht blos Ihre Schönheit ist, welche mich fesselte; ich bekenne, daß ich Sie lieber habe als mein Leben. Haben Sie Gnade mit mir! Die Ehe, welche ich Ihnen anbiete, wäre das höchste Glück meines Daseyns. Schenken Sie mir diese kleine, schöne Hand, welche mich aus der Trübe des wilden Pariser Lebens in den klaren Himmel eines gehaltvollen Daseyns geleiten würde!"

„Sie haben ein edles Herz," erwiederte Raimonde bewegt, „aber ich habe mein Jawort bereits einem Andern gegeben; ich heirathe einen Mann, welchen ich liebe. Sie werden noch zu einem schönen Ziele gelangen, und die Frau, welche Sie heirathen, wird glücklich werden durch Ihre Umkehr."

Ludwig entfernte sich mit der Absicht, Raimonde nicht mehr wiederzusehen. Die schöne Frau hatte ihn gründlich geheilt. Er faßte eine tiefe Verehrung gegen die Tugend, welche sie ihn hatte erkennen lassen, und das erste Mal, als er die schöngeputzte Rosalba mit weiß gemaltem Gesicht, roth geschminkten Wangen und schwarz gefärbten Brauen wiedersah, begegnete er ihr mit Verachtung und brach gänzlich mit ihr, wie ein Kind, welches seine Puppe wegwirft.

Der Graf d'Estève dagegen zitterte vor Wuth über den anscheinenden Verrath Raimondens. Der Stolz seiner Liebe war aufs tiefste verletzt. Der Eroberer der Salons fühlte sich gedemüthigt, indem er sich sagte, daß ein Geringerer wie er, daß der Maler ihn bei der schönen Wittwe aus dem Feld geschlagen.

7.

Mademoiselle Jenny.

Emmeline verfolgte alle Vortheile ihrer infernalischen List und verdoppelte ihre Verführungskünste. Sie wollte die Alleinherrscherin im Herzen des Grafen seyn, und hatte dazu mehrere Ausgänge: den Verdruß desselben, die Rachsucht, den verletzten Stolz, drei Pforten, welche ihr in diesem Augenblick gewisse Vortheile gegen die Wittwe einräumten. Der Graf profitirte von dem Vertrauen Desparville's und schloß sich seit der Beobachtung des Besuchs Savigny's bei Raimonde wieder fester an Emmeline an. Jedesmal, wenn der jungen Frau der legitime Arm des Mannes fehlte, offerirte der Graf galant den seinigen und begleitete Emmeline zu allen Reunions und Soireen. Letztere wollte den Geliebten wieder erobern, welchen eine Andere ihr entzogen, und waffnete sich mit allen Arten der Verführung. Sie umgarnte den irre gewordenen Grafen, und hauchte mit großer Geschicklichkeit in seine Brust den Gifthauch des Zweifels an Raimondens Treue und Reinheit. Der entschlossene Wille eines Weibes vermag viel, und Liebe und Koketterie sind mächtige Talismane, besonders bei einer so intrikanten und so schönen Frau, wie Emmeline. Sie bot alle Hilfstruppen auf, um das verlorene Feld, das Herz des Grafen, wieder zu erobern: die Kleiderkünstlerin, die Modistin, die Blumistin, den Coiffeur, die Kammerfrau. Ihre Toilette war stets ein Muster vollendeter Kunst, und sie galt in der That in den Salons als eine geschmackvolle Frau.

Raimonde, in Verzweiflung über das Wegbleiben des Grafen, verlor an Zauber, was Emmeline gewann. Die Anbeter und Bewunderer gingen in den Salon der Frau Desparville; der Graf vergaß die fatale Tante Michon und seine schlechte Leidenschaft erwachte nach und nach wieder, je länger er von Raimonden entfernt blieb. Seine Liebe reflektirte und ward von der Bewunderung der Andern erleuchtet. Er war wie ein Planet, welcher sich um die Sonne bewegt, der ächte „Freund der Sonne." Raimonde ahnte, daß die List ihrer Feindin dem Bruche des Grafen nicht fremd sey, und daß sie den Schritt des Malers veranlaßt habe, aber es gelang ihr nicht, sich dem Grafen zu erklären. Eines Abends begegnete sie Emmelinen auf der Treppe der Oper. „Ich

habe Grund," sagte sie zu derselben, „den Stoß Ihres Degens zu empfinden."

„Sie täuschen sich nicht," erwiederte Emmeline; „ich glaube selbst, Sie sind im Herzen verwundet."

Jetzt begann Raimonde sich ernstlich zu fürchten. Sie wurde blaß und schüttelte betrübt das schöne Lockenhaupt.

Aber ich bin schöner wie diese Frau, sagte sie sich, und dennoch geht er lieber zu ihr. Er liebte mich, aber seine Liebe hatte keine Dauer. Es scheint, ich kämpfe mit ihrem Schmucke und ihrer Verführungskunst.

(Fortsetzung folgt.)

Im Luftballon.

(Schluß.)

Plötzlich aber mußten der alte Herr und der blonde Immerfort bemerkt haben, daß ich mich in einer ihre Allianzprojekte störenden Weise der schönsten Tochter des Ersteren genähert hatte. Denn sie ließen sich los, stürzten auf uns zu und suchten uns einzuhalten und auseinander zu reißen. Das aber war nicht leicht gethan, denn wir ließen uns nicht irre machen, sondern hielten uns fest, tanzten weiter und zogen so die Beiden, welche sich an uns klammerten, mit in den Wirbel unserer Bewegung hinein. Im Versuch, diesen Knäuel zu trennen, ergab sich für den Choleriſchen und den Aengstlichen, wie für den Kondukteur mit seiner Schönen das gleiche Resultat einer weiteren Krystallisation, indem sich diese leichteren und unstäten Körper der größeren und kompakten Masse, statt sie theilen zu können, anschließen und dem Gesetze ihrer Rotation folgen mußten. Um so mannigfaltiger und desparater waren nun die Meinungsäußerungen, welche sofort in den Mund der unwillkührlich zu einer Einheit der Bewegung bestimmten Individualitäten, als Gegensatz dazu, traten. Denn Jeder von uns begann plötzlich zu wiederholen, was er vorher gedacht und gesagt hatte. Um mit mir selbst anzufangen, so klagte ich über Langeweile, rief nach schöner Aussicht und einem Band der Ballonbibliothek und verlangte Bloomerkostüm und die Subskriptionsliste für verunglückte Ballonführer. Der Aengstliche kam auf seine Furcht vor Unglücksfällen zurück, sprach von den Riquellen und dem Kaikuttaballon, und schrie auf das kläglichste nach seinen verlorenen schwarzseidenen Flügeln. Der Choleriſche lachte viel, bestritt Alles, was die Andern sagten, schimpfte auf alle Goldmünzen der Welt und schwärmte für Lustessenzen, das Heidelberger Fäßchen, Fische aus dem gelben Fluß und frischen australischen Känguruhbraten. Dabei schien der Zwist zwischen dem alten Herrn und dem blonden Immerfort aufs neue ausbrechen zu wollen. Dem Ersteren war jetzt die Luftschifffahrt ein baarer Gräuel, er erklärte sich selbst gegen Alles, was man früher mit Dampf ausgerichtet habe, obwohl ein Skandal wie der gegenwärtige auf Eisenbahnen und Dampfschiffen nicht habe vorkommen können, und aus all Diesem sprang er zuweilen und plötzlich auf das Lob seiner Töchter und des Orgelpiano's über, um dann wieder auf den Preis der Jahrhunderte der patriarchalischen Einfachheit und der Fahrposten zurückzukommen. Immerfort aber war ganz wie toll und unsinnig. Er schrie und sprang allein mehr als alle die Andern zusammengenommen, so daß seine langen blonden Haare wild um seinen Kopf herumsausten und sein breiträndiger Hut davon weg und in die Gewalt aller Lüfte flog. Der Mond, Jeddo, und Peking, das atmosphärische System, die Mission des zwanzigsten Jahrhunderts, die Misere aller vergangenen Geschlechter, die Heilsamkeit von Eva's Apfel, Städte von zwanzig Millionen Einwohnern, und vieles Andere sprühte in seinem Gespräch oder vielmehr Geschrei ungeordnet durcheinander.

Wie er der Ausgelassenste, so war der Kondukteur der Gesetzteste in der Gesellschaft. Er redete und bewegte sich wenigstens mit einiger Methode, bot Allen Geld und Subskriptionslisten an und schimpfte auf die patagonische Konkurrenz der Frankfurt-Baseler Ballonlinie. Die beiden Damen endlich waren gleichfalls weder stumm noch unbeweglich. Sie sprangen so hoch und tanzten so schnell als nur Einer von uns. Die Orgelpianospielerin sang dabei mit heller Silberstimme, die Andere lachte was sie konnte. Daß der leichte Glasboden zu unseren Füßen dies Alles auf die Dauer unmöglich aushalten konnte, war nur natürlich. Er barst plötzlich, und eine unermeßliche Tiefe gähnte zu unseren Füßen, während von oben, mit einem gewaltigen Schlag, der Ballon, welcher uns trug, platzte, auseinander fuhr und in Rauch und Flammen zerstäubte. Während wir sanken, stieß der Aengstliche ein Jammergeschrei aus und machte eitle Fliegbewegungen. Der Choleriſche fluchte und suchte vergeblich Luft zu treten. Der Alte gestikulirte und schimpfte, während sich seine weißen Haare noch

strammer als vorher auf seinem dicken, rothen Kopf emporsträubten. Der Kondukteur griff nach den Resten unseres Schiffchens, faßte aber nur Luft. Immerfort spreizte die Arme nach dem Himmel empor, als ob er sich an dem Mond festhalten wollte, was ihn jedoch nicht verhinderte, mit aller Geschwindigkeit des zwanzigsten Jahrhunderts abwärts zu schießen. Die beiden Damen sangen und lachten fort und schwebten, statt zu fallen, der Sonne entgegen, empor, ich selbst aber fiel, wie man nur irgend im Traume fallen kann und erwachte aus einem langen Schlaf, als der Basler Schnellzug, auf dem ich mich befand, gerade über die Mainbrücke in den Frankfurter Bahnhof rollte und der Kondukteur den Schlag öffnete mit den Worten: „Die Billette, meine Herren, wenns gefällig ist!"

Mannigfaltiges.

In dem milden Klima von Australien bedarf man keiner Gebäude für Aufbewahrung des Getreides, und keiner Ställe, um im Winter das Vieh unterzubringen. Das Aernten, Dreschen und Reinigen des Weizens geschieht zu gleicher Zeit. Die Mähmaschine schneidet die Frucht sechs Zoll unterhalb der Aehren ab, diese fallen in ein großes Tuch, das, wenn es voll ist, ausgeleert wird. Ist das Feld geschnitten, so beginnt eine Dreschmaschine mit Reinigungsvorrichtung ihr Werk und der Weizen ist für den Markt fertig. Das Stroh bleibt stehen bis zur neuen Saatzeit, dann wird es angezündet, wobei zugleich alles Unkraut mit verbrennt. Das Land wird dann wieder mit Weizen besäet, ein Verfahren, das Jahr um Jahr fortgesetzt wird. Die Erträge sind sehr bedeutend. Sie übersteigen zuweilen die unsrigen um das Fünffache, im Durchschnitt aber um das Doppelte. Der australische Weizen ist sehr grobkörnig, hat dünne Hülsen, und gibt reichliches und schönes Mehl.

Oesterreichische Gefangene zogen durch die Straßen von Orleans, umwogt von einer zwar neugierigen, aber auch theilnahmvollen Menge. Plötzlich trat ein Knabe von sieben bis acht Jahren, der den größeren Zuschauern zwischen den Beinen hindurchgeschlüpft zu seyn schien, dicht zu ihnen heran, blickte sie einige Augenblicke scharf an, zog dann sein Mützchen tief herunter und grüßte sehr achtungsvoll. — Ein Offizier, der sich mit unter den Gefangenen befand, bemerkte den Knaben und fragte ihn in dem besten Französisch: „Weßhalb hast Du uns so gegrüßt, mein Junge?" „Weil man mir gesagt hat, daß Sie sehr unglücklich sind." — „Ach, ja wohl mein Kind," sagte der Offizier mit bebender Stimme. „Aber es ist sehr schön von Dir, daß Du das Unglück ehrst. Hätte ich Dir etwas zu schenken, so solltest Du es zum Danke für Dein Mitgefühl haben, aber ich kann Dir nichts geben, als einen Kuß. Willst Du den?" — Statt der Antwort hielt das Kind seine Wange hin, und der Offizier drückte derselben einen innigen Kuß auf. Die Zunächststehenden, welche Zeugen dieses rührenden Auftritts gewesen waren, klatschten lauten Beifall.

Immortelle

auf das Grab des früh entschlafenen Söhnchens des Herrn Notär Horn in St. Ingbert.

Schlafe still im Erdenschoße,
Schlafe, früh geknickte Rose,
Engelgutes, zartes Kind!
In den süß'sten Blüthentagen
Hat der Herr dich heimgetragen;
Dorthin, wo die Engelein sind.
Blickest nun, ohn' Leid und Schmerzen,
Nieder auf der Eltern Herzen,
Hier in deinem frühen Grab;
Schwebe stets als Friedensengel
Nieder in das Thal der Mängel,
In der Eltern Brust herab!!

Ew'ger! Der du ihn genommen,
Laß auch Trost herniederkommen!
Wahren Trost aus Himmelshöh'n; —
Heil' der Eltern schwere Wunden,
Bis sie wieder sich gefunden
Dort beim ew'gen Wiederseh'n!

St. Ingbert. X

Auflösung des Räthsels in № 124:
Geld.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 126. Freitag, 21. Oktober 1859.

Frühling und Herbst.

Schön und angenehm ist es im Lenze,
Tönt der Sänger munt'rer Liederklang
Aus dem grünen Hage; reihen Kränze
Sich an's Reis, dem Knosp' an Knosp' entrang.

Sprengt die junge Saat der Erde Hülle,
Kleidend sie in hoffnungsvolles Grün!
Unterbricht das Echo der Idylle
Quellen-Murmeln, die zum Teiche ziehn.

Küßt die Biene Flora's holde Kinder,
Die verschämt sich neigen. — O gewiß!
Reizend ist der Frühling nach dem Winter:
Er, er ist ein irdisch Paradies.

Doch nicht mind'rer ist des Herbstes Schönen!
Er ist Allen ein willkomm'ner Gast.
Er, ist er auch kalb, schmückt — nota bene —
Doch die Flur mit goldner Früchte Last.

Voller Trauben strotzen seine Reben,
Die er aus des Frühlings Blüthen schuf.
Brüder! laßt, o laßt den Herbst hoch leben!
Er gibt Wein! Stimmt in den Jubelruf!

Zwei Frauen.

(Fortsetzung.)

Am andern Tage suchte Raimonde in ihrem Kopfe emsig nach einem gewaltigen Streiche, den sie gegen ihre Feindin mit Erfolg führen könne, denn Das sagte sie sich, daß sie so leicht sich nicht verloren geben dürfe. Sie hatte entschiedenen Widerwillen gegen die Manier, mit welcher Emmeline kämpfte; ihr Ehrgefühl litt es nicht, sich der Perfidie und Teufelei zu bedienen, aber eine Lächerlichkeit, eine Verkehrtheit, einen Streich im Genre der Tante Michon — das wäre ihrem Herzen erwünscht gewesen. Sie dachte eben noch über eine glückliche Idee nach, als eine Mademoiselle Jenny um einige Augenblicke Gehör bat.

„Wer ist diese Dame?" fragte Raimonde.

„Eine einfache Kammerfrau von Madame Desparville," antwortet der Diener, „welche Ihnen Etwas mitzutheilen wünscht."

Raimonde, welche unwillkührlich hofft, von Jenny einige Geheimnisse ihrer Rivalin zu erfahren, gebietet, diese eintreten zu lassen. Mademoiselle Jenny ist eine Person, wie man sie öfters als Soubretten in Vaudevilles sieht. Sie dient bei Emmeline und beginnt sofort mit einer lebhaften Erzählung aller Schändlichkeiten, welche sie bei ihrer Herrin beobachtet hat, und bittet Raimonde, sie in ihren Dienst zu nehmen. „Hat man Sie entlassen?" fragt die Wittwe. „Noch nicht, Madame, aber ich mag es nicht mehr bei dieser Desparville aushalten. Madame ist so reizbar. Ein einziges Wort kann sie in einen Zorn versetzen, daß sie zu klappern anfängt wie die Mühle in meinem Dorfe. Die geringste Sache kann sie jetzt außer sich bringen. Wenn ich ihr das Korsett nicht eng genug schnüre, möchte sie mich lieber mißhandeln, vollends, wenn ich ihr die falsche Flechte nicht ganz genau anlege, damit sie dem Grafen d'Esteve gefalle!"

In Raimondens Augen blitzte eine heftige Freude auf.

„Warum eine falsche Flechte?" fragt sie hastig, „ich habe geglaubt, ihre Haare seyen ächt. Sie passirte in den Salons als eine unantastbare Schönheit."

„Ah, Madame, man sagt nicht Alles den großen Leuten, was die Kammerfrau erfährt. Aber

Madame, wenn ich die Ehre haben dürfte, Sie zu bedienen, so würde ich nie ein Wörtchen von Ihren Geheimnissen über meine Lippe bringen."

„Und Sie glauben," fährt Raimonde in scheinbar gleichgiltigem Tone fort, „daß diese falsche Flechte dem Grafen d'Esteve nicht bekannt ist?"

„Ja, Madame. Er nimmt die schönen Haare für ächte, wie alle Welt, und hat meiner Herrin öfters gesagt, daß ihre langen Haare ihr schönster Schmuck seyen."

„Wahrhaftig?" ruft Raimonde, welche in diesem Momente mit wahrer Genugthuung die Hand an ihre köstliche Chevelure legt.

„Sicher," erwiedert Jenny. „Wenn der Herr Graf erscheint, sind ihre Haare stets kunstvoll gemacht, aber bei ihrem Manne läßt sie sich gehen und wendet wenig Sorgfalt auf ihren falschen Kopfschmuck. Kurz, ich mag Alles Dieses nicht mehr ansehen."

„Jenny," sagt Raimonde in einer gewissen Aufregung, „ich gebe Ihnen einen Stoff zum Streit mit Ihrer Frau, und noch mehr, ich nehme Sie in meinen Dienst und zahle Ihnen doppelte Gage."

„O wie gut sind Sie, Madame!"

„Die Baronin d'Hersin," fährt Raimonde fort, „gibt Morgen einen großen Ball. Ihre Frau wird doch dort erscheinen?"

„Zuverlässig; der Graf ist eingeladen, und sobald dieser Herr — kurz, Das kümmert mich nicht."

„Wohlan, liebe Jenny, legen Sie diesmal die falsche Flechte recht locker an; hören Sie? recht locker! So ungeschickt, daß sie beim ersten raschen Walzer ...."

„Oh," unterbricht Jenny die Wittwe mit Eifer, „lassen Sie mich für das Lachen sorgen! Die Sache ist sehr amüsant. Aber Madame, wenn meine Herrin vom Balle nach Hause kommt, was wird mit mir geschehen?"

„Sie kommen zu mir, Jenny. Sie sind ein gebildetes Mädchen, das ich werde gebrauchen können. Wie gesagt, ich verdoppele Ihre Gage."

Jenny kehrt mit lachender Miene ins Haus Desparville's zurück.

Am andern Abend um zehn Uhr versammeln sich zahlreiche Gäste zu dem glänzenden Balle der Baronin d'Hersin. Die Salons sind auf's feinste eingerichtet; Nichts mangelt, um den Empfang zu einem grandiosen zu machen. Die Baronin hat alle Diamanten ihrer Bekanntschaft eingeladen; es fehlt weder an reichen Leuten und kostbar gekleideten, liebreizenden Damen, noch an muthigen Tänzern; genug, der Ball ist komplett. Um halb elf Uhr erscheint der schönste Stern der Hölle — Emmeline, mit ihrem schönen, blonden, falschen Haare, das Jedermann in seiner kunstreichen Anordnung als eine wahre Krone dieser Ballkönigin bewundert.

8.

Die Schöne im goldnen Haar.

Emmeline durchschreitet den Festsaal am Arme ihres Mannes; Graf d'Esteve eilt sogleich grüßend auf sie zu. Die junge Frau ist roth vor Freude.

„Ei, unser Herr Graf!" ruft Desparville, und reicht diesem freundlich die Hand; „ich bin erfreut, Sie zu finden, denn alle diese Feste sind für mich monoton, wenn ich keinen Freund in meiner Nähe weiß. Aber, lieber Graf, wenn Sie sich verheirathen, so nehmen Sie nur keine Frau, welche Sie jeden Abend auf den Ball begleiten müssen."

„Und verbringen Sie Ihr Leben hinter dem Ofen?" sagt Emmeline mit lächelnder Ironie, und erhebt ihre weißen Schultern.

„Ich kann Sie durchaus nicht beklagen, Herr Desparville," entgegnet der Graf, „denn dieser Ball ist charmant, und die Frauen sind reizend."

„Aber bedenken Sie nur," fährt Desparville kläglich fort, „daß Dies schon mein vierter Ball in dieser Woche ist! Meine Frau ist unverwüstlich. Ich habe niemals diese Pariserinnen begriffen, daß sie die Saison nur um des Tanzes willen als vorhanden betrachten, und sich ewig in Tourbillons bewegen müssen. Es scheint, daß sie sich selbst mitten im Winter eine Frühlingstemperatur schaffen müssen, und der Tag ist ihr Thermometer."

Ein Spiellustiger unterbricht dieses Gespräch, und engagirt Herrn Desparville zu einer Partie Whist.

„Ich bin von der Partie!" ruft Dieser erfreut, und bittet den Grafen, ein wenig für seine Frau zu sorgen.

„Mag sie tanzen, während ich spiele," sagt er lachend, und zieht sich in ein Spielzimmer zurück.

Der Graf bietet Emmeline seinen Arm als dienender Kavalier. Emmeline schreitet an seiner Seite, dicht an ihn geschmiegt, unter dem Feuer bewundernder Blicke, wie eine Siegerin.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

New-Yorker Blätter erzählen Folgendes: Während drüben in der alten Welt der Leviathan der Dampfschiffe, der „Great Eastern", vollendet ist, hat es sich hier zu Lande ein Yankee in den Kopf gesetzt, selbst dieses Wunder der Welt zu überbieten und ein Leviathan-Luftschiff zu bauen, gegen welches selbst die Schnelligkeit des riesigen Dampfers nur die einer Schnecke seyn wird. Während sich die Dampfer auf den unsichern Meereswellen schaukeln, wird der Luftkoloß in die noch mehr unsichere Bahn der obern Luftschichten eilen und höhnend auf die keuchenden Dampfschiffe herabsehen — nota bene wenn kein Aber dazwischen kommt. Das Schiff wird vier Meilen von New-York unter Leitung des Luftschiffers T. S. C. Lowe von New-Hampshire gebaut und hat den Namen „City of New-York" erhalten. Es wird fünfmal größer als die jetzt existirenden Ballons und soll, wie gesagt, zu regelmäßigen Fahrten zwischen New-York und London benutzt werden. Der größte Durchmesser des Ballons ist 130 Fuß, der Querdurchmesser 104 Fuß; die Höhe vom Ventile bis zum Boote 350 Fuß. Sein Gewicht mit der Ausrüstung wird $3^1/_2$ Tonnen betragen und soll 725,000 Kubikfuß Gas halten. Sechstausend Yard oder 54,000 Quadratfuß geköpertes Zeug sind zu dem Ballon verwendet worden und siebenzehn Nähmaschinen waren beständig beschäftigt, das Zeug zusammenzunähen. Das obere Ende, wo die Gasklappe angebracht wird, ist von dreifacher Dicke, zur Vorsicht noch mit starker roher Leinwand überkleidet und mit einer dreifachen Naht versehen, da an dieser Stelle der Druck auf den Ballon am stärksten ist. Man hat berechnet, daß hundert Frauen die Arbeit, welche die Maschinen in kurzer Zeit vollendet haben, nicht in 2 Jahren zu Stande gebracht hätten. Die Composition des Firniß, mit welchem der Ballon überzogen, ist ein Geheimniß des Herrn Lowe. Von diesem Firniß erhält das Zeug drei Anstriche, um das Ausströmen des Gases zu verhindern. Der Korb ist kreisförmig, zwanzig Fuß im Umkreis und vier Fuß tief. Derselbe wird durch Kalksteine erwärmt, wodurch Hitze ohne Feuer erzeugt wird. Unter dem Korbe ist ein metallenes Lebensrettungsboot angebracht, welches eine Ericson-Maschine enthält, die dazu bestimmt ist, einen Propeller zu kontrolliren. Der Propeller ist in dem Bug des Bootes angebracht und steht in einem Winkel von 45 Grad hervor. Durch ein Rad am äußersten Ende werden zwanzig Fächer gedreht. Jedes dieser Fächer ist fünf Fuß lang und erweitert sich von dem Punkte, wo er die Schraube berührt, bis zur äußersten Spitze auf $1^1/_2$ Fuß. Herr Lowe behauptet, daß durch diese mechanische Vorrichtung das Luftschiff nach Belieben gesenkt oder gehoben werden kann, um die verschiedenen Luftströmungen aufzusuchen; daß sie das Steuern erleichtert und die rotirende Bewegung der Maschine verhindert. Herr Lowe ist vollkommen von dem Erfolge seines Luftschiffes überzeugt und erklärt, damit nach Europa segeln und die Reise nach London, wie gesagt, in 48 Stunden machen zu wollen. Das Unternehmen ist mit einer Ausgabe von 20,000 Pfd. verbunden. Die Zeit der Reise ist noch nicht positiv festgestellt, doch soll sie innerhalb eines Monats erfolgen.

(Neue Gattung politischer Rechte.) Das schöne Geschlecht im Staate Oregon will zwar von politischen Pflichten nichts wissen, es beansprucht dagegen seine „politischen Rechte", welche in einer Petition folgenden Inhaltes geltend gemacht werden sollen: „Die jungen Leute des Bezirks Saratoga bitten die ehrenwerthe gesetzgebende Versammlung in Newyork, den alten Jungfern zu Hilfe zu kommen, damit sie nicht von Verzweiflung ergriffen werden. Die gesetzgebende Versammlung möge ihnen eine Pension von wenigstens 500 Dollars auswerfen und im Falle der Nichtannahme oder der Verheirathung diese Summe auf jene weiblichen Wesen übergehen lassen, welche in ihrer ersten Liebe unglücklich waren. Gezeichnet: Therese Tompkins, Maria Pert, Grace Green und acht andere."

In diesen Tagen wurde in B. eine merkwürdige Wette gemacht, für deren Gewinner ein Preis von 300 Thalern ausgesetzt war. Es glaubte sich nämlich ein Sportsman stark genug, vierundzwanzig Stunden auf einem gesattelten Pferde, jedoch ohne von der Stelle zu kommen, in reitender Stellung sich zu verhalten. Der Wettende hatte die Erlaubniß zu rauchen, zu lesen, zu trinken, zu essen, — nur nicht zu schlafen. Ein Stall war als Ort der Wette ausersehen, in welchem das Pferd an der vollen Krippe angebunden war. Der Betreffende hatte sich aber in seiner Energie sowohl als auch in seiner Körper-Constitution stark geirrt, denn schon nach siebenzehn und einer halben Stunde gab er sein Vorhaben auf, da er sich nicht mehr sitzend und wach auf dem ruhig fres-

Digitized by Google

senden Rosse erhalten konnte. Er zahlte die 300 Thaler und wird eine solche Wette nicht mehr eingehen, da er in Folge dessen drei Tage lang sich nicht auf den Beinen erhalten konnte.

(Ein neues Heilmittel.) Diesen Sommer, gerade nach den blutigen Tagen von Magenta und Solferino, machte der berühmte Professar Velpeau, Oberarzt im Spital Hotel Dieu in Paris, der dortigen Akademie der Wissenschaften Mittheilung von der Erfindung eines Heilmittels, das besonders für die armen Verwundeten des Heeres in Italien eine unschätzbare Wohlthat seyn würde. Das Heilmittel besteht aus einer Mischung von Gyps und Steinkohlentheer, die, aufgetragen auf brandige Wunden, diese auf überraschende Weise heilt. Die Erfinder, Herren Corne und Demeau, machten damit an Kranken im Hotel Dieu die ersten öffentlichen Versuche, die mit dem schönsten Erfolge gekrönt waren. Gleicherweise wurde bei dem französischen Heere in Italien auf Bitte des Marschalls Vaillant die Anwendung dieses Mittels durch den Dr. Larrey veranlaßt. Der hiermit beauftragte Dr. Cuveille schreibt buchstäblich: „In Fäulniß und Brand übergegangene Wunden, so schrecklich, wie man sie auf der ganzen Welt nicht schrecklicher finden kann, wurden durch das neue Heilmittel auffallend gebessert." Im Spitale San Francisco in Mailand wandten vier französische Chirurgen, unter Anleitung von Oberarzt Larrey, das Mittel bei 20 verwundeten österreichischen Soldaten an, deren Wunden ganz brandig waren und die zugleich am Spitalbrande litten; es trat sofort bei Allen Besserung ein. Die Wirksamkeit dieses Heilmittels ist seither außer allen Zweifel gestellt.

In Putbus ist bei der Marmor-Statue des verstorbenen Fürsten ein Polizei-Diener als Wache aufgestellt, der zugleich die Erklärung der allegorischen Figuren auf dem Sockel der Statue übernimmt. Auf die Fragen eines Fremden, weßhalb die weibliche Figur auf der vorderen Fronte, welche eine Minerva vorzustellen scheint, eine Fackel trüge, antwortete der Erklärer, die Fackel bedeute, daß Se. Durchlaucht Kanzler der „Fackeltät" in Greifswald gewesen.

In dem Berliner königlichen Taubstummen-Institute fand am letztvergangenen Sonntage zum ersten Male bei dem Gottesdienste ein Kanzelvortrag in der Taubstummen-Zeichensprache statt, bei welchem nicht nur die zur Zeit in der Anstalt befindlichen Zöglinge, sondern auch eine große Anzahl von solchen taubstummen Personen, die hier bei ihren Familien wohnen, als aufmerksame und andächtige Zuhörer anwesend waren.

Der Maharadja von Kaschmir beabsichtigt, Ihrer Majestät der Königin Viktoria ein „Shawl-Zelt" zu verehren, welches unter Anderem eine goldene Bettstätte enthält und auf 150.000 L. geschätzt wird. Das glänzende Geschenk soll bereits nach London unterwegs seyn.

Poesie aus dem vorigen Jahrhundert.

„Wer will den Lebensmarkt beziehn,
Muß sich mit sonderm Fleiß bemühn,
Wie er wolle vor allen Dingen
Folgendes mit auf die Messe bringen:
Larven, das Angesicht zu verstecken,
Mäntel, die Schalkheit zu bedecken,
Röcke, sich demuthsvoll zu kleiden,
Scheeren, des Nächsten Ruf zu beschneiden,
Pressen, ihn bis aufs Blut zu drücken,
Zangen, den Vortheil abzuzwicken,
Pinsel, das Laster zu vergolden,
Versprechung, das Verdienst zu besolden,
Polster, die Tugend in Schlaf zu wiegen,
Schminke, die letzte Scham zu besiegen,
Brillen, des Nächsten Fehler zu sehen,
Leitern, um höher als Andre zu stehen,
Fächer, um den nöthigen Wind zu machen,
Und mehr noch dergleichen schöne Sachen.
Bringst du sie in noch so großen Haufen,
Sey sicher, du wirst sie alle verkaufen!"

Charade.

Dein Erstes fliehet vor dem Zweiten,
Und dieses oft vor Jenem. Sie bestreiten
Und hassen Beide sich, wie Tod und Leben,
Wie Wasser sich und Feuer widerstreben.
Doch ist mein Zweites (was du kaum gedacht),
So wie mein Ganzes selbst, fürs Erste nur gemacht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 127. Sonntag, 23. Oktober 1859.

Zwei Frauen.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick öffnet sich auf einer Seite des Saales das Gedränge vor einer andern schönen Frau. Emmeline erkennt ihre Rivalin. Der Graf erblaßt ein wenig beim Anblick Raimondens, welche sich mit Gewalt bekämpft, um ihre Verwirrung nicht merken zu lassen. Beide, Emmeline und Raimonde, affektiren Gleichmuth und verbeugen sich graziös gegen einander.

„Sie sind bewundernswürdig diesen Abend!" sagt Emmeline zu ihrer Feindin.

„Und Sie," erwiedert Letztere mit einem seltsamen Blick auf ihren kunstvollen Haarputz, „Sie sind reizend coiffirt; diese Krone von Haaren, welche Ihr Haupt schmückt, ist von einer Dichtigkeit, von einer Magnifizenz . . . Es ist eine usurpirte Krone, setzt sie im Stillen hinzu, und die sie trägt, ist keine Königin von Gottes Gnaden."

„Sie sind tausendmal liebenswürdiger," versetzt Emmeline; „Ihre Robe ist geschmackvoll und kostbar. Sie prangen darin wie eine lebendige Rose."

Unter so überschwenglichen Komplimenten ziehen sich beide Frauen, Dolche im Herzen, von einander zurück.

„Aber sagen Sie doch, Madame," spricht ein junges Mädchen zu Emmeline, „meinen Sie nicht, daß das Rosa zu dem Teint der Madame v. Verseuil wenig paßt?"

„Rechten Sie mit der Dame selbst!" antwortet Emmeline mit einem leichten Lächeln und läßt sich in einiger Entfernung nieder.

Ein Signal gibt das Zeichen zum Beginn des Tanzes. Es ist eine Quadrille, welche zu den Lieblingstänzen des Grafen gehört. Er tanzt mit Emmeline. Die falsche Flechte regt sich nicht. Raimonde wird unruhig. Nach der Quadrille folgt eine Polka-mazurka. Die goldene Haarkrone bewegt sich ein wenig und verliert die Symmetrie. Raimonde bemerkt mit angehaltenem Athem, wie Emmeline mit der Hand nach dem Kopfe faßt, aber diese beruhigt sich wieder. Die Flechte sitzt noch an ihrer Stelle. Jetzt kommt ein Walzer in zwei Tempo. Raimonde sieht, wie der Graf Emmelinens Hand nimmt und mit ihr zum Tanze antritt. Niemals ist ein Walzer lebhafter getanzt worden; es ist ein schreckliches Rasen, ein elektro-magnetisches Zucken tanzender, hüpfender Beine. Ein großer Theil der Tanzenden, ermüdet von der unnatürlichen Bewegung, ruht einige Augenblicke aus. Aber der Graf und Emmeline tanzen fort. Sie befanden sich allein inmitten des Kreises. Da, mitten im Tourbillon, löst sich Emmelinens Haarschmuck, weht einige Momente lose auf und ab und fällt endlich nieder auf's Parket. Emmeline merkt, daß plötzlich ihr Kopf sehr erleichtert ist, fährt mit der Hand darnach und sieht mit einem Schrei die goldene Krone zu ihren Füßen liegen.

Es entsteht eine Bewegung im Salon, ein Lachen, ein Kichern, ein Flüstern und Murmeln, und die auf Emmeline eifersüchtigen Frauen tragen mit geschäftiger Zunge die Anekdote rasch von Mund zu Mund. Emmeline wankt und stützt sich auf des Grafen Arm; sie gibt sich verloren. Raimondens Waffe hat gut getroffen, eine leichte Waffe, die Lächerlichkeit, aber wirksam wie ein Fleuret und furchtbar verwundend. Diesmal hatte Raimonde einen doppelten Streich geführt: sie hat die Gegnerin getroffen und, so hofft sie, der Liebe des Grafen den Rest gegeben. Und der Graf fühlt in der That einen Stoß in seinem Herzen, der ein gewisses Roth in sein Gesicht treibt. Es ist für ihn ein schweres, ein kritisches Amt, bei der armen Frau auszuhalten. Glücklicherweise erlöst ihn ein

anderer Mann, welcher Emmeline wirklich liebt, dieser Mann ist Desparville, das arme, verschmähte Herz, das so tief betrogen, und dessen Liebe dennoch unauslöschlich geblieben. Er hebt die falschen Haare auf, steckt sie in die Tasche und führt seine Frau in ein Nebengemach. Im Vorübergehen sieht er Raimonde.

„Haben Sie Mitleid," flüsterte er ihr zu: „Sie sind ja die Freundin meiner Frau, stehen Sie ihr bei!"

Raimonde kann kaum das Lachen zurückhalten, aber sie hat ein gutes Herz, welches Mitleid fühlt mit der schrecklich Verwundeten. Sie folgt der Aufforderung Desparville's und geht mit in das Nebenzimmer. Desparville läßt seine halb ohnmächtige Frau auf einem Divan nieder und eilt hinweg, um seinen Wagen vorfahren zu lassen. Raimonde nähert sich Emmelinen, ein Riechflacon in der Hand.

„Ich fürchte, ich habe mich zu stark gerächt," sagte sie zu der Betäubten, „aber was wollen Sie? Sie haben mich am Herzen verwundet, ich Sie am Kopfe."

„Was sagen Sie!" fährt Emmeline auf.

„Ich sage, daß Jenny eine ungeschickte Kammerjungfer ist."

„Ah, ich begreife! Es ist infam!" schreit Emmeline. „Sie sind schadenfroh, Madame, und dies ist ein Duell zum Tode. Aber hoffen Sie nicht, den Grafen zu Ihren Füßen zu sehen. Er hat in Ihrem Carnet das Blatt gelesen, welches Ludwig Savigny's Liebesbotschaft enthielt, und die Romanze gehört, welche Sie als Signal zum Besten gaben."

„Und diese Romanze," erwiedert Raimonde, „haben Sie durch Ihre infernalische Kunst hervorgerufen. Das insolente Blatt haben Sie aus meinem Carnet gerissen, ehe ich es selbst gelesen. Sie wußten, daß ich den Grafen liebte, und daß wenn Sie durch Ihre List unsere Mariage hinderten, Sie mir ein Duell auf Tod und Leben boten. Wieder sind Sie es, Madame, welche so furchtbar zugestoßen."

In diesem Moment kam Desparville zurück, nahm den Arm seiner Frau und führte sie nach dem Wagen. Eben wollte Raimonde allein in den Salon zurückkehren, als der Graf d'Esteve ihr den Weg vertrat.

„Verzeihung, tausendmal Verzeihung!" rief er bittend. „Ich bin seit einigen Augenblicken da, und habe Alles gehört. Ich weiß jetzt, daß Sie nicht strafbar sind, daß Ihre reine Tugend auch nicht einen Augenblick gewankt hat. Aus Mitleid verzeihen Sie mir! Ich kann nicht von Ihnen lassen. Nur Schein war meine Liebe zu Madame Desparville, den mein Verdruß hervorrief."

„Ist Dies Wahrheit?" rief Raimonde mit einem freudig flammenden Blicke.

„Ich schwöre es Ihnen! Ich liebe nur Sie, und liebe Sie noch so heiß, wie sonst. Noch einmal — verzeihen Sie mir!"

Raimonde reichte dem Grafen die Hand, und hatte in diesem Augenblicke alle Beleidigungen, alle Bitterkeit verschmerzt. Es ist etwas Erhabenes um die Barmherzigkeit eines weiblichen Herzens, welches liebt, und Raimonde liebte (sie fühlte es in diesem bewegten Augenblick) mit der ganzen Kraft ihrer herrlichen Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wetter und die Wetterprophezeihung.

Seit undenklichen Zeiten hat der Mensch Wind und Wetter beobachtet, und je nach Zeit und Art studirt, um hinter die Gesetze desselben zu kommen. Namentlich suchte man nach Merkmalen, um das Wetter für die nächsten Tage und noch lieber für Wochen und Monate vorhersehen, und danach sein Thun und Lassen einrichten zu können. Die Wissenschaft hielt sich in richtiger Würdigung der Schwierigkeiten und Verwickelung lange fern davon, und die Naturforschung nahm auch noch später der Sache sich seiten an. Erst in neuerer Zeit ist sie zu einem Standpunkte gekommen und hat sie Hilfsmittel erlangt, welche Erfolgreiches im Fache der Witterungskunde zu leisten gestatten. Nichtsdestoweniger gibt es kaum einen Zweig der Naturforschung, dessen Ergebnisse auch jetzt noch weniger allgemein anerkannt und ins Leben eingedrungen wären, als eben die Witterungskunde. Dagegen leben eine Unzahl sogenannter Witterungs- und Bauernregeln in Sprichwörterform, der Glaube an den Einfluß des Mondes und der Planeten auf die Witterung, das thörichte Vertrauen auf den hundertjährigen Kalender u. dgl. m. bei den Bevölkerungen fort. Sie wurzeln nicht nur fest in Ueberlieferung, Aberglauben und Unkenntniß der eigentlichen Bedingungen des Wetters, sondern unzählige Volkskalender nähren den angeerbten Wahn noch fortwährend durch Aufnahme des Wetters nach dem hundertjährigen Kalender oder anderer Wettervorhersagungen auf gleich unhaltbarem Grunde, sowie durch Anführung von wenig gewählten Witterungs- und Bauernregeln. Selbst

J. J. Weber's Illustrirter Kalender macht darin noch keine Ausnahme. Es scheint daher, daß die Kalenderhändler noch heute, wie einst ihre Berliner Fachgenossen zu Friedrich des Großen Zeit, wenn ihnen dieselbe Alternative gestellt wäre, es vorziehen würden, für das ganze Jahr lieber einmal nur schlechtes Wetter, als gar kein Wetter in die Kalender setzen zu lassen.

Die Bezeichnung „Bauernregeln" macht sogleich bemerklich, wo der Ursprung der darunter verstandenen Witterungsregeln und Merkmale zu suchen ist: nämlich auf dem Lande. Witterungsmerkmale sind ein Hauptfaktor der Landwirthschaft. Die Entstehung solcher sprichwörtlich gewordenen Witterungsmerkmale ist mitunter für eine gewisse Oertlichkeit und für einen bestimmten Gesichtskreis zu suchen; oft ist sie aber auch eine rein zufällige gewesen. Selbst in ersterer Beziehung ist ihr Werth aber doch nur ein sehr relativer, da seit der Entstehung einer solchen lokalen, vor Jahrhunderten bewährt gefundenen Wetterregel z. B. durch das Wegschlagen von Waldungen, Ableiten und Austrocknen von Seen und Sümpfen u. dgl. m., die lokalen Bedingungen gänzlich verändert worden sind. Das Auftreten ein und derselben oder doch in ihrem Kerne übereinstimmenden Witterungsregel in weit von einander entfernten Oertlichkeiten, wird man nur in wenigen Fällen auf die gleichmäßige Erfahrung zurückführen können. Mündliche Ueberlieferung, in späteren Zeiten die Kalender, haben jedenfalls ihr gut Theil dazu beigetragen. Weit verbreitet sind z. B. die an Lichtmeß oder das Fest Mariä Reinigung (2. Februar) sich anknüpfenden Wetterregeln. Im Allgemeinen stimmen sie in England, Frankreich, durch Mittel- und Norddeutschland bis nach Masuren, Ostpreußen und weiter darin überein, daß helles, sonniges Wetter um Lichtmeß als vorzeitig, und daher nach demselben das Eintreten späterer unfreundlicher und winterlicher Witterung als gewiß betrachtet wird. In England hat man in dieser Beziehung den Spruch:

Lichtmessen ist sie hell und schön,
Will Winter noch nicht weiter geh'n!
Fällt aber Regen zu Lichtmeß nieder,
Dann kommt der Winter gewiß nicht wieder.

In Westfalen heißt es:

Wann't up Lichtmeß hell ist,
Wät't nachhier föller (kälter) as't west is.

In Pommern gilt: Wenn Lichtmeß die Sonne so lange scheint, daß ein Reiter sein Pferd satteln kann, so dauert der Winter dann noch so lange, als er schon gedauert hat. — In Schlesien wird gesagt:

Gibt's an Lichtmessen Sonnenschein,
Wird's ein spätes Frühjahr seyn.

Durch ganz Mittel- und Norddeutschland und bis über Memel hinaus hört man:

Besser der Wolf als das Sonnenlicht
Zu Lichtmeß in den Schaafstall bricht.

Andere Wetterregeln für denselben Zeitpunkt sind von der Beobachtung der Thiere in Feld und Wald vergenommen. So sagt der Calendrier des Bons Laboureurs 1618:

Si le douze de février
Le soleil apparait entier,
L'ors (l'ours), estonné de sa lumière,
Se va remmettre en sa tanoiere,
Et l'homme ménager prend soin
De faire reserver son foin;
Car l'hiver, tout ainsi que l'ours,
Séjourne aussi quarante joors. *)

Ebenso gilt und galt vielmehr in den preußischen Rheinlanden: Wenn der Bär um Lichtmeß seinen Schatten sieht, geht er noch vierzig Tage in die Höhle. — Weiter östlich, in Sachsen, Schlesien sagt man:

Sonnt sich der Dachs in der Lichtmeßwoche,
Geht auf vier Wochen er wieder zu Loche.

Die an Sonnenschein auf Lichtmeß geknüpften Vorbedeutungen sind jedoch nicht blos unerfreulicher Art. Eine sehr allgemein in Mitteleuropa verbreitete Bauernregel sagt vielmehr:

Ist Lichtmessen hell und klar,
So gibt es ein gutes Kornjahr.

Nicht minder allgemein wird von Kur- und Livland durch Preußen, Schlesien bis nach Westfahlen und weiter an dem Spruche festgehalten:

Fällt auf Lichtmeß Sonnenschein,
Wird der Flachs sehr lang und fein.

---

*) Sobald in einem neuen Jahr
Zu Lichtmeß scheint die Sonne klar,
Erschreckt der Bär vor ihrem Licht
Zurück ins Wintertager kriecht.
Der Bauer denkt an Schaaf' und Kuh
Und sperrt den Futterboden zu;
Denn wie der Bär in seinem Loch,
Bleibt's vierzig Tage Winter noch.

Digitized by Google

Ja vor mehr als dreihundert Jahren schon schrieb Cetrus, in seiner damals berühmten Oeconomia ruralis, daß auf hellen Sonnenschein zu Lichtmeß ein gutes Fruchtjahr folge.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Zeitrechnung des menschlichen Lebens.) Von 10 Menschen, die an einem Tage geboren werden, erlebt nur einer das 24. Jahr; von 18 dergleichen kommt nur einer zum 80.; von 43 wird nur einer 84 Jahre alt. Mit jedem Jahr wird diese Kluft größer. Fast unter 60 gleichzeitig Gebornen kommt einer zum 87. Jahre. Einer aber, der 100 Jahre zählen soll, muß 3500 seiner mit ihm zugleich gebornen Brüder ins Grab sinken sehen, und wer 105 Jahre alt wurde, dem gingen 14000 voran. Von 25000 Menschen gelangt nur einer zum 106. Jahre; von 50000 einer zum 107. Jahre und unter einer Million Menschen erreicht nur ein Einziger das 110. Jahr. — Was ist Menschenleben?! Spreu vor dem Winde. Von 100000 Kindern sinken gleich im ersten Lebensjahre 22—23000 ins kühle Grab; ihnen folgen 8—9000 im zweiten Jahre nach. Die Menge muß aber noch kleiner werden; 4—5000 folgen im dritten, 2—3000 im vierten, 1500—2000 im fünften nach; und das sechste verlangt noch 1000—1100! Und so sind also die 100000 dann schon bis mindestens auf 60000 vermindert.

Im kommenden Jahre ereignen sich zwei Sonnen- und zwei Mondfinsternisse, von denen jedoch nur die zweite Sonnen- und die erste Mondesfinsterniß bei uns sichtbar ist. Erstere tritt am 18 Juli um 2 Uhr 20 Min. ein und verfinstert bis 9 Zoll die Sonnenscheibe, während sie im südlichen Spanien und nördlichen Afrika die ganze Sonne verfinstert; letztere ereignet sich schon am 7. Febr. um 1 Uhr 30 Min. Morgens und erreicht ihren Höhepunkt um 3 Uhr, wo die Mondscheibe gleichfalls fast 9 Zoll weit verdunkelt ist.

Vor Kurzem hätte in der Nähe von Wisseihövede seltsamerweise ein Jagdhund beinahe seinen Herrn erschossen. Mehrere Jagdliebhaber waren mitsammen auf die Jagd gegangen, und der eine hatte soeben einen Hasen geschossen, welchen der Hund apportirt hatte; ein anderer schoß darauf ein Rebhuhn aus einer Kette, welche in der Nähe aufflog. Beim Apportiren desselben hatte der Hund über einen Graben zu setzen und sprang auf die inzwischen wieder geladene Doppelflinte des ersten Schützen, welcher unfern davon in gebückter Stellung saß. Beide Läufe entluden sich durch die Erschütterung und die Ladung derselben fuhr dem unglücklichen Eigenthümer in die Hüfte, welcher dadurch eine nicht ganz ungefährliche Verletzung davontrug.

In einem namhaften Hotel unweit Köln erschien dieser Tage ein Kammermädchen mit den Effekten zweier Damen und bestellte Zimmer für dieselben. Als die Damen später eingetreten waren und an die zweite Treppe kamen, schauten sie einander bedenklich an, wechselten einige Worte, ließen den dienstbeflissenen Oberkellner mit seinem brennenden Lichte und verlängertem Gesichte stehen und kehrten, nachdem sie der Zofe Anweisung gegeben, dem Hotel sofort den Rücken. Die Zofe, befragt, weßhalb die Damen das Haus verlassen, gab Aufschluß dahin, daß die Herrschaften die Treppe für ihre Crinolinen nicht breit genug gefunden hätten. Der Hotelbesitzer, wohl wissend, daß Ungeschmack und Modenarrheit länger dauern, als das, was schön und kleidsam ist, sieht sich bereits nach einem Baumeister um.

Charade.

(Dreisilbig.)

Zwei Silben deuten auf den Schall
Zerrißner Luft und ihren Wiederhall;
Die Dritte nennt ein Instrument,
Das jeder Handarbeiter kennt;
Gebraucht wird's oft zum Trennen.
Das Ganze so zu nennen,
Beliebt dem Aberglauben nur.
Doch sind wir jetzo auf der Spur,
Es sey so was in der Natur.

Auflösung der zweisilbigen Charade in № 126:

Nachtlicht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 128. Dienstag, 25. Oktober 1859.

Zwei Frauen.

(Fortsetzung.)

9.

Am Krankenbett.

Einen Monat nach diesem Ereignisse machte Emmeline einen Besuch bei einer ihrer Freundinnen, einer Frau, welche die Eigenheit hat, alle Neuigkeiten zu wissen. Diese Freundin hatte ein Journal zur Hand, mit welchem sie, weil sie nicht existiren konnte, ohne von Verheirathungen, Abenteuern, neuen Moden ꝛc. zu plaudern, am besten verglichen werden konnte.

„Wissen Sie schon die pikante Neuigkeit?" fragt sie Emmeline.

„Welche Neuigkeit?"

„Daß der Graf d'Esteve sich verheirathet?"

„Was sagen Sie!" schrie Emmeline auf, aber sie verbesserte sich schnell und affektirte dieselbe Gleichgiltigkeit, als wenn sie von der Mariage des Schah's von Persien, oder des Kaisers Souloque gehört hätte. „Und wen heirathet er denn?" setzte sie gelassener hinzu. „Welche reiche Erbin, welches junge Mädchen aus großer Familie ist denn die Glückliche?"

„Eine schöne Wittwe von unsrer Bekanntschaft, Madame Raimonde v. Verseuil."

Emmeline erblaßte und hatte Mühe, ihre große Verwirrung zu verbergen. In diesem Augenblick ward ein neuer Besuch von einer Freundin des Hauses gemeldet. Die Kammerfrau öffnete die Thüre des Salons und rief:

„Madame Raimonde v. Verseuil."

„Treten Sie gefälligst ein, theuerste Frau!" sprach die Frau vom Hause; „eben sprachen wir von Ihnen, Madame, und zwar von Ihrer Mariage mit dem Grafen d'Esteve."

Raimonde beobachtet Emmeline, welche verdrießlich zu seyn scheint, und dämpft ihren Siegesstolz, denn ihre Seele bemerkt, daß ihre Feindin verwundet ist. Raimonde ist eine reizbare, aber noble Natur, wie der Löwe, welcher sich nur vertheidigt, wenn er angegriffen wird, aber niemals wie der Tiger, welcher zum Vergnügen Blut vergießt. Sie haßt in diesem Momente keine Person mehr; sie besitzt den Mann, welcher sie anbetet, das Leben lächelt ihr und das unaussprechliche Glück macht sie überaus mild. Aber Emmeline, von Verzweiflung getrieben, verdoppelt die boshaften Eingebungen ihres Herzens.

„Ohne Zweifel," sagt die Frau vom Hause zu Raimonde, „melden Sie auch Ihre Verheirathung der Baronin d'Hersin; sagen Sie ihr doch dabei, sie solle ihre blaue Robe nicht mehr anziehen ..."

„Und Sie, beste Frau," fährt Raimonde zu Emmeline gewendet fort, „Sie kommen jedenfalls auch dorthin; erheben Sie doch auch Ihre Stimme im Namen des guten Geschmacks."

„Ich werde nicht die Ehre haben," erwiedert Emmeline kalt.

„Erlauben Sie mir, Madame," versetzt Raimonde, „Ihnen zu bemerken, daß die Baronin meine Freundin ist und daß ich sicher nicht ermangeln werde ...."

„Wenn die Baronin d'Hersin Ihre Freundin ist," sagt Emmeline, „so haben Sie Grund, sie zu beklagen, denn sie ist krank."

„Krank?" ruft Raimonde erschrocken.

„Wissen Sie denn das nicht?"

„Ist es möglich? Ich habe sie erst vor ganz kurzem gesehen."

„Es ist gewiß, Madame; eilen Sie, wenn Sie von Ihrer Freundin einen letzten Abschied nehmen wollen."

„So schlimm ist es schon? Aber was ist denn ihre Krankheit?"

„Sie ist," erwiedert Emmeline mit heimlichem, boshaftem Lächeln, „wie viele junge Frauen in Folge eines Balles der Krankheit verfallen; ich glaube, sie leidet an einer Brustwassersucht."

„Arme Freundin!" sagt Raimonde. „Oh, ich eile im Augenblicke!"

Indem sie gehen will, bleibt sie vor Emmeline stehen und spricht aufgeregt:

„Ohne Sie hätte ich meine Freundin vielleicht nicht mehr gesehen. Ich danke Ihnen, Madame! Ich danke von Herzen!"

Sie eilt zur Baronin. Ohne die Dienerschaft zu beachten, welche ihr den Eintritt wehren will, schreitet sie durch die bekannten Säle.

Eine Kammerfrau tritt ihr entgegen.

„Was wollen Sie," sagt Raimonde heftig. „Sie wissen doch, daß die Baronin meine Freundin ist; soll sie sterben; ohne daß ich sie sehe?"

„Gehen Sie, Madame, gehen Sie," erwiedert die Kammerfrau ergeben; „ Sie dürfen am allerwenigsten meine arme Herrin verlassen."

Raimonde tritt in einen kleinen Salon, wo ein Visitenbuch aufliegt, in welches alle Freunde und Freundinnen, welche der Baronin Bälle besuchten, ihre Namen verzeichnet hatten. Nein, dachte Raimonde, so im Vorbeigehen willst du deine Theilnahme nicht an den Tag legen; und sie schritt in die halb erhellte Kammer ans Bett der Kranken. Sie konnte im Zwielicht kaum die Züge derselben erkennen.

„Sind Sie es, Justine?" fragt die Baronin mit matter Stimme.

„Nein," erwiedert Emmeline, „ich bin's, Ihre Freundin, Madame v. Verseuil!"

„Ah, Sie!" ruft die Kranke und erhebt sich halb vom Bett. „Oh, ich habe bis jetzt keine solche Theilnahme gefunden." Thränen quollen aus ihren Augen.

Raimonde wird von tiefer Rührung ergriffen. Sie findet, daß ihr Besuch ein gewisser Gottesdienst ist, welcher sie selbst und die Kranke erhebt. Es ist ihr zu Muthe, als nehme sie Abschied von einer Sterbenden. Sie wirft sich über die Baronin, küßt ihre Lippe, ihre Wangen, und hält ihre Thränen nicht zurück.

„Was beginnen Sie!" ruft die Kranke mit aller Kraftanstrengung und sucht Raimonden abzuwehren.

„Ich umarme Sie, meine arme Freundin!"

„Sie sollen mich nicht umarmen! Sie sollen mich nicht berühren! O bitte, setzen Sie sich nicht der Gefahr aus!"

„Welcher Gefahr?" fragt Raimonde verwundert.

„Aber Sie wissen doch, daß die Pocken anstecken, und daß Vaccination jetzt nicht mehr davor schützt?"

„Die Pocken? Sie haben die Pocken?" schreit Raimonde und fährt entsetzt zurück.

„Das wußten Sie nicht?"

Der Schrecken beherrscht in diesem Augenblick Raimonde so stark, daß sie kein Wort hervorbringen konnte.

„O Gott," seufzt sie dann und läßt den Kopf matt auf die Brust sinken; „ich wußte Nichts davon."

Sie reicht der Kranken gezwungen noch einmal die Hand und wankt aus der Kammer.

„Die Pocken!" flüstert sie vor sich hin und ein Schauer überläuft sie. „Ah, ich begreife! Diese Infamie! Jene Natter . . . sie will mich nicht mehr liebenswürdig sehen! Sie hat es angestiftet, sie allein! Es ist die Pointe ihrer Waffe, welche Narben in meiner Gestalt zurücklassen soll." Sie bestieg voll Furcht ihren Wagen und fuhr halb krank in ihr Hotel zurück.

Am andern Tage zeigten sich bei ihr die Pocken.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wetter und die Wetterprophezeihung.

(Fortsetzung.)

Man hat neuerdings angefangen, diesem volksthümlichen Wissen und Glauben von Wind und Wetter hin und wieder die aus vielen, wenn auch nicht gerade auf die Witterungskunde sich beziehenden, Gründen verdiente Aufmerksamkeit zu widmen. In Preußen wurde auf Anlaß des königlichen Landesökonomiekollegiums eine Sammlung aller Wetter- und Bauernregeln u. a. sprichwörtlicher Redensarten in Bezug auf Wind und Wetter unter Mitwirkung der landwirthschaftlichen Vereine in allen Provinzen veranstaltet und in geordneter Zusammenstellung unter dem Titel: „Die Haus- und Feldweisheit des Landwirths. Die Kalendernamen, Bauernregeln, Sprichwörter ꝛc. in landwirthschaftlicher Beziehung" mit einem Vorwort von Dr. F. W. Lundersdorff, königl. Landesökonomierathe ꝛc. (Berlin, bei Jeanrenaud) in Druck gegeben. Die Anordnung ist nach dem Kalender, nach den Regeln in Bezug auf hohe Festtage, dann nach den in Bezug auf Monate, auf Jahreszeiten, auf Mondwechseln ꝛc., und zugleich unter Angabe der Provinz bei jeder Regel, jedem Sprichwort ꝛc., wo dasselbe gangbar war, getroffen worden.

Was hier eine Behörde vermittelte, streben anderwärts historische Vereine und selbst Privatsammler an. In Graz erschien z. B. kürzlich „das Wetter" nach deutscher und insbesondere nach steierischer Volksmeinung, von Fritz Pichler, eine zwar nur kleine Schrift, aber ein hübscher Beitrag zu dem in Rede stehenden Kapitel. Im Steierischen ist „die Luft" das ruhige unbewegte, „der Luft" das bewegte sogenannte Element oder der Wind. Böse Geister, Zauberer, Wettermacher u. dergl. haben im steierischen Volksglauben eine große Rolle gespielt und thun es wohl hin und wieder noch. Einen Wettermacher und Prophet hat Hr. Pichler selbst noch gekannt, welcher, eigentlich im „Rosenthale" heimisch, das ganze südliche Oberkärnthen beging und bald in diesen, bald in jenen See stieg um vor dieser oder jener Kirche sein in Flußwasser getauchtes Hemd aufzuhängen, hier ein Hagelwetter herabzulassen, dort eins hinzulenken hatte. Einen breitkrämpigen Hut auf dem graulockigen Haupte, einen grauen, mit rothen Bandzickzacken benähten Mantel umgeworfen, eine große Haselruthe in der einen, das Wetterprotokoll in der andern Hand, so schritt er von Dorf zu Dorf, bald den Pfarrer als Aktuarium einladend, bald von den Bauern den ihm gebührenden Zehnt sammelnd. Die Herren Pfarrer hätten jedenfalls auch Klügeres thun können, als sich zu Aktuarien eines solchen Wettermachers hergeben. Zu St. Michael bei Wolfsberg im Lavantthale starb im August 1854 auch noch ein Wettermacher, Namens Heiß, bei welchem sich die Bauern das Wetter bestellten, und vermuthlich sind dort heute noch Viele nicht klüger.

Die Wettermacher im Kalender und Wetterpropheten nach dem obigen Muster haben übrigens schon vor nun über zweihundert Jahren ihren Meister in Dr. Johann Fischart gefunden, der sie in einem ewigen Wetterkalender weidlich verspottet hat. Eine Probe seiner Art Wetterprophezeihungen sind folgende: Wenn's im Januar gefroren hat, wird es kühl, frisch und trocken seyn und der Arme wird einen eben so kühlen Trunk haben wie der Reiche, wiewohl die Getränke ungleich seyn werden. — Wer keinen Garten hat, soll in diesem Februar seine Bäume ungeputzet lassen. — In diesem Jahre wird alles Getreide Dem, der's nicht hat, nicht wohlfeil genug, und Dem, der's hat, nicht theuer genug seyn. — Ueberall wo die Narren kein Brod essen, wird man den Roggen wohlfeiler messen.

In Bezug auf das Wetter haben lange zwei einander widersprechende Meinungen im großen Publikum geherrscht, ja sie behaupten sich noch fortwährend in weiten Kreisen. Neben dem thörichten Glauben nämlich an hundertjährige Kalender und an die Regelung des Wetters durch die Einflüsse des Mondes und der Planeten, erhält sich die verzweifelte Ansicht, es sey gar nichts Geregeltes und Bestimmtes im Wetter und die Gesetze desselben lägen außerhalb des Bereiches menschlicher Forschung.

Das Letztere besaß freilich so lange praktische Wahrheit, als die Wissenschaft noch von allen Hilfsmitteln verlassen war, die erforderlich sind, um zu einem wirklichen Verständnisse des Wetters zu gelangen. Unscheinbare Instrumente, das von Toricelli 1643 erfundene Barometer, das Thermometer (seit 1710), Hygroskope und Hygrometer, in Verbindung mit geringem andern meteorologischem Apparat, sind es gewesen, die in den Forschungen der neuen und neuesten Zeit zu jenen wichtigen Ergebnissen geführt haben, welche durch endliche Vernichtung manches verjährten Wahnes eben so bedeutungsvoll für die Wissenschaft, wie für das Leben geworden sind. Denn sie haben das richtige Verständniß des Wetters möglich gemacht und durch den Nachweis seines mannigfaltigen Einflusses auf so viele Verhältnisse des Lebens einen reichen Schatz von Anwendungen aufgeschlossen. Die Zeit und Raum überwindende Benutzung des Telegraphen gestattet jetzt die gleichzeitige Kenntniß der Zustände und der Veränderungen des Wetters innerhalb großer Gebiete und erlaubt also der Beobachtung, damit Schritt zu halten. In Europa werden jetzt von Petersburg bis Lissabon, Konstantinopel so wie Algier mit herein gezogen, die meteorologischen Beobachtungen der Observatorien täglich telegraphisch ausgetauscht. Wenn man erwägt, daß z. B. seit 1852 manche Seehäfen von den Oktoberstürmen vor ihrem Eintreffen telegraphisch benachrichtigt und so in den Stand gesetzt werden konnten, Sicherheitsmaßregeln für die anwesenden Schiffe zu treffen, so liegt die Hoffnung nahe, daß man auf diesem Wege das Verständniß des Zusammenhanges der Wetterveränderungen ausgedehnter Räume nicht nur für gleichzeitige Witterungsverhältnisse, sondern auch bis zu verläßlichen Schlüssen für eine mehr oder weniger ferne Zukunft erlangen werde. Denn das Wetter folgt, obgleich es wetterwendisch gescholten wird, eben so festen Gesetzen, wie jede andere Naturerscheinung, deren Gesetz vielleicht nur um so viel klarer und offenbarer seyn mag, als ihr Inhalt einfacher und bestimmter ist. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Zunftunwesen.) In Frankreich förderte im Mittelalter das Zunftunwesen höchst ergötzliche Resultate zu Tage. So mußte z. B. ein Spruch des Parlaments einen bereits 300 Jahre dauernden Prozeß entscheiden: daß die Schneider als Futter niemals einen schon gebrauchten Stoff verwenden durften, weil dies den Trödlern Schaden bereite. Die Schneider dagegen erlaubten nicht, daß die Frauen die Kleider ihrer Angehörigen selbst ausbesserten. — Ein genialer Schlosser erfand die Nestelstifte; man machte ihm einen 15 Jahre dauernden Prozeß deßhalb, und erst im Jahre 1398 wurde es dem Publikum gestattet, die Schuhe in dieser bequemen Weise schließen zu dürfen. — Mit Stoff überzogene Knöpfe zu tragen, gestatteten die Knopfmacher nicht, und brachten es dahin, daß das Parlament den Polizeibeamten erlaubte, solche Knöpfe dem Publikum auf der Gasse von den Kleidern zu trennen. — Jener Fabrikant, der die gefärbte Leinwand erfand, kam auf die Galeere, und den Frauen, welche Kleider von gefärbter Leinwand trugen, wurden dieselben von den Zollwächtern vom Leibe gerissen. — Die Theater lagen in fortwährendem Prozeß miteinander; in diesem sollte nicht gesungen, in jenem gesprochen werden, kurz, Privilegium und Zunftzwang lasteten auf Frankreich, das heute in Folge der Gewerbefreiheit zu solcher Blüthe gelangt ist — vor einigen hundert Jahren so stark, wie es theilweise noch in unseren Tagen der Fall ist.

Von Paris, oder wie Andere behaupten, von Berlin aus hat sich die abgeschmackte Mode, Goldstücke in den Ohren, goldene Münzen als Knöpfe, und vergoldete Zwanziger als Brochen zu tragen, unter der Frauenwelt verbreitet. Manche feine Dame würde die Nase darüber rümpfen, wenn sie wüßte, daß Dies eigentlich eine alte Bauernmode ist. In Franken tragen seit Jahrhunderten die wohlhabenden Bauern als Knöpfe Zwölfer, Zwanziger, ja selbst viertels- und halbe Kronen auf Westen und Röcken, die Frauen und Mädchen Zwanziger und Dukaten als Halsgehänge. Unter der altbayerischen Landbevölkerung sieht man häufig Gold- und Silberstücke als Frauenschmuck; goldene Knöpfe sind nicht selten, auch Dukaten statt der Glocken in den Ohrringen kommen vor. Unsere Damen können freilich die Sache noch weiter treiben, sie können Doppellouisd'or in den Ohren tragen, worauf noch kein Bauer verfallen ist.

Paris bewundert jetzt das Schmuckkästchen einer ägyptischen Königin, welches Herr Mariette in einem Königsgrabe Aegyptens gefunden hat. Die Arbeit des Goldschmuckes wird von dem Schönsten, was unsere Goldarbeiter liefern, nicht übertroffen, so originell schön ist die Zeichnung, so meisterhaft die Ausführung. Besonders ausgezeichnet ist eine goldene Krone als Haarschmuck, eine sechs Fuß lange, einen Finger dicke Kette und eine bewundernswerth ziselirte Goldplatte mit einem männlichen Bildnisse, wahrscheinlich dem des Gemahls der Königin.

In Paris ist in der vorigen Woche die männliche und einzige Giraffe des Jardin des Plantes den Einflüssen des Klima's erlegen. Der Giraffe ist vor nicht langer Zeit ihr Stubennachbar, der große Elephant, vorangegangen.

Charade.

(Zweisilbig.)

Das Erste ändert wunderbar
Die liebe Zeit von Jahr zu Jahr,
Der hat es schwarz, der grau;
Hier wird's beschnitten, dort gekräuft,
Mit Band umschlungen und bestreußt,
Ziert's Mädchen, Mann und Frau.
Zuviel schon! — Steht das zweite Paar
Dem Leichtsinn offen, dann fürwahr
Ist Papa's Söhnchen in Gefahr.
Die Erbschaft fliegt dem Teufel zu,
Mit ihr die Jugend und die Ruh.
Zum Ganzen braucht des Künstlers Hand
Nur schwache Seide und Verstand;
Die Mode hängt's dem Ersten an,
Wie man bereits begreifen kann.
Ihr hättet's? — Nein, ihr habt es schwerlich;
Der Titus macht es nicht entbehrlich.

Auflösung der Charade in № 127:
Donnerkeil.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 129. Freitag, 28. Oktober 1859.

Zwei Frauen.

(Fortsetzung.)

10.

Zwei Herzen in der Prüfung.

Das Duell war entschieden ungleich geworden. Raimonde führte nicht die Waffen ihrer Gegnerin; sie vertheidigte sich, aber sie hatte sich nicht dazu verstehen können, so blutdürstig zu verletzen, wie Emmeline, welche auf das Herz, auf den guten Ruf, auf die Schönheit zielte. Diesmal hat diese ihre Waffe ins Gift der Variolden getaucht. Diese fürchterliche Krankheit hat ihre schöne Gegnerin ergriffen. Emmelinens vergiftete Waffe, so gut dirigirt, ist Raimonden ins Antlitz gefahren, um erschreckende Merkmale zurückzulassen.

Zwei Monate vergehen; Raimonde ist vereinsamt. Selbst der Graf d'Esteve besucht sie nicht mehr. Die Baronin d'Herfin ist genesen, und man sagt, daß die Krankheit auf ihrem Gesicht kaum Spuren zurückgelassen. Emmeline, welche sich davon überzeugt, fürchtet, daß ihr Streich mißlungen, und daß auch Raimondens Schönheit unberührt aus der Krise der Krankheit hervorgehen könne, also auch dieses Mittel, die Ehe zwischen ihr und dem Grafen zu hintertreiben, dann fruchtlos sey. Endlich erfährt sie, Raimonde sey geheilt, und erwartet mit Unruhe den Moment, wo die Wiedergenesene in die gesellige Welt zurückkehren wird. Raimonde zeigt sich nicht, auch empfängt sie keine Besuche. Sie lebt in ihrer Wohnung wie eine Karmeliterin in ihrem Konvent. Ist dies eine List der Koketterie, um ihren Wiedereintritt in die Welt um so glänzender erscheinen zu lassen? Oder ist es ein Verbergen trauriger Verwüstung? Hat die Krankheit, dieses furchtbare Gericht, welches oft unerbittlich harte Urtheile vollstreckt, das schöne Antlitz der Wittwe mit den abscheulichen Merkmalen bezeichnet?

Eines Tages, durch warmen Sonnenschein für Rekonvaleszenten wie geschaffen, geht Emmeline über den Boulevard und sieht eine Dame vor sich herschreiten, welche ihre Schritte verdoppelt, als sie jene bemerkt. Es ist Raimonde; Emmeline hat sie am Gange erkannt. Endlich soll sie ihre Neugier befriedigen, endlich diese wunderbare Schönheit von Angesicht zu Angesicht wiedersehen! Sie schreitet rascher vor, bis sie Raimonde erreicht und ihr gegenüber steht. Raimonde trägt einen dichten Schleier. Wozu dieses engmaschige Schwarz? Deckt es wie eine dunkle Gewittermaske die herrliche Sonne oder wie ein mitleidiger Epheu die Ruine?

Emmeline fragt sich vergeblich und ist weniger glücklich wie Oedipus, welcher das Räthsel der Sphinx zu lösen suchte.

Auch der Graf d'Esteve hat zu erforschen gesucht, ob die Schönheit seiner Braut gelitten, aber ihre Thüre ist verschlossen. Endlich eines Tages öffnete sich diese Thüre, die mit ihrer Herrin zu schmollen schien, und die Kammerfrauen lassen den Besucher eintreten. Man führt ihn in den kleinen Salon à la Pompadour und bittet ihn, hier Madame v. Verseuil zu erwarten. Der Graf ist allein. Er blickt umher. Nichts ist in diesen Räumen, die er sonst so leidenschaftlich gerne besuchte, geändert; der kleine Salon zeigt noch dieselbe charmante Koketterie und läßt dem Grafen scheinen, daß auch die Grazie seiner Eigenthümerin sich nicht gewandelt habe. Endlich hört er leise Tritte. Ohne Zweifel, sie ist's, die er mit Herzklopfen erwartet. Raimonde erscheint. Der Graf macht große Augen und stößt einen Schrei der Ueberraschung aus. Die Blume, die Perle, der Stern der Salons, die schöne Raimonde ist häßlich geworden. Ach wie wenig ist

jedoch die Schönheit der Frauen geschützt! Eine einzige Krankheit vermag sie auf immer zu vernichten, wie der leuchtende Blitz ein klassisches Kunstwerk zertrümmert, und selbst die Vaccination ist nur eine Versicherungsgesellschaft, welche in tausend gegen hundert Fällen fallirt. Die Züge Raimondens sind entstellt; die Variolide hat, wie ein Barbar, ihre Krallen in das schöne Gesicht eingeschlagen und tiefe Narben hinterlassen. Stirn und Wangen sind entstellt. Die Augen allein haben ihr reines Licht behalten und ihr Heiligenschein sagt: „Ich, ich allein bin unsterblich!“ Raimonde schlägt demüthig diese schönen Augen nieder und flüstert mit mühsam zurückgehaltenen Thränen:

„Sie finden mich sehr verändert, nicht wahr?“

Der Graf sucht nach einer polirten Lüge, aber seine Blicke, seine Manieren, seine Verlegenheit sprechen deutlicher, wie er selbst wünscht.

Raimonde durchschaut ihn, denn man erräth leicht die Gedanken von Dem, welchen man liebt.

„Belügen Sie mich nicht, es ist unnütz,“ fährt sie traurig fort und verräth eine furchtbare Beklemmung des Herzens.

Der Graf schweigt noch immer.

„Sie wollen mich nicht beleidigen, nicht wahr, Herr Graf; Sie betrachten mich wie eine von den leichtfertigen Frauen, welchen ihre winzige Schönheit Alles ist und welche deren Verlust nicht ertragen können. Für mich ist aber die Schönheit eine geringe Sache. Ich ersetze sie durch meinen Geist und schmücke mich wieder, um Ihnen zu gefallen. Ich will mir alle diejenigen Qualitäten aneignen, welche Sie lieben; diese Schönheit des äußeren Scheines, welche Sie nicht mehr bei mir finden, will ich durch den Kultus der Seele zu ersetzen suchen.“

Raimonde spricht wie ein Minister, welcher sein Portefeuille verloren, wie eine gefallene Größe, welche sich durch Resignation zu trösten sucht. Aber der Graf d'Esteve hat in Raimonde nur die schöne Außenseite zu würdigen gewußt. Er blickt die Wittwe mit schmerzlicher Bestürzung an, die Erinnerung an die schöne Raimonde verwandelt sich in ein geheimes Entsetzen vor Der, welche jetzt sein Auge sieht. Er ist ohne Zweifel treu, aber nur dem Bilde, welches sein Gedächtniß bewahrt, und wie er dieses Bild mit der wirklichen Raimonde vergleicht, so findet er, daß dies nicht mehr dieselbe Frau ist. Nach und nach entweicht seine Liebe aus seiner Seele, denn diese Liebe ist wie das welkende Blatt am Baume: der erste Windstoß wirft es zu Boden.

Sein Schweigen läßt keinen Zweifel mehr in Raimondens Ueberzeugung. Sie sieht: er will sprechen und findet Nichts in seinem Herzen; es ist ausgeleert wie eine leere Kasse. Endlich öffnet er den Mund und zitirt im Phrasenione den Refrain einer alten Romanze:

„Man ist durch Tugend ewig schön.“

Dann debütirt er mit einigen steifen Maximen, von Bossuet und Massillon entlehnt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wetter und die Wetterprophezeihung.

(Schluß.)

Es wurde oben schon bemerkt, daß die Resultate kaum eines andern Zweigs der Naturforschung weniger ins Leben eingedrungen seyen, als die Witterungskunde. Und doch verdienen sie es zur Vermehrung der allgemeinen Bildung und Wohlfahrt nicht weniger als die der andern. Mit Vergnügen machen wir daher auf das unter dem Titel: „Das Wetter und die Wetterprophezeihung“ von Hrn. Joseph Helmes, Oberlehrer der Physik am Gymnasium zu Celle, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung zu Hannover herausgekommene Buch (1. Bd. X. und 252 S.) aufmerksam, welches zur Verbreitung richtiger Ansichten über Witterungskunde in gebildeten Kreisen vorzüglich geeignet ist. Diese verdienstliche Arbeit trägt in acht kurzen, in sich abgeschlossenen Betrachtungen den gegenwärtigen Standpunkt der Witterungslehre übersichtlich und allgemein faßlich vor. Die bis heute festgestellten Ergebnisse gründlicher Forschung wurden vom Verfasser streng von Dem unterschieden, was noch streitig ist und späterer Entscheidung anheim fällt, so wie von Dem, was als nichtiges Vorurtheil oder als Aberglaube längst von der unbefangenen Kritik verworfen ist.

Das Wetter ist ein außerordentlich mannigfaltig zusammengesetzter Vorgang. Denn die Beschaffenheit des Gesammtzustandes der Atmosphäre, wie er für einen Ort zeitweilig bestimmt wird durch die wechselnden Verhältnisse der Wärme, des Windes, der Helligkeit, des wässerigen und andern Inhaltes, der Reinheit der Atmosphäre überhaupt, ferner der elektrischen Ladung und wer weiß, ob nicht anderer uns noch nicht bekannter Einflüsse, heißt das Wetter dieses Ortes zu einer bestimmten Zeit. Alle dabei auftretenden Kräfte, so weit sie bekannt sind, äußern jedoch

bei diesem äußerst zusammengesetzten, wechselreichen Vorgange ganz dieselbe Thätigkeit, welche ihr Naturgesetz auch in jedem andern Falle ihrer Wirksamkeit vorschreibt. Die Summe des sicher darüber Erforschten ist ferner groß genug, um die Hauptthatsachen des Wetters im vollsten Einklange mit unserer übrigen Kenntniß von der Natur und ihrer Gesetzmäßigkeit zu finden und zu erwarten, daß darin noch vorhandene Lücken von den späteren Forschungen ausgefüllt werden.

Der Verfasser hat seinen Stoff, abgesehen von der Einleitung, in sieben Abschnitten behandelt und da von allen Bedingungen des Wetters die bei weitem wirksamste die Wärme sowohl an und für sich als auch dadurch ist, daß sie allen übrigen, mit etwaiger Ausnahme der elektrischen, den ersten Anstoß zu ihrer Wirksamkeit gibt, mit einer Darlegung der Wärmeverhältnisse der Erde begonnen. Im Anschlusse daran, wie an ihre Ursache ist die nächste Betrachtung den Winden, die dritte den Hydrometeoren, Regen, Schnee, Hagel, Thau ꝛc. gewidmet. Das Gewitter füllt ein besonderes Kapitel. Im fünften werden die mit allen vorerwähnten Erscheinungen zusammenhängenden Veränderungen, welche wir am Barometer (dem Schweremesser der Luft, und da ein plötzliches Sinken oder Steigen des Quecksilbers in der Barometerröhre eine Veränderung im Luftdrucke auf dasselbe anzeigt, mit einer solchen aber häufig eine Wetterveränderung eintritt, im gemeinen Leben meist „Wetterglas" genannt) beobachten, im sechsten der angebliche Einfluß des Mondes und der Planeten aufs Wetter besprochen. Nachdem hier dargelegt ist, daß auch vom Monde nicht, noch weniger aber von den in dieser Beziehung längst aufgegebenen Planeten, Fixsternen oder auch unbekannten kosmischen Potenzen eine Voraussicht des Wetters zu erlangen sey, zeigt dann der letzte Abschnitt, was über die Vorzeichen bevorstehenden Wetters bis jetzt überhaupt feststeht. Es summirt sich dahin, daß alle Voraussicht auf die allernächste Nähe und auf die ungefähr und im Ganzen so wiederkehrenden Erscheinungen eines periodischen Verlaufs beschränkt bleibt. Wir vermögen jedes gewesene Wetter aus seinen Ursachen im Großen zu erklären, allein im Großen voraus berechnen oder voraus sehen kann man das Wetter nicht.

Die elektrische Natur des Gewitters ist nun über hundert Jahre bekannt und nachgewiesen, allein den Quell oder die Quellen der atmosphärischen Elektrizität kennt man noch heute nicht. Die Erfahrung scheint mehr und mehr festzustellen, daß dieses Auftreten von Elektrizität mehr Wirkung als Ursache der übrigen begleitenden Erscheinungen, der Wolkenbildung und der Niederschläge der Gewitter sey, d. h. daß bei jeder plötzlichen Bildung dichter Wolkenmassen die Ausbrüche von Blitz und Donner gleichzeitig auftretende, begleitende Erscheinungen sind. Doch bieten eben die steten Wechsel der elektrischen Zustände der Luft noch viele Räthsel. Der verstorbene Arago hat über einen Theil der genannten und über andere Fragen und Verhältnisse der Gewitter eine große Menge von Thatsachen und Notizen gesammelt, welche fast einen ganzen Band, den vierten seiner gesammelten Werke (deutsch herausgegeben von Hankel) füllen.

Unter den elektrischen Erscheinungen der Atmosphäre muß auch des sogenannten Wetterleuchtens gedacht werden, d. h. jener blitzähnlichen Lichtschimmer und jenes Aufleuchtens der Wolken ohne eigentlichen Zickzackstrahl, das ohne hörbaren Donner am meisten in geringer Höhe und am Horizonte, selten in der Nähe des Zeniths beobachtet wird. Unter dem Volke wird diese Erscheinung auch mit den Worten bezeichnet: „das Wetter kühlt sich." Dies ist namentlich der Fall, wenn die Erscheinung bei wolkenleerem Himmel Abends sich zeigt. Elektrischer Natur ist dieselbe gewiß. Dagegen kann es nicht zweifelhaft seyn, daß das Wetterleuchten hinter Wolken am Horizonte nichts anders als das Blitzen ferner Gewitter ist, wenn man auch keinen Donner hört.

Die Entfernung nämlich, aus welcher der Donner eines Gewitters vernommen wurde, hat niemals $3^1/_2$ Meilen betragen. Nur einmal hat Arago zwischen Blitz und Donner Zeit gehabt, 72 Sekunden zu zählen; die nächstgroße war nur 49 Sekunden. Die Schnelligkeit des Schalles zu 1074 Fuß bei 8° R. angenommen und die deutsche Meile zu 22,850 Pariser Fuß gerechnet, betrug jene größte Entfernung nicht $3^1/_2$ Meilen, die nächstgroße nur etwas über 2 Meilen. Während die erderschütternden Ausbrüche eines Vulkans bis 200 Meilen weit gehört worden sind, verstummt also der in der Höhe erzeugte, durch den Uebergang in Luftschichten von verschiedener Dichtigkeit geschwächte Schall des Donners schon in der geringen Entfernung von $2^1/_2$ Meilen. Von allen in solchen Abstand um uns herum vorkommenden Gewittern sehen wir daher nur den Schimmer der Blitze.

Der Abschnitt, in welchem der Verfasser den Mond und die andern himmlischen Körper in ihrem Einflusse auf das Wetter behandelt, ist

seinem wesentlichen Inhalt nach aus einem Vortrag entstanden, welcher von ihm zuerst in der meteorologischen Sektion der Naturforscherversammlung zu Wien im Jahr 1856 gehalten worden ist.

Mannigfaltiges.

Vor ein paar Tagen wurde ein Mann mit Namen Henault vor den Gerichtshof der Zuchtpolizei in Paris gebracht, weil er von zwei Polizeiagenten gerade in dem Augenblicke erwischt worden war, als er im Jardin des Plantes einer Bauernfrau die Tasche abschneiden wollte, während er der Arglosen eine Vorlesung über die Naturgeschichte des Nilpferdes hielt. Die Verfahrungsweise des gelehrten Professors wird von den Agenten, die ihn verhafteten, also beschrieben: — „Madame," sagte der Naturforscher zu seiner Zuhörerin, „dieses Animal, welches auch unter dem Namen des Seerosses bekannt ist, sucht nicht sonderlich die Gesellschaft der Menschen auf: es amüsirt sich im Wasser und in sumpfigen Gegenden und wird dort so dick wie Sie oder ich. Im Leben frißt es Klapperschlangen, Melonen und manchmal auch seine eigenen Jungen, wie Sie neuerdings in den Pariser Blättern können gelesen haben. (Hier zog der Professor sachte eine Scheere aus seiner Tasche.) Die Wilden machen aus dem Fleisch Roastbeef, aus der Haut Winterstrümpfe und Abziehriemen zum Rasiren, und aus dem Schwanz verfertigen sie Anläuter für ihre Häuser. (Hier legte der Professor, indem er in der Rechten die Scheere hielt, seine Linke ganz leise an die Tasche der Frau.) Nach ihrem Tod werden sie ausgestopft, wovon Sie zum Beweise in dem naturgeschichtlichen Museum dahier mehrere Exemplare sehen können." Hier wurde die Vorlesung plötzlich abgebrochen, weil der Professor gerade in dem Augenblick, als er die Tasche abschneiden und seinen „Coup" ausführen wollte, von den Agenten gepackt wurde. Die Frau kam um den Schluß der Erklärung, behielt aber ihr Geld. Henault sagte bei seiner Vertheidigung, er pflege sich der Scheere zum Nägelabschneiden zu bedienen. Indessen wurde er zu 1 Jahr Einsperrung und 5 Jahren Ueberwachung verurtheilt.

Eines der seltsamsten Naturspiele, welches seit längerer Zeit zur Schau gestellt, ist das augenblicklich in der Tonhalle in Hamburg gezeigte Kind Anna Lund aus Nordhausen. Die Kleine, erst 2 Jahre alt, auch nicht größer als Kinder dieses Alters sonst zu seyn pflegen, ist dagegen von einem Körperumfange, der wahrhaft erstaunlich erscheint, und ein Gewicht von nicht mehr und weniger als 100 Pfund repräsentirt! Wer sich vergegenwärtigt, wie viele Kinder gewöhnlichen Schlages auf die Waage gepackt seyn müßten, um eine gleiche Schwere zu erzielen, wird nicht nur die von der Natur so merkwürdig beschenkte Anna Lund mit Erstaunen betrachten, sondern auch mit seinen Reflexionen bis zum Ungeheuerlichen sich verlieren, wenn er sich die Möglichkeit vorstellt, daß das Kind in gleichem Maße fortwachsen und im Umfang entsprechend zunehmen könnte.

Ein Berliner Kaufmann hat außer anderen zweckentsprechenden Panamahüten für Liebhaber theurer Sachen, auch solche Hüte zu verkaufen, die die Kleinigkeit von 300 Thaler kosten. Kürzlich tritt ein Herr bei ihm ein und wünscht ein Stück dieser Hutsorten zu sehen. Bereitwilligst wird es ihm vorgelegt; er nimmt es prüfend in die Hand, betrachtet es eine Weile und fragt dann: „Ja, aber wo sind denn die Löcher?" Der Kaufmann denkt erschrocken, die Waare sey trotz ihres Preises noch nicht ächt genug und die vermißten Löcher seyen für den Kenner das Merkzeichen. Er bittet also dringend um Aufklärung und erhält sie mit den Worten: „Nun die Löcher, durch die der Ochse, der einen solchen Hut kauft, seine Hörner stecken müßte."

(Ein Druckfehler.) Die Nachricht der Wiener Blätter, daß die Regierung mit dem Plane umgehe, die Verpflegung der Armee größtentheils oder auch gänzlich der österreichischen Creditanstalt zu überlassen, erscheint durch einen Druckfehler in der „Preußischen Zeitung" in folgender Weise: „ . . . . . Die Regierung geht mit dem Plane um, die Verpflegung der Armen größtentheils oder auch gänzlich der österreichischen Creditanstalt zu überlassen."

Auflösung der zweisilbigen Charade in № 128:

Hutschleife.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 130. Sonntag, 30. Oktober 1859.

Zwei Frauen.

(Fortsetzung.)

Raimonde wird frostig, denn des Grafen Worte fallen auf den Grund ihrer Seele wie winterlicher Schnee.

„Ich habe Alles Das gelesen, was Sie da sagen," erwiedert sie; „aber es scheint mir, daß Sie mir etwas Anderes sagen müßten, nachdem ich diese fürchterliche Krankheit überstanden und es an der Zeit ist, von unsern Angelegenheiten . . ."

Der Graf unterbricht sie kurz:

„Und Sie haben wohl viel gelitten?"

„Vielleicht," entgegnete Raimonde; „aber diese Leiden würden weniger groß gewesen seyn, wenn sie nicht alle unsere Projekte von Glück unterbrochen hätten."

„Ich glaube," fährt der Graf ablenkend fort, „einige Monate auf dem Lande würden Ihnen sehr zuträglich seyn."

„Es könnte seyn, aber ich habe Ihnen ein Versprechen gegeben und alle Vorbereitungen sind getroffen . . ."

„Und Sie haben alle Aerzte konsultirt?" unterbricht sie wieder der Graf.

Raimonde entschließt sich, diesem heuchlerischen Spiele ein Ende zu machen.

„Nun denn, Herr Graf," spricht sie bestimmt, „erklären wir uns ohne Rückhalt. Alle Ihre Unterbrechungen, wenn ich versuche, von unserer Verheirathung zu sprechen, sind sie darauf berechnet, einen Bruch anzudeuten? Sagen Sie Das ohne zu stocken! Ich gehöre nicht zu den Frauen, welche man aus Mitleid heirathet, und welchen man sein Herz gibt wie ein Almosen. Ich biete Ihnen meine Hand nicht an, wenn Sie ein inneres Sträuben fühlen. Sprechen Sie: lieben Sie mich noch jetzt?"

„Oh, gewiß!" entgegnet der Graf; „Sie sind so schön. . . ."

„Nein, das bin ich nicht mehr! Ich lese in Ihrem Innern: Sie haben auf die Liebe zu mir verzichtet, nicht wahr?"

Der Graf sucht verlegen nach glatten Worten und Raimonde erkannte, daß Alles zu Ende sey.

„Leben Sie wohl, mein Herr!" spricht sie mit bebender Stimme; „ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück."

„Was sagen Sie?" erwiedert der Graf mit erzwungenem Lächeln; „ich habe Nichts gesagt, was Sie glauben machen könnte, daß der Tag unserer Verheirathung nicht nahe sey."

„Sprechen Sie wahr? Wohlan, bestimmen Sie selbst!" ruft Raimonde mit einem neuen Schimmer von Hoffnung.

„Ich thäte es gern, beste Frau, aber einige Familienereignisse . . . eine beabsichtigte Reise . . . Glauben Sie nicht, daß meine Liebe . . ."

O heilige Wahrheit! Du verlierst niemals dein Recht. Erklingst du auch nicht von den Lippen der Menschen — du behauptest deinen Platz: du sprichst aus ihren Augen, von ihrer Stirne, ohne daß sie es wollen.

Raimonde liest ihr Urtheil in des Grafen Gesichtszügen.

„Ihre Liebe!" spricht sie mit Verachtung; „entweihen Sie nicht dies hohe Wort, mein Herr! Ich mag Ihre Familienverhältnisse nicht derangiren und Ihre Reise nicht stören. Ich weiß, es ist die Zeit, wo ganz Paris dem Zuge der Mode folgt und den Postwagen besteigt: reisen Sie! Ich verlange Nichts zurück, als einige Briefe, welche ich Ihnen von Zeit zu Zeit geschrieben, um Sie über die Stimmung meines Herzens zu belehren. Diese Briefe sind adressirt an meinen Verlobten, den Grafen d'Estève."

Sie grüßte leicht und zog sich in ihr Boudoir zurück. Der Graf machte einige Schritte, um

ſie zurückzuhalten, aber als ſie verſchwunden war, verließ er langſam den Salon. Die wahre Liebe war zu groß für ſeine kleine Seele. Seine Nichtigkeit vermochte ſich nicht über die eitlen Anforderungen der gemeinen Welt zu erheben. Er verſchwand aus dem Hotel wie ein ſchlechter Dieb.

Wie Raimonde das Geräuſch der ſich ſchließenden Thüren hörte, huſchte ſie an ein Fenſter und ſchaute, hinter einem Vorhange verborgen, dem Davongehenden nach. Noch hatte ſie leiſe zu hoffen gewagt, er werde ſich beſinnen und umkehren, aber als ſie ſich gänzlich getäuſcht ſah, da ging ſie in die Piece, in welcher ſie den Grafen empfangen, und fiel kraftlos in ein Fauteuil. Sie fühlte ſich jetzt ganz vereinſamt, allein mit ihrem Schmerz. Alles Glück ihres Lebens glaubte ſie beendet. Sie hatte keine Hoffnung mehr.... doch ja, ſie hatte noch Hoffnung! Dieſe einzige Freundin klammerte ſich feſt an ihr Herz und hauchte ihr die trügeriſchen, die ſüßen Worte hinein: „Er ſendet dir die Briefe nicht zurück; er kehrt wieder!“ Zwei Stunden harrte ſie voll Unruhe und Quat. Die Briefe kamen nicht. Da ſchreckte ſie ein Geräuſch von Tritten auf; ſie erblaßte: er kommt, dachte ſie, oder die Briefe! Aber ſie täuſchte ſich. Eine Kammerfrau meldete Herrn Ludwig Savigny.

„Es iſt ein Exilirter, welcher wiederkehrt, Madame,“ ſagte Ludwig im Eintreten; „ich hatte mir vorgenommen, Sie nie wieder zu ſehen, und ohne Ihre furchtbare Krankheit würde ich meinen Vorſatz gehalten haben.“

„Sie ſind das Gegentheil von allen Andern,“ entgegnete Raimonde. „Sie ſind alle Tage an meiner Thür erſchienen, und wenn ich Sie heute wiederſehe, ſo geſchieht es, weil ich gelitten habe. Sie ſind wie die Lerche, welche auch in der böſen Jahreszeit treu bei uns aushält, wenn die Zugvögel ſich ein ſchöneres Klima ſuchen.“

„O Sie ſind gütig,“ verſetzte Ludwig mit Wärme. „Sie wiſſen, wie mein Herz ſich nach Ihnen ſehnte und wie ich litt, wenn Ihre Kammerfrau mich mit ihrem ſtereotypen Wort: „Madame iſt nicht zu ſprechen,“ abwies. Ich habe ihr weichen müſſen wie einem Cherubim, welcher mit bloſem Schwerte vor den Pforten meines Paradieſes ſtand.“

„Sie läßt Sie jetzt eintreten,“ ſagte Raimonde lächelnd. „Betrachten Sie mich nur; Sie haben nicht mehr zu fürchten, mich zu kompromittiren.“

„Was ſagen Sie, Madame?“

„Ich ſage, daß ich gegenwärtig das traurige Privilegium der häßlichen Frauen habe, welche ohne Tadel ihre Freunde empfangen können. Wenn Sie jetzt kommen, Herr Savigny, ſo ſind Sie mir ſtets willkommen.“

„Dank, theure Frau! Aber ich profitire Nichts von dieſer Freundlichkeit. Der Einzige, welcher wahrhaft glücklich iſt, iſt doch dieſer Graf d'Eſtève, Ihr Gemahl.“

„Mein Gemahl? Unſer Heirathsprojekt iſt vernichtet.“

„Iſt's möglich! So darf ich wieder hoffen, Madame?“

„Was wollen Sie ſagen, Herr Savigny?“

„Daß mein Herz von neuem Leben, von neuer Hoffnung durchhaucht wird! Sie wiſſen, daß ich Sie liebe, daß meine Liebe für Sie ein Kultus der Anbetung und Verehrung iſt, und daß ich glücklich ſeyn würde, wenn ein Tag käme, an welchem ich Sie in meine Arme ſchließen und froh ausrufen könnte: „Sie iſt mein Weib!“

(Fortſetzung folgt.)

Landwirthſchaftliches.

(Das Abraupen.) Der behäbige Hans Schlendrian liebt es, im Winter hinter'm Ofen zu liegen und ſeine Zeit, wie ein Siebenſchläfer, gemächlich zu verträumen, wenn er nicht etwa eine Thätigkeit entwickelt, die noch weit ſchlimmer iſt, als Müßiggang, dieſe nämlich, daß er vielleicht den durch Schnee und Hunger geängſtigten Haſen und Rebhühnern nachſtellt, Drähte und Schlingen, oder wohl gar den armen Singvögeln Maſchen legt und ſo durch Wegfangen der letzteren noch die einzigen Werkzeuge der Schöpfung vernichtet, welche dieſelbe zur Verminderung der Raupen und anderen Ungeziefers beſtimmt hat. Solche Wahrnehmungen ſind traurig, ſtehen aber leider nicht vereinzelt da, und ſo iſt es kein Wunder, daß die Singvögel immer weniger werden, jene lieblichen Sänger des Waldes, die der Herr zur Luſt und Freude der Menſchen, ſo wie zu ihrem Nutzen geſchaffen hat, indem ſie mehr Raupen aufzehren, als Menſchenhände zu vertilgen im Stande ſind, ſelbſt wenn ſie dazu den Willen hätten. Dazu kommt noch der Uebelſtand, daß Hecken und Gebüſche, dieſe natürlichen Zufluchtsſtätten und Lieblingsaufenthalte der Singvögel, immer mehr und mehr verſchwinden, daß Alles urbar gemacht, Alles cultivirt wird. Man wird ja doch nicht die ganze Erde zu einem Acker machen wollen? Wer weiß? Der Anfang iſt wenigſtens gemacht und zwar in ſehr umfangreicher Weiſe.

Der Verf. glaubt, daß der Herbst und Winter der geeignetste Zeitpunkt zum Abraupen sey und bedient sich hiezu einer Raupenscheere aus der Fabrik der Gebrüder Dittmar in Heilbronn, welches Instrument in Bezug auf Zweckmäßigkeit und Eleganz nichts zu wünschen übrig läßt. Dieselbe wird an einer Stange befestigt, welche jedoch nicht zu lang seyn soll, damit man damit bequemer arbeiten kann. Es wird nämlich vorausgesetzt, daß man diese Arbeit auf einer Leiter von den stärkern Aesten aus verrichtet, was bei Weitem nicht so sehr ermüdet, als wenn man vom Boden aus mit einer langen Stange arbeitet. Beim Abkneipen der Raupennester müssen selbstverständlich die Zweige und die Bäume überhaupt so viel wie möglich geschont werden; es sollte daher nicht vorkommen, was ich schon hie und da gesehen habe, daß man nämlich ganze Aeste herabreißt, wo es genügt hätte, ein paar Zoll abzukürzen. Die abgeschnittenen Nester sammle man ja fleißig, um sie sodann zu verbrennen, eine Vorsicht, die nicht dringend genug empfohlen werden kann. Ist es thunlich, daß eine zweite Person während des Abraupens unten am Baume steht, um die herabgeworfenen Nester sogleich zu sammeln, so ist man um so sicherer, daß keines derselben liegen bleibe, sonst kann es vorkommen, daß man einzelne Nester trotz aller Aufmerksamkeit dennoch übersieht, deren Bewohner später wieder auf die Bäume kriechen. Auch der Fall ist nicht selten, daß ein Sturmwind eine Menge von Raupen, die sich bei der geringsten Erschütterung an einem Faden herablassen, von einem nahen Garten in den andern schleudert, wo dann sogleich ihre Verheerungen sichtbar werden. Um diesem zu begegnen, muß der Obstbaumbesitzer an seinen Bäumen fleißig nachsehen und den Feind, wo er ihn gewahr wird, sogleich vertilgen. Dies geschieht am Besten früh Morgens oder am Abend, weil zu dieser Zeit die Raupen gesellschaftlich in ihren Nestern beisammen sind. Man bedient sich hierzu eines Steckens oder, je nach der Entfernung, einer Stange, woran man einen wollenen Lappen befestigt und womit man die Raupen zerquetscht. Bei dieser Arbeit fällt der Blick des Raubenjägers vielleicht auch hie und da auf eine Familie der bekannten Ringelraupe, die gleichfalls gesellig lebt, oder auf den einzeln herumplündernden Großkopf, welche beide ebenfalls übel beleumundet sind, und die man daher gelegenheitlich mitnimmt.

Mannigfaltiges.

(New-Yorker Hotels.) Noch vor zehn Jahren hat man das Astorhaus für das bedeutendste Hotel in New-York gehalten, doch seitdem ist sein Glanz geschwunden. Zuerst lief ihm das eine englische Meile nördlicher errichtete „Metropolitan Hotel" den Rang ab, das sich nur einer 200 Fuß langen Front von massivem braunen Sandstein rühmen konnte; dann kamen ihm gegenüber das St. Nicholas-Hotel und das Lorfage-Hotel, beide von weißem Marmor; jetzt ist 3 Meilen nördlich vom Astorhaus, ein neues Riesen-Hotel errichtet worden, vor welchem sogar das Hotel du Louvre in den Hintergrund treten muß. Es kostet über eine Million Dollars, bietet für mehr als tausend Gäste Raum, hat außer einer Menge großer Säle und Gesellschaftszimmer seine Lesezimmer, in denen Hunderte von Zeitungen gehalten werden, eine Kaufmannbörse, ein besonderes Telegraphen-Bureau, von wo direkt nach allen Stationen in den Vereinigten Staaten telegraphirt werden kann, seine eigene Gasbereitungs-Anstalt, eine eigene Feuerwehr, und statt der Treppen „vertikale Eisenbahnen," d. h. durch Dampf betriebene Plattformen, welche nach allen Etagen des hohen Gebäudes führen. Solche Hotels sind, beiläufig bemerkt, dort nicht blos als Gasthäuser für Reisende zu verstehen, sondern dienen zugleich als „boarding" — Häuser „für Familien, die keine eigene Hauswirthschaft führen mögen und in solchen Phalansteren ihre Heimath aufschlagen.

Zehn Millionen Thaler als Erbschaft werden Linz am Rheine und Umgegend anheimfallen. Vor etwa 80 Jahren wanderte ein Linzer Knabe, Severin Ollig mit Namen, beschuldigt, sich einige Trauben genommen zu haben, von dort aus. Damals ward dieses als ein großes Verbrechen bestraft und der Delinquent durch die Straßen der Stadt unter lautem Trommelschlag geführt. Der drohenden Strafe für kindliche Näscherei zu entgehen, nahm der Flüchtling in England Seedienste an, und wohlbekannt mit Compaß und Steuerruder, heirathete er später die Wittwe eines reichen Schiffers und gelangte zu einem Besitze von mehreren Seeschiffen und einem enormen Vermögen. Seiner Familie hat er mehrmals Nachricht gegeben. Derselbe ist kinderlos vor vielen Jahren gestorben, und Mangels Erben wurde die Hinterlassenschaft in Holland staatlich verwaltet. Durch Zinsen und

Zinseszinsen soll das Kapital die Höhe von 10 Millionen erreicht haben. Vor wenigen Tagen hat die Linzer Faxilie Vollmacht zur Regulirung der Nachlassenschaft ertheilt und erwartet die Auszahlung aus den Händen der preußischen Staatsbehörde. Man rechnet, daß etwa 50 Personen an der Erbschaft Theil nehmen. — So erzählt der „Linzer Anzeiger". Wie viel an dieser Erbschaftsgeschichte ist, muß die Zeit lehren.

Mode. Die neueste Mode in der Pariser Damenwelt dürften bald die ungarischen Hüte bilden. Die Kaiserin Eugenie hat nämlich den Anfang gemacht und bei dem Pesther Huthändler Bauer einen Reithut bestellt. Derselbe gleicht in der Ferne den runden „Kanászkalap", die Krempe ist mit Seide eingesäumt und das schwarze Seidenband endet in eine goldene Quaste. Außerdem ist der Hut der Kaiserin mit einer schwarzen Feder geschmückt.

Das Berliner Polizeipräsidium veröffentlicht auf Grund des bereits 1850 erlassenen Verbots der Anwendung von grünen Farben, die mittelst Arsenik hergestellt sind, und schädlicher Weise bei Tapeten, Rouleaux und andern Zimmergegenständen benutzt werden, eine neue wohlgemeinte Warnung vor diesen Farben, deren Wirkung auf Menschen sich in gestörter Verdauung, Athembeklemmung, Husten, umherziehenden Schmerzen, Muskelschwäche, Gliederzittern und Lähmung, Ausfallen der Haare, Hautgeschwüren, Abmagerung und Zehrfieber bis zum Tode äußert. Die an Wänden befindlichen Arsenikfarben lassen sich nicht durch trockenes Abreiben, sondern nur durch Abwaschen mit Salzwasser ohne Nachtheil für die Gesundheit Dessen entfernen, der das Geschäft übernimmt, die Wände davon zu befreien.

Als ein Kuriosum verdient erwähnt zu werden, daß gegenwärtig in Ulm ein Tyroler, Namens Joseph Zeni, musikalische Unterhaltungen gibt, indem er mit großem Geschick zwei Instrumente zugleich spielt. Mit der Linken hält er eine Art Flöte, der er die Melodie entlockt, während er mit der rechten Hand auf einer mit zwei Seitensystemen bespannten und durch das Pedal dirigirten, vor sich liegenden Guitarre sich begleitet.

Dem Munde eines österreichischen Militärarztes erzählt die „Bohemia" folgende Anekdote nach. Ein im Sterben liegender Verwundeter äußerte den Wunsch, seinen in einer entfernten Vorstadt wohnenden Bruder noch einmal zu sehen. Der Herbeigeholte kam möglichst schnell an das Krankenlager seines sterbenden Bruders, welcher mit schwacher Stimme sagte: „Franz, wie wirds Jenseits seyn?" Mit Thränen im Auge antwortete der Befragte: „Das, lieber Bruder, kann ich Dir wirklich nicht sagen, weil ich nicht von daher komme, ich komme gerade von Hause."

(Militärische Blumensprache.) Unteroffizier (zu einem Rekruten): „Schau, Kerl, Du bist so strohdumm, daß wenn'st für Deine Dummheit Steuer zahlen müßtest, Du gar nimmer aus'm Rentamt 'nauskäm'st!"

Gemeinnütziges.

(Ein Mittel, um Sättel oder ungefärbtes Riemenzeug zu reinigen.) Man nehme das Weiße von drei Eiern, lasse es bis zur Dicke des Gummi eindämpfen und lasse es dann in einem starken Branntwein auflösen, worauf man es mit Wasser verdünnt und in einer Flasche zum Gebrauche aufhebt. Die Flüssigkeit nimmt die Klebrigkeit und das Fett vom Leder und gibt ihm einen schönen Glanz, wie die „American scientific" behauptet.

Charade.

(Zweisilbig.)

Im Kommen und im Gehen macht dir die Erste Schmerzen,
Sie macht dich schön, und sie entstellet dich.
Die Zweite fühlest du, auch oft in deinem Herzen,
Wenn deines Glückes Stern in Nacht und Graus verblich.
Das Ganze kann dir nur die erste Silbe geben,
Du fürchtest es mit Recht, oft kann kein Arzt es heben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 131. Dienstag, 1. November **1859.**

Zwei Frauen.

(Fortsetzung.)

„Wie, Herr Savigny, Sie sprechen von einer Verheirathung? Aber sehen Sie mich doch an! Ich bin nicht mehr die Frau, welche man sonst schön nannte. Die schöne Farbe, die Frische meines Gesichtes ist, wie Sie sehen, verschwunden, wie der bunte Staub von den Flügeln eines Schmetterlings."

„Ah, Madame, ich halte nicht viel von den Frauen, welchen dieser Staub Alles ist. Man kann glücklich seyn mit einem Weibe, welches nicht mehr den Puder von Rosen und Karmin auf den Wangen trägt. Ich habe eine lange Zeit solche Wesen liebenswürdig gefunden; Sie kannten meine Passion, Sie wußten, daß ich einst eine gemalte Puppe in meinen Armen hielt wie ein Nürnberger Spielwerk. Jetzt erfaßt mich ein tiefer Widerwille beim Anblick solcher Spielwerke, weil sie nicht die drei Eigenschaften haben, welche allein wahre Liebe verdienen: Tugend, Treue und Geist. Ich verschmähe das leichte Vergnügen und suche das Glück. Ich will nicht allein eine Frau, ich will auch eine Seele, und ich wiederhole Ihnen, Madame, daß ich Sie liebe, wie nur ein Mann je zu lieben vermag."

Ludwig sprach wahr; er suchte nicht mehr nach der blos materiellen Schönheit, er suchte die Schönheit der Moral und der geistigen Bildung.

„Es gibt doch noch einige noble Herzen in der Welt!" rief Raimonde; „aber noch einmal, mein Herr, bemerken Sie nicht, daß ich mich bedeutend verändert habe?"

„Sie betrügen sich selbst, Madame, Sie sind noch dieselbe Frau, wie damals, wo ich Sie sah in der Kirche und Gott dafür dankte, daß Sie mich gerettet hatten. Ich beobachtete Sie genau Sie traten aus der Kirche und schenkten einem armen Kinde ein Almosen und eine Thräne, mir aber gossen Sie neue Poesie des Lebens in die vertrocknende Seele. Nein, Madame, Sie haben sich nicht verändert."

Ludwig hatte bis hieher mit gesteigerter Bewegung gesprochen; das Herz sprach von seinen Lippen, daran war kein Zweifel, und Raimonden quollen Thränen der Rührung in die Augen. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß die Leidenschaft des Malers himmelweit von der des Grafen verschieden war, daß er Nichts mehr hatte von dem frivolen Geiste der vergangenen Tage; aber sie liebte den Grafen noch und die Liebe ist in einer zuversichtlichen Seele schwerer zu entwurzeln wie die hundertjährigen Riesenbäume des Waldes. Sie versprach Ludwig nichts als eine innige Freundschaft, und er zog sich mit tiefem Schmerze zurück.

„O Frauen, Frauen!" flüsterte er beim Scheiden aus ihrem Hotel; „wer den Geist des Widerspruchs ergründen könnte, der Euch beseelt. Ihr seyd Euch gleich geblieben seit der Zeit, wo Hermione den Pyrrhus anbetete, der sie verschmähte, und den Orestes verstieß, der sie liebte!"

Die Zeit verstrich und der Graf d'Estève sandte die Briefe nicht zurück.

„Er kehrt wieder; er liebt mich noch!" sagte sich Raimonde, von stiller Hoffnung beseelt.

Gegen Abend klopfte es leise an die Thüre des kleinen Salons; die Hand der Kammerfrau überbrachte ihr ein kleines Paket. Sie riß es heftig auf und einige Briefe fielen zu ihren Füßen. Er hatte mit ihr gebrochen. Die letzte Freundin, die Hoffnung, entfloh aus ihrem betrübten Herzen. Sie warf die Briefe in die Flammen des Kamins.

Digitized by Google

11.

Das Duell der Männer.

Nur einen von den Briefen bewahrte sie vor der Zerstörung, denn dieser Brief war nicht von ihrer Hand; nur der Leichtsinn jenes Eroberers der Salons hatte ihn unter Raimondens Briefe gemischt. Er war auf feines Seidenpapier geschrieben und lautete wie folgt:

„Mein Freund! Erscheinen Sie morgen Abend in unserer Loge im Theater des Italiens; es ist mein Mann, welcher Sie einladet, verstehen Sie? Befürchten Sie keinen Verdacht; sein Vertrauen ist groß und wir sind doch strafbar. Aber ich liebe Sie, und diese Liebe ist größer wie meine Pflichten und mein Wille. Verbrennen Sie meinen Brief und bewahren Sie mein Andenken.

Emmeline Desparville."

Unglücklicher Weise hatte Graf d'Estève diesen Brief nicht verbrannt. In seiner Schublade wie in seinem Herzen hatte er beide, Raimonde und Emmeline, vermengt; so kam es, daß dieser Brief in Raimondens Hände gerieth. „Aber dies ist eine furchtbare Waffe!" rief die unglückliche Wittwe aus. „Emmeline ist eine Frau, welche das Unglück meines Lebens verschuldet hat; wenn der Graf wegbleibt, so ist es ihre Schuld. Sie hat sich wie eine Schlange in mein Paradies geschlichen. Diese Rachsucht, diese Verrätherei ist unverzeihlich. Ihren Mann, der sie anbetet, hat sie mit einer infamen Manier betrogen . . . Ah, sie glaubte gesiegt zu haben in unserm Zweikampfe, weil sie mich im Gesicht verwundet hat. Aber ich erhebe mich wieder zu einem Meisterstreiche; ich werde diesen Brief an ihren Mann absenden."

„Vorwärts!" rief sie hastig. „Eine gleiche Rachsucht belebt mich. Ich vernichte den heuchlerischen Ruf einer Frau, indem ich sie ihrem Manne denunzire . . . Aber dies ist zum Sterben und das Duell ist nicht mehr ein Kampf mit dem Degen, sondern mit Pistolen, mit der Absicht, nach Art der Meuchelmörder zu tödten. Ich habe das Feuer meiner Feindin ausgehalten, und jetzt ist es an mir, ihr den Tod zu geben. Die Waffe ist in meiner Hand!"

Sie ergriff den verrätherischen Brief und näherte sich dem Kamin. Aber in dem Augenblicke, wo sie denselben aus Edelmuth der Vernichtung übergeben wollte, fiel ihr Blick auf ein zurückgesetztes Porträt in ihrem Boudoir; dieses Porträt stellte sie selbst als Königin der Schönheit dar. Sie ward unruhig, der Zorn flammte in ihr auf. Ein Blick in den Spiegel zeigte ihr den Kontrast ihres Gesichts und des Porträts.

„Häßlich! Häßlich bin ich! Und diese Frau, welche durch ihre infernalische List mir eine Maske vor's Gesicht gestellt hat, sollte ungestraft bleiben? Nein, ich liebe diese eiserne Maske nicht; sie ist mir eine Tortur. Ich war schön, ich besaß das Paradies der Frauen: die Bewunderung Aller und die Liebe eines Einzigen, und Alles habe ich unwiederbringlich verloren. Aber das ist nicht mein größter Schmerz. Das ist's, daß diese Frau mir das höchste Glück meines Lebens, die Liebe des Grafen, gestohlen hat."

In diesem Momente des Zornes und der Verzweiflung verlor sie den schönen Vorzug edler Seelen: die Milde. Sie nahm den Brief Emmelinens mit konvulsivischem Zittern, und schrieb einige Zeilen darunter; dann kouvertirte sie ihn und rief die Kammerfrau.

„Bringe auf der Stelle diesen Brief an Herrn Desparville!"

Die Kammerfrau eilte hinweg.

„Ich bin kein Engel, ich bin nur ein Weib!" fuhr Raimonde in ihrem fieberhaften Selbstgespräche fort; aber nach kurzer Zeit ruhigeren Nachdenkens erhielt der Engel wieder die Oberhand; ihre Seele, groß und edel, machte ihr schwere Vorwürfe. Sie wollte ihr rachsüchtiges Werk wieder zurücknehmen und rief die Kammerfrau von neuem, welcher sie befahl, den Brief wieder zu hohlen. Desparville war beschäftigt; er befand sich in seinem Kabinett in Gesellschaft eines Spitzenhändlers und seines Kommis, um für seine Frau ein kostbares Geschenk auszuwählen. Emmeline hatte ihm erklärt, daß sie Volants von Alenconner Spitzen zu besitzen wünsche, und ihr edler Mann kaufte ihr davon zwanzig Meter à 300 Franken. Emmeline nahm die kostbaren Spitzen wie ein nothwendiges Opfer, aber ihr schlechtes Herz lachte vor Lust, wenn sie sich in diesem Putz dachte, ohne noch ihre Rivalin fürchten zu müssen. Als Raimondens Brief kam, warf Desparville ihn auf den Tisch und ließ sich in seinem Geschäft nicht stören.

„Lies doch für mich diesen Brief," sprach er im Vorübergehen zu seiner Frau, „während ich den Kaufmann bezahle."

Er ging in sein Bureau und Emmeline nahm den Brief nachlässig, behielt ihn aber, ohne seinen Inhalt zu ahnen, uneröffnet in der Hand und setzte ihre Unterhaltung mit dem Spitzenhändler über Modesachen fort. (Schluß folgt.)

Die Quellen der Jugend.

Mitgetheilt von A. R.

Lange bevor ein Europäer den Boden von Florida betreten hatte, war die Aufmerksamkeit der alten Welt durch die Gerüchte von seiner Schönheit und seinen Reichthümern auf dieses Land gelenkt worden. Eine Menge romantischer Mährchen von seinen Goldlagern, von seinen Strömen, welche Diamanten und Perlen mit sich führen sollten, von prachtvollen Städten und Palästen, einer aztekischen Zivilisation angehörend, wie die Welt noch keine gesehen, war darüber im Schwung. Alles aber wurde durch die Sage übertroffen, daß sich in diesem Lande wunderbare Quellen befänden, deren Wasser im Stande wären, den Fortschritt und Verfall des Alters aufzuhalten und neue Jugend, Kraft und Schönheit dem siechen und alternden Körper zurückzubringen. Ein einziges Bad in der Wunderquelle sollte die vollständige Verjüngung hervorzubringen vermögen.

Diese Nachrichten wirkten wie ein Zauber auf die Gemüther. Das beste Blut Spaniens, darunter viele Ritter, welche an der Eroberung von Peru theilgenommen, setzte sich in Bewegung, um das gelobte Land aufzusuchen. Kaum einer von ihnen sah seine sonnige Heimath wieder. Alle die geträumten Herrlichkeiten verschwanden vor der rauhen Wirklichkeit. Anstrengungen, Entbehrungen, und die Waffen der Wilden rieben die meisten von ihnen auf. Die wunderbaren Quellen vermochten die verlorenen Kräfte nicht wieder herzustellen, und das „Land der Blumen" hatte nichts als ein Grab für sie.

Die damals so berühmten Quellen gehören indeß keineswegs ins Reich der Fabel, wenn auch der Ruf von ihren Wunderkräften schon längst dahingeschwunden ist. Wahrscheinlich verdankten sie denselben der ungewöhnlichen Schönheit ihrer Umgebung und ihren wirklich seltenen Eigenschaften. Ein Amerikaner, der sie kürzlich besuchte, gibt davon folgende Schilderung. Die „Wahalla"-Quellen, — so haben sie die Indianer getauft — sind 16 Meilen südlich von Tallahassee gelegen. Sie bilden den Ursprung des Wakullaflusses, welcher nach einem südlichen Laufe von 20 Meilen sich mit den Gewässern des großen Golfstroms vereinigt. Die Quellen, welche einen Raum von mehreren hundert Quadratklaftern einnehmen, sind ganz mit einem dichten Wald von Eichen und Zypressen eingefaßt, von deren Aesten graues Moos in langen Fahnen herabhängt, wodurch die Umgebung ein feierliches, düsteres Ansehen erhält. Schon vom Ufer aus bemerkt man die außerordentliche Klarheit des Wassers und die blaue und grüne Färbung desselben, welche sich in einzelnen Streifen auf der Oberfläche abspiegelt.

Mittelst eines rohen Bootes und eines kräftigen Negers am Ruder war unsere Gesellschaft bald eingeschifft. Kein Lüftchen kräuselte den glatten Wasserspiegel. Der Länge nach ausgestreckt blickten wir in die klare Tiefe. Wie sich aus einer vorgenommenen Messung ergab, befand sich der Grund 280 Fuß unter uns, und dennoch konnten wir auch den kleinsten Gegenstand, der sich auf demselben befand, mit der größten Genauigkeit unterscheiden. Ein Stückchen Silber, das wir auswarfen, senkte sich in zierlichen Schwingungen auf den Grund und war dort in seiner ganzen Größe deutlich sichtbar. Auf dem weißen Sand waren mitunter tanzende Schatten bemerkbar; wo aber diese fehlten, war er mit den schönsten Farbentönen, untermischt mit Abspiegelungen von Gegenständen aller Art, geschmückt. Muscheln und Stücke von Glimmer schimmerten wie geschliffene Krystalle. An einigen Plätzen lagen ungeheure Baumstämme auf Betten von Moos gleich Riesen im Schlummer. Hin und wieder waren Felsen gleich Korallenriffen sichtbar, und dazwischen lagen in „gedankenvoller Stille" Abgründe, deren Tiefe noch kein Senkblei gemessen. Andere Plätze waren von Moosen und Wasserpflanzen gleich Farrnwäldern bedeckt. Ihre Zweige wogten hin und her, als wären sie von einem sanften Lüftchen gefächelt. In denselben schwammen ganze Schaaren von Fischen umher, deren häusliches Leben wir ohne Verletzung der Etikette beobachten konnten. Sie schienen sich nicht im Geringsten um uns zu bekümmern und bewegten sich lustig in ihren moosigen Wäldern. Eine kurze Strecke davon befand sich ein häßlicher Alligator, der uns aufmerksam anglotzte. Als wir ihm näher kamen, sank er allmälig in die Tiefe und entschwand unsern Blicken in einem Bette hoher Binsen.

Während wir an den Ufern hingingen, bemerkten wir die Gebeine eines Mastodon, welche nach unserer Schätzung 80 Fuß unter der Oberfläche des Wassers liegen mußten. Sie bestanden hauptsächlich aus Theilen des Kinnbackens, in welchem noch mehrere guterhaltene Zähne saßen. Vor mehreren Jahren hatte ein Herr aus der Umgegend sich mit Hilfe einer Hebmaschine, wie man

ſie auf dem Meere anwendet, eine bedeutende Quantität ſolcher Gebeine verſchafft. Sie ſind ſtark kalkhaltig und zerbröckeln leicht, wenn ſie der Luft ausgeſetzt werden.

Dieſe Quellen bieten den Naturforſchern und Männern der Wiſſenſchaft einen äußerſt reichen Stoff für intereſſante Beobachtungen aller Art. Jedem andern Beſucher aber werden ſie wegen des eigenthümlichen Zaubers, den ſie auf das Gemüth ausüben, ſtets unvergeßlich ſeyn.

Mannigfaltiges.

Ein junger, reicher Schlachtermeiſter verlobte ſich mit einem ſchönen, aber armen Dienſtmädchen. Die Familie der Braut ſchwamm in Seligkeit und Wonne, und dieſe ſelbſt war überaus glücklich. Der Hochzeitstag kam und Braut und Bräutigam fuhren, von der Geſellſchaft gefolgt, zur Kirche. Der Bräutigam ſprang flink aus dem Wagen und ſchickte ſich an, ſeiner Braut behilflich zu ſeyn. Dieſe, verwirrt und aufgeregt, trat ihm bei dem Ausſteigen auf den Fuß. „Ochſe!“ rief der Schlachtermeiſter in der Empfindlichkeit ſeines Schmerzes, und man begab ſich zur Kirche. Die Traurede begann und der Geiſtliche fragte den Bräutigam um ſein Jawort; er gab es froh und laut. Die Braut aber antwortete zitternd: „Nein!“ — Es entſtand ein wahrer Tumult in der Kirche; aber das Mädchen erzählte ruhig und feſt die Geſchichte mit dem Fußtritt, gab den Ring zurück und meinte: „Ein Mann, der mich an dem heutigen Tage ſo ſchimpfen kann, wird mich nach der Hochzeit noch ſchlimmer behandeln; ich will ihn nicht mehr, denn ich weiß vorher, daß er mich unglücklich machen wird!“ — Der Schlachtermeiſter weinte und flehte. Umſonſt, das Mädchen nahm wieder einen Dienſt an und behauptet dabei glücklich und zufrieden zu ſeyn.

Im verfloſſenen Sommer verunglückten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine große Anzahl von Menſchen am Sonnenſtich. Ein Amerikaner, der die liebenswürdigen Gewohnheiten ſeiner Landsleute kennt, rieth den Sonnenſtich in einer Flaſche aufzubewahren. Auf die vielen Anfragen, wie dies möglich, zeigte er in einem öffentlichen Blatte an, man möge den Kork ſeiner Whiskey- (Branntwein-) Flaſche recht feſt anbinden und ſo lange der Bindfaden halte, werde man nicht ſehr in Gefahr ſeyn, vom Sonnenſtich getroffen zu werden. Wenn man einen Menſchen zwiſchen zwei Feuer bringe, ſo ſey es kein Wunder, wenn er verbrenne; ſo auch wenn die feurige Sonne von außen brenne und das feurige Waſſer von innen.

(Mittel gegen die Crinoline.) In einer amerikaniſchen Stadt, wo die Crinoline bereits alle Raumverhältniſſe umgeſtoßen hatte, kam man auf den Einfall, die Delinquenten bei ihrer Aufſtellung mit einer Crinoline von fünf Ellen Weite zu bekleiden. Als der dritte Delinquent in dieſem Aufzuge auf dem Schaugerüſte erſchien, ward die letzte Crinoline dem Feuertodte übergeben, und die Raumverhältniſſe dieſer letzteren traten wieder in ihre alten Rechte. Das iſt das Syſtem, eine Mode durch möglichſte Verbreitung abzuſchaffen.

Aus dem Wupperthale wurde der neueſten Nummer der „Köln. Ztg.“ folgende eigenthümliche Todesanzeige eingeſandt und aufgenommen: „Allen Freunden und Bekannten des Bildhauers Gerike in Elberfeld hiemit die Nachricht, daß derſelbe am Mittwoch Mittag eingegangen iſt zur Ruhe der Kinder Gottes, nachdem er ſieben Jahre im Ofen des Elends auserwählt gemacht. Jetzt wird ihn ſein Erbarmen an die ewig-ſprudelnden Waſſerquellen leiten, wo kein Leid, wo keine Thränen ſind.“

Charade.

(Zweiſilbig.)

Mein Erſtes warnt vor Ironie,
Drückt Neugier aus, Erſtaunen und Verdacht;
Mein Zweites iſt bei reiner Sympathie
Die Freundſchaft und die Liebe nie.
Mein Ganzes ward in Noth gebracht
Durch eine große blut'ge Schlacht.

Auflöſung der Charade in № 130:
Zahnweh.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 132. Freitag, 4. November 1859.

Gedichte zur Schillerfeier.

Von Fr. Aulenbach.

I.

Nach einem Männerquartett von Fr. Abt.

Holder Tag, dem freudig
Glück und Heil entsprießt,
Sey mit frohen Liedern
Feierlich gegrüßt!
Ein geliebtes Leben,
Das auf Erden hier
Leuchtend einst gewandelt,
Feiern heute wir.

Wie gereifte Saaten,
Golden, früchteschwer,
Stehen lichte Thaten
Um dies Leben her,
Dem es in der Wiege
Schon sein Genius sang:
Daß die Welt einst horche
Seiner Leyer Klang.

II.

Nach einem Chor von Mozart.

Aus heit'ren Himmelshöhen schwebt hernieder
Der Dichtung Genius im Lichtgefieder,
Weckt wunderbar in gottgeweihter Stille
In tiefster Brust der Lieder Zauberfülle;
Und allwärts zieht, wie Sonnenschein,
Hell in die Herzen Freude ein.

Ihr Blüthen all und Früchte reichsten Lebens,
Ihr gold'nen Jahre heilig ernsten Strebens,
Den Sternen gleich an Licht und mildem Glanze,
Verschlingt euch neu zu Seines Ruhmes Kranze:
Der Mensch vergeht, doch seine That,
Hoch wächst sie auf zur Himmelssaat!

III.

Nach einer Hymne von Abbé Nagler.

So weit hinaus das deutsche Lied
Auf tönendem Gefieder schwebt,
Tönt Ehr' und Preis dem Dichtergeist,
Dessen Harfe mächtig, wie Sphärensang,
Durch die Schöpfung rauscht.

Die er zur Göttin sich erkor,
O Freiheit, heil'ger Himmelsgesang,
Von Gott in's Menschenherz gepflanzt,
Warm begeistert huldigste, maßgerecht,
Dir sein großes Herz!

Du leitetest zum Himmelsquell
Der Wahrheit und der Schönheit ihn,
Draus schöpft' er Kraft, daß in den Höh'n
Der Empfindung, welche sein Geist erflog,
Ihn kein Schwindel faßt'.

Du zeigtest ihm die Lichtgestalt
Der Dichtkunst früh; an ihrer Hand,
Der Erde Wucht mißachtend, goß
Er des Liedes siegenden Feuerstrom
Ueber Länder aus, —

Das bald das Herz in Wonn und Weh
Und Paradiesesträume wiegt;
Bald frisch, wie Himmelsthau, erquickt;
Bald hinbrausend, scharf und gewitterkühn,
Auf zu Thaten spornt.

Und sein Gesang wirkt leuchtend fort,
So lang die deutsche Sprache klingt,
Und der stete Lieblingstraum
Wird sein Name für die Begeisterung
Edler Herzen seyn.

Zwei Frauen.

(Schluß.)

Als das Geschäft geschlossen und Desparville mit seiner Frau allein war, bemerkte er, daß diese den Brief noch nicht erbrochen hatte; er nahm ihn zurück und löste gleichzeitig das Siegel. Kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, so fing er an zu zittern, las von neuem und rieb sich die Augen wie ein vom Blitze Geblendeter. Dann erblaßte er, wankte zurück und wendete den Brief um. Die Adresse lautete: „An den Grafen d'Estève".

„Er!" schrie er auf. „Mein Freund!"

„Was ist Dir?" fragte Emmeline.

„Lies diesen Brief!" rief Desparville mit bebender Stimme. „Aber lies doch und sage mir, ob ich wahnsinnig geworden bin!"

Emmeline sah den Brief an und stieß einen Schrei aus.

„Ich bin verloren!" sprach sie mit verhülltem Gesicht.

„Also ist es doch wahr?" rief Desparville erschüttert.

Raimonde hatte an den Fuß des Briefes geschrieben: „Sagen Sie Ihrer Frau, daß Das, was dieser Brief enthält, ihr ins Gesicht schlagen möge; es sey die Gegnerin, welche sie verwundete und welche sich wieder erhoben hat. Dies sey der letzte Stoß im Duell der Frauen."

„Diese Infame!" murmelte Emmeline.

„Warum infam?" versetzte Desparville, dessen Indignation furchtbar ausbrach. „Die Infame bist Du! Einen Mann betrügen, welcher das Weib beobachtet und beargwöhnt, ist eine Falschheit ohne Zweifel; aber einen Mann betrügen, welcher vertraute wie ich, das ist mehr als Das, das ist ein großes, ein abscheuliches Verbrechen. Und, ohne Zweifel, ich komme mir vor, wie ein gräßlich betrogener Mann. Man wird mich spitzbübisch belachen, denn die Vögel in den Salons sind wie große Kinder: sie müssen immer ein Spielmännchen haben, um sich zu amüsiren. Aber ich will diese lächerliche Rolle nicht spielen, so wahr mir Gott gnädig sey!"

Emmeline verhüllte ihr Haupt vor Schaam und Zerknirschung. Desparville warf sich auf ein Fauteuil und kämpfte einen furchtbaren Kampf.

„Mein Gott, mein Gott!" rief er; „es ist kaum glaublich und doch so wahr. Die Frau, welche man zum einzigen Schatz erwählt, ist nicht mehr wie eine elende Betrügerin, und ihr Name ist entehrt! Der Mann, welchen man Freund nannte, ist nur ein Dieb, welcher einem das Heiligste wie ein Feigling raubte. Warum hast Du das gethan, Emmeline! Du hast mich unglücklich gemacht, und ich war nicht mehr, als der Sklave Deiner Störrigkeit. Ich liebte Dich und Du hast mich betrogen! Der Friede unseres Hauses ist gewichen und noch viel mehr: der Friede meines Herzens."

Er ermannte sich, schritt rasch in sein Bureau und schrieb einige Zeilen. Emmeline blickte über seine Schultern und stieß einen Schrei aus.

„Eine Herausforderung!" rief sie mit herzzerreißender Stimme; „aber es ist unmöglich! Du hast Abscheu vor dem Duell."

„Ei ja," entgegnete Desparville schneidend, „ich gelte für einen feigen Menschen, nicht wahr, weil ich nicht gern den Degen zur Hand nahm, wenn Du Deiner Schmähsucht freien Lauf ließest! Aber es gibt Fälle, in welchen der Mann seine Gewohnheiten ablegen muß. Man verspottet den betrogenen Mann, welcher sich nicht Genugthuung zu verschaffen sucht; aber das Blut, welches fließt, gibt nichts zu lachen."

„Das Blut, welches fließt!" stieß Emmeline erschrocken hervor.

„Oh, fürchten Sie Nichts, Madame!" erwiederte er mit Ironie. „Ich bin kein Ignorant in der Kunst, Blut zu vergießen; jedes Mal, wenn Sie eine neue Schmähung oder Verleumdung ausstießen, habe ich eine Lektion in der Fechtkunst genommen; ich habe viele solcher Lektionen nehmen müssen, Madame, und bin im Verbrechen des privilegirten Mordes wie zu Hause."

Emmeline erschrack noch mehr, als sie den feigen Desparville in einen Raufbold verwandelt sah, und sie fürchtete für den Grafen, welchem sie noch in diesem Augenblicke eine verbrecherische Leidenschaft bewahrte.

Desparville sandte das Cartell an den Grafen ab und zog sich in sein Kabinet zurück.

Als Emmeline allein war, überließ sie sich allen Schreckniſſen, welche der Auftritt hervorgerufen. Sie verbarg sich nicht, daß das beabsichtigte Duell die blutige Assiche ihrer Entehrung seyn werde. Ihre Gedanken verwirrten sich und am andern Morgen blieb sie krank zum Sterben im Bett liegen. Das Fieber und Delirium hatte sie ergriffen.

An demselben Tage, um sieben Uhr früh, fuhren sechs Männer in zwei Wagen nach dem Wäldchen von Boulogne. Der Wald war frisch bethaut; ein leichter Morgenhauch strich durch die Zweige und die Vögel, die kleinen gemüthlichen Tenore und gelehrigen Barytons, welche niemals eine falsche

Note singen, hielten ihre erste Generalprobe zu der großen Oper: „Die Gottheit in der Natur.“

Die Duellanten waren an Ort und Stelle. Diesmal galt es nicht einem Duell der Frauen mit den Fächern à la Pompadour, sondern einem Kampf mit blanken Degen. Die zwei Gegner kreuzten ihre Blicke, dann kreuzten sie die Waffen. Die ersten Gänge waren lebhaft und kunstvoll. Der Graf versuchte Desparville einen listigen Stoß beizubringen, aber dieser parirte mit der Gewandtheit eines erprobten Fechters. Desparville stürzte auf den Grafen los und dirigte seinen Degen auf dessen Brust, aber dieser lenkte durch eine rechtzeitige Parade die drohende Waffe ab und der Stoß ging fehl. Endlich aber traf den Grafen ein furchtbarer Stoß, der, weil er ihn kurz abschlug, tief ging und in die Lende eindrang. Der Getroffene stürzte nach wenigen Augenblicken ohnmächtig zusammen.

12.

Resultate.

Sechs Monate nach dem blutigen Rencontre finden wir Desparville wieder im Boulogner Wäldchen, aber diesmal nicht in der Allee, wo die Zweikämpfe statt zu finden pflegen, sondern in einer schattigen Baumgruppe, um zu promeniren. Desparville geht einfach zu Fuß, an der Seite eines Freundes. Er ist traurig, blaß und hager. Sein Haar ist bereits am Ergrauen. An dem Hut trägt er einen Flor. Man sieht es ihm an, daß er einen großen Schmerz in seiner Seele birgt.

„Ah! Sieh doch die Dame dort,“ sagte sein Freund zu ihm; „ich erkenne sie am Gespann, an ihrem Wagen, an der Livree der Bedienten. Ich sehe sie jedesmal bei meinen Promenaden im Wäldchen; aber sie trägt stets das Antlitz verschleiert und gerade dadurch reizt sie die Aufmerksamkeit, denn Nichts ist pikanter, als das, was sich verhüllt. Sieh doch, in diesem Augenblicke lüftet sie ein wenig den Schleier!“

Desparville blickt scharf nach der Dame, welche in Begleitung eines Mannes vorüberfuhr.

„Sie ist's!“ ruft Desparville.

„Kennst Du die Dame?“

„Oh sehr gut,“ erwiederte der Gefragte gramvoll; „es ist die schöne Raimonde v. Verseuil.“

„Du sagst: die schöne Raimonde, aber es will mich bedünken, daß sie dieses Epitheton nicht verdient. Der junge Mann, der neben ihr sitzt, scheint ihr Anbeter zu seyn; er spricht mit ihr mit auffallender Galanterie. Man merkt, daß ihn die Sonne der Liebe bescheint.“

„Oder der Mond der Ehe,“ versetzte Desparville mit schmerzlichem Lächeln; „ich erkenne auch den jungen Mann, er ist seit acht Tagen mit der jungen Frau verheirathet und heißt Ludwig Savigny.“

„Es scheint, Du kennst ihre Verhältnisse genau, Desparville.“

„Es ist eine blutige Geschichte, lieber Freund,“ erwiederte Desparville zitternd. „Du kennst ja die Folgen meines blutigen Duells mit dem Grafen. Ein Duell zwischen jener Dame und meiner Verstorbenen ging diesem voraus.“

„Ah, ein Duell der Frauen? Ein Duell mit Degen oder Pistolen?“

„Nein, ein Duell der List, der Finesse, der Rachsuche und des Neides; eine Perfidie von Emmeline vernichtete das schöne Gesicht Raimondens, aber die Verwundete gebrauchte einen Brief als Waffe und dieser fatale Brief kostete meiner Frau das Leben. Die eine Frau kämpfte für die Ehre ihrer Familie und für ihr reines Herz, die andere für eine Infamie, für eine strafbare Leidenschaft. — Hu! Alles auf einmal!“

Desparville fährt sichtlich zusammen und wendet den wirren Blick zur Seite.

Ein noch junger Mann in sehr feiner Kleidung und mit düstrer Miene hinkt jenseits der Allee langsam vorüber. Es ist Graf d'Esteve, welcher in Folge der im Zweikampfe erhaltenen Wunde ein gelähmtes Bein erhalten hat und seitdem nie mehr einen Salon betritt, um Eroberungen zu machen. Er führt ein trauriges Leben, weil die Nichtigkeit seiner Seele ihn nicht über den Mangel äußerer Ritterlichkeit und die Schmach des um einer schlechten Leidenschaft willen Besiegten zu erheben vermag.

Raimonde führt mit Ludwig, der sie täglich mehr schätzen und lieben lernt, ein zwar zurückgezogenes, aber deßhalb nicht weniger glückliches Leben. Der gute, völlig vereinsamte Desparville ist zu beklagen.

Schiller als Confirmant.

In der Viahn'schen Buchhandlung in Berlin ist ein Brief des 12½jährigen Knaben Friedrich Schiller an seine Pathin genau nach dem Original in Facsimile (ganz ähnlich der Handschrift) gedruckt erschienen und in allen Buchhandlungen für 2 Sgr. zu haben. Der Text desselben lautet folgender Maßen:

A Madame, Madame la Capitanie Stoll, née Sommer à Louisbourg.

Wohlgebohrne Frau,

Insbesonders hoch zu Ehrenste theuriste Frau Pathin!

Da ich durch Gottes Gnade in Erkenntniß unserer selig machenden Religion nunmehro soweit gekommen, daß ich bis nächsten Sonntag Quasimodogeniti mein Glaubens Bekenntniß öffentlich ablegen — und den Bund meiner Tauffe aus eigenem Munde mit Gott bekräfftigen solle: so ist es meine Pflicht, Euer Wohlgebohren hievon die gehorsamste Anzeige zu machen, und Ihnen zugleich sowohl für die Liebe der ehmals gütig übernommenen Pathin-Stelle, als auch für alle mir seithero erwiesene Wohlthaten den verbindlichsten Dank abzustatten. Hören Sie nicht auf, Theuriste Frau Pathin! mir und denen Meinigen fernerhin Dero Gewogenheiten zu schenken, und besonders bitte ich Sie, mich bei der bevorstehenden Confirmations-Handlung in Ihr Gebet einzuschließen, daß mich Gott durch seine Gnade und guten Geist stärken wolle, damit ich diejenige Pflicht, die ich nun selbst übernehme, mit allem Fleiß erfüllen — und zum Wohlgefallen Gottes; meiner Eltern; Pathen und Anverwandten, im Guten je mehr und mehr zunehmen möge. Ich meines wenigen Orts werde niemals ermangeln, mich dahin zu bestreben, daß ich Euer Wohlgebohren fernern hohen Gewogenheit würdig werden möge, unterdessen aber will ich Gott bitten, daß er Ihnen alle Liebe und Freundschaft, die Sie mir und den meinigen so vielfältig erweisen, mit vollem Seegen belohnen wolle. Meine Eltern und Geschwistrigte empfehlen sich mit mir gehorsamst, und ich bin lebenslang in der vollkommensten VerEhrung

Euer Wohlgebohren
Unterthäniger Diener
Johann Christoph Friedrich Schiller.

Ludwigsburg, den 21. April: 1772.

Mannigfaltiges.

Eine junge Frau saß am Fenster und nähte; ihr kleines, fünfjähriges Töchterchen spielte mitten im Zimmer an einem mit Porzellansächelchen bedeckten Tischchen. Das Zimmer lag nach dem Hofe zu und man hörte keinen Laut außer dem Plaudern des Kindes. Plötzlich sprang das Kind auf und kletterte an das Fensterbrett: „Hörst Du, Mutter, eben rief es: Tonchen! gewiß war das mein lieber Papa, er will mich sehen!“ — Die Frau sah hinaus, es war aber Niemand auf dem Hofe, und sie erstaunte, denn sie hatte keinen Ruf gehört. — Das Kind spielte weiter, da sprang es wieder auf und behauptete abermals, man hätte: Tonchen! gerufen. Die Mutter hatte auch diesmal nichts gehört und kein Mensch war weit und breit zu sehen. Eben wollte das Kind zu seinem Tischchen zurückkehren, da fiel der Kronleuchter klirrend von der Decke nieder, zerschlug Tisch, Stühlchen und Porzellanspielzeug und die Glasverzierungen flogen weit umher. — Mutter und Tochter sahen entsetzt der Verwüstung zu. Erstere drückte ihr Kind sprachlos ans Herz, und dieses sagte ernsthaft: „Da hat mich gewiß ein Engel aus dem Himmel angerufen, liebe Mutter!“

Die letzte preußische Mobilmachung hat natürlich auch viele komische Scenen zu Tage gefördert. Als Trainsoldaten einmal zur Vereidigung kommandirt wurden, fragte Einer derselben: „Herr Assäter, mut ick dat Peerd ook metbringen?“ (Herr Assessor, muß ich das Pferd auch mitbringen?)

Die „Fr. Familienblätter“ bringen folgenden Scherz:

Nicht mehr wahr.

„Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar;“ —
Seit die Crinoline Sitte,
Ist der Satz doch nicht mehr wahr.

Charade.

(Dreisilbig.)

Die ersten Zwei werden nicht gerne gehört;
Denn Der, der sie ausspricht, zurück begehrt.
Die Dritte, aus Frankreich, (die Ersten dazu)
Verdränget allmälig das herzliche Du.
Das Ganze geben auf heimlichen Plätzchen
Bei traulichem Kosen sich Schatz und Schätzchen.
Auch bracht' es die mannhaften Worte an's Licht:
„Die Garde stirbt, doch ergibt sich nicht.“

Auflösung der zweisilbigen Charade in № 131:

Eylau.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 133. Sonntag, 6. November 1859.

Jung und Alt.

Nach dem Englischen von L. D.

„Grausame Eltern, warum die Heirath verbieten?“ ist eine Frage, die so lange gethan werden wird, als Unterschiede des Ranges und Standes bestehen, — so lange, als das Alter die Zeit der Ueberlegung, und die Jugend die Zeit der Liebe seyn wird. Was hat der Pulsschlag des Herzens mit dem Stammbaum des Adels oder dem Kassabuch des Bankiers zu thun? fragt die Jugend; und das Alter erwiedert darauf, daß von dem Pulsschlage des Herzens sprechen Unsinn sey, der nur für Novellen passe. Vielleicht haben beide Theile Recht.

In Frankreich bildete vor der Revolution der Adel eine für sich abgeschlossene Kaste, welche nicht das geringste Eindringen der sogenannten Kanaille duldete. Keine Tochter eines adeligen Hauses durfte sich beigehen lassen, einen Mann des unteren Standes zu heirathen. Galante Verhältnisse mit Personen der bürgerlichen Klassen waren gestattet, sie befleckten das Wappenschild der Familie nicht, sofern die Dame verheirathet war; aber einer Person aus der Kanaille die Hand geben, und einen plebejischen Namen in ein adeliges Haus bringen, war eine Sünde, die niemals Verzeihung fand. Die unglücklichen Mädchen! Tausende von ihnen wurden durch diesen falschen Stolz zum Kloster verurtheilt, oder auf den Pfad der Sünde und Schande geführt.

In der Nähe von Perpignan wohnte vor der Revolution der General de Valencay, ein Sprosse eines der edelsten Häuser von Navarra und von best.rem Blute, wie er selbst zu rühmen pflegte, als seine ehemaligen Nachbarn, die Familie der Bourbons. Hohe Geburt erzeugt oft sanfte Sitten; wenigstens sollte Dies immer der Fall seyn. Auch der General besaß sie. Er war ein zärtlicher Gatte, ein gütiger Vater, ein freundlicher Gutsherr und ein warmer Freund. Da er, wie die meisten französischen Edelleute, lange Zeit am Hofe gewesen war, hatte er jene unbeschreibliche Feinheit der Manieren, jene Tournure erlangt, welche, wie die Pariser sich brüsten, nur in ihren Zirkeln zu finden ist. Ohne Dies näher erörtern zu wollen, müssen wir zugestehen, daß die Gesellschaften des ancien regime Reize besaßen, die man jetzt nicht mehr kennt.

Seine Frau war schon seit mehreren Jahren todt und hatte ihm nur eine Tochter hinterlassen. Man konnte von ihr, wie von der Tochter Jephtha's, sagen, daß die „lieblich anzuschauen war“ und ihr Vater sie „über alle Maßen“ liebte. Auch verdiente sie diese Liebe, denn sie war in der That, was man das beau ideal der menschlichen Schöpfung nennt, — ein unschuldiges und tugendhaftes Gemüth in der jungfräulichen Hülle eines reizenden Mädchens. Sie hatte jedoch das Schicksal, welches tausend Andere ihres Geschlechts gehabt haben.

Der General hatte zufällig in dem Sohne eines seiner Untergebenen Anzeichen hervorragender Talente entdeckt und in seiner natürlichen Gutmüthigkeit beschlossen, den Knaben auf seine eigene Kosten erziehen zu lassen. Als Letzterer dem männlichen Alter nahe war, machte er ihn zu seinem Sekretär, eine Stellung, die fast eine Sinekur zu nennen war, da der General nur eine sehr schwache Korrespondenz führte. Der junge Mann war ungefähr fünf Jahre älter als Jarqueline, die Tochter seines Gönners. Dieser Altersunterschied gab Veranlassung, daß er gewissermaßen ihr Lehrer wurde. Unter seiner Leitung lernte sie die Schönheiten der italienischen Literatur kennen. Die vollendete Eleganz Petrarca's, die düstere Erhabenheit Dantes, die ritterliche

Schönheit Taſſo's und die durch ihren Fluß ſo bezaubernden Verſe Arioſto's hörte ſie von Louis Regnault vortragen und erklären. Stunden gemeinſamer Studien, wenn der Lehrer zwanzig, und die Schülerin fünfzehn Jahre alt iſt, verlieren häufig ihre urſprüngliche Beſtimmung und werden andern Zwecken gewidmet. Sie wurde bald ſeine Laura — mehr als Laura, denn ſeine Liebe beſchränkte ſich nicht auf Sonette, ſondern brach, obgleich nach langem Kampfe, mit aller Gluth des Südens über ſeine Lippen hervor und — wurde erhört. Was braucht man mehr zu ſagen. Es gab glühende Wangen, naſſe Augen und zitternde Hände; man trauerte und jammerte über Hinderniſſe, welche unüberwindlich ſchienen, und lieh dann wieder der glühendſten, glänzendſten Hoffnung das Ohr, welche flüſterte, daß kein Hinderniß unüberwindlich ſey. Mit einem Wort, er liebte ſie, und ſie ihn. War es möglich, daß in der Bruſt Eines von ihnen trübe Ahnungen aufſteigen konnten?

Das ſcharfe Auge des Generals hatte die keimende Neigung Beider bemerkt; aber er war zu verſtändig, um ihr mit Gewalt in den Weg zu treten, und beſchränkte ſich darauf, die Liebenden nur ſo viel als möglich von einander entfernt zu halten, ohne die gemachte Wahrnehmung im Geringſten zu verrathen. Er hatte ſchnell ſeinen Plan entworfen, in Folge deſſen im Laufe der nächſten vierzehn Tage das Schloß Valencay die Ehre eines Beſuches vom Herrn Marquis de Vairiviere empfing.

Wie faſt alle Marquis jener Zeit war Vairiviere ein gutmüthiger, heiterer, tapferer, ziemlich ausſchweifender und über alle Maßen eitler Menſch. Obgleich erſt achtundzwanzig Jahre alt, war er ſchon einer der erſten Modehelden in Paris. Sein Wort oder Beiſpiel beſtimmte genau das Maß des Winkels bei der Verbeugung, die Art der Schleife am geſtickten Halstuch und dergleichen mehr, und eben ſo mächtig war ſein Wort in der Literatur; denn Kritik und Narrheit waren damals geſchworene Brüder. Ein neues epiſches Gedicht und eine neue Degenquaſte wurden in derſelben Sitzung beſprochen und beurtheilt, und das Herz des ſcheuen Philoſophen fürchtete ihn eben ſo ſehr, wie das der Primadonna in der Oper.

Sein Vater war einer der älteſten Freunde des Generals geweſen; ſie hatten mehrere Feldzüge zuſammen gemacht, und de Valencay hatte dieſe Zuneigung auf den Sohn übertragen. Schon vor langer Zeit war es zwiſchen den Vätern verabredet worden, daß ihre Kinder dereinſt mit einander verbunden werden ſollten, und der Marquis hatte es deßhalb immer als eine abgemachte Sache betrachtet. Er hatte die junge Dame zwar nie geſehen, allein Dies galt ihm für unweſentlich, da er der Meinung war, daß alle junge Damen ſich gleich ſeyen, und daß er, da er doch einmal heirathen müſſe, eben ſo wohl dieſe als jene nehmen könne. Was Liebe betraf ꝛc., ſo lachte er nur darüber.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber Gasbeleuchtung und deren Einführung in Zweibrücken.

I.

Es iſt gegründete Hoffnung vorhanden, daß vielleicht ſchon in kürzeſter Zeit die dahier noch übliche Beleuchtung der Straßen, Wirthslokale, Kaufläden ꝛc. mittelſt Camphin, Oel oder Kerzen durch eine andere Beleuchtungsart, durch die **Gasbeleuchtung**, wird erſetzt werden. Viele der hieſigen Einwohner, die auf Geſchäfts- oder Vergnügungsreiſen größere Städte berührten, kennen dieſe Beleuchtungsart aus eigener Anſchauung, und ſie werden ſicherlich ein günſtiges Urtheil über dieſelbe abgeben; gar Viele mögen aber davon noch keinen rechten Begriff haben und dem fremden Eindringling Blicke des Mißtrauens zuwerfen. Ihnen ſoll durch die nachfolgenden Zeilen Gelegenheit geboten werden, die fragliche Beleuchtungsart wenigſtens durch die Beſchreibung kennen zu lernen, damit ſie deren Zweckmäßigkeit einſehen und ihre Einführung dahier durch recht zahlreiche Theilnahme ermöglichen. Wenn man dahier die Beleuchtung mit Gas einzuführen gedenkt, ſo will man den Bewohnern durchaus nichts abſolut Neues und in ſeinem Werthe Unerprobtes aufdrängen, ſondern man iſt ſich des Nutzens dieſer Einrichtung bewußt und will dem Alles überwindenden Zeitgeiſt nicht nachhinken. Daß die Gasbeleuchtung nicht etwa nur eine Erfindung in der Studirſtube und für dieſelbe ſey, ſondern daß ſie wirklich vortheilhaft, praktiſch iſt, dafür ſpricht ſchon der Umſtand, daß in den meiſten Fabriken, wo man doch ſicherlich zu rechnen verſteht, die koſtſpieligere Oelbeleuchtung abgeſchafft und die Gasbeleuchtung eingerichtet wurde (und man kann ein Beiſpiel in nächſter Nähe finden); dafür ſpricht aber auch die rei-

fend ſchnelle Verbreitung derſelben, was aus einigen Hinweiſen auf ihre Geſchichte hervorgehen wird.

Murdoch, ein Engländer, war der Erſte, der im Jahre 1792 ſein Haus mit der Gasflamme beleuchtete; ihm folgten bald einige Fabriken. Dieſes Licht auch für Straßen- und Privatbeleuchtung anzuwenden, wagte man lange nicht, bangend vor den damit verbundenen, freilich nur eingebildeten Gefahren. Erſt im Jahre 1812 gelang es einem deutſchen Hofrath Namens Winzer (der unpatriotiſch genug ſeinen Namen engliſirte und ſich Winſor taufte), durch unermüdete Anpreiſung des neuen Lichtes und durch Hinweis auf den enormen Gewinn, in London eine Gas-Compagnie zu gründen, und, nachdem er 1816 die durch König Georg III. ſanktionirte Bill erhalten hatte, daſelbſt das Weſtminſter-Viertel mit Gas zu beleuchten. Im darauffolgenden Jahre brachte er es dahin, auch in Paris feſten Fuß zu faſſen und mit Gaslicht den Palaſt Luxembourg zu erhellen. Wohl hatte ſchon vor ihm im Jahre 1796 der Franzoſe Le Bon die Idee, mit Holzgas zu beleuchten, angeregt und die einſchlägigen Verſuche gemacht; aber er fand keine Unterſtützung und endete nach Aufopferung ſeines Vermögens durch Selbſtmord. Bevor in den Straßen Londons das erſte Gaslicht brannte, war durch den Nordamerikaner Henfrey ſchon Baltimore mit Gas beleuchtet. In Deutſchland bürgerte ſich dieſe Beleuchtungsart erſt im Jahre 1826 ein; Berlin war die erſte unter den deutſchen Städten, die das neue Licht leuchten ließ, und bald erfreute auch andere Lichtfreunde deſſen heller Schein, und es entſtanden in kurzer Zeit Gaseinrichtungen in Dresden, Leipzig ꝛc. und gegenwärtig beſteht faſt keine größere Stadt mehr, die dieſer Annehmlichkeit entbehren müßte; auch in der Pfalz iſt Gasbeleuchtung keine fremde Erſcheinung mehr, wie uns Ludwigshafen und Kaiſerslautern beweiſen. Sollte alſo Zweibrücken zurückbleiben?

II.

Streng genommen iſt unſere dermalige Beleuchtung auch eine Gasbeleuchtung; denn mögen wir feſte Stoffe verbrennen, wie Stearin- oder Talgkerzen, mögen wir uns des Oels oder Camphins bedienen: der Flammenkegel iſt brennendes Gas und in ihm ſchwimmen außerordentlich kleine Kohlenpartikelchen, Kohlenſtoff genannt, die in Folge der Verbrennungswärme zum Erglühen gebracht worden ſind und das Leuchten der Flamme verurſachen. Man fahre nur mit einer kalten, blanken Meſſerklinge durch die Flamme und alsbald wird ſich in Folge der Wärmeentziehung der feine Kohlenſtoff als ſchwarzer Beſchlag anſetzen, der außerdem am Saume des Flammenkegels bei gehörigem Luftzutritt zu Kohlenſäure (eine Luftart, die auch beim Gähren entſteht und tödlich iſt) verbrennt; bei ungenügendem Luftzutritte dagegen, oder wenn das Gas zu reich an Kohlenſtoff iſt, unverbrannt ſich verflüchtigt und dann das Rußen der Flammen veranlaßt. Der Docht führt unabläſſig den flüſſigen Brennſtoff in die Flamme, woſelbſt durch die größere Hitze der nun flüſſige Talg, oder das Oel luftförmig gemacht, in Leuchtgas,*) wie man es ſeiner Eigenſchaft wegen benennt, verwandelt wird. Hier geſchieht alſo Vergaſung des feſten und flüſſigen Stoffes, Leitung durch den Docht und Verbrennen des gebildeten Gaſes Alles in unmittelbarer Folge und iſt auf eine Stelle zuſammengedrängt. Anders verhält ſich's mit der Gasbeleuchtung im engeren Sinne.

(Fortſetzung folgt.)

Landwirthſchaftliches.

(Großer Werth eines läſtigen Unkrauts.) Im Jahre 1811 hat Lervi in einer Denkſchrift nachgewieſen, daß die Quecke (Triticum repens) ein Viertel ihres Gewichts Sirup liefere und aus einer Pinte dieſes Sirups eine Pinte Branntwein von 21 Grad gewonnen werden könne, daß 100 Pfund Quecken 10 Pinten Branntwein zu 21 Grad geben, d. h. doppelt ſo viel Spiritus als 100 Pfund Rüben. Der von Lervi bereitete Queckenbranntwein iſt beſſer als der gewöhnliche Kornbranntwein, hat Aehnlichkeit mit Kirſchwaſſer und gibt, mit Sirup gemiſcht und gewürzt, einen vortrefflichen Liqueur. Das Queckenmehl in Miſchung mit Milch gibt einen ſehr guten Brei und mit Weizenmehl ver-

*) Man wird hier, als dem Zwecke zu ferne liegend, keine nähere Analyſe des Leuchtgaſes erwarten; denn was würde mit Bezeichnungen wie: leichtes Kohlenwaſſerſtoffgas oder Sumpfgas und ſchweres oder ölbildendes Gas ꝛc gedient ſeyn? Das Leuchtgas iſt eben ein Gemiſch von einigen brennbaren Luftarten, die in beſtimmten Gewichtsverhältniſſen aus Kohlenſtoff und Waſſerſtoff zuſammengeſetzt ſind.

mischt ein sehr gutes, für sich allein aber immer noch genießbares Brod. In der Quecke ist also Sirup, Zucker, Branntwein, Liqueur, Mehl und Brod zu finden. Die Lervi'sche Entdeckung war vielleicht in Folge der damaligen unruhigen Zeitläufte der Vergessenheit verfallen, bis man vor Kurzem wieder daran erinnert wurde, als ein Apotheker Hofmann zu Paris der Société d'encouragement eine Schrift über Bereitung von Alkohol aus Quecken überreichte. Noch früher als Lervi verwendete Neuenbahn in seiner Brennerei zu Nordhausen die Quecke und theilte 1798 deren Eigenschaften in seinem Werke „das Ganze der Branntweinbrennerei" mit. Sollten abermals 60 Jahre vergehen, ohne daß man auf die Bedeutung der Quecke achtet? Abgesehen von dem erheblichen Gewinne, den, wie gezeigt, die Quecke liefert, ist ihre Verwerthung jedenfalls das wirksamste Mittel, dies übrigens lästige, stark wuchernde Unkraut auszurotten. Die deutsche Gewerbezeitung fordert, da nicht in jedem Dorfe eine Brennerei ist, auf zur Organisirung der Queckenbrennerei; sie fordert intelligente Brennereibesitzer auf, sich durch eigene Versuche vom Werthe der Quecken zu überzeugen, und demgemäß die lufttrockenen Quecken anzukaufen; mit Sammeln würde sich mancher Arme ernähren können. Das Sammeln könnte auf alle Arten von wildwachsenden, nicht giftigen Beeren ausgedehnt werden, da sie sämmtlich bessern Branntwein als die Kartoffeln geben. Möge diese kurze Mittheilung die Aufmerksamkeit der Landwirthe, oder noch besser der landwirthschaftlichen Vereine erregen.

Mannigfaltiges.

Am Tage vor der Einweihung der Kölner Brücke kaufte die ganze Stadt neue Handschuhe ein, und es hatte sich deßhalb in einem Laden der Hochstraße eine beträchtliche Anzahl von Personen eingefunden. Auch zwei junge Damen ließen sich verschiedene Exemplare vorlegen, fanden aber nichts, was ihnen zusagte. Als sie den Laden verlassen wollten, sprang der Inhaber desselben, ein junger Mann, mit Heftigkeit auf und sprach die geflügelten Worte: „Ehe Sie fortgehen, geben Sie die zwei Paar Handschuhe her, die Sie genommen haben! Vater, mach' die Thür' zu"! Der Vater that, wie ihm geheißen, die jungen Damen, Töchter einer allgemein geachteten Familie, waren auf das Peinlichste berührt. Der von bösem Verdacht erfüllte Handschuhfabrikant forschte nach und kam dann zur Einsicht, daß er sich gröblich geirrt hatte. Die Eltern der beiden Fräulein glaubten die schwere Kränkung nicht so hinnehmen zu sollen. Die von ihnen angestellte Klage wegen öffentlicher Verleumdung kam in der Freitagssitzung des Zucht-Polizeigerichts zur Verhandlung und endigte damit, daß der Beschuldigte für überführt erklärt und zu 50 Thlr. Geldbuße, eventuel zu einem Monat Gefängniß und in die Kosten verurtheilt wurde.

Die Frankfurter Droschkenkutscher werden ein originelles Stück zur Schillerfeier beitragen, nämlich eine hundert Jahre alte Kutsche, die ein betagtes Fräulein bereits 60 Jahre als Erbstück besitzt, während ihr Vater sie 40 Jahre vorher bauen ließ. Diese Kutsche wird besetzt durch Personen im Costüme der Zeit vor hundert Jahren und eben so wird die sie begleitende Cavalcade erscheinen. Hierauf soll eine 50 Jahre alte Kutsche folgen und sofort epochenweise bis zur neuesten Zeit. Das Haus, welches die Zimmerleute im Gebäcke bei dem Festzuge auf einem 6spännigen Wagen mit sich führen, ist eine getreue Nachbildung von Schillers Geburtshaus zu Marbach, und soll später zum Besten der Schillerstiftung versteigert werden, um als Gartenhaus zu dienen.

Räthsel.

Zwar führ' ich einen stolzen Titel,
Doch bin ich unbedeutend klein;
Zwar hab' ich einen Thron, allein
Dort schläft nur im zerrißnen Kittel
Der Bettler und der Wandrer ein;
Und doch soll ich ein Kronenträger seyn!

Auflösung der Charade in № 132:
Rendez-vous.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 134. Dienstag, 8. November 1859.

Jung und Alt.

(Fortsetzung.)

Der General lud ihn schriftlich ein, nach dem Schlosse Valencay zu kommen, da er ihm wichtige Mittheilungen zu machen habe. Er bat dabei um Entschuldigung, daß er ihn in solcher Jahreszeit von Paris weg in die barbarische Einsamkeit der Provinz ziehe, machte einige scherzhafte Anspielungen auf den Kummer, dem die Herzogin von D—, die Gräfin C—, Madame B— und 50 andere Tänzerinnen wegen seiner Abreise erliegen würden, und schloß endlich damit, daß aus Gründen, welche bei seiner Ankunft erläutert werden sollten, seine persönliche Anwesenheit im Schloß unerläßlich sey. Der Marquis ließ sogleich anspannen, reiste mit aller damals auf französischen Landstraßen möglichen Eile und traf in Perpignan noch mehrere Tage früher ein, als der General nur briefliche Nachricht von ihm über die zu bewirkende Abreise von Paris erwartet hatte.

Herr de Valencay theilte dem Marquis die Lage der Sache mit.

„Ich mochte es um keinen Preis Ihnen verheimlichen, lieber Marquis," sagte er. „Das Mädchen ist verschossen in den armen Menschen, und Sie mußten es durchaus erfahren. Sagen Sie mir, was denken Sie von der Sache? Wenn Sie Dies für einen genügenden Grund halten, um von dem Uebereinkommen zurückzutreten, so lasse ich Ihnen vollkommen freie Hand; denn eine Tochter aus dem Hause der Valencay soll keinem Mann aufgezwungen, und noch viel weniger in seine Familie heimlich eingeschmuggelt werden. Schlimmsten Falls soll sie in's Kloster gehen; ich schicke sie mit Vergnügen." —

Er hielt inne und seufzte. Die Worte „mit Vergnügen" waren auf seinen Lippen, aber nicht in seinem Herzen.

„Mein lieber General," sagte der Marquis, „Sie machen einen Berg aus dem unbedeutendsten Maulwurfhügel. Daß Mademoiselle Jacqueline in diesem einsamen Schloß romantische Ideen bekommen hat und sich vielleicht einbildet, in jenen Menschen verliebt zu seyn, ist wohl möglich; aber wenn sie erst meine Gemahlin ist, Frau Marquise de Valrivière, wird sie all' das dumme Zeug vergessen. Die Luft von Paris wird sehr schnell die Thorheiten der Provinz vertreiben. Ich habe kein Bedenken und bin bereit, meinen Theil des Uebereinkommens zu erfüllen. Stellen Sie mich gefälligst Ihrer Tochter vor. Ich habe großes Verlangen, meine petite épouse kennen zu lernen. Wenn sie, nachdem sie mich gesehen hat, noch an Ihren Sekretär denkt, so muß ihr Geschmack in der That barbarischer seyn, als ich vermöge meiner guten Meinung von Damen im Allgemeinen zu glauben geneigt bin."

Bei der einen Partei hatte der General also seinen Zweck erreicht. Valrivière wurde vorgestellt und gab seiner Braut eine lebhafte Schilderung von Paris. Alle Witzworte und Klatschereien der Salons wurden erwähnt, und alle Schönheiten, Männer von Geist, Philosophen, Köche, Schauspieler, Sänger, Maler, Schneider und marchandes de modes. — Alle wurden während des Mittagessens besprochen und beurtheilt. Der arme Louis Regnault war förmlich zerschmettert, und Jacqueline mindestens gebiendet von diesem Redeschwall. Beide wußten recht wohl, daß sie bestimmt war, Valrivière zu heirathen, und der unglückliche aus niederem Stande entsprossene Liebhaber, dem die Hoffnungslosigkeit seiner Wünsche jetzt zum ersten Male ganz klar wurde, war der Verzweiflung nahe. Sobald er das Zimmer verlassen konnte, floh er in das nahe

gelegene Gehölz, um dem Ausbruche seines Schmerzes freien Lauf zu lassen. Der Abend war mild und schön, aber Louis fand darin keinen Trost. Nachdem er sich mit der Leidenschaft eigener Beredtsamkeit in Ergüssen des Kummers, der Wuth, der Erbitterung und Verzweiflung erschöpft hatte, sank er in einem der Betäubung ähnlichen Zustande zu Boden.

Aus diesem dumpfen Schlummer wurde er durch den Klang ihm wohlbekannter Stimmen erweckt. Der General und Valrivières machten einen Spaziergang, um den schönen Abend zu genießen. Der Marquis pries die Anmuth und Schönheit seiner zukünftigen Gemahlin und bemerkte, daß ein Winter in Paris sie zu einer vraiment distinguée machen werde. Dann scherzte er über die Anmaßungen seines bäuerischen Nebenbuhlers, der übrigens, wie er zugestand, ein ganz hübscher Mann sey.

„Das ist er," sagte der General mit einem Seufzer, „und überdies ein Mensch von gutem Herzen. Ich hoffe, er wird seine knabenhafte Leidenschaft vergessen. Sein gesunder Verstand wird ihm die Thorheit derselben zeigen, und sein redlicher Charakter wird ihn abhalten, Etwas zu thun, das einem Manne das Herz brechen würde, der stets sein Freund war und auch jetzt noch die Zuneigung eines Vaters für ihn hegt."

Sie entfernten sich, und Louis hörte Nichts weiter von der Unterhaltung; allein er hatte genug gehört. Der Umstand, daß der General wußte, was er und Jacqueline für ein tiefes Geheimniß hielten, hatte ihn erschreckt; aber der väterliche Ton, in dem seine Worte ausgedrückt waren, ergriff sein Herz mit eisigem Schmerz.

„Ich sein Herz brechen?" wiederholte er. „Mein — nein, lieber soll mein eigenes brechen! O Jacqueline — doch, wie wage ich es, sie noch so zu nennen! — Mademoiselle de Valencay, ich entsage Ihnen für immer. Verwünscht seyen diese Rangverhältnisse! — diese vernichtenden Unterschiede, unter deren Einfluß die einzigen Blumen welken müssen, welche die Oede dieses Lebens schmücken!"

Sein Entschluß war gefaßt; er wollte sie noch einmal — in geheimer Zusammenkunft sehen. Durch ihre Amme, die in das Geheimniß eingeweiht war, ließ er sie einladen, ihn im Garten an der Quelle zu treffen, welche Zeugin ihrer ersten Liebesergüsse gewesen war. Der Garten lag ziemlich entfernt vom Schlosse und war mit hohen Mauern umgeben, so daß von den Fenstern aus Niemand darin gesehen werden konnte, und überdies kam des Abends höchst selten Jemand von der Familie hinein. Aus diesem Grunde hielt er ihn für den sichersten und geeignetsten Ort. Jacqueline willigte nur nach schwerem Kampf ein; denn die Gesetze des Anstandes hielten sie zurück, aber die Stimme der Liebe war noch mächtiger.

Sie begegneten sich schweigend, und Louis Reynault's Thränen flossen in eben so reichlichem Maße, wie die der Geliebten. Endlich faßte er ihre nachgebende Hand mit dem eisigen Druck der seinigen.

„Jacqueline," sagte er, „lassen Sie mich noch einmal Sie so nennen. Meine Vermessenheit ist verdientermaßen bestraft worden. Sie erhob mich auf den Gipfel eines nie geahnten Glücks, um mich sodann in die tiefste Verzweiflung zu stürzen. Wir scheiden — in dieser Stunde und — für immer!"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Gasbeleuchtung und deren Einführung in Zweibrücken.

(Fortsetzung.)

Die Bereitung des Leuchtgases geschieht in eigends dazu eingerichteten Gebäuden; dasselbe kann lange vor dem Gebrauche dargestellt, in besondern Behältern in großer Menge aufbewahrt werden, und man verbrennt es in der Regel weit vom Orte seiner Entstehung. Zur Bereitung desselben dienen Fette, Oel, Harz, thierische Abfälle, Seifenwasser, wie es in den Streichgarnfabriken übrig bleibt, Holz, Torf, zumeist aber Steinkohlen, und man verfährt dabei folgendermaßen:

In Oefen, aus feuerfestem Thon erbaut, liegen gußeiserne oder thönerne Röhren (Retorten) von etwa 1 Fuß Durchmesser und 2 Meter Länge zu 2, 3 und mehreren neben und übereinander. Diese werden in glühenden Zustand versetzt, mit dem zur Gaserzeugung verwendeten Material (hier würden Steinkohlen oder vielleicht Torf das geeignetste Material seyn) zum Theil gefüllt und hierauf die Oeffnungen möglichst genau geschlossen, um den Zutritt der atmosphärischen Luft abzuhalten. Es beginnt nun ein Schmelzen der harzigen Stoffe in den Steinkohlen, dann die Gasbildung und weil der Sauerstoff der Luft ausgeschlossen ist, so bleibt eine an Kohlenstoff

Digitized by Google

reiche Masse, die Coaks, zurück, die aus der Retorte genommen werden und als vorzügliches Brennmaterial in Fabriken gesucht sind. Die durch die Destillation entwickelten Gase werden durch ein Röhrensystem (Condensator) weiter geführt und müssen sich mehrmals ihren Weg durch Wasser bahnen, damit sie abgekühlt und verdichtet werden, wodurch sich Wasser, Ammoniak und Theer, der sogenannte Steinkohlentheer, abscheiden, die in einer Grube oder in Kästen gesammelt werden. Auch dieser Theer ist ein gut zu verwerthendes Nebenprodukt der Gasbereitung. Die Chemie beutet ihn aus und stellt aus demselben färbende Stoffe dar (Kyanol, Pyrrol, Karbol-Säure); ferner das flüssige Benzin, das beste Kleiderreinigungsmittel, und um nur noch Eins hervorzuheben, eine dem Wallroth ähnliche Masse, das Paraffin, aus dem Kerzen zur Beleuchtung daraestellt werden; außerdem kann der Theer zum Anstreichen des Holzes und Eisens verwendet werden, um es vor den Wirkungen der feuchten Luft zu schützen, wenn auch gerade sein Geruch nicht besonders einladend ist. Bereits besteht in unserer Nähe eine Fabrik, die das besagte Produkt und noch andere, z. B. das Ammoniakwasser und den abgängigen Kalk für landwirthschaftliche und industrielle Zwecke recht gut zu benützen weiß.

Durch weitere Reinigungsapparate wird das Gas noch vom lästigen und gefährlichen Schwefelwasserstoff befreit, dessen Geruch zum Schrecken der Hausfrauen oft an den Thüren bemerkt wird; ferner durch Kalkhydrat von der Kohlensäure, die neben andern schädlichen Eigenschaften besonders die Lichtstärke vermindert.

Ist das Gas von diesen verunreinigenden Beimengungen befreit, so streicht es durch eine Gasuhr (Compteur), die mittelst Zeiger auf gewöhnlichen Uhrzifferblättern durch sinnreiche Vorrichtungen das hindurchgehende Gas in Cubikfußen andeutet, und gelangt dann in die sogenannten Gasometer, die richtiger Gasbehälter oder Gasreservoirs benannt würden, weil unter diesen mächtigen Glocken aus starken Eisenblechen das zur Beleuchtung dienende Gas über Wasser angesammelt wird. Nachdem es aus dem Gasometer in den Regulator übergegangen ist, wo der Druck, mit dem es ausströmen soll, durch Gewichte bestimmt wird, findet es seinen Weg endlich in die Hauptleitungsröhren zur Stadt und in immer feiner verzweigten Röhren in die Straßen und in unsere Wohnungen, wo es noch einmal eine Gasuhr passiren muß, um den Verbrauch controliren zu können, und wo es nach Oeffnung des Hahnens am Brenner in den verschieden gestalteten hellen Flammen verbrannt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Unglücksfall durch einen Nachfolger Blondins.) Der Courrier des Etats-Unis vom 1. Oct. theilt folgende Einzelheiten über einen Unglücksfall mit, der in Albion, im Staate New-York sich ereignet hat: „Ein Nachahmer des Akrobaten Blondin hatte in einer gewissen Höhe von einer Straße zur andern über den Canal, welcher Albion durchschneidet, ein Seil ausgespannt. Gegen 5 Uhr war der Akrobat mitten in seinen Kunststücken, als ein großer Lärm gehört wurde und einige 20 Personen, welche auf einer Gallerie Platz genommen hatten, plötzlich unter Trümmern von Planken und in einem Staubwirbel verschwanden. Nachdem man zahlreiche Verwundete unter den Trümmern hervorgezogen, bekümmerte sich die Menge nicht länger um den Unfall, und alle Blicke waren wieder auf den Akrobaten gerichtet, dessen Gewandtheit und Kraft das versammelte Publikum in das höchste Erstaunen versetzte. Plötzlich hörte man ein furchtbares Krachen und das eine Ende der Kettenbrücke verschwand unter dem Wasser, und mit ihm stürzten 400 Personen sammt mehreren Wagen und Pferden in den Canal. Einen Augenblick nachher brach das andere Ende der Brücke zusammen und begrub unter seinen Trümmern mehrere der in das Wasser gestürzten Opfer. Die Schauderscene, welche nun folgte, ist schwer zu beschreiben. Man stelle sich 400 Personen vor, welche plötzlich in acht Fuß tiefes Gewässer stürzen, untermischt mit einigen 20 Pferden und Karren; das Stöhnen der Verwundeten, der Hilferuf der Ertrinkenden und endlich die Verwirrung, welche an beiden Ufern des Canals herrschte, wo tausende von Menschen von allen Seiten herbeiliefen, um die Unglücklichen zu retten. Den rastlosesten Anstrengungen gelang es, alle diejenigen, welche in den Canal gestürzt waren, herauszuziehen und man konnte sich überzeugen, daß die Zahl der Todten, wenn gleich beträchtlich, doch nicht so groß war, wie man anfangs gefürchtet hat. Man zählt 17 Todte und 10 Schwerverwundete."

(Theatercostumes in früherer Zeit.) Als der zu seiner Zeit berühmte Componist Briegel im Jahre 1671 als Capellmeister in Darmstadt seine Oper: „Triumphirendes Siegesspiel der wahren Liebe" zur Aufführung brachte, wurde folgende Costumirung angeordnet: „1. Saturnus. Einen todtenfarbichten, hageren, leinenen Habit um den Leib. Einen gelben kurzen Schurtz. Auf dem Haupte graue Haare. Eine gelbe spitzige Haube. Eine Larve mit einer langen Nase. Ein grauer langer Bart. Gelbe Stieffeln. In der Hand eine Sense. 2. Cupido. Eine nackende fleischfarbichte Kleidung. Umb das Haupt eine blaue Binde, umb die Augen silberne Zindel. Einen Bogen, Köcher und Pfeile in einer blauen Schärpe. 3. Mars. Einen Cürras. Ein Casquet mit rother Plumage. Eine rothe Schärpe. Einen Säpel bloß in der Hand. Stieffel. Die Arme sind ganz bloß. 4. Venus. In einem fleischfarbigen Habit. Auf dem Kopfe eine güldene Crone. Die Haare auf den Rücken hangen mit silbernem Zindel eingebunden an der Seite des Hauptes. In der Hand hat sie ein brennendes Herz. Umb den Leib eine blaue Schärpe, darinnen der Köcher mit dem Pfeil vergüldet. 5. Bacchus. In einem nackenden Habit, dick aufgefüllt. Umb den Leib einen grünen Schurtz von Tannenbüschen. Einen Grantz auf dem Haupte. Einen güldnen Pokal in den Händen. 6. Zwo Nymphen in weißer Kleidung, grün ausstaffirt wie beim Bacche."

(Eine Rasenbank.) Als eine wirkliche Geschichte und nicht als Anekdote wird der „Wiener Ztg." mitgetheilt, daß vor Kurzem ein Schauspieler in der Provinz bei den Proben eines Schau- oder eigentlich Schauerspiels verlangte, daß eine Rasenbank auf die Bühne gebracht werde, obgleich die Dekoration einen Kerker vorzustellen hatte, weil er sonst die bezügliche Scene nicht gut spielen könne." — „Was fällt Ihnen denn ein," sagte der Regisseur, „wie käme denn eine grüne Rasenbank in einen Kerker hinein?" — „Es braucht auch nicht gerade eine grüne zu seyn," erwiederte der Schauspieler, „aber ich muß verzweifelt niedersitzen, rasch wieder aufspringen können, kurz ich brauche eine Rasenbank!" — „Ja wie meinen Sie denn das?" fragte der Regisseur, ganz verblüfft. — „Verstehen Sie mich denn nicht," schrie der Schauspieler ungeduldig „eine Rasenbank, eine Bank zum Rasen!"

Das Schiller-Comité in Frankfurt hat an den Senat die Bitte gestellt, daß am Schillertag die Börse geschlossen bleiben möge. Dieser Bitte wird ohne Zweifel gerne entsprochen, denn die großen Finanzmänner haben es von jeher geliebt, Dichtern gegenüber die Börse geschlossen zu halten.

Die freundschaftliche Uebereinkunft. Zwei Geschäfts-Compagnons geriethen einer Kleinigkeit wegen in einen Wortwechsel, der damit endigte, daß der eine seinem am Pult gegenübersitzenden Associé mit dem Lineal ein Auge ausschlägt. Folgenden Tages liest man in einem der dortigen Blätter nachstehende Annonce: „In Folge freundschaftlicher Uebereinkunft beehren wir uns die Anzeige zu machen, daß sich unser bisher gemeinschaftlich geführtes Geschäft von heute an aufgelöst hat ic."

Wenn bei dem Stamme der westindischen Babnies oder Dicklipper am Fraserflusse ein verheiratheter Mann stirbt, muß seine Frau selbst das Feuer schüren, auf welchem er verbrennt wird. Sobald dies geschehen, wird seine Asche in einem Schlauche der Wittwe auf den Rücken gebunden; während dreier Jahre wird dieser Schlauch nicht abgebunden, die Wittwe darf sich nicht waschen und kämmen. Hierauf wird der Schlauch an die Spitze eines Pfahls gebunden, die Wittwe mit Fischöl bestrichen und mit weißen Federn bestreut. Wenn sie in dieser Verfassung um die Asche ihres Mannes herumgetanzt hat, ist sie endlich „frei" und darf wieder heirathen.

„Während der Schlacht bei Solferino", so erzählte ein prahlerischer Zuave, „erhielt ich eine Kugel in den Arm; ich hatte Geistesgegenwart genug, sie wieder herauszuziehen, in meine Büchse zu laden und den Feind damit zu erschießen, der sie mir gesandt hatte." — „O, das ist gar nichts," versetzte ein Voltigeur; „ich zerbiß jede Kugel, die mich traf, in zwei Theile, und da mich zwanzig trafen, so habe ich damit vierzig Feinde erlegt."

Auflösung der zweisilbigen Charade in № 133:

Der Zaunkönig.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 135. Freitag, 11. November 1859.

Am Tage des Schillerfestes.

Glücklich der, dem heut die Erde
Lorbeer'n ew'gen Nachruhms bricht,
Dem erkannt in vollem Werthe
Ganz Europa Kränze flicht!
Weilt auch schon sein Geist entbunden
Vor des Höchsten hehrem Thron,
Hat er doch voraus empfunden
Seiner Thaten schönsten Lohn.

Denn er wußte, was das Leben
Dem Verdienste halb nur zollt,
Wird die Nachwelt freudig geben
In des Jubels lauter'm Gold.
Ja! der blasse Neid wird nimmer
Dem noch Lebenden gerecht,
Doch in vollem Ruhmesschimmer
Ehrt den Todten sein Geschlecht.

Schiller's Namen, Schiller's Worte
Klingen jetzt von Mund zu Mund,
Ihm steht jede deutsche Pforte
Offen auf dem Erdenrund.
Weckt sein edles Angedenken
Irgendwo ein theures Haus,
Schmückt's die Liebe mit Geschenken
Voll Begeist'rung sinnig aus.

Glücklich preise drum die Stätte,
Wo ihn Phöbus' erster Strahl
Mild verklärt im Wiegenbette,
In dem frohen Neckarthal;
Und den Fürst, der ihn beschützte,
Und die Stadt, die ihn umschloß,
Wo sein Feuergeist aufblitzte,
Wo er stilles Glück genoß.

Glücklich jede nied're Schwelle,
Die der hohe Gast betrat!
Glücklich jede Thatenquelle,
Die sein Mund besungen hat!
Ihr Gedächtniß wird verwehen
Nicht der schwere Sturm der Zeit.
Sollte das auch untergehen,
Dem ein Genius Dauer leiht?

Musensöhne deutscher Erde,
Solchem Führer ringet nach,
Den Apollo Lieder lehrte,
Süß wie Philomelens Schlag!
Er besaß gewiß die Musen,
Die dem Leben Zauber leihn;
Denn er trug im warmen Busen
Sie verklärt vom Morgenschein.

Könnte er, des Sanges Meister,
Doch aus lichten Sternenhöh'n
Auf den Jubel aller Geister,
Auf die Erde niedersehn!
Sehen, wie man jener Stunde,
Die ihn einst der Welt geschenkt,
Als der höchsten Freudenkunde
Festlich überall gedenkt!

Ja von einem Band umschlungen
Und von gleicher Gluth durchbebt,
Freuen sich von dem bezwungen,
Der auf Purpurwolken schwebt,
Alle bei dem Feierglanze;
Und ein jeder bringt beglückt
Eine Blüthe zu dem Kranze,
Der des Dichters Schläfe schmückt.

Zweibrücken.

Jung und Alt.

(Fortsetzung.)

Jacqueline weinte, aber kein Laut kam über ihre zitternden Lippen. Er fuhr fort:

„Daß ich Sie mit der ganzen Kraft der Leidenschaft liebe, brauche ich nicht zu versichern, aber ich fürchte, daß diese Empfindung von Ihnen erwiedert wird."

„Sie fürchten es, Louis?" versetzte sie; „wenn Das ein Grund zur Furcht seyn kann, so haben Sie Ursache zu zittern."

Ein schwaches Lächeln spielte bei diesen Worten um ihre schönen Lippen, aber ihre Stimme bebte vor innerer Bewegung, als sie hinzufügte: „Ich liebe Sie mehr als mein Leben!"

„Um so schwerer ist die Strafe für mich," entgegnete er. „Welch trauriges Loos ist es für mich, Denjenigen Elend bereiten zu müssen, für die ich willig sterben würde!"

In von Wehmuth und von Schluchzen unterbrochenen Worten theilte er ihr seinen Entschluß mit, das Land zu verlassen, wiederholte, was er aus dem Munde ihres Vaters in der Unterhaltung mit Vatrivière gehört hatte, bat sie, die unpassende Neigung zu ihrem niedrig geborenen Anbeter zu unterdrücken und zu vergessen, und schloß seufzend mit den Worten:

„Geben Sie Ihre Hand und, wenn Sie können, auch Ihr Herz dem Manne, auf den die Wahl Ihres Vaters gefallen ist."

Das bleiche Mädchen war keiner Antwort fähig; ihr Kopf ruhte an seiner Schulter, und ihre Thränen befeuchteten seine Brust. Die Stimme der kindlichen Pflicht kämpfte bei ihr gegen die unglückliche Leidenschaft; aber wenn er in sie gedrungen wäre, wer weiß, ob sie seinen Bitten, ihr Schicksal an das seinige zu knüpfen, hätte widerstehen können! Der Schall schwerer Fußtritte störte die Liebenden, und sie nahmen schmerzlich von einander Abschied. Ihre Lippen begegneten sich zum ersten Male, und Jacqueline, kaum wissend, was sie that, verschwand durch einen der Seitengänge des Gartns.

Die störenden Fußtritte waren die des Vaters, welcher bei seiner Rückkehr in das Haus bemerkt hatte, daß sowohl seine Tochter, als Ludwig Regnault abwesend war, und deßhalb kam, um sie zu suchen. Er fand Ludwig, und fragte ihn in etwas gereiztem Tone, was er noch so spät im Garten zu thun habe. Der junge Mann, welcher Jacquelinens Anwesenheit nicht verrathen wollte, bediente sich einer gewöhnlichen, wenig einleuchtenden Entschuldigung, wodurch der Zorn des Generals noch mehr stieg.

„Das ist unwahr," erwiederte er.

„Ich kann Niemanden erlauben, eine solche Sprache gegen mich zu führen," war Regnault's Erwiederung.

„Das müssen Sie sich gefallen lassen, wenn Sie eine Unwahrheit äußern. Antworten Sie mir jetzt deutlich und wahr, wenn Sie können, befand sich Mademoiselle de Valençay hier im Garten bei Ihnen?"

„Auf eine so bestimmte Frage kann ich nur erwiedern, daß sie allerdings hier war."

„Ah, ich sehe, ich habe eine Schlange in mein Haus genommen. Louis, ich hatte bisher eine gute Meinung von Ihnen, aber —"

„Wenn Ihnen die näheren Umstände bekannt wären," unterbrach ihn der junge Mann, „so würden Sie auch jetzt noch —"

„Was, wagen Sie mit mir zu streiten? Ist es so weit gekommen? Ein Roturier unterfängt sich, meine Tochter zu berücken und mich zu beleidigen!" rief er, indem er mit aufgehobenem Stocke nach Louis schlug, der jedoch seinen Arm auffing.

„General de Valençay," sagte Louis, „Sie haben mich bisher nie einer solchen Behandlung unterworfen. Ich will Ihnen nicht erlauben, mir eine Beleidigung zuzufügen, die Sie in ruhigeren Augenblicken bereuen würden. Die Erinnerung an die großen Wohlthaten, die Sie auf mich gehäuft, und an die glücklichen Träume, die mich in Ihrem Schlosse erfüllt haben, läßt mich bedauern, daß wir so von einander scheiden. Leben Sie wohl! Möge Gott Ihnen die Sünde vergeben, die Sie jetzt im Begriffe sind zu begehen, und möge er seine reichsten Segnungen auf sie ausgießen, die das Opfer Ihres Stolzes wird. Was mich betrifft, so werden Sie mir in einer späteren Zeit gewiß Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Mit diesen Worten verließ er eiligst den Garten und wandte seine Schritte der Stadt zu. Der General hustete, stampfte mit dem Fuße und pfiff, aber nach wenigen Augenblicken begann er zu fühlen, daß er nicht ganz Recht hatte.

„Es thut mir leid, daß wir so geschieden sind," sagte er. „Er war stets ein biederer Charakter, und ein Plebejer ist am Ende aus demselben Fleisch und Blut gemacht wie der große Monarch. Die Schuld war mein; warum ließ ich sie so viel beisammen seyn? Ich muß mit Jacquelinen sprechen. Das arme schwärmerische Mädchen! Aber

alle Mädchen ſind in ihrem Alter thöricht. Sie wird es mir dereinſt danken, daß ich ſie von Schande errettet habe."

Die Unzufriedenheit, welche er über ſeine Heftigkeit empfand, verurſachte eine Rückwirkung, und er kam deßhalb in viel milderer Stimmung zu ſeiner Tochter. Ohne ihrer heimlichen Zuſammenkunft mit Louis Erwähnung zu thun, begann er nur, ihr die Vortheile ihrer Verbindung mit Valrivière vorzuſtellen; und als ſie dieſen Vortrag in kummervollem und gereiztem Tone mit den Worten: „nur heut nicht, lieber Vater, — nur heut nicht!" unterbrach und ſich erröthend mit Kopfſchmerz entſchuldigen wollte, lächelte er nur und verließ das Gemach. Am nächſten Tage begann er jedoch ſeine Vorſtellungen von neuem, in ruhigem, väterlichem Tone. Er zeigte ihr, welche Schande eine Mißheirath über ſie und ihn bringen würde; verſicherte ihr, daß ſeine Verbindung mit ihrer Mutter auch nur eine Convenienzheirath geweſen ſey, die dennoch das Glück beider begründet habe; machte ſie auf den Rang, die hohe Geburt des Marquis und ſeine übrigen perſönlichen Vorzüge aufmerkſam, und ſchloß endlich mit dem kräftigſten und für ſie unwiderſtehlichſten Grunde, indem er an ihre kindliche Liebe und ihr Pflichtgefühl appellirte. Jocqueline zauderte und ergab ſich endlich; aber erklärte, daß, wenn der Marquis ſeinen förmlichen Antrag machen ſollte, ſie ihm die reine Wahrheit ſagen würde.

(Fortſetzung folgt.)

Literariſches

Schiller und ſeine Zeit. Von Johannes Scherr. Leipzig, Otto Wigand.

Unter den zur Säkularfeier von Schiller's Geburt erſchienenen Feſtgaben ſey namentlich auch das vorliegende Buch dem größeren gebildeten Publikum warm empfohlen. Um zu ſolcher Empfehlung das Unſrige beizutragen, bedienen wir uns der kritiſchen Stimme eines andern Blattes, und zwar des Dresdener Journals. Daſſelbe ſagt über das vorliegende Buch:

Der Standpunkt des Werkes iſt weniger der litterarhiſtoriſche als der kulturgeſchichtliche. Schiller's Lebensſchickſale, ſeine Perſönlichkeit, ſeine freundſchaftlichen Beziehungen, die literariſchen Zuſtände ſeiner Zeit ſind mit wahrheitsvollſtem Streben, mit wärmſter Hingabe an den Gegenſtand und mit Selbſtändigkeit der Forſchung und des Urtheils gezeichnet. Die Darſtellung iſt höchſt lebendig, ſcharf charakteriſirend, kräftigen Geiſtes, und poetiſch empfunden; gedrängt und klar in der Form, ohne ſich in Nebenſächliches zu verlieren, gibt ſie ein treues und ſtets feſſelndes Lebensbild des Dichters und ſeiner Zeit. Die Benutzung der Quellen iſt ſorgfältig und umfaſſend. Der Verfaſſer hält ſich fern von dem panegyriſchen Tone, deſſen Schiller nicht bedarf, und von jener abſchwächend vermittelnden Schilderung der Verhältniſſe, durch welche die Wahrheit verloren geht. Die Vermeidung eingehender kritiſcher Analyſen der Schiller'ſchen Dichtungen, an denen unſere Literatur keinen Mangel bietet, und die taktvolle Wahl briefiſcher Auszüge und Belege zeigt den ſichern Blick Scherr's für ſeine Aufgabe, ein biographiſches Kunſtwerk zu ſchaffen.

Es iſt vornehmlich die billige Volksausgabe des Werkes — das drei Abtheilungen bildet: Schiller's Lehrjahre, Wanderjahre, und Meiſterjahre, — die wir allgemeinſter Beachtung empfehlen; die Prachtausgabe iſt mit vielen Illuſtrationen geziert, von denen die Porträte faſt ſämmtlich wohlgelungen ſind. Dem Schluſſe des Werkes ſeyen folgende treffende Worte über den großen Dichter entnommen: „In Schiller's Werken iſt ewige Jugend, Mannheit, und Thaten zeugende Kraft. Nur die Schöpfungen von wenigen Auserwählten beſitzen dieſen nie veraltenden Zauber. Sie ſtehen am Eingange neuer Weltperioden und formuliren, vorſchauend, die höchſten Ziele derſelben auf Jahrhunderte und wieder Jahrhunderte hinaus. Dieſe ſeltenen Geiſter ſind die eigentlichen Helden der Menſchheit, weil ſie ihre Erzieher und Bildner ſind. So ein Heros iſt Friedrich Schiller. Zu ihm, der ſich mit beiſpielloſer Energie aus der Region des ungeſtümen Naturalismus zur Höhe der idealen Kunſtform emporgeſchwungen, hat vom Erſcheinen des „Wallenſtein" an die deutſche Jugend hinaufgeblickt als einem „Weſen höherer Art." Aber den ganzen Werth und Umfang dieſes Genius erkennt man erſt, wenn man als reiferer Mann wieder zu ihm zurückkehrt. Da erſt lernt man den Idealismus des Dichters, hinter dem „im wechſelloſen Scheine alles Gemeine" weit zurückgeblieben, ſo recht kennen, bewundern, lieben; da erſt gewinnen alle ſeine hohen Worte, die uns vertraut ſind wie ſüßeſte Jugenderinnerungen, ihre volle Bedeutung; da erſt ſtimmt man dankbaren Herzens in den Ausſpruch jenes Aeſthetikers ein, welcher geſagt hat, Schiller habe „die Erziehung des

Volkes zum Idealismus nicht nur vorgeschlagen, sondern durch seine Werke auch begonnen; er habe die Ideale der Nation geschaffen und den Volksgeist im Sinne der großen humanen Idee umgebildet." Und was ist das Grundmotiv dieser erstaunlichen, aus allen zeitweiligen Verdunklungen immer wieder siegreich aufleuchtenden Wirksamkeit? Kein anderes als die sittliche Begeisterung, welche in Schiller lebte, der unwandelbare Glaube an den „göttlichen Lichtgedanken", die Seele der Geschichte der Menschheit. In diesem hohen Sinne, im Sinne einer rastlosen Entwicklung seines Volkes und aller Völker zum Menschlich-Freien, Großen, Guten, Schönen, war Schiller Dichter, war er Seher und Prophet. Und so sey er immer und immer! Mit Stolz hat Goethe über das Grab des großen Freundes hinweg der Nation zugerufen: „Er war unser!" Möge sie nie aufhören, mit Liebe und Stolz zu fühlen und zu sprechen: — „Er ist unser!"

Mannigfaltiges.

In der Gemeinde Caudéran in Frankreich hat sich vor etwa acht Tagen ein furchtbares Ereigniß zugetragen. Mehrere junge Leute waren in der Wohnung eines Herrn N. versammelt, als sich eine Diskussion erhob über die Frage, wer von ihnen am besten schieße. (Es war für den nächsten Morgen eine Hasenjagd verabredet worden.) „Antonin," rief der junge X..., „ich wette 10 Fr., daß Du mich auf 10 Metres Entfernung nicht trifft." — „Ich halte die Wette; aber 10 Metres ist nicht genug; ich wette auf 30." — Unbegreiflich, wenn man erwägt, daß die Diskussion keineswegs leidenschaftlich geführt worden und daß keiner der jungen Leute betrunken war. Die lustige Schaar begab sich nach dem Cours de l'Impératrice. Dort wurde ein Gewehr geladen und die Entfernung mit einer Genauigkeit abgemessen, als handle es sich um ein Duell. Antonin nahm die Flinte, legte an, schoß und traf den unglücklichen X... mitten auf die Stirn. Der Getroffene stürzte lautlos nieder. Der Mörder und die Zeugen dieses tragischen Ereignisses trugen den Unglücklichen in eine Wohnung der Rue de Galles № 3 und holten mehrere Aerzte herbei; aber der Schuß war tödtlich und am folgenden Tage hauchte X... seinen letzten Athemzug aus. Antonin und die übrigen jungen Leute, welche dem Verbrechen zugesehen hatten, sind, wie die „Gironde" meldet, verhaftet.

Ein Engländer, Dr. Dauglish, hat eine Maschine erfunden, welche den Zweck hat, den Brodteig mit fixer Luft zu schwängern, wodurch die Hefe, welche stets ein fremdes Element im Brod bleibt, entbehrlich wird. Die fixe Luft wird dem Wasser mitgetheilt, womit der Teig angemacht wird. Das so bereitete Brod soll sehr leicht, schmackhaft, und gut verdaulich seyn. Der Erfinder hat ein Patent genommen, das von einer Gesellschaft ausgebeutet werden soll. Sollte diese Maschine nicht mit dem in Deutschland bekannten Liebig'schen Gaskrug, mit welchem kohlensaures Wasser bereitet wird, Aehnlichkeit haben?

Ein Augenzeuge der Feierlichkeiten, die jüngst in Breslau zu Ehren des russischen Kaisers Statt fanden, erzählt, daß bei der Parade eine weiße Taube, welche durch das Geräusch der Trommeln und den Glanz der Waffen geängstigt und verwirrt, umherflatterte, sich vor dem Kaiser Alexander niederließ. Das in zahlreicher Menge zuschauende Publikum bemerkte es und begrüßte den Zufall als ein gutes Zeichen, daß der russische Herrscher an der Seite unseres verehrten Prinz-Regenten den Frieden erhalten werde, mit lautem Jubel.

Ein Censor in Warschau strich in einem Handbuch der Chemie den lateinischen Namen der Blausäure: **Acidum borussicum** (preußische Säure), weil es sich nicht gezieme, ein Gift mit dem Namen eines Staates zu bezeichnen, der mit Rußland verschwägert sey. Das Geschichtchen ist wahr und ziemlich jung.

Ein Amerikaner, Hr. Goffe, hat eine neue Strickmaschine erfunden, die bei großer Wohlfeilheit, sie kostet nur 50 Dollars, außerordentlich rasch arbeitet, denn, wie die amerikanischen Blätter berichten, vollendet sie ein Paar Strümpfe in dreißig Minuten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 136. Sonntag, 13. November 1859.

Jung und Alt.

(Fortsetzung)

Nach Ablauf der genau berechneten etikettmäßigen Zeit machte der Marquis seinen förmlichen Antrag, und zwar mit so süßen Worten, daß er die schönsten Augen in ganz Paris damit gewonnen haben würde. Jacqueline hörte ihn kalt und ruhig an, erwiederte, daß sie sich durch seine Aufmerksamkeiten geehrt fühle, und daß Familienrücksichten sie bestimmten, seinen Antrag nicht abzulehnen, und fügte dann in sehr ernstem Tone hinzu:

„Aber ich würde nicht aufrichtig gegen Sie handeln, wenn ich Ihnen nicht sagte, daß ich Ihnen nur meine Hand, nicht mein Herz geben kann. Wenn Sie damit zufrieden sind, so bin ich die Ihrige."

„Geben Sie mir Ihre schöne Hand," rief er, diese ergreifend, „ich küsse Ihre Wachsfinger. Das Herz, wenn es ein solches gibt, wird schon nachfolgen. Aber, meine theuerste Braut, ich bitte Sie, lassen Sie nicht anders Leute solche Dinge hören, sonst würde ganz Paris über uns lachen. Wir leben jetzt, Gott sey Dank, im achtzehnten, und nicht mehr im dreizehnten Jahrhundert. Heutzutage spricht man nicht mehr von diesen kleinen Albernheiten. Kommen Sie, verderben Sie diese göttlichen Augen nicht durch unnütze Thränen. Ich will Ihnen einen Brief vorlesen, den ich eben von der Genlis bekommen habe. Sie theilt mir darin alte Klatschereien von Paris mit, alle galanten Affairen, die sich ereignet haben; aber Das ist nicht mehr als billig, denn Jedermann sagt von ihr dasselbe."

Die Hochzeit wurde im Schloß mit dem größten Pompe gefeiert. Die alten adeligen Familien der Umgegend wohnten derselben bei und machten wichtige und feierliche Gesichter, wie Landedelleute immer thun, was den Marquis so amüsirte, daß er schwur, er wolle bei seiner Rückkehr nach Paris eine Posse unter dem Titel schreiben: „Le Mariage du Chateau, ou Le Parisien entre les Ours." Er war heiter, höflich und aufmerksam gegen seine Gemahlin; sie dagegen ruhig und ergeben. Ein glänzender Ball beschloß natürlich den Abend.

Die jungen Damen von Navarra trösteten sich mit der Bemerkung, daß Jacqueline zwar sehr hübsch sey, aber außerordentlich traurig aussehe; und die älteren Damen, obgleich sie zugestehen mußten, daß der Marquis ein schöner Mann, reich und von altem Adel sey, flüsterten sich zu, daß man ihn überall als den ausschweifendsten Roue von Paris kenne, dem sie unter keiner Bedingung eine Tochter zur Frau gegeben haben würden.

Die hochzeitlichen Festlichkeiten währten vierzehn Tage, nach deren Ablauf der Marquis seine schöne Frau nach Paris führte. Hier stürzte er sich augenblicklich in die ausschweifendsten Vergnügungen, an denen er seine Frau so viel als möglich Antheil zu nehmen nöthigte, und lebte nach wie vor nur für die üppigen Zirkel seines Standes, der damals bereits ahnungslos am Rande des Abgrunds stand.

Und wo befand sich inzwischen Louis Regnault?

Nachdem er den General im Garten verlassen hatte, begab er sich in die Stadt Perpignan, und ohne auf die Richtung seiner Schritte zu achten, trat er in eine Schenke, in der sich gerade eine Anzahl Soldaten beim Trinkgelage befanden. Der Anführer derselben bemerkte Regnault's tiefsinnige Miene und nahm sich die militärische Freiheit, einen Scherz darüber zu machen.

„Ich will darauf wetten," sagte er, „daß irgend ein hübsches Dorfmädchen an diesen fin-

stern Blicken schuld ist. Folgt mir und denkt nicht weiter daran, mein Freund. Wie? ein schlanker, großer Kerl, wie Ihr, sich um ein paar schwarze Augen abhärmen, wenn die Lilien von Frankreich in der Nähe weben? Tretet bei uns ein, und ich gebe Euch mein Wort, daß Ihr an Stelle des einen Paares, das Euer Gesicht so finster gemacht hat, viele zwanzig zur beliebigen Verfügung haben sollt."

Regnault wollte Anfangs über den rohen Scherz ungehalten werden, aber plötzlich stieg der Gedanke, Dienste zu nehmen, in vollem Ernste in ihm auf. Er wurde dadurch schnell aus der Gegend entfernt, die so viele schmerzliche Erinnerungen für ihn hatte.

„Ich gehöre nicht zu ihrer verwünschten Noblesse," sagte er bei sich, „und habe deßhalb keine Aussicht, höher als bis zu einem untergeordneten Range zu steigen; aber es ist mir dadurch die Möglichkeit benommen, jemals wieder Jacquelinen zu begegnen. Wenn ich, wie es früher meine Absicht war, nach Paris ginge, um mir dort durch meine Feder eine dürftige Existenz zu schaffen, so müßte ich vielleicht die Last der Gönnerschaft des Herrn Marquis, — oder gar der Frau Marquise von Vairvière tragen. Lieber will ich gemeiner Soldat seyn, und wenn es Krieg gibt, so wird sich ja wohl die Gelegenheit finden, durch eine Kugel zu sterben."

Von diesen Betrachtungen bestimmt, schloß er sich den Soldaten an und war nach wenigen Minuten angeworben. Das Regiment, dem er einverleibt wurde, hatte, zu seiner großen Freude, Befehl erhalten, in zwei Tagen nordwärts zu marschiren. Während dieser Zeit blieb er im Hause, um nicht mehr gesehen zu werden. Am Abend vor dem Abmarsch jedoch schlich er sich noch einmal nach dem Schlosse, wo er die Amme fand, und gab ihr einen Brief mit dem Auftrage, denselben am nächsten Morgen der jungen Dame zu übergeben. Der Inhalt war kurz und lautete folgendermaßen:

„Ihr Vater ist grausam, — grausam gegen Sie und mich. Unrichtige Ideen, aus thörichtem Stolze entsprungen, lassen ihn zwei Herzen auseinander reißen, die für einander geschaffen waren. Möge der Himmel seinen Segen auf Sie, meine ewig Geliebte, die mir durch die Grausamkeit eines Vaters entrissen wird, ausgießen, und möge Ihr Vater niemals Ursache haben, seine Härte gegen uns zu bereuen!"

Wie dieses Schreiben gelesen, geküßt, mit Thränen befeuchtet und aufbewahrt wurde, ist nutzlos zu schildern. Jacqueline verließ an jenem Tage ihr Zimmer nicht, weil es ihr unmöglich war, die frivole Galanterie des Marquis anzuhören.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Gasbeleuchtung und deren Einführung in Zweibrücken.

(Fortsetzung und Schluß.)

III.

Im Anschlusse an das Vorausgegangene, wodurch man über das Wesen der Gasbeleuchtung aufzuklären suchte, wird sich nun die Frage aufwerfen lassen, ob deren Einführung in Zweibrücken für die Consumenten mit Vortheilen verknüpft, ob sie zweckmäßig und nothwendig ist. Wir wollen die Antwort aus dem, was sich gegen und für diese Beleuchtung vorbringen läßt, ableiten.

Die Gegner der Gasbeleuchtung machen geltend, sie sey mit Gefahren für die Person und das Eigenthum verbanden; es seyen in ersterer Beziehung z. B. schon Erstickungsfälle vorgekommen und zwar durch das Ausströmen nicht brennenden Gases, das allerdings nicht ohne Schaden eingrathmet werden kann. Dies kann jedoch nur Schlafenden begegnen, die unvorsichtig und nachlässig beim Ablöschen der Flamme den Hahn nicht drehten, und das fernere Ausströmen unmöglich machten. Ein Wachender ist daran noch nie erstickt; denn das Gas kündigt seine Anwesenheit in einem Raume durch den ihm eigenen penetranten Geruch deutlich genug an. Allenfallsige Unglücksfälle, der Nachlässigkeit entsprossen, haben aber noch nie den Eingang einer zweckmäßigen und nützlichen Erfindung hindern können, wie uns das in der Anwendung des Dampfes klar werden muß; dazu kommt noch, daß höchst wahrscheinlich an Schlafzimmer die Reihe der Gasbeleuchtung zuletzt kommt.

Eine größere Gefahr kann entstehen, wenn sich das ausgeströmte Gas mit der Luft vermischt und wenn man dann in einen mit solcher Luft erfüllten Raum Zündstoff bringt. Es kann sich in Folge dieser Mischung Knallgas bilden, das, entzündet, eine furchtbare Explosion verursacht. Dieselbe erfolgt jedoch nur dann, wenn die Mischung genau der Art ist, daß 8 Theile Gas auf 1 Theil atmosphärischer Luft treffen, und gehören somit wegen dieser bestimmten Verhältnisse solche Erscheinungen

zu den Seltenheiten. In Karlsruhe machte man den Versuch, aus 2 Brennern mehrere Stunden lang Gas entweichen zu lassen, trat dann plötzlich mit einem Lichte in diesen Raum und — es erfolgte keine Explosion. Wer wird aber auch Gas, das dem Cubikmaße nach bezahlt wird, unbenützt ausströmen lassen? Und daß dies nicht durch leichtfertige Anlage der Röhrenleitung verursacht werde, dafür sorgen die Unternehmer der Gaseinrichtungen. Man hegte auch große Furcht vor dem Zerspringen der sogenannten Gasometer und der hierdurch entstehenden Verheerung, und erst jüngst sind bei dem Brande der Holzmann'schen Fabrik in Frankfurt, die ganz in der Nähe der Gasfabrik stand, viele Gemüther in Angst und Schrecken versetzt worden. Doch das sind ganz irrige Ansichten von dem Zustande des Gases im Gasbehälter. Es befindet sich in demselben nicht in der ungeheueren Spannung, wie in dem Dampfkessel der Dampf, und hat sohin auch dessen Wirkung nicht.

In London kam es vor, daß der Blitz in einen solchen Behälter einschlug, das Resultat davon war, daß sich das Gas entzündete und ohne Explosion verbrannte. Diese Furcht haben die Engländer längst überwunden. Der berühmte Ingenieur Clegg benahm ihnen dieselbe, indem er in Gegenwart Vieler in einen wohlgefüllten Gasometer mit einem spitzen Hammer ein Loch schlug, das entströmende Gas entzündete und den Beweis lieferte, daß hierdurch nichts erfolgen kann, als eine einfache Verbrennung des Gases.

Durch den erwähnten Brand in Frankfurt wurde auch der in der Wissenschaft schon längst feststehende Satz bestätigt, daß entzündetes Gas in den Metallröhren nicht zurückschlagen und das Feuer in die Wohnungen überführen kann.

Man sah daselbst längere Zeit einer Gasröhre brennendes Gas entströmen, ohne daß eine Rückwirkung auf die Hauptröhre erfolgt wäre. Sie wurde endlich umgebogen und verstopft. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß das Gas nur an der Brennmündung den zum Verbrennen nöthigen Sauerstoff der Luft erhält, und daß die Flamme, wollte sie zurückschlagen, von den Metallwänden so abgekühlt wird, daß sie das ihr entgegenkommende Gas nicht mehr zu entzünden vermag.

Wie aus dem bisher Gesagten zu ersehen war, sind die Gefahren bei der Gasbeleuchtung theils eingebildete, theils nur durch große Unvorsichtigkeit herbeigeführte und waren daher nicht im Stande, der weiten Verbreitung dieser nützlichen Erfindung Einhalt zu thun; auch der Nachtheil, den ein Geschäft durch sie erleidet, die Lichterzieherei nämlich, kann ebensowenig bestimmend für die Einführung oder Nichteinführung derselben seyn, wie es die Interessen der Lohnkutscher beim Bau der Eisenbahnen waren.

Wir gelangen nun zum zweiten Theile unserer Aufgabe: Was sich für die Einführung der Gasbeleuchtung Günstiges sagen läßt. Drei Wörter reichen hin, um jeden Verständigen für sie einzunehmen: *Größere Helle, geringerer Preis* und *verminderte Feuersgefahr*. Sie geben der Gasbeleuchtung den Vorzug vor allen andern bis jetzt angewendeten Mitteln, die Tageshelle zu ersetzen.

Durch einen sehr einfachen Apparat, durch den Lichtstärkemesser (Photometer) kann man täglich die Stärke des Gaslichtes mit der des Kerzenlichtes ꝛc. vergleichen, und viele derartige Beobachtungen haben zu dem zuverlässigen Satze geführt: *daß die Stärke einer Gasflamme durchschnittlich der Lichtstärke von 10 Wachskerzen, 6 auf's Pfund, gleichkommt*. Mit einer Gasflamme wird also das Zimmer eben so hell, wie wenn 10 Kerzen von bezeichnetem Gewichte angezündet wären. Wie sich das Verhältniß zu den andern Flammen aus Camphin, Talg, Stearin und Oel gestaltet, kann nach dem gegebenen Anhaltspunkte leicht bemessen werden, und man könnte es, würde es nicht zu weit führen, gleichfalls durch Zahlen ausdrücken. Nur noch von der Oelflamme, wie sie in den Straßenlaternen zu erblicken ist, sey bemerkt, daß diese bezüglich der Leuchtkraft 3—4 Mal vom Gaslichte übertroffen wird.

Am meisten wird man auf den Preis gespannt seyn und ihn als das schwerste Gewicht in die Wagschale der Entscheidung *für* oder *gegen* fallen lassen. Vor Allem sey bemerkt, daß dieser im genauesten Verhältnisse zum Gasverbrauche steht. Je mehr Gas erzeugt werden muß, desto billiger kann es abgegeben werden; je mehr Cubikfuß der einzelne Abnehmer jährlich consumirt, desto wohlfeiler kommt ihm sein Beleuchtungsmaterial; darum erfordert es das Gesammtinteresse sowohl, wie auch der Vortheil der Einzelnen, daß sich gleich bei Errichtung der Gasfabrik recht *viele Private mit möglichst vielen Flammen* einzeichnen. Wollen also die Bewohner Zweibrückens eine billige Beleuchtung, so müssen sie eine recht lebhafte Betheiligung an derselben nicht scheuen. Obwohl sich nun, so lange man noch nicht weiß, mit wie vielen Flammen die Gasbeleuchtung dahier eröffnet werden wird, keine ganz sichere Berechnung aufstellen läßt, so kann man doch mit Zugrundlegung der bereits dem Stadtmagistrate gemachten Aner-

MÜNCHEN.

bietungen und im Hinblick auf Städte, wo Gasbeleuchtung schon länger im Betriebe ist, folgende Calculation mit einiger Sicherheit machen:

Der höchste Preis für 1000 c' Gas (engl. Maß) wird 5 fl. nicht übersteigen, bei größerer Consumtion bedeutend unter diese Summe sinken.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß 1 Flamme durchschnittlich höchstens $4^1/_2$ c' Gas per Stunde verzehrt. Nehmen wir nur 4 c' an, so kann man für 5 fl. mit einer Flamme, die gleich der Leuchtkraft von 10 Wachskerzen ist, 250 Stunden brennen, und es träfen auf die Stunde per Flamme $1^1/_5$ kr. Nun verzehrt aber gewöhnlich die Flamme in einer Stunde nicht so viel, und der Preis für 1000 c' kann sich billiger stellen, so daß die brillante Gasflamme auf kaum **1 Kreuzer** für die Stunde zu stehen kommt.

Ein Talglicht, 6 aufs Pfund, das Pfund zu 26 kr., brennt bei ruhigem Stehen etwa 7 Stunden. An Gas würden in dieser Zeit gegen 30 c' verbraucht werden im Betrage zu 3 kr., während das Licht über 4 kr., einzeln genommen 5 kr. kostet.

In einer Wirthschaft, wo Camphin gebrannt wird, consumiren 2 Lampen in $4^1/_2$ Stunden einen Schoppen Camphin zu 20 kr. In derselben Zeit würde 4 Gasbrennern 81 c' Gas entströmen, die, 1000 c' zu 5 fl. gerechnet, nur 8 kr. kosten; es lassen sich somit trotz besserer Beleuchtung in $4^1/_2$ Stunden noch 12 kr. profitiren.

Schluß: Die Gasbeleuchtung ist heller und billiger.

Sie ist aber auch weniger feuergefährlich. Die Gasflamme steht fest, sprüht nicht Funken, hinterläßt nicht glimmende Rückstände. Das erkennen die Feuerversicherungsgesellschaften gar gut, weßhalb sie größeren Etablissements, namentlich Manufakturen, die mit Gas beleuchtet sind, eine niedrigere Versicherungsprämie zugestehen, wie solchen ohne Gasbeleuchtung. Diesen Hauptvortheilen, die uns die Gasbeleuchtung bietet, reiht sich noch weiter an, daß sie eine Quelle der Vermehrung des städtischen Vermögens werden kann, wenn bei der Einrichtung derselben und beim Betriebe der rechte Weg eingeschlagen wird; und diesen zu suchen, ist ja das rastlose und löbliche Streben des Vorstandes unserer Stadt und der neuerdings niedergesetzten Commission von 10 Stadträthen, deren Einsicht es hoffentlich recht bald gelingen wird, unter den verschiedenen Wegen den besten herauszufinden.

Aber auch Privaten ist Gelegenheit geboten, ihr Geld gut anzulegen, wenn, wie verlautet, das Kapital theilweise durch Aktien aufgebracht wird, und der Verfasser dieses bedauert nur, kein Kapitalist zu seyn. Er weiß, daß in Kaiserslautern nach kaum einjährigem Betriebe der Gasbeleuchtung die Aktien schon 7—8 Proz. abwerfen.

Wer das zu Gunsten der Gasbeleuchtung bisher Angeführte vorurtheilsfrei und unbefangen erwägt; wer den Umstand noch mit in Betracht zieht, daß das Gas auch eine Wärmequelle ist und in Haushaltungen und Gasthäusern mit Nutzen zur Bereitung des Thees, Kaffee's ꝛc. verwendet werden kann: der wird die Eingangs aufgeworfene Frage dahin beantworten:

Die Gasbeleuchtung ist für Zweibrücken zweckmäßig und nützlich und deren baldige Einführung nothwendig.

Auf das Wort baldig glaubt man ein besonderes Gewicht legen zu müssen, weil früher oder später sich die Bewohner Zweibrückens eines besseren und billigeren Lichtes erfreuen wollen, und weil, wenn das Begonnene nicht rasch ins Werk gesetzt wird, ein Hauptetablissement dahier in Verbindung mit einigen Angrenzern auf eigene Kosten Gasbeleuchtung einführt, wodurch dem städtischen Unternehmen wenigstens 300 Flammen entgehen würden.

So hoffen wir denn, daß über's Jahr keine Straßenlaterne, keine rußende Camphinlampe, vielleicht auch keine Argand'sche Oellampe mehr zu sehen ist, sondern daß wir im Glanze des Gaslichtes unsere Zeitungen lesen; und auch Schreiber dieses, den das Putzen seines mattleuchtenden Talglichtes oft genug ärgerte, wird vielleicht vor seinem Pulte eine Gasflamme haben: einen Fledermausflügel oder gar doppelten Fischschwanz.

R.

Charade.

(Zweisilbig.)

Die Erste der Silben schreibt Füchsen man zu,
Oft auch Menschen und andern Thieren;
Die Zweite, mein Leser, hast wirklich auch Du —
Verloren sind die, die sie verlieren.
Mit dem Ganzen, o Leser, wird der nur benannt,
Dem die Erste der Silben ist wohlbekannt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 137. Dienstag, 15. November 1859.

Zweibrücken, den 11. November.

Wir sind im Besitze *) eines wegen vorgerückter Stunde in petto behaltenen Epilogs zu unserer gestrigen Schillerfeier, den wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Hier ist er:

Kein amtlich gebotener, kein kirchlich angeordneter Feiertag hat uns hier versammelt; ein Festtag aller Seelen und Herzen ist es, den wir heute mit allen unsern Brüdern in den heimathlichen Gauen und selbst in fremden und fern entlegenen Ländern und Welttheilen begehen. Allenthalben in dem deutschen Vaterlande von der Adria bis zur Nord- und Ostsee, von den Karpathen bis zum Jura und dem Ardennerwalde lodern Altäre an Altären in Flammen, welche in der alten und in der neuen Welt, wo nur Deutsche vereinigt leben, ihren Wiederschein finden. Es sind Flammen zu Opfern der Bewunderung, des Dankes und, vor Allem, der Liebe für einen der Edelsten unseres Geschlechts, und — wir setzen mit gerechtem Stolz hinzu — unseres deutschen Volkes, der heute vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickt hat, um die Welt mit seinem Lichte zu erhellen und zu beglücken und mit seiner Wärme zu durchdringen. Wie verschiedenartig auch diese Opfer seyn mögen, die Verschiedenheit hat ihre Ursache in den Kräften, nicht in dem Willen und den Ansichten der Opfernden, die Alle in dem gemeinsamen Bekenntnisse mit einander übereinstimmen:

Schiller war, Schiller ist, Schiller bleibt der Lieblingsdichter des deutschen Volks.

Jünglinge und Jungfrauen hängen mit der ganzen Glut jugendlicher Begeisterung an dem seelenvollen Lehrer, folgen herzinnigen Vertrauens dem treuen und sicheren Führer, lauschen in andächtiger Stille dem wohlmeinenden und weisen Rathgeber; Männer und Frauen drücken voll Inbrunst den vertrauten Busenfreund an das freudenbewegte Herz, aus dessen innerster Tiefe er, ein vollendeter Markscheider, das Gediegenste und Edelste zu Tage gefördert hat, um es als eben so kundiger Wardein auf der Kapelle des Zartgefühls zu prüfen und zu läutern und den überraschten und entzückten Besitzern des Fundorts in der köstlichsten Fassung wieder zuzustellen; und selbst das matte Greisenauge verklärt sich noch in einem dankbaren Blicke scheidenden Lobes gegen den gemüthlichen Begleiter auf der Lebensreise, der auch noch den abendlichen Himmel mit sanfter Röthe lieblich zu malen bemüht ist. Wo hat das Erhabene einen in Wort und Beispiel würdigeren Vertreter? wo die Anmuth und Würde einen fromateren Priester, einen wachsameren Hüter, einen zärtlicheren Pfleger? Die Geschichte freuet sich des gründlichen und allseitigen Forschers und des lichtvollen und sinnreichen Darstellers, freuet sich der Wärme, mit welcher er dem Guten das Wort redet, und der schonenden Liebe, womit er das Böse aufdeckt, wo die Wahrheit es zu verhüllen verbietet; sie ist mit dem Drama stolz auf den trefflichen Charakterzeichner und den herrlichen Situationsmaler, der von seinen Freskostricken bis zu den Miniaturzügen den gleichen Meister beurkundet und, wenn er in seinem unerschöpflichen Bilderreichthum kräftig und zart das Strenge mit dem Milden paart, uns schon den Geist ahnen läßt, der mit seinem belebenden Hauche die Aeolsharfe des Frauenherzens anweht und dem Wunderinstrumente Klänge entlockt, die wie himmlische Harmonien in das irdische Leben herübertönen, oder in seinem Lied von der Glocke ein sprechendes Gemälde des menschlichen Lebens durch alle Tonarten vor uns spielen läßt und von

*) Als uns am Freitag Morgen dieses übergeben wurde, war unser Sonntagsblatt bereits gedruckt. Daher die Verspätung.

einer Tonart zur andern in Akkorden übergeht, die jedem in der Hand zu liegen scheinen. Die deutsche Sprache, für welche er auf der unabsehbaren Wörterflur seines Volks das Schönste gesucht hat, um seine Liebe zu schmücken, strahlt in der lieblichen Frische jugendlicher Unschuld, seitdem er durch seinen sittlich reinen Umgang mit ihr, durch seine keusche Pflege ihrer natürlichen Schönheit einen Reiz und eine Weihe über sie verbreitet hat, daß man aus seinen Gedichten eine Auswahl von ächten Kernliedern machen kann, die sich für die höhere Andacht zu Gesängen eignen in dem freien Tempel der Natur, dem endlosen Schaupalaste der zahllosen Wunder der Allmacht.

Dieses weiß, dies erkennt, dieses fühlt der Deutsche, und in diesem Bewußtseyn schaart er sich mit allen seinen Brüdern, vom Aufgang bis zum Niedergang, im Norden und im Süden, zu einem einigen, geistigthohen, seelengroßen, herzenswarmen Volke in und unter seinem Schiller zusammen.

Das ist die Macht des Geistes, dem sich die Geister frei und leicht und freudig zur Huldigung wie zum Schutze anschließen.

Das ist der Zauber des Herzens, dessen Worte aller Orten Anklang und Wiederhall finden, wenn sie das Schuldbuch vernichtet und die ganze Welt ausgesöhnt wissen wollen, wenn sie Millionen zur Umarmung rufen und der ganzen Welt einen Kuß bieten.

Und hierin ist der Segen der Unsterblichkeit verbürgt, den der Genius der Menschheit über Alle spricht, welche der Adel und der Stolz, die Zierde und die Wonne ihres Geschlechts geworden sind.

Wir haben dem Gefeierten eine Stätte in unserer Stadt geweihet, frei und hell und freundlich, wie er selbst gewesen. Sie macht die zarte Jugend schon mit einem Namen bekannt, dessen Träger ihr später die reichste Nahrung für den Geist bieten und dem Gemüthe süßes Labsal spenden wird.

Aber der Heros unseres Festes weilt nicht mehr in den Niederungen. Er thronet auf dem Parnasse, zwischen großen Unsterblichen ein Großer, unter ewig Hohen — hoch!

Jung und Alt.

(Fortsetzung)

Dies geschah im Jahr 1785. In weniger als vier Jahren hatte Regnault durch sein gutes Betragen eine Sergeantenstelle erlangt, die höchste militärische Stufe, zu der ein aus dem niederen Stande entsprossener Mann sich unter dem alten Regime erheben konnte. Allein im Jahre 1789 war dieses Regime bereits seinem Untergange nahe. Zwei Jahre später existirten keine Vorrechte des Adels mehr, und im Jahre 1793 mußte sogar der unglückliche König sein Haupt unter das Beil der Guillotine legen. In dem ersten Feldzuge der Republik war Louis Regnault bereits Lieutenant. Unter Dumouriez focht er bei Genappe und trug unter Hoche und Pichegru das Seinige zu den glänzenden Siegen der Republik bei. Im Jahr 1799 befand er sich bei der Armee in Italien und zeichnete sich unter dem Befehl jenes Mannes aus, dessen Ruhm damals noch durch keine Bedrückung und Tyrannei befleckt worden. Später folgte er dem Kaiser überall; er sah die Schlachtfelder von Austerlitz, Jena, Friedland und Wagram. Er stieg von Stufe zu Stufe und war bereits im Jahr 1811 Adjutant des Kaisers, Ritter der Ehrenlegion, Generallieutenant und Graf de Regnault. In demselben Verhältniß wuchs sein Reichthum, und seine Stellung in den höchsten Zirkeln von Paris war für immer begründet. Der ehemalige in stiller Zurückgezogenheit lebende Student zu Perpignan war jetzt Diplomat und General.

Er hatte sich im Jahr 1794 mit der Tochter eines Generals verheirathet, dem er in großem Maße seine Beförderung zu verdanken hatte. Die Frau starb jedoch kurze Zeit darauf und hinterließ ihm nur eine Tochter. Das junge Mädchen, welches in den Wirren jener Zeit aufwuchs, war heiter, lebhaft und natürlich ein großer Liebling des Vaters.

Er glaubte eine Aehnlichkeit in ihr mit Fräulein de Valencay zu entdecken, als diese in demselben Alter stand, aber er pflegte dann in Gedanken hinzuzufügen: „Meine arme Jacqueline war ruhig und ergeben, Pauline ist lebhaft und wild.“ Obgleich sein ganzes Wesen durch die Kämpfe auf den Schlachtfeldern und im Kabinet ernst und strenge geworden war, so stellten sich doch auch zuweilen heitere Momente bei ihm ein, in denen der Wunsch rege wurde, zu wissen, an welchem Orte die Ueberreste der armen Jacqueline ihre Ruhestätte gefunden hätten. „Ich glaube,“ sagte er dann bei sich, „ich könnte so thöricht seyn, diese Stelle aufzusuchen.“

Er ahnte nicht, daß sich in seinem prächtigen Hotel in der Rue Rivoli Verhältnisse zu entspinnen begannen, welche denen sehr ähnlich waren, die ihn in seiner Jugend aus dem Schlosse Valencay vertrieben hatten. So heiter und leichtsinnig sich Pauline gewöhnlich zeigte, so kamen seit einiger

Digitized by Google

Zeit doch auch Anwandlungen eines tiefen Ernstes über sie. Was konnte wohl die Ursache davon seyn?

Es war der Wille ihres Vaters, daß sie in jeder Beziehung ausgebildet werde; sie empfing deßhalb Unterricht in der Musik, Zeichnen ꝛc. von den ausgebildetsten Meistern. Nun geschah es, daß ihr Zeichenlehrer, ein alter Mann, schwer erkrankte, und zu seinem Stellvertreter oder Nachfolger einen jungen Mann vorschlug, der sich durch Vollendung eines großen Gemäldes besonderen Ruf erworben hatte. Die Empfehlung wurde angenommen.

Henri de Feuillars, der neue Lehrer, war kaum einundzwanzig Jahre alt. Schweigsam und zurückhaltend, drückte sich in seinem ganzen Wesen ein gewisser Stolz aus. Er hatte keine Freunde und arbeitete fortwährend angestrengt für den Unterhalt seiner Mutter, an der er mit großer Liebe zu hängen schien. Seine Kleidung, obgleich einfach, war stets anständig, und seine Unterhaltung, wenn er dazu vermocht werden konnte, bewies, daß, so jung er war, er dennoch viele und ausgebreitete Kenntnisse besaß. Sein Körperbau war zwar schwach, aber wohlgeformt, und sein Gesicht konnte, ungeachtet der Blässe und des darin herrschenden melancholischen Ausdrucks, für schön gelten. Manche Damen hielten es sogar für mehr als schön, für interessant.

Pauline lachte anfangs über ihren trübsinnigen Lehrer, machte schlechte Witze über ihn, und zeichnete seine Karrikatur mit der Unterschrift: „Ritter von der traurigen Gestalt"; allein es währte nicht lange, als ihr Uebermuth vor seinem schwermüthigen Lächeln zu verstummen begann, mit dem er ihr kindisches Treiben zu billigen oder zu tadeln schien. Sie fand, daß, wenn er sprach, sie unwillkürlich schweigen mußte, und daß der anscheinend so wortkarge Mann zu Zeiten durch eine besondere Anregung mit hinreißender Beredtsamkeit die Resultate gründlicher Studien, oder tiefe Gedanken und Gefühle zu äußern vermochte. Ihr Spott und ihre Neckereien hörten allmälig auf, und sie fand dagegen den größten Genuß darin, ihren schweigsamen Lehrer zum Sprechen zu bringen. Geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit eines so schönen und talentvollen Mädchens, ließ er dann seine glühende Rede zur besonderen Erbauung ihres Ohres ausströmen, und während ihr strahlendes Auge in das seinige blickte, wurde es unwillkürlich von einer Begeisterung erfaßt, von der sie früher nie eine Ahnung gehabt hatte. Beide entdeckten in ihrer Brust ein Geheimniß, welches Keins zu bewahren wünschte. Pauline wurde sich bewußt, daß sie liebe, und das heitere, ausgelassene Mädchen wurde schweigsam; Henri machte dieselbe Entdeckung, und der schweigsame Gelehrte lächelte.

Seine Wohnung lag in der Rue Duphot, einer Nebenstraße der Rue Rivoli. Die gewöhnliche tägliche Unterrichtsstunde genügte nach einiger Zeit nicht mehr. Ein Briefwechsel begann, in welchem Beide zwang- und fesselos die glühenden Gefühle ihrer Brust ausströmen ließen.

Man erwarte nicht, deren Inhalt hier erwähnt zu finden; denn Liebesbriefe, welche nur für gewisse Augen bestimmt sind, erscheinen Anderen in der Regel lächerlich.

Es währte indeß nicht lange, als der Graf den Stand der Dinge entdeckte. Er verhehlte jedoch seinen Unwillen, und ließ sich überhaupt Nichts merken, bis es ihm gelang, einen der Briefe des jungen Malers aufzufangen. Er war in den gewöhnlichen Ausdrücken derartiger Schriften abgefaßt, aber enthielt eine Bemerkung, die Henri vermöge seiner ehrenhaften Gesinnung in allen brieflichen Mittheilungen an Pauline wiederholte. Er sagte, daß sie die Sonne seines Lebens sey, aber daß sie nicht vergessen solle, was sie dem Range ihres Vaters und seiner gegenwärtigen Stellung in der Welt (das Wort gegenwärtig besonders unterstrichen) schuldig sey; und daß er selbst lieber sterben wolle, als eine junge Dame, ein ihm so theures Wesen wie sie, zu einer Heirath zu verleiten, die ihre Verwandten mißbilligen und sie selbst vielleicht später bereuen würde.

„Der junge Mann hat edle Gesinnungen," sagte der Graf; „aber dieser Unsinn muß aufhören. Antoine, rufe Mademoiselle de Regnault."

Pauline kam, und ihr Vater gab ihr den aufgefangenen Brief. Sie erröthete, war dem Weinen nahe, aber fing endlich an zu lachen.

„Was soll Das heißen?" sagte ihr Vater in zornigem Tone. „Ist das die Achtung, die Du vor meiner väterlichen Autorität hast? Und glaubst Du, daß Du eine geheime Karrespondenz führen kannst, ohne daß es in meiner Macht stehe, sie zu entdecken?"

„O, lieber Vater," versetzte Pauline, „ich weiß recht wohl, daß ein armes junges Mädchen, wie ich, einem alten Soldaten nicht entgehen kann, wenn er es darauf abgesehen hat, ihren Briefwechsel zu stören! Aber was haben Ew. Exzellenz mir eigentlich zu sagen?"

„Was ich Dir zu sagen habe?" fragte er mit noch größerer Heftigkeit. „Ist das die Antwort, Pauline, die ich verdiene, und die ich ein Recht

zu erwarten habe? Soll ich erleben, daß Du Dich zu einer Heirath tief unter Deinem Stande verleiten läſſeſt? Muß ich —"

„Verleiten, — lieber Herzens-Papa? — Lies doch nur den Brief, den Du ſo unbarmherzig in Deiner Hand zerknitterſt, und Du wirſt ſehen daß Henri ſagt, er wolle lieber ſterben, — o mein Gott! — lieber ſterben, als mich verleiten. Ja das ſind gerade ſeine Worte. Nein, nein, Papa wir mögen Beide thöricht ſeyn, aber er iſt brav. Ich bat ihn, er möchte mich heirathen, und er wollte nicht."

„Du bateſt ihn, Dich zu heirathen? Auf meine Ehre, das wird immer ſchöner! Sey ſo gut und begib Dich augenblicklich zu Deiner Gouvernante, die, wie ich ſehe, ihre Pflicht ſehr ſchlecht erfüllt hat, und bleibe in Deinem Zimmer, bis ich Dich rufen laſſe. Gehe, ſag' ich."

Das lachende Mädchen ſprang an ſeinen Hals, küßte ihn und lief zum Zimmer hinaus.

An den jungen Mann, ſagte der Graf zu ſich als er allein war, kann ich nicht ſchreiben. Er hat ſich mit lobenswerther Klugheit und Rechtlichkeit in der Sache benommen; aber — fügte er nach kurzem Sinnen hinzu — ich habe gehört, ſeine Mutter ſoll einen ſehr großen Einfluß auf ihn haben; an ſie will ich mich wenden.

Demgemäß wurde ein Billet mit vornehmer Nachläſſigkeit entworfen; es ſagte, zwar mit den höflichſten Worten, aber zugleich mit der ſtrengſten Kürze, daß der große Mann die arme Frau zu ſehen wünſche, und lautete folgendermaßen:

„Um zehn Minuten nach eins werde ich heute die Ehre haben, Sie zu einer kurzen Beſprechung von längſtens einer Viertelſtunde zu erwarten. Ich werde mir nicht erlauben, Ihre koſtbare Zeit länger in Anſpruch zu nehmen."

Pünktlich um zehn Minuten nach ein Uhr, — keine Sekunde früher aber ſpäter, — wurde Madame de Feuillars beim Grafen angemeldet. Der hohe Staatsbeamte war bis zum Augenblick ihres Kommens beſchäftigt geweſen, und zwei Sekunden ſpäter befand ſie ſich in ſeinem Arbeitszimmer.

Sie war eine Frau, deren Züge nach Spuren ehemaliger großer Schönheit erkennen ließen, allein jetzt war ſie bleich und abgezehrt. Ueberdies trug ſie, einer Schwäche des Geſichtes halber, einen grünen Schirm vor den Augen. Die Dürftigkeit ihrer Verhältniſſe warf einen Schein von Demuth über ihr ganzes Weſen. Die arme, anſpruchloſe, geduldig leidende Madame de Feuillars ſchien in Armuth und zur Armuth geboren zu ſeyn.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Künſtliches Ebenholz.) Der ausgezeichnete Chemiker Payen in Paris empfiehlt eine von Ladry erfundene dem Ebenholz ſehr ähnliche Maſſe. Sie beſteht aus feinen Sägeſpänen, ohne Zweifel harter Hölzer und Thierblut, das man von den Schlachthäuſern bezieht. Es wird aus beiden ein feſter Teig gemiſcht und dem ſtarken Druck einer hydrauliſchen Preſſe unterworfen. Wenn man dieſen dabei in hohle Gypsformen einpreßt, ſo bekommt man Gegenſtände, welche aus Ebenholz geſchnitzt zu ſeyn ſcheinen. Die Maſſe ſoll ſich durch Härte und ſchönen Glanz auszeichnen. Von Beimiſchung einer Farbe wird dabei nicht geredet.

Landwirthſchaftliches.

(Friſchen Hafer ohne Gefahr zu füttern.) Man iſt bisher der Anſicht geweſen, daß der friſche Hafer als Futter verwendet, auf die Hausthiere einen ſchädlichen Einfluß ausübe; das iſt jedoch nicht der Fall, wenn man den Hafer im Backofen, am beſten nach Herausnahme des Brodes, gut trocknen läßt und ihn dann verwendet.

Räthſel.

Wie wird von dir das Glied genannt,
Das, wie die Mücke, ſo der Elephant;
Der Schmetterling und auch die Sauen
Auf ihren Köpfen laſſen ſchauen?
Setz' noch ein Zeichen vor, ſo hat
Den Namen die bekannte Stadt,
Die Flachs in Spinngeweb' verwandelt,
Und dann um ſchweres Geld verhandelt.

Auflöſung der zweiſilbigen Charade in № 136:
Schlaukopf.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 138. Freitag, 18. November 1859.

Jung und Alt.

(Schluß.)

Der Graf hatte nie die Mutter des Zeichenlehrers seiner Tochter gesehen, aber so viel Gutes von ihr gehört, daß er eine große Achtung für den Charakter derselben hegte. Er führte sie zu einem Stuhle.

„Es ist mir peinlich, Madame," begann er, „irgend Etwas sagen zu müssen, was einem braven, geschickten und so geliebten Sohne nachtheilig seyn könnte. Ich erkenne das Talent, die Herzensgüte und das edle Betragen Ihres Henri vollkommen an; allein ich habe die Entdeckung gemacht daß er die Gelegenheit in meinem Hause mißbraucht hat, — nein, ich will keinen so harten Ausdruck gebrauchen, — daß — daß er und Pauline, ich meine Mademoiselle de Regnault, so thöricht gewesen sind, sich — sich — jene Albernheiten zu sagen, — Sie verstehen mich, — die junge Leute zuweilen austauschen, ohne an den vorhandenen Standesunterschied zu denken. Sie verstehen mich, Madame?"

„Vollkommen," erwiederte die Frau in ruhigem Tone.

Der General stutzte einen Augenblick über den Ton der Stimme, fuhr aber fort:

„Ich will nicht beleidigen, — nicht im entferntesten; im Gegentheil, ich wünsche Ihnen dienlich zu seyn. Ihr Sohn ist ein sehr geschickter junger Mann, wie die Welt weiß, und ein sehr ehrenhafter junger Mann, wie — mir bekannt ist. Allein Sie werden zugeben, daß ich ein so unpassendes Verhältniß nicht länger dulden kann. Sie werden selbst einsehen, daß es unmöglich ist."

„Vollkommen," erwiederte die Frau in eben so ruhigem und bescheidenem Tone, wie vorher.

Der General stutzte von neuem, aber fuhr dennoch fort:

„Ich habe mir die große, — die sehr große Freiheit genommen, Madame, Sie hierher einladen zu lassen, um Ihre Beistimmung zu einem Plane zu erbitten. Er liebt seine Mutter, und Das macht ihm Ehre; auch ist sie eine Frau, die diese Liebe in hohem Grade verdient."

Es lag keine Schmeichelei in seinem Tone, aber dennoch schien die Dame von den Worten etwas betroffen zu werden.

„Wenn Sie ihn bestimmen könnten, auf längere Zeit nach Rom zu gehen, was ihm vielleicht vortheilhaft wäre, um sich in seiner Kunst noch weiter auszubilden, so würden 10,000 Franken jährlich zu seiner Disposition seyn, und 12,000 zum Zweck seiner Ausstattung für diese Reise. Sie sehen, Madame, daß mir das Interesse Ihres Sohnes am Herzen liegt."

„Vollkommen," versetzte abermals die Frau wie vorher.

Der General rümpfte die Nase etwas bei dieser dritten Wiederholung und dachte, ein etwas bestimmterer Ton würde vielleicht zweckmäßiger seyn.

„Madame de Feuillars," sagte er deßhalb, „ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich diesen Vorschlag nicht nur im Interesse Ihres Sohnes, sondern auch mit Rücksicht auf das Wohl meiner Tochter mache. Allein wenn Sie meine Ansicht von der Sache nicht theilen sollten, so würde ich mich genöthigt sehen, andere Mittel zu ergreifen. Sie sind eine Frau, die, wie ich vermuthen darf, die Welt kennt, und wenn ich Ihnen sage, daß ich eine Korrespondenz zwischen Herrn Henri und meiner Tochter entdeckt habe, so ist das Grund genug für mich, um dagegen einzuschreiten. Billigen Sie ein solches Betragen, Madame?"

„Nein, mein Herr."

„Gut, Madame, Sie stimmen also mit mir darin überein, daß dem Ding ein Ende gemacht

werden muß. Ich sollte glauben, mein Plan wäre am besten für beide Theile. Es dürfen keine Briefe ferner gewechselt werden."

„Ich stimme vollkommen mit Ihnen überein," sagte Madame de Feuillars, „und zwar in höherem Grade, als Sie vielleicht glauben. Ich selbst habe einst einen Brief aufgefangen, den ein thörichter Liebhaber von niederem Stand an eine Dame von höherem Range gerichtet hatte. Um Ihnen zu beweisen, daß ich solche Dinge nicht billige, habe ich das Schreiben mitgebracht."

Sie zog einen Brief aus der Tasche hervor.

„Ihre Handlungsweise macht Ihnen Ehre, Madame," erwiederte der Graf; „aber was ist dies für ein altes, vergilbtes Schreiben?"

Er las: „Ihr Vater ist grausam, — grausam gegen Sie und mich. Unrichtige Ideen, aus thörichtem Stolz entsprungen, lassen ihn zwei Herzen aus einander reißen, welche für einander geschaffen waren."

„Was?" rief der Graf aufspringend, „Frau, wer sind Sie?"

Sie nahm den grünen Schirm von ihren Augen.

Ja, sie war es. — Jacqueline de Valencay — ehemals Marquise de Valvière.

Ihr Vater war beim Ausbruch der Revolution vor Gram gestorben, als ein Schneider aus der Nachbarschaft, der in früherer Zeit zwanzig Jahre lang die Livreen für seine Dienstboten gefertigt hatte, zum unbeschränkten Verwalter seines Schlosses und seiner Güter bestellt worden war. Der Marquis hatte als Offizier in der Armee des Prinzen von Sachsen Koburg seinen Tod in Flandern gefunden, und sie, die Marquise, war, nachdem sie ihren Titel abgelegt und den Namen de Feuillars angenommen hatte, genöthigt worden, ihr Brod selbst zu verdienen. Ihre einzige Lebensaufgabe war von da an die Erziehung ihres Sohnes, ihres einzigen Kindes, gewesen.

Diesem Zwecke hatte sie unermüdlich alle ihr zu Gebot stehende Zeit gewidmet, und er bewies sich würdig dieser mütterlichen Aufopferung. Als sie sein Talent zur Malerei entdeckte, ermuthigte sie ihn in der Ausbildung desselben, aber ermahnte ihn, nie seine edle Abkunft darüber zu vergessen. Die Geschichte ihrer früheren Lebensschicksale blieb ihm unbekannt, selbst als sie hörte, daß er dem Grafen de Regnault empfohlen worden war, um seiner Tochter Unterricht zu ertheilen. Aber als ihr schwermüthiger Sohn ihr, seiner einzigen Vertrauten, erzählte, daß Pauline ihm nicht gleichgiltig sey, — als er erröthend die Geschichte ihrer geheimen Liebe gestand und über die Hoffnungslosigkeit ihrer beiderseitigen Wünsche seufzte — dann, erst dann theilte sie ihm das lang bewahrte Geheimniß mit, um sich ein warnendes Beispiel daran zu nehmen, und ermahnte ihn, um Paulinens und seiner selbst willen dieses Verhältniß abzubrechen, ehe es zu spät sey. Dieser Rath hatte die Fassung jenes vom Grafen aufgefangenen Briefes veranlaßt.

Was noch zu erwähnen bleibt, läßt sich in wenigen Worten sagen. Der Graf bestand darauf, daß die Marquise und ihr Sohn ihre Wohnung in seinem Hotel nahmen, und gab seine Einwilligung zu der Verbindung, die vorher in so hohem Grade seinen Unwillen erregt hatte. Nach wenigen Monaten wurden die jungen Leute vermählt. Paulinens Frohsinn heiterte den trüben Ernst ihres Gatten auf, der seinerseits einen mäßigenden Einfluß auf ihre zuweilen übersprudelnde Heiterkeit übte.

Nicht lange nachher bekamen auch die witzigen Zungen von Paris einen reichlichen Stoff durch die Vermählung des Grafen mit der Marquise. Die Sticheleien und Spöttereien über die ältlichen Liebenden wollten kein Ende nehmen, und Niemand lachte darüber herzlicher als sie selbst. Auch die bitteren Bemerkungen verschiedener Mütter und anspruchsvoller Wittwen ließen sie unbeachtet; sie folgten ihrem Gefühl und verbanden sich. Nach Wiedereinsetzung der Bourbonen auf den französischen Thron rettete Jacqueline durch ihren und den Einfluß ihrer Partei die Besitzungen ihres Gemahls, wodurch seinem stolzen Geiste die Demüthigung erspart wurde, als Armer in die Familie seiner Frau getreten zu seyn.

Ein Abenteuer auf der „Aline"

Eine Hamburger Bluette von — t — e.

1.

Die guten Hamburger kennen sie, die liebenswürdige Erscheinung des Jahres 1859 nach Chr., die freundliche, rasche Beförderin von den Gestaden des Jungfernstieges nach den grünen Gefilden der Außenalster hin, die grünbekleidete, bedachte Freundin für Alle, die von Eppendorf bis zu der breiten Treppe vor dem neuen Walle wallen, und sich lieber dem treulosen Elemente Wasser und der sechs Pferde kräftigen Maschine, als den ein oder zwei Pferde kräftigen Gespannen der Herren Basson u. Comp., Schlütter, Koops ꝛc. anvertrauen wollen.

Die „Aline" ist, um es der fremden, civilisirten Mitwelt klarer zu machen, ein Lokalboot der Alster. Ein sonnverbrannter Steuermann, ein ernst blickender, den Gefahren der Reise gewachsener Kapitän, ein erprobter Maschinist, und ein Schiffsjunge, bilden die Mannschaft. Oft, namentlich in der Stunde, wo der Hamburger Patrizier die Börse verlassend, in den Kreis seiner Familie eilt und unterwegs sinnend die Erfolge seines Wirkens und Schaffens dieses Tages berechnet, ist „Aline" vollgefüllt. Die Herren sind aneinander gedrängt, und ihre Blicke sind laute Vorwürfe, welche die breiten Crinolinen der mitreisenden Platz raubenden Damen treffen. Die lieben Hamburger, denen der Hafen längst und großartig reproduzirte, was Fulton 1807 eingerichtet, stehen staunend am Jungfernstieg und auf der Lombardsbrücke und erfreuen sich der niedlichen, vollgepfropften „Aline", die mit dem schrillen Pfeifen — einem Riesenseufzer — geht und kommt.

Oft aber gibt es Stunden in der Woche, die auch „Aline" vereinsamt lassen, es kommt dann vor, daß die Zahl der Passagiere kaum die der Mannschaft des „Dampfers" übersteigt, und um solche Zeit beginnt unsere ernste Geschichte, aber auch schon das zweite Capitel derselben.

2.

Heirathsgesuch.

„Ein junger Mann von angenehmem Aeußern sucht ein gleiches Mädchen zur Frau. Seine Verhältnisse lassen ihn sorglos in die Zukunft blicken, doch würde ihm eine Frau mit einem ihrem Vermögen, neben der sonstigen lobenswerthen Eigenschaften, erwünschter, als eine mittellose, seyn. Briefe X. Y. Z. poste restante. Verschwiegenheit selbstverständlich." —

So erfüllten die „Hamburger Nachrichten" selbst im Inseratentheile ihre große kosmopolitische Aufgabe.

Der Schreiber dieses Gesuches „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" — war wirklich jung, wirklich angenehm, schon da er Vermögen hatte, und seine Heirathsabsicht war eine ernstliche.

Wer sich der früheren Illustrationen in den fliegenden Blättern erinnert, die den Heirathsgesuchen in den Zeitungen als Commentar dienten, wird sich über diese Versicherungen nicht wenig wundern.

Der Heirathssuchende hieß Julius Schulze oder Müller (uns genügt der Vorname), und der Tag unserer sehr abschweifenden Erzählung war der, welcher der eingerückten Annonce nachfolgte. Dieser denkwürdige Tag machte sich durch einen hellen, sonnigen Sommermorgen um so angenehmer, als Julius um die zehnte Stunde eine Reise per „Aline" antrat. Seine Personalbeschreibung gibt das Resultat, daß Julius gesunde Gesichtsfarbe, dunkle Haare und Augen, und einen jungen Bart hat. Seine kräftige Gestalt ziert moderne Kleidung und seinen Mund eine brennende Cigarre. Auf dem Schiffen befanden sich noch ein Dienstmädchen und ein Bursche. Die drei Reisenden langten unter stillen Betrachtungen endlich am Mühlenkamp an, und bis auf einige kleine Boote war ihnen unterwegs nichts begegnet.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

J. J v. Tschudi berichtet über eine merkwürdige Lufterscheinung aus Jakobshof bei Wiener-Neustadt: „Am 24. September d. J. befand ich mich in meinem Revier in einem alten Tannenwalde mit zwölf Schützen auf der Jagd. Fünf Minuten vor halb 12 Uhr Mittags ertönte plötzlich ein gewaltiger Knall, wie von einem schweren Geschütze; ihm folgte eine Reihe von Knallen, die ich indessen nur dem Echo zuschreibe; mehrere Personen wollen zwei fast gleich starke Knalle gehört haben. Einige Sekunden nach dem Knalle beginnt in der Luft ein unerklärbares Schwirren, Sausen und Brausen, das von Sekunde zu Sekunde stärker wird. Die Atmosphäre war ruhig und doch regten sich die Gipfel der Bäume, wie wenn gegen sie angedrückt würde. Zu mir, ich stand am Fuße einer mehr als 100 Fuß hohen Tanne, kam das Geräusch von OSO; was aber das Sonderbarste dabei war, es senkte sich von der Höhe herunter. So wie das Brausen bis ungefähr die halbe Höhe der Tanne herunter gekommen war, hörte es auf; ich kann aber nicht sagen, daß es sich entfernte. Ich kann versichern, daß ich außer dem starken Erdbeben an der Westküste Südamerika's in meinem Leben kein so ergreifendes und unheimliches Phänomen beobachtet habe. Es ist schwer, das Gebrause genau zu definiren; ich könnte es am besten dem Geschwirre eines riesenhaften Kreisels vergleichen. Wie es Andern vorgekommen ist, möge man aus einigen Aeußerungen der übrigen Jäger schließen. Oberstwachtmeister Fischer, der etwa 10 Minuten von mir entfernt stand (aber auf gleicher Höhe),

glaubte im ersten Augenblick, es hebe sich ein mächtiger Adler vom Baume, unter dem er stand, auf. Einer der Schützen rief seinen Kameraden zu, es steige ein Schwarm Hornissen vom Baumgipfel herunter, er sey schon bis zum halben Baume gekommen. Ein Dritter, der viel höher als wir neben einem Stoß Scheiter stand, sprang weit weg, indem er, wie er sich ausdrückte, glaubte, der ganze Holzstoß werde lebendig. Nach seiner Ansicht kam das Geräusch aus den Scheitern. Jeder verglich das Brausen mit etwas Anderem. Meine Knechte sagten mir Abends, sie hätten geglaubt, „der Himmel falle ihnen auf den Kopf." Auf den Feldern ließen die Leute ihre Arbeit stehen und rannten zu einander. Bis jetzt habe ich konstatirt, daß diese Erscheinung im Umkreise von fünf Quadratmeilen mit gleicher Nachhaltigkeit und Kraft gehört wurde. Auf alle Beobachter war der Eindruck der unheimlichste, den man sich denken kann, umsomehr, da die Erscheinung nicht blos augenblicklich war, sondern fast eine Viertelminute andauerte. Jeder erwartete mit Bangen ein gewaltiges Etwas, das noch kommen sollte, wenn das Brausen ganz herunter stiege. Nach meiner Ansicht, die ich indessen, eines Besseren belehrt, gern aufgebe, läßt sich das Phänomen durch das Fallen eines Meteorsteines in unserer Gegend erklären. Ich glaube, es spricht der Knall dafür, der doch in ziemlicher Nähe gehört und sehr bedeutend war; ferner das Geräusch, das ich mir durch eine Dislokation der mit so bedeutender Schnelligkeit durchschnittenen Luftschichten erkläre."

Aus Breslau wird geschrieben: Als bei dem letzten Auftreten von Fräulein Bagdanoff eine junge, im Parterre sitzende, dem Anschein nach fremde Dame während des Tanzes der genannten Künstlerin aufstand, um Alles besser übersehen zu können, rief ihr ein hinter ihr stehender Herr, der deßhalb nichts sehen konnte, mit lauter aber höflicher Stimme „Setzen" zu. Die Angeredete, welche vom Tanze hingerissen, gar nicht daran dachte, daß sie nicht durchsichtig sey, hielt diesen Zuruf für ein Zeichen der Galanterie gegen sich und drehte sich freundlich zu dem in seiner Aussicht Behinderten um, indem sie erwiederte: „Ich danke sehr, ich bin nicht müde." Ein schallendes Gelächter belehrte sie indeß bald über ihr Mißverstehen und bannte sie dann während der ganzen Vorstellung fest an ihren Platz.

Der Berliner „Publizist" erzählt: „Wie sind Sie mit dem Angeklagten verwandt?" fragte hier kürzlich der Vorsitzende in einer mündlichen Verhandlung einen Zeugen von nicht ungefälligem Aeußern. — „Verwandt? verwandt wohl so eigentlich nicht," war die Antwort, welcher sich noch folgender ächt berlinischer Galimathias anschloß: „Aber er hat mir lange gegenüber gewohnt. Ja, gegenüber gewohnt hat er mir, aber verwandt werde ich wohl nicht seyn. Ne, verwandt bin ich wohl nicht. Ich glaube nicht. Nein, verwandt bin ich nicht."

Menge der Fischeier. Nach den Forschungen des Prinzen Lucian Bonaparte soll ein mittlerer Barsch 69,000, ein zwanzigpfündiger Hecht 160 000, ein Karpfen 187 000 ein Stör 1,400,000, ein Kabliau aber 3,316 000 Eier haben.

Der russische Componist Hr. v. Lassareff hat dieser Tage in Wien ein Concert gegeben und darin seine „neue Musik im Geiste und Charakter der Slaven" aufgeführt. Der Componist hatte bis zum Tage der Aufführung mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, indem die Choristen, von den zahlreichen in den russischen Schlachtchören vorkommenden „Hurrahs" ermüdet, das Wettersingen verweigerten. Auch die Art und Weise, wie Hr. Lassareff bei den Proben taktirte, erregte ob ihrer völligen Neuheit einige Mißverständnisse. Er dirigirte nämlich mit einem goldknopfgeschmückten Spazierstöckchen, das er nicht, wie man es gewöhnt ist, nach den Ecken bewegte, sondern fortwährend im Kreise schwang.

Räthsel.

Ich krieche still einher;
Setzt einen Fluß voran,
Und wißt, daß kein Friseur
Mich dann entbehren kann.

Auflösung des Räthsels in № 137:
Rüssel — Brüssel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 139. Sonntag, 20. November 1859.

Prolog und Festrede
zur
Schillerfeier in Zweibrücken
am 10. Nov. 1859
von Professor J. M. Fischer.

Prolog.

Schiller — feierlicher Klang! Wie viele Herzen erbeben in freudiger Rührung, wenn in dieser Stunde die Telegraphie allgemeiner Verehrung deinen Namen durch die Länder der Kultur hinträgt, wie Festtags-Glockenklang, der aus dem Erdengewirre zur stillen Sammlung einladet in das Heiligthum deutschen Gemüthes — der aus den Niederungen materieller Getriebes erhebt zum Schwunge in die Welt der Ideale — der die ängstlichen Sorgen im bekümmerten Herzen redlicher Vaterlandsfreunde, wie weinende Kinder, auf Augenblicke wenigstens in Schlummer wiegt.

Schiller — feierlicher Klang! Wie klingst du so traut, so heimathlich, nicht blos in den Thälern deines heimathlichen Vaterlandes — du bringst hinaus über die buntfarbigen Marken vereinter und nicht vereinter Länder mit so vielen Mundesarten, mit noch mehr Gesinnungs- und Denkungsarten! Du schwingst dich kühn hinweg über die hohe Wasserscheide von Nord- und Süd-Deutschland — du lautest heimisch nach allen Himmelsgegenden wie im Herzen deines Geburtslandes!

Schiller — feierlicher Klang! Du hast einen guten Klang, der sich nicht verstimmt unter den Einflüssen politischer Wetterwendigkeit, der nicht verstummt unter dem Mißklange kirchlicher Disharmonie — dein ernster Mahnruf lautet von Land zu Land noch fort und fort in der Stunde der Gefahr: Seyd einig, einig, einig! — und dein Segenswunsch zur Glockenweihe der Concordia schallet von Stadt zu Stadt:

> Freude dieser Stadt bedeute,
> Friede sey ihr erst Geläute.

Schiller — feierlicher Klang! Dein Name dringt heute weiter als die deutsche Zunge klingt — hinauf zu den stamm- und sprachverwandten Herzen jenseits des Kanals im Norden — hinein in den romanischen Westen, so weit hinaus in den slavischen Osten — und wenn er gegen Süden „über den Bergen" weniger Anklang findet, so schallt er um so lauter aus den Schweizer-Alpen als Echo in die Heimath zurück. — Der Glaspallast in London ergänzt heute von der Verherrlichung deines Namens — die Weltstadt an der Seine bringt dir ihre Huldigung in den elysäischen Feldern — und die Prachtstadt des Czaaren an der Mündung der Newa feiert dein Geburtsfest so theilnahmvoll wie das idyllisch stille Weimar, die bethlehemitische Wiege deines Ruhmes und des Ruhmes deutscher National-Literatur, der dort aufstieg als Morgenstern und einen neuen Tag verkündete.

Selbst jenseits des Ozeans feiern deine ausgewanderten Landsleute dein Angedenken, das treu mit ihnen wanderte, mit ihnen siedelte in New-York, wie allenthalben in neuen Wohnstätten des neuen Erdtheiles zur Lichtung, wie der Wälder so der Geister.

Dein hundertjähriges Geburtsfest begeht heute alle Welt, so weit Kultur nicht blos des Landes sondern des Geistes drang — und auch wir glauben es würdig zu begehen, wenn wir in dem großen Concerte, in welchem die gebildete Welt zu deiner Verherrlichung wetteifert, den einfachen Dreiklang anzustimmen wagen, aus welchem die Größe deines Ruhmes und die Harmonie allgemeiner Verehrung stammt,

den Dreiklang: Schiller der Philosoph — Schiller der Geschichtschreiber — Schiller der Dichter.

Festrede.

Wie reich und großartig auch der Inhalt der Geschichtbücher des Jahrhunderts seyn mag, welches von Schiller's Geburt bis zur gegenwärtigen Feier derselben verflossen ist — Schillers Name strahlt hoch und hell genug, daß er als Huldgestirn zur Erleuchtung und wohlthätigen Erwärmung hervorglänzt über den finsterkalten Nachtstücken wie unter den lebenswarmen Lichtbildern, welche das Panorama der Geschichte dieses Jahrhunderts dem Auge sinniger Betrachtung darstellt.

Kämpfte Schiller auch nicht mit der Schärfe des Schwertes, so kämpfte er mit dem schärferen Schwerte des Geistes für die unantastbaren Güter der Menschheit — und was er in diesem heiligen Kriege von dem Tempelgute der Menschheit siegreich erworben, hat er nicht wie ein Eroberer in die Bücher der Weltgeschichte mit Blut geschrieben, sondern durch die Macht seines Geistes in Dichtung verherrlicht zur Verwirklichung im Leben.

Ihm war auch „die Bühne eine moralische Anstalt" — und wenn er „über die ästhetische Erziehung des Menschen" schrieb, war er aus eigener Erfahrung überzeugt „von dem moralischen Nutzen ästhetischer Sitten". Er löste praktisch die theoretische Frage: „Zu welchem Ende studiet man Universalgeschichte" — und seine philosophischen Abhandlungen: über das Pathetische — über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen — über die tragische Kunst — über Anmuth und Würde — über die nothwendigen Grenzen im Gebrauche schöner Formen — über das Erhabene — sie zeugen alle dafür, wie erhaben der Schwung seines Geistes war, und wie weit nach dem Zeugnisse des andern Dioscuren, mit welchem er im Standbilde zu Weimar den Lorbeer des Verdienstes theilt, „wie weit unter ihm lag das Gemeine."

Er war deutscher Denker, wie in seiner Dichtung so in seinen philosophischen Forschungen und Entwickelungen, wie sie der Morgenstern deutscher Denker seines Jahrhunderts, wie sie Kant naturgesund angeregt, aus dem Nebel an das Licht hervorgeführt und lebenskräftig an die Nachwelt vererbt hat, mochten sie auch im Wandel der Zeiten manche Wandelung erleiden, und schwächlichen Augen selbst zum Aergernisse werden.

Schiller's Vernunftanschauung, seine Idealität, erhebt sich auf Grund und Boden positiver Realität des faßbaren Wirklichen im Leben, Wissen und Können, sie erhebt sich aus Grund und Boden der Geschichte der Menschheit, in welcher die Ideen des Wahren, Guten und Schönen, freilich nur durch trübe Mittel, sichtbar werden, ja nicht selten durch menschliche Entartung in ihr Gegentheil umschlagen, und in widriger Verzerrung oder völliger Verkehrtheit den tiefen Grund von Gemeinheit zeigen, bis zu welchem der entartete Mensch herabsinken kann. — Je tiefer aber die Gemeinheit unter Schiller lag, desto höher und zugleich realer, wirklicher und wesenhafter erhob sich seine Idealität.

„Höhere Geister sehen die zarten Spinngewebe einer That durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen, und vielleicht an die entlegensten Grenzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen, wo der (gewöhnliche) Mensch Nichts sieht, als das in freier Luft schwebende Faktum; aber der Künstler wählt für das kurze Gesicht der Menschheit, die er belehren will, nicht für die scharfsichtige Allmacht, von der er lernt."

In diesem Bekenntnisse Schiller's liegt das Geheimniß seiner Wirksamkeit wie der Wirksamkeit aller großen Geister — ein Faktum gibt den Anstoß zum Aufschwunge des Geistes in die Vogelperspektive, von welcher dieser den ganzen Gesichtskreis aller Ursachen und Wirkungen überschaut und beherrscht.

Idealer Schwung der Einbildungskraft ohne nüchternen, gediegenen Verstand, der auf sichere Wahrnehmung positiver Realität sich stützt, verliert sich in Schwärmerei und verschwimmt im Nebel der Verirrung; diese Gefahr liegt nahe, wenn die Wissenschaft sich vom Leben trennt, und in ihrer Abgezogenheit, Abstraktion, auf die Zurechtweisung durch die konkrete, mit dem Leben verwachsene Wirklichkeit nicht mehr achtet. „Die Philosophie erscheint immer so — schreibt Schiller 1795 an Göthe bei Uebersendung des Gedichtes: „Die Weltweisen" — wenn sie aus eigenen Mitteln, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zugestehen, das Wissen erweitern, und der Welt Gesetze geben will."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abenteuer auf der „Aline“.

(Schluß.)

3.

Julius hatte keinen besonderen Reisezweck. Für wissenschaftliche Forschungen war das Terrain nicht geschaffen, er wollte die Wasserluft zur Appetiterregung gebrauchen, und deßhalb entschloß er sich, bald wieder die Rückreise anzutreten. Bevor aber „Alinens“ Stimme diese ankündigte, hüpfte eine junge Dame vom Steg auf die Bank dicht neben unsern Helden. Er kam dem dienstfertigen Capitän zuvor und reichte der einzigen Reisegefährtin die vermittelnde Hand. Dankend ergriff Pauline, denn so hieß die Dame, dieselbe, und nahm ihren Platz nahe dem jungen Manne ein.

Das Fräulein war eine angenehme, frische Gestalt mit lebhaften blauen Augen und in einer Toilette, die viel Sorgsamkeit verrieth. Julius warf die Cigarre weg, lüftete den Hut, strich die Haare zurecht, und machte alle Anstalten, um die 15 Minuten Reisezeit zu einem Gespräche mit der ihm sehr interessant scheinenden Blondine zu verwenden.

Nachdem er zuerst das Wetter, dann die Einrichtung der „Aline“ belobt hatte, und Pauline mit seinen Ansichten völlig übereinstimmte, stockte der so geistreich angelegte Dialog. Man war bei der Lombardsbrücke, und Pauline erhob sich, um die gedrückten Falten ihres leichten Kleides in die gehörige Ordnung zu bringen. Beim Schlichten derselben entfiel ihr ein Briefchen.

Die Maschine pfiff, Julius bückte sich, um den Brief aufzuheben, und mit zitternder Hand übergab er ihn der sanft erröthenden Dame.

Das Schiffchen näherte sich der Landungsbrücke.

„Mein Fräulein,“ flüsterte Julius rasch, „wenn Ihnen das Wohl oder Wehe eines Menschen nicht gleichgiltig ist, so verlassen Sie dieses Schiff nicht, und gewähren Sie mir die Gunst, die Gnade, mit demselben wieder zurückzufahren.“

Erstaunt sah das Mädchen in das angenehme Gesicht des jungen Mannes. „Mein Herr“ — — wollte sie entgegnen.

„Ich werde Ihnen jede erwünschte Auskunft geben,“ — fiel ihr Julius in's Wort — „gewähren Sie mir diese dringende Bitte, deren Wichtigkeit Ihnen bald klar werden wird. Bleiben Sie! ich bitte Sie mit der ganzen Kraft meiner Seele — hier befinden wir uns ungestört — Sie sind ja sicher, sollte Sie mein sonderbares Benehmen ängstlich machen.“

Der Capitän sammelte die Passagegebühr, und lächelte ein wenig, als er bemerkte, daß die beiden Reisenden keine Anstalten machten, das Boot zu verlassen. Pauline war nachdenklich. Ihr Auge blieb am Boden geheftet, in ihren Händen der Brief. Wieder pfiff es, das Schiff lenkte ab, der Zufall war günstig, Julius und Pauline blieben allein und ungestört.

4.

„Mein Fräulein“ — sprach nach tiefem Athemzuge Julius, „ich werde mich sehr kurz fassen. Zuerst danke ich Ihnen mit Innigkeit für Ihre Güte.“ — Er wollte ihre Hand erfassen.

„Lassen wir das, mein Herr,“ entgegnete die junge Dame mit Erröthen, ihre Hand frei machend. „Warum ich Ihren Worten, Ihren Bitten Folge leistete — ich weiß es selbst nicht — nun aber ersuche ich Sie, kommen Sie zur Sache.“

„Der Brief in Ihrer Hand, mein Fräulein,“ begann wieder der junge Mann — „die Chiffre darauf, die ich zufällig erblickte — mein Fräulein, mein theures Fräulein,“ rief Julius etwas zu laut und fortgerissen von jugendlich-stürmischer Empfindung — „das sind die Ursachen meiner dringenden Bitte. Glauben Sie es, Eben werden im Himmel geschlossen, ein Augenblick genügt, daß sich zwei Herzen finden, — mein Lebensglück liegt in Ihrer Hand, und wie ich hoffen darf, haben Sie wohlwollend entschieden, da Sie sich überhaupt entschieden haben. — Mein Fräulein, blicken Sie nicht starr, nicht verwundert, begreifen Sie meine Aufregung — denn dieser X. Y. Z. bin ich, ich Julius S. — ich, der ich dem Schicksal für diesen glücklichsten Zufall des Zusammentreffens mit Ihnen ewig dankbar bleibe!“

Mit unbeschreiblichem Erstaunen starrte Pauline in das Gesicht des jungen Menschen, welches seine innere Aufregung lebhaft abspiegelte. Wie erschreckt rückte sie von ihm und sah ernst und verlegen auf das Briefchen mit den verhängnißvollen Buchstaben.

Endlich sprach sie mit sanfter und zitternder Stimme: „Wie ich Sie verstehen soll, mein Herr, weiß ich beim Himmel nicht. Ich halte Sie eines Scherzes, der wie dieser unbegreiflicher der Unbescheidenheit nahe käme, nicht für fähig. Vor Allem bitte ich Sie um nähere, um die deutlichste Aufklärung, und bemerke Ihnen noch, daß das Briefchen in meiner Hand, der Post bestimmt, von meiner Schwester geschrieben ist.“

„Von Ihrer Schwester?“ — dehnte Julius seufzend.

Digitized by Google

„Ja, von meiner Schwester, der Frau des Doktor S."

„Eine Frau — die Frau des Doktor S. — schrecklich!" hauchte der erschreckte Jüngling.

Das Pfeifen des Schiffes klang noch mal so gellend, als sonst. „Aline" näherte sich der Rabenstraße.

Julius griff rasch in die Brusttasche. Stumm überreichte er dem Fräulein die Hamburger Nachrichten, und zeigte ihr das unbekannte Heirathsgesuch. Das Fräulein las. Ihre Mienen heiterten sich auf, ein lautes Lachen verhinderte sie, zu sprechen — das Blatt entfiel ihrer kleinen Hand, mit denen sie ihr Gesicht bedeckte.

Nun war das Staunen auf Julius Seite. Pauline aber hob schnell das verhängnißvolle Zeitungsblatt wieder auf, suchte darin, und deutete mit schwer unterdrücktem Lächeln auf eine Stelle.

Diese Stelle aber lautete folgendermaßen:

„Eine gut empfohlene Amme sucht sogleich eine Stelle. Gütige Offerten: X. Y. Z. poste restante."

Die Gefühle bitterer Enttäuschung, der jähe Fall aus einem geträumten Himmel ist so schwer beschreiblich, daß wir lieber schweigen.

5.

Am Mühlenkamp, den das junge Paar schweigend erreichte, stieg Paulinens Mutter ein.

„Du hier, — zurück — schon zurück, ohne mich in der Stadt zu erwarten?" — sprach sie die liebe Tochter an.

„Madame," wandte sich Julius höflich ihr zu, — „gestatten Sie mir, Ihnen diese Sache zu erzählen."

Und er klärte auf.

6.

Die „Aline", der Schauplatz einer wunderbaren Geschichte, führte unsere drei Freunde wieder der großen Hansestadt zu. — Julius hatte viel erklärt, sich selbst vorgestellt, und sein Name war Paulinens Mutter bekannt. Er ward aufgefordert, ihr Haus zu besuchen, denn eine Mutter ist klug.

In Hamburg schied man, und Pauline war den ganzen Tag über schweigsam.

Die Amme wurde aufgenommen. — Und Julius? — überreichte bald darauf mit glückseligen Gefühlen seiner reizenden Braut ein zierlich gearbeitetes Modell des Alsterdampfbootes „Aline".

Mannigfaltiges.

Der russische Luftschiffer Wlh. Berg will sich, wie die deutsche „St. Petersb. Ztg." aus St. Petersburg schreibt, von dem Amerikaner Lowe die Palme nicht entreißen lassen, und ist gegenwärtig in seinem Atelier, in der ehemaligen Tscherkessen-Kaserne, eifrig beschäftigt, auch seinerseits einen monströsen Luftkoloß, ein concurrirendes Pendant zu dem in Amerika im Entstehen begriffenen Leviathan-Luftschiffe „City of New-York", zu erbauen. Der neue Riesenballon soll an Größe und Tragkraft alle bisher in Europa verfertigten Luftschiffe übertreffen, denn derselbe wird bis 30 Personen aufheben können, während noch nirgendwo mehr als 6 Individuen zu gleicher Zeit aufgestiegen sind. Die Liebhaberei für Aëronautik hat in St. Petersburg so sehr Platz gegriffen, daß sich mehr als 100 Luft-Passagiere zu den im vergangenen Sommer hier vollführten Luftfahrten gemeldet haben, die nicht in der kleinen Gondel des Krönungsballons „Moskwa" untergebracht werden konnten. Herr Berg läßt nun für solche Amateurs eine große, elegante, comfortabel eingerichtete Gondel bauen, in welcher die Luftreisenden, auf bequemen Polsterstützen, die verschiedensten Gegenden von der Vogelperspektive aus werden anschauen können. Es sollen Luftfahrten in großartigem Maßstabe unternommen werden; man spricht sogar von tausenden von Werften, die man zurückzulegen beabsichtigt.

Räthsel.

Die Erde war's, die mir das Leben gab;
Mein Haupt stieg in die Luft und wuchs von Jahr zu Jahre!
Das Eisen war mein Tod, das Wasser meine Bahre;
Das Feuer ist mein Grab.

Auflösung des Räthsels in № 137:
Made — Pomade.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 140. Dienstag, 22. November 1859.

Prolog und Festrede
zur
Schillerfeier in Zweibrücken
am 10. Nov. 1859.

(Fortsetzung.)

Immerhin beachtenswerth bleibt daher der Sinn jener klassischen Sage: Antäos, der Gigante, sey unbezwingbar gewesen, so lange er mit der Mutter Erde in unmittelbarer Berührung blieb, doch leicht besiegt, als Heracles dieser Berührung ihn entrückte. Der Mensch in seiner Stellung zwischen materieller und geistiger Welt verliert seine Haltung in Leben, Kunst und Wissenschaft, wenn er in Ueberschwenglichkeit dem Grunde positiver, realer Wirklichkeit sich entrückt; er versinkt dagegen in der Tiefe gemeinen Materialismus, wenn die Schwungkraft idealen Strebens ganz in ihm erlahmt. Die Gegenwart schwebt zwischen beiden Klippen vielleicht gefährlicher als irgend eine andere Zeit; darum ist es rathsam nicht blos sondern heilsam, an der gigantischen Kraft eines Geistes wie Schiller festzuhalten, und durch solche Berührung sich zu wahren vor Verirrung.

Schiller erwies die Kraft seines Denkens und zugleich den Schwung seiner Idealität auch in seinen geschichtlichen Werken.

„Wo keine Thaten geschehen, da schweigen die Sänger" — aber auch die Geschichtschreiber, wenn sie nicht in altergraue Vergangenheit sich vertiefen, im Staube von Archiven sich vergraben, oder mit Wichtigkeit über eine Nichtigkeit sich ereifern. Thatenreiche Zeit bildet tüchtige Geschichtschreiber. Mancher bescheidene Stadtschreiber bewährte sich als ehrenwerthen Chronisten, wenn die Geschichte seiner großen oder kleinen Reichsstadt seiner Feder Stoff gewährte. Selbst ein tüchtiges Stück Geschichte erlebt zu haben, das ertheilt dem sonst naturbegabten Geschichtschreiber erst die wahre Weihe.

Schiller hat eine thatenreiche Zeit durchlebt; er hat sich darin zum Geschichtschreiber gebildet durch die Schule des Lebens; und die Vorbereitung dazu gab ihm die Karlsschule, die freilich noch nach keinem revidirten Schulplan eingerichtet war. Ein rüstiger Vertreter der höchsten Interessen und heiligsten Güter der Menschheit, griff Schiller mit kühner Hand nach den gehaltreichsten Stoffen, aus welchen die Weltgeschichte aller Zeiten geschaffen und gebildet ist. Der Hochflug seiner Begeisterung, sein menschlich theilnehmendes Gefühl für Wohl und Wehe der Menschheit, welches durch die Erfahrungen seines eigenen Lebens fortwährend in Anregung erhalten ward, sein naturgesunder Sinn für Geschichte, welche diesen Namen in Wahrheit auch verdient — diese Eigenschaften in seltenem Vereine ließen seine geschichtlichen Studien nie verkümmern in Vergamentrollen, Zahlen- und Geschlechtsregistern; sie trugen ihn empor auf den Hochpunkt allgemeiner Uebersicht und gründlicher Einsicht, und tauchten ihn tief genug in die Lebensquellen, aus welchen die leibhaftige Geschichte der Menschheit entspringt, und in welchen jedem denkenden und fühlsamen Menschen die Tiefe menschlicher Versunkenheit, wie die Höhe menschlicher Größe sich spiegelt.

Sein durchdringender Blick durchschaute die Kabinetsgeheimnisse des menschlichen Herzens mit seinen Leidenschaften, Lüsten und Lastern wie mit den besseren Regungen und menschlichen Tugenden der Selbstbeherrschung und Aufopferung für das Wohl der Mitmenschen im Einzelnen nie im großen Ganzen. So ausgestattet schuf er nach ernstlichen, sorgfältigen Studien die beiden Geschichtwerke: „Abfall der Niederlande" und den „dreißigjährigen

Krieg", zwei weltgeschichtliche Ereignisse, in welchen, in den damaligen Ländern der Kultur Freiheit und Knechtschaft des Leibes, des Geistes und des Gewissens unter weltlicher und geistlicher Herrschaft ein volles Jahrhundert im blutigsten Kampfe auf Leben und Tod wider einander rangen.

Und jeden Stoff kleidet Schiller in eine Form voll Anmuth, Würde und Erhabenheit, wie als Philosoph und Geschichtschreiber, so zumeist als Dichter; darum lieben ihn als Mann des Volkes die Völker, darum ehren ihn als Fürsten im Reiche der Dichtung Fürsten und Könige, darum huldigt ihm als Bannerträger edler Menschlichkeit der Adel der Menschheit, die Humanität. — Aus urkräftigem Borne klassischen Alterthums entsprungen, sind die Schöpfungen seines Geistes selbst klassisch, und zugleich Vermittler zwischen Klassizität und Modernität. Ein richtiges Verständniß seiner Dichtungen führt nach einer Seite zur Bekanntschaft mit Mythe und Geschichte klassischer Vorzeit, nach der andern Seite zur Kenntniß mittelalterlicher und moderner Zustände.

Als gemüthvoller Deutscher ist er mit Vorzug der Dichter des deutschen Volkes. Aus seiner lyrischen Dichtung spricht deutsches Herz zu deutschem Herzen, und aus seiner epischen deutsches Gemüth zu deutschem Gemüthe, aus seinen Sinngedichten deutscher Geist zu deutschem Geiste, aus seinen Dramen deutscher Charakter zu deutschem Charakter. Wer darum in Wahrheit deutschen Sinnes ist, deutsch denkt und fühlt, der kann Schiller's Feind nicht seyn; wer an Schiller Aergerniß nähme, dem wäre es ein Aergerniß, daß die Erde sich bewegt, und daß die Sonne leuchtet und daß er nicht die Macht besitzt, das Licht der Sonne auszulöschen und die Bewegung der Erde in ewigen Stillstand zu bannen.

Seine Lieder klingen lieblich wie Junius-Lieder, nicht so lange nur, als die Rosen blühen und die Nachtigallen schlagen; sie überdauern die Gluth des Sirius, jenes sengenden Gestirnes, nach welchem der Deutsche die schwül drückenden Tage benennt, die ihm nicht gefallen. Seiner Lieder Silberklang verstummt nicht unter dem Reife des Spätherbstes, erstirbt nicht unter dem Schnee winterlichen Alters. Schiller's Muse „theilet jedem eine Gabe, dem Früchte, jenem Blumen aus; der Jüngling und der Greis am Stabe, ein jeder geht beschenkt nach Haus"

„Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder, und herrschet weise im häuslichen Kreise, und lehret die Mädchen und wehret den Knaben, und regt ohn' Ende die fleißigen Hände und mehrt den Gewinn mit ordnendem Sinn — und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer, und ruhet nimmer."

Darum: Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben!

Doch: Prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz
zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz — die Reu' ist lang.

Seine Xenien dagegen spiegeln voll Witz und Scharfsinn, wie scharf geschliffene Diamanten von feinstem Wasser, in Miniatur-Bildern die Zustände von Literatur und Leben seiner Zeit.

In seinen Dichtungen epischer Art tritt der geschichtliche Hintergrund durch den Zauber der Dichtung stereoskopisch hervor, mögen im „Taucher" die Wunder des Meeres aus dem Abgrund auftauchen, oder Sänger und Kaiser beim festlichen Krönungsmahle zu Aachen stehen „auf der Menschheit Höhen".

(Fortsetzung folgt.)

Ein Billet zur ersten Klasse.

An einem trüben, nebeligen Novembermorgen fuhr ein Omnibus, mit Passagieren und Gepäck beladen, in den Anhaltischen Bahnhof in Berlin. Der Omnibus war durch irgend einen Zufall unterwegs aufgehalten worden und langte zu spät vor dem Bahnhofe an. Der Zug sollte in fünf Minuten abgehen, und das Signal dazu war bereits durch das dritte Läuten der Glocke gegeben. Kein Wunder daher, daß die Passagiere des Omnibus und verschiedene andere Spätlinge sich hastig an die Billetbüreaux drängten, wo schon eine ziemliche Menge Leute versammelt war, die alle noch mit diesem Zuge befördert werden wollten. Der Kassirer hatte alle Hände voll zu thun, und das Drängen und Stoßen vor seinem Fenster verrieth echt berlinische Lebhaftigkeit und Ungeduld.

Unter den zwölf Passagieren, welche im Innern des Wagens gesessen waren, befand sich auch ein schüchternes junges Fräulein, einfach in weiße Trauer gekleidet. Sie war die Letzte gewesen, die den Wagen verlassen hatte, und wartete nun ruhig vor dem Büreau, bis Alle, welche ihr entweder zuvorgekommen oder gefolgt waren, sich mit

Digitized by Google

Billeten versehen und in die Wägen begeben hatten; dann erst trat sie vor und bat den Kassier am nächsten besten Fenster um ein Billet nach der Stadt B., wobei sie zugleich vier Thaler aus ihrer Börse nahm und auf den Zahltisch legte.

„Das reicht noch nicht, mein Fräulein! es fehlen noch ein Thaler und fünfundzwanzig Silbergroschen:" rief der Kassier ungeduldig; „beeilen Sie sich, oder der Zug fährt Ihnen vor der Nase davon!"

Das arme Kind war in tödtlicher Verlegenheit; es war sein erster Ausflug in die Welt und die erste Reise auf der Eisenbahn, und da war es denn in seiner Unerfahrenheit an die Kasse der Billets erster Klasse anstatt die der zweiten gegangen und hatte noch nicht einmal seinen Irrthum bemerkt. Ein Billet, bereits gestempelt und für sie bestimmt, lag auf dem Zahltische neben ihrem Gelde und sie sollte es erhalten, sobald sie den Rest der Summe vollends zulegte. Allein sie sah es nicht einmal, denn sie durchstöberte emsig ihre Börse und ihre Tasche, um den fehlenden Betrag zusammenzubringen. Jedoch vergebens! ungefähr ein halber Thaler war der ganze Betrag, den sie noch in ihrer Börse hatte; ihr übriges Geld lag in ihrem Koffer, welcher bereits mit dem übrigen Gepäck in den Packwagen gebracht worden war. Der Kassier lächelte ziemlich höhnisch, als er das Billet wieder zurücknahm mit der Bemerkung, die siebzehn Silbergroschen, welche hier liegen, könnten nicht helfen.

Das erschrockene Mädchen hatte wenig Zeit mehr zum Denken, geschweige denn zum Handeln, denn eben rief der Portier in den Wartsaal hinein: wer noch mit dem Zuge fort wolle, der möge sich beeilen, denn derselbe sey im Begriffe, abzugehen.

Die Verlegenheit des jungen Mädchens wuchs, denn es war abgemacht, daß sie gerade mit diesem besonderen Zuge in B. eintreffen sollte, wo sie von Verwandten erwartet wurde. Eine namenlose Angst befiel sie, sie möchte mit diesem Zuge nicht mehr fortkommen, und ihr Koffer ohne sie befördert werden. Schüchtern stellte sie dem Kassier ihre Lage vor und fragte, ob sie nicht ihren Koffer nach vom Packwagen herunterschaffen lassen könne, in welchem Fall ihr — vorausgesetzt, daß sie noch Zeit dazu haben würde — die Möglichkeit gegeben wäre, ihr Geld aus demselben zu nehmen. Der Kassier schüttelte mit spöttischem Lächeln den Kopf. Plötzlich schoß dem jungen Mädchen ein anderer Einfall durch den Kopf, welcher raschere Hilfe versprach.

„Würden Sie nicht die Gewogenheit haben," fragte sie eifrig, wiewohl mit zaghaft zitternder Stimme, „dieses Armband hier einstweilen als Pfand für den Rest der Summe anzunehmen? ich werde es morgen oder übermorgen durch eine Verwandte auslösen lassen!" Dabei nahm sie ein Armband von Haar mit goldenem Schlosse vom Handgelenke ihrer Rechten und bot es dem Kassier, der es jedoch mit gleichgiltigem Lächeln zurückwies.

In diesem Augenblick trat ein wohlgekleideter Herr, welcher schon eine kleine Weile hinter ihr gestanden war, neben sie, nahm den Hut ab und sagte verbindlich: „Ich reise ebenfalls nach B.; erlauben Sie mir, mein Fräulein, daß ich einstweilen den Betrag Ihres Billets für Sie auslege?" und ohne ihre Antwort abzuwarten, legte er einen Zehnthalerschein auf den Zahltisch und sagte zu dem Kassier: „Bitte, geben Sie mir zwei Billets nach B. und bringen Sie zugleich in Abzug, was an dem Preise des Billets dieser Dame noch fehlt!" Und ehe das überraschte Mädchen noch den Muth gefunden hatte, auch nur ein einziges Wort an diesen unverhofften Helfer in der Noth zu richten, überreichte ihr der fremde Herr bereits ihr Billet, nahm ihren Regenschirm und ihre Reisetasche vom Boden auf, bat sie, ihm rasch zu folgen, und führte sie durch den Wartsaal in einen der Wägen des Zugs.

Mathilde Selden — so hieß nämlich unsere junge Freundin — war in hohem Grade verblüfft über des fremden Herrn höchst unerwarteten Vorschlag und dessen rasche Ausführung; allein wenn sie auch Zeit gehabt hätte, sich diese Sache zu überlegen, wie sie sie jedoch nicht hatte, so ist kaum wahrscheinlich, daß sie sich lange darüber besonnen haben würde, ob sie seinen hilfreichen Vorschlag annehmen oder ablehnen sollte. In ländlicher Abgeschiedenheit aufgewachsen, war sie frei von aller Zimperlichkeit und noch gänzlich unbekannt mit aller conventionellen Abgemessenheit wie mit dem harten Urtheil der Welt, und der einzige, rasche Blick, welchen sie bei seiner Anrede auf das freundliche, wohlwollende Gesicht des Fremden geworfen hatte, flößte ihr vollkommenes Vertrauen in seine Herzensgüte wie in die Redlichkeit seiner Absichten ein. Instinktmäßig überließ sie sich daher seiner Leitung und sah sich, ehe sie noch recht wußte, wie ihr geschah, plötzlich in einem Wagen des Zugs, in welchen sie ihr Helfer gehoben hatte; und kaum war dieser hinter ihr in den Wagen gesprungen und hatte die Thüre hinter sich zugezogen, so setzte sich der

Zug in Bewegung und der Schaffner schloß die Thüre.

Erst das behagliche, wohlgepolsterte, mit Gardinen, Teppichen und Spiegeln versehene Innere des Wagens ließ Mathilde einigermaßen argwöhnen, was die eigentliche Ursache ihrer Vergnügenheit gewesen war; ein Blick auf das Billet, welches sie mit so vieler Mühe erlangt hatte, bestätigte diesen Argwohn — es war ein Billet erster Klasse und sie daher in einem Wagen dieser aristokratischen Abtheilung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Franzose hat aus China ein Schreibpapier und eine Tinte mitgebracht, welche die Eigenschaften besitzen, daß die letztere, wenn man damit auf das Papier schreibt, dieses, je nach ihrer Stärke, in einer gegebenen Anzahl von Tagen zerstört. Das Papier führt den Namen „auserlesene Klugheit", die Flüssigkeit heißt „göttliche Tinte". Die leichtfertigen Pariser denken sogleich daran, wie nützlich ihnen diese Schreibmaterialien bei ihren Liebesverhältnissen werden können. Noch mehr erfreue über diese „köstliche Entdeckung" ist natürlich das große Heer der Spitzbuben, wenn sie auch aus naheliegenden Gründen nicht davon sprechen. Den europäischen Chemikern würde es übrigens nicht schwer fallen, ähnliches Schreibmaterial herzustellen, wenn Dies irgend wünschenswerth wäre. Die Spitzbuben haben ohnedies schon Vortheile genug über die ehrlichen Leute, man braucht sie nicht noch künstlich zu vermehren.

(Heirathes-Antrag.) Ein Wittwer in den besten Jahren, der einige Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte, wünscht sich wieder zu verheirathen, wenn es ihm gelingen sollte, eine Lebensgefährtin ausfindig zu machen, welche mit folgenden Eigenschaften ausgestattet ist: Ein angenehmes Aeußeres, ohne es zu wissen; — die Kunst, sich gut zu kleiden, ohne viel an die Kleider zu hängen; — Bildung, ohne sich darauf etwas einzubilden; — das Talent der Unterhaltung, ohne die Leidenschaft, davon Gebrauch zu machen; — ein für ihren künftigen Gatten zärtliches Herz, ohne dasselbe zur Schau zu tragen; — ein Gemüth, welches mit Eifer sucht, dem Auserwählten zu gefallen, — ohne Eifersucht. — Sollte eine oder die andere auf diesen Antrag reflekturende Dame gar keine von obigen Eigenschaften besitzen, so genügt als Ersatz der notarialisch beglaubigte Ausweis eines Vermögens von 25 000 Franken Rente.

(Liebesgram eines fünf und sechzigjährigen Greises.) Vor einigen Tagen ist ein solcher, Grundbesitzer bei Dresden, aus Liebe gestorben, der sich vor wenigen Monaten mit einem siebenzehnjährigen Mädchen verheirathet. Früher kümmerte sich kein Mensch um den Alten und um seinen prachtvollen Garten. Doch in der letzten Zeit botanisirte das ganze Offizierkorps des Dorfes darin, und pilgerte unablässig zur Georgine des alten Blumisten. Trotz der ängstlichen Wachsamkeit fand letzterer doch eines Morgens seine Georgine nicht wieder. Sie wurde mit ihrem ganzen Schmuck an goldfarbigen Reizen und schimmernden Thaujuwelen entwendet, und, wie man hört, in ihr Stammland auf amerikanischen Boden verpflanzt. Seit jenem Ereigniß wehklagte der Alte und starb am — gebrochenen Herzen.

In der belgischen Gemeinde Gouy-lez-Piéton lebt eine aus 5 Personen, 3 Männer und 2 Frauen, bestehende Familie, alle unverheirathet, die zusammen 405 Jahre zählen. Das älteste Mitglied der Familie, ein Mädchen, ist 85 Jahre alt, das jüngste 77. Alle erfreuen sich der rüstigsten Gesundheit.

Räthsel.

(Zweisilbig.)

Die Erste war ein großer Held,
Der gar oft zog ins blut'ge Feld;
Die Zweite zeigt das Fürwort an,
Mit dem der alte Fritz benannte Jedermann.
Das Ganze war ein tiefdenkender Geist,
Dem man jetzt sehr viel Ehre erweist,
Weil er sich äußerst verdient gemacht
Durch seiner großen Dichtungen Pracht.

Auflösung des zweisilbigen Räthsels in № 139:
Das Flößholz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 141. Freitag, 25. November 1859.

Prolog und Festrede

zur

Schillerfeier in Zweibrücken

am 10. Nov. 1859.

(Fortsetzung.)

Vollends plastische Rundung gewinnt das Geschichtliche in seinen Dramen; diese sind die reifsten Erzeugnisse seines philosophischen Geistes, seiner dichterischen Begabung und seiner geschichtlichen Studien. Wie das antike Epos unter philosophischer Anschauung lebensvoller sich verjüngt in der Tragödie der Griechen, so gestaltet Schillers philosophisch-dichterischer Geist die Geschichte zum historischen Drama von ergreifendster Bedeutsamkeit, zur drastisch wirksamen Darstellung der belebtesten Epochen der Weltgeschichte in ihren allgemeinen Haupterscheinungen.

Sein allumfassender Geist versuchte sich in und an klassischen Werken antiker und moderner Literatur, bald in Uebersetzung bald in freier Nachbildung. Er kleidete Virgil's zweites und viertes Buch der Aeneide, die noch antikgehaltene Zerstörung Trojas und die schon romantischeren Abenteuer des frommen Aeneas, in das moderne Gewand achtzeiliger gereimter Strophe oder Ottava — übersetzte Iphigenie in Aulis und Scenen aus den Phönicierinnen des Euripides — gab in dem Parasiten eine Nachbildung französischen Lustspiels — übersetzte Picard's „Neffe als Onkel", und die Tragödie Phädra von Racine — versuchte sich im tragikomischen Märchen Turandot von Gozzi am italienischen Drama im romantischen Style — brachte endlich des dramatischen Heros Shakespeare's Macbeth auf die deutsche Bühne.

Indem er so der romanischen Literatur in italienischer und französischer Sprache, wie der antiken von Latium und Hellas, endlich der sprach- und geistesverwandten englischen Dramatik die Ehre gab, ehrte er nicht blos sein universales Humanitäts-Gefühl und die Allseitigkeit seiner geistigen Richtung, sondern auch die deutsche Sprache und Nation selber dadurch, daß er in seiner Muttersprache jene unvergänglichen Denkmäler errichtete, welche den Meisterwerken anderer Sprachen und Nationen würdig zur Seite stehen und in mancher Beziehung mit Vorzug sie überragen.

Durch Verkleinerung fremder Nationalität wächst die eigene nicht; sie wird nur um so kleiner, wenn sie über dem auch gerechten Tadel fremder Schwäche die eigenen Gebrechen übersieht. Durch würdige Anerkennung fremder Literatur führte Schiller im Vereine mit seinen Zeit- und Geistesgenossen die deutsche Sprache und Literatur in sicherem Fortschritt auf die Höhen des Parnasses.

So entstand Wilhelm Tell als charakteristischer Träger der geschichtlichen Rolle, welche die Schweiz von jenem vierzehnten Jahrhundert an bis heute in der allgemeinen Geschichte der Menschheit spielt — das fünfzehnte Jahrhundert vertritt die Jungfrau von Orleans mit der Oriflamme edelster Selbstaufopferung, die aus der Asche der Heldin in unvergänglichem Lichte für alle Zukunft leuchtet aus dem unseligen Kampfe Frankreichs gegen England. — Für die Hauptereignisse im sechzehnten Jahrhundert erscheinen: Fiesco wider Doria im Ringen um die Herrschaft in der Republik Genua — sodann Don Carlos in menschlich natürlicher Empörung gegen einen im politischen und religiösen Wahne befangenen, unnatürlichen Vater Philipp II. in Spanien — endlich Maria Stuart gegenüber Elisabeth, jede

eine Königin, beide von der Schlange politischer und kirchlicher Parteiung umstrickt, welche Spanien, Frankreich, England und die Niederlande abwechselnd zum Schauplatze unseliger Befehdung machte, und die, wenn leider noch nicht ihre Lösung, doch einen folgenreichen Abschnitt fand in dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland, welcher in der Trilogie: Wallensteins Lager, Piccolomini und Wallensteins Tod — das denkwürdigste Geschichtgemälde aus dem siebzehnten Jahrhundert zur Anschauung bringt.

In der Braut von Messina oder in den feindlichen Brüdern durchdringen sich antike, maurische und christliche Weltanschauung, wie sie dort örtlich sich zusammenfanden, um zu zeigen, wie, natürlicher Blutverwandtschaft zum Trotze, ungezügelte Leidenschaft allenthalben zu unnatürlichem Vernichtungskampfe treibt.

Die Räuber und Cabale und Liebe tragen nicht das Gepräge bestimmter Nationalität oder bestimmter Zeit; allgemein menschlicher Natur gehören sie jeder Zeit an, in welcher menschliche Leidenschaft, ohne besondere nationale oder zeitliche Färbung, unmenschlich frevelt im Kampfe roher Natur gegen Kultur, oder privilegirter Stände entarteter Natur gegen die natürlichen Zustände der Civilisation. Beide Dramen bringen das Allgemeine menschlicher Verirrung und Entwürdigung in einem besonderen Falle zur Anschauung, der wieder für alle Fälle gilt; so rein poetischer Natur, erregen sie auch das allgemeinste Interesse der Menge.

Die Huldigung der Künste endlich, dieses unerreichte Gelegenheitsdrama, in dessen Hintergrund das Mädchen aus der Fremde sinnig steht — welch ein Edelstein der Huldigung deutscher Muse, würdig des Diadems für die großfürstliche Huldin der Musen Maria Paulowna, Erbprinzessin von Weimar! — Der Werth dieses Diamantes liegt nicht in seiner Größe, wohl aber gerade bei seiner Kleinheit in der Kunst seiner Fassung und in der Krystall-Reinheit seines unvergleichlichen Glanzes, der: „wie der Iris schönes Farbenbild sich glänzend aufbaut aus der Sonne Strahlen" — so in Einem Strahle die sieben Künste spiegelt, durch jene Feinheit des Schliffes, wozu nur Schillers Geist die Demantkraft besaß.

(Schluß folgt.)

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Als Mathilde ihre Augen aufschlug, begegnete ihr Blick dem einer Dame von mittlerem Alter und freundlichen, wohlwollenden Zügen, deren Ansehen und Kleidung die Frau von Stande verrieth — der einzigen Mitreisenden außer dem hilfreichen Herrn, der sich in eine Ecke gedrückt, den Hut mit einer Reisemütze vertauscht und sich in einen Pelz gehüllt hatte und jetzt eine Zeitung hervorholte, in welcher er aufmerksam zu lesen schien.

Die Dame erwiederte freundlich Mathildens Begrüßung und sagte wohlwollend: „Erholen Sie sich doch, mein liebes Fräulein; mein Bruder hat mir von Ihrer Verlegenheit erzählt, und es war in der That eine sehr unangenehme, beengende Lage für eine so junge und ganz allein stehende Reisende! Darf ich so unbescheiden seyn, zu fragen, ob Sie noch weiter als bis B. reisen?"

Die Antwort auf diese Frage führte zu einer längeren Unterhaltung, in deren Verlauf Mathilde, von dem freundlichen Wesen ihrer neuen Bekannten ermuthigt, sogar keinen Anstand nahm, diese mit ihren einfachen Lebensverhältnissen bekannt zu machen, welche wir nun auch unseren Lesern mit einigen weiteren Zusätzen mittheilen wollen.

Mathilde Selden war das einzige Kind eines Kaufmanns in S., der einst für sehr reich gegolten und ein großes Haus geführt hatte, bis er eines Tages zur Einstellung seiner Zahlungen genöthigt war und sein ganzes Vermögen seinen Gläubigern abtreten mußte. Seine Frau, ein edles, rechtschaffenes Wesen, brachte ihr ganzes Vermögen zum Opfer, um einen gütlichen Vergleich mit seinen Gläubigern herbeizuführen und seinen guten Namen zu retten; allein kaum war dieses geschehen, so brach das verhängnißvolle Jahr 1848 aus, führte neue Verluste und unerwartete Verwicklungen herbei, und ruinirte den armen Selden vollständig. Von diesen harten Schicksalsschlägen beinahe zu Boden gedrückt, erkrankte der schwergeprüfte Mann und erlag schon nach wenigen Wochen dieser Krankheit.

Die Unredlichkeit eines Mannes, welchem die Auseinandersetzung von Selden's Angelegenheiten anvertraut gewesen war, vollendete noch den Ruin dieser Familie, und der armen Wittwe und ihrem Kinde blieb bald nichts Anderes mehr übrig, als die spärlichste Fahrniß. Zum Glück hatte Ma-

dame Selden einen unverheiratheten Bruder, der als Prediger in der Provinz lebte und der verlassenen Wittwe und Waise gerne eine Zufluchtstätte in seinem Hause gab. Zu ihm nun begaben sich Beide und fanden in dem stillen Pfarrhause und unter dem milden, freundlichen Zuspruch dieses Geistlichen bald jenen Trost und Frieden, welchen die Welt nicht geben kann, und blickten nun im Vertrauen auf ihren Vater im Himmel, der ja der Helfer von Wittwen und Waisen ist, ergebungsvoll in die umwölkte Zukunft. Der Pfarrer Berg unterstützte seine Schwester in der Erziehung ihres Kindes, und als diese schon nach einigen Jahren einem langsamen Siechthum erlag, zu welchem die früher ausgestandenen Sorgen und Aengsten den Grund gelegt hatten, so vertrat der würdige Mann an Mathilden Vaterstelle und erzog sie schlicht und recht und mit besonderer Berücksichtigung ihrer hilflosen Lage, welche die arme Waise unter Umständen dazu verurtheilen konnte, durch ihrer Hände Arbeit ihr Fortkommen in der Welt zu sichern.

Pfarrer Berg war vor einigen Wochen an einem Nervenfieber gestorben, welches in seiner Gemeinde epidemisch ausgebrochen war, und das er sich wahrscheinlich am Krankenlager eines seiner Pfarrkinder, in getreulicher Ausübung seiner geistlichen Hirtenpflichten, geholt hatte. Nun stand Mathilde wieder allein in der Welt und hatte keinen andern Freund und Beschützer, als eine alte Frau, die seit vielen Jahren die Wirthschafterin ihres Oheims gewesen war. Bei dieser fand sie ein Unterkommen in dem bescheidenen Häuschen, das dieser Frau Bart gehörte, und hier wartete sie ab, bis die Erbschafts-Angelegenheit ihres Oheims geordnet und ihr weiteres Schicksal geregelt war. Das Erbe, welches Oheim Berg ihr hinterlassen hatte, war aber leider so unbedeutend, daß sie nicht davon leben konnte, und obschon Frau Bart darauf drang, den verwaisten Liebling des verstorbenen Pfarrers, mit welchem sie gerne ihre ganze Habe theilen wollte, bei sich zu behalten, so glaubte Mathilde doch ein derartiges Anerbieten nicht annehmen zu dürfen, und sah sich einstweilen nach einer Stelle als Erzieherin, Wirthschafterin oder Ladenmädchen um. Um dies zu ermöglichen und sich die nothwendigen Empfehlungen zu verschaffen, hatte sie an eine einzige nähere Verwandte, die ihr noch geblieben war, eine Schwester ihres Vaters, geschrieben, welche auf ihrem Gute in der Umgebung von B. lebte. Anstatt aber auf das Ansinnen ihrer Nichte einzugehen, schrieb Frau v. Louthal Mathilden umgehend, daß sie einen derartigen Lebensplan gar nicht billige und daher auch nicht unterstützen könne, und bot einstweilen, bis reiflichere Erwägung und Prüfung von Mathildens Kenntnissen und Charakter zu einem geeigneten Ziele führen würden, der Waise ein Obdach in ihrem Hause an.

Diese Tante, die Wittwe eines wohlhabenden Gutsbesitzers, hatte schon seit Jahren mit ihrem verstorbenen Bruder in Spannung gelebt. Die erste Veranlassung dazu hatte Herrn Selden's Verbindung mit einer armen Pfarrerstochter gegeben, welcher sie alles spätere Unglück ihres Bruders beimaß. Herr Selden hatte aber jene Louise Berg so innig geliebt, daß ihn der Widerspruch seiner älteren Schwester nicht von dieser Verbindung abzuhalten vermocht hatte, weil sie seines Erachtens Eigenschaften besaß, die das größte Vermögen in der Welt nicht aufzuwiegen vermochte. Diese Spannung der Geschwister war in späteren Jahren noch vermehrt worden durch Verluste, welche Frau v. Louthal bei dem über ihren Bruder hereingebrochenen Unglück erlitten hatte. So war es gekommen, daß Mathilde ihre Tante gar nicht persönlich kannte und von deren Verhältnissen kaum mehr wußte, als daß sie reich und die Mutter zweier Töchter sey, welche um viele Jahre älter waren als Mathilde selbst. Sie erwartete daher kein großes Glück von einem längeren Aufenthalt in Ulmenau, dem Gute der Tante, da sie sich nicht zu überzeugen vermochte, daß eine so stolze Frau, die ihrer Mutter abgünstig gewesen war und mit dem Vater gehadert hatte, es mit ihr aufrichtig gut meinen könne. Ueberdem hatte die Tante in ihrem Briefe einige kalte, liebloſe Anspielungen auf die Vermögensverhältnisse ihres verstorbenen Bruders und den, wie sie sagte, verkehrten und vorurtheilsvollen Stolz von Mathildens Mutter nach dem Tode ihres Gatten, ausgesprochen, die zu keinerlei günstigen Erwartungen berechtigten. Hätte Mathilde überdieß gewußt, daß das einzige Motiv zu dem Verfahren der Tante nur Stolz war, weil sie aus dem Briefe einer Bekannten erfahren hatte, daß das Kind ihres Bruders bei einer armen Frau in einem Bauernhäuschen lebe — ein Gedanke, welcher der Frau v. Louthal hauptsächlich deßhalb unerträglich war, weil diese Thatsache ein ungünstiges Licht auf sie selbst werfen konnte — so würde die arme Waise trotz ihrer Verlassenheit jene Einladung der Tante vermuthlich abgelehnt haben. So aber, wie die Sachen standen, versuchte sie ihre Zweifel und böſen

Ahnungen niederzukämpfen, bemühte sich, zu glauben, daß Frau v. Lonthal doch ein menschliches Gefühl für sie hege, und nahm das Anerbieten an, hauptsächlich um der armen Frau Bart nicht länger zur Last zu fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Pferdebändigung.) Dr. Bunting, welcher nebst Rarey den größten Ruf als Pferdebändiger in England und Amerika besitzt, ja dessen Methode von Vielen jener Rarey's vorgezogen und als rationeller bezeichnet wird, gab dieser Tage in der Schawelschen Reitschule in Wien die erste Lektion in seiner Methode, Pferde zu bändigen. Es wurde zuerst ein Pferd aus der k. k. Equitation vorgeführt, das den traurigen Ruf besitzt bereits zwei Menschen getödtet zu haben. Welche bösen Eigenschaften es eigentlich besitzt, war Dr. Bunting nicht gesagt worden, und er mußte demnach demselben, auf Tücke von allen Seiten gefaßt, zu Leibe gehen. Er ging in seiner Methode Schritt für Schritt vorwärts und benahm sich dem Thiere gegenüber so, als ob er ein wildes, eben eingefangenes Prairie- oder Pusztapferd vor sich habe. Anfangs benahm sich das ganz freie und ungezäumte Thier ziemlich ruhig, ließ sich Trense, Zaum u. s. w. anlegen; als Dr. Bunting ihm aber den Fuß binden wollte, wie auch später, zeigte es seine ganze Tücke, es schlug vorn und hinten aus und traf den Pferdebändiger an den Fuß. Unbekümmert um diesen Zwischenfall, meisterte er es aber doch, band ihm den linken Vorderfuß und brachte es, wenn auch nach langem Bemühen, zu Boden. Dr. Bunting basirt seine Methode auf Güte in Behandlung des Pferdes, gepaart mit Festigkeit und Kraft in Meisterung desselben bei Anlegung von Trense, Zaum und Sattel. Später wurde dieses Pferd, wie auch eine andere Stute — die noch nie eingespannt werden konnte, trotz der Bemühung von acht Menschen — in einen sehr praktischen Wagen gebracht. An beiden Seiten von Stangen und um den ganzen Leib mit Riemzeug umschlossen, kommt das Pferd in eine Art von Wagen-Daumschraube und hat nur so viel freie Bewegung, um zu gehen, ohne weder durch Ausschlagen noch durch Ausreißenwollen Schaden sich und andern zufügen zu können. Zwei Wagenpferde ziehen nun dieses Fuhrwerk, und das Pferd ist genöthigt — wenn auch mit Widerstreben — vorwärts zu gehen. Die Methode Buntings fand bei den Anwesenden, meist Sachverständigen, großen Beifall durch ihre Faßlichkeit und praktische Anwendbarkeit. Dr. Bunting ist weit entfernt von Charlatanismus, er bläst dem Pferde weder in die Nüstern noch in die Ohren, wie andere Pferdebändiger, er meistert dasselbe durch seinen merkwürdig festen Blick, durch seine Kraft und hauptsächlich durch das rationelle Vorgehen in seiner Methode.

(Haremswagen.) In neuester Zeit liefern die Wiener Wagenbauer wieder zahlreiche Wagen nach Konstantinopel, welche für die Damen des Harems bestimmt sind. Die Kasten sind tief und fast rund, und gleichen in der Form den Krönungswagen aus der Renaissancezeit. Sie unterscheiden sich von denselben nur durch die große Anzahl von Fenstern — rings im Kasten sind sechs angebracht, so daß man nach allen Seiten auslugen kann — und durch die recht orientalische Farbenpracht des Lackes und der Malereien. Jener, den wir sahen, war himmelblau lackirt; Guirlanden von Rosen schlangen sich rund umher, und statt des Wappens prangte am Schlage ein Riesenbouquet von mit Goldbändern umwundenen Rosen, echte Porcellan-Malerei. Die Fenster sind ebenfalls mit gemalten Blumen bedeckt, damit man nicht in den Wagen blicken kann, und so gleicht denn ein solcher himmelblauer Blumenkasten einem echten Liebeswagen.

(Postblumen.) Verweigerte Bezahlung einer Postnachnahme: „Es wird nicht angenommen, weil die Richtigkeit nicht richtig ist." — Auf zurückgesendetem Briefe: „Er ist gestorben und nicht mehr hier."

Auflösung des zweisilbigen Räthsels in № 140:

1. Silbe: Schill, der berühmte Husaren-Major.
2. Silbe: Das Fürwort „er".

Das Ganze: „Schiller".

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 142. Sonntag, 27. November 1859.

Prolog und Festrede zur Schillerfeier in Zweibrücken am 10. Nov. 1859.

(Schluß.)

Schiller's Sprache und Sprachbildung in Dichtung, Geschichte und Philosophie hat mächtig mitgewirkt, der deutschen Sprache und dem deutschen Geiste zur Mündigkeit und für alle Zeit zur allgemeinen Anerkennung zu verhelfen. Seine schriftstellerischen Werke haben der deutschen Sprache allmälig Eingang eröffnet in fremde Länder der Kultur, und die Deutschen selbst veranlaßt, sich in Bekanntschaft zu setzen mit antiken und modernen Klassikern anderer Nationen, wie mit manchen klassischen Erzeugnissen der eigenen deutschen Literatur aus der Uebergangsperiode von dem vorigen in das gegenwärtige Jahrhundert.

Die Allseitigkeit seiner geistigen Richtung, die sinnlich frische Anschauung, die Schärfe seines Urtheils bei so kühner aber wohlgezügelter Einbildungskraft, die stets rege Empfindsamkeit seines menschlich edlen Gemüthes, das ist seine Humanität — endlich die glückliche Wahl allgemein ansprechenden Stoffes, und jene feurige Behandlung, welche auch den spröden Stoff zum glücklichen Guß bringt — diese Eigenschaften sichern ihm für immer allseitigen Einfluß seiner Wirksamkeit auf den weiten Kreis seiner Leser und Verehrer.

Die bereits allbekannte sogenannte Schiller-Ausgabe, welche in Stadt und auf dem Lande, dort prächtiger hier bescheidener, den kleinen oder größeren Bücherschrank eines jeglichen Schillerfreundes ziert, und welche alle Werke Schiller's nun um den selben Preis bietet, den früher bei noch höherem Werthe des Geldes seine lyrischen Gedichte allein schon kosteten — diese Schiller-Ausgabe seiner Werke gab buchhändlerischer Spekulation den guten Gedanken ein, auch die Schriften eines Lessing, Wieland, Klopstock, Göthe, und was sie sonst noch einem größeren Leserkreise mit Verlässigkeit in die Hände zu legen wünschte, in gleichem Formate um verhältnißmäßig billigen Preis erscheinen zu lassen. So steigerte die Spekulation materieller Industrie, bewußt und unbewußt, durch raschen allgemeinen Umsatz die Interessen geistigen Kapitals, welche deutsche Klassiker in ihren Werken niedergelegt, zur Bereicherung und Förderung deutscher Sprache, deutschen Geistes, deutscher Nationalität, bei stets zunehmendem Verkehr auch über die Grenzen deutscher Länder hinaus, zum Genusse und zum Wohle für die gesammte Menschheit, als gediegenste lebenspendende Frucht der Humanität.

Ist die deutsche Sprache in ihrer selbsteigenen inneren Entwickelung für die Zukunft auch nicht in gleichem Grade der Vervollkommnung fähig, wie seit dem Jahrhundert, da Schiller geboren ward, so gewinnt sie doch im Laufe der Zeiten, vermöge ihrer Berührung mit fremden Sprachen und Ländern, welche Deutschland rings umgeben, noch täglich mehr an Verbreitung nach außen, und mit dieser Verbreitung an Anerkennung des Werthes deutscher Sprache und deutschen Geistes. — Darin liegt vielleicht einiger Ersatz für die Verluste, welche Germanien, das Land des Streites, durch innere Parteiung und Zerrissenheit in unbegreiflicher Verblendung sich selber zufügt.

Zum Verständnisse Schiller'scher Werke und der Schriften seiner Zeit- und Geistesgenossen bedarf es für Deutsche noch nicht erst eines besonderen formellen Sprachstudiums, wie z. B.

bei den Nibelungen und anderen älteren Dichterwerken; es genügt dazu allgemeine Sprachbildung, ein deutsches Herz und mutternatürlicher Verstand. — Eine Zukunft, in welcher das Verständniß deutscher Literatur aus Schiller's Zeit besonderer, formeller, gelehrter Studien in deutscher Muttersprache bedürfte, würde den Zustand einer Barbarei in Aussicht stellen, an welche die Gegenwart zum Glücke noch nicht glauben kann.

Der Gewinn aus Schiller's Meisterwerken ist aber auch kein bloß formeller, sprachlicher, sondern, wie das bei der Beschäftigung mit jedem menschenwürdigen, klassischen Kunstwerke ist und seyn soll, ein wahrhaft realer, ein geistiger; und zur Erzielung dieses Gewinnes wirkten eben so gründlich als förderlich und verdienstlich: Schwab, Götzinger, Hoffmeister, Viehoff und so manche Biographen und Kommentatoren einzelner Werke Schillers, welchen es eine Angelegenheit ihres deutschen Herzens war, Schiller's Werke deutschem Verstande und deutschen Herzen recht nahe zu legen.

Mit Recht blickt daher die Gegenwart dankbar auf das Jahrhundert, dem Schiller angehört, und mit Verehrung auf die Werke aus jenem Jahrhundert, wie auf die Männer, die solche Werke in Kunst und Wissenschaft zur Ehre deutscher Nation zu Tage gefördert haben. Schiller aber insbesondere hat als Philosoph, als Geschichtschreiber und als Dichter die Ideen des Wahren, des Guten und des Schönen, welche sich in ihm zur Darstellung vollkommen schöner Menschlichkeit inniglichst verbanden, und welche unbewußt in dem Herzen jedes besseren Menschen schlummern, durch den Klang seiner Lieder aus dem Schlummer geweckt, durch das Licht seines Geistes beleuchtet und durchwärmt, durch den Zauber seiner Dichtung mit Anmuth bekleidet, und kraft seines mannhaften Charakters, an ihnen die Kraft bewährt zu ihrer Verwirklichung im Leben. — Jede Mußestunde der Muse Schiller's geweiht, ist des Segens gewiß, welchen die Feier dieses Tages gewähren soll.

Darum Ehre der deutschen Nation, wenn sie das hundertjährige Geburtsfest des großen Geistes festlich und freudig feiert — aber nicht blos in vergänglichem Festgepränge, in verhallender Jubelfeier, sondern in treu dankbarer Würdigung seiner Werke, und in selbsteigener Bewährung reinlauterer Gesinnung, nüchtern verständiger Denkart und altgerühmten bieder-deutschen Charakters.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Der Brief der Frau v. Lonthal, welcher Mathilden endlich zu sich beschied, enthielt die genauesten Nachweise und Winke für die Reise der Nichte, da sie in ihren Anordnungen für Andere eine sehr praktische und äußerst ökonomische Frau war. Mathilde sollte von ihrem Wohnorte aus mit der Post nach Berlin reisen und dort bei dem Geschäftsmann ihrer Tante logiren, am andern Morgen aber in der zweiten Klasse des Schnellzugs von dort abreisen, deren Preis sie ihr im Voraus bestimmt hatte. Die Tante hatte ihr noch ausdrücklich empfohlen, nicht mehr baares Geld bei sich zu tragen, als sie absolut nothwendig brauchte, und den Rest in ihrem Koffer gut unterzubringen. Mathilde war diesem Rathe so buchstäblich nachgekommen, daß sie deßhalb in jene Verlegenheit an der Kasse des Bahnhofs kam, die wir oben geschildert haben. Als daher der Kassier für das Billet mehr verlangte, als sie ihm hingegeben, glaubte sie eher an einen Irrthum von Seiten der Tante, als an die Verwirrung, welche sie selbst herbeigeführt hatte, indem sie sich an die unrechte Kasse gewandt.

Der Herr und die Dame, welchen sie diese Mittheilungen machte, lächelten über die Ernsthaftigkeit und Naivetät der Erzählung, womit sie ihnen die Ursache ihrer Verlegenheit schilderte, aus welcher sie auf so wohlwollende Weise gerettet worden war. Beiden hatte sie offenbar großes Interesse eingeflößt, denn der Herr hatte schon beim Beginn ihrer Erzählung seine Zeitung hinweggelegt und ihr aufmerksam zugehört, und der Dame traten Thränen des Mitgefühls in die Augen, als Mathilde bei der Schilderung des Todes ihrer nächsten Verwandten unwillkürlich in Thränen ausbrach. Sie hatte ihren eigenen Namen nicht genannt, dagegen bei der ersten Frage der Dame nach ihrem Bestimmungsort die Adresse ihrer Tante angegeben und dabei mit einiger Ueberraschung bemerkt, daß die beiden Geschwister einen bedeutsamen Blick austauschten. Mathilde fragte sich daher verwundert, ob diese beiden Personen wohl mit der Frau v. Lonthal auf Ilmenau bekannt seyen, und da der Herr ihr anfangs schon gesagt, daß er ebenfalls nach B. reise, so war es sehr wahrscheinlich, daß er in der Nähe jener Stadt lebte und die Frau v. Lonthal dem Namen nach kannte.

Als nun alle Drei stille und in Gedanken versunken dasaßen, fiel Mathilden erst wieder die

Thatsache schwer aufs Herz, daß sie ja noch in der Schuld des Fremden stehe, und sie zerbrach sich den Kopf darüber, wie sie ihn bezahlen könne. Sie mußte seine Adresse ausfindig machen und ihm die Summe zuschicken, wenn es ihr nicht gelang, schon auf dem Bahnhof in B. ihren Koffer zu öffnen, denn sie wollte ihre Tante nicht wissen lassen, auf welche thörichte, wenn auch beinahe unschuldige Weise sie in diesem Stück gegen ihre Anordnungen ungehorsam gewesen sey. Während sie noch darüber nachdachte, fiel ihr Blick auf ein ledernes Etui, welches sie vorher in der Hand des Herrn gesehen hatte; zu ihrer Freude bemerkte sie auf demselben die Anfangsbuchstaben: „C. R.“ in goldener Schrift, und an der Schnur, womit das Etui umschlungen war, eine kleine Adresse, welche aber nicht mehr enthielt als die Worte:

„Erlenbach bei B.“

Das war freilich nur eine unbedeutende Entdeckung, allein sie hatte jetzt wenigstens einen Schlüssel, der sie weiter führen konnte, und sie erlangte wenigstens diese Gewißheit, daß jenes die Anfangsbuchstaben ihres Freundes seyn mußten, denn sie hatte ihn im Verlauf des Gesprächs mit seiner Schwester mehrmals als „Curt“ anreden hören.

Vermuthlich hatte der fragliche Herr bemerkt auf was für einem Gegenstand ihre Augen verweilten, und die Gedanken errathen, mit denen sie sich eben beschäftigte, denn er brach nun das Schweigen und knüpfte mit ihr und seiner Schwester eine lebhafte Unterhaltung über die Gegend an, welche sie eben durchflogen. Er kam dann auch auf die Stadt B. und ihre Umgebung, deren landschaftliche Schönheit er nicht genug zu rühmen wußte. Er drückte Mathilde sein Bedauern aus, daß sie diese lieblichen Hügel und Thäler mit ihren Wäldern und dem silberhellen Strom zum ersten Mal gerade in einer Jahreszeit sehen müsse, wo dieselben ihrer meisten Reize entkleidet seyen, und setzte mit gutmüthigem Lächeln hinzu: „Die Bälle und andere Wintervergnügen in der guten Stadt B. und ihrer Umgebung werden Sie jedoch ohne Zweifel anfangs für den Verlust entschädigen, den sie am Genusse der Schönheiten der Natur in Gärten und Wäldern erleiden.“

„Ich glaube kaum, daß ich von diesen Wintervergnügen viel zu sehen bekommen werde,“ entgegnete Mathilde bescheiden und mit wehmüthigem Lächeln; „ich bin in meinem ganzen Leben noch nie auf einem Ball gewesen, und zweifle, ob ich daran großes Vergnügen finden werde, zumal da“ — sie verstummte und ihr Blick fiel auf ihre schwarze Trauerkleidung.

„Vergeben Sie mir meine Taktlosigkeit!“ bat der fremde Herr sanft. „Ich habe Ihnen offenbar wehe gethan, ohne es zu wollen. Ich dachte augenblicklich nicht an Ihre Trauer!“

Mathilde blickte freundlich auf und sagte:

„Es bedarf keiner Entschuldigung — ich bin überzeugt, daß Sie mir nicht wehe thun wollten. Uebrigens glaube ich kaum, daß es meiner Tante überhaupt angenehm seyn würde, wenn ich Gefallen an solchen Vergnügungen fände — sie wird mich dafür noch zu jung halten — und es wahrscheinlich mit meinen Verhältnissen unverträglich finden!“

„In diesem Augenblick mag Frau v. Lonthal wohl dieser Ansicht seyn,“ erwiederte der Herr und lächelte fast schalkhaft; „allein in ungefähr vier Monaten findet in B. der Ball der Landwehr-Offiziere statt, welcher die Damenwelt der Umgegend vereinigt, bei welchem Ihre Tante und Ihre Cousinen niemals fehlen. Ganz gewiß werden Sie Ihnen alsdann auch das Vergnügen gönnen, daran Theil zu nehmen, und da ich vermuthlich einer der Vorsteher des Ballcomité's seyn werde, so schmeichle ich mir schon jetzt mit der Hoffnung, auch Sie auf jenem Ball zu treffen, selbst wenn es der erste seyn sollte, den Sie mitmachen, und obschon Sie alsdann nicht um Vieles älter seyn werden!“

Statt aller Antwort verbeugte sich Mathilde mit freundlichem Lächeln gegen den fremden Herrn, der ihr in jeder Hinsicht mit so wohlwollender Theilnahme begegnete, und sie fühlte, wie dabei ihre Wange erglühte und ihr Herzchen pochte. Es war im Grunde auch ganz natürlich, daß sie sich über das Wohlwollen eines Mannes freute, welcher sich bereits so große Ansprüche auf ihre Dankbarkeit erworben hatte. Ja, sie glaubte im Stillen, es werde ihr außerordentlich angenehm seyn, ihm nochmals zu begegnen, und sie fragte sich betroffen, ob sie wohl diesen Ball besuchen dürfte. Sie vergaß, daß sie erst einige Minuten zuvor geäußert hatte, es liege ihr nicht besonders viel an einem solchen Vergnügen; so veränderlich sind unsere Ansichten! Plötzlich aber ging ihr gleichsam ein Stich durch ihr liebevolles Herz und ihr Gewissen machte ihr die heftigsten Vorwürfe, daß sie bereits wieder an Lust und Freude denke, nachdem kaum seit zwei Monaten das Grab sich über ihrem theuren Oheim geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Zwei innig befreundete, gebildete junge Leute aus der Provinz bewohnten in Berlin seit längerer Zeit aus ökonomischen Rücksichten gemeinschaftlich ein Zimmer. Beide waren immer höchlich erfreut, wenn Mama einmal ein Kistchen mit Eßwaaren und wohlschmeckenden Flüssigkeiten der schönen Heimath franco nach Berlin sandte und pflegten in solchen Fällen gemeinschaftlich dergleichen Speisen und Getränke in kurzer Zeit zu consumiren. In Abwesenheit des Einen bekam der Andere vor wenigen Tagen einen expressen Brief, in dem er aufgefordert wurde, sofort aufs Land zu kommen, um an Vermessungen eines Waldes und einer großen Wiesenfläche Theil zu nehmen. Der erste Gedanke, den das Commissarium in dem Adressaten hervorrief, war auf den Schutz seiner unteren Extremitäten gerichtet; er kaufte auf dem nächsten Ausgange wasserdichte Stiefel und eine Flasche Thran ein, um dieselben in gutem Zustand zu erhalten. In seine Wohnung zurückgekehrt, fällt es ihm ein, daß er einer Kiste bedürfe, um diese weniger eleganten Sachen zu verpacken. Noth kennt kein Gebot. Unter dem Bette seines Stubengenossen findet er die Kiste, in welcher dieser die letzte Sustentation von Hause erhalten hatte und auf der noch das Familienpertschaft in vielen Abdrücken befindlich war. Diese Kiste benutzte er sofort zur Verpackung von allerlei Sachen. Wohl eingewickelt liegt neben den Stiefeln die gekorkte aber unversiegelte Weinflasche mit — Thran. Nachdem Alles geordnet, begibt sich der neue Feldmesser zur Ruhe, um den in früher Morgenstunde abgehenden Eisenbahnzug nicht zu verschlafen. — Bei nächtlicher Weile erscheint, von einer langen Sitzung heimkehrend, sein Stubengefährte. Das Gaslicht, welches von der anderen Seite der Straße das Zimmer erleuchtet, läßt ihn in der Mitte des Zimmers eine Kiste erkennen, ganz ähnlich denjenigen, welche ihm so häufig Erquickungen von Hause zugeführt haben. Er glaubt eine neue Sendung sey angekommen. Die lästigen Schnüre werden vermittelst eines Messers des Neugierigen schnell zerschnitten. Aber der Deckel widersteht. Um Lärm zu vermeiden, steckt er seinen Drücker in eine kleine Spalte. Der Drücker wird krumm und schief, aber der Deckel lüftet sich. Nun wird der Inhalt im Dunkeln untersucht. Der erste Griff führt auf die Flasche; die Flasche wird entkorkt und an den Mund gesetzt. — Aber — o Himmel, kaum hat er einen kräftigen Zug daraus gethan, so fliegt die Flasche in einen Winkel und überschwemmt zertrümmert den Fußboden mit Thran! Das Geklirr der Glasscherben und die lauten Flüche des Thrantrinkers erweckte den Schlummernden und das Räthsel löste sich leider zu spät.

Die Gothaer Zeitung schreibt: Um im Fall des Bisses eines tollen Hundes oder eines giftigen Thieres sich sogleich helfen zu können, wird von französischen Aerzten ein Gemenge von ungelöschtem Kalk in dünnen, bleistiftähnlichen Büchsen vorgeschlagen, auch Brom in einem passenden Döschen; denn diese Stoffe, unverzüglich nach geschehenem Biße auf die Wunde getupft, sollen alle Zellgewebe zerstören.

Der Gebrauch des Wortes „Zapfenstreich" soll sich einem Wiener Blatte zufolge aus dem dreißigjährigen Kriege herschreiben. Damals machte nämlich der Profoß in den Feldlagern und Standquartieren zu einer festgesetzten Stunde des Abends an das Gefäß, woraus die Marketender Bier und dergleichen verschenkten, über den Zapfen einen Strich, um sich später überzeugen zu können, daß an die Soldaten, die sich dann zur Ruhe zu begeben hatten, kein Getränk mehr verkauft worden sey.

(Wiener Witz.) Warum haben sich die Aerzte nicht an der Schillerfeier betheiligt? Weil sie nichts mit Unsterblichen zu thun haben wollen.

Räthsel.

(Zweisilbig.)

Meine erste Silb' hat der schon oft gehabt,
Der im Uebermaß genoß die Zweite
Oder sich in ausgelassner Freude
An dem Ganzen hat gelabt.
Jedoch, wer sich dem Ganzen hat ergeben,
Wird nie geliebt, geehrt in diesem Leben.

I. B.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 143. Dienstag, 29. November 1859.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Ein trüber Schatten flog über ihr Gesicht, als Mathilde sich diese stillen Vorwürfe über einen derartigen lieblosen Leichtsinn machte, und ihre Gedanken kehrten plötzlich wieder zu dem Andenken der Lieben zurück, deren Verlust sie beklagte. Gedankenvoll und schweigend saß sie lange Zeit da, während ihre Reisegefährten sich leise mit einander unterhielten. Endlich hielt der Zug auf einer Station; ein Diener in Livree kam an den Wagenschlag und reichte einen Korb herein, welcher wie sich nun ergab ein Gabelfrühstück enthielt, woran Mathilde, auf die Einladung ihrer Reisegefährten, Theil nehmen mußte. Dieses erst brachte sie ihren Bekannten wieder näher, und sie nahm an dem interessanten Gespräche Theil, welches der freundliche Herr aufrecht zu halten wußte; die Zeit verging rasch, und Mathilde erschrack ordentlich, als sie endlich erfuhr, daß die nächste Station, die man erreichte, das Ziel ihrer Reise sey. Der Muth entsank dem armen Mädchen durch diese Nachricht; unwillkürlich bebte sie vor dem Gedanken an die Aufnahme zurück, die sie von Seite ihrer Tante und Cousinen finden würde, und erschöpfte sich in Grübeleien über den Charakter dieser Damen, von denen sie hinfort so abhängig seyn würde. Wenn sie dann auf das wohlwollende, sanfte Gesicht ihrer Reisegefährtin blickte, dachte sie unwillkürlich, wie froh sie seyn würde, wenn die Tante dieser Frau gliche, obwohl sie dies kaum zu hoffen wagte. Ein weiterer Blick auf ihren Reisegefährten erfüllte sie mit einer Art instinktmäßiger Ahnung, sie werde nie wieder einen Mann treffen, der ihm ähnlich, so hübsch, so gesetzt und würdevoll und doch dabei so sanft und artig sey, denn alle diese Eigenschaften glaubte sie in seinem Gesichte ablesen zu können.

Der Zug hielt. B. war eine große Stadt und wichtige Station, darum verließ beinahe die Hälfte der Mitreisenden den Zug und verursachte ein großes Gedränge auf der Plattform. Mathilde und ihre Reisegefährtin sollten hier allein bleiben, während der Herr an das andere Ende des Zuges eilte, um ihr Gepäck zu erheben und herbeizuschaffen.

„Aber Sie kennen ja meinen Koffer nicht, so lange Sie meinen Namen nicht wissen!" rief Mathilde halb verlegen, als ihr Reisegefährte sie um ihren Reisegepäckschein bat.

Der Herr lächelte und erwiederte, mit einem Blick auf ihre Reisetasche, an welcher Mathilde in großen, deutlichen Zügen eine Adresse mit ihrem eigenen Namen und dem Wohnorte ihrer Tante angebracht hatte: „Ueber letzteren Punkt habe ich mich bereits auf sehr eigenmächtige Weise aufgeklärt, und den Koffer getraue ich mir sogleich aufzufinden, wenn Sie mir ihren Gepäckschein anvertrauen wollen; haben Sie nur die Freundlichkeit, einstweilen auf mein kleines Gepäck und dieses Etui hier zu achten, während ich nach den vielen Koffern und Schachteln sehe, welche meine liebe Schwester mitgebracht hat!" Mit diesen Worten nahm er ihr den Zettel aus der Hand und verlor sich rasch in dem dichten Gedränge, das sich um den Packwagen gebildet hatte.

Er war kaum zwei Minuten fort, als seine Schwester, welche mit der Lorgnette am Auge nach der Stelle hinblickte, wo ihr Bruder ihr Gepäck zu erheben bemüht war, ausrief: „Um Alles! Curt scheint meinen großen Koffer gar nicht bemerkt zu haben, obschon ein breiter gelber Streifen mit meiner Adresse daran ist; da will ihn eben ein Packträger fortschaffen — entschuldigen Sie, mein Fräulein, daß ich Sie für einen Augenblick allein lassen muß!" setzte sie hinzu und entfernte sich rasch, um ihrem Koffer nachzueilen.

Kaum war sie weggegangen, so näherte sich zögernd eine Person, die wie ein Kammerdiener aussah, betrachtete Mathilden aufmerksam von oben bis unten, als ob er sie mit einem erhaltenen Signalement vergleichen wollte, und fragte dann: „Um Vergebung, sind Sie vielleicht Fräulein Mathilde Selden?"

Mathilde war einigermaßen betroffen über die Plötzlichkeit und ungewohnte Art der Frage und bejahte sie schüchtern, worauf der Diener sich entfernte und nach einer Weile noch gemächlicher in Begleitung einer sehr geputzten, hochmüthig aussehenden Dame zurückkehrte, welche Mathilden feierlich zunickte und sich als die Zofe ihrer Tante, Frau v. Lonthal, zu erkennen gab. „Nehmen Sie diesen Schirm und diese Reisetasche und tragen Sie sie nach dem Wagen, Johann!" herrschte sie dem Diener zu. „Hoffentlich haben Sie noch mehr Gepäck, mein Fräulein?"

„Ja, einen großen Koffer," erwiederte Mathilde und bezeichnete ihn dem Diener, denn sie sah ihn schon bei Seite gestellt, an einer Säule des Bahnhofes, während ihr Reisegefährte und seine Schwester noch mit dem Lastträger haderten, der den großen Koffer der Dame mit dem gelben Streifen hatte hinwegtragen wollen.

Die Kammerjungfer schien sehr eilig zu seyn, denn sie drängte Mathilden ordentlich, ihr nach dem Wagen zu folgen, so daß dieser kaum mehr Zeit blieb, den Diener in der Livree ihres Reisegefährten herbeizurufen und ihm das kleine Gepäck zu übergeben, welches seine Herrschaften beim Aussteigen aus dem Wagen hier zurückgelassen hatten. Dann wurde sie von ihren Begleitern über eine Treppe von der Plattform auf die Straße herabgeführt, wo der Wagen der Tante hielt, und da mittlerweile ihr Koffer bereits durch einen Lastträger des Bahnhofs dem Kutscher unter die Füße gegeben war, so blieb der verschüchterten Mathilde nichts Anderes übrig, als ihrer Begleiterin so schnell wie möglich in den Wagen zu folgen, dessen Schlag der Kutscher mit ungeduldigen Geberden offen hielt.

„Kommen Sie, beeilen Sie sich, mein Fräulein! Die gnädige Frau wartet mit dem Essen auf Sie!" sagte der Lakei mehr befehlend als bittend, schloß dann den Wagenschlag und kletterte zu dem Kutscher auf den Bock. Dieser schwang die Peitsche und die stolzen Braunen eilten mit dem Wagen davon.

Dies Alles war so schnell gegangen und die alte Kammerjungfer und der Diener hatten so sehr auf Eile gedrungen und das Aufladen von Mathildens Koffer so sehr beschleunigt, daß zwischen dem Augenblick, wo ihre Reisegefährtin sie allein gelassen hatte und dem Davonfahren des Wagens kaum fünf Minuten vergangen waren. Auf diese Weise war Mathilden sogar der Versuch, sich nur von den freundlichen Reisegefährten zu verabschieden, unmöglich gemacht worden, um wie viel mehr also ihr Vorhaben, ihren Koffer noch auf dem Bahnhof zu öffnen und ihrem gefälligen Begleiter ihre Schuld abzutragen. Eine tiefe Beschämung überkam Mathilden, daß sie auf diese Weise ihren Wohlthätern in einem so ungünstigen Lichte erscheinen mußte, und der Aerger darüber trieb ihr Thränen in die Augen, die sie nur mit der größten Anstrengung verhalten konnte, als sie die stechenden Augen der hochmüthigen, kaltblütlichen Zofe auf dem Rücksitz auf sich gerichtet sah.

Sie zog den Schleier vor's Gesicht, um sich vor dem Blicke dieser stechenden Augen zu schützen, und kam im Stillen zu dem Schlusse, Bahnhöfe seyen doch die unangenehmsten Orte auf der ganzen Welt, weil man in dem Gedränge und der Verwirrung, welche sie darbieten, stets Gefahr laufe, entweder sein Gepäck oder seine Freunde zu verlieren, oder gar einen Zug zu versäumen. Mit dieser innigen Ueberzeugung der armen Mathilde sind wir zwar einigermaßen einverstanden, allein wir wissen, was sie kaum ahnte, daß ihre Schüchternheit und jugendliche Unerfahrenheit die Haupturſachen der Verlegenheit waren, welche sie sowohl beim Antritt, als bei der Beendigung ihrer ersten Eisenbahnfahrt betrafen.

Als die Equipage der Frau v. Lonthal aus dem Bahnhofe hinwegfuhr, kam ein anderer sehr eleganter Wagen gerade herangefahren. Die beiden Kutscher begrüßten sich gegenseitig im Vorüberfahren, und der Lakei auf dem Bock rief dem Kutscher des anderen Wagens zu: „Tummle Dich, Franz! ich habe Deinen Herrn auf dem Bahnhof gesehen, und er scheint mir sehr ungeduldig!" Dann wandte er sich nach Mathilden um und sagte: „Dieser hübsche Wagen da gehört dem Major Reigersberg von Erlenbach, mit dessen Bedienten Sie vorhin gesprochen haben!"

(Fortsetzung folgt.)

Almosen.

Betrachtungen und Beispiele, mitgetheilt von Dräxler-Manfred.

Es steckt wohl ein geheimnißvoller Grund und Reiz im Almosengeben. Ich meine hier nicht die

Gaben der geheimen Mildthätigkeit oder zu allgemeinen Armenzwecken, die meistens nur durch den Drang, wohlzuthun, veranlaßt sind, es müßte denn seyn, daß bei den letzteren auch die Eitelkeit ihre Rolle mitspielt, sondern mir schweben die milden Spenden vor Augen, welche Jedermann an der Straße oder im Hausflur der Armuth reicht. Allerdings ist auch bei diesen Regung des Mitleids die erste Veranlassung; aber eine weit nachdrücklichere liegt oft in den geheimen Nebengedanken des Gebers, dem eben eine Erinnerung, eine stille Reue, eine Aehnlichkeitserscheinung, oder ein Gedanke an Theuergewesenes durch die Seele zuckt. Und diesen Ausnahmsgründen nachzuforschen, die das gute Werk nirgendwie entwerthen, sondern nur individuell färben, hat viel Anziehendes. Ein einfacher und rührender Vorfall, dem ich beiwohnte, brachte mich auf dieses Studium.

Ich ging vor Jahren Arm in Arm mit einem Freunde durch die Straßen, der jetzt in Ehren und Würden steht, damals aber nur in mäßigen Verhältnissen lebte, zu denen er sich durch Geist und Kraft emporgearbeitet hatte. Er erzählte mir eben von seinen Plänen und war in Darlegung seiner Lieblingsideen versunken, als uns eine arme alte Frau die Hand um eine Gabe bittend entgegenstreckte. Mein Freund griff in die Tasche und gab ihr eine kleine Silbermünze, ein Dreikreuzerstück; die Alte hatte eine Thräne im Auge und dankte mit leiser Stimme, und wir gingen des Weges weiter. Aber wir waren noch nicht an der nächsten Straßenecke angelangt, als mein Freund das Gespräch abbrach, plötzlich stehen blieb, rasch wieder in die Tasche fuhr und mich zurückzugehen nöthigte. Er trat auf die Alte zu und gab ihr jetzt ein Guldenstück. Ich fragte ihn nach dem Grund dieses doppelten Almosens, deren erstes so klein, und das andere so groß war. „Das will ich Dir sagen," antwortete er; „es ist eine lange traurige Geschichte in zwei Worten. Meine Mutter war in ihren alten Tagen recht bedürftig: ich theilte mein bischen Armuth mit ihr, daß sie zu leben hatte; ich that eben was ich konnte. Nachdem ich nun jener alten Frau drei Kreuzer gegeben, fiel mir meine Mutter ein; ich dachte bei mir, daß wenn diese den Schmerz und das Unglück gehabt hätte, mich zu überleben, sie wohl auch hätte betteln müssen — und um das Andenken an meine Mutter ging ich zurück, meine Gabe zu verbessern."

Wie viele mögen schon zurückgegangen seyn, um ein Almosen zu spenden, das sie erst versagt hatten, und was führte sie zurück? Eine wehmüthige Erinnerung, eine Anwandlung von Reue, ein Schatten.

Nicht vor den Kirchenthüren in großen Städten muß man den Geheimnissen des Almosengebens nachgehen; was hier gespendet wird, gründet vielleicht in höheren als menschlichen Gefühlen, ist eine milde Sonntagsgewohnheit des Herzens, mehr aus Liebe zu Gott, zu dem wir bitten wollen, als aus Liebe zum armen Nächsten, der uns bittet. Jenem Geheimniß muß man auf der Straße nachspüren, mitten in der dichten Menge, oder bei zufälligen Begegnungen und besonderen Anlässen — und da wird man manchmal Spuren finden, die zur Wahrheit führen.

Ich kenne Leute, die den Armen nur in der Essensstunde Gaben reichen, sie schämen sich vielleicht wider Willen des reichen Mahles, das ihrer harrt, während die Armen um ein Stückchen Brod bitten. Andere geben recht gern, wenn sie sich zu Tische setzen, vielleicht in der Erinnerung, daß sie selbst nicht immer zu essen hatten.

Wie oft gibt man den Armen, wenn man sich selbst unglücklich fühlt; ach, und wie leicht vergißt man ihrer, wenn man wieder im Glücke sitzt.

Zuweilen gibt man, um für eine geheime Schuld Buße zu thun, um sich einer Reue, eines Gewissensbisses zu entledigen; man kasteit sich insgeheim, und sucht sich durch kleine Anzahlungen von dem eigenen Gewissen wohlfeil loszukaufen.

Auch geheimer Aberglaube und stilles Hoffen veranlaßt mitunter zur Wohlthätigkeit: man denkt dabei, das Almosen könne und werde uns Glück bringen.

Ich kannte einen reichen, stolzen, eitlen und sehr hartherzigen Mann, welcher aber ausnahmsweise immer den Armen Almosen reichte, die in gewissen zerlumpten Kleidungsstücken erschienen, die ihn an die Lumpen erinnerten, welche er selbst vor dreißig Jahren getragen.

Ein vorübergehender Bettler stimmt uns zum Mitleid, weil sein Aeußeres zufällig einem lieben Freunde aus alter Zeit ähnlich sieht.

Junge Mädchen geben den Armen meistens mit freundlichem Lächeln, die holden Seelen haben oft nicht einmal das Bewußtseyn ihrer anmuthigen Mildthätigkeit: sie geben, weil sie gerade einen kleinen Vorrath von Glück, Freude und Hoffnung heimbringen. Sie geben lächelnd, weil sie heute wie gestern zu lächeln gewohnt sind. Weil ihnen das Leben ein Glück ist, wollen sie, daß auch Andere so leben, und so spenden sie gleichzeitig ein Almosen an Freude und an Geld. Sie bewahren vielleicht eben im tiefen Herzen einen Blick, ein

Wort, einen Seufzer, ein süßes Versprechen, und darum geben sie leicht Alles hin, was ihre Börse enthält.

Es ist nicht lange her, so sah ich eine alte, selbst arme Frau, an die Bettler auf der Straße Almosen austheilen. Sie that dabei so vergnügt und stolz, daß vielleicht mancher Vorübergehende sie für eine Närrin hielt. Diese vermeintliche Närrin hat zwei Söhne, der eine war vor Jahren ausgewandert und lebte nun Gott weiß wo und wie; der andere stand eben als Freiwilliger in den blutigen Gauen der Lombardei. Wenn die Alte nun ihre paar Kreuzer den Armen gab, so pflegte sie zu sagen: „Ich schicke das bischen Geld meinen Kindern; Gott erstattet ihnen gewiß, was ich hier ausgebe."

Dann gibt es Almosen, die erst den Weg über den Friedhof machen müssen, bevor sie in die Hand des Armen fallen, thränenfeuchte Almosen, die unter Thränen und um der Thränen willen gegeben werden.

Junge kinderlose Frauen schenken gern den Kleinen auf der Straße: eine Aeußerung der mütterlichen Zärtlichkeit, welcher die eigentliche Richtung versagt ist.

Die Bettler ziehen, ohne es zu wissen, Vortheil von den Denktagen des inneren, aller Welt verborgenen Lebens. Besonders alte Leute knüpfen ihr Almosengeben an gewisse Jahrestage eines Glücks- oder Unglücksfalls in ihrer Jugend. Das Weh um die Vergangenheit — wohl noch schmerzlicher als das Heimweh — führt ihnen dann einen Namen, eine Neigung, einen Schmerz und seine Jahresfeier vor die Seele: sie fühlen sich gerührt und geben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Kürzlich ist ein ungetreuer Lohnkellner auf eine eigenthümliche Weise bestraft und beschämt worden. In einem Berliner Hotel war ein großer Hochzeitsschmaus hergerichtet worden, bei welchem zur Bedienung der Gäste, wie dies gewöhnlich geschieht mehrere Lohnkellner engagirt waren. Als bei dieser Gelegenheit einer der Kellner eine dampfende Schüssel mit Rebhühnern zum Präsentiren für die Gesellschaft erhalten hatte, vermochte er dem Gelüste nach diesem Leckerbissen nicht zu widerstehen, wickelte auf dem Gange eiligst ein Hühnchen in Papier und praktizirte dasselbe in die hintere Tasche seines saubern Fracks. Aber sein Unstern wollte, daß der Hotelbesitzer dies Manöore durch eine halbgeöffnete Seitenthür vollständig bemerkt hatte. Derselbe folgte daher dem Kellner sofort nach dem Saale, nahm eine gefüllte Saucière und leerte dieselbe in die Tasche des servirenden Diebes mit den lakonischen Worten: „Lieber Freund, damit Sie das Huhn nicht so trocken herunterwürgen, habe ich Ihnen etwas Sauce dazu gegeben." Natürlich folgte dieser Scene ein schallendes Gelächter der anwesenden Gäste, welches den ungetreuen Lohnkellner bewog, den Saal schleunigst zu verlassen, und von da ab das Hotel zu meiden.

In der Stephansgasse zu Prag, vor der Maschinenfabrik des Hrn. Th. Weiße, ziehen gegenwärtig einige im Bau befindliche hölzerne Häuschen, welche auf Rädergestellen ruhen, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich. Fragt man nach dem Zwecke dieser Miniaturgebäude, so erfährt man, daß es sich um die Herstellung einer ambulanten Dampfmahlmühle handelt, welche für die an Mahlwerken arme Walachei bestimmt ist, um daselbst von Dorf zu Dorf zu wandern, und so der dortigen Mahlnoth abzuhelfen. Die Mühle wird aus sechs solchen Abtheilungen bestehen, deren eine das Wohnhäuschen der Arbeitsleute bilden wird. Zwei der Abtheilungen sind äußerlich bereits vollendet, zwei andere nahen der Vollendung.

Als Erfindung zu Nutz und Frommen der Menschheit wird folgendes von einem scharfsinnigen Yankee erdachte Mittel gegen das Schnarchen in einer amerikanischen Zeitschrift veröffentlicht. Man befestigt eine Guttapercharöhre an den Mund des Schnarchers und leitet sie an sein Trommelfell; er hört dann immer den ersten Eindruck von dem unangenehmen Laut, den sein Schnarchen verursacht, und wird sich — hofft man — letzteres abgewöhnen.

Auflösung des Räthsels in № 142:
Branntwein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 144. Freitag, 2. Dezember 1859.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

2.

Mathilde war schon mehr als vierzehn Tage in Ulmenau anwesend, ohne sich unter ihren Verwandten behaglich zu fühlen, oder mehr zu Hause zu seyn, als in dem Augenblicke ihrer Ankunft. Die eisige Kälte in dem Benehmen ihrer Tante war nie für einen Augenblick aufgethaut, und ihre Cousinen hielten sie durch ihr stolzes, hochmüthiges Benehmen stets in gemessener Entfernung von sich. Die arme Waise war in eine Atmosphäre gekommen, in welcher sie sich weder heimisch noch behaglich fühlen konnte, da es ihr hier an jener Wärme des Herzens und Gemüthes fehlte, an welche sie sowohl durch die stets bereite Theilnahme einer zärtlich liebevollen Mutter, als durch die fromme Milde ihres Oheims gewöhnt worden war. Die kalte Zurückhaltung der Tante schien ihr zu sagen, daß sie hier mehr geduldet als willkommen sey; und Mathilde saß gewöhnlich ganz still und stumm im Kreise ihrer Verwandten, und war nur allzu froh, wenn man sie mit indiskreten Fragen über die Verhältnisse ihrer Eltern verschonte, weil denselben stets sehr lieblose Beurtheilungen von Seiten der Tante und der Cousinen folgten, welche ihre Eltern der Ueppigkeit, Thorheit und Unklugheit anklagten. Und wenn dann Mathilde, von Frau v. Lonthal's Bemerkungen im innersten Herzen gekränkt, eine stille Thräne vergoß, so erhielt sie eine herbe Rüge über ihr kindisches Benehmen, und die Cousinen würdigten sie keines Blickes als ob die arme Waise unendlich tief unter ihnen stände, oder lächelten höchstens geringschätzig über eine derartige unpassende Empfindlichkeit. Mathilde mied daher die Nähe der Tante und der Cousinen soviel als sie es nur konnte, ohne für unhöflich zu gelten, und verbrachte ihre Morgenstunden meist auf ihrem eigenen Stübchen, oder in dem sogenannten Studirzimmer, wo ein altes Hackbrett von ausgedientem Clavier stand, auf welchem sie, wie ihre Cousine Marie herablassend bemerkt hatte, nach Belieben spielen durfte. Diese Erlaubniß machte sich Mathilde auch zu Nutzen, denn sie hatte ihren früheren Plan, sich zur Erzieherin heranzubilden und sich hiedurch so bald wie möglich unabhängig zu machen, noch nicht aus dem Auge verloren. Da sie jeden Morgen beinahe bis 11 Uhr gänzlich für sich hatte und von Niemanden gestört wurde, so übte sie sich gewöhnlich im Zeichnen, oder las mit der größten Aufmerksamkeit und Ausdauer in solchen Werken, deren Inhalt die sorgfältige Bildung zu vollenden geeignet war, welche sie von ihrem Oheim empfangen hatte. Niemand unterbrach sie in dieser Beschäftigung bis zu dem Augenblicke, wo die Tante und die Cousinen im Salon erschienen und von der Waisen einen freundlichen guten Morgen erwarteten.

War das Wetter erträglich oder schön, dann fuhren um diese Stunde Frau v. Lonthal und ihre Töchter gewöhnlich aus, um Besuche in der Nachbarschaft oder in der nahen Stadt zu machen. Mathilde durfte zu ihrer großen Freude nur selten daran Theil nehmen, und noch weniger nahm man sie auf bloße Spazierfahrten mit. In ihrer Schüchternheit und unbefangenen Natürlichkeit zog sie solchen ceremoniösen Besuchen und langweiligen Spazierfahrten einen kräftigenden Spaziergang auf dem Gute Ulmenau selbst, oder längs dem Flusse, oder auf der Landstraße vor, welche die ausgedehnte Besitzung von zwei Seiten begränzten. Ihr Begleiter auf derartigen Spaziergängen war dann ein schöner, großer Neufundlän-

Digitized by Google

derhund, Namens Roland, der nach dem Befehle der Frau v. Lontbal seinen Platz gewöhnlich im Hause hatte; da sich jedoch zwischen Mathilden und ihm ein inniges Verhältniß gestaltet hatte, so konnte sie nie in seiner Nähe vorüber gehen, ohne daß er sich ihr sogleich anschloß und sie auf Tritt und Schritt im Freien begleitete.

Dieser Hund war das einzige Geschöpf in Ilmenau, welchem Mathilde mit Liebe begegnen konnte. Seine Anhänglichkeit war eine aufrichtige und uneigennützige; er sah in ihr keinen Eindringling, kein überflüssiges Geschöpf, dem man nur um Gottes willen und um dem Tadel der Welt zu entgehen, das Gnadenbrod reichte; er begegnete ihr nicht mit absichtlicher Fahrlässigkeit und verletzender Gleichgiltigkeit, wie die Dienerschaft, welche die zwitterhafte Stellung Mathildens in diesem Hauswesen von Anfang an begriffen hatte, und ihr mit einer gewissen Schadenfreude zu erkennen gab, daß sie eigentlich mit minderem Rechte hier im Hause sey, als die bezahlte Dienerschaft. Angesichts der Tante wagten allerdings weder die Diener noch die Dienerinnen Mathilden schnöde zu begegnen, weil ihnen dies einen herben Tadel zugezogen haben würde; allein hinter ihrem Rücken zeigten sie ihr eine solch schnöde Vernachlässigung und Säumigkeit in Erfüllung ihrer Pflichten, daß Mathilde den einzigen und kürzesten Weg einschlug, um jeder ferneren derartigen Kränkung zu entgehen, und sich lieber in allen Dingen selbst bediente.

(Fortsetzung folgt.)

Almosen.

(Fortsetzung.)

Da fällt mir gerade auch ein fast sentimentales und galantes Almosen ein, dessen Geheimniß an ein Sträußchen welker Veilchen anknüpft. Ein alter Herr, ein Staatsbeamter außer Dienst, der lange jung und geistreich war, spendet jedesmal den Weibern und kleinen Mädchen, die ihm Blumen anbieten, mit lächelnder Miene ein Almosen; sind diese Blumen gar Veilchen, so lächelt und gibt er wohl noch einmal so viel. Er macht aus dem Grunde seiner mildthätigen Schwäche für die Sträußchen-Bettlerinnen gar kein Geheimniß und erzählte mir einmal die betreffende Geschichte beiläufig wie folgt:

„Ich war kaum fünf und zwanzig Jahre alt, als mich ein Trauerfall meine kleine Vaterstadt zu besuchen nöthigte. Diese kleine, ruhig-ernste und schweigsame Stadt erregte mir anfangs eine peinliche Angst; ich meinte, als ich das väterliche Haus betrat, durch das der Tod oft so finster hingeschritten war und worin ich jetzt Niemanden mehr von jenen Lieben fand, die mir einst Alles auf der Welt waren. Nach diesem Eintritt erschien mir daher die ganze Stadt öde und verlassen wie eine Gräberstadt, denn die Todten alle, die ich im Leben so sehr geliebt, umschleierten meine Augen für die Lebenden.

„Der Himmel erbarmte sich endlich meiner frommen Blindheit; das Städtchen belebte sich plötzlich wieder vor meinen Augen, ich sah Leute in allen Gassen, ich überzeugte mich, daß rings um mich Leben sey, und die Einöde, welche sich meine Traurigkeit erschaffen hatte, war mit einem Mal belebt und bevölkert, und durch ein gleiches Wunder oder einen gleichen Zauber fand ich eines Abends in meinem Zimmer auf meinem Kopfkissen — eine Kleinigkeit, wenn man will, ein Nichts, — einen Veilchenstrauß.

„Und einen ganzen langen Monat hindurch fand ich, unbegreiflich wie, täglich von geheimnißvoller, unsichtbarer und unabwendbarer Hand gespendet, einen frischen Veilchenstrauß. Von wem kamen die Blumen? Welche Frau oder welches Mädchen besaß so viel Muth und Gemüth — in einer kleinen Stadt voll zischender Schlangen, voll Neid, böswilliger Neugierde und Verleumdungssucht?

„Mit jedem neuen Sträußchen verschwand das alte, die welken Blumen wurden vielleicht als Andenken fortgenommen, die frischen vielleicht als neues Hoffnungszeichen für mich hingelegt. Dieser kleine Roman mit der Unbekannten, wie ich ihn damals nannte, hatte einen eigenen Reiz; ich brachte meine Abende und oft die Nächte so freudvoll leidvoll zu und mein Herz und Blick hing an einem mir räthselhaften Bilde, an einem Schatten, an einem Traum.

„Erst dachte ich daran, täglich zu den welken Blumen, die geholt wurden, ein Briefchen, ein Liebeswort zu legen. Dann that ich es wirklich und schrieb alle möglichen Zärtlichkeiten; meine Thorheiten wurden zwar niemals beantwortet: aber ich bildete mir ein, in den frischen Blumen selbst stecke die geheime Antwort.

„Ich entschloß mich, Spaziergänge und Gesellschaften zu besuchen, um aus einem Lächeln, einem Seufzer oder einem Worte etwas herauszurathen, was an den Duft meiner Veilchen mahnte; aber

ich sah und hörte Nichts, was zu den Blumen meines Kopfkissens in Beziehung zu bringen war.

„Liebe verlangt Erwiederung — und so verliebte ich mich denn ernstlich und gewissenhaft in jenes geheimnißvolle weibliche Wesen. Aber wer war sie denn? Ich mußte alle jungen schönen Mädchen und Frauen lieben, um die Rechte nicht zu übergehen. Täglich steckte ich in Gedanken mein räthselhaftes Veilchensträußchen vor irgend ein nettes Mieder; aber täglich zog meine Thorheit aus irgend einem zufälligen Umstande den Schluß, daß meine Blumen zu diesem Leibchen nicht passen, oder meine Phantasie zog das Sträußchen zurück, weil ihr dieser oder jener Busen nicht geneigt schien, einen solchen Schmuck annehmen zu wollen.

„Mein Roman dauerte vierzig Sträußchen lang, dann löste er sich auf eine seltsame und traurige Weise. Eines Abends als ich auf jenem wunderbaren Kopfkissen, worauf über fünf Wochen lang Wahnbilder und Blumen wuchsen, meine tägliche Hoffnung suchte, fand ich einen kleinen Zypressenzweig. Ich faßte ihn mit zitternder Hand und küßte ihn weinend, ohne zu wissen warum. Mit den Wahnbildern, den Veilchen und den Hoffnungen war es aus.

„Die ganze Nacht sann ich über das Räthsel dieses unerwarteten Schlusses, über das Geheimniß des Zypressenzweiges nach: war dieses Trauerzeichen ein Lebewohl im Tode oder für's Leben? Starb ein weibliches Wesen für die ganze Welt durch Gottes Hand? Oder starb es für mich allein an eines Anderen Hand? Mit tiefem Schmerze fragte ich: Ist es eine leidende Seele, die davonzieht, oder eine treulose, die mich verläßt?

„Des anderen Morgens erhielt ich eine Karte, welche die bevorstehende Vermählung des schönsten Mädchens der Stadt mit dem unbedeutendsten Menschen anzeigte und durch welche ich zur Hochzeit geladen war. Kaum beachtete ich diese Schicklichkeitsheirath, die sich für keinen der Gatten schickte, aber unwillkürlich sah ich die Karte nochmals an und las sie wieder, und, wunderbar! dieses banale Blättchen schien das letzte Wort meines Romans zu enthalten, ich vermeinte meine Veilchen aus dem Myrthenkranze dieser Braut hervorblicken zu sehen.

„Acht Tage später wohnte ich der Trauung bei, und bewunderte in stiller Anbetung das junge Mädchen, die junge Frau, die ich ehedem so oft gesehen, ohne sie zu lieben. Jetzt liebte und vergötterte ich sie, und zwar so recht oder schlecht, daß ich mir vornahm sie zu betrüben, zu bestrafen, ja vielleicht sogar sie zu verleumden und zu hassen. Aber ein paar Worte meiner alten Dienerin entkräfteten dieses abscheuliche Vorhaben bald. Die treue Alte stand eines Abends mit mir am Fenster, das nach meinem Garten ging, und sagte, indem sie auf eine reizende Frauengestalt wies, die in dem Nachbargarten wandelte: Ach Herr, wenn Sie nur Augen gehabt und gewollt hätten, unsere schöne Nachbarin wäre jetzt Ihre Frau!

„In diesem Augenblick neigte sich die schöne Nachbarin zu einem blühenden Gewächse nieder, was bei mir wohl eine Bewegung erzeugte, denn die Alte fuhr lächelnd fort: Sie pflückt Blumen, aber Sie brauchen nicht eifersüchtig zu seyn; sie pflückt kein Veilchen mehr.

„Die Veilchenspenderin spazierte noch lange in ihrem Garten; sie trug ein weißes Kleid, und mein Auge konnte ihr trotz der einbrechenden Nacht folgen. Endlich schien sie verschwunden, und betrübt sagte ich zu meiner Alten: Ich sehe sie nicht mehr! Folgen Sie, erwiederte diese, mit Ihren Augen meinem Finger, sehen Sie dorthin, ganz im Hintergrunde, dort sitzt sie unter dem Zypressenbaum.

„Von diesem Augenblick an erfaßte mich wieder die Trauer um meine Familie und die Wehmuth um die Kinderzeit; die kleine Stadt wurde wieder öde, ich sah Niemand mehr vorübergehen und glaubte, das Leben rings um mich sey erstorben. An einem Morgen der Wehmuth und Schwäche brach ich auf und ging von dannen; es war der letzte jener Tage, die ich damals meine Veilchentage nannte. Ich kehrte in die große Welt voll Liebschaften und Freudenblumen zurück, in der man so oft verliebt werden kann, ohne für das Herz Gefahr zu laufen.

„Geräusch, Zerstreuung und Vergnügen der Welt ließen dieses Abenteuer meiner Jugendjahre lange Zeit vergessen. Im Alter kam es mir wieder ins Gedächtniß, und ich erinnere mich immer daran, wenn alte oder junge Bettlerinnen mir Blumen um ein Almosen anbieten. Diese Unglücklichen bringen mir mehr, als ich ihnen zu lohnen vermag: eine wehmüthige und doch freundliche Erinnerung."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die verkehrte Rede.) „Gott über die Welt! Endlich finde ich Euer Wohlgeboren! Wie

heißt, wann werden Sie mir endlich meine Forderung bezahlen? sind nur dreihundert Gulden. und haben Sie gesagt vor zwei Jahren und vor ein Jahr und werden Sie mich im Frühjahr, und dann wieder im Herbst bezahlen, Sie scheinen aber, Herr Baron, auf mich ganz vergessen zu haben, ich aber nicht, ich klag' ein!" — „Wie? die Paar Gulden sind Ihnen von meinem Intendanten noch nicht bezahlt? Ei, das ist mir fatal, denn jetzt habe ich selber kein Geld. Aber zu Jakobi nehme ich etwas Zins ein, dann schicke ich Ihnen bestimmt wenigstens den halben Betrag." — „Soll ich leben, wann ich nur glauben könnt!" — „Verlassen Sie sich darauf, (schlägt ihn vertraulich auf die Schulter.) Sie sollen ein Schuft seyn, so wahr ich lebe, wenn ich zu Jakobi nicht zahle!" (Eilig ab.) — „Was heißt? Ich soll ein Schuft seyn, wann er nicht zahlt? Gottes Güte! Was doch die Menschen die Red' zu verdrehen wissen!"

Daß auch vornehme Leute nicht immer von Aberglauben frei sind, beweist folgende buchstäblich wahre Anekdote: Einer reichen adeligen Familie wurde ein Stammhalter geboren. Da die Mutter, von Geburt eine Fürstin, des Glaubens war, daß das Kind nur gedeihen könne, wenn es der ärmste Mensch im Dorfe über die Taufe halte, so wurde sofort nach dieser wichtigen Person Nachforschung angestellt. welche ergab, daß der betreffende Proletarier gerade der rothhaarige Gänsehirt war. Derselbe wurde sofort mit Hut, Frack und Zubehör ausgerüstet und in einem Gallawagen in die Kirche geführt, wo er das übertragene Amt mit besonderem Anstande verfah. Der junge Stammhalter gedieh wirklich vortrefflich, aber auch der Proletarier befand sich gut dabei, indem ihm die Pathenrolle einen Freiplatz in der herrschaftlichen Küche eintrug. Noch heute, nach einigen dreißig Jahren, sieht man ihn des Sonntags in seinem langen Pathenfrack und dem Pathenhut gravitätisch zur Kirche wandeln. In seiner Stellung hat er es übrigens nicht weiter gebracht, denn er ist noch immer der Lenker der schnatternden Reiterinnen des Kapitols.

Einen modernen Jupiter Ammon — schreibt die „Breslauer Ztg." — werden wir Breslauer nächstens zu bewundern haben. Es wird sich nämlich ein Mann zur Schau stellen lassen, der vorläufig noch in Böhmen Furore macht, und zwar dadurch, daß er wirklich Hörner auf dem Kopfe hat. Es sind dies zwei gekrümmte, hornartige, sechs Zoll hohe und beinahe zwei Zoll dicke Auswüchse, die sich oberhalb der Schläfe befinden. Der Mann sieht aus wie Jupiter Ammon, ist 36 Jahre alt. Die Aerzte erklären, daß durch eine Operation sein Leben gefährdet seyn dürfte, und so hat er sich denn endlich entschlossen, ruhig seine Hörner zu tragen, die ihm noch dazu Geld einbringen.

(Ein weiblicher Matrose.) In Liverpool stand kürzlich ein stämmig und robust aussehender Matrose vor Gericht, angeklagt: ein Weib zu seyn, das seinen Mann vor etwa zehn Jahren, wo derselbe durch einen Unfall zum Krüppel geworden, verlassen habe. Der Angeklagte weigerte sich nicht, dies einzuräumen, indem er bekannte, daß nach Verstümmelung des Gatten dieser den täglichen Unterhalt nicht habe beischaffen können, und in Folge dessen er sich entschlossen habe, seinem Geschlechte zu entsagen und Matrose zu werden. Als solcher, wie die vorgelegten Zeugnisse bewiesen, war ihm nie etwas zur Last zu legen gewesen und hatte er auch die schwersten Arbeiten jederzeit willig und zufriedenstellend vollzogen. Er ist mehrere Male nach Quebeck, Bombay und anderen entfernt liegenden Häfen gesegelt und hat sich in seinem Dienst stets musterhaft verhalten. Das Gericht sprach den weiblichen Seemann frei, und dieser hatte beim Verlassen der Schranken alle Hände voll zu thun, sich den Umarmungen und Liebkosungen der Menge zu entziehen.

Charade.

(Dreisilbig.)

Das erste Silbenpaar,
Freund, findest du als angenehme Frucht
Im Herbst am Baume, oftmals rar,
Zu haben doch, wer zum Bedarf sie sucht.

Um zu genießen sie,
Man dritte Silbe wende an, mein Freund;
Doch der entging dem Tode nie,
Der Letztre empfing mit Gift vereint.

Das Ganze hat erzeugt
Die erste Sünd'. Kein Arzt hemmt ihren Lauf:
Fort erbt sie, bis der Erdball weicht
Aus seiner Spur. Wer löst mein Räthsel auf?

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 145. Sonntag, 4. Dezember 1859.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

2.

Auf diese Art war ihr die Einsamkeit, worin sie inmitten dieser Familie lebte, am Ende beinahe lieb geworden. Ihre Studirstunden am Morgen ihre Spaziergänge in den Mittagsstunden, die paar Briefe, welche sie hie und da mit Frau Bari wechselte, die Liebkosungen des Hundes Roland — all das trug dazu bei sie heiterer zu stimmen, als sie wohl sonst gewesen wäre; nur Eines lag schwer auf ihrer Seele, nämlich ihre Schuld gegen ihren Reisegefährten, welche sie immer noch nicht abgetragen hatte. Dies hatte schon seit ihrer Ankunft ihre Gedanken fortwährend beschäftigt, und war doch immer eine Schwierigkeit geblieben, welche sie nicht zu überwinden wußte. Sie kannte jetzt allerdings den Namen und die richtige Adresse ihres Freundes, denn der Lakei hatte ihr während der Fahrt vom Bahnhofe in B. nach Ulmenau unaufgefordert mancherlei Mittheilungen gemacht, welche sie überzeugten, daß ihr Freund und der Major Reigersberg ein und dasselbe Individuum seyen; allein sie durfte es nicht wagen, auf eigene Faust Jemanden von der Dienerschaft der Tante mit einem kleinen Paquet nach Erlenbach zu senden, welches volle zwei Stunden von Ulmenau entfernt war, ohne zuvor die Erlaubniß der Tante hiefür einzuholen; allein noch weniger wagte sie es, die Frau von Lonthal über diesen Gegenstand zu sprechen und deren Erlaubniß einzuholen. Anfangs hatte sie die Absicht gehabt, das Geld in einem Briefe an den Major durch die Post abzusenden; allein sie fand bald, daß dies nicht thunlich sey. wenn sie wollte, daß ihre Tante nichts von dieser Angelegenheit erfahre; denn der Landbote aus dem nahen Dorfe kam täglich zu einer gewissen Stunde, um die Briefkapsel abzuholen, zu welcher Frau von Lonthal den Schlüssel besaß, und in welche sie selbst den gesammten Briefwechsel ihrer Familie und Dienerschaft niederlegte. Es bestand ein strenges Verbot im Hause, Briefe auf andere Weise, als mit dieser offiziellen Kapsel, zu welcher nur der Postmeister in B. den zweiten Schlüssel besaß, nach dem Postamte zu befördern; es blieb Mathilden daher nur die einzige Hoffnung, daß es ihr selbst einmal gelingen möge, ihr Päckchen nach dem Wohnorte des Majors hinüber zu tragen, den sie bis jetzt noch nicht gesehen hatte.

Endlich sollte sie das Gut Erlenbach wenigstens einmal zu Gesicht bekommen. An einem trüben, kalten Tage wollte Frau v. Lonthal nach dem Gute einer befreundeten Dame fahren, um derselben, welche krank lag, einen Besuch abzustatten. Die beiden Fräulein v. Lonthal wollten aber lieber zu Hause bleiben, und die Tante kündigte daher Mathilden an, daß sie sie auf dieser Spazierfahrt begleiten müsse — allerdings nicht um jene vornehme und elegante Dame zu besuchen, denn hiezu erklärte Frau v. Lonthal Mathilden noch zu jung und zu linkisch, sondern sie sollte der Tante nur Gesellschaft leisten und während des Besuchs bei Frau v. Aarflug auf Hohenhorst im Wagen warten.

Der Tag war, wie schon erwähnt, kein angenehmer; es war kalt und windig, ein Gemisch von Regen und Schnee rieselten hernieder, Kutscher, Lakei und Pferde waren daher nichts weniger als erbaut von der Aussicht, vor dem Einfahrtthore des Schlosses Hohenhorst warten zu müssen. Deßhalb fragte Johann, der Lakei, der im Grunde ein gutmüthiger Bursche war, Mathilden, ob es ihr nicht angenehmer wäre, eine kleine Spazierfahrt zu machen, anstatt hier in der zugigen Allee eine halbe oder gar eine ganze Stunde zu warten.

„Wie wäre es, Fräulein!“ fragte er auf ihre bejahende Antwort, „wenn David (so hieß näm-

Digitized by Google

lich der Kutscher) nach Erlenbach hinüber fahren würde, damit Sie das schöne Gut des Herrn Majors von Reigersberg sehen könnten? Jedenfalls wären wir schon lange zurück, bis die gnädige Frau mit ihrem Besuche zu Ende ist."

Der armen Mathilde hüpfte das Herz im Leibe bei diesem Vorschlag, welcher ihr ebenso harmlos als angenehm erschien, und als Johann ihre Einwilligung dem Kutscher mittheilte, fuhr der Wagen im raschen Trabe davon.

Eine Fahrt von einer kleinen Viertelstunde brachte sie an den Fuß des sehr schön gelegenen, geschmackvoll angelegten Parks, in dessen Mitte sich ein schloßähnliches Gebäude in edlem Styl erhob; sie machte die Runde um die ganze Einfriedigung, damit Mathilde das Schloß und den Park von allen Seiten sehen könne, und sie betrachtete sich den Wohnsitz des Mannes, der ihre Gedanken schon so viel beschäftigt hatte, mit einem Gemisch von Freude und getäuschter Erwartung, denn wie sehr sie auch den Blick nach allen Richtungen hinsandte, so vermochte sie doch von ihrem Freunde keine Spur zu erblicken.

Der Wagen kehrte nun nach Hohenhorst zurück, und auf dem Heimwege machte sich Mathilde im Stillen Vorwürfe, daß sie ihre Börse nicht mitgenommen hatte, weil sie dies Mal eine so gute Gelegenheit gehabt hätte, ihre Schuld abzutragen, indem sie das Geld in einem kleinen Päckchen nach dem Schlosse hinaufgeschickt haben würde. Als man aber vor dem Einfahrtthore von Hohenhorst ankam, nahmen ihre Gedanken schnell eine andere Richtung, denn sie hörte einen Diener dem Kutscher der Tante zurufen, er sey von seiner Gebieterin vor einer Viertelstunde nach dem Wagen geschickt worden. Frau v. Lonthal kam und die arme Mathilde hatte eine sehr unangenehme Rückfahrt, denn die Tante ergoß ihren ganzen Aerger über die arme Mathilde und bedeutete ihr in einer langen Strafpredigt, daß sie sich ja nicht unterfangen solle, sich jemals wieder eine solche Freiheit herauszunehmen. Dieses anmaßende Benehmen, wie die Tante es nannte, bildete auch den Hauptgegenstand des Gespräches bei Tische, da Frau v. Lonthal es nun ihren Töchtern mittheilte, und Mathilde mußte geduldig sitzen bleiben und die verschiedenen Ausrufe anhören, in welchen ihre liebenswürdigen Cousinen ihrem Staunen und ihrer Entrüstung Ausdruck gaben.

Als endlich die Damen dieses spezielle Thema genugsam ausgebeutet hatten, fragte Fräulein Marie Mathilden zur Abwechslung, wohin sie denn eigentlich gefahren sey, und als diese ihr Erlenbach als das Ziel ihrer Fahrt nannte, hörte sie zum ersten Mal den Namen des Majors Reigersberg in dem Familienkreise zu Ulmenau erwähnen.

Die Bemerkungen, welche an diesen Namen angeknüpft wurden, waren natürlich nicht für Mathilden bestimmt, denn sie als Fremde konnte begreiflicherweise nichts von dem Besitzer von Erlenbach wissen; überdies betrachtete man sie ja noch als ein Kind und sagte ihr dies bei jeder Kleinigkeit ins Gesicht, und da sie soeben erst wegen ihrer Kühnheit tüchtig ausgeschmält worden war, so ignorirte man um so mehr ihre Anwesenheit. Allein die Unterhaltung der Tante und der Cousinen über den Major interessirte nichtsdestoweniger die geschmähte Waise.

Fräulein Marie, welche überhaupt das große Wort zu führen schien, erzählte nämlich ihrer Mutter und Schwester, sie habe erst jüngst aus guter Quelle erfahren, der Major gedenke sich bald nach Neujahr zu verheirathen und mit seiner jungen Frau eine weite Reise zu machen, während welcher seine Schwester ihm haushalten solle.

„Ich kenne diese Schwester nicht," setzte Fräulein Marie geringschätzig hinzu, „aber die Frau soll arm seyn, und er wird ihr daher eine sehr willkommene Versorgung bieten!"

(Fortsetzung folgt.)

Almosen.

(Fortsetzung.)

Das Almosengeben bringt mich noch auf eine andere Person und Geschichte. In unserm elegantesten Stadtviertel wohnte und lebte noch vor wenigen Jahren eine reiche, allgemein bekannte Dame, welche eine Manie für Hunde hatte, die ins Uebertriebene und Lächerliche ging. Sie bewohnte ein großes Haus und zwar eigentlich um ihrer vielen Hunde willen, da diese ihre Schlaf-, Speise-, Spiel- und Gesellschaftszimmer, ihre eigene Dienerschaft und wöchentlich auch ihr Kränzchen haben mußten, bei welchem die Hunde der Nachbarschaft als Gäste erschienen und bewirthet wurden.

Aber die Dame, die aus Hundeliebe so viel Geld verschwendete und Witzworte ertragen mußte, war nichtsdestoweniger sehr vernünftig, gut und geistreich. Sie machte eine Extravaganz ihres Lebens durch hundert edle Handlungen und durch unerschöpfliche Mildthätigkeit wieder gut. Auf der Straße säete sie Wohlthaten und alle Bedürftigen

waren vor dem Gesetze ihrer Milde gleich. Aber wenn ihr ein Blinder begegnete, den sein Hund führte, dann verdoppelte sie ihre Gabe. Sie sagte zu dem Blinden, indem sie ihm ein Geldstück reichte: „das ist für Euch," und indem sie ihm ein zweites gab: „das ist für euren Begleiter, für euren Freund." Dann liebkoste sie den Köter und sprach gerührt zu diesem: „Leih ihm Deine Augen und führ ihn seinen Weg." Und dann blickte sie Beiden lange nach, ob ihr Wort auch erfüllt wurde — gewiß nicht das Wort einer Närrin.

Steckte überhaupt etwas Narrheit in ihr, so hatte diese jedenfalls ein treues Gedächtniß. Die mildherzige Frau gedachte wohl ihres lieben Töchterleins, eines herrlichen Kindes, das ihr ein Unglücksfall zu rauben drohte und das durch ein eigenes Wunder gerettet worden war.

Das Kind spielte eines Tages ganz allein in dem Schloßgarten seiner Großmutter auf dem Lande und haschte Schmetterlinge in der Nähe des Weihers. Ein unbesonnener Schritt und es stürzte ins Wasser, in dem es zwar wieder auf die Oberfläche kam, aber alsobald auch wieder versank. Sofort sprang der große Haushund seiner kleinen Gefährtin, die oft mit ihm spielte, nach, tauchte unter, erfaßte die Ertrinkende, schleppte sie ans Ufer und legte sie ganz sorgfältig ins Gras. Aber die Augen der Kleinen öffneten sich nicht und sie regte sich nicht, denn sie war ohnmächtig. Da bellte das kluge Thier und lief so lange vom Weiher zum Schloßhof und wieder zurück, bis die Leute es verstanden und herbei kamen. Das Kind wurde gerettet.

Das war das Geheimniß dieser eigenthümlichen Vorliebe, das Geheimniß des doppelten Almosens, das eine milde Hand für den Blinden und für seinen Hund spendete.

* * *

Wo gäbe es nicht Menschen, die nicht vorzugsweise den blinden Armen gern ein Almosen geben, und zwar aus reinem Mitleid mit den Unglücklichen. Mit sichtbarer Rührung und wehmüthigem Antheil sieht man die Geber vor dem Bettler mit lichtlosem Auge halten und ihn beschenken. Und dieser lernt den häufig wiederkehrenden Wohlthäter endlich kennen, er trifft den Weg in das Haus des Reichen, wo er anklopfen darf ohne abgewiesen zu werden, und findet bei der Mildherzigkeit ein offenes Ohr und einen offenen Seckel.

„Welchen Armen geben Sie vor allen gern?" fragte ich einmal einen gutmüthigen, aber ziemlich leichtsinnigen Freund.

„Jungen Mädchen," antwortete er und ich lächelte.

„Kein sarkastisches Lächeln, Freund," fuhr er fort, „hier hört mein Leichtsinn auf. Weibliche Jugend leiden, darben und hinwelken zu sehen, erschüttert mich im Innersten und fordert mein Mitleid zur thätigsten Hilfe auf. Jede solche Unglückliche bringt mir meine frühverlorene Schwester vor Augen. Ich war noch ein Schuljunge und meine Schwester viel älter: sie sollte ja demnächst Hochzeit machen. Sie war so lieb, so schön und gut, aber immer so blaß und schweigsam, und oft, wenn sie mir oder Andern freundlich zulächelte, fuhr sie dann mit der Hand rasch nach dem Herzen und machte eine schmerzhafte Miene. Aber der Arzt konnte nun einmal keine Krankheit an ihr entdecken, und so mußte sie gesund seyn und heirathen. Des Morgens an ihrem Hochzeitstage wurde sie bräutlich herausgeputzt und zog sich dann, da sie sich ermüdet fühlte, in ihr Zimmer zurück. Sie blieb etwas lange aus und die Mutter ging nachzusehen. Ein Schrei, den sie in jenem Zimmer ausstieß, machte alle Anwesenden hineindringen, und da sah ich meine arme Schwester todesbleich, stumm und regungslos, die Hände über die Brust gekreuzt, in ihrem weißen Brautkleide wie in einem Leichentuche auf dem Bette liegen und mit unaussprechlicher Miene der Mutter wortlos den Brautkranz hinreichen. Alles brach, von ihrem Aussehen erschüttert, in Weinen und Wehklagen aus und eilte nach Hilfe, ich ward nach dem Arzte gesendet. Ich stürzte fort, stürmte zu dem Staunenden und riß ihn mit mir fort, denn eine innere Stimme flüsterte mir: sie stirbt. Und so war es; denn ich war kaum wieder zu Hause, so starb sie. — O wer das Trauerspiel des Todes an einer vielgeliebten Person und in Jahren, wo man nur ans Leben denkt, nicht mit angesehen, der hat noch nie gelitten und weiß nicht, was Schmerz ist. Im erschütternden letzten Augenblick der entweichenden Seele ist es dir, als ob ein Stück deiner selbst verloren gehe, das sich von dir ablöst und mit einem Mal verschwindet; es ist dein Blut, das aus einer geheimen Wunde rieselt, dein Fleisch, das zerrissen — und eine Ader deines Herzens, die plötzlich zerschnitten wird. Es ist eine Thorheit von mir, vielleicht eine Schwäche aus erlebtem Schmerz, aber oft vermeine ich in den kummerbleichen Gesichtern junger Bettlerinnen meine arme Schwester blaß, leidend und sterbend wiederzusehen, und dann gebe ich gern und so viel ich kann, und das dankende Lächeln ihrer Schmerzensmienen ist mir der schönste Lohn."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Als eine wahre Jagdgeschichte wird der „N. Preuß. Ztg." aus Schleußingen berichtet: In den ersten Tagen des Oktobers geht ein Arbeitsmann auf einem ziemlich oft betretenen Wege durch das k. Forstrevier Viernau (in Thüringen). Nahe am Wege sieht er auf einer kleinen Wiese zwei starke Rothhirsche heftig mit einander kämpfen, läuft, so schnell er kann, nach dem eine halbe Stunde vom Kampfplatze entfernten Städtchen Schwarza, und macht daselbst einem k. Forstbeamten von diesem Kampfe Anzeige. Der Forstbeamte ergreift seine Büchse und eilt nach dem bezeichneten Ort, um dem Kampfe noch zuzusehen, doch er kam zu spät: der schwächere der Hirsche, ein Zwölfender, hat bereits geendet; der stärkere, ein Vierzehnender, hat ihm mit dem Geweih den Kopf aus dem Rückenwirbel gedreht, sich aber selbst dabei dem Tode geweiht, denn keine Gewalt kann die beiden stattlichen Geweihe wieder trennen. Der Vierzehnender steht gefesselt vor dem getödteten Feinde und stirbt durch die wohlgezielte Kugel des beigeeilten Jägers. Die beiden Geweihe sind noch nicht getrennt und werden es auch nicht werden, es sey denn, daß man die Stangen einzeln zersägte. Die beiden Hirsche sind zusammen nach Suhl geschafft und dort photographirt worden.

Die neueste Pariser Damenmode.

Vernehmt ihr Schönen im deutschen Reich
Die ergötzliche Episode,
Die jetzt am Ufer der Seine spielt
Im lustigen Reich der Mode.

Die schöne Welt der Frankenstadt
Wird nach den neusten Normen
Armiret und mobil gemacht
Und trägt schon Uniformen.

Als Töchter des Regimentes zieh'n
Die kaiserlichen, chlorreichen.
Die Damen auf's Schlachtfeld jetzt der Saison,
Zu fallen vielleicht — nie zu weichen.

Den wehenden Federhut auf dem Haupt,
Geschmückt mit Agraffen und Ketten,
Den Busen von doppeltem Tuch bedeckt,
Die Schulter von Epauletten.

Im Feuerauge den treffenden Pfeil,
Mit siegesbewußter Miene,
Und um die Hüfte gegürtet eng
Den Panzer der Crinoline.

Nicht säbelklirrend, doch kampfbereit
Das scharfe Schwert der Zunge,
So rückt die Garde der Schönen an,
Die alte wie auch die junge.

Recht martialisch sieht sie aus,
Geschaffen zum Ueberwinden,
Ja, hin und wieder ist sogar
Ein Flaum auf der Lippe zu finden.

Da kommen Husaren schlank geschnürt,
Und trefflich geputzt mit Schnüren,
Und hübsche Dragoner, bei denen nichts
Vom Küchendragoner zu spüren.

Es prunken Uhlanen mit reicher Tracht
Im Amazonenkranze;
Sie brauchen die spitzigen Worte gern
Anstatt der spitzigen Lanze.

Wie wird jetzt rastlos um den Sieg
Auf glanzendem Balle gerungen?
Was werden da für Manöver gemacht!
Und was für Eroberungen!!

Längst ist bekannt, daß den Damen stets
Die Uniformen gefielen,
Doch ist es wahrlich ein Zeichen der Zeit,
Daß selbst Soldaten sie spielen.

Es ist eine Illustration
Zu dem Spruche des Napoleoniden,
Der schon mit so prächtigen Bildern geziert:
„Das Kaiserreich ist der Frieden."

Auflösung der dreisilbigen Charade in № 144:

Apfelbiß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 146. Dienstag, 6. Dezember 1859.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Eleonore, die ältere Schwester, welche vor etwa zehn Jahren für das schönste Mädchen der ganzen Gegend gegolten hatte, als gerade eine Theuerung an Schönheiten herrschte, hielt sich dagegen auf und meinte, das glaube sie nicht; Major Reigersberg sey so stolz als möglich und werde nicht die nächste Beste heirathen, und wenn er überhaupt die Absicht gehegt hätte, eine Verbindung einzugehen, so würde man hievon längst etwas erfahren haben. — Offenbar war Fräulein Eleonore etwas schlecht auf den Major zu sprechen.

Diese kleine Klatscherei machte Mathilden für den Rest des Tages sehr nachdenklich; die Nachricht von der Verheirathung ihres Freundes war ihr weder angenehm noch gleichgiltig, sondern hatte ihr im Gegentheil eine gewisse Beklemmung verursacht. Und doch mußte sie sich, als sie Abends allein in ihrem Zimmer saß, verwundert selbst fragen, was denn überhaupt die Heirath des Majors sie angehe, zumal sie ja nicht einmal gewußt hatte, ob er nur noch unvermählt sey. Erst ein anderer Punkt, welcher sie näher anging, gab ihr zu denken: Wenn ihr Freund, wofür sie ihn immer ansah, demnächst die Nachbarschaft verließ, und vielleicht für längere Zeit in's Ausland ging, so war es für sie gebieterische Pflicht, ihre Verbindlichkeit gegen ihn unverweilt abzutragen. Nach einigem Nachdenken kam sie auf den Gedanken, sie könne ja an einem der nächsten Tage auf ihrem gewöhnlichen Spaziergange bis zu dem kleinen Jägerhause am Ende des Parks hinübergehen und dort das Geld in einem Briefe an den Major hinterlassen. Dies beschloß sie denn auch zu thun, und nachdem sie auf diese Weise ihres Erachtens das richtige Mittel gefunden hatte, legte sie sich vergnügt schlafen, obschon ihr im Traume verwirrte Visionen von ihrem Freunde erschienen, welchen sie mit einer Braut, die an Gestalt und Gesicht einige Aehnlichkeit mit der Cousine Eleonore hatte, vor den Altar treten sah.

Am andern Morgen brannte Mathilde vor Ungeduld, bis die Frühstücksstunde vorüber und ihr vergönnt war, sich in ihr Stübchen zurückzuziehen, um ihren Brief zu schreiben. Sie fand dies übrigens nicht für so leicht, als sie sich gedacht hatte; sie fürchtete sich, entweder zu viel oder zu wenig zu sagen, und war selbst in der Erfüllung ihrer Aufgabe am Schwersten zu befriedigen. Erst als sie drei oder vier halbvollendete Billets wieder zerrissen und verbrannt hatte, gelang es ihr, eines abzufassen, dessen Inhalt sie ganz befriedigte; es bestand in einem aufrichtigen Ausdruck ihrer Dankbarkeit, einer Entschuldigung für die absichtslose Verzögerung in der Rückgabe eines so freundlich gewährten Vorschusses und in der Hoffnung, daß die Schwester des Majors sich wohl befinde.

Vollkommen zufrieden mit ihrem zierlich geschriebenen Billet, schob sie dieses sammt dem Gelde in ein Briefcouvert, das sie versiegelte und in ihrer Kommode verschloß, während sie in das sogenannte Studirzimmer hinunterging, um dort noch eine Weile Clavier zu spielen. Sie glaubte nämlich, wenn sie sich sogleich auf den Weg mache, möchte die Tante, welche ihrem methodischen System täglichen Studirens und Uebens ihre Billigung nicht versagt hatte, das gewöhnte Klavierspiel vermissen und darin etwas Auffallendes sehen.

Nachdem sie eine halbe Stunde gespielt, kleidete sie sich für den Ausflug an, steckte das Geldpäckchen in ihr Ridicule und eilte in den Hof hinunter, um ihren vierfüßigen Gefährten abzuholen. Schon war sie mit diesem an der Rückseite des Hauses vorüber und näherte sich dem hinteren

Thore, welches in die nach der Landstraße führende Allee mündete, als ihr Jemand vom Herrenhause aus „Halt" zurief. Sie blickte hinauf und bemerkte ihre Cousine Marie, welche vom Fenster ihres Zimmers aus ihr den Wunsch zu erkennen gab, sich ihr auf dem Spaziergange anzuschließen.

Die arme Mathilde mußte also warten und ergab sich nur mit großer Ungeduld in diese unverhoffte Wendung ihres Vorhabens. War es doch, als ob Alles gegen sie sich zu verschwören schiene. Der plötzliche, launenhafte Einfall ihrer Cousine vereitelte all ihre hübsch aufgebauten Pläne, wenigstens für den heutigen Tag, und der morgende konnte ja wieder weitere Hindernisse bringen. Mathilde wollte schon allen Muth sinken lassen, als ihr beifiel, daß ihre Cousine sich nur selten körperliche Bewegung durch Spaziergänge gönnte, sie sich also wohl bald ermüdet fühlen und nach Hause zurückkehren würde, während sie alsdann ihre Wanderung fortsetzen könne. Hiedurch kehrte ihre Heiterkeit wieder zurück, und als Fräulein Marie sich ihr anschloß, konnte sie in Wahrheit sagen, sie freue sich, sie zur Begleiterin zu haben; sie fühlte sich sogar geneigt, es als ein gutes Vorzeichen zu betrachten, daß ihre Cousine mit ihr spazieren gehen wollte; denn sie zog daraus den naheliegenden Schluß, daß die Familie endlich ein wenig mehr gegen sie aufthauen wolle, und sie hatte sich immer etwas mehr zu dieser Cousine hingezogen gefühlt, als zu deren älterer Schwester oder der Tante. Mathilde hoffte daher, im Verlaufe der Unterhaltung im Stande zu seyn, ihr Herz ein wenig gegen Marie zu erschließen und in ihr vielleicht eine Freundin zu gewinnen; ja sie überlegte es sich sogar im Stillen, ob es nicht am Gerathensten seyn würde, Marien gerade zur Vertrauten der Geschichte ihrer Reise und der hieraus entsprungenen Verlegenheiten zu machen.

Alle Hoffnungen Mathildens schienen aber heute schnöde vereitelt zu werden. Der Einfall der Cousine Marie, einen Spaziergang zu machen, entsprang lediglich aus dem Umstande, daß sie an diesem Morgen schon einen heftigen Wortwechsel mit ihrer Schwester über den Major Reigersberg gehabt, und weil das Unrecht darin auf ihrer Seite war, deßhalb eine heftige Zurechtweisung von ihrer Mutter erhalten hatte; hierüber waren sowohl die Tante als die beiden Cousinen verstimmt, und als Fräulein Marie Mathilden zu einem Spaziergange sich anschicken sah, beschloß sie sich ihr anzuschließen, um hiedurch Mama und die Schwester ihrer Gesellschaft zu berauben.

Mathilde hatte natürlich von diesem Allem keine Ahnung; allein sie mußte bald aus dem Betragen und aus der Stimmung ihrer Cousine abnehmen, daß kein wohlwollender oder freundlicher Beweggrund dieselbe veranlaßt hatte, sich ihr auf dem Spaziergange anzuschließen. Marie ging stolz und zerstreut dahin, nahm von gar keinem Gegenstande in ihrer Umgebung Notiz, und beobachtete ein störrisches Stillschweigen, außer wenn Mathilde eine Frage oder Bemerkung an sie zu richten wagte, auf welche sie dann barsch und kurz antwortete. Mathilden war Roland, das stumme Thier, weit aus der liebste von ihren beiden Begleitern, denn er bellte doch laut und hüpfte in munteren Sprüngen um seine Freundin her, um ihr die Freude über seine Freiheit, über den heiteren, kalten Wintertag und wohl auch über das Vergnügen auszudrücken, das ihm ihre Gesellschaft bereitete.

(Fortsetzung folgt.)

Almosen.

(Fortsetzung.)

Ein eigenthümliches Objekt seiner Wohlthätigkeit hatte sich ein alter Kapellmeister meiner Bekanntschaft ausersehen. Selbst ein glücklicher Komponist und virtuoser Musiker, und sein Lebenlang Vorstand einer ausgezeichneten Kapelle und eines Künstlerbundes, der unter seiner Leitung alle Meisterwerke der Tonkunst mit Vollendung ausführte, scharfsinniger Kenner und Kritiker, und mit einem Gedächtniß begabt, das die verläßigste Encyklopädie aller bedeutenden Kunsterscheinungen war, bevorzugte seine Mildthätigkeit vorzugsweise die Drehorgeln. Dieses abscheuliche Instrument, dessen kreischende Töne die schönsten Melodien entweihen, dieser schauderhafte Leierkasten, den großentheils nur arbeitsscheue Hände auf Jahrmärkten umherschleppen, erfreute sich der liberalen Protektion des alten musikalischen Feinschmeckers in seinen Ruhetagen. Wir konnten diesen Widerspruch des Geschmacks nicht begreifen.

„Glaubt doch nicht," belehrte uns der Alte eines Tages, „daß ich ein solcher Vandale bin, um an den schrillen Drehorgeltönen selbst Vergnügen zu finden. Nicht umsonst nennen sie dieses Instrument in Frankreich „die Orgel der Barbarei", und was darauf gefeiert wird, klingt, als ob ein Hanswurst die Thaten eines großen

Mannes herschnattere. Aber was diese Orgeln, alte und neue, Alles zusammen spielen, erfüllt mich oft mit den interessantesten und angenehmsten Erinnerungen meines Lebens. Jetzt klingt die Parodie eines Musikstücks an mein Ohr, dessen erste Aufführung mich in jüngeren Jahren begeisterte; dann taucht das Gespenst einer Melodie vor mir auf, mit welcher einst die größte Sängerin halb Europa fanatisirte; aus jenen heulenden Tönen enträtselte ich ein Kammerstück, worin ein theurer Freund als Virtuose brillirte; in diesem musikalischen Zerrbild erkenne ich eine eigene Komposition. Bei dieser Nummer muß ich an einen Wendepunkt meines Lebens denken, in welchem ein ähnliches Motiv eine Rolle spielte; bei jener an Liebe und Glück, die von einem Liede in verwandter Form ausgingen. Kurz, das wirre Repertoir der Leierkasten läßt die Schattenbilder vergangener Tage vor mir aufsteigen, Ideen, Studien, Gewünschtes, Vollbrachtes, Leidenschaften, Freunde, Gegner, Großartiges, und Zeitschwindel — und Das bildet ein eigenthümliches geistiges Konzert des Lebens, das in meine Seele hineintönt. Das stimmt mich zu Wehmuth und Mitleid. Und wenn ich zugleich bedenke, daß gute Musik Denjenigen, der sie mit geistigem Bewußtseyn treibt, veredelt und erhebt, daß hingegen schlechte Musik ihre maschinenmäßigen Erzeuger verflüchtigt und verdummt, so fühle ich doppeltes Mitleid mit den Drehorgelleuten und beschenke sie."

Also eine Wohlthätigkeit aus Gegensätzen.

Im Allgemeinen gibt man, um zu geben, Das ist sicher. Man spendet aus moralischem Drang, aus Freude, aus Mitleid; die Gutmüthigkeit, die Sympathie, die Rührung, der Zug des Herzens für menschliches Elend veranlassen die Gabe. Aber nichtsdestoweniger verbirgt auch gar manche Handlung der Wohlthätigkeit Das in sich, was wir das Geheimniß der Almosen genannt haben. Wir geben gar oft um unser selbst willen, weil wir eben hoffen oder fürchten, oder uns freuen, weil uns gleichsam dicht hinter dem Armen ein Gespenst erscheint, das uns an Dieses oder Jenes mahnt; wir geben, weil eine Erinnerung uns antreibt. Das ist die Mildthätigkeit des treuen Gedächtnisses. Möchten die Bedürftigen diese bei Allen finden, die in der Lage sind, geben zu können!

Eine eigene Gattung von Almosen, eine wahre Gegensspende der Humanität, ist die Wohlthat des Arztes, welcher dem leidenden Armen mit Rath, Hilfe und Trost beisteht. Während in fast allen Geschäfts- und Erwerbzweigen des modernen Lebens das Kapitel „gratis" verschwunden ist, nimmt es in dem Tagebuche des Arztes unter der Rubrik der Armenbesuche eine große und bleibende Stelle ein. Die Armenbesuche sind etwas Selbstverständliches dieses Berufes, eine freiwillige Aeußerung der Liebe zum Nächsten, ein reicher Obolus, den die Gesellsamkeit persönlich der freien Hilfsthätigkeit darbringt. Mit der Wohlthätigkeit in anderen Kreisen wird zuweilen Ostentation getrieben; das Geheimniß des Almosens wurzelt mitunter im Egoismus; aber kein solcher Nebengedanke treibt den Mann der Heilkunde an das Schmerzenslager des Armen. Er weiß, daß ihm dort kein Lohn, als das stille Bewußtseyn einer edlen Handlung erwartet; er weiß, daß aus dieser niederen Hütte nicht einmal der Ruhm einer gelungenen großen Kur sich verbreiten kann; er ist darauf gefaßt, dem Jammer in schrecklicher Doppelgestalt, dem physischen und moralischen Elend zu begegnen; er darf nicht aufsehen, in die eigene Börse zu greifen, um seine dringendsten Anordnungen zu ermöglichen; er sieht nicht voraus, wie lange und oft ihn Das Alles in Anspruch nehmen und ihm selbst schlaflose Nächte bereiten kann; aber er besinnt sich keinen Augenblick und eilt zu seinem Bruder Lazarus. Ich kenne einen berühmten Jünger Aeskulaps, der seine Besuche bei den Armen viel pünktlicher als die bei den Reichen abstattet: Diese, sagt er, können im Nothfall einen andern Arzt holen lassen, Jenen bin ich das einzige Hoffnungslicht ihres dunklen Lebens. Das Almosen des Arztes ist die Wohlthätigkeit des Samaritanens. Es hat etwas Rührendes und Erhabenes zugleich, — und es ist kein Wunder, daß ein genialer und etwas exzentrischer Kopf diese Form der Mildthätigkeit für seine Almosenspenden wählte. Die Rokokogeschichte, die wir hier als Beispiel folgen lassen, trägt das Gepräge ihrer Zeit, und enthält gewisse historische Namen, die ihr vielleicht einiges Interesse verleihen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Telegraph um den Erdglobus.) Das Projekt eines Telegraphen, der die ganze Erde umspannen soll, wird in Amerika mit großem Eifer besprochen und behandelt. Major Collins, der Handelsagent der Vereinigten Staaten in Ost-Asien, hat Rußland, Sibirien, Theile der

Mongolei, Mandschurei und Chinas durchreist, um die Oertlichkeiten für die Anlage eines solchen Telegraphen zu prüfen. Er ist jetzt in New-York eingetroffen, um die Ausführung eines großartigen Planes zu betreiben. Beim Czar sowohl als bei den russischen Behörden hat er die zuvorkommendste Aufnahme gefunden und die letzteren treffen bereits Vorkehrungen, um in einzelnen Theilen Sibiriens Drähte zu legen. Graf Murawieff-Amurski befindet sich eben jetzt in Japan, um die Ausdehnung der Telegraphen-Linien durch dieses ganze Kaiserreich auszuwirken. Graf Putiatin arbeitet in Peking zu einem ähnlichen Zwecke, und der amerikanische Gesandte in China, Herr Ward, soll ein Gleiches thun. In Canada hat sich bereits eine Gesellschaft gebildet, um den von Rußland durch die Behringstraße oder über die kurilischen Inseln nach Amerika zu leitenden Telegraphendraht vom Trafer bis zum oberen See gerade durch den amerikanischen Continent weiterzuführen. An der Spitze steht Sir George Simpson, General-Gouverneur der Hudsonsbai-Compagnie, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die bereits entworfenen Statuten dieser „Transmundaner Telegraphen-Gesellschaft" von der englischen Regierung bestätigt werden.

In der Menagerie des „Jardins des plantes" langte am 18. Nov. (ein Geschenk des Hrn. Pompe van Meerdervoot, Arzt der niederl. Marine in Japan) ein sehr schönes lebendes Exemplar des japanesischen großen Salamanders (Salamandra maxima) an. Bis heute existiren in Europa nur 2 lebende Exemplare, das Eine zu Leiden seit 1831, das Andere zu Amsterdam. In 2 Monaten von Batavia nach Paris gebracht, befindet sich der Salamander ganz wohl. Er ist gegenwärtig 79 Centimeter lang, erreicht aber ausgewachsen, eine Größe von mehr als Einem Meter.

(Eine Sängerblume.) Ein Männergesangverein revidirt seine Statuten. Beim Artikel: „Bußen," heißt es: „als Entschuldigungen gelten: Trauerfälle, Krankheiten, Hochzeiten, Taufen und Geschäftsreisen." Ein Mitglied, dem's von Herzen ging, verlangte das Wort und sprach: „Herr Präsident, verehrti Herre, wird de z'Lichtga (zum Schatz) au als e G'schäftsreis agiueget?"

Charade.

Zwei Worte, die drei Silben haben,
Und auch mit gleicher Silbe enden,
Sind hier vereint:
Des Ersten Wirken kann dich laben,
Des Letzteren den Geber schänden,
Der gibt als Freund.

Die ersten Silben ersten Wortes,
Nach denen streben edle Herzen
Seit dem Entsteh'n,
Sie lindern, nach der Vorsicht Gottes,
Dem Sterblichen des Daseyns Schmerzen
Und seine Wehn.

An treue Busen sie sich schmiegen
In Gottes schönem Ebenbilde;
Durch ihren Rath
Sind Mißgeschicke zu besiegen,
Vorzüglich liebet man, voll Milde,
Derselben That.

Die andern zwei bezeichnen einen
Feinfalschen Menschen, den Verräther,
Der seinen Herrn
Für Geld durch mündliches Verneinen
Verrieth, dann selbst aus Reue später
Entleibt' sich gern.

Die dritte Silb', mit der sie schließen,
Ist nur ein Schall — Nichts! und doch labend,
Wem sie gelingt.
Von Amors Tafel ist's ein Bissen,
Der Morgens schmecket wie am Abend,
Wann's Liebchen winkt.

Besonders wird, wenn Freunde scheiden,
Gewechselt sie mit Glut und Treue,
Und schlägt die Stund'
Des Wiedersehens und der Freuden,
Dann eint und siegelt sie auf's Neue
Den Freundschaftsbund.

Mein Räthsel, das nicht schwer ist, löse,
Mein lieber Leser! Selbst erfahren
Hast du vielleicht
Des ersten Wortes Seelengröße,
Vor zweitem mögst du dich bewahren,
Wenn es sich zeigt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 147. Freitag, 9. Dezember 1859.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

So hatten sie schon eine ziemliche Strecke Weges zurückgelegt, als hinter ihnen lauter Hufschlag ertönte und sie sogleich darauf dreier berittenen Herren ansichtig wurden, welche, von mehreren Hunden und Dienern begleitet, auf eine Jagd auszureiten schienen. Roland schien große Lust zu haben, mit jenen Hunden nähere Bekanntschaft zu machen, denn er sprang mitten unter sie hinein und verursachte unter ihnen einen großen Aufruhr, so daß einer der Reiter sich umdrehte, um nach der Ursache dieses Lärmens zu sehen. Mathilde war ihrer Cousine in diesem Augenblicke etwas vorangeeilt, um Roland zurückzurufen und zu beruhigen, und erkannte nun in jenem Reiter den Major Reigersberg, welcher zum Zeichen der Wiedererkennung artig die Jagdmütze abnahm und sie freundlich begrüßte. Im nächsten Augenblick aber setzten er und seine Begleiter ihre Pferde in Trab und verschwanden bald hinter einem Hügel, welchen sie eben hinanritten.

Dies war Mathildens erstes Zusammentreffen mit ihrem Freunde seit ihrer Ankunft in Ulmenau; sie fühlte, daß es nicht weniger als ein befriedigendes war, und doch mußte sie sich gestehen, daß sie kaum mehr hatte erwarten dürfen. Wäre der Major übrigens abgestiegen und hätte sie angeredet, so würde sich Mathilde schon den Muth zugetraut haben, ihm trotz Mariens Anwesenheit den Brief mit seinem Inhalte zu übergeben. Er war jedoch so rasch gekommen und gegangen, daß sie keine Zeit gefunden haben würde, ihn anzureden, selbst wenn sie dies beabsichtigt hätte. Das arme Kind! es schien immer das Opfer rascher, plötzlicher Bewegungen werden zu müssen! Sie war beinahe geneigt, zu glauben, es thue ihr nur wegen der Nichtübergabe des Geldbriefchens leid, daß der Major so schnell an ihr vorübergeritten sey, ohne weitere Notiz von ihr zu nehmen.

Mittlerweile war Fräulein Marie, welcher des Majors artiger Gruß nicht entging, für eine Weile ebenso ärgerlich als entrüstet und erstaunt darüber, daß er von ihr gar keine Notiz genommen und das alberne, kleine Ding doch so freundlich begrüßt hatte. Sie vergaß, daß sie sowohl zu dieser Zeit ein gutes Stück Weges hinter ihrer Cousine stand, als auch einen schwarzen Schleier vor ihrem Gesichte trug, der ihre Züge wie eine Maske verdeckte, so daß der Major sie vielleicht gar nicht bemerkt haben mochte. Um aber ihren Aerger hierüber zu verhehlen, gab sie sich das Ansehen, als ob der Gruß des Herrn v. Reigersberg eigentlich für sie bestimmt gewesen sey, und Mathilde sich nur einer Anmaßung schuldig gemacht hatte, indem sie denselben erwiederte.

Kaum hatte sie daher Mathilden wieder eingeholt, so begann sie sehr unmuthig: „Wie, Mathilde, thörichtes Kind! was fällt Dir denn ein, daß Du die Begrüßung dieses Herrn erwiedertest? Du wirst doch nicht geglaubt haben, daß seine Verbeugung wirklich Dir gelte? Du bist in der That sehr vorwitzig und unbedacht! ich hätte nie geglaubt, daß Du so thöricht und anmaßend seyn könntest. Ich habe den Major Reigersberg schon häufig in Gesellschaften getroffen, während Du ihn noch nie gesehen haben kannst; also galt der Gruß, den Du auf Dich bezogst, lediglich nur mir!"

Mathilde ließ ihre Cousine ganz zu Ende reden, dann erwiederte sie ihr gelassen: „Sie scheinen in diesem Falle zu irren, liebe Marie; der Gruß galt wahrscheinlich mir, denn auch ich habe den Major Reigersberg schon früher getroffen!"

Fräulein Mariens Erstaunen, als sie dies hörte, war so groß, daß es ihre Entrüstung darüber, daß Mathilde auf ihrer Ansicht beharrte, noch überwältigte. Sie verlangte daher ungeduldig zu wissen, wo und wann Mathilde den fraglichen Herrn schon gesehen und gesprochen habe, und Mathilde erzählte unumwunden, daß sowohl der Major als seine Schwester ihre Reisegefährten auf der Eisenbahnfahrt von Berlin nach B. gewesen seyen. Eben überlegte sie noch bei sich selbst, ob sie der Cousine auch den Fall mit dem Fahrbillet anvertrauen sollte, als Marie ihr jede weitere Erörterung durch eine Menge von Fragen abschnitt: was denn der Major und seine Schwester unterwegs gethan und geäußert, und Mathilde hatte genug zu thun, um nur diese Fragen zu beantworten, wie sie an sie gerichtet wurden, denn Fräulein Marie schien sich plötzlich für ihr längeres Stillschweigen durch um so größere Zungenfertigkeit entschädigen zu wollen.

Mathilde hatte kaum die Neugier ihrer Cousine befriedigt, so klagte diese plötzlich über Ermüdung und trieb zur Heimkehr, weil man bereits so weit vom Hause entfernt sey, daß man kaum bis zur Stunde des Mittagsmahles wieder rechtzeitig auf dem Schlosse werde eintreffen können. Mathilde erklärte zwar schüchtern, sie fühle sich weder ermüdet noch hungrig, und würde gerne noch ein halbes Stündchen weiter gehen, allein Fräulein Marie schnitt ihr jede weitere Einwendung gleichsam vor dem Munde ab, indem sie ihr gebieterisch zurief:

„Nein, mein Kind, hieraus kann nichts werden, ich hoffe, Du wirst mich unverweilt nach Hause begleiten."

„Aber ich bitte Sie, Fräulein Marie!" entgegnete Mathilde, „lassen Sie mich nur noch ein halbes Stündchen weiter gehen — ich habe meine besonderen Gründe dazu!"

„Warum nicht gar?" rief Fräulein Marie; „ein Spaziergang von einer halben Stunde würde Dich ja nach Erlenbach bringen! Du bist in der That ebenso keck als unvernünftig, Mathilde! Was würde denn Mama sagen, wenn sie Dich aus so großer Entfernung ganz allein nach Hause kommen sähe? So viel ich weiß, wollen Mama und Eleonore in dieser Richtung eine Spazierfahrt machen! Nein, laß diese unsinnigen Gedanken schwinden, denn Du mußt jetzt mit mir nach Hause zurückkehren!"

Mathilde ergab sich darein, wiewohl mit sehr schwerem Herzen, und war auf dem Heimwege ebenso wenig zum Plaudern aufgelegt, als ihre Cousine Marie, welche ebenso plötzlich wieder in ihre Schweigsamkeit zurückversunken zu seyn schien, als sie daraus heraus getreten war.

Mathildens stilles Nachdenken war nicht ohne Früchte für sie, denn sie fand nun bei reiflicherer Erwägung, daß sie thöricht und unrecht gehandelt, indem sie aus Furcht vor ihrer Tante und deren Mißvergnügen dieser nicht längst offen gestanden hatte, auf welche Weise sie die Schuldnerin des Majors von Reigersberg geworden war. Frau v. Lonthal hätte dann am leichtesten und schnellsten diese Angelegenheit für sie zu erledigen vermocht. Mathilde war übrigens in jeder Hinsicht strenge gegen sich selbst, namentlich wenn es auf eigene Selbstbeurtheilung ankam, und zu dem Aerger über ihre unkluge Handlungsweise gesellte sich nun auch noch die Befürchtung, sie werde durch ihr feiges Verschweigen sich in den Augen der Tante einer entschiedenen Mißdeutung ihrer Absichten und ihres Charakters aussetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Almosen.

(Fortsetzung.)

In den letzten Jahren der Regierung Ludwigs XV. erschien in Paris ein Wundermann eigener Art, der Doktor Caritas. Er hatte seine Wohnung in einem neuen volkreichen Stadttheile, in der Straße St. Honore, genommen, logirte in einem sehr eleganten Hause, und galt für sehr reich. Es gab Leute, die dem Doktor Kenntnisse beimaßen, welche ihn zweihundert Jahre früher auf den Scheiterhaufen geführt hätten: er sollte den Stein der Weisen besitzen, und mit ihm das Geheimniß Gold zu machen.

Er hatte indessen wirklich etwas Merkwürdiges erfunden, und zwar nichts Geringeres, als ein Mittel gegen alle Leiden. Noch mehr, der Doktor, statt sein Mittel zu verwerthen, gab es umsonst her; und er selbst reichte es den Heilbedürftigen von Hand zu Hand in Gestalt verhüllter Pastillen. Diese Umstände reichten natürlich hin, allen erdenklichen Verdacht gegen ihn rege zu machen, und es gab Leute genug, die diesen schürten.

In den Zeitungen jener Tage las man die Ankündigung: „Doktor Caritas hat die Ehre, anzuzeigen, daß er in seiner Wohnung Straße St. Honore Nr. . . , ein Heilmittel gegen alle Uebel an diejenigen, die ihn zu Rathe ziehen, unent-

Digitized by Google

geklich verabreicht. Der Doktor bietet natürlich nur den wirklich Armen seine Hilfe an."

So lautete die Anzeige in den Blättern; aber dieselben Blätter gaben bald darauf zu verstehen, daß der gute Mann wohl an Geisteszerrüttung leiden müsse; denn nur ein Narr könne ein solches Wundermittel umsonst anbieten, welches ihn zum Millionär machen müßte.

Der Doktor hatte seine Ordinationsstunden: Morgens von zehn bis zwölf; Mittags von zwei bis vier; Abends von acht bis zehn; die übrige Zeit widmete er, wie es schien, seinen Studien und der Erholung.

Die Anzeige wirkte indessen doch, und das Vorzimmer des Doktors bevölkerte sich allmälig. Anfangs waren die Besuche freilich selten; denn Nichts erregt größeres Mißtrauen, als ein Mann, der ganz uneigennützig Gutes zu thun verspricht.

Der erste Besucher war ein reicher Geizhals, der sich arm stellte und des Mittels dringend zu bedürfen vorgab, da er sehr leide und die Aerzte so eigennützig seyen. Der Doktor aber witterte den Reichthum im Gewande der Armuth, sagte, die Aerzte thuen Recht, sich von den Reichen mit für die Armen bezahlen zu lassen, seine Pastillen seyen nur für die Armen, und entließ den Geizhals. Dieser lief dann wohl in zehn Häuser und erzählte überall, der Doktor Caritas sey ein Charlatan und Betrüger.

Die nachfolgenden Besucher aber hatten keine Aehnlichkeit mit dem ersten. Unter ihnen befand sich eine ärmliche junge Frau mit einem kranken Säugling auf dem Arm, ein blasses, mageres Kind von fünf bis sechs Jahren an der Hand, sie selbst sah leidend und abgezehrt aus, schöne Züge, die aber das Elend und die Mutterforge verkündigten. Der Doktor zog sie rasch in sein Zimmer und nöthigte sie zum Sitzen. Die arme Frau erzählte ihm, was ihre Kinder litten.

Ich weiß Alles, erwiederte er, und nun hören Sie, was ich verordne. Sie wechseln Ihre Wohnung und ziehen in eine gesündere; Sie kaufen warme Kleider für sich und Ihre Kinder, Weißzeug und gute Betten. Dann holen sie beim Metzger gutes Fleisch, beim Wirthe guten Wein, beim Bäcker gutes Brod, kaufen gutes zeitiges Obst und Spielsachen für die Kleinen ein, und versehen sich mit Holz, und der Winter wird ruhig vorübergehen, und die Gesundheit wird euch Allen frisch und rosig wiederkehren.

Die arme Frau erhob seufzend ihren Blick zur Zimmerdecke; sie meinte wohl, der Doktor spotte ihrer oder sey verrückt. Dieser aber zog ein großes Schubfach seines Sekretärs heraus, welches mit den, je einzeln in Papier gehüllten, Wunderpastillen angefüllt war. Sie müssen Nummer 1 brauchen; meine Liebe. Hier sechs Pastillen von Nummer 1, die reichen für einen Monat aus. Wenn Sie dann wiederkommen, bekommen sie weniger, aber immer einige bis zu Ihrer vollkommenen Genesung.

Aber, Herr Doktor, fragte die Frau, indem sie die Plätzchen empfing, wie habe ich sie zu gebrauchen?

Tragen Sie sie nur sorgfältig heim, und wenn Sie allein sind, so nehmen Sie eine Pastille aus der Papierhülle heraus, Sie werden dann sogleich wissen, wie Sie sie für sich und Ihre Kinder zu verwenden haben; denn in meinem Mittel ist die Gebrauchsanweisung auch enthalten.

Die arme Frau steckte das Erhaltene zu sich und eilte in ihre elende Wohnung. Aber schon am andern Morgen kam sie wieder, nicht um ein neues Mittel, sondern um dem Doktor innig gerührt zu danken. Die erste Pastille schon hatte Wunder gewirkt: die Kinder erheiterten sich alsbald und auch die Mutter sah bereits weniger blaß und krank aus; die Genesung trat sichtbar ein. Was für ein Mittel mochte nur der Doktor erfunden haben?

Unter den andern Patienten — die sich übrigens schon zahlreicher einfanden — war auch ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, welcher das Sträflingskleid der Armuth trug. Doch war sein Gewand nicht abstoßend; fadenscheinig abgenutzt und sogar zerrissen, zeigte es nirgend Flecken der Unreinlichkeit. Der Doktor hieß ihn eintreten.

Mein Herr, begann der junge Mann, ich bin sehr beklagenswerth. Zuvörderst bin ich recht krank. . . .

Allerdings, antwortete der Arzt, Sie leiden im Kopfe und im Magen.

Wie wissen Sie Das, Herr Doktor?

Das kann Ihnen gleichgiltig seyn, erwiederte Caritas, und Sie leiden nicht nur physisch, sondern noch mehr moralisch.

Ich sagte Ihnen doch noch kein Wort. . . .

Gut, gut, das bleibt sich bei Allen gleich. Ihr armen Teufel von Dichtern oder Künstlern, ihr närrischen Schwärmer, die mit dem wirklichen Leben in Konflikt gerathen, ihr wißt es nicht einmal, daß eure Züge das Gepräge Dessen tragen, was ihr seyd und was ihr leidet.

Der junge Mann war außer sich über den Scharfblick des Arztes. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Feuilletonist der „Ostd. Post“ schreibt: „Wenn etwas neben der Schillerfeier die öffentliche Aufmerksamkeit erregte, so war es die aus Paris herübertönende Kunde von der Ungnade, in welche die Crinoline bei der Kaiserin Eugenie und in Folge dessen bei der gesammten eleganten Welt gefallen sey. Auf viele Damen machte dieses Ereigniß den Eindruck einer großen Naturrevolution; das Gewisseste schien ihnen in Zweifel gestellt, das Sicherste gefährdet. Andere glaubten sich durch dieses Ereigniß völlig emancipirt; mit den Crinolinenreifen schien ihnen jedes menschliche Band gebrochen und abgestreift; sie wollten sich noch an demselben Tag scheiden lassen und sannen auf die abenteuerlichsten Toiletten. Wieder andere kamen durch diese Nachricht plötzlich zu ihrem angebornen Schönheitsgefühl, und sie kamen sich nun in ihren Reifen gerade so lächerlich und abgeschmackt vor, wie sie es in den Augen jedes Menschen von Geschmack stets gewesen. Die Männer aber schwanken zwischen Freude und Aerger. Die Crinolinen sind sie losgeworden, das ist gut; aber nicht, weil sie darum jahrelang gebeten, nicht weil sie alles Ansehen des Mannes und alle Vernunftgründe (welche so etwas nie entscheiden) aufgeboten hatten, sondern weil es einer hohen Frau plötzlich gefallen hat, keine Crinoline mehr zu tragen.“

(Die Verbannung der Crinoline.) Französische Blätter melden, daß die Kaiserin Eugenie die Crinoline bei den Festen in Compiegne verboten habe. Aehnliches wird jetzt auch aus London berichtet, und die englischen Blätter melden übereinstimmend, daß die Königin Victoria den Krieg mit allem Ernste erklärt, und nicht allein, daß sie selbst keine Crinoline mehr tragen will, sondern auch den kleinen Prinzessinnen und den Damen des Hofes nicht mehr erlaubt habe, eine solche zu tragen. Punch ist darüber so entzückt, daß er diese Errungenschaft mit einem Loblied auf die Königin in der Form einer Parodie auf „God save the Queen“ verherrlicht, wovon die erste Strophe lautet:

Heil Dir, o Königin,
Jetzt ohne Crinolin.
Heil Königin!
Bleib' es so alle Zeit,
Eng sey das breite Kleid,
Schleppe kurz aufgereiht,
Dank Königin!

(Erblindung durch Unvorsichtigkeit.) Ein hannöverscher Lieutenant a. D. kehrte Ende vorigen Monats von einer Badereise nach Hamburg zurück, um sich nach Hannover zu begeben, und nahm Logis in einem der ersten Hotels am Jungfernstieg. Zu später Abendzeit stark echauffirt nach Hause gekommen, legt er sich unachtsamerweise bei offenem Fenster zur Ruhe nieder. Als er am Morgen erwacht, war es finstere Nacht um ihn her — er hatte das Licht seiner Augen verloren. Auf Anrathen eines hiesigen Arztes begab er sich sofort nach Berlin, um sich in die Augenklinik des Herrn Professor Gräfe aufnehmen zu lassen. Leider soll nur geringe Hoffnung zur Heilung des gänzlich Erblindeten vorhanden seyn.

Es ist eine allgemeine Klage, daß die Goldfische, die man in Glasgefäßen in den Zimmern hält, so häufig hinsterben. Man wechselt regelmäßig das Wasser, hält das Gefäß sorgfältig rein, beschattet es gegen die heißen Sonnenstrahlen, und dessenungeachtet gehen die Fische nach kürzerer oder längerer Zeit immer wieder zu Grund. Die Ursache dieser Sterblichkeit liegt gewöhnlich in dem Mangel an Nahrung. Die Behauptung, daß diese Fischchen von Infusorien leben, ist ein Unsinn. Man gebe ihnen wöchentlich zweimal kleine Erdwürmer, solche, wie man sie zum Angeln verwendet, benge der Nothwendigkeit des häufigen Wasserwechsels dadurch vor, daß man Etwas von einer Wasserpflanze in das Gefäß thut, und die Fische werden gedeihen und groß werden. Wir haben mehrere solcher seit fünf Jahren in unserm Besitz, die seit dieser Zeit dreimal so groß geworden sind als sie anfangs waren.

Ein Arbeiter, der im Gedränge einem Stutzer auf die Lackstiefeln trat und von diesem „Schöps“ genannt ward, gab ihm Ohrfeigen. „Was war das?“ rief der Stutzer betroffen. „Schöpskeule!“ erwiederte trocken der Proletarier.

Auflösung der Charade in № 146:
Erstes Wort: Freundeskuß.
Zweites Wort: Judaskuß.

Redaction, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 148. Sonntag, 11. Dezember 1859.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Bevor daher die beiden jungen Spaziergängerinnen wieder Ulmenau erreicht hatten, war Mathilde fest entschlossen, die Tante noch vor dem Ausfahren um eine Unterredung zu bitten und sich ihr ganz anzuvertrauen. Bei der Ankunft im Schlosse eilte sie sogleich die Treppe hinauf, weil sie die Stimme ihrer Tante in jener Richtung hörte. Frau v. Lonthal war in ihrem Ankleidezimmer und putzte sich für die Spazierfahrt, denn sie war noch immer eine hübsche, stattliche Frau, und hatte noch nicht alle Ansprüche auf dieses Prädicat aufgegeben; ja ihre Feindinnen behaupteten, sie putze sich noch um die Wette mit ihren Töchtern. Da es nun streng verboten war, Frau v. Lonthal bei ihrer Toilette zu stören, so begab sich Mathilde auf ihr Stübchen, das in demselben Stockwerke, dicht an der Treppe und nach der Rückseite des Gebäudes gelegen war, und wollte hier abwarten, bis die Tante wieder in's Wohnzimmer hinunter gehe. Während sie so in ängstlicher Spannung harrte, nahm sie den Brief mit dem Gelde aus ihrer Ridicule und legte ihn auf den Tisch neben sich, damit der Anblick desselben und seiner Adresse an ihren Freund, die in deutlicher, großer Schrift darauf stand, ihr etwas mehr Muth zu diesem Schritte geben möge. Die Thüre ihres Stübchens stand offen und plötzlich kam der Hund Roland herein, welchen sie unten im Hofe anzubinden vergessen hatte, und der ihr nun die Treppe herauf nachgefolgt war. Dies war ein arger Verstoß gegen die Hausordnung, denn der Hund sollte eigentlich gar nicht in's Schlößchen hereingebracht werden. Daher ließ Mathilde Alles liegen und stehen und eilte aus der Thüre, ohne dieselbe zu verschließen, nur darauf bedacht, den Hund mit Lockungen und Liebkosungen möglichst schnell aus dem Hause zu bringen und ihn drunten in dem Hofe wieder an die Kette zu legen, bevor es von Jemand bemerkt würde. Als ihr dies gelungen war, kehrte sie auf ihr Stübchen zurück und erwog unterwegs im Stillen noch immer, wie sie es anstellen solle, um der Tante diese ganze fatale Sache vorzutragen. Sie ließ sich nicht entfernt träumen, daß es ihr nicht vergönnt seyn würde, sich der Tante freiwillig anzuvertrauen, und daß sie somit auch nicht das Verdienst haben werde, ihren kleinen Fehltritt und seine Folgen selbst einzugestehen. Und dennoch war es so. Als sie nämlich die Treppe hinanstieg, begegnete ihr Pauline, die Kammerjungfer der Tante, und sah sie mit einem eigenthümlichen, nicht besonders angenehmen, sondern mehr schadenfrohen und spöttischen Lächeln an, das sie mit einem ahnungsvollen Unbehagen erfüllte. Wie sehr erschrack Mathilde aber erst, als sie die Thüre ihres Zimmerchens öffnete und dort Frau v. Lonthal am Tische stehen sah, welche ihren Brief erbrochen hatte und nun seinen Inhalt durchlas. Beim Eintritt ihrer Nichte war sie soeben damit zu Ende, befahl ihr, die Thüre zu schließen, und begann ihr dann im kältesten Tone eine Strafpredigt zu halten, welche mehr als eine Viertelstunde währte.

Es kann nicht unsere Absicht seyn, diese Strafpredigt hier ihrem ganzen Inhalte nach zu wiederholen; es genüge, zu sagen, daß Frau v. Lonthal Mathildens Benehmen in der Angelegenheit des Fahrbillets als Inbegriff der Thorheit, Gedankenlosigkeit, Leichtfertigkeit darstellte, und ihr mit dem heftigsten Tadel, der von ihrer Stolzgerechtigkeit und ihrer eisernen Strenge in Dingen des äußeren Anstandes nur zu erwarten war, die Unvorsichtigkeit verwies, von irgend einem Herrn,

und namentlich von einem Fremden, pekuniäre Hilfe, wenn auch nur als Darlehen, anzunehmen. Allein weit empfindlicher als dieser Tadel traf Mathilden der Vorwurf, daß sie in der ganzen Sache ebenso große Undankbarkeit als Mangel an Offenheit und Vertrauen gegen sie, ihre Tante und beste Freundin, an den Tag gelegt habe, und der Umstand, daß Frau v. Lonthal Mathildens wiederholter Betheuerung, sie sey soeben im Begriff gewesen, sich ihr anzuvertrauen, und habe nur früher den Muth dazu nicht finden können, keinen Glauben beimaß. Hierauf folgte eine sehr strenge Kritik über den Brief selbst, dessen Inhalt die Tante als viel zu vertraulich verdammte. Am schmerzlichsten aber war für die arme Waise noch die kalt höhnische Bemerkung der Tante, daß von Mathilden, bei der Erziehung, welche sie erhalten, freilich kaum etwas Anderes zu erwarten gewesen sey.

Ruhig, wenn auch mit oft wechselnder Farbe, hatte Mathilde all die verschiedenen Anschuldigungen angehört, welche die Tante gegen sie vorbrachte, denn sie war sich bewußt, daß sie wenigstens keinerlei böse Absicht dabei gehegt hatte. Die letztgenannte Anspielung aber war, wie sie wohl wußte, auf ihre selige Mutter und den gütigen Oheim gezielt, welche beide nach ihrer Art ihre Tochter und Nichte auf die richtige Weise erzogen hatten; und diese gehässige Anklage schnitt Mathilden daher so tief in die Seele, daß sie in lautes Weinen ausbrach.

Frau v. Lonthal verkannte das Motiv dieser Thränen ihrer Nichte ganz. „Ich verbitte mir ein solch kindisches Gewinsel, Mathilde!“ sagte sie kalt und strenge. „Ich kann weder die Empfindlichkeit billigen, welche sich von einer verdienten, gelinden Rüge zu Thränen gekränkt fühlt; und noch weniger halte ich es für vernünftig meine Mamsell Nichte auf dem Glauben zu lassen, daß sie in dem vorliegenden Falle eine Märtyrerin ihrer schönen Gefühle sey; am allerwenigsten aber würden mich solche Zähren rühren, wenn ich sie nur für affektirt halten müßte. Also genug von dieser Sache! ich werde nun selbst eine geeignete Entschuldigung an Herrn v. Reigersberg schreiben, und diese heute Mittag nebst dem Geide im Vorüberfahren auf dem Schlosse abgeben lassen.“

Als ihre Tante das Zimmer verlassen hatte, warf sich Mathilde im bittersten Schmerze auf ihr Bett; ein unabweisbares Bewußtseyn der Verlassenheit und Isolirtheit überkam sie wider Willen, sie fühlte sich unglücklich und hatte noch nie zuvor die Liebe und schützende Fürsorge ihrer Eltern und Verwandten so schmerzlich vermißt.

Eine Viertelstunde später, als Mathilde noch bewegungslos aber etwas ruhiger geworden dalag, hörte sie, wie ihre Cousine Marie mit der Tante an ihrer Thüre vorübergehend sagte: „Und sie hat also selber an den Major geschrieben? Aha, nun begreife ich es, warum die kleine Heuchlerin noch eine halbe Stunde weiter gehen wollte! Ei ei, es steckt doch eine große Dosis Verstellung in diesem stillen Mädchen, und das Sprichwort hat Recht: stille Wasser gründen tief! Und denke Dir nur, Mama, der Major ritt an uns vorüber und grüßte . . .“ Das Weitere war für Mathilden nicht hörbar, da die beiden Damen die Treppe hinunter gingen; aber kaum fünf Minuten später kehrten sie wieder zurück, und abermals war die Rede von Herrn von Reigersberg. Nach einer Weile verließ Mathilde ihr Zimmer und ging hinunter in's gemeinsame Wohngemach; da hörte sie, wie nach einer Weile Fräulein Marie mit der Kammerjungfer ihrer Mutter, der stolzen, dünkelhaften Person, welche damals Mathilden auf dem Bahnhofe in B. abgeholt hatte, in ein Nebenzimmer trat und verschiedene Fragen an die Zofe richtete.

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein,“ erzählte diese unter Anderem, „als ich vor einer halben Stunde in Fräulein Selden's Zimmer trat, um einige feine Wäsche dorthin zu bringen, sah ich den Brief an Herrn v. Reigersberg auf dem Tische liegen und hielt es daher für meine Pflicht, es sogleich der gnädigen Frau zu melden. Aber wer hätte das von der kleinen, schüchternen Person geglaubt, die immer aussieht, als könne sie kein Wässerchen trüben, und als sollte ihr die Butter im Munde zerfließen; und denken Sie sich, meine Gnädige! schon damals, als ich sie auf dem Bahnhofe abholte, zeigte ihr der Lakei die Equipage des Herrn Majors, weil er sie bei einigem Gepäcke hatte stehen sehen, welches Herrn von Reigersberg gehörte und nach Erlenbach überschrieben war, und weil sie mit seinem Jäger gesprochen hatte. Und darum möchte ich wetten, hinter der Sache steckt weit mehr, als Sie meinen, gnädiges Fräulein! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Almosen.

(Fortsetzung.)

Beruhigen Sie sich, fuhr der Arzt fort; Sie bedürfen der Pastillen Nummer 2, ein Stück täglich und zwar einige Zeit hindurch. Mit so eigenthümlichen Naturen, wie die Ihrige, darf man nicht spassen. Wenn ich Ihnen z. B. fünfundzwanzig Stück auf einmal mitgäbe, wer weiß, ob Sie in acht Tagen noch lebten. Sie verschlängen vielleicht aus freudiger Gierde gleich alle miteinander, und Das soll nicht seyn. Also hier haben Sie eine Pastille, morgen bekommen Sie wieder eine, desgleichen übermorgen, und so fort einen Monat lang. Dann wollen wir weiter sehen. Gehen Sie nun nach Hause, öffnen Sie dort das Papier und Sie werden gleich daraus entnehmen, was Sie zu thun haben, denn meine Pastillen sind selbstredend.

Der junge Mann empfing mit höflichem Staunen das Mittel und ging mit offenem Munde und wirrem Blicke fort.

Des andern Tages schellte er lebhaft, stürzte rasch herein und auf die Hände des Doktors los um sie zu küssen. Und so war's auch an den folgenden Tagen; doch war der junge Mann bald nicht mehr zu kennen, er nahm seine Arbeiten wieder auf und fand Freunde und Gönner.

Es liegt nicht in unserm Plan, allen Kuren des Doktors zu folgen; wir sagen nur, daß er die ersten Wochen hindurch Wunder that und alle Kranken, die zu ihm kamen, in kürzester Frist heilte.

Aber während diese Erfolge großen Lärm machten, versetzten sie auch manche Leute in Bestürzung. Das Staunen erregte Furcht, diese schlug in Verleumdung um, und so geschah es, daß der Doktor als ein Spitzbube denunzirt wurde und an einem hübschen Oktobermittage den Besuch des königlichen Polizeileutnants selbst, des Grafen von Sartines, erhielt.

Der Graf von Sartines war ein Mann von Geist und von großer Gewandtheit. Er hatte sich mit seinem Berufe als Polizeichef so identificirt, daß das Amt für ihn und er für das Amt geschaffen schien. Er besaß Scharfblick, Festigkeit, ein merkwürdiges Talent für alles Detail, und großen persönlichen Muth; mit einem Wort, er war ein ausgezeichneter Polizeileutnant.

Als er bei dem Doktor erschien, wurde er bei weitgeöffneten Thüren empfangen.

Herr Graf, seyn Sie mir willkommen, begrüßte ihn der Arzt, ich war Ihres Besuches gewärtig.

Wirklich? entgegnete der Angeredete, und wer hat Sie darauf vorbereitet?

Niemand; aber da meine Kranken viel Gutes von mir reden, so dachte ich, daß viele Andere reichlich Böses von mir sprechen werden.

Sie glauben vielleicht von den Aerzten oder Apothekern bei der Polizei verklagt worden zu seyn? Sie irren; so thöricht sind diese Leute nicht, die durch Ihre Pastillen, lieber Doktor, fürwahr nicht arm werden. Nein, es handelt sich zwischen uns Beiden um etwas Anderes. Zuerst haben Sie die Güte, mir Ihre Pastillen zu zeigen; ich bin nun einmal neugieriger Natur.

Der Doktor öffnete sechs große Schubfächer seines Schreibschrankes, die mit seinem Mittel angefüllt waren.

Schön, meinte Herr von Sartines, jede Pastille in Papier eingehüllt, das wird zerrissen, das Mittel spricht von selbst und der Kranke weiß sofort, wie er es zu gebrauchen hat. Allerliebst und sehr sinnig! Wie sind Sie auf den Gedanken gekommen, Doktor?

Auf sehr einfache Weise. Als ich eines Tages durch die Straßen von Paris schlenderte, fiel mir die Menge kranker Gesichter auf, die mir begegneten; meine Taschen waren voll, und ich dachte also bei mir: hier gehen so viele Leute herum, schlecht angethan, und kranken Aussehens; ich habe gute Kleider, und befinde mich wohl, und Das verdanke ich meinen Pastillen; wer weiß, ob diese armen Teufel deren auch in ihren Taschen haben? Dann fragte ich mehrere der krank und ärmlich Aussehenden, und ihre Taschen waren wirklich leer. Sie sehen, Herr Graf, daß Alles sehr natürlich zuging.

Ganz richtig, sprach Herr von Sartines, und die armen Teufel kamen dann, um durch Ihr Mittel zu genesen. Jetzt aber, lieber Doktor, will ich meinerseits Ihnen ein Problem zu lösen aufgeben.

Und welches, Herr Graf?

Sagen Sie mir offen Ihre Meinung, was wohl die Folge seyn würde, wenn alle anständigen Leute, die etwa auch in der Lage sind, Pastillen zu besitzen, Ihrem Beispiele folgten und sie austheilten?

Was die Folge wäre, erwiederte lächelnd der Befragte: ein goldenes Zeitalter, allgemeine Wohlfahrt, Friede, Freude, und Gesundheit — das Wünschenswertheste hienieden.

Digitized by Google

Wenn Das Ihre Meinung ist, dann sind Sie der naivste und beste Mensch der Welt.

Ich, Gott behüte! ich habe nur guten Willen, Das ist Alles.

Aber, wie es scheint, auch ein großes Vermögen?

Ich sage nicht Nein.

Und die gute Absicht, alle Millionärs zur Nachahmung Ihres Beispiels zu zwingen?

Ich leugne Das nicht.

Dann, mein vortrefflicher und bewunderungswürdiger Doktor, führen Sie Großartiges im Schilde, aber weil Dieses zugleich sehr gefährlich ist, werde ich mich gezwungen sehen, Sie arretiren zu lassen.

Das wäre lustig, meinte der Doktor.

Ich sage nicht Nein.

Sehr lustig in der That, fuhr Caritas fort, denn dann, Herr Graf, würden Sie alle Lacher von Paris gegen sich haben, und deren Anzahl ist nicht klein.

Das glaube ich nicht.

So will ich es Ihnen erklären, Herr Graf. Was würde man sich auf den Straßen erzählen? „Der Herr Polizeilieutnant, der das Vertrauen und die Achtung des Königs besitzt, verbietet nun einmal, den Leuten Pastillen zu reichen, die sie heilen." Man würde beifügen: „Der Herr Graf von Sartines verordnet im Namen des allerchristlichsten Königs, daß Jedermann, der es wagen würde, seinem Nächsten Gutes zu thun, dem peinlichen Gericht überwiesen, und von Diesem je nach der Größe seines Verbrechens der Wohlthätigkeit zum Keifer oder Galgen verurtheilt werden soll." Und was wäre die Folge? Es würde sich Gemurre erheben, die Zeitungen würden sich der Sache bemächtigen, zahlreiche Petitionen an den König gelangen, und Se. Majestät würde höchst überrascht und unzufrieden den Grafen von Sartines holen lassen, und ihm trocken sagen: „Herr, was soll all dieser Lärm? Ich bin sehr unzufrieden mit Ihnen, daß Sie meine Regierung lächerlich machen und wegen Pastillen einen Sturm heraufbeschwören." Meinen Sie nun, Herr Graf, daß Das, was ich Ihnen hier sagte, wirklich ohne Grund und ohne Logik ist?

Aber der Graf beeilte sich nicht sehr, hierauf zu antworten, sondern führte aus seiner goldenen Dose gravitätisch eine Prise zur Nase und entstaubte dann mit den Fingern das spitzenbesetzte Jabot. Dann erhob er mit bedächtigem Stolze sein gepudertes Haupt und musterte die Züge des Doktors, der sein Lachen nur mühsam unterdrückte.

Wie alt sind Sie, Herr Doktor? fragte er darauf.

Einige vierzig.

Warum nicht gar? Ich hätte Sie höchstens für dreißig Jahre alt gehalten.

Zugleich durchforschte der Polizeichef mit scharfem und raschem Blick das ganze Aeußere des räthselhaften Arztes, welcher darüber in Verlegenheit zu gerathen schien, und um dieß zu verbergen, sich mit der Einordnung seiner Pastillenbehälter beschäftigte.

Doktor, fragte Herr von Sartines weiter, sind Sie in Paris geboren?

Nein, antwortete dieser abgewandten Gesichts; im Gegentheil, fern von hier — auf San Domingo.

Ich hätte mir's denken können; die Kreolen haben ja so abenteuerliche Ideen. Und dann mahnen auch Ihre Züge, Doktor, an die schöne Kaukenrasse, da San Domingo früher von Mexikanern bewohnt wurde. Sie sind vielleicht ein Abkömmling des Hauses Montezuma und ein Miterbe der Schätze jenes Geschlechts. Lassen Sie hören und erzählen Sie mir Ihre Lebensgeschichte ganz aufrichtig.

Gewiß, sehr aufrichtig, Herr Graf, wenn ich sie überhaupt erzähle.

Sie scheinen dazu keine Lust zu haben?

Nicht die geringste; spüren Sie mich aus: wer könnte Das leichter als Sie? Uebrigens: liegt die Katze auf der Lauer, wird die Maus nur um so schlauer.

Sie nehmen mich also für die Katze. Sie mögen Recht haben: meine Augen sind gut und meine Pfoten flink.

Allerdings; aber ich habe sichere Schlupflöcher, wo Sie mich nie erreichen werden.

Wäre Das eine Herausforderung?

Nach Belieben.

Halten Sie mich denn nicht für so fein und so mächtig, um ein wirkliches Vergehen an Ihnen zu entdecken und Sie Ihre Kühnheit büßen zu lassen?

Nicht für so fein, noch für so mächtig.

Und wenn ich Sie von jetzt bis zum Abend in offener Auflehnung gegen das Gesetz oder die königliche Autorität betrete, was werden Sie dazu sagen?

Daß Sie mir eine Falle gestellt haben, und daß ich nicht hineingegangen bin.

Gut, Doktor, die Feindseligkeiten sind also eröffnet.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 149. Dienstag, 13. Dezember 1859.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Mathildens Ehrgefühl empörte sich gleich sehr gegen diese gemeine Verleumdung, wie gegen die Rolle einer unfreiwilligen Horcherin, und sie kehrte auf ihr Stübchen zurück, einen weitern bittern Stachel im Herzen. Sie begriff, welch demüthigende Stellung ihr im Hause ihrer Tante angewiesen war, wenn die Dienerschaft sich erlauben durfte, ihre Schritte zu belauern und beliebig zu missdeuten; sie sah, daß sie kaum geduldet war, und daß die Dienstboten des Hauses dies ebenso deutlich fühlten, wie sie selbst. Aber auch andere Gedanken erweckten die jüngsten Ereignisse in ihr: was mußte der Major von ihr denken, wenn er jetzt erst, und mit einem kühlen, höflichen Schreiben der Tante, seinen so zuvorkommend geleisteten Vorschuß zurückempfing? Mußte er nicht jetzt erst daran erinnert werden, daß sie schon damals so taktlos ohne Dank und Abschied von ihm und seiner Schwester hinweggelaufen war? Mußte er sie nicht für ebenso undankbar als unhöflich halten, zumal, da sie nach beinahe Monatsfrist die Rückgabe nicht einmal mit einer einzigen Zeile begleitete? Der Gedanke, von Herrn v. Reigersberg und seiner Schwester verkannt zu werden, war ihr weit schmerzlicher, als die liebelose und argwöhnische Beurtheilung, welche sie von Seite ihrer Tante und Cousinen erfahren hatte. Von diesen erwartete sie keinerlei wohlwollende Theilnahme mehr; daher wünschte sie nichts sehnlicher, als recht bald in den Stand gesetzt zu seyn, durch ihre eigenen Kenntnisse und Fertigkeiten eine entsprechende Unabhängigkeit zu erlangen.

Die heftigen Gemüthsbewegungen in Folge dieser verschiedenen Auftritte hatten Mathilden einen heftigen Kopfschmerz verursacht, welcher ihr zwar einen willkommenen Anlaß gab, von der gemeinsamen Mittagstafel wegzubleiben, zugleich aber auch sie dem Verdachte von Seiten ihrer Verwandten aussetzte, daß sie diesen Schmerz nur erheuchle und damit nur einen gewissen Groll und Trotz gegen ihre Tante bethätigen wolle, die in dieser Angelegenheit gar nicht zu strenge verfahren zu seyn und alles Recht auf ihrer Seite zu haben glaubte.

3.

Es waren nun mehr als vier Monate vergangen, seit Mathilde in Ulmenau lebte, allein die Wochen und Monate waren gekommen und vergangen, ohne besondere Veränderungen in ihrer Lage mit sich zu bringen. Dasselbe Tagewerk von Studien am Morgen, von Spaziergängen am Nachmittag in Begleitung von Roland füllte noch immer ihre Zeit aus wie in den ersten vierzehn Tagen nach ihrer Ankunft. Nur ihre Abende waren seit einigen Wochen auf eine etwas verschiedene und im Ganzen genußreichere Weise in Anspruch genommen. Die Muhme und die Cousinen hatten nämlich die Trauer abgelegt, welche sie um eine andere Verwandte trugen, und waren wieder zu der Welt und ihren Erholungen und Freuden zurückgekehrt, welche sie während der Trauerzeit Anstands halber hatten meiden müssen; und nun verging selten ein Tag, der Frau v. Lonthal und ihre Töchter nicht zu irgend einer Abendgesellschaft entführte, oder einen Kreis von Befreundeten, meist eleganten Damen und jüngeren Herren, im Schlößchen zu Ulmenau versammelte.

Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß Mathilde ihre Verwandten nur selten bei derartiger Partieen auswärts begleitete, und noch weniger irgend einen Wunsch in dieser Hinsicht hegte. Hatte sie ja doch nicht einmal die Hoffnung, ihren Freund, den Major, oder dessen Schwester in

einem dieser Kreise zu treffen, denn sie hatte schon zu Neujahr zufällig aus dem Munde einer Dame, welche nach Ulmenau zum Besuch gekommen war, erfahren, daß Herr v. Reigersberg und seine Schwester schon am Tage nach Weihnachten von Erlenbach abgereist seyen; auch hatte Mathilde in Erfahrung gebracht, daß Beide selber noch nicht wieder auf ihr Gut zurückgekehrt seyen und man ihren Aufenthalt nicht kenne; allein von einer Verheirathung des Majors war nichts weiter bekannt geworden. — Mathilde hatte also ihre Abende meist ganz für sich allein, und konnte lesen und studiren, wie und was sie wollte, und sie machte sich diese Muse trefflich zu Nutz.

Nur wenn Frau v. Lonthal Gesellschaft gab, mußte Mathilde auf den Wunsch der Tante dabei erscheinen. Zwar kümmerte sich Niemand um sie — denn sie war ja nur „die arme Nichte des Hauses", allein Frau v. Lonthal meinte: sie solle nur ihre Stellung als Kind beibehalten und dennoch anwesend seyn, denn es sey für sie eine vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit, zu ihrem eigenen Besten die Manieren und das Benehmen Derer zu studiren, welche sich in wirklich guter Gesellschaft bewegten. Da es aber im Grunde weder angenehm noch unterhaltend ist, in einem größern Zirkel unbeachtet in einer Ecke zu sitzen und nur zur stummen Zuschauerin verdammt zu seyn, so waren Mathilden die einsamen Abende auf ihrem Stübchen, in Gemeinschaft mit irgend einem guten Buche aus der ziemlich zahlreichen Bibliothek des verstorbenen Oheims, weit lieber, als die Abende, wo Frau v. Lonthal für ihre Freunde und Bekannten „zu Hause" war.

Inzwischen war Mathilde in der Gunst ihrer Verwandten ein wenig, aber auch nur ein klein wenig gestiegen. Ihr Fleiß und ihre Dienstfertigkeit, ihre Bescheidenheit und stille Zurückgezogenheit, sowie auch ihr Mangel an allen Ansprüchen auf die Vorrechte der jungen Dämchen ihres Alters, blieben auch auf die Verwandten nicht ohne Wirkung, so wenig diese auch geneigt waren, der armen Waise dies zu erkennen zu geben. Ihre Billigung sprach sich weit mehr durch den Mangel an Tadel, als durch ein freundliches Entgegenkommen aus. Hiezu trugen hauptsächlich einige bescheidene Talente bei, welche Mathilde besaß, nämlich Geschmack und Gewandtheit im Kleidermachen und in feineren Damenputz-Arbeiten, welche sie von ihrer Mutter erlernt, weil sie diese in ihren Arbeiten um's Geld schon von ihrem zwölften Jahre an unterstützt hatte. Beide Cousinen und die Tante waren eitel und fashionabel, und doch wiederum so haushälterisch, daß sie auch für diese Befriedigung ihrer Eigenliebe keine allzu großen Opfer brachten. Daher war die Entdeckung, daß Mathilde beinahe ebenso gut als die Modistin in B. Hauben und Hüte anzufertigen und zu garniren, und Damenroben zuzuschneiden verstand, eine höchst willkommene, und es verging keine Woche, wo Mathildens Fähigkeiten, Geschmack und Rath in derlei Dingen nicht in Anspruch genommen und sie mit dem neuesten Modenjournal in der Hand zu Rathe gezogen wurde. Es war für Mathilden ein wohlthuendes Bewußtseyn, auf diese Weise sich der Tante und den Cousinen nützlich machen zu können, und sie opferte oft halbe Nächte, um noch recht schnell für irgend eine Gesellschaft eine Robe zu verändern oder einen neuen Kopfputz zu verfertigen. Es war ein angebornes, besonderes Talent Mathildens, hierin nicht nur Alles kopiren zu können, was sie einmal gesehen, sondern auch selbst zu erfinden.

(Fortsetzung folgt.)

Almosen.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick meldete der Diener des Arztes, daß eine arme Frau um den Rath des Doktors bitte.

Sie erlauben, Herr Graf, bat Dieser.

Ohne Umstände, erwiederte Sartines, ich bleibe indessen im Nebenzimmer.

Er nahm ein Buch und ging in das Kabinet des Doktors, lehnte jedoch die Thüre so bei, daß ihm kein Wort des Gesprächs im Empfangzimmer entgehen konnte.

Die Frau trat ein; ihre Kleidung war reinlich, aber sehr abgenutzt, sie selbst jung und hübsch, aber sehr blaß und mager; Caritas ermunterte sie, ihm offen ihr Leid zu klagen.

Ach, Herr Doktor, begann sie weinend, ich habe drei kleine Kinder; mein Mann liegt schon vier Monate auf dem Krankenlager, und . . . und? . .

Und Sie haben keinen Sou für Brod, Fleisch und Arznei, ergänzte der Doktor; was ist das Geschäft Ihres Mannes?

Er ist Maler, aber schon längere Zeit ohne Arbeit.

Also krank und hilflos, sagte der Doktor; nun so will ich seine Heilung übernehmen.

Ach, Herr Doktor, man sagte mir wohl, daß Sie der Rettungsengel aller Unglücklichen sind, und unser Schicksal ist so hart! Ein Finanzpächter richtete uns zu Grunde; wir flehten den Beistand der Gerechtigkeit an, aber Niemand nahm sich unser an. Da wandte ich mich an die Barmherzigkeit um Brod für meine Kinder, und bat um eine Audienz bei dem Herrn Erzbischof, der für einen Heiligen gilt, — aber vergebens!

Nun, und der Pfarrer Ihres Sprengels, liebe Frau?

Unser Pfarrer gibt nur Armen, die ihm empfohlen sind.

Und die Damen der verschiedenen Armenvereine?

Sie ziehen zuerst Erkundigungen ein, und mein Mann hat das Unglück, Calvinist und Philosoph zu seyn.

Dann blieb Ihnen in Ihrer Noth nur noch übrig, der Frau Dauphine von Frankreich, die ein Engel an Güte ist, eine Bittschrift zu überreichen.

Auch Das ist geschehen, leider aber erfolgte keine Antwort. Meine Hoffnung beruht nur noch auf Ihnen, Herr Doktor, denn in Frankreich ist Alles, Alles schlecht und verdorben. Gesellschaft, Regierung und Kirche, Alles zusammen taugt Nichts. Haben Sie Mitleid, Herr Doktor, Mitleid mit meinen Kindern und mit meinem Manne!

Gewiß, liebe Frau, antwortete Caritas. Sie müssen Pastillen haben, die besten, und reichlich für sich und die Ihrigen, und Gesundheit und Wohlstand werden bei Ihnen wieder einkehren. Geben Sie mir Ihre Hand, und lassen Sie sich jetzt dem Herrn Grafen von Sartines vorstellen, der sich hier in dem Nebengemache befindet und der gewiß durch zahlreiche Pastillen die guten Dienste, die Sie der Polizei leisten, belohnen wird.

Herr Graf, fuhr er fort, indem er die Thüre des Kabinets öffnete, Das geht Sie an; diese Frau ist eine von Ihren Kranken.

Bei diesen Worten aber gebärdete sich die arme Frau plötzlich, als ob sie den leibhaften Teufel erblickt hätte, faßte ihre Röcke auf, sprang zur Thüre hinaus, in vier Sätzen über die Treppe und war blitzschnell aus dem Hause verschwunden.

Wohlan, Herr Graf, sprach der Doktor, indem er sich vergnügt die Hände rieb, diese erste Mine hätte ich glücklich entdeckt. Aber sie war sehr geschickt gegraben und fürwahr, Sie haben keine Zeit verloren! Kaum daß Sie selbst eingetreten sind, erscheint schon eine verkleidete Heiferin, die mich verlocken soll, über Gesellschaft, Staat und Kirche zu lästern. Ei, Das verlangt ja besondere Vorsicht!

Doktor, erwiederte Herr von Sartines, indem er sich vom Sitze erhob, Sie sind ein kluger Mann, und ich fange an zu glauben, daß vor Allem ein gutes Gewissen und ein edles Herz den Geist klar macht und schärft. Diese Frage wäre also erledigt; aber jetzt zu einer anderen.

Und zu welcher?

Sie zählen keine vierzig Jahre, ja keine dreißig.

Was soll Ihnen Das?

Ich gehe noch weiter, denn auch ich sehe und wittere scharf: Sie stecken in einer Verkleidung; dieser zierliche Wuchs, diese zarten Hände und kleinen Füße . . .

In diesem Augenblick ertönte die Hausglocke, und der Diener meldete einen so eben von Versailles ankommenden Edelmann.

Der Gemeldete trat in den Salon; er war ein Mann in den Dreißigen, von edlem Aeußern und dem eleganten Wesen der vornehmen Gesellschaft. Er begrüßte den Doktor, und war sichtbar überrascht, als er Herrn von Sartines erkannte.

Sie hier, Herr Graf? wandte er sich an den Polizeichef.

Und Sie selbst auch, Herr Marquis? fragte Jener.

Allerdings; mich führt ein Auftrag hieher. Dann richtete er seine Worte an den Doktor: Mein Herr, ich komme in Auftrag der Frau Dauphine. Ihre königliche Hoheit ladet Sie ein, morgen Mittag in Trianon zu erscheinen und wird Sie nach der Messe empfangen.

Eine hohe Ehre für mich, antwortete der Doktor, sich verneigend, zumal da ich nicht darum angesucht habe.

Ganz richtig, mein Herr, fuhr der Edelmann fort, die Frau Dauphine läßt Sie einladen, zu ihr zu kommen: ich meine mich so ausgedrückt zu haben. Auch befahl sie mir, Sie zu ersuchen, daß Sie einige Büchsen voll Ihrer Pastillen mitbringen, von welchen die Frau Prinzessin so viel hört.

Ihre königliche Hoheit wird mich gehorsam finden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Auf dem Isthmus von Panama hat man auf den indianischen Huacas (Begräbnißstätten) goldene

Götzenbilder und Opferschalen gefunden. Das Gold findet sich theilweise in Gefäßen, die neben den Leichen stehen, von denen manche Grabstätten hundert und mehrere enthalten. Die Grabstätten sollen eine bedeutende Ausdehnung haben. Die Entdeckung dieser Schätze erfolgte dadurch, daß ein hoher Baum der auf einer solchen Grabstätte stand, umfiel, so daß die Wurzel eine Oeffnung in die Gruft machte, in der nun Gold zum Vorschein kam. Nach Berichten aus Panama vom 22. Juli bestätigt sich die Nachricht von der Entdeckung goldener Götzenbilder in den Gräbern von Chiriqui; bereits ist eine große Anzahl Goldes dahin abgegangen, und die nächste Folge dieses Grubfiebers wird eine allgemeine Durchsuchung und Zerstörung der Indianergräber vom Lake Superior bis zur Landenge von Darien und von Kalifornias Sierra Nevada bis zu den Alleghanies seyn.

(Glaubwürdige Zeugenaussage.) Bei der Explosion eines Dampfschiffes auf dem Mississippi war ein vermögender Mann verunglückt, dessen Leiche aber nicht aufgefunden wurde. Dies gab zu einem Prozesse Veranlassung, indem den Erben das Recht bestritten wurde, die Erbschaft anzutreten, weil der Tod des Erblassers noch nicht bestätigt und noch zu bezweifeln sey. Unter den vorgeladenen Zeugen befand sich auch ein Deutscher, der den Mann genau gekannt hatte. Auf die an ihn gerichtete Frage, wann und wo er den Vermißten zuletzt wahrgenommen oder gesehen habe, antwortete Mr. Schulze: „Ich habe ihn zuletzt an Bord des Dampfers gesehen.“ Ston glaubte die Partei, die den Tod des Erblassers bestritt, gewonnen zu haben. Der Richter fragte den Zeugen aber weiter: „Der Vermißte ist von Ihnen also nach der Explosion gesehen worden?“ — „Ja!“ war die Antwort, „ich flog gerade mit dem Schornstein in die Höhe und er begegnete mir, wie er eben wieder herunter kam.“

In der Bretagne wird der Handel mit Menschenhaaren lebhafter betrieben, als in irgend einem Lande der Welt, und sie sind auf den Wochenmärkten ein von den Mädchen und Weibern ausgebotener stehender Artikel. Oft aber ereignet es sich, daß auf offenem Markte ganze Reihen ungeschorener Frauenzimmer sitzen und von den Haarhändlern gleich Schafen geschoren werden. Die Bretagnerinnen binden hierauf ihren Kopf ein und lassen das abgeschnittene Haar wieder wachsen, um es dann von neuem zu verkaufen.

Die weißen Ameisen im niederländischen Indien haben so derbe Freßwerkzeuge, daß sie in Holz, Papier und Zeugen oft große Verwüstungen anrichten. Es kommt aber auch vor, daß diese Thiere für betrügerische Beamte die Sündenböcke sind, welche Papiergeld, Waffen, Munition und Proviant gefressen und den Wein ausgetrunken haben sollen.

(In der Schule.) Lehrer: „So, liebe Kinder, jetzt wollen wir addiren in benannten Zahlen. Sophie! 3 Schoppen und 4 Schoppen machen was?“

Sophie (verschämt): „Aber Ein' so etwas fragen, Herr Lehrer!“

Lehrer: „Dummheit! gib Antwort! 3 Schoppen und 4 Schoppen machen was?“

Sophie: „Ein' Rausch!“

Buchstaben-Räthsel.

Acht Zeichen.

2 6 4. 2. 3.

Ist es ein köstlicher Fisch,
Wenn er gut zubereitet ist.

2. 6. 4. 2. 6. 4.

Bin ich ein Tirann,
Und meiden thut mich Jedermann.

5. 6 6. 7.

Ich bin des Menschen Zierde.

8. 6. 4. 2. 3.

Wer mich muß — für den ist es eine schwere Bürde.

1. 2. 1. 4.

Du erblickst ein garstig böses Thier.

4. 1. 2. 1.

Ein köstlicher Trank wächst an mir.

Mein Ganzes.

War ein Ritter, vor alter Zeit bekannt,
Unter dem Namen der Greiner genannt.

I. H.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 150. Freitag, 16. Dezember 1859.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

In Folge dieser häufigen Veranlassungen, die Geschicklichkeit der Waise in Anspruch zu nehmen, blickte Eleonore nun von ihrer überlegenen Höhe nicht mehr mit solchem zerschmetternden Stolze auf Mathilden herab, sondern geruhte zuweilen, sich nach ihren Fortschritten im Englischen zu erkundigen oder nach dem Componisten eines Musikstücks zu fragen, welches Mathilde gespielt hatte; sie gab sich aber das Ansehen, als ob Mathilde noch ein blödes, unerfahrenes Kind vom Lande sey, mit dem man über nichts Anderes sprechen könne. Marie dagegen erlaubte sich zwar bisweilen noch immer, die kleine Cousine zum Stichblatt von Neckereien und Sarkasmen zu machen, zumal wenn ihre Mutter nicht anwesend war, ging aber anderseits so weit, Mathilden in sofern als gleichgestellt zu betrachten, als sie sie hie und da Morgens in ihrem Stübchen aufsuchte, um mit ihr über ihre Tänzer vom vergangenen Abende oder ihre kleinen Koketterien mit denselben zu plaudern oder ein wenig mit den Eroberungen zu prahlen, welche sie bei dieser oder jener Gelegenheit hätte machen können, wenn sie nur gewollt hätte. Mathilde legte übrigens keinen großen Werth auf eine derartige Vertraulichkeit, denn sie wußte, daß Pauline, die Kammerjungfer oder Kammerfrau der Tante, wie sie sich lieber nennen hörte, diese confidentielle Stellung mit ihr theilte. Eines aber war Mathilden ganz klar: sie ward von der Familie v. Lonthal sozusagen nur geduldet und konnte sich nicht auf die Dauer auf dieses Verhältniß verlassen. Sie ahnte, daß die ihr bewiesene Neutralität und Gleichgiltigkeit alsbald in einen Zustand von Feindseligkeit von Seiten der beiden Cousinen übergehen würde, sobald sie nur irgendwie Miene machte, die Ansprüche und Empfindungen einer Erwachsenen zu zeigen und den Cousinen auf dem Gebiet der Huldigungen Concurrenz zu machen. Sie hatte es nie über sich gewonnen, in Ulmenau eine Heimath zu sehen. Gleichwohl versuchte sie, und zwar mit Erfolg, der Tante dafür dankbar zu seyn, daß sie sich ihrer angenommen und ihr eine Freistätte in ihrem Hause gegönnt hatte; allein nichtsdestoweniger befestigte sich bei ihr je länger desto mehr der Plan, lieber um jeden Preis nach einer wenn auch dürftigen und mühevollen Unabhängigkeit zu trachten, als auf die Dauer das Gnadenbrod Derer zu essen, die ihr nicht zugleich auch etwas Liebe zu bieten vermochten. Sie selber konnte außer ihren kleinen Diensten den Verwandten nichts bieten, als liebevolle Anhänglichkeit, und daß diese nicht angenommen, d. h. weder gesucht noch geschätzt wurde, war eben ihre schwerste Prüfung.

Mathilde hatte bereits an Frau Bart geschrieben und ihr sowohl ihren Entschluß, Ulmenau zu verlassen, mitgetheilt, als ihren Rath bezüglich der Ausführung dieses Entschlusses und ihre Erlaubniß erbeten, sich bei ihr so lange aufhalten zu dürfen, bis sie eine Stellung als Gouvernante oder Kammerjungfer gefunden habe. — da sollte dieser Plan auf Einmal durchkreuzt werden. Als sie nämlich an einem freundlichen Märzmorgen um die gewohnte Stunde in das gemeinsame Wohnzimmer — oder den Morgensalon, wie er auf Ulmenau hieß — trat, wo sie einen Brief der Frau Bart vorzufinden hoffte, fand sie die Tante und die beiden Cousinen wie in einer angelegentlichen Berathung am Fenster beisammen stehen. Auf dem Tische lag ein prächtiges, umfangreiches Bouquet der schönsten Treibhauspflanzen und dabei ein kleines Billet.

Als Mathilde einen freundlichen „guten Morgen“ bot, drehten sich die drei Damen nach ihr um, und sie las in ihren Zügen und in dem besondern Ausdruck ihrer Gesichter, daß es hier etwas Ungewöhnliches gebe. Sie durfte auch in der That nicht lange auf eine Erklärung warten, denn während Frau v. Lonthal zum Tische trat und mit einem wichtigthuenden Räuspern das Billet zur Hand nahm, sprang Marie mit dem Bouquet in der Hand auf sie zu und rief:

„Ah, Fräulein Selden! man kann Ihnen in der That zu Ihrer Eroberung Glück wünschen! Solch' eine Auszeichnung widerfährt Einem nicht alle Tage!“

„Wie meinen Sie das, Fräulein Marie?“ fragte Mathilde verwundert; aber Frau von Lonthal verwies Marie zur Ruhe, nahm ihr das Bouquet aus der Hand und sagte in ihrer gewohnten kalten Weise:

„Dieser Blumenstrauß und dieses Billet, Mathilde, sind soeben durch einen Diener des Herrn Majors v. Reigersberg hier für Dich abgegeben worden, und das Billet ist, wie Du siehst, an Dich adressirt. Ich verhehle Dir auch gar nicht, dies hat mich sehr überrascht,“ fuhr sie in einem Tone fort, durch welchen unwillkürlich ein gewisser Unmuth hindurchklang, — „daß Du eine derartige Aufmerksamkeit von einem Herrn erhältst, mit welchem wir nur sehr oberflächlich bekannt sind und keinen Umgang haben, — und um so mehr, als Du noch ein blosses Kind bist. Als Deine zeitweilige Vormünderin und Pflegemutter hielt ich es für meine Pflicht und mein Recht, das an Dich gerichtete Billet zu erbrechen; allein Du kannst seinen Inhalt nun kennen lernen!“

Mathilde erglühte, jedoch weniger vor Beschämung als vor Unwillen, und überflog die wenigen Zeilen des Billets, wiewohl mit dem Bewußtseyn, daß die Augen ihrer Tante dabei forschend auf ihr hafteten. Das Billet lautete:

„Mein Fräulein:

„Verstatten Sie mir, das Versprechen zu lösen, welches ich Ihnen bei Eröffnung unserer Bekanntschaft gemacht habe, und geruhen Sie diese Einladungskarte zum Ball der Landwehr-Offiziere der —sten Brigade, der am 18. d. in der „Resource“ in B. stattfinden wird, sowie mitfolgendes Bouquet von mir anzunehmen.

„Die Einladungskarte wäre schon früher überschickt worden, hätte ich nicht erst gestern bei meiner Rückkehr von einer längern Reise erfahren, daß der Name des Fräuleins Selden sich nicht auf der Liste der Damen befand, an welche von Seiten des Ballcomite's Einladungen ergangen waren.

„Sie werden mich sehr erfreuen, wenn Sie unsern Ball durch Ihren Besuch verschönern wollen.

Mit aufrichtigster Hochachtung
Curt Reigersberg.“

Mathilde erröthete vor Vergnügen, als sie diese Zeilen durchgelesen und daraus ersah, daß der Major sie nicht vergessen hatte, und in ihrer Freude darüber vergaß sie nicht nur die Beschämung, die ihr die Indiskretion der Tante verursacht hatte, sondern auch die Wirkung, welche ihre Genugthuung über die erhaltene Auszeichnung möglicherweise in den Anderen hervorrufen mußte. Sie legte das Billet auf den Tisch, griff rasch nach dem Briefcouvert und suchte nach der Einladungskarte; sie war nicht darin, sondern ihre Tante behändigte ihr dieselbe mit steifer Würde über den Tisch herüber und sagte:

„Du wirst natürlich gemeint seyn, sowohl diese Einladungskarte als das Bouquet zurückzugeben, Mathilde! Ich bin erbötig, es an Deiner Stelle zu thun, habe aber nichts dagegen einzuwenden, wenn Du vielleicht diesmal selbst an den Major schreiben willst. Ich will Dir in diesem Fall einen passenden Brief in die Feder diktiren!“

(Fortsetzung folgt.)

Almosen.

(Fortsetzung.)

Herr von Sartines, dem so leicht Nichts entging, bemerkte eine gewisse Bewegung an dem Doktor, welche dieser während seines Gespräches mit dem Marquis nicht ganz verbergen konnte. Aber noch mehr überraschte es ihn, als er den Abgesandten der Prinzessin betrachtete, daß dieser, in unleugbarer Aufregung, erblaßt und mit starrem Blick den Doktor zu verschlingen schien. Letzterer brach die Unterhaltung bald ab, schützte ein ärztliches Geschäft vor, und zog sich in sein Kabinet zurück, das er hinter sich abschloß.

Herr Graf, begann der Edelmann, der jetzt mit Herrn von Sartines allein war, kennen Sie diesen räthselhaften Menschen?

Den Doktor? Ja und nein; ich sehe ihn heute zum ersten Male.

Ich aber, meinte der Marquis, ich sehe ihn wieder; denn ich glaube ihn vor fünf Jahren oft gesehen zu haben.

Und wo, Herr Marquis?

Mein Gott, überall wo ich war; in Versailles, in Paris.

Und was trieb er? forschte Sartines, vielleicht Falschmünzerei?

Warum nicht gar! Sie sind auf falscher Spur.

Vielleicht Magie? oder Zauberei? oder warb er Proselyten für die geheimen Gesellschaften in Deutschland?

Jetzt sind Sie der Sache schon etwas näher; er trieb allerdings Zauberei und warb Anhänger.

Teufel, das nimmt eine gefährliche Wendung! Sprechen Sie, Herr Marquis, erklären Sie sich deutlicher.

Ja, aber wenn ich mich deutlicher erkläre, verrathe ich vielleicht die Geheimnisse des Doktors und sein Inkognito.

Sein Inkognito? Er ist also verkleidet. Herr Marquis, im Interesse des Staates und der öffentlichen Sicherheit müssen Sie jetzt sprechen und mir Alles enthüllen; im Namen des Königs fordere ich Sie auf.

Sieh da, entgegnete der Edelmann, Sie gehen sehr rasch zu Werke; wollen Sie mich vielleicht arretiren oder foltern lassen?

O ich bitte, Herr Marquis.

Kommen Sie, Herr Graf, wir wollen in meinem Wagen weiter davon sprechen; ich muß zurück nach Versailles.

Sehr gern, erwiederte Sartines, aber vorher muß ich noch einen Augenblick mit dem Doktor reden.

Er schellte; ein Diener trat ein; der Graf befahl ihm seinen Herrn zu rufen.

Meinen Herrn? fragte der Diener, der ist abgereist.

Abgereist? und wohin?

Das weiß ich nicht.

Schlingel, ich lasse dich züchtigen, wenn du nicht gleich sprichst.

Aber, wie soll ich sagen, stotterte der erschrockene Diener, was ich selbst nicht weiß. Ich diene dem Doktor hier in Paris in diesem Hotel, das er gemiethet hat, und das nur sein Absteigequartier ist. Der Herr Doktor hat noch eine Wohnung außerhalb Paris, die ich aber nicht kenne und wohin er sich fast jede Nacht begibt, denn hier schläft er nur selten. Vor einem Augenblick verlangte er Reitstiefel und sein stets gesatteltes Pferd, und ritt fort, nachdem er ein Paar Pistolen in den Sattel gesteckt.

So? rief Graf Sartines, die Sache geht mich also immer mehr an, jetzt lasse ich seine Wohnung, seine Möbel und seine Papiere untersuchen.

Papiere? bemerkte der Bediente; im ganzen Hause ist keine Spur davon, kein Blättchen kommt, das nicht alsbald verbrannt würde.

Dieser Doktor ist ja ein höchst gefährlicher Mensch, schrie entrüstet der Polizeilieutenant, ein durchtriebener Gauner!

Er winkte zwei Männern, die er auf der Straße hatte warten lassen; aber diese Agenten hatten den Doktor nicht fortreiten gesehen, weil er sich durch eine Hinterthür entfernt hatte. Die Wohnung wurde durchstöbert, aber man fand nichts als etwas Wäsche, die überaus fein, aber ohne Zeichen war. Dann fand man eine bedeutende Summe in Gold und Silber, welche der Graf in einen Koffer verschließen ließ, dessen Schlüssel er zu sich steckte. Hierauf befahl er dem Diener, in der Wohnung zu bleiben und bei Kerkerstrafe das Vorgefallene nirgendwie zu verrathen. Die zwei Agenten mußten sich im Hause verbergen, und er selbst ging mit dem Marquis fort. Sie bestiegen den Wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

In Anerkennung der Wichtigkeit des Unternehmens:

Hallberger's Pracht-Ausgabe der Classiker Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart in ihren Werken für das Pianoforte allein. Neu herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmaßes und Fingersatzes von **J. Moscheles.** Vollständig in 400 Notenbogen elegantester Ausstattung in wöchentlichen Lieferungen im Subscriptionspreis zu nur 1 Sgr. oder 3½ kr. für den Musikbogen. (Einzelne Hefte nur ¼ Sgr. oder 1 kr. per Bogen theurer.) Stuttgart, Eduard Hallberger,

lenken wir hiermit wiederholt die Aufmerksamkeit des klavierspielenden Theils unserer Leser auf dieses schöne Werk. Dasselbe schreitet rasch vorwärts, und jede neue Lieferung beweist, wie sehr es der Verlagshandlung ernst geworden ist, ihr Versprechen: eine wirkliche Prachtausgabe zu liefern, zu halten. Gegenüber der brillanten Ausstattung (schönes weißes Papier, in Kupfer auf das Sorgfältigste gestochene Noten [keine Lithographie], reiner Druck und außerdem noch die Lieferungen in elegantem Umschlag broschirt) ist der Preis nur 1 Sgr. oder 3½ kr.

rhein. per Bogen wahrhaft spottbillig zu nennen, und macht es auch dem Unbemittelten möglich, sich das Werk ohne besondere Anstrengung anzuschaffen, zumal sich die Ausgabe auf wöchentliche Lieferungen zum durchschnittlichen Preise von nur 4 à 6 Sgr. vertheilt. Die Verbreitung des Werkes ist eine großartige, trotz seines kurzen Bestehens. Vor uns liegt bereits die **dritte** Auflage! Möge diese Ausgabe der klassischen Werke unserer unsterblichen Meister auch in unserem Leserkreise recht zahlreich zur Anschauung kommen. Jede gebildete Familie sollte im Besitze der herrlichen Sonaten von **Beethoven, Clementi, Haydn** und **Mozart** seyn.

Das schon früher von uns erwähnte anderweitige Unternehmen derselben Verlagshandlung:

Hallberger's Salon Ausgewählte Sammlung von Original Compositionen für das Pianoforte, mit Beiträgen der berühmtesten und beliebtesten jetzt lebenden Componisten. Erster Band, bestehend aus 12 Heften à $7^1/_2$ Sgr. oder 24 kr. rhein. Alle 3—4 Wochen erscheint eine Lieferung. Stutigart, Eduard Hallberger,

schreitet ebenfalls rüstig vorwärts. Er bringt bekanntlich in monatlichen, prachtvoll ausgestatteten Lieferungen eine Reihe brillanter, melodiöser, möglichst leicht spielbarer Piecen **moderner Salon-Musik**, herrührend von den berühmtesten Componisten der Gegenwart. Jedes Heft enthält 3—4 Compositionen und ist daher der Preis von $7^1/_2$ Sgr. oder 24 kr. rhein. ein außerordentlich billiger zu nennen. Die vor uns liegenden Lieferungen 4, 5 und 6 bieten, zusammen nur $22^1/_2$ Sgr. oder fl. 1. 12 kr. kostend, nachstehende 7 entsprechende Piecen: P. Bernard, Beni-sons à jamais; — Alleluja, Hymne de Pâques. — J. Benedict, Scherzo. — L. Stark, Cavatine. — J. Schiffmacher, Fabliau. — W. Krüger, Lied von C. M. v. Weber. — A. v. Hornstein, Ungewißheit.

Wir wünschen dem schönen Werke recht viele Abnehmer.

Mannigfaltiges.

Bei der letzten Anwesenheit des russischen Kaisers in Breslau fiel im Gefolge des Czaren eine riesige männliche Gestalt auf, die in einer mit Silberstickereien überladenen Phantasie-Uniform und unter einer schwarzen Pelzmütze steckte. Es ist dies der Leib-Tscherkesse des Kaisers, der als Knabe gefangen genommen und in Petersburg erzogen wurde. Er ist von fürstlichem Geblüte, wie versichert wird und seinem kaiserlichen Herrn, dessen Spielgefährte er gewesen, fanatisch ergeben. Auf Reisen ist er stets in der Nähe seines Gebieters, der ihm den Transport seiner Kassette anvertraut hat. Mit dieser sah man ihn eben in Breslau. Was dieser Diener für einen Schatz mit sich herumträgt, davon möge man sich einen Begriff machen, wenn man erwägt, daß in dem ziemlich großen eisernen Kasten sich sämmtliche kostbare Ordenssterne des Czaren, 50 und einige an der Zahl, seine Juwelen, ein großer Vorrath kaiserlicher Geschenke und die Reisekasse in Gold befinden. So gefüllt wiegt die Kassette nahe an einen Zollzentner.

Durch den Genuß von überzuckerten bittern Mandeln kam in einem Mädchen-Pensionat in Brüssel eine Vergiftung unter den furchtbarsten Symptomen vor. Den Anstrengungen der Aerzte gelang es indeß, die Vergifteten zu retten.

Das Tageblatt der Stadt St. Gallen № 262 bringt folgende Bekanntmachung: „Vereinigte Schweizerbahnen. Extrazüge den 10. Nov. 1859 ꝛc. Sowohl für diese Extrazüge, als für die gewöhnlichen Züge sind Seitens der Eisenbahnverwaltung alle Vorkehrungen getroffen, daß auch größere Viehtransporte befördert werden können."

„Ach, lieber Mann," sagte eine sehr empfindsame Frau zu ihrem Gatten, „die häßliche Angewohnheit, Schnupftabak zu nehmen, solltest Du Dir abgewöhnen. Wenn Du es aber durchaus nicht lassen kannst, so stecke ihn wenigstens nicht in die Nase."

Auflösung des Silben-Räthsels in № 149:
Barbe. Barbar. Haar. Darbe. Eber. Rebe. Eberhard

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 151. Sonntag, 18. Dezember 1839.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Frau v. Lonthal hatte eine vollständige und augenblickliche Zustimmung der Nichte zu dem gemachten Vorschlage erwartet, weil sie die Waise bisher in allen Stücken so nachgiebig und unterwürfig gefunden hatte. Um so mehr war sie überrascht, als Mathilde all ihren Muth zusammennahm und bescheiden aber bestimmt erwiederte:

„Um Verzeihung, liebe Tante, ich möchte weder das Bouquet noch die Einladungskarte zurücksenden, sondern von beiden Gebrauch machen; mich dünkt, es wäre von mir sehr undankbar und unartig, wenn ich Herrn von Reigersberg für so viele Güte durch eine abschlägige Antwort kränken würde!".

Unsere Leser können sich leicht vorstellen, was für einen Eindruck diese, für ein Mädchen in der Lage unserer Heldin so kühne Sprache auf Frau v. Lonthal und ihre Töchter machen mußte. Die Tante schaute drein, als sey sie ob der Vermessenheit ihrer Nichte ganz versteinert; Fräulein Eleonore gab ein Lächeln voll stolzer Verachtung über eine derartige Anmaßung zum Besten, und Marie zog abwechselnd die Augenbrauen in die Höhe und zuckte die Achseln. Während einer ganzen Minute, die hierüber verstrich, stand Mathilde ganz ruhig und gefaßt, harrte der weiteren Dinge, die noch kommen sollten, und war entschlossen, ihre Absicht fest wiewohl ehrerbietig zu behaupten. Marie brach, wie gewöhnlich, zuerst das Schweigen und rief ihrer Cousine lachend zu:

„Der galante Major kann unmöglich im Ernst gemeint seyn, Dich auf dem Ball erscheinen zu sehen, oder er müßte Dich für eine wahre Aschenbrödel halten, die nur an einem Bäumchen zu schütteln braucht, um ihre Balltoilette zu bekommen! Der Ball findet ja schon morgen Abend statt, und woher willst Du bis dahin noch ein Ballkleid erhalten?"

Frau v. Lonthal und Eleonore blickten erwartungsvoll auf Mathilden und schienen es für ausgemacht zu halten, daß sie nach diesem unwiderleglichen Beweise sich nun ohne Weiteres in das Ansinnen ihrer Tante ergeben werde. Allein abermals harrte ihrer ein Aerger und eine Enttäuschung.

„Ich habe ein weißes Wollkleid in meinem Schranke, welches mir mein lieber Onkel vor einem Jahre anfertigen ließ, als ich zur Hochzeit einer jungen Freundin geladen war," entgegnete Mathilde bescheiden. „Ich brauche nur den Leib etwas abzuändern, so wird der bescheidene Ballstaat, welcher sich für meine Lage ziemt, schon fertig seyn, denn ich würde in keinem andern Kleide gehen, wenn ich auch ein weit kostbareres hätte!"

„Unmöglich, Mathilde! das geht nicht! der Ball ist ein sehr glänzender!" fiel ihr Marie in's Wort, allein die Tante unterbrach sie sogleich mit der Bemerkung:

„Laß sie gewähren, Marie! Es wäre vergebliche Mühe, weitere Worte über diesen Punkt an eine Person zu verschwenden, welche von so hartnäckigem Eigensinn ist, wie Deine kleine Base. Ich werde mich nicht weiter in diese Sache legen, sondern sie vollkommen gewähren lassen. Man soll nicht sagen, ich habe Mathilden um das Vergnügen, welches sie sich verspricht, bringen wollen; und was ihre Kleidung anbelangt, so halte ich es für das Beste, wenn sie so einfach und kindlich wie möglich sich trägt!"

Mathilde war sehr dankbar darüber, daß die Tante sich ihren Wünschen nicht entschiedener wiedersetzen wollte, und ertrug deßhalb geduldiger, als sie sonst gethan haben würde, die bitteren

Bemerkungen und beißenden Anspielungen, worin ihre Verwandten sich während des Mittagessens ergingen, und die, wenn auch nicht direkt an sie gerichtet, so doch auf sie gemünzt waren und nicht mißverstanden werden konnten.

Es war Mathilden unsäglich angenehm, als das Mittagsmahl vorüber und sie wieder in ihrem Stübchen war, wo sie alsbald das schöne Bouquet in's Wasser setzte und dabei mit innigem Danke seines Gebers gedachte, der ihr dadurch wieder einen neuen Beweis seines Wohlwollens gegeben hatte. Dann aber machte sie sich emsig und mit freudigpochendem Herzchen daran, ihren einfachen Ballstaat herzurichten und konnte vor fröhlicher Aufregung kaum den andern Abend erwarten.

Ein erster Ball! wie viel liegt in diesen Worten für ein junges Herz! Furcht und Hoffnung, Befangenheit und Entzücken, tausenderlei Ahnungen füllten das Köpfchen und schwellten die Brust! O, wie schön muß es doch seyn, so beim Glanze der Lichter, bei den Klängen der Musik durch den festlich geschmückten Saal auf den Fittigen des Tanzes zu schweben!.... Mathilde hatte schon oft ihre Cousinen zum Balle schmücken helfen, aber sie konnte sich natürlich nicht so herausputzen. Eine einfache weiße Robe umfing ihre tadellosen Formen, ein blühender Zweig von scharlachrothem Geranium stack in ihrem dunkeln, glänzenden Haar, das Haararmband an ihrem Handgelenke und der prächtige Strauß waren ihr einziger Schmuck, und dennoch war sie eine gewinnende, von Frische und Anmuth strahlende Erscheinung, als sie in diesem Aufzug der Tante und den Cousinen in den Wagen folgte, der sie in ungefähr einer Stunde vor der Thüre des Ballokals absetzte.

Die Damen von Ulmenau waren natürlich sehr spät aufgebrochen; sie fanden daher den Ballsaal schon ziemlich gefüllt, und das Erscheinen von Frau v. Lonival's Nichte erregte einiges Aufsehen, als die Damen in einer der Pausen des Tanzes den Saal durchschritten, um nach einigen freien Sitzen sich zu begeben. Vieler Augen waren auf Mathilden gerichtet und viele der jüngeren Tänzer fragten, wer denn die allerliebste Kleine sey. Und in der That erschien Mathilde hier in dieser hellen Beleuchtung noch unendlich vortheilhafter als zu Hause; die gesunde Frische ihrer Wangen, noch gehoben von der erwartungsvollen, scheuen Aufregung, die Feinheit und Regelmäßigkeit ihrer Züge, die durchsichtige Haut und zarte Färbung, vor Allem aber die eigenthümliche Schönheit ihrer braunen, sprechenden, seelenvollen Augen — dies Alles waren Eigenschaften, welche das schmucke Kind um so mehr vor vielen anderen hübschen Mädchen auszeichneten, als die ungesuchte Einfachheit ihrer Toilette sich sehr augenfällig von dem reichen Putze der übrigen Damen abhob.

Mathilde machte Glück auf dem Balle. Ehe sie sich's versah, hatten sich ihr verschiedene Tänzer vorstellen lassen, und obschon sie in ihren Kinderjahren viel und gerne getanzt, so trat sie doch mit einer gewissen Befangenheit zur ersten Tour an. Allein sie hatte einen flinken Lieutenant zum Cavalier, und der brachte sie so in den Tanz hinein, daß alle ihre Befangenheit schwand und ihr Walzen sogar Bewunderung erregte.

Ich brauche wohl kaum zu versichern, daß Fräulein Eleonore und Marie, die noch sitzen blieben, als Mathilde schon mehrere Touren getanzt hatte, kein Auge von dem „Kinde" abließen und sich weidlich über den Erfolg der Kleinen ärgerten.

„Die kleine Heuchlerin!" flüsterte Eleonore ihrer Mutter zu, „sie tanzt mit Grazie und Temperament; mich soll sie nicht glauben machen wollen, daß dies ihr erster Ball sey! Und wie sie sich amüsirt!"

„Sie hat ihre Tücke hinter den Ohren!" sagte Marie nicht ohne Neid; „wer hätte das hinter ihr gesucht? Sie wählt immer die besten und reichsten Tänzer! Kein Wunder, daß sie auf diesen Ball erpicht war!"

Allein die Cousinen thaten der armen Mathilde hierin eigentlich Unrecht, das gute Kind war nicht halb so vergnügt als jene glaubten; es that ihrem gütigen Herzen wehe, die Cousinen sitzen bleiben zu sehen, denn sie wußte, wie sehr dies ihnen unwillkommen war. Die Schmeicheleien und Artigkeiten ihrer Tänzer fanden nicht den Weg zu ihrem Herzen, denn es lag ihr wenig an ihrem erfolgreichen Auftreten auf dieser Bühne des Vergnügens und der Mode; sie hatte kein Auge für die jungen Herren, denn ihre Blicke suchten nur den Einen, welchen hier zu sehen und wieder zu sprechen ihre hauptsächliche Hoffnung und der vornehmste Beweggrund ihres Besuches dieses Balles gewesen war; allein vergebens durcheilten ihre Blicke den ganzen Raum, sie konnte ihn nirgends sehen!

(Fortsetzung folgt.)

Almosen.

(Fortsetzung.)

Auf dem Wege nach Versailles drang der Graf in seinen Gefährten, sich über den Doktor Caritas

auszusprechen. Aber dieser war trotz seiner Aufregung sehr zurückhaltend und da ihn Jener immer mehr mit Fragen bestürmte, so antwortete er endlich:

Erlauben Sie, Herr Graf, ich kann das Geheimniß, das ich zu errathen glaube, nicht ausplaudern. Dieses Geheimniß ist nicht mein, sondern gehört der Frau Dauphine, weil sie mir einen Auftrag an den Doktor gab, den sie morgen empfangen will. Sie werden begreifen, Herr Graf, daß ich mich eher tödten ließe, als ich die Sicherheit eines Mannes bloßstellte, den Ihre königliche Hoheit bei sich erwartet.

Ganz recht, erwiederte Sartines. Sie gehören zum Hause Ihrer königlichen Hoheit, Herr Marquis, und Sie sind ein treuer Diener. Mein Herr aber ist vor Allem der König, und ich werde Seiner Majestät auf meine Weise dienen, das heißt, diesen verdammten Doktor, der mir heute so gewandt entschlüpfte, scharf im Auge behalten. Wundern Sie sich also nicht, wenn ich Ihnen morgen in Trianon wieder begegne.

Sie werden nach Belieben handeln, Herr Graf, entgegnete der Edelmann. Nur muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß ich selbst den Befehl habe, den Doktor zur Frau Prinzessin zu führen, wie er morgen in Trianon erscheint.

Er wird es nicht wagen, unterbrach Sartines.

Er wird kommen, versicherte der Marquis. Ich fahre fort: Sie begreifen, daß, wenn mir einmal der Auftrag geworden ist, Ihrer königlichen Hoheit den Doktor vorzuführen, ich diesen Mann morgen auch unter meinen Schutz nehmen und Jedem meinen Degen weisen werde, der mir ihn vor der Audienz zu entführen versuchen möchte. Haben Sie mich verstanden?

Vollkommen. Man muß gestehen, die Frau Prinzessin hat energische Diener. Also Herr Marquis, wenn ich selbst den Doktor am Kragen faßte....?

So würde ich Sie tödten, antwortete mit höflicher Neigung des Hauptes der Edelmann.

Danke schönstens, meinte Sartines. Ich verstehe Sie und werde mich darnach richten.

Unter solchen Gesprächen langten die beiden Herren in Versailles an, und der Marquis brachte seinen Gesellschafter an den Flügel des Schlosses, in welchem dieser, wenn er nach Versailles kam, sein Logis hatte. Hier verabschiedete er sich von dem Polizeilieutenant und wünschte ihm die beste Nacht von der Welt. Dann ließ er den Wagen wenden und durch die Stadt nach Trianon fahren, wo Ihre königliche Hoheit in dieser Jahreszeit residirte und wo er nach Mitternacht anlangte.

Des andern Tages ließ Herr von Sartines seine Leute um Trianon herumlauern, er selbst aber trieb sich unter irgend einem Vorwand am Gitter des Hofthores umher und blickte von Zeit zu Zeit nach der Allee, durch welche die Wagen heranfuhren. Der Erwartete kam nicht und der Graf triumphirte schon heimlich darüber, daß der jedenfalls sehr gefährliche Doktor aus Angst vor ihm nicht zu erscheinen wage. In solchen Gedanken empfing er aus der Hand eines Agenten ein Schreiben unter dem großen Siegel und las Folgendes:

„Ich bin dem Doktor auf der Spur. Dieses gefährliche Individuum ist ein Emissär der verdächtigen Freimaurerlogen und des geheimen Ordens der Illumination in Deutschland. Mit großen Summen für die Verschwörer gegen das Königthum versehen, sind ihm Anknüpfungen am französischen Hofe gelungen. Er sucht aus unbekannten Gründen eine Audienz bei dem Herrn Dauphin und der Frau Dauphine, und wird heute Mittag in Trianon seyn. Aber das Staatswohl verlangt, daß er noch vor dieser Audienz verhaftet werde, denn er führt Gifte und narkotische Mittel bei sich."

Dacht' ich's doch! sprach Sartines für sich. Aber Mittag ist vorüber, und mein Mann noch nicht da, und doch muß ich ihn um jeden Preis abfassen.

Jetzt wurde ihm ein anderes Billet gebracht; er las:

„Ich schöpfe aus verläßlicher Quelle. Der Doktor Caritas ist ein Ehrenmann, ein großer Herr, der sich verkleidet, um unerkannt wohlthätig zu seyn. Ein treuer Anhänger der Throne, ist er besonders dem Hause Frankreich ganz ergeben. Er kommt Mittags nach Trianon."

Welche Widersprüche, welche Verwirrung! dachte der Graf.

Da fuhr ein Wagen heran; zwei Polizeiagenten hatten sich bereits in die Nähe des Gitters geschlichen, wo langsamer gefahren werden mußte; der Graf selbst trat ganz nahe herbei und begrüßte die Frau Prinzessin von Lamballe, die ihn erkannte und mit holdseligem Lächeln versicherte: sie verberge den Doktor Caritas nicht unter ihrer Mantille. Der Wagen rollte in den Hof und der Polizeilieutenant staunte, wie diese Dame um sein Vorhaben wissen könne.

Jetzt nahte eine elegante Equipage, ein hochfrisirter Läufer mit goldknopfigem Stocke sprang voraus. Das konnte wohl nichts verdächtiges seyn; indessen ging der Graf von Sartines doch in die Nähe, erkannte aber sofort den Kardinal Herzog von Rohan, dem er seine Verbeugung machte.

Digitized by Google

„Nun, lieber Graf, sprach ihn dieser an, ich sehe doch nicht dem Spitzbuben von Doktor ähnlich, den Sie suchen?

Die Eminenz fuhr weiter, der Polizeilieutenant wunderte sich wieder, daß Alles den Doktor Caritas und die Pläne der Polizei kenne, und er fing an zu vermuthen, daß der Doktor wirklich ein Mann von hohem Rang seyn müsse. Indessen kam Wagen um Wagen und in jedem die vornehmste Gesellschaft an. Graf Sartines war eben im Begriff seine Nachforschungen einzustellen, als ihm ein dritter Brief zugestellt wurde. Dieser lautete:

„Verlieren Sie keinen Augenblick. Der Doktor ist der vermessenste Schurke; gelingt es ihm, nach Trianon zu kommen, so ist das größte Verbrechen zu befürchten."

Der Graf schwitzte große Tropfen, die er sich von der Stirne trocknete, als er den Marquis von Mailly, denselben, der ihn gestern bei dem Doktor getroffen, jetzt in Uniform als Junker des Dauphins aus dem Trianon heraus und auf sich zukommen sah.

Ich freue mich, Sie wiederzusehen, Herr Marquis, begrüßte ihn Sartines. Sie kommen gewiß, mir zu sagen, daß ich gestern Recht hatte. Der Doktor wagt es nicht zu erscheinen, denn jetzt ist die Stunde vorüber und er ist nicht hier.

Im Gegentheil, Herr Graf, versicherte Mailly, Sie haben ihn durchschlüpfen lassen.

Wie wäre das möglich, da ich in jedes Gesicht gesehen. Aber dann eile ich ihn zu arretiren, denn jetzt habe ich Beweise, daß er ein Verbrecher ist.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine Universal-Schriftsprache.) Seit drei Jahrhunderten beschäftigte die Gelehrten aller Länder die Idee, eine allgemeine, d. i. allen Nationen der Erde verständliche Schriftsprache festzustellen. Die Akademien der Wissenschaften setzten Preise für die Lösung dieser Aufgabe aus, wie z. B. die dänische noch im Jahr 1811, jedoch ohne Erfolg. Seither schien die Lösung als unausführbar aufgegeben. Jetzt ist eine kleine Schrift erschienen, die sich als Versuch ankündigt, in der That aber diese Aufgabe als gelöst erscheinen läßt. Die in Semlin gedruckte Broschüre führt den Titel: „Pasigraphie mittelst arabischer Zahlzeichen von Moses Pace (Paitsch)." Der Verfasser hat in klarer und überzeugender Weise die Grundzüge seines Systems dargelegt: die Erlernung desselben erfordert weit weniger Zeit als z. B. jene der Stenographie und das System läßt sich auf alle Sprachen anwenden. Der Verfasser hat die grammatikalischen Formen durchgehends berücksichtigt und leichtfaßlich entwickelt. Für jeden Hauptbegriff setzt er eine Zahl, die der Deutsche, der Franzose, der Engländer, der Hindu, der Chinese u. s. w. jeder in seiner Sprache liest. Aus diesen Hauptbegriffen lassen sich nach einem gleichmäßigen Schema alle Nebenbegriffe ableiten, so zwar, daß, wenn Jemand die für die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens ausreichenden tausend Begriffe sich eigen gemacht hat, er gleichzeitig und ohne weitere Mühe 7—8000 Nebenbegriffe inne hat, die er ohne viel Kopfbrechen niederschreibt und die Jeder, der sich dieses System eigen gemacht, in seiner Sprache herabliest. Der Verfasser hat dies, was wir hier aussprechen, nur angedeutet, die Ausführung aber ergibt sich bei einigem Nachdenken sehr leicht von selbst. Für die Telegraphie dürfte diese Erfindung von großem Nutzen seyn.

Die Stadt Coburg hat etwas vor vielen Städten Deutschlands voraus, was ihr nicht gerade zum Lobe gereicht. Es muß nämlich in der Bahnhofsrestauration jeder Nicht-Coburger für jedes Glas Bier, das er dort trinkt, 1 Kreuzer mehr bezahlen, als jeder Coburger.

*Räthsel.

Bei Troern und bei Griechen
Ward ich gar oft genannt,
Doch jetzt bin ich als Hauptstadt
Wohl überall bekannt.
Ich war in alten Zeiten
Ein gar zu kecker Held;
Doch jetzt in unsern Tagen
Kennt mich die ganze Welt
Als Residenz des Kaisers,
Der keine Ruhe hat;
Als Residenz der Mode;
Nun lieber Leser, rath'.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 152. Dienstag, 20. Dezember 1859.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Mehre Stunden vergingen und Mathilde war etwas ermüdet und enttäuscht; sie lehnte daher vorerst weitere Einladungen zum Tanze ab und setzte sich zu der Tante, welche mit einer anderen älteren Dame von allerlei Ereignissen und Neuigkeiten in der Stadt und Umgegend klatschte — Dinge, welche für Mathilden um so weniger Interesse hatten, als sie weder die abgehandelten Personen kannte, noch überhaupt derartige Gespräche liebte. Zwischenhinein schenkte sie den thörichten Koketterien ihrer Cousine Marie, welche gerade vor ihr in einer Francaise tanzte, einige Aufmerksamkeit.

Plötzlich trat eine Gruppe von Herren unweit von Mathilden aus einer Thüre und ging ganz in ihrer Nähe vorüber; sie erkannte in einem derselben die hochgewachsene Gestalt und das schöne, männliche Antlitz des Majors. Er war in ein angelegentliches Gespräch mit seinen Begleitern verwickelt und schien sie entweder nicht zu bemerken oder keine Notiz von ihr zu nehmen. Es ging Mathilden wie ein Stich durch das Herz als er im Gedränge verschwand, und ihre Enttäuschung und Beklommenheit wuchsen noch, als sie bemerkte, daß ihre beiden Cousinen, die einander vis-à-vis tanzten und nahe genug waren, um den ganzen Auftritt zu bemerken, einen schadenfroh triumphirenden Blick wechselten und dann sie spöttisch ansahen. Gleich darauf ging die Tour zu Ende und die Cousinen kehrten zu ihren Sitzen zurück. „Blicke doch nicht so wehmüthig drein, Kind!“ flüsterte Marie ihr zu; „ich versichere Dich, Du siehst aus wie eine Nobe, wie wenn Dir das Herz gebrochen wäre! Die ganze Gesellschaft sieht ja, daß Du verliebt bist! Du wirst Dir doch nicht eingebildet haben, der Major werde mit Dir tanzen? da möchtest Du lange warten dürfen! Ich rathe Dir, auf jeden Fall eine derartige thörichte Hoffnung aufzugeben und einstweilen Keinen zu beleidigen, der mit Dir tanzen will!“

Mathilde war nicht in der gleichmüthigen, gelassenen Stimmung, eine solche Stichelei ruhig hinzunehmen, und diese Reden trieben ihr das Blut in die Wangen. Sie befolgte daher den höhnisch gegebenen Rath, jedoch mehr um Mariens weiterem Spott zu entgehen, und es fehlte ihr nicht an Tänzern, bis es zum Souper ging.

Als sie am Arm ihres letzten Tänzers, eines ältlichen, etwas schwerhörigen Herrn die Treppe hinabstieg in den Speisesaal zum Souper, bebte sie zusammen, weil eine wohlbekannte, volltönende Stimme hinter ihr die Worte flüsterte: „Nun, Fräulein Selden, Sie sind doch hoffentlich recht vergnügt?“ Sie wandte sich um und blickte dem Major in seine großen, sprechenden Augen; er hatte eine fremde Dame am Arme, und sie gewann nur so viel Zeit, ihm flüchtig für das schöne Bouquet und die freundlichen Zeilen zu danken. Sein Auge haftete mit einem Ausdruck auf ihr, welchen sie sich nicht zu erklären vermochte, und beim Eintritt in den Speisesaal wurde sie von ihm getrennt. Bei Tische saß sie weit von ihm getrennt, beinahe am Ende der Tafel, aber sie begegnete zuweilen seinem Blick, den er auf sie geheftet hatte, und hörte hie und da seine Stimme zu ihr herunterschallen, während er sich mit seinem Nachbarn frei und ungezwungen unterhielt. Allein das Souper endigte, ohne daß Herr v. Reigersberg sie wieder aufsuchte, und auch nachher erschien er nicht wieder im Ballsaale, sondern schien ganz weggegangen zu seyn. Sie bemerkte, daß Cousine Eleonore sie halb spöttisch und halb mitleidig anblickte, daß Marien eine sarkastische

Bemerkung auf den Lippen brannte, und so nahm sie die Aufforderung des ersten besten Tänzers zu einer neuen Tour an, um nur ihren Cousinen auszuweichen.

Mathilde fühlte sich müde und übersättigt; daher war sie froh, als endlich Frau v. Lonthal's Wagen gemeldet wurde und man sich zur Heimkehr anschickte. Schweigend und in ihren Erwartungen getäuscht, drückte sie sich in eine Wagenecke, während die Cousinen und die Tante sich in einer nicht gerade immer nachsichtigen Kritik des Anzugs, der Aeußerungen und des Betragens ihrer Bekannten auf dem Balle ergingen. Mathilde selber blieb natürlich nicht verschont, und einige Bemerkungen, namentlich über ihr angebliches Verhältniß zu Herrn v. Reigersberg, waren so verletzend und beißend, daß Mathilde, die, ohnedem aufgeregt, sich um so mehr einer Erwiederung enthalten mußte, als sie wohl fühlte, daß sie in jeder Antwort weiter gehen würde, als es für ihre Lage verträglich und rathsam war, im Gefühle der drückenden Ohnmacht in Weinen ausbrach, was nur die Schadenfreude der Cousinen mehrte und die Muhme zu einer herben Rüge ihrer kindischen Empfindlichkeit, sowie ihres ganzen Betragens vom heutigen Abend veranlaßte.

„Ich bin mir keines Verstoßes gegen Schicklichkeit und Sittsamkeit bewußt, liebe Tante," entgegnete Mathilde, die sich nicht länger halten konnte; „allein ich fühle wohl, daß ich Ihnen zur Last bin, und würde es Ihnen danken, wenn Sie mir erlaubten, Ulmenau wieder zu verlassen und so bald als möglich zur Frau Bart zurückzukehren!"

„Unerhört!" rief Frau v. Lonthal in wortloser Entrüstung, denn auf eine solche Aeußerung des „Kindes" war sie nicht gefaßt gewesen.

„Abscheulich! welch ein schnöder Undank von einem solchen Jüngferchen!" rief Eleonore.

„Wohlan, Mamsell!" setzte Frau v. Lonthal endlich mit mühsamer Fassung hinzu, „morgen früh, wenn wir ruhiger geworden sind, wollen wir weiter darüber reden! . . ."

„Nicht doch, Mama, das würde sich nicht der Mühe lohnen!" fiel ihr Marie mit ihrer gewohnten vorschnellen Weise ins Wort; „wenn Mathilden so viel daran gelegen ist, uns zu verlassen, so dünkt mich, wir sollten sie nicht halten!"

„Das ist auch meine Ansicht, Mama," setzte Eleonore hinzu; „wäre ich übrigens an Mama's Stelle, so würde ich das Kind noch in eine Pension geben, um es Lebensart zu lehren und ihm die romanhaften Ideen aus dem Kopfe zu vertreiben!"

Kalt und gegenseitig unzufrieden trennte man sich bei der Heimkehr. Die Cousinen hatten ebenso gut gemerkt als die Muhme, daß sie bei dieser Gelegenheit von der kleinen Mathilde ganz verdunkelt und in den Schatten gestellt worden waren, und bei Frau v. Lonthal war es schon beschlossen gewesen, daß dies Mathildens erstes und letztes Erscheinen in der Oeffentlichkeit seyn sollte, denn sie hatte nicht erwartet, in der armen Waise eine Nebenbuhlerin ihrer eigenen Töchter zu sehen, und konnte ihr diese paar Triumphe nicht vergeben. Namentlich Marie war sehr erbittert gegen ihre arme Base, denn ein junger Gutsbesitzer von Adel aus der Umgebung, der ihr schon seit einiger Zeit Aufmerksamkeiten erwies, und dem Marie sehr gewogen war, hatte mit ihr nur ein einziges Mal getanzt und dabei von nichts Anderem gesprochen, als von dem schönen Fräulein Selden, die er nicht weniger als drei Mal engagirte und mit Elogen überhäufte. In den Augen der beiden Schwestern war sie daher fürder eine gefährliche Rivalin und unholde Hausgenossin geworden, und Mathildens eigener Wunsch, Ulmenau zu verlassen, kam den Fräulein v. Lonthal sehr gelegen, so daß sie noch in später Nacht, nachdem Mathilde sich nach ihrem Stübchen begeben hatte, in die Mutter drangen, die lästige, kleine Waise ziehen zu lassen. Es kostete wenig Mühe, Frau v. Lonthal hiefür zu gewinnen, denn ein Mal hatte Mathildens Erklärung den Stolz der Tante sehr verletzt, und dann sah die Letztere auch ein, daß es ihren Freunden und Bekannten sehr auffallen müßte, wenn man Mathilden, nachdem sie einmal auf einem Ball erschienen war, fortan von allem geselligen Umgang ausschließen würde, und Frau v. Lonthal mied mit umsichtigster Sorgfalt allen bösen Schein.

Mathilde fand am andern Morgen nur finstere Gesichter; um Mittag aber traf mit der Postbriefkapsel ein Brief für sie ein, welcher für Mathildens Entschluß entscheidend war, denn er schien die Tante aller Verantwortung für die zukünftigen Schicksale ihrer Nichte zu entlasten, welche Mathilde ihr auch vorzuenthalten für passend hielt. Der Brief kam, wie aus den ersten Zeilen hervorging, von einer Jugendfreundin und innigen Vertrauten ihrer verstorbenen Mutter, einer Frau v. Sacken, von welcher Mathilde ihre selige Mama oft in Ausdrücken der innigsten Zärtlichkeit als der Busenfreundin ihrer Jugend hatte reden hören. Frau v. Sacken war bei dem Grundherrn des Dorfes, woselbst Mathildens Großvater mütterlicherseits Pfarrer gewesen, erzogen

worden, hatte später einen jungen Artillerie-Offizier geheirathet, der als Instruktor nach Rußland ging, und beide Freundinnen hatten sich von diesem Zeitpunkte an nicht mehr gesehen, wohl aber in den ersten Jahren ihrer Ehen noch zuweilen Briefe gewechselt. Frau v. Sacken schrieb nun, sie habe mit großem Bedauern und herzlicher Theilnahme Mathildens traurige Lage erfahren und vernommen, daß sie die Freistätte im Hause der Frau v. Lonthol mit einer Gouvernantenstelle vertauschen wolle. Sie selbst sey im Falle, eine Erzieherin für ihre Kinder anzunehmen, sey aber Wittwe und nicht in der Lage, einen großen Gehalt zu reichen; wenn es aber Mathilden um liebevolle Behandlung, stille Zurückgezogenheit und den Rath und Umgang einer mütterlichen Freundin zu thun sey, so dürfte sie auf dem kleinen Gütchen, welches Frau v. Sacken bewohnte, alle ihre Ansprüche befriedigt finden. Sie möge sich daher den Vorschlag überlegen und womöglich ohne vorhergehende Antwort lieber gleich selber kommen.

Dieser Antrag versetzte Mathilden in die freudigste Rührung, es war für sie sozusagen ein providentieller Akt, denn sie fühlte, daß sie nach der gestrigen Erklärung nicht mehr bleiben konnte. Aus dem ganzen Briefe sprachen ein so gewinnendes Wohlwollen und eine so herzliche Theilnahme und Zärtlichkeit, daß sie sich kaum enthalten konnte, ihre Freude zu verhehlen, als sie der Tante das Schreiben überreichte. Frau v. Lonthal schien von dem Inhalt desselben überrascht, durchlas ihn mehrmals, legte alsdann den Brief nieder und sagte: „Ich habe zwar nicht die Ehre, diese Frau Oberst v. Sacken zu kennen, allein wenn sie die Wittwe eines höhern Offiziers und eine Jugendfreundin Deiner Mutter ist, wie sie behauptet, so ist sie jedenfalls eine respektable Dame. Wenn Du es daher bei ihr versuchen willst, so habe ich nichts dagegen einzuwenden; jedenfalls ist der Aufenthalt unter ihrem Dache passender für Dich, als der bei einem früheren Dienstboten!"

Mathilde begnügte sich mit diesem, wenn auch etwas ungraziösen Bescheid, und meldete Frau v. Sacken, daß sie ihr Anerbieten dankbar annehme und binnen drei Tagen eintreffen werde. Das Gut der Frau v. Sacken, der Braune Hof, lag ungefähr drei Meilen von Ulmenau und war mit dem Eilwagen von B. nach N., der in der Nähe jenes Gutes vorüberfuhr, leicht zu erreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Almosen.

(Fortsetzung.)

Gemach, beruhigte der Marquis den Grafen Sartines; verhaften Sie den Doktor wenn er herauskommt, jetzt aber lassen Sie ihn mit Ihrer königlichen Hoheit plaudern.

Gerade Das soll verhindert werden; er führt Gifte und narkotische Mittel bei sich.

Was Sie sagen, Herr Graf! Geben Sie sich jetzt zufrieden, und kommen Sie mit mir ins Schloß, wo die Frau Dauphine, welche gehört hat, wie Sie für ihre Sicherheit wachen, Ihnen danken will. Herr von Sartines folgte dem Edelmann, dessen Ruhe und bedächtiger Schritt ihn in Verzweiflung brachte. Auf der Treppe begegnete ihnen der Graf von Maurepas, welcher eben von der Cour bei der Prinzessin kam und zu dem Polizeilieutenant sagte:

Eilen Sie, lieber Graf, sonst entschlüpft Ihnen der Teufelsdoktor wieder!

Ich sehe schon, murmelte Sartines, hier ist Alles gegen mich verschworen.

Sie durchschritten jetzt den Vor- und Speisesaal der grünumbuschten Villa, für welches die Dauphine so große Vorliebe hegte. Als sie an den Salon kamen, wurden die beiden Flügel der Thüren weit aufgethan, ein ehrenvoller Empfang, der dem Grafen sehr schmeichelte, noch mehr aber die huldreichen Worte, welche die Dauphine an ihn richtete:

Kommen Sie doch, lieber Graf und lassen Sie mich Ihnen danken, weil Sie für mich so sehr besorgt sind.

Madame, antwortete der Graf unter drei tiefen Verbeugungen, ich thue nur, was ganz Frankreich thut, das Sie vergöttert.

Frankreich liebt mich also? Das freut mich. Jetzt aber, Herr von Sartines, thun Sie, was Ihres Amtes ist und verhaften Sie diesen gefährlichen Doktor, der mit seinen Pastillen die Throne bedroht.

Madame, erwiederte Sartines, nach kurzer Umschau im Saale, ich sehe hier nur zehn Personen, welche sämmtlich für die Frau Dauphine zu sterben bereit wären.

Schon recht, fuhr die Prinzessin fort, aber der abscheuliche Doktor ist doch auch im Saale; verhaften Sie ihn.

Das wäre mir ein Blindekuhspiel, meinte Herr von Sartines; ich wüßte nicht, auf wen die Hand legen.

Und in Wahrheit, außer dem Marquis von Mailly und dem alten Herzog von Vauguyan befanden sich nur Damen im Salon und zwar die schönsten der Welt.

Ich sehe schon, ich muß Ihnen helfen, lächelte die Dauphine.

Dann trat sie auf eine Dame des Zirkels zu, ein Wesen fast so schön und anmuthig wie sie selbst, faßte sie bei der Hand und stellte sich mit dem Grafen Angesicht in Angesicht dicht gegenüber. Dieser blieb vor Erstaunen stumm und regungslos.

Welche von uns beiden ist nun der Gauner von Doktor? fragte sie ihn mit dem vergnügtesten Lächeln.

Madame, entschuldigte sich der Graf, wie ich jetzt klar einsehe, bin ich ein Einfaltspinsel gegen den Doktor, wer er auch sey.

Wahlan denn, fuhr die Dauphine fort, weil Sie uns so viel guten Willen zeigen, hier stehe der Doktor, sie verhaften ihn, aber Sie lassen ihn bei mir im Gefängniß und ich bewache ihn.

Zugleich stellte sie dem Polizeichef ihre Gefährtin vor, auf deren schönen Zügen, schlankem Wuchs und höchst vornehmem Wesen das Auge des Erstaunten ruhte und den Doktor Caritas herauszufinden suchte.

Ich bin geschlagen und verwirrt, bekannte er.

Und jetzt, nickte die Prinzessin, wollen wir Ihnen auch Alles sagen; wir wollen großmüthig in unserem Siege seyn, denn, wissen Sie, meine Damen — wandte sie sich an die Gesellschaft — daß es ein großer Sieg ist, wenn man einen Gegner wie Herrn von Sartines schlägt. Ich bin ganz stolz darauf. Nun aber, liebe Athenais, fuhr sie zu der Dame an ihrer Seite fort, erzählen Sie uns Ihre Geschichte der letzten vier Jahre. Frisch heraus, Herr Doktor, ohne Schüchternheit!

Und hier zeichnen wir den beiläufigen Inhalt der Erzählung auf, welche die aufgeforderte schöne Dame im Salon der Frau Dauphine zum Besten gab.

Athenais von Montfort war auf Martinique geboren. Ihr Vater besaß ein großes Vermögen, das er aber binnen zwanzig Jahren ganz verschleudert hatte. Als er daran denken sollte, seine Tochter zu verheirathen, war kaum noch eine kleine Rente sein eigen. Athenais war in einem der besten Klöster von Paris groß geworden, ihre Erziehung war ausgezeichnet, ihre Schönheit hinreißend, ihr Geist glänzend und ihr Herz ein wahrer Schatz von Tugend. Sie wurde im zwanzigsten Jahre verwaist. Man sprach der Frau Dauphine, die sich eben verheirathet hatte, von ihr, und stellte sie der Prinzessin vor. Der König Ludwig XV. bemerkte sie; je älter er wurde, desto hübscher fand er die jungen Mädchen. Er wünschte ganz besonders, daß seine liebe Tochter, die Frau Dauphina, das Fräulein von Montfort unter ihre Gesellschaftsdamen aufnehme, und so geschah es. Aber der König hatte sich geirrt: Athenais blieb tugendhaft und wurde darum bald die innigste Freundin ihrer erhabenen Gönnerin.

Es gab damals eine vielgeltende Frau, deren Hauptsorge darin bestand, die schönen jungen Mädchen am Hofe, welche die Blicke des Königs besonders auszeichneten, schnellmöglichst zu verheirathen. Frau v. Dubarry machte ihre Einleitungen, und spann die Sache so glücklich aus, daß eine Parthie, die sich für das Fräulein von Montfort paßte, die Billigung der Dauphine erhielt. Athenais vermählte sich fast aus Gehorsam, und hauptsächlich weil sie dadurch ihrer königlichen Freundin zu gefallen dachte. Sie heirathete einen hochbetitelten Mann von sehr großem Vermögen, den Grafen B., welcher Geist, aber auch zügellose Leidenschaften hatte. Er war von ungemessenem Ehrgeiz und bot Allem Trotz, um sein Ziel zu erreichen. Unerbittlich gegen Alles, was ihm ein Hinderniß war, vergaß er sich oft gegen die Regierung Sr. Majestät. Dabei war er ein Wüstling, der seine Gemahlin sehr unglücklich gemacht — wenn dieß nicht fast ausschließend bei der Dauphine gelebt hätte.

Eines Tages aber, bei einem wilden Gelage stieß der Graf von B. so grobe Schmähreden gegen die Minister, ja gegen den König selbst aus, daß er sofort verhaftet und in die Bastille gebracht wurde. Dort hätte er vielleicht einen guten Theil seines Lebens verbracht, wenn nicht die Bitten seiner Frau erhört worden wären. Die Thore des Gefängnisses öffneten sich für den Grafen B., aber an die Stelle der Haft trat die Verbannung. Er war aus dem Königreich verwiesen und wurde wohlbewacht über die Grenze gebracht. Nur aus Berücksichtigung der Gräfin, seiner Gemahlin, blieb der Strafällige in Besitz seines ungeheuren Vermögens.

Voll Mitleid und Pflichtgefühl sank jetzt die schöne Athenais zu den Füßen ihrer Gebieterin und bat um die Erlaubniß, ihrem Manne folgen zu dürfen. Da er frei und glücklich war, hatte sie so zu sagen getrennt von ihm gelebt; den Verbannten durfte sie nicht verlassen.

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 153. Freitag, 23. Dezember 1839.

Christkindchen und die Bäume.

Christkindchen braucht der Bäumlein viel,
Muß grüne Zweige haben,
Daß es daran zu heiterm Spiel
Häng' seine reichen Gaben,
Besucht einmal
Die ganze Zahl
Der Bäume in der Runde,
In stiller Abendstunde.

Die stolze Eiche zu ihm spricht:
„Nur mich darfst du erwählen,
Du findest meinesgleichen nicht;
Den andern Bäumen fehlen
Die Pracht, der Saft,
Die Höh', die Kraft,
Ich zier' des Waldes Räume,
Als Königin der Bäume.“

Der Obstbaum rühmet sich und lacht:
„Christkindchen, mußt mich wählen,
Nur ich besitze wahre Pracht,
Man kann ja niemals zählen
Die Früchte all',
Die reif zum Fall
An meinen Zweigen hangen,
Was kannst du mehr verlangen?

Akazie und Pappelbaum,
Cypresse, Eiche, Buche,
Die Weide an des Waldes Saum
Ruft: „Mich, Christkindchen, suche!“
Der Ahorn spricht:
„Vergiß mich nicht!“
Die Birk auch trägt Verlangen,
Als Christbäumlein zu prangen.

Es rühmen in dem kühlen Wald
Die Bäume ihre Gaben,
Christkindchen wird verlegen bald,
Es möcht' wohl alle haben.
Es denkt und sinnt,
Die Zeit verrinnt;
Es siehet gar beklommen
Weihnachten nahe kommen.

Des Spätherbst Winde scharf und kalt
Aus rauhem Norden wehen;
Entblättert sieht man nun gar bald
Die Bäume alle stehen,
Und blätterlos,
Ganz kahl und bloß,
Die stolzen Prahler trauern
In Wind, in Regenschauern.

Vergangen ist der schöne Wahn,
Christkindchen hört man klagen:
„Ihr schautet mich nur freundlich an
In schönen guten Tagen;
Doch kann die Zier
Nichts nützen mir;
Denn in dem wilden Winter
Verlort ihr eure Blätter.“

„Christkindchen, komm' doch her zu mir!“
So spricht die Tann' bescheiden,
„Ich prange mit der grünen Zier
In Freuden wie in Leiden.
Ich bleib' mir treu,
Bin immer neu,
Will auch in schlimmen Tagen
Der Hoffnung Grün noch tragen.

„Als dir, voll Stolz auf ihre Pracht,
In kurzen schönen Tagen,
Die andern Bäume zugelacht,
Da wollte ich nichts sagen,
Bin erst im Leid
Dir dienstbereit,

Sollst grüne Zweiglein haben
Für deine reichen Gaben.“

Es hat den grünen Tannenbaum
Christkindchen sich genommen,
Es pranget stets im stillen Raum,
Wenn Weihnachtsluft gekommen;
Als Wieg und Sarg
Er manchen barg,
Drum laßt euch nicht verwehren,
Den Tannenbaum zu ehren.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Zwei Tage später stand Mathilde abermals in Reisekleidern mit Koffer, Hutschachtel und Reisesack zum Wegfahren gerüstet und wartete auf den Eilwagen, der bald nach Mittag hart vor Ulmenau vorüberkommen mußte. Das Posthorn klang schon aus der Ferne, darum lud David den Koffer auf die Schulter und trug ihn hinunter an die Landstraße. Mathilde ging derüber in den Salon, sich bei der Tante zu bedanken und zu verabschieden. Frau v. Lowthal legte zwei Finger in die Hand ihrer Nichte, drückte ihre kalten Lippen auf Mathildens Stirne und sagte: „Ich will ohne Groll von Dir scheiden, obschon Du mich sehr beleidigt hast; hoffentlich wirst Du, wenn wir uns wieder einmal begegnen, zu einem klareren Bewußtseyn Deiner Pflichten gekommen seyn!“ — Fräulein Eleonore blickte von ihrer Stickerei auf, reichte Mathilde mit der Grandezza einer Königin die Hand und sagte: „Ich wünsche Ihnen, meine kleine Base, daß Sie mit den Jahren auch vernünftiger und weniger romantisch werden mögen, sonst wird es Ihr Unglück seyn!“ — Marie dagegen schien erst jetzt in der Abschiedsstunde weich zu werden; sie begleitete Mathilden bis an's Thor herunter, küßte sie zärtlich und wünschte ihr herzlich Glück, obschon sie sich in ihrem Muthwillen nicht enthalten konnte, den Wunsch auszusprechen, Thildchen möge auch auf dieser Reise wieder einen galanten Major zum Begleiter haben!

Mathilde fand den Eilwagen schon wartend und von den Dienstleuten des Hauses umringt, welche ihr das Geleit geben wollten. Schon hatte sie den Fuß auf den Wagentritt gesetzt, als noch Einer herbeigesprungen kam, der eigentlich ihr allerbester Freund gewesen war, nämlich Roland, der Neufundländer Hund, der sie aus dem Schlößchen gehen gesehen, und um sie nun gewohntermaßen auf ihrem Spaziergang zu begleiten, sich von der Kette losgerissen hatte. Mathilde vergoß unwillkürlich einige Thränen, als sie sich von dem treuen Thiere verabschiedete, dessen stumme Liebkosungen sie zurückhalten zu wollen schienen. Dann stieg sie in den Wagen, dessen Fond sie allein einnahm, und das Viergespann entführte sie bald aus dem Weichbild von Ulmenau.

Drei Stunden später setzte der Schirrmeister Mathilden am Eingang des hübschen Dörfchens Gräfenwerth ab, wo eine einspännige Droschke sie erwartete. Zehn Minuten später sah sie das Ziel ihrer Reise, den „Braune-Hof“, mit seinem hübschen Wohngebäude aus Tuffsteinen, an dessen Mauern herrliches Epheu sich emporrankte, und kaum fuhr der Wagen am Thorweg an, so flog Mathilden eine Frau in Halbtrauer entgegen und schloß sie in ihre Arme. Zu ihrem Erstaunen erkannte sie in dieser Frau die Schwester des Majors von Reigersberg, ihre einstige Reisegefährtin von der Eisenbahn.

„Wie, Madame, Sie wären wirklich ...“

„Ja, meine Liebe, ich bin Auguste v. Sacken, die Jugendfreundin Ihrer Mutter!“ versetzte diese und drückte Mathilden aufs Wärmste die Hand. „Aber kommen Sie nun! Nachher will ich Ihnen Alles aufklären, — auch Dasjenige, was Ihnen in dem Betragen meines Bruders seither unerklärlich erschienen seyn möchte. Alles freilich kann ich Ihnen nicht sagen, denn ich muß ihm selber noch Zeit und Gelegenheit zu seiner eigenen Rechtfertigung lassen. Ich erwarte ihn nämlich heute Abend auf Besuch!“ Damit nahm sie Mathildens Arm und führte sie den Gartenweg hinan nach dem Hause.

Mathilden war Alles wie ein Traum; ihre Wange glühte, und seltsamer Weise vermochte sie es nicht über sich, der mütterlichen Freundin zu gestehen — was doch schon die Artigkeit erfordert hätte, — daß sie sich freue, ihren Freund wieder zu sehen. Frau v. Sacken aber schien sehr zufrieden mit ihrem Stillschweigen, und in der nächsten halben Minute sah sich Mathilde aus ihrer Verlegenheit erlöst, denn die drei Kinder ihrer Freundin, ein Knabe von dreizehn und zwei Mädchen von eilf und neun Jahren, traten ihr unter der Hausthüre entgegen, um sie zu begrüßen.

„Dies ist mein wilder, feuriger Alexis!“ sagte Frau v. Sacken. „Komm, Alex, begrüße meine Freundin, Fräulein Selden! es ist die junge Dame, von welcher Onkel Curt Dir erzählte, daß sie mit ihm und Mama von Berlin in gleichem Eisenbahnwagen gefahren sey.“

„Ah, ich erinnere mich," versetzte Alex rasch und reichte Mathilden die Hand, „der Onkel hatte ganz recht, als er behauptete, seine Reisegefährtin sey sehr hübsch gewesen: Fräulein Selden ist wirklich schön!"

„Ei, Du böser Wildfang!" schalt die Mutter und stellte nun der künftigen Gouvernante ihre beiden Zöglinge, Elisabeth und Olga, vor — sanfte hübsche Mädchen mit sehr verständigen Physiognomien.

Mathilde fühlte sich bald heimisch, und als der Thee eingenommen war, welcher sie erwartet hatte, wies Frau v. Sacken ihrer neuen Hausgenossin ihr freundliches Zimmer an, das schon erwärmt war. Frau v. Sacken setzte sich zu Mathilden auf das Sopha und gab ihr nun folgende Erläuterungen:

„Als wir uns damals zum ersten Male auf der Eisenbahn begegneten, hatte mich mein Bruder soeben von Königsberg abgeholt, wo ich seit meiner Rückkehr aus Rußland nach dem Tode meines Gatten bei seiner jüngeren Schwester wohnte. Es galt, für mich und meine Kinder dieses Gütchen hier zu kaufen, damit ich in Zukunft mehr in der Nähe meines Bruders wohnen könne. Ich hatte das traurige Schicksal Ihrer lieben Mutter, meiner Busenfreundin, noch nicht erfahren gehabt, und erkannte auch Sie, meine Liebe, nicht als die Tochter meiner herrlichen Louise, theils weil Sie keine sehr ausgesprochene Aehnlichkeit mit Ihrer seligen Mutter haben, theils weil Sie in der Schilderung Ihrer Erlebnisse und Familienverhältnisse uns seinen Namen genannt hatten. Ohnedem hatte ich ja meine Freundin als die Gattin eines sehr wohlhabenden Kaufmanns verlassen — wie hätte ich da ahnen sollen, daß ihr ein so fürchterliches Loos zu Theil geworden war? Gleichwohl fühlte ich mich von dem ersten Augenblick an auf eine eigenthümliche Weise zu Ihnen hingezogen, ohne im Mindesten zu ahnen, wie nahe mir damals die verlassene Tochter meiner besten Jugendfreundin war.

„Als Sie uns den Namen Ihrer Tante und deren Gut als Ihren künftigen Aufenthalt nannten, gab mir mein Bruder einen Wink, Ihnen unsern Namen und Stand zu verschweigen, — eine Laune, über deren Motiv er Ihnen selbst Rechenschaft geben muß. Wir erschracken aber ordentlich, als wir Sie auf dem Bahnhofe in B. vermißten, bis wir von einem der Diener meines Bruders erfuhren, daß die Dienstleute der Frau v. Lonthal Sie fast mit Gewalt entführt hatten! Jener Diener äußerte in seiner Weise, die Kammerfrau Ihrer Tante habe Sie just wie ein Kind behandelt und gehofmeistert und hieraus entnahmen wir, daß Sie nicht die Schuld an der jähen Trennung ohne Abschied trugen. — Mein Bruder nahm mich mit nach Erlenbach, wo ich übrigens nur wenige Tage blieb, um dann hierher zu reisen und mit seiner Hilfe dieses Gütchen anzukaufen. Sobald dies geschehen war, reiste ich wieder zu meinen Kindern nach Königsberg zurück, und so kam es denn, daß Sie mich aus dem Gesichte verloren und ich von meinem Bruder nichts weiter über Sie erfuhr, als daß er Sie einmal flüchtig auf der Landstraße gesehen habe — vermuthlich in Begleitung einer Ihrer Cousinen."

(Schluß folgt.)

Almosen.

(Schluß.)

Man weinte viel auf beiden Seiten; alle Welt wunderte sich über das große Opfer der Gräfin, diese aber beharrte fest auf ihrem Entschlusse, erhielt endlich die Erlaubniß, die nur mit Bedauern gegeben wurde, und reiste nach Wien, wohin ihr Gemahl sich begeben hatte. Sie hoffte ihn zu einem bessern Lebenswandel zurückzuführen; allein darin irrte sie. Während er seine Frau bewunderte und seinen Engel nannte, gebärdete er sich fortwährend wie ein Teufel. Etwa ein Jahr nach seiner Ausweisung aus Frankreich beleidigte er einen österreichischen Oberst, einen tüchtigen Haudegen, der ihn im Duell erstach.

Ein rechtskräftiges Testament, das er bei Antritt seiner Verbannung bei einem Pariser Notar niedergelegt, setzte die Gräfin zur Erbin seines ganzen Besitzes ein. Diese war nun zweiundzwanzig Jahre alt, unermeßlich reich, aber im Gemüthe so tief verwundet, daß sie sich in ein Kloster zurückzuziehen dachte; denn die Welt war ihr verhaßt. Zwar fühlte sie sich zu ihrer geliebten Dauphine hingezogen, in deren Haus sie gerne zurückgekehrt wäre; allein dieses Haus war der Hof, und zwar der glänzendste Europa's. Auf der andern Seite stieß das Kloster mit seinem entsagenden, einsamen und unthätigen Leben eine Frau von so lebhafter Phantasie und so liebebedürftigem Herzen ab, eine Frau, die sich gerne dem edlen Stolze der Unabhängigkeit überließ, und die die Lebhaftigkeit ihres Geistes und ihre originellen Launen nicht gerne einschränkte.

Sie entschied sich also für ein freies Leben, und weil sie in jeder Beziehung tugendhaft war, so beschloß sie ihre ganze Freiheit zum Besten der

leidenden Menschheit zu verwenden. Gewiß ein ächt christlicher Gedanke, und wenn die Art seiner Ausführung auch ein wenig exzentrisch war, so stimmte sie hinwieder ganz mit dem Charakter der ritzenden Creolin überein.

Die Gräfin von B. brach auf einmal die Korrespondenz ab, welche sie nach Frankreich zurückberief. Ein Gerücht verbreitete sich, sie sey in ein Kloster gegangen; aber wo? und in welches? blieb ein Geheimniß für alle Welt. Athenais war verschwunden.

In zwei oder drei Jahren ist man in Frankreich und anderwärts so gut als vergessen. Da sprachen eines Tages, wie wir am Eingang mitgetheilt, die Pariser Zeitungen von einem gewissen Doktor Caritas, der ein Heilmittel für alle Uebel unentgeltlich verabreiche. Der Doktor war noch jung hübsch und sehr reich. Aber er hatte sein Incognito, welches er vor der ganzen Welt festhielt, vor der größten Dame Frankreichs entschleiert, und diese, so gütig als geistreich und aufgeräumt, fand an der Originalität dieser Mildthätigkeit großen Wohlgefallen.

So gelangen wir zur Thatsache selbst und brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß die Pastillen des Doktors nichts Anderes wären als schöne vollwichtige Gold- und Silbermünzen in Papier eingehüllt und nach ihrem Werthe nummerirt. Die Gebrauchsanweisung verstand sich natürlich von selbst.

Die Erzählung der Gräfin erregte im Salon der Prinzessin Sensation. Als sie endlich ihre Verkleidung und dann die Unruhe beschrieb, die sie der Polizei, ja dem Grafen Sartines selbst verursachte, und wie sie diesem zwischen den Händen verschwand, brach Alles trotz der Etikette in den heitersten Beifall aus und die Frau Dauphine umarmte den köstlichen Doktor im Namen der ganzen Gesellschaft.

Herr von Sartines wurde ein wenig ausgelacht, lachte aber mit und versicherte, etwas von dem zarten Geheimniß, das hinter dem Doktor stecke, habe er doch bemerkt.

Nichts haben Sie bemerkt, lieber Sartines, versicherte jetzt eine wohlbekannte Stimme von der Thüre her. Alles erhob sich, denn seine Majestät der König war eingetreten, begrüßte nach seiner Weise die Dauphine mit einem zierlichen Handkuß, und wandte sich dann an Athenais:

Doktor, Doktor, Sie verwirren meine Polizei. Uebrigens, Frau Gräfin, fuhr er fort, werden Sie noch mehr Leute verwirren und um den Kopf bringen, wenn Sie so bleiben, wie wir Sie jetzt wieder erblicken, anmuthig und reizend im höchsten Grade.

Sire, fragte die Prinzessin, und billigen Sie denn die vom Doktor erfundene Art der Wohlthätigkeit?

Vollkommen, erwiederte der König, und für unsern Theil weisen wir ihm fünfzigtausend Livres an, die in Pastillen verwandelt und von seinen schönen Händen vertheilt werden sollen.

Und ich gebe ihm eben so viel, fügte die Dauphine hinzu, obwohl ich nicht so reich bin wie der König, aber dieser weiß auch, daß ich zu ihm borgen komme, wenn ich Geld brauche.

Ludwig bejahte mit Verbindlichkeit; und Jeder aus der hohen Gesellschaft steuerte Material für Pastillen und man erbot sich noch überdies, bei allen Freunden Sammlungen zum Besten der Kranken des Doktors einzuleiten. Und die Armen von Paris hatten einen guten Winter.

Den Doktor Caritas, der sich in eine schöne Dame verwandelte, bekam man freilich nicht mehr zu sehen; aber seine Pastillen blieben Mode in der vornehmen Welt, die sie reichlich vertheilte und wobei sich die Bedürftigen wohlbefanden.

Das Erzählte führt gleichsam zum Schlusse, daß Geld ein Heilmittel für alle Uebel ist — und in gewisser Beziehung ist dies allerdings wahr, denn bei den Armen rühren fast alle Uebel vom Elend her. Die öffentliche Wohlthätigkeit kann wohl Viel thun, aber keine Wunder wirken. Die Privatmildthätigkeit hingegen hat eine unbegränzte Macht, denn sie kann nach Belieben alle Gestalten annehmen und sich ins Unendliche vervielfältigen. Frei, sinnreich, immer rege und opferbereit, vermag sie allein die geheime Noth zu entdecken und zu lindern. Da zieht sie hin mit vollen Händen und edlen Vorsätzen, durchwandelt die Stadt von einem Ende zum andern, erspäht das Unglück und rettet es vor Verzweiflung, indem sie allenthalben ihre Pastillen austheilt, und nur heimkehrt, um die Börse zu füllen und des anderen Tages ihr Werk der Barmherzigkeit von Neuem anzufangen. Gott segne sie dafür!

Auflösung des Räthsels in № 151:

Paris.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 154. Sonntag, 25. Dezember 1839.

Zur Weihnachtsfeier des Jahres 1859.

Einst, als es tief gedunkelt,
Hat hell ein prächt'ger Stern
Aus Himmelshöh'n gefunkelt
Bei der Geburt des Herrn —:
Heut' funkelt durch die heil'ge Nacht
Ein anderer Stern in hehrer Pracht

Der Stern der Kinderfreude,
Der hellen Kinderlust;
Heut' klingt's wie Festgeläute
Durch jede junge Brust.
Der Christbaum funkel', reichgeschmückt
Mit Allem, Allem, was beglückt.

Den lieben Kleinen lächelt
Heut eine Feenwelt,
Da Mutterliebe sinnig
Die dunkle Nacht erhellt.
Selbst in die Hütte, arm und klein,
Dringt heut' der Freude rosiger Schein.

Doch kaum't noch Eins vergessen
Und einsam und allein,
Das Auge voller Thränen,
Im dunklen Kämmerlein,
Mach' du ihm, reicher Gnadenquell,
Den dunkeln Weihnachtsabend hell!

Leg' ächte Christenmilde,
Des Wohlthuns hohe Lust,
Die Freud' an Kinderfreude
In jede Menschenbrust.
Was man an armen Kindern thut,
Das schreiben ja die Engel gut.

Dort bist du ja den Armen
Bis in den stillen Tod,
Du führst sie voll Erbarmen
Durch Trübsal, Müh' und Noth
Auf eine stille Flur hinaus
Und einst von da in's Vaterhaus.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Schluß.)

„Curt erhielt seiner Zeit pflichtlich die unbedeutende Summe, welche er Ihnen damals vorzuschießen die Ehre hatte, sammt einem sehr artigen aber förmlichen Billet Ihrer Tante. Allein Sie haben keinen Grund, hierüber verlegen zu werden, meine Liebe! Curt begriff wohl, daß Sie selber damals nicht an ihn schreiben durften! Er kannte Frau v. Lonthal bereits, wiewohl mehr von einer negativen Seite, und daraus müssen Sie sich erklären, warum er Sie niemals auf Ulmenau besuchte, obwohl Sie doch einigen Anspruch auf seine Freundschaft hatten. Er hatte gehört, daß Ihre Tante Sie als ein wahres Kind behandelte und von allem Umgang möglichst fern hielt. Außerdem hatte er aber auch noch einen andern Grund, Ulmenau nicht zu betreten. Curt hatte vor ungefähr drei Jahren unsern Oheim beerbt mit der Bedingung, seinen Namen anzunehmen und seine beiden Güter selbst zu verwalten; er schied deßhalb aus dem Militärdienste und wählte sich das Gut Eisenbach um seiner hübschen Lage willen zu seinem Wohnsitze. Kaum dorthin übersiedelt, fand er namentlich von Seiten der Frau v. Lonthal das artigste Entgegenkommen, obschon er sich nicht sonderlich zu dieser Familie hingezogen fühlte. Gleichwohl setzte irgend

eine lose Zunge der Nachbarschaft das Gerücht in Umlauf, es sey eine Heirath zwischen Curt und Fräulein Eleonore im Werke. Mein Bruder aber fühlte nicht das mindeste Interesse für Ihre ältere Cousine, und jenes Gerücht war ihm daher nicht sobald zu Ohren gekommen, als er, aufs Unangenehmste davon berührt, fortan gississ nicht vermied, mit den Bewohnerinnen von Ulmenau in nähere Berührung zu kommen. Diese waren deßhalb auch nichts weniger als freundlich auf ihn zu sprechen. — Und nun werden Sie begreifen, meine Liebe, warum Curt neulich auf dem Balle sich Ihnen nicht nähern konnte; er hätte Ihnen nicht die geringste Aufmerksamkeit zu erweisen vermocht, ohne zu der gleichen auch gegen Ihre Cousinen verpflichtet zu seyn, — was ihm aber sehr contre coeur gewesen wäre. Er zeigte sich daher möglichst wenig im Ballsaale und fuhr sehr früh nach Hause.

„Vor etwa Monatsfrist reiste ich mit meinen Kindern hierher; die Winterkälte nöthigte zu sehr kurzen Etappen, und so kamen wir auch nach S. dem früheren Wohnorte Ihrer guten Mutter, meine liebe Mathilde. Hier erkundigte ich mich nach meiner Jugendfreundin und erfuhr das entsetzliche Unglück welches die Gute verfolgt hatte; ich erfuhr nun erst, daß ich damals durch einen Zufall die Tochter meiner theuren Freundin auf der Eisenbahn kennen gelernt hatte, ohne zu wissen, daß ich diese jetzt in Ulmenau, in der Nähe meines künftigen Wohnortes, treffen würde. Ich theilte diese Entdeckung sogleich Curt mit, der in Berlin mich erwartete, und wir kamen überein, daß ich Sie zu mir einladen und bei mir zum Besuch behalten sollte, sobald meine häusliche Einrichtung getroffen sey. Curt brannte vor Begierde, Ihnen eine Erklärung seiner anscheinenden Unhöflichkeit und Gleichgiltigkeit zu geben, und doch zweifelten wir Beide immer, daß Ihre Tante Sie zu mir kommen lassen werde, wenn sie nur entfernt ahne, in welchem Verhältnisse ich zu dem Major von Reigersberg stehe. Endlich meldete mir aber Curt, er habe aus zuverlässiger Quelle vernommen, daß Sie eine Gouvernanten-Stelle suchten, und nun hatten wir erst den Muth, uns an Sie zu wenden, ohne gerade den Argwohn der Frau v. Lonthal allzusehr wach zu rufen. Curt bedung sich nur aus, daß mein Brief an Sie gerade am Ballabende zur Post gegeben werde, damit Sie noch den Ball mitmachen könnten. Er hoffte, Ihnen vielleicht dort schon die Aufklärungen geben zu können, welche ihm so sehr am Herzen lagen, obwohl ich ihn immer neckte, er brauche sich deßhalb nicht so sehr zu bemühen, denn ich glaube kaum, daß Sie sich seiner noch erinnern oder an ihn denken würden, wo so zahlreiche Huldigungen der schmucksten jungen Leute seine schlichte Persönlichkeit so sehr in den Hintergrund drängen würden!...“

Frau v. Sacken bemerkte glücklicherweise Mathildens holde Verlegenheit nicht, denn Alexis rief in diesem Augenblick die Treppe herauf: „Mama, Onkel Curt kommt! Ich sehe ihn schon vom Dorfe heraufreiten! Ich will ihm entgegen springen!“

„Wollen wir ihm nicht ebenfalls entgegen gehen und ihn herzlich willkommnen?“ fragte Frau v. Sacken, umschlang Mathildens Nacken und küßte sie herzlich.

Mathilde war natürlich gerne bereit, allein die beiden Damen hatten kaum die Hausthüre geöffnet, so sprang ihnen der Major schon entgegen, umarmte rasch und herzlich seine Schwester, ergriff dann Mathildens Hand, schaute ihr mit einem unbeschreiblich zärtlichen Blick in die Augen und rief seelenvergnügt: „Endlich, meine kleine Freundin! endlich treffen wir uns also wieder hier?!“

Fünf Minuten später kam Onkel Curt, der seiner Toilette ein Wenig aufgeholfen hatte, in den Salon herunter, wo die beiden Damen ihn zum Abendbrod erwarteten. Frau v. Sacken schien aber noch mancherlei in der Wirthschaft zu ordnen zu haben, denn sie verließ das Zimmer mit einer Entschuldigung, und bat ihren Bruder, einstweilen den lieben Gast zu unterhalten. Das that er denn auch auf sehr erfolgreiche Weise, denn eine volle Stunde verging, ohne daß Mathilde die Abwesenheit ihrer Wirthin bemerkte. Und als Frau von Sacken endlich ins Zimmer trat, sah sie, daß der Major Mathilden an sein Herz drückte und eben den Verlobungskuß mit der armen Waise wechselte.

„Schwester!“ rief er, „nun ist Alles in Ordnung! Wünsche uns Glück — wir sind ein Paar!“

„So schnell schon?“ fragte Frau v. Sacken und suchte eine recht mißbilligende Miene zu machen; „das ist ja gegen alle Schicklichkeit!“

„Ei was!“ rief der Major, „wozu denn um des thörichten Anstandes willen Etwas verschieben, was doch unausbleiblich kommen mußte! Hier, meine liebe Schwester! begrüße in Mathilden Deine Schwägerin, und gönne ihr in Deinem Herzen einen Platz erster Klasse!“

Mannigfaltiges.

Glasbrenner's „Berlin" bringt folgendes scherzhafte Gedicht:

Die Rettung der Krinoline. Eine moderne Ballade.

Frau Eugenia, die sehr Erhöhte,
Neulich d'rüber nachdachtete,
Wie man macht 'ne neue Mod';
Darum ohn' Gewissensbeißen
Thät sie sich sogleich entschleußen,
Zu schlag'n die Krinoline todt.

Im November 1859 eben
Sie sich hat nach Compiyenne begeben
Mit dem Jatten Ludewich.
Allen Damens sie thät einschärfen,
Daß zu Hof sie kommen derfen
Mit keiner Krinoline mehr nich.

Als nun die Damens waren gekommen,
Hat der L'ampröhr jleich wahrgenommen,
Daß der Tonnenband verdrängt,
Und daß bei der Hof-Pakage
Allen Damens die Kleedage
Schlamperampig runterhängt.

Da sprach auf Französisch er mit Malice:
„Allerhöchste Imp'ratrice,
Des hätt'st Du nicht dhun jemußt!
Denn bei mein'm Imperjalismus,
Wa Wind — Wind ja Allens is, muß
Allens auch seyn aufjeruhst."

Dies hat Frau Eugenia comprendert,
Und stracks ihren Sinn jeändert,
Und ihn freundlich anjemient.
„Mess Damess", sprach sie jelassen,
„Wir jeruhten nur zu spassen,
Es wird weiter krinolint!"

Herr Lowe, der bekanntlich den Plan der transatlantischen Reise gefaßt hat, unternahm am 19. November eine kleine Probefahrt und zwar die erste mit dem Ballon „Pioneer". Dies Luftschiff, welches 600 Kubikfuß Gas enthält, ist von Frau Lowe, der Gattin des Aëronauten, konstruirt worden; sie wollte sich desselben selbst bedienen und hat es ihrem Gemahl nur geliehen. Die Füllung ging in Gegenwart von 1500 Personen in New York vor dem Christallpalaste vor sich. Um halb 3 Uhr war die Operation beendet und Herr Lowe stieg in seinen Nachen, nachdem er Frau und Kind umarmt und sich mit einem großen Bärenpelz sammt ähnlicher Mütze bedeckt hatte. Als er den Befehl gab, „Alles loszulassen," speiste er, ein wahrer Yankee! einen Apfel und schien nicht bewegter, als wäre er eben in einen Omnibus nach Broadway gestiegen. Die Probefahrt fiel glänzend aus, Herr Lowe landete um 4 Uhr in einer Besitzung des Herrn Packus, wo er mit Jubel empfangen ward und einige Gläser Ale trank. Um den 500 Personen, die sich um ihn gesammelt hatten, Vergnügen zu machen, stieg er abermals zur Höhe einer Meile auf, in der er das Pfeifen noch hören konnte, womit Lokomotive und Dampfschiff den luftreisenden Konkurrenten begrüßten. In 20 Minuten hatte der „Pioneer" 12 Meilen zurückgelegt und da sein Führer um 8 Uhr ein Rendezvous in New York hatte, senkte er sich bei dem Pachthause eines Herrn Busteed zu Boden und brachte diesem ein Abendblatt, welches anderthalb Stunden früher in der Hauptstadt war ausgegeben worden. Nachdem er den Ballon entleert und als Paket nach New York expedirt hatte, nahm er mit Herrn Busteed den Thee und war zur bestimmten Stunde, 8 Uhr, in New-York. Einige Tage später sollte Herr Lowe seine große transatlandische Luftreise antreten.

Ein Berliner Rentier erhielt vor einigen Tagen einen mit einigen fünfzig Thalern beschwerten Geldbrief aus Schlesien. Neugierig, welcher unbekannte Schuldner ihm, der mit keiner Person außerhalb in Verbindung steht, diese Geldsumme einsendet, eröffnet er den Brief und findet neben der deklarirten Geldsumme ein Schreiben eines in Schlesien angestellten katholischen Geistlichen vor, in welchem Letzterer dem Adressaten anzeigt, daß ihm das Geld von einem Unbekannten mit der Bitte eingehändigt worden sey, dasselbe ihm, dem Rentner, als von einer in seinem früheren kaufmännischen Geschäft angestellt gewesenen Person veruntreut, zuzustellen. Der Rentier vermochte sich nicht zu entsinnen, wer aus seinem ehemaligen Personal ihn um so viel bestohlen haben könnte, und begab sich deßhalb zu seinem Nachfolger, einem Pfefferkuchenhändler, welcher des Ersteren Geschäft käuflich übernommen und zugleich das ganze Personal beibehalten hatte, um diesen zu befragen. Statt aller Antwort nahm der Befragte einen erst vor einigen Stunden an ihn aus Schlesien angelangten, mit 731 Thalern beschwerten Geldbrief vor, von einem ebenfalls von der Hand des obengenannten Geistlichen geschriebenen Bericht begleitet, dessen Inhalt dem an den Rentier gerichteten gleich war. Aber auch er konnte den

Digitized by Google

Verdacht nicht mit Bestimmtheit auf eine Person lenken, vermuthete indeß den Thäter in einem jungen Mann, der lange Jahre in dem Geschäft als Buchhalter gearbeitet, und, nachdem er noch kurze Zeit in dem Wechselgeschäft von B. in Berlin fungirt, nach G* gereist war und sich dort verheirathet und niedergelassen hatte. Der Rentier sowie der andere Kaufmann beschlossen nun ebenfalls zu B. sich zu begeben und nähere Erkundigungen einzuziehen. Wie beide vermuthet, hatte auch B. einen gleichen Geldbrief mit einer Summe empfangen den Dieb aber sogleich in der Person des erwähnten jungen Mannes erkannt, den er dieser kleinen Veruntreuung wegen entlassen hatte. Alle Drei beschlossen jetzt, das gesammte Geld wieder zusammen zupacken und dem ehrlichen Dieb mit der Ermahnung, sich gänzlich zu bessern, nach seinem Aufenthaltsort G* zurückzusenden, wie Dies auch geschehen ist.

(Ein Friseur vor Gericht.) In einer kleinen Stadt unweit Paris, wo den Sommer hindurch viele Bewohner der Hauptstadt zu wohnen pflegen, stand kürzlich ein Friseurgehilfe vor Gericht und die Mehrzahl der Damen aus der besseren Gesellschaft jener Stadt waren als Zeugen vorgeladen. Das war nicht sehr angenehm für die Damen, denn der Gehilfe war angeklagt, seinem Meister eine große Menge falscher Haare entwendet und verkauft zu haben. Er hatte nämlich den Verkauf im Magazin zu besorgen. So oft nun eine Dame kam, um ihren Bedarf an falschen Haaren einzukaufen, so nahm er nur die Bestellung an, ging dann selbst in die Wohnung der Betreffenden, kassirte das Geld ein und behielt es für sich. Die Damen, welche zur Zeugenschaft geladen waren mußten nun vor Gericht angeben, ob sie falsche Scheitel, falsche Zöpfe, falsche Unterlagen, falsche Locken u. s. w. trugen, weil sie dieselben dem Commis bezahlt hatten. Fast alle Neugierigen der Stadt und viele Pariser wohnten der Verhandlung bei und vermehrten die Verlegenheit der Damen. Eine derselben sagte: „Es nützt bei der jetzigen Mode gar nichts, viel und schönes Haar zu besitzen; man muß falsches zu Hilfe nehmen, will man vollkommen gut frisirt seyn.“ Das war ein kleiner Trost für die Damen; aber felsenfest steht der Satz nicht.

Die Königsberger „H. Ztg.“ theilt eine Wette mit, die Anfangs voriger Woche im „Lokale der Gemüthlichkeit“ in Königsberg verschlungen wurde und die darin bestand, daß zwei Personen in Gemeinschaft während der Nachtstunden von $1^1/_2$ bis $4^1/_2$ Uhr den ganzen Speisezettel oder besser, die darauf verzeichneten Speisen, in ihre Mägen wandern ließen. Die edlen Ritter der Eßkunst hatten sich denn auch zur bestimmten Stunde glücklich durchgefressen und etwa 6 Coteletts und Beefsteacks, ebensoviel verschiedene Braten, mannichfache Eierspeisen und Würste, nebst einem Potpourri von fettem Hering, Frikassees, Mixed Pickles, Compots, Saucen, Confitüren, Käsen ꝛc. spurlos in ihrem Innern verschwinden lassen. Da hört doch wohl die Gemüthlichkeit auf.

Aus Paris wird geschrieben: „Für die Congreßgesandten werden bereits Wohnungen gesucht; sie sind aber schwer zu finden; unter 80 000 Fr. ist keine geeignete zu haben. Für eine Wohnung im 1. Stocke auf dem Vendomeplatz wird 50,000 Fr. Miethe gefordert.

In mehreren Lokalitäten Wiens bemerkt man seit Kurzem eine neue Einrichtung an den Gasflammen. Diese sind nämlich nicht nach aufwärts, sondern nach abwärts geleitet, wodurch die Lichtstärke bedeutend vermehrt wird.

Charade.

(Zweisilbig.)

Meine erste Silbe hat manches Thier
Als Waffe und als Zier;
Auch wird ein Flüßchen so genannt
In unserm schönen Pfälzerland.

Meine zweite Silbe kannst du finden
In den Thälern und in tiefen Gründen,
Auf den Bergen und auf grüner Flur,
Doch in bescheidener Breite nur.

Nicht weit auf einer Höhe
Kannst du das Ganze übersehen;
Es wird nur das romantische Städtchen genannt
Und ist durch ein altes Kloster bekannt.

J...ph H.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 155. Dienstag, 27. Dezember 1859.

Des armen Steffe-Marie's Schillerfeier.

Ein armes Bäuerlein war am Tage des Schillerfestes fünf Stunden weit her aus dem Gebirge in die Residenz gekommen, nicht der Schillerfeier wegen, o nein, es war ihm gar nicht feierlich zu Muthe, sondern es wollte einen Tragkorb voll Kienholz zu verkaufen und ein Paar Batzen zu verdienen suchen, um seiner Frau, die erst von einer schweren Krankheit aufgestanden, eine Flasche Wein mitbringen zu können und ein Laiblein Brod und, wenn das Glück ihm recht günstig wäre, noch ein Pfündlein Kalbfleisch dazu, damit sie wieder ein wenig zu Kräften komme; denn der Doktor hatte gesagt: Eure Frau kann nicht gesund werden bei Wassersuppen und Kartoffeln, sie muß ein Tröpflein alten Wein trinken und Fleisch essen, sonst stehe ich für nichts.

Und so hatte denn der gute Mann zu seiner Frau gesagt: ich wills probiren in Gottes Namen, und war durch die stille Mondnacht mit seinem Kienholz auf dem Rücken und ein paar kalten Kartoffeln in der Tasche nach der Residenz gewandert, und als er gerade durch's Ettinger Thor schritt, da schallte ihm die feierliche Choralmusik vom Rathhausthurme herab durch die frische Morgenluft entgegen, und in sein Herz zog freudige Hoffnung ein, er bekreuzte sich fromm und dachte: ist denn ein Feiertag heute? und bog in die Erbprinzenstraße ein, und rief frischen Muthes fein: Kaset se a Kienholz!

Das Glück war aber dem Bäuerlein nicht günstig, denn die Karlsruher hatten heute wichtigere Dinge zu thun, als Kienholz zu kaufen oder einem armen, müden und hungrigen Menschen eine warme Suppe zu schenken, nicht aus Hartherzigkeit, o nein, denn der Wohlthätigkeitssinn der Karlsruher ist sprichwörtlich geworden, sondern weil sie einmal heute absolut keine Zeit hatten, um wohlthätig zu seyn und den Kopf und das Herz so voll von Schillerfeier, Fahnen, Musik und lebenden Bildern, daß nichts Anderes mehr Raum darin hatte.

So war unser armer Freund von Straße zu Straße und von Haus zu Hause gewandert mit seiner schweren Bürde auf dem Rücken und seinem noch schwereren Herzen, und überall hieß es: wir brauchen heute kein Kienholz, guter Mann, kommt die nächste Woche wieder oder in vierzehn Tagen. In vierzehn Tagen, daß Gott erbarm, seufzte er und schlich weiter, in vierzehn Tagen liegt meine Alte unter dem Boden und ich auch, denn ich überlebte das Elend nicht. Meine armen Kinder!

Es war Mittag geworden und die Uhren auf der Stadtkirche und dem Rathhausthurme schlugen gerade zwölf und zwar diesmal und ausnahmsweise zu gleicher Zeit, als wüßten sie, daß auch sie heute einig seyn müßten, und die Schildwache am Rathhause brüllte eben ihr Aaabglöööht!

Da schleppte sich der arme Bauer nüchtern durch die Menschenmenge, die auf dem Marktplatze wogte, noch einmal rief er: Kaset se a Kienholz! und dann konnte er nimmer weiter. Der weite Weg, die schwere Last auf dem Rücken, der Kummer im Herzen, und ein Hunger, der stärker war, als alles Andere zusammengenommen, es war zu viel, die Knie brachen unter ihm, und so ließ er denn seinen Bündel auf das Pflaster fallen, setzte sich darauf, legte sein Gesicht in beide Hände und durch seine rauhen Finger tropften heiße Thränen auf die Pflastersteine. Es war ein recht schweres Herz unter den tausend leichten und fröhlichen Herzen auf dem großen Platze.

Jetzt richtete er den Kopf wieder empor, und siehe, durch strömende Thränen traf sein Auge die auf hoher, blumenbekränzter Säule thronende

Büste Schillers, und der Dichter da droben schien so mild und freundlich und so mitleidsvoll auf den armen Bauern herabzuschauen, daß es diesem wie Trost und Hoffnung das Herz bewegte, und er dachte an den Choral von heute Morgen und daß heute ein Feiertag seyn müsse, und unwillkürlich falteten sich seine Hände, wie betend bewegten sich seine Lippen und andachtsvoll hingen seine Blicke an dem milden Antlitze des großen Dichters.

Unser kummervolles Bäuerlein war der einzige Mensch auf dem großen, weiten, menschengefüllten Platze, der keine Ahnung davon hatte, was die Büste da oben auf der Säule und was die wehenden Fahnen ringsum zu bedeuten hatten; aber unter der ganzen zahllosen Menge war gewiß Keiner, der mit tieferem Gefühle und ehrfurchtsvollerer Andacht zu der Schillerbüste empor blickte.

Niemand unter der wogenden Menschenmenge beachtete die arme, auf dem Pflaster kauernde Gestalt, höchstens brummte man über den dummen Bauern, der sich mit seinem Bündel da gerade mitten in den Weg setze, — und doch war er mit seinem Kienholze und seinem Schmerze nicht ganz unbemerkt geblieben.

Mehrere Zöglinge der polytechnischen Schule, reiche junge Leute waren's, das sah man an ihren gold- und silbergestickten Mützen, an ihren feinen Kleidern und an ihrer guten Haltung, standen in der Nähe, lachten und plauderten und schauten ringsum an den Häusern hinauf, nach den Fahnen und Blumen und noch den rosigen Gesichtern, die sich hinter den Blumen verbargen; einer aber unter ihnen hatte schon seit einiger Zeit seine Blicke von diesem reizenden Schauspiele abgewendet und hatte sie beobachtend auf die Jammergestalt gerichtet, die da trotz der lärmenden Menge so einsam und verlassen auf ihrem Kienholzbündel saß, und so still, so andächtig und so kummervoll nach der Schillerbüste hinaufschaute, und das Lächeln auf dem hübschen Gesichte des jungen Mannes war verschwunden und hatte einem wehmüthigen und mitleidsvollen Ausdrucke Platz gemacht; denn er fühlte es, daß er ein Stück Unglück vor sich habe und der Kontrast schnitt schmerzlich in sein weiches Herz.

Er gab seinen Kameraden einen Wink, und die ganze Gesellschaft näherte sich. He, guter Freund, sagte der Student und klopfte dem Bäuerlein sanft auf die Schulter, he, guter Freund fehlt Euch etwas, was starret Ihr so da hinauf, kennt Ihr den da droben? Der Bauer hatte den Kopf gedreht, und als er so seine jungen Herren vor sich stehen sah, hatte er instinktmäßig nach seinem Nebelbohrer gegriffen und hatte gemurmelt: Kienholz, kafet se a Kienholz! Nun Alter, fuhr der Student fort, leget einmal los, fehlet Euch etwas und kann man Euch helfen? Der Bauer lächelte wehmüthig, denn er meinte, die jungen Herren wollten ihren Spott mit ihm treiben; als er aber in ihre frischen und gutherzigen Gesichter blickte, und in ihren Augen einen freundlichen Strahl aufrichtiger Theilnahme glänzen sah, da ging ihm das Herz auf, und auf die nochmalige Frage: Nun Alter, kennt Ihr den da droben? sagte er: O Ihr lieben jungen Herren, ich weiß nicht, was man heute für einen großen Feiertag hier feiert, und ich kenne den Heiligen dort droben nicht, s' muß kein katholischer seyn; aber ich habe ihn doch um Fürbitte angerufen, daß mir Gott helfe in meiner Noth und mich nicht verzweifeln lasse. Und nun erzählte er den theilnahmvoll zuhörenden Studenten von seinem Elende und von seinem Kummer, und wie übel es ihm heute gegangen und wie er jetzt die Hoffnung aufgegeben habe, seiner armen kranken Frau eine Stärkung mit nach Hause bringen zu können, und schließlich erzählte er ihnen auch von seinem Hunger, und wie er es jetzt nimmer aushalten könne und ob es denn möglich sey, daß in einer solchen Stadt voll Freude und Jubel ein Mensch fast vor Hunger sterben könne, und der Jubel um ihn her sey ihm fast noch das Aergste von Allem.

„Nun, Alter," sagte der eine Student, ein gar hübscher junger Mann war es mit einem schwarzen Schnurrbärtchen und einem Schmisse über die linke Wange, der seinem Gesichte einen recht männlichen Ausdruck gab und Zeugniß ablegte, daß er trotz seinem weichen Herzen doch kein Leimsieder, sondern ein tüchtiger Bursche sey, „nun, Alter, Muth gefaßt, ein Heiliger ist der da droben nun gerade nicht, denn unsere irdischen Heiligen sagen, er habe den St. Bernhard einen Schuft genannt, (hier bekreuzte sich der Bauer) und das können ihm die Heiligen nicht verzeihen und wollen nichts von ihm wissen; aber ein gewaltiger Herrscher ist er im Reiche der Geister, ein Geisterfürst (hier bekreuzte sich der Bauer wieder und schaute ängstlich nach der Schiller-Büste hinauf) und ein Schutzpatron ist er für Christen und Juden, nur deutsch müssen sie reden können und das Herz auf dem rechten Flecke haben, und darum ist er auch ein Schutzpatron für Euch, guter Mann, ja für Euch ganz besonders und das sollt Ihr jetzt gleich erfahren."

Und mit einem Blicke des Einverständnisses auf seine Kameraden faßte er den alten Mann unter den Armen und stellte ihn auf die Füße, zwei andere Studenten nahmen den Tragkorb mit dem Kienholze auf, und nachdem das schwarze Schnurrbärtchen mit seinen Kameraden etwas geflüstert hatte, worüber sie alle lachten und gar vergnügte Gesichter machten, und der Eine sagte, das gibt ein Mordgaudium, und ein Anderer, Bravo Max das wird famos werden, und ein Dritter rannte fort und rief, ich will Alles besorgen, das gibt einen heillosen Jux, ging es quer über den Marktplatz, voraus ein halbes Dutzend Studenten, dann der Kienholzbündel, dann der Student, den eben Einer Max genannt hatte, den verblüfften Bauern am Arme führend, und zum Schlusse wieder ein halbes Dutzend Studenten, und die Menge auf dem Marktplatze theilte sich, um den sonderbaren Zug durchzulassen, und Alles schaute ihm erstaunt nach. Der Erstaunteste aber unter Allen war der Bauer selbst, er lief wie im Traume und ganz mechanisch seinem Kienholzbündel nach und warf nur von Zeit zu Zeit einen halberschrockenen Seitenblick auf seinen jungen Begleiter. Jetzt aber ermannte er sich und befahl seinen Beinen, stehen zu bleiben und sagte: „Aber, meine lieben jungen Herren, was haben Sie denn mit mir vor, und wo schleppen Sie mein Kienholz hin? Ach, treiben Sie keinen Spott mit einem armen, unglücklichen Menschen!" „Was, Spott!" rief der Herr Max und lachte dem Bauern freundlich in's Gesicht. „Sey fidel, altes Haus, dein Vertrauen zu dem Schiller dort oben, den du für einen Heiligen gehalten hast, soll nicht zu Schanden werden: denn ich sage dir, daß wer dem Schiller vertraut und so gläubig zu ihm aufschaut, wie du es so eben gethan, der soll heute nicht Hungers leiden und dessen Kummer soll von ihm genommen werden."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Als Curiosum theilt man aus Hamburg mit, daß dort ein Verwandter Friedrich Schiller's aufgefunden worden ist. An das Schiller-Comitee kam jüngst ein anonymes Schreiben, daß sich im Heiligen-Geist-Hospital ein Angehöriger Schillers befinde. Der Vorstand fand denn auch einen 82jährigen Mann, ehemals Bäcker, Namens Johann Friedrich Ladner, welcher in jenem Hospital seit 20 Jahren lebt, nicht gerade gebrechlich, sondern nur arbeitsunfähig ist. Sein Großvater war der Bruder der Ehefrau von Friedrich Schiller's Oheim (Vaterbruder). Die Nachfrage ergab, daß es dem Greise an nichts fehle. Das Schiller-Comitee beschloß deßhalb, dem Greise, der ein leidenschaftlicher Raucher ist, eine Pfeife mit der Abbildung des Schiller-Hauses in Marbach und mit schwarz-roth goldnen Quasten, sowie mit einer entsprechenden Dedikation gezielt, überreichen zu lassen.

Aus Bremerhaven wird vom 7. Dez. geschrieben: In der verflossenen Nacht fehlte wenig, daß sich das vor Kurzem jährig gewordene Trauspiel vom Brande des „Hudsan" wiederholt hätte, und zwar durch die Schuld einer Ratte. Eine dieser liebenswürdigen Weltbürgerinnen, welche auf einem im alten Hafen liegenden Grönlandsfahrer hauste, hatte Appetit gefunden nach einem Schnaufe Phosphor, und fand Gelegenheit, denselben zu befriedigen. An Bord des Schiffes befand sich nämlich ein Kasten mit Patronen, welche zum Schießen der Fische dienen und mit Phosphor gefüllt sind; in diesen mußte sich die Ratte Eingang zu verschaffen und begann nun die Patronen zu benagen. Die dadurch hervorgebrachte Reibung hatte die Entzündung des Phosphors zur natürlichen Folge, und eine furchtbare Explosion vernichtete den Inhalt des Kastens. Sie hätte den ganzen Hafen sammt der Stadt vernichten können, wenn nicht das Weitergreifen des Feuers glücklich vermieden worden wäre. Verbrecherin Ratte wurde von der wohlverdienten Strafe gar bald ereilt. Unter den Trümmern ihres Mahles fand man den Leichnam; drei Kugeln hatte sie im Leibe, welche durch die Gewalt der Explosion hinein getrieben waren.

(Ein Findling) Aus Köln wird das folgende tragikomische Ereigniß berichtet: „Ein Architekt, der reich ist, in ehelosem Stande lebt, im Rufe steht, ein freigebiger, wohlwollender Mann zu seyn, kam jüngst Abends aus der Gesellschaft nach Hause, staunend, als er eine ziemlich große, schwerverschnürte Schachtel vorfand, deren Deckel mit Athemlöchern versehen war. Von der Hausbälterin hörte er, daß diese Schachtel schon mehrere Stunden auf ihn harre und daß unter derselben ein Brief liege. Er erbricht diesen. In diesem Schreiben wird ihm ein Kind empfohlen, das von seinen Angehörigen aufgegeben werden mußte. Sein Verdacht bestärkt sich; da es aber in der Schachtel stille geblieben und kein Athemzug aus derselben verlauten will,

faßt ihn Angst, er trägt der Dienerin auf, die Schachtel zu ergreifen und begleitet dieselbe zum nahen Polizeikommissär, der, da die eilfte Stunde schon vorüber, aus den Federn geschellt werden muß. Dieser klingelt seinen Polizeidienern, läßt sich Licht machen, die Amtsstube öffnen und bald stehen alle bereit, das Protokoll zu entwerfen. Der Commissär bricht feierlich die Siegel, öffnet die Schachtel und siehe, das Kind liegt da, wohlgekleidet; aber als man die Decke wegnimmt, erscheint unter dem Kautschukköpfchen eine gebratene Gans und zeichen sich statt der Beinchen zwei volle wohlverpichte Schaumweinflaschen. Die Sendung rührte also von keiner übelmeinenden Hand; der Scherz hatte aber den Baukünstler dergestalt angegriffen, daß er rasch nach Hause eilte und der Polizei die Sektion und Obduktion überließ."

Der jetzt gestorbene Kaiser von Fez und Marocco, Muley Abderhaman, war 1778 geboren und hat demnach ein Alter von 81 Jahren erreicht. Als sein Vater 1794 starb, bemächtigte sich sein Onkel, Muley Soliman, ein Ungeheuer in menschlicher Gestalt, des Thrones, auf dem er bis 1822 saß. Er erfand, wie französische Blätter schreiben, Todesstrafen und Torturen, die vor ihm unbekannt waren. Von diesen Thatsachen sind besonders zwei bekannt, welche er in Gegenwart fremder Gesandten, trotz ihrer Protestation, ausführte. So oft er zu Pferde stieg und im Sattel saß, zog er ein Pistol aus dem Halfter und jagte dem Sklaven, der ihm das Pferd vorgeführt hatte, eine Kugel durch den Kopf. Sein Lieblingsvergnügen war aber der sogenannte Mauertod. Er ließ nämlich um eine gewisse Anzahl Sklaven eine Mauer aufführen, die ihnen bis an die Köpfe reichte, dann die Gesichter der Unglücklichen mit Honig bestreichen, die dann von den Fliegen und Insekten aufgezehrt wurden und er belustigte sich dann an den Qualen dieser Unglücklichen. Vor seinem Tode setzte er fest, daß sein Neffe, dem er bisher den Thron vorbehalten hatte, ihm nachfolgen sollte. Dieser zeigte sich sehr menschlich und als glücklicher Regent. Er hat siebzehn Kinder hinterlassen, von denen sein ältester Sohn, Sidi Mohamed, jetzt 56 Jahre alt ist. Derselbe gilt für einen energischen Charakter. Mehrere Gouverneure der Provinzen sind seine entschiedenen und erbittertsten Feinde und eben so sind die bedeutendsten Stämme im Westen ihm feindlich gesinnt, was voraussehen läßt, daß er große Schwierigkeiten zu überwinden hat. Vor fünf Jahren ist er nach Mecca und Medina gewallfahrtet und sein ältester Sohn macht diese Wallfahrt jetzt.

Buchstaben-Räthsel.

Neun Zeichen.

1. 2. 5. 3.

Ein jeder wünscht mich,
Wenn er verbannt ist.

2. 5. 3. 1.

Man brauchet oft auch mich,
Wenn etwas zersprungen ist.

1. 5. 4. 5. 2.

Du findest mich an Uhren und Maschinen,
Und mancher muß damit sein Brod verdienen.

4. 2. 9. 8. 5.

Ich führte eine Pflanze in Deutschland ein,
Wo man davon bereitet Branntwein.

1. 2. 5. 3. 5. 2.

Schön putz' du dich ja h'raus,
Wenn er kommt in dein Haus.

1. 2. 3. 5. 4. 5.

Der Krieg thut mich vertreiben;
Auch war ich ein Gruß vor alten Zeiten.

2. 9. 2.

Wenn alles ist, wie ich genennet werde,
Dann thut es Noth bei armen Leuten.

5. 2. 4. 5.

Der Mensch durchwühlet meine Eingeweide,
Um zu machen große Beute.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7 8. 9.

Ist der Name einer holden Kleinen,
Die ich zähle zu den Meinen.

J... ph H.

Auflösung der zweisilbigen Charade in № 154:

Hornbach.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 156. Freitag, 30. Dezember 1859.

Des armen Steffe-Marie's Schillerfeier.

(Schluß.)

Der Zug ging weiter, und dem Bauer flimmerte es wieder vor den Augen, und die Kienholzbündel, die vor ihm hermarschirten, schienen sich in lauter Butterwecke und Leberwürste zu verwandeln und der Bauer war fest überzeugt, daß jetzt irgend ein großes Wunder geschehen müsse. Und ein Wunder geschah auch, denn das wird doch wohl ein Wunder zu nennen seyn, daß unser Bäuerlein auf einmal in einem großen, prächtigen Saale stund, Spiegel an den Wänden so groß wie daheim seine Hausthüre, und Kronleuchter an der Decke, und ein schlanker, junger Herr stund vor ihm, dem bambelte eine goldene Uhrenkette über den Bauch herunter fast so dick wie die Hemmkette an des Bauern Mistwagen daheim, und hatte einen Scheitel hinten hinunter, und machte vor dem Bäuerlein ein tiefes Kompliment und sagte: „Wenn's gefällig ist, le diner est servi!" Die Studenten lachten und der Herr Max führte den Bauer an das obere Ende einer langen Tafel und drückte ihn auf einen Stuhl nieder und sagte: „So, Alterle, jetzt laßt es Euch schmecken." Als aber unser Bauer sich die Augen gerieben und seine fünf Sinne wieder zurecht gesetzt hatte, da sah er vor sich stehen in einer silbernen Schüssel (wahrhaftiges und leibhaftiges Silber) Suppe mit Kracherle oben drauf, rechts von der Suppe Kalbsbraten und Nudeln und links von der Suppe Leberknöpfle mit zwei braunen Bratwürsten. Ah, Leberknöpfle! vor einer Stunde noch hatte er gedacht: Leberknöpfle und dann sterben, und jetzt standen sie in Wirklichkeit vor ihm, und ein Geruch drang in seine Nase, oh! welch' ein Geruch! so muß es im Himmel riechen, dachte er. Jetzt aber flog ein Schatten über sein Gesicht, das schon anfangen wollte, in Freude aufzuleuchten, er fuhr mit der Hand in die Tasche, sah den Herrn Max fragend an und sagte wehmüthig: „Aber, lieber Herr, ich habe ja kein Geld, um . . ." „Thut nichts, Alter," sagte der Herr Max, „nur zugegriffen, das kostet Alles keinen Kreuzer. Versteht Ihr denn nicht, das ist ja Schiller-Suppe, und das ist Schiller-Braten, und das sind ja Schiller Knöpfle! Habe ich Euch nicht gesagt, daß man ihm nicht umsonst vertraut? Und hier ist noch eine Flasche Schiller-Wein, um seine Gesundheit zu trinken; jetzt aber zugegriffen, Alter, die Suppe wird sonst kalt." Ja jetzt ist's freilich etwas Anderes, das ließ sich unser Bauer nicht zweimal sagen, und nachdem er den Daumen und Zeigefinger sorgfältig an seinen Lederhosen polirt hatte, faßte er schüchtern und respektvoll nach dem schweren silbernen Löffel, stützte den rechten Ellenbogen auf den Tisch, zog die Suppenschüssel vor sich, und begann dann einen wüthenden Angriff, ohne die Vermittlung eines Suppentellers für nothwendig zu halten. Und die Studenten saßen um die Tafel herum, und ein weiteres Dutzend und noch sonstige Gäste waren dazu gekommen, und Alle sahen mit Vergnügen zu, wie es dem ausgehungerten Manne da oben schmeckte und wie er nur hie und da eine kleine Pause machte, um Luft zu schöpfen, und wie er vergnügt vor sich hinlächelte und dann ein kleines Schlückchen Wein zu sich nahm, ah! das war ein Wein, es fuhr ihm wie ein Feuer durch die Adern, und wie er dann wieder mit frischem Muthe sich an seine Vertilgungsarbeit machte.

Da stund der Herr Max von seinem Stuhle auf und sagte: „Kameraden, heute Abend haben wir zur Verherrlichung unseres großen Dichters einen Fackelzug. Alles ist bereitet, an Alles ist gedacht worden, nur eines hat man vergessen, dies Eine ist aber die Hauptsache." Die Studen-

ten ſaben den Herrn Max fragend an, dieſer aber fuhr fort: „Kameraden, wie wollt Ihr heute Abend Eure Fackeln anzünden?“ — „Mit einem Schwefelholz,“ rief der Eine; „mit einem Strohwiſch,“ ſagte der Andere. „Pfui,“ rief Herr Max, „Pfui Schwefelholz und Strohwiſch, die Gluth, die heute Nacht zu Ehren unſeres Schiller's zum Himmel lodert, darf nicht verfälſcht werden durch Schwefelholzflammen und Strohfeuer: ein braver deutſcher Burſche wird heute ſeine Fackel nur anzünden mit einem Holze, das zu den ſtolzeſten Geſchlechtern der deutſchen Wälder gehört und das in tüchtigem und nachhaltigem Feuer lodert, und dieſes Holz — iſt Kienholz!“ — „Bravo, bravo, wir verſtehen!“ riefen die Studenten. Der Herr Max aber fuhr fort: „Nun aber die zweite Frage, Kameraden: habt Ihr Kienholz?“ — „Nein, nein, woher nehmen!“ ſchrie der Eine; „mein Philiſter ſchließt ſein Kienholz in ſeinen Sekretär ein,“ ſagte ein Zweiter;“ „Kienholz iſt der einzige Artikel, den der Konradin Haagei nicht hat,“ meinte ein Dritter; „das Holz iſt vergriffen in der ganzen Stadt,“ ſchrie wieder ein Anderer. „Ich aber habe Kienholz,“ ſagte Herr Max, und ſtellte den Tragkorb des Bauern auf den Tiſch, „hier iſt Kienholz. Ich werde dieſes Kienholz verſteigern und wahrhaft, ich ſage Euch, die Fackeln, welche mit dieſem Kienholze angezündet werden, die werden ein ächtes und wahrhaftiges Freudenfeuer gegen Himmel flammen.“ — „Hurrah! Bravo!“ riefen die Studenten durcheinander. „Max, das haſt Du gut gemacht, alſo los mit der Verſteigerung!“ Und der Herr Max hielt einen Büſchel Kienholz in die Höhe und rief: „Wer bietet?“ — „Sechs Kreuzer!“ ſchrie der Eine; „was ſechs Kreuzer? mit ſechs Kreuzer Holz wird keine Schillerfackel angezündet,“ ſchrie ein Anderer; „dreißig Kreuzer muß es gelten!“ — „ſechsunddreißig Kreuzer!“ — „achtundvierzig Kreuzer!“ — „einen Gulden!“ rief einer aus dem Hintergrunde und warf ſeine Mütze in die Höhe. „Einen Gulden zum erſten, zum andern und zum — dritten Male. Zugeſchlagen!“ und ein blankes Guldenſtück fiel auf den Teller. So ging die Steigerung fort unter allgemeinem Halloh und Gelächter der Studenten, das Kienholz ging reißend ab und großes und kleines Silbergeld regnete nur ſo auf den Teller und in einer Viertelſtunde war der Tragkorb leer, der Teller aber voll und die Studenten ſetzten ſich wieder, ihre Taſchen mit Kienholz vollgeſtopft, um den Tiſch und ließen ihre Gläſer klingen und ſangen:

„Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus!“

Das Bäuerlein hatte, nachdem es der Suppe den Garaus gemacht hatte, ſich ſo alles Ernſtes in ſeinen Kalbsbraten vertieft, daß es Anfangs gar nicht bemerkte, welche Operation die Studenten mit ſeinem Kienholze vornahmen, und erſt als er in ſeinem Angriffe auf die Nudeln dadurch etwas aufgehalten wurde, daß er ſich vergebens anſtrengte, ſie auf ſeine Gabel zu bringen — denn wenn er ſie auf der einen Seite der Gabel hinaufwickelte, wickelten ſie ſich auf der andern Seite wieder hinunter — und erſt als er, Hilfe ſuchend, um ſich blickte, bemerkte er die Verwandlung ſeines Kienholzes in blanke Guldenſtücke und eine Ahnung von der Wahrheit und Wirklichkeit ſeines Glückes kam über ihn, es ſtieg ihm naß in die Augen und ſein Herz ſchwoll von Entzücken und Dankbarkeit, und er hob ſein Glas hoch empor mit beiden Händen, „Gott vergelt' es Euch, Ihr braven, jungen Herren, ich ſterbe vor Freuden, wenn ich an meine Alte denke, Gott vergelte es Euch,“ und trank ſein Glas leer mit ſammt den Thränen, die hineingefallen.

„Jetzt zum Schluſſe noch ein Rundgeſang,“ rief der Herr Max, „wie heißeſt Du, altes Haus?“ — „Steffe-Marte,“ ſagte der Bauer, „mit Verlaub, meine Herren.“ Nun

„Laſſet die feu'rigen Bomben erſchallen,

brauſte der Geſang um den Tiſch —

Biff, baff, buff, baff tralaralara,
Unſer Bruder Marte-Steffe, der ſoll leben,
Es lebe das ganze Marte-Steffe'ſche Haus;
Und ſeine Alte auch daneben,
Drauf trink er ſein Gläschen aus!“
„Bruder, deine Alte heißt?“

Da ſtund der Marte-Steffe auf und lachte und heulte durcheinander, „iſt's denn möglich?“ ſchluchzte er, „auch noch meine Alte, o Ihr Herren, Ihr habt zwei glückliche Menſchen gemacht, meine Alte heißt Anne Marei.“

„Hurrah hoch! deine Anne-Marei, ſie ſoll leben!“ ſchrieen die Studenten und ſchwenkten die Mützen und tranken ihre Gläſer leer. „So, jetzt iſt's genug,“ ſagte der Herr Max, „es könnte dem armen Manne zu viel werden,“ und dem Bauer den mit Silber gefüllten Teller hinſtellend, ſagte er: „Hier, Alter, iſt der Erlös für Euer Kienholz. Ihr ſehet, es hat ſein Geld gegolten, ſeyd klug und haltet es zu Rathe; für Euere Alte haben wir in Euerem Tragkorbe etwas beigepackt, ein Paar Fläſchchen Wein, Fleiſch, Brod, Zucker und Kaffee, ſie ſoll auch ihr Schillerfeſt haben;

grüßet sie, und höret Ihr, vergesset mir den Schiller nicht, denn ihm allein habt Ihr Alles zu verdanken. Und damit Gott befahlen." Und die Studenten drängten zur Thür hinaus, und einer oder der andere gab dem Alten noch die Hand. „Behüte Gott, Marie-Steffe; — grüßet Euere Anne-Marei! Das war bei Gott ein himmlischer Jux!"

Und wieder schritt unser Bauer über den Marktplatz und er hatte eine schwerere Last auf dem Rücken, als vor wenigen Stunden, aber sein Herz war leicht, seine Seele jubelte und seine Augen glänzten in unaussprechlicher Freudigkeit, und als er wieder an die Schillerbüste kam, da zog er seinen Dreispitz ab, und wieder schaute er durch strömende Thränen nach dem milden Antlitze des Dichters auf, aber es waren andere Thränen, als die er an diesem Morgen noch geweint. „Und wenn du auch kein Heiliger bist, wie sie sagen," murmelte er, „mir bist du einer gewesen und sollst du einer bleiben" und beugte halb sein Knie und schritt munter und glücklich fürbaß durch's Ettlinger Thor der Heimath zu.

So hat der arme Steffe-Marie seine Schillerfeier gehabt.

Mit solchem Kienholze sind die Fackeln zum Schillerfestzuge in Karlsruhe angezündet worden.

Mannigfaltiges.

Dem „Dresd. Journal" wird ein Zug aus Schiller's Leben mitgetheilt, der für des Dichters Wesen einen charakteristischen Beleg liefert. Der Vorfall spielt in Loschwitz. Schiller war daselbst den Nachbarn schon als ein bedeutender Mann bekannt geworden. Er genoß das Vertrauen der Nachbarschaft. Seyen nun aber die Beziehungen zu Körner's etwa daran schuld oder auch der Aberglaube vieler Landleute, daß der, welcher mit dem Kopf arbeite, eigentlich ein halber Müßiggänger sey und Quellen besitzen müsse, von denen er zehre kurz — Schiller galt der Einzelnen auch für einen reichen Mann. In diesem Glauben wagte es ein armer Landmann des Dorfes — aus dessen Munde diese Erzählung herrührt — den Dichter aufzusuchen und um ein nicht unerhebliches Darlehen zu bitten. Der beste Helfer war ihm eben gut. Er sagte Schillern, er brauche das Geld so sehr nöthig zu seinem Hausstande und habe ja Niemanden, zu dem er gehen könne. Schiller könne es gewiß geben, wenn er nur wolle. Schiller lächelte dazu. Und darauf ist der Mann fortgefahren in der lebhaften und wahren Schilderung seiner Bedrängniß, daß Schiller, der gerade eine Sendung erhalten hatte, sich kurz umgewandt hat in das Haus hinein. Als er zurückkommt, drückt er dem von Schuldschein und Termin sprechenden hocherfreuten Manne das Geld in die Hand und spricht: „Hier hat Er das Geld. Wir Beide sind ehrliche Männer und brauchen keinen Schuldschein. Laß Er das nur in Gottes Namen seyn." Das kannte nur der Freund der Wahrheit, das vertrauensvollste Herz thun, und sein Vertrauen wurde von dem Hocherfreuten gerechtfertigt.

(Die Schlafkabinette auf dem Great Eastern.) So großartig die Formen des weltbekannten Great Eastern, so dauerhaft wie genial erdacht seine Bauart im Ganzen und in den unscheinbarsten Details, ebenso elegant und zweckentsprechend sind seine inneren Einrichtungen für die Passagiere. Daß seine beiden Salons an Zweckmäßigkeit und Pracht das Mustergiltigste bieten und manchen brillanten Passagiersaal an den bedeutendsten Eisenbahnen, ja manchen schön geschmückten Ballsaal hinter sich lassen, ist schon bei anderer Gelegenheit in diesen Blättern bemerkt worden. Den Salons entsprechen die Schlafkabinette, hinsichtlich welcher selbstverständlich Klassenunterschiede gemacht werden mußten, die sowohl in dem größeren oder geringeren Maße von Bequemlichkeit, als auch der luxuriösen Ausstattung hervortreten. Es sind also zunächst nennenswerth die sogenannten Familiensalons oder Schlafkabinen für Passagiere erster Klasse im zweiten Deck, welche seitlich der Salons liegen. Schon der wahrhaft fürstliche Eingang in diese Kabinen läßt darauf schließen, daß das Innere derselben eine besondere, von den Kajüteneinrichtungen anderer Schiffe sich wesentlich unterscheidende Einrichtung darbieten müsse. Wir treten in einen solchen „Familiensalon" und sind überrascht durch den allgemeinen Eindruck. Die Kabine ist 18 englische Fuß lang, sieben und einen halben Fuß breit und ebenso hoch. Das Licht fällt durch ein rundes, in der Höhe der Schiffswand angebrachtes Fenster mit hübscher Umrahmung. Dem Eingange gegenüber befinden sich vier Bettstellen, je zwei übereinander, welche dergestalt konstruirt sind, daß durch einen einfachen Prozeß bei Tage der ganze Apparat zusammengeklappt und dicht an der Wand so befestigt werden kann, daß nur

sechs Zoll Raum dafür in Anspruch genommen werden. Mächtige Vorhänge an Schieberingen bedecken diesen Raum Tag und Nacht. Den Schlafstellen gegenüber befindet sich ein an der Wand befestigter Waschtisch mit Klappe, darüber ein Löcherbrett mit Wasserflaschen, Gläsern und anderen Toilettegegenständen, an jeder Seite desselben ein Spiegel und unter diesen zwei Tische, die je nach der Zahl der Bewohner verlängert werden können. Unter dem Fenster ist eine mit carmoisinrothem Sammet überzogene, sophaartige Ruhebank, welche aufgeklappt werden kann und in deren Höhlung den Tag über die Bettmatratzen aufbewahrt werden. Dieser Bank gegenüber ist eine andere, deren Höhlung eine Badewanne zu beliebigen Bädern bildet. So fehlt diesen Cabinen, deren Wände mit türkisch rothem Wachstuch überzogen sind, nichts zu ihrem Comfort; ihr Bewohner glaubt sich in einem eleganten Schlafzimmer des ersten Hotels von London zu befinden.

Der kürzlich in Würzburg verstorbene Staabsauditor Kobler, welcher zugleich ein großer Wohlthäter der Armuth war, hatte sämmtliche Tauben der ganzen Umgegend durch Fütterung so an sich gewöhnt, daß sie zu ihm ins Zimmer kamen. Während seiner nur dreitägigen Krankheit flogen sie stets an das geschlossene Fenster. Nach dem Tode desselben, wo, wie herkömmlich, die Fenster geöffnet wurden, verscheuchte ein in das Zimmer Eintretender einen dichten Haufen solcher Tauben, die zu der Leiche ins Zimmer gekommen waren. Endlich fand man eine Taube todt auf dem Gesimse des Fensters, und es war, wie man aus ihrer Zeichnung erkannte, gerade jene, welcher er mit besonderer Liebe zugethan gewesen war.

Der englische Tonkünstler Kelly fand, daß man sein Talent nicht genug belohne; er beschloß also, einen Weinhandel damit zu verbinden und fragte deßhalb Sheridan um Rath. „Ich habe nichts dagegen," sagte dieser, „ich schlage Ihnen aber vor, auf Ihr Schild zu setzen: „„Kelly, Musikhändler und Wein-Komponist.““

Saphir wurde gefragt, warum er nicht rauche. Er antwortete: „Ein Mann, der raucht, ist nur ein halber Ehemann, er hat oft mehr Gluth für seine Pfeife, als für seine Frau, und trauert zuweilen mehr um die Asche seiner Pfeife als um die Asche seiner Frau, und nicht selten verwechselt er im Ausklopfen Frau und Pfeife. Ich rauche also nicht, sowie starke Gluthen nie rauchen, heiße Suppen am stillsten und die stillsten Mädchen am heißesten sind."

Der höchste bewohnte Ort auf der Erde ist das Dorf Daba in Tibet. Dasselbe liegt auf der Nordwestseite des Himalaya 14,500 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Die Schneeregion beginnt hier erst in einer Höhe von 15,000 Fuß.

Ein sehr geiziger Ehemann schenkte seiner Frau zu ihrem Geburtstage einen Sonnenschirm, sogenannten Knicker. Ueberrascht sich stellend sagte die Frau: „Aber liebes Kind, wozu die unnütze Ausgabe? — Ich bin ja vom ersten Tage meiner Verheirathung an schon mit einem Knicker versehen."

Landwirthschaftliches.

(Mittel wider die Raupen.) Ein kleines Insekt, welches die Natur selbst zur Vertilgung der Raupen bestimmt zu haben scheint, ist die gesellschaftliche Schlupfwespe (ichneumon glomeratus, L.). Sie legt ihre Eier vermittelst des Legestachels in die Raupe. Die erwachsenen Larven kriechen alsdann aus der Raupe, spinnen sich in gelbe Hüllchen ein und verbinden solche in Klümpchen zusammen. Ueber diesen findet man oft eine schon todte oder dem Tode nahe Raupe hängen, hält aus Unkunde die Hüllchen für Raupeneier und zerstöre sie. — Eben dieses Insekt tödtet auch viele der Insekten der Kohlweißlinge. An den Wänden der Häuser findet man daher oft viele von jenen gelben Klümpchen, worüber eine gelbe Kohlraupe hängt. Um also ein Mittel mehr zur Vertilgung dieser den Bäumen und dem Kohle so schädlichen Raupen zu haben, schone man die Brut des genannten Insektes.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in № 155:
Frei. Reif. Feder. Drake. Freier. Friede. Rar. Erde. Friederika.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Bayerische Staatsbibliothek München